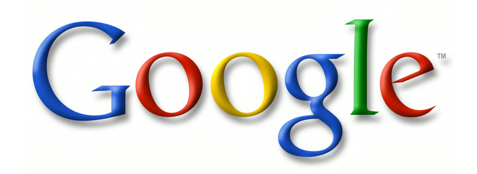
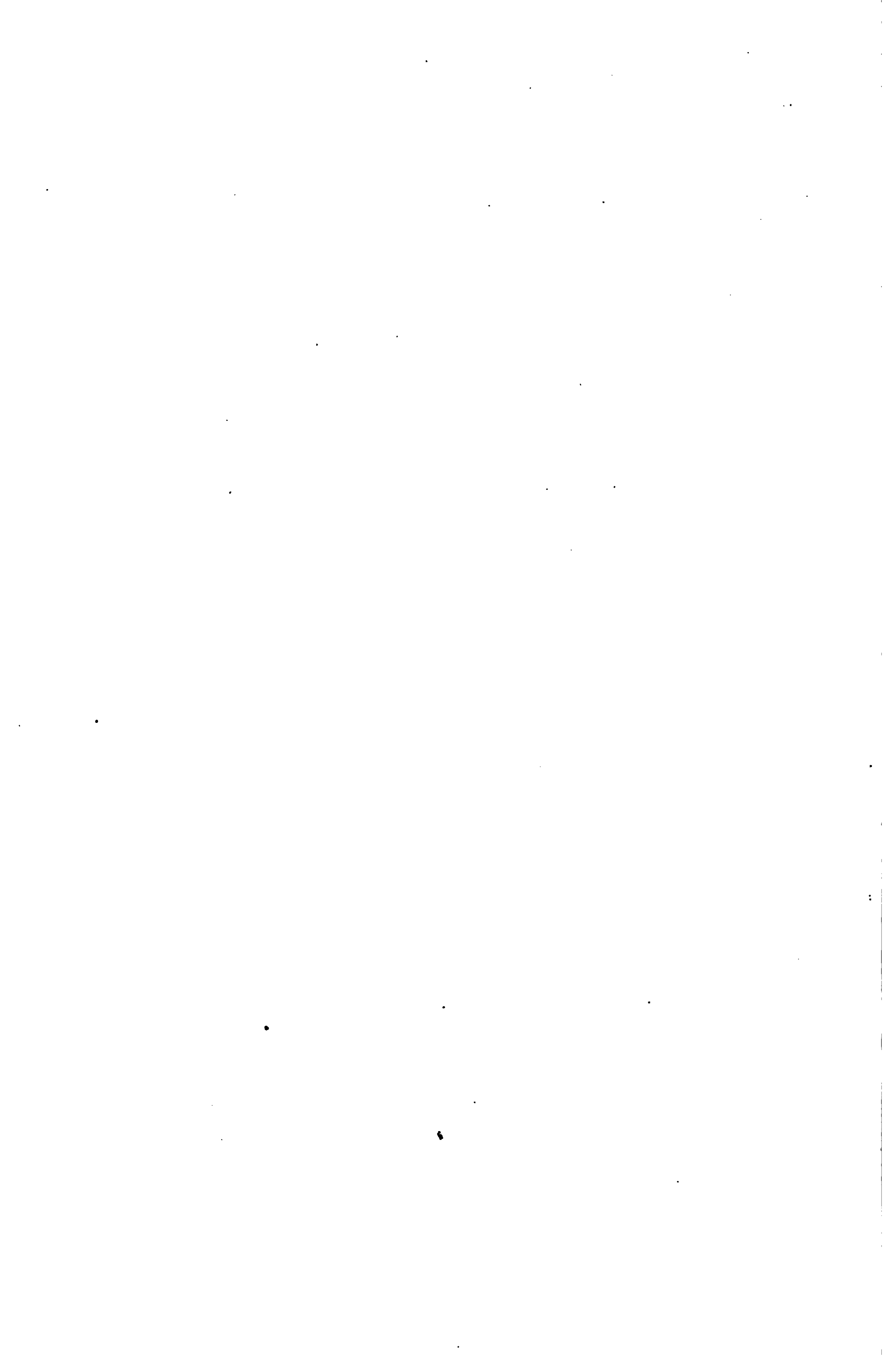





VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY



Preußens
Geschichte in Wort und Bild.

Dritte Auflage.

I.

Preußens
Geschichte in Wort und Bild.

Mit besonderer Rücksicht

auf die Entwicklung von Kultur, Sitte und Geistesleben

in Deutschland.

Für Haus und Schule.

In dritter sehr verbesserter Auflage herausgegeben

von

Ferdinand Schmidt.



Erster Band.

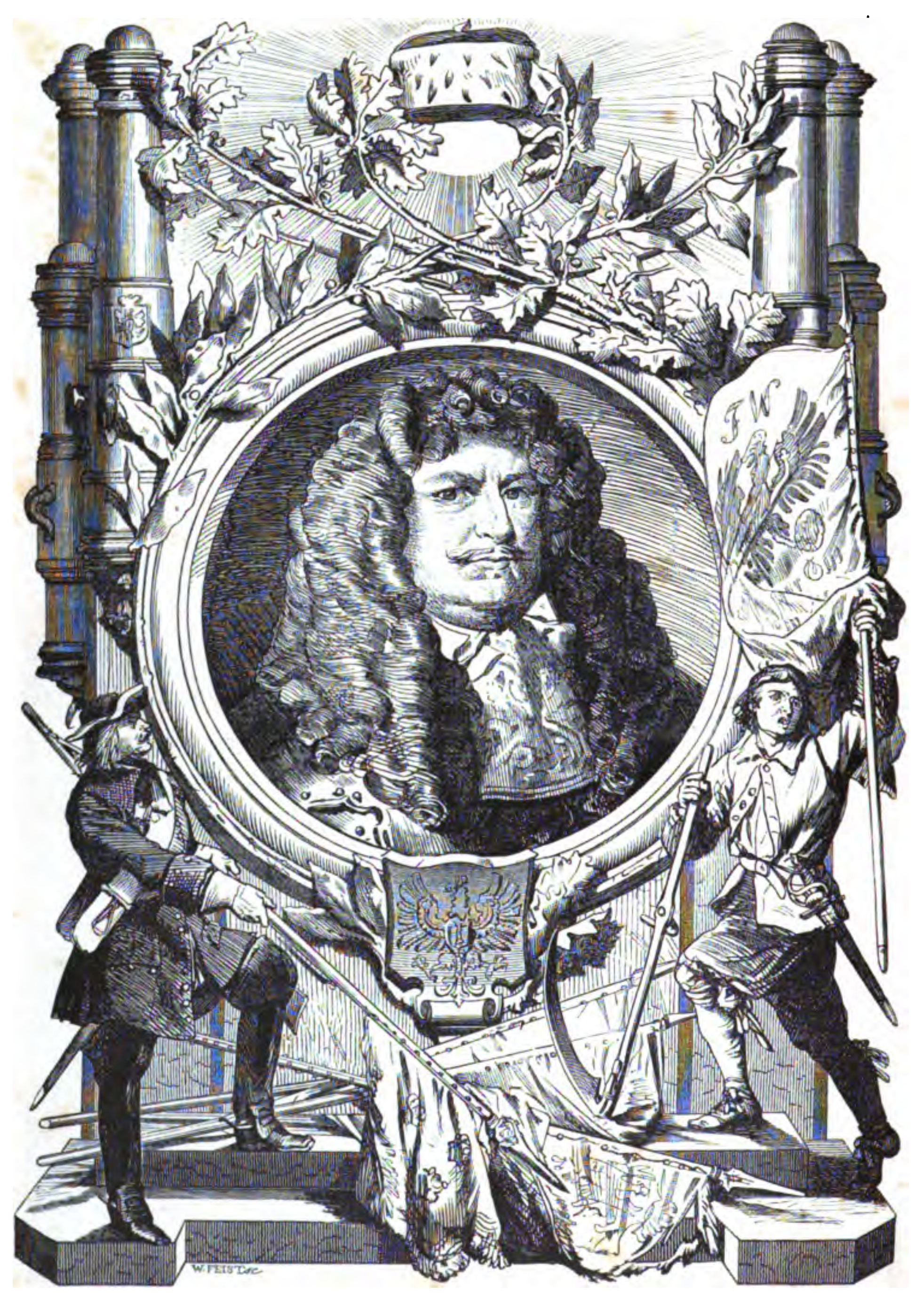
Brandenburgs und Preußens Vorzeit bis zum Tode des Großen Kurfürsten.

Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Tonbildern u. s. w., nach Zeichnungen von L. Burger und Anderen.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1881.



Preußische Geschichte. I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Preußens Geschichte in Wort und Bild. I.

Illustrirte
Geschichte von Brandenburg und Preußen.

Von der Vorzeit

bis zum Tode Friedrich Wilhelm's, des Großen Kurfürsten.

Mit besonderer Rücksicht

auf die Entwicklung von Kultur, Sitte und Geistesleben

in Deutschland.

Von

Ferdinand Schmidt.



Dritte sehr vermehrte Auflage.

Mit 250 Text-Illustrationen und 8 Tonbildern, nach Zeichnungen von Ludwig Burger u. A.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1881.

Einen bessern Bund konnte der preußische Staat nicht schließen, als mit dem auf richtigem Wege sich fortentwickelnden Geiste der deutschen Nation.

Leopold von Ranke.

Seiner Majestät

dem

Könige Wilhelm von Preußen,

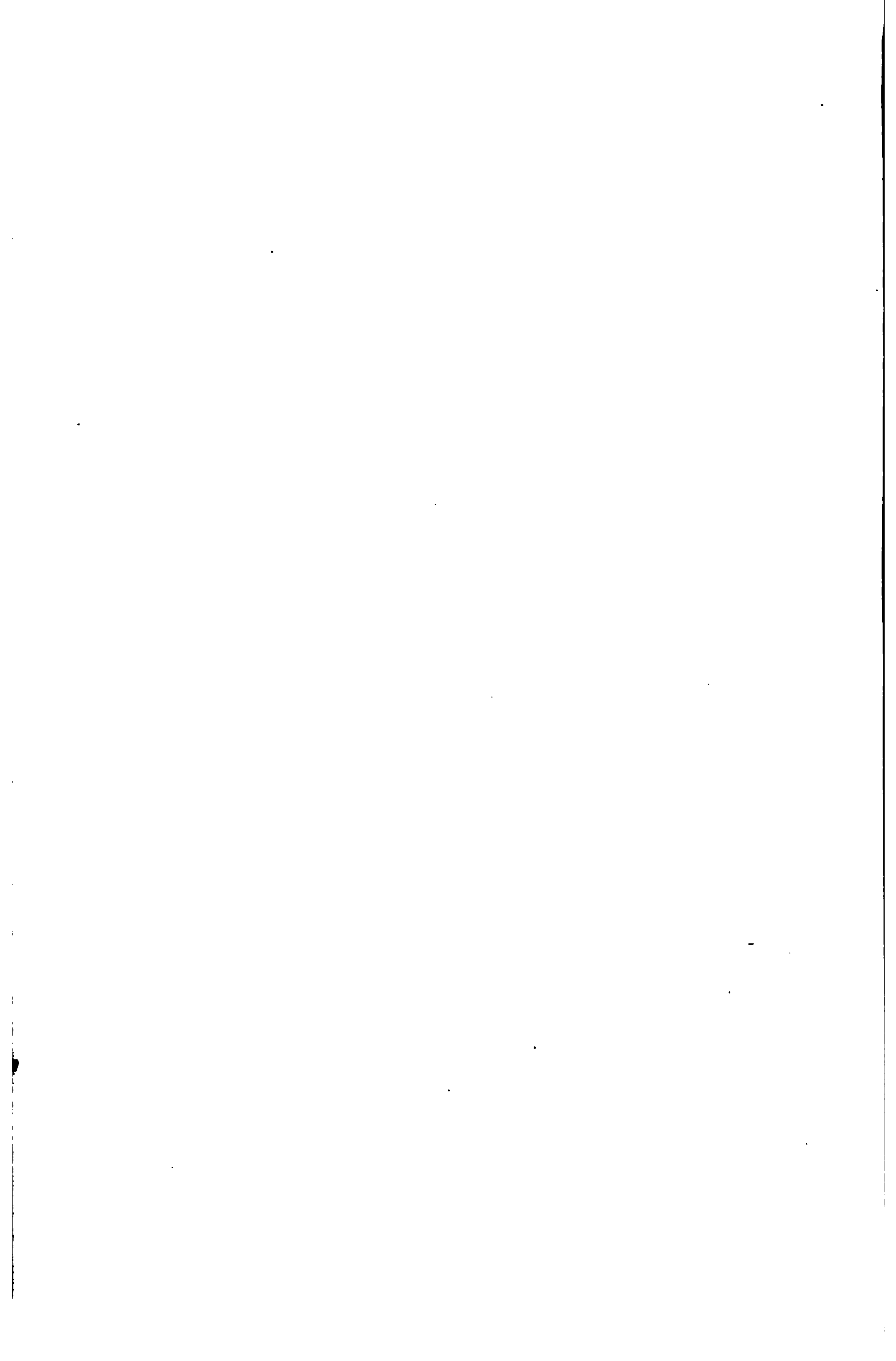
dem ersten deutschen Kaiser

aus Hohenzollern'schem Geschlecht,

ehrfurchtsvoll zugeeignet

vom

Verfasser.



Einführung.

Wenn du deines Volkes Geschichte kennen lernen willst, so mußt du bis in die graueste Vorzeit zurückkehren und mit deinen Betrachtungen bei den Vorvätern beginnen. In ihrer ungebrochenen Naturkraft müssen sie, die Söhne des Waldes, vor deine Seele treten, mit unbefangenen Augen mußt du den naturgroßen Anfang des germanischen Lebens anschauen, das Riesenbild jener großen Zeit in deine Seele aufnehmen. Nur wenn du das thust, Leser, nur dann wirst du den Fortgang der Geschichte zu verstehen vermögen. Der alte Germanengeist tönt und lebt in vielen Klängen und Gebräuchen durch die Geschichte deines Volkes, ja bis in die heutige Zeit hinein. Lerne ihn kennen, seine hellen und seine dunklen Seiten; erwärme dich für jene, pflege sie! Die Schrift der Hünengräber, der verrosteten Schwerter mit ihren geheimnißvollen Zeichen, der Altäre, der Opfersteine — diese Schrift, die wir noch in unserem Lande finden, sie spricht, sie legt heute noch Zeugniß ab über das dahingeschwundene Leben unserer Altvordern. Die Sprache selbst, deine Muttersprache, spricht mehr als den Gedanken der Gegenwart, sie spricht — Geschichte. Niedergestiegen ist die Wissenschaft in ihre Schachte und hat so viel edles Gold zu Tage gefördert, daß wir nun die Vorgeschichte unseres Volkes in ihren wesentlichen Zügen kennen, daß Dichter Jahrhunderte lang Werke der Kunst aus dem Stoffe werden formen können, den die Wissenschaft mit sorgsamer Hand in die Schatzkammern der Geschichte einsammelte.

Wenn je ein Boden geschichtlich geweiht ist, so ist es der der Mark Brandenburg. Hier befand sich in grauer Vorzeit das Bundesheiligthum der Sueven, hier später das der Slaven, die in das von den Semnonen während der Völkerwanderung verlassene Gebiet eingerückt waren. In den darauf Jahrhunderte lang andauernden Kämpfen zwischen den christlichen Deutschen und den heidnischen Slaven wurde, fast buchstäblich, jede Scholle des Landes mit Blut übergossen.

Hier war es, wo zuerst wieder deutsche Männer, noch vor Ablauf des ersten Jahrtausends, festen Fuß faßten, um mit ihren Leibern einen Damm gegen das weitere Eindringen des Slaventhums in Deutschland zu bilden, zum Andern, um Christenthum und Deutschthum und damit höhere Gesittung dem Ost zuzutragen.

Und als dann mit dem Eintritte des fünfzehnten Jahrhunderts das Mittelalter dahinzusterben begann, Brandenburg unter den Bayern und Luxemburgern so herunter gekommen war, „daß es Niemand hat haben mögen", und ein räuberischer Adel aufgewuchert war, der wegelagernd das letzte Mark des Landes aufsog, da ward einem hehren Fürstengeschlechte aus dem deutschen Süden, den Hohenzollern, die Mission, dieses „kränkste Glied des hinsiechenden deutschen Reichskörpers" vor gänzlichem Verfalle zu retten.

Was die Hohenzollern hier gethan — die Geschichte hat es mit ehernem Griffel aufgezeichnet. Die Zeit rückt näher, in der das ganze deutsche Volk es erkennen wird, welches Fürstengeschlecht der wahrhafte Hüter seines Hortes schon in jenen schweren Zeiten war!

Die Deutsche Kaiserkrone war inzwischen an das Haus Habsburg gekommen. Unter ihm ging das Deutsche Reich mehr und mehr seinem Verfalle entgegen. Ein ganzes Drittel des deutschen Landes gehörte der Geistlichkeit, deren Haupt im Auslande lebte.

Aber noch war alles Leben nicht zur Erstarrung gebracht; deutscher Geist, deutscher Muth schufen Rettung aus dieser Noth. Ein geistlicher Arminius stand auf — Luther erhob seine Stimme, und sein Wort ging wie ein Mahn- und Siegesruf durch die Welt. Die Bewegung, der dieser Gottesmann Worte gab, war eine religiöse und nationale zugleich. Auf seinen Ruf scharte sich das Volk, dem er die Bibel in deutscher Sprache und mit ihr das erhabenste deutsche Werk darbot, um die Person Christi, von ihm Rettung hoffend aus seiner Herzensnoth.

Von da ab traten die Hauptstadt der Mark Brandenburg, Berlin, und die Hauptstadt der habsburg-österreichischen Ländergebiete, Wien, als die entgegengesetzten Pole in Deutschland auf. Das Haus Habsburg nahm den Kampf gegen die Reformation auf und suchte in dem brudermörderischen Dreißigjährigen Kriege die Stimme der Wahrheit in Strömen Blutes zu ersticken. Wiederum ward Brandenburg an den Rand des Verderbens gebracht. Als der Krieg, Hunger, Seuchen und endlich beträchtlicher Länderverlust die Bevölkerung des Deutschen Reiches bis auf 4—5 Millionen Seelen — allein Bayern zählt heute eine größere Einwohnerzahl — vermindert hatten, sank der römisch-habsburgischen Partei vor Erschöpfung das Schwert aus der Hand, und sie ließ es zum Westfälischen Frieden kommen — freilich mit dem stillschweigenden Vorbehalt, den Kampf zu gelegener Zeit wieder aufzunehmen, um dann nicht eher zu ruhen, bis der Protestantismus in dem Deutschen Reiche vernichtet sein würde, wie er es in den österreichischen Erbländern bereits war.

Die Gefahr für die deutsche Sache war somit immer noch groß. Oesterreich verfügte über eine bedeutende Hausmacht und konnte bald neue Heere aufbieten; dagegen war das protestantische Deutschland getheilt, und die Bekenner der beiden sich gegenüberstehenden Bekenntnisse, Lutheraner und Reformirte, machten einander das Leben so sauer wie möglich. Es kam darauf an, ob sich ein protestantisch-deutsches Fürstenhaus zum ebenbürtigen Gegner Oesterreichs aufschwingen würde. Die Mark Brandenburg war fast zur Wüste geworden; die habsburgische Partei erkannte in ihrer Verblendung nicht, wie sehr sie sich selbst anklagte, wenn sie, ein von anderer Seite gefallenes Spottwort aufnehmend, die Mark „des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse" nannte.

Doch der große Hohenzoller, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den die Nachwelt dankbar den Großen genannt hat, war schon auf der Weltbühne erschienen, und als er nach einer nicht hoch genug zu preisenden Wirksamkeit, die zum Heile Brandenburgs und Deutschlands fast ein halbes Jahrhundert währte, sein Haupt zur ewigen Ruhe niederlegte, war es erkennbar geworden, daß der neu erwachte Geist in Brandenburg eine feste Stätte gefunden hatte. Der brandenburgische Adler war das Symbol des sich verjüngenden Deutschlands geworden.

Wahrlich, das wunderbare Schauspiel des Emporsteigens des nicht lange vorher dem gänzlichen Verfalle nahegebrachten Kurfürstenthums Brandenburg zu einem Königthum und zu einer europäischen Großmacht war nur möglich, weil die Hohenzollern opferfreudig für den Kampf um die gefährdeten Güter des deutschen Volkes eingetreten waren.

Und handelte es sich nicht auch in dem Riesenkampfe, den Friedrich der Große zu führen hatte, im innersten Grunde ebenfalls um etwas ganz Anderes, als das ist, was sich dem Blick äußerlich darbietet? Die schlesischen Fürstenthümer, unrechtmäßiger Weise seit langer Zeit dem Hause Hohenzollern vorenthalten, gaben nur die äußere Veranlassung zu dem Wiederausbruche des Kampfes zur Befreiung Deutschlands aus der Knechtschaft der römisch-habsburgischen Politik. Das Haus Habsburg wähnte im achtzehnten Jahrhundert nachholen zu können, was durchzuführen ihm im vorhergegangenen Jahrhundert nicht hatte gelingen wollen, und rief zum Kampfe gegen Friedrich den Einzigen das Ausland, Frankreich, Rußland und Schweden, herbei, um Theil zu nehmen an der Vernichtung des größten deutschen Fürsten, indem es zugleich für die Theilnahme an der beabsichtigten Unthat jenen Mächten deutsche Landesgebiete als Beute darbot.

Dennoch ging der unvergleichliche Held, der über ein Ländchen von kaum fünf Millionen Einwohnern gebot, und dessen Gegner Völkerschaften regierten, die zusammen fünfundneunzig Millionen Seelen zählten, siegreich aus dem Kampfe hervor.

Wir leben der Zeit jener Ereignisse noch zu nahe, unser Blick wird noch zu sehr von Einzelheiten getrübt, die nebenher gingen, als daß der Kern der Sache, um die es sich im Grunde handelte, schon die rechte Würdigung finden könnte. — Alle Klarschauenden erkennen, daß des alten deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit nur wiedergewonnen werden kann, wenn im Lichte der Gewissensfreiheit das Werk der Verjüngung der deutschen Nation vollendet wird.

Leser, du erkennst es, daß du es hier nicht mit einem Preußen zu thun hast, dessen Wunsch es ist, sein engeres Vaterland solle sich die übrigen deutschen Länder gleichsam „ins Haus schlachten", um, im Abfalle von dem nationalen Geiste, ein Preußen von noch größerer Quadratmeilenzahl zu gründen; nein Leser, der diese Zeilen schreibt, ist ein Preuße, den ein ernster Einblick in die Geschichte seines weiteren und namentlich in die seines engeren Vaterlandes zu einem deutschen Manne gemacht hat, und der nur Heil für Gesammt-Deutschland sieht, wenn die lichtumflossenen Banner seines Fürstenhauses — ob mit Veränderung der Landkarte, oder nicht — schützend über ganz Deutschland wehen. Leider stehen sich, wie vormals Hohenzollern und Habsburg, in Nord- und in Süddeutschland, gleich feindlichen Brüdern, Katholizismus und Protestantismus gegenüber*). Dennoch bleibt zu hoffen, daß dieser Zwiespalt in der Stunde der Gefahr eine Einigung des Volkes zu einem Rufe nicht verhindern wird**).

Wahrlich, nur ein geistiges und leibliches Heldenthum seltenster Art konnte Preußen zu Dem machen, was es heute ist. Und diese an großartigen Ereignissen so reiche Geschichte, deren Anfang, einem lebendigen Quell vergleichbar, in grauer Vorzeit liegt, deren Fortgang mit den ernstesten Fragen der Menschheit verknüpft ist und sie in hervorragender Weise zur Entscheidung bringen hilft; in deren Verlaufe Gestalten auftreten, wie sie erhabener weder die Geschichte Roms noch die Griechenlands aufzuweisen hat; — diese Geschichte, die heute in breiter Strömung dich, Leser, selbst mit deinem Leben und Streben auf ihren Wogen trägt — sie ist verhältnißmäßig noch so wenig bekannt!

Fern ist mir die Anmaßung, als Forscher auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte auftreten zu wollen. Denen vielmehr habe ich mich zugesellt, die das von unseren Gelehrten mit unermüdlichem Fleiße aufgespeicherte Gold in gangbare Münze umzuprägen bestrebt sind, damit es Gemeingut werde. Dankbar werde ich in einem Nachworte die große Zahl von Quellenschriften nennen, die meiner Arbeit zu Grunde liegen.

Tritt nun, Leser, mit mir in die den Lebenden ferne Zeit, in die heiligen Hallen der Geschichte deines Volkes!

Der Verfasser.

*) Es ist dies vor anderthalb Jahrzehnten geschrieben.
**) Was sich auch im glorreichen Jahre 1870 auf 1871 bethätigt hat.

Einführung zur dritten Auflage.

Sechzehn Jahre sind verflossen, seitdem der Verfasser obiges Einführungswort schrieb, und der Leser wolle es ihm zugute halten, wenn er im Hinweis auf jenes Wort eingesteht, einige Genugthuung darüber zu empfinden, daß er sich der Reihe der Männer als zugehörend betrachten darf, deren heißes und in offenen Darlegungen zum Ausdruck gelangtes Wünschen auf das politische Ziel gerichtet war, das heute erreicht ist: die nationale Einheit Deutschlands. Dem auf diese Einheit zielenden Verlangen, das in Rede, Lied und Schrift tausendfältig sich in unserem Volke kundbar machte, ist in neuester Zeit, wie der Donner dem Blitz, der Donner von Thaten gefolgt, die das längst von Vielen Ersehnte zur Vollendung führten.

Der Weg zu diesem Ziele geht durch einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten. Vorbereitet wurde er von Heroen unseres Volkes, von Fürsten, Staatsmännern und Feldherren.

Unter den preußischen Fürsten ragen als Helden des Erlösungskampfes aus der nationalen Zerrissenheit hervor im siebzehnten Jahrhundert der Große Kurfürst, im achtzehnten Jahrhundert Friedrich der Große. Ihr nicht hoch genug anzuschlagendes Wirken schuf in dem preußischen Staat den Krystallisationskern für das neue Deutsche Reich, der in neuerer Zeit seine Kraft in den Befreiungskämpfen von 1813—1815 bewährte. „Der Geist, der die Preußen hat angerührt, der hat es vollführt!" —

Preußen war der Befreier Deutschlands geworden, und es hatte sich damit das Recht erworben, fortan der Führer Deutschlands zu sein.

Da thaten sich noch einmal Oesterreich und die kleinen deutschen Staaten zusammen, und es gelang ihnen, da sie an Rußland, Frankreich und England Verbündete fanden, Preußen um die Früchte seiner heldenmüthigen und opferreichen Anstrengungen zu bringen. Nicht nur erhielt Preußen bei der Neuordnung der europäischen Gebietsverhältnisse die denkbar schlechtesten Grenzen, sondern es ward auch einer Bundesverfassung untergeordnet, die mit zu dem Zweck erdacht war, es niederzuhalten. Diese heillose Bundesverfassung, der „Bundestag" genannt, ward für Preußen zu einem brennenden Nessusgewande, aus dem es später geläutert hervorging, das ihm also schließlich doch nicht, wie seine offenen und heimlichen Feinde es gewünscht, zum Unsegen diente. — Im Jahre 1848 unter der Zustimmung der Regierungen vom Volke verworfen, ward der Bundestag von Preußens Widersachern noch einmal zu dem Zwecke aufgerichtet, für Oesterreich die Herrschaft über Deutschland zurück zu gewinnen.

Zehn Jahre nachher — und es war der gewaltige Staatsmann in Wirksamkeit getreten, der Kraft und Willen in sich fühlte, den Bundestag in tausend Scherben zu zerschlagen und damit nicht nur Preußen, sondern das gesammte Deutschland von einem Joche zu befreien: der damalige Landedelmann Otto von Bismarck.

Wie man redet von Karl dem Großen und seinen Paladinen, so wird einst geredet werden von dem Preußenkönige Wilhelm I. und den von ihm berufenen Staatsmännern und Heerführern: Bismarck, Moltke, Roon, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Prinzen Friedrich Karl und anderen Helden der königlichen Tafelrunde. Mit dem Beginn der Regierung des Heldenkönigs Wilhelm I. war die Zeit der Erfüllung der nationalen Hoffnungen angebrochen.

Im Jahre 1864 erfolgte die Befreiung Schleswig-Holsteins von der Dänenherrschaft. Zwei Jahre später, 1866, wurde in einem siegreichen Kampfe die Habsburgische Macht zu ihrem eigenen Heile aus Deutschland hinausgedrängt, der „Norddeutsche Bund“ unter Führung Preußens errichtet, Süddeutschland veranlaßt, Schutz- und Trutzbündnisse mit Norddeutschland einzugehen.

Schwere Wunden schlägt der Krieg einem Volke, selbst wenn es siegreich ist; aber verderbliche Vorurtheile, die in einem Volke Macht gewinnen, können für dasselbe hundertfach unheilvoller werden, weil sie geeignet sind, es in Schwäche und Siechthum versinken zu machen. So war es in Deutschland vor den beiden Kriegen 1864 und 1866 gewesen. Im Innern zerklüftet, vom Auslande mißachtet — das war die Lage, in der Deutschland sich befand. An der Spitze Deutschlands stand Oesterreich, eine zu ihrem bei weitem größeren Theile über eine nichtdeutsche Bevölkerung gebietende Macht. Regte sich Preußen, der Staat, in welchem vorherrschend die Verjüngung der deutschen Nation sich vollzog, zu Gunsten der deutschen Sache, so hatte es Oesterreich und die deutschen Kleinstaaten gegen sich. Schon im Jahre 1848 war unter Friedrich Wilhelm IV. von Preußen der Versuch gemacht worden, Schleswig-Holstein vom dänischen Drucke zu befreien. Es mußte, da es sich nicht nur von Rußland und England, sondern auch von Oesterreich bedroht sah, damals seinen Versuch aufgeben. Und als Preußen nicht lange darauf dem nationalen Zuge durch Gründung eines Norddeutschen Bundes Rechnung zu tragen sich anschickte, da ward Rußland von Oesterreich ins Bündniß gezogen, und über Preußen kam die Schmach von Olmütz.

All diesem Unheile gegenüber wirkte der Krieg von 1866 wie eine Erlösung. Die Leistungen des preußischen Heeres gingen noch weit über Alles hinaus, was die meisten Vertrauenden von ihm erwartet hatten. Sieben Tage genügten, den Kern der österreichischen Streitmacht zu zertrümmern.

Und doch war weit Größeres noch erreicht als das, was im ersten Augenblicke äußerlich sich zeigte und den Sinn gefangen nahm: es war der berghohe Wust von Vorurtheilen, die seit dem Wiener Kongreß Metternich und seine Anhängsel am Bundestage und die vielfach feile Presse unter den Bevölkerungen der Kleinstaaten gegen Preußen erweckt und genährt hatten, niedergeworfen und zersprengt worden. Wie Schuppen war es jenen Bevölkerungen von den Augen gefallen, als sie das Preußenvolk gegenüber der eigenen Heermacht und der Heermacht Oesterreichs unaufhaltsam auf seiner Siegesbahn vorschreiten sahen und ihnen die Nöthigung sich aufdrängte, das Hüben und Drüben mit einander zu vergleichen. In der Leistungsfähigkeit des preußischen Heeres trat ihnen das Ergebniß pflichttreuer Friedensarbeit klar vor Augen, und dieses war ein gänzlich anderes, als es sich nach den Darlegungen verlogener Preßstimmen hatte erwarten lassen. Begann sich doch auch damals schon in Oesterreich eine veränderte Anschauung bemerkbar zu machen. Auch im Auslande klärte sich das Urtheil über das preußische Volk, und die Auslassungen der ausländischen Presse vollendeten die Preußen günstige Umwandlung in den Bevölkerungen Oesterreichs und der Kleinstaaten. Ein weiteres Ergebniß jenes glorreichen Feldzuges, und wahrlich nicht das geringste, bestand darin, daß auch der Bann, unter dem eine starke Partei in Preußen gestanden, und unter dem sie die vorzügliche Wehreinrichtung, ein Werk König Wilhelm's, bekämpft hatte, gebrochen worden war.

Gewinn auf allen Seiten innerhalb und außerhalb des Reiches!

Dieser Umstand aber erweckte in Frankreich, nachdem die „Beklemmung“, die der Sieg Preußens hervorgerufen hatte, gewichen war, den Entschluß, sich der Vollendung des Einheitswerkes, auf welches die in Deutschland entstandene Bewegung hinzielte, entgegen zu werfen. An alle bösen Geister des In- und des Auslandes appellirend, stürzte sich Frankreich blind in einen Krieg mit Preußen. Dieser Krieg führte jedoch zu einem gänzlich anderen Ergebniß, als Frankreich gehofft hatte. Deutschland stand mit einem Schlage einig da. Es war, als ob das Weihewort unsers großen Nationaldichters: „Wir wollen sein ein

einig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr" plötzlich in Aller Herzen zu neuer Glut erwacht sei. Vergebens hatte Frankreich den Versuch gemacht, die deutschen Südstaaten auf seine Seite zu ziehen. Es gelang ihm nicht einmal, ein Bündniß mit Oesterreich zu Stande zu bringen, das doch kurze Zeit vorher so tief durch Preußen gebeugt worden war. — „Unsere alte Wunde, die von 1866", sagte die bedeutendste der österreichischen Zeitungen, „brennt, die Erinnerung dessen, was Preußen uns damals anthat, verläßt uns nicht; aber wir stehen mit unseren Sympathien auf Seiten Deutschlands." Das war der Ausdruck der in Oesterreich herrschenden Stimmung. Damals schon traten Merkzeichen dafür auf, daß in nicht zu ferner Zeit Deutschland und Oesterreich einander die Hand reichen würden.

Schulter an Schulter standen die deutschen Stämme des Nordens und Südens, wetteifernd mit einander im Kampfe gegen Frankreich, das seit Jahrhunderten Deutschland zu berauben getrachtet und es auch vielfach beraubt hatte. Der siegreiche Kampf, in welchem alle deutschen Stämme sich in gleich rühmlicher Weise auszeichneten, befestigte das neugeschlungene politische Einheitsband, und im Angesichte des von einem eisernen Gürtel eingeschlossenen Paris, zu Versailles, dem Orte, in welchem so viele und arge Ränke gegen Deutschland ersonnen worden waren, ward auf Antrag des Königs Ludwig II. von Bayern und unter Zustimmung der übrigen Fürsten und des Reichstages der Oberfeldherr des deutschen Heeres, der greise Heldenkönig Wilhelm I., zum Kaiser von Deutschland proklamirt.

Welch eine Wandlung! Was müßte man von einem Geschlechte denken, dem es an Sinn fehlte, einen geschichtlichen Vorgang solcher Art nach seiner innersten Bedeutung zu würdigen! — Prophetische Worte und Klänge aus älterer Zeit wurden wach und wahr.

„Wie wird's euch sein, ihr deutschen Lande,
Wenn dann das Heer in Karl's Gewande
Den Kaiser wieder krönt?"

So hatte der edle Max von Schenkendorf gesungen, dessen Dichterherzen auch das Wort entströmt war:

„— — Reich an Ehren, reich an Demuth und an Macht;
So nur kann sich recht erküren unsers Kaisers heil'ge Pracht."

Eine germanische Heldensage berichtet von dem alten Waffenmeister Hildebrand, der seinen längere Zeit entfernt gewesenen Sohn zum Schwertkampfe mit ihm reizte, und der sich, nachdem der Sohn, der den Vater in seinem Eisenkleide nicht kannte, den Kampf angenommen hatte, der wuchtigen Schwertschläge, die er empfing, freute und, obgleich fast auf den Tod verwundet, den Sohn herzlicher denn je in seine Arme schloß. Aehnlich erging es mit Altdeutschland und dem jungen preußischen Staate. Gerade um seiner Tüchtigkeit willen wurde letzterer von den Bevölkerungen der älteren deutschen Staaten, die ihn zum Kampfe genöthigt hatten, nachdem ihnen die Beweisführung seiner Tüchtigkeit schmerzhaft genug gewesen war, werth geachtet, und die neue Verbindung ward stärker und inniger, als es die Verbindung vor der Zeit der Entfremdung gewesen war.

Die Jahre der Kämpfe sind für das deutsche Volk Jahre der Befreiung im umfassendsten Sinne des Wortes gewesen: Allen, die heldenmüthig gerungen, den Siegern wie den Besiegten, den Lebenden wie den Todten, gebührt Anerkennung und treues Angedenken. Großes verdankt ihnen das lebende Geschlecht. An Stelle der Zwietracht ist das Empfinden der Gemeinsamkeit getreten, an Stelle der Zerklüftung und der mit ihr verbundenen Schwäche Einheit und Stärke, an Stelle der Mißachtung des Auslandes die Achtung. Deutschland steht in einer Machtherrlichkeit da, wie nie vordem. Und zwischen Deutschland und Oesterreich ist, begrüßt von allen Patrioten hüben und drüben, in unseren Tagen eine Verbindung zu Stande gekommen zu gegenseitigem Schutz und zur Förderung der einem jeden der beiden Staaten auf Grund seiner historischen Entwicklung für ihn sich ergebenden besonderen Aufgabe. So hat die Lösung Oesterreichs aus seiner Zwitterstellung auch für

dieses sich von Segen erwiesen, indem es nun, seitdem seine Nebenbuhlerschaft mit Preußen ein Ende genommen, und von ihm die historische Berechtigung Preußens zur Führerschaft Deutschlands ganz und voll anerkannt worden ist, an dem mächtig erstarkten Deutschen Reiche einen zuverlässigen, seine auf den Osten hinweisende Mission unterstützenden Verbündeten gefunden hat.

Wahrhaftigkeit ist das erste Erforderniß für Den, der es unternimmt, geschichtliche Stoffe zu behandeln. Aus solchen Darstellungen lernt auch der ehrliche Gegner, während Darstellungen, geschrieben von Verfassern, die ihre Gesinnung verleugnen, indem sie unter der Allerweltsflagge segeln, nach allen Seiten hin schädigend wirken. Durch grelle Farbenauftragung den Fanatismus zu erwecken, ist ein verderbliches Thun; aber das Gewissen einer Nation, namentlich aber ihres jüngeren Geschlechts, einschläfern zu helfen, ist noch verwerflicher, und es werden die Vertreter und Förderer dieser Richtung, möge es ihnen immerhin durch ihr Vorgeben, den religiösen und politischen Fragen gegenüber „den Standpunkt der Objektivität“ einzunehmen, für den Augenblick gelingen, zu täuschen, bald genug von allen ehrlichen Parteien des deutschen Volkes, das allezeit, wie kein anderes, das Kleinod des Gewissens zu wahren bestrebt war, mit Verachtung bestraft werden. — Der Wahrhaftigkeit in obiger Richtung habe ich mich auch in diesem Werke befleißigt.

Schließlich fühle ich mich gedrungen, dem Herrn Franz Otto, meinem verehrten Mitarbeiter an dem Kaiser Wilhelm-Buche, öffentlich meinen Dank dafür auszusprechen, daß er mir in Bezug auf die Wahl der Stoffe für Erweiterungen, die sich für die neue Auflage als wünschenswerth herausstellten, mit in reicher Erfahrung wurzelnden Rathschlägen treu zur Seite gestanden hat, wie ich auch hervorzuheben nicht unterlassen darf, daß ein guter Theil der Erweiterungen, namentlich der kulturhistorischen, von seiner bewährten Feder herrührt.

Möge denn dieses Buch nach seinem bescheidenen Theile dazu beitragen helfen, die Kenntniß des Werdens und Wachsens des Preußischen Staates innerhalb seines Mutterlandes Deutschland zu verbreiten und die patriotische Glut zu unterhalten, die zu pflichttreuer Friedensarbeit, wie auch, sobald dem Vaterlande Gefahr droht, zu opferreichen Thaten antreibt!

Berlin im Sommer 1880.

Ferdinand Schmidt.

Verzeichniß der Tonbilder.

☞ Der Abtheilungstitel zur zweiten Abtheilung des zweiten Theiles gehört zwischen die Seiten 512 und 513.

Inhaltsverzeichniß
der
Illustrirten Geschichte von Preußen.
Erster Band.

Erster Theil.
Der Mark Brandenburg Urzeit bis zu den Luxemburgischen Markgrafen.

Erstes Buch.
Die Urzeit.

Zweites Buch.
Kämpfe der Deutschen und Wenden (bis 1134).

Drittes Buch.

Gründung der Mark Brandenburg.

Die Askanier oder die Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Anhalt.

Viertes Buch.

Brandenburgs Verfall unter den bayerischen und luxemburgischen Markgrafen.

Sechstes Buch.

Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Siebentes Buch.

Kulturgeschichtliche Umschau.

Zweite Abtheilung. Brandenburg und Preußen unter dem Großen Kurfürsten.

Achtes Buch.

Friedrich Wilhelm's I. Wirken bis zum Westfälischen Frieden.

Neuntes Buch.

Vom Westfälischen Frieden bis zum Ausgang des schwedisch-polnischen Krieges.

Zehntes Buch.

Gegen Frankreich und Schweden.

Elftes Buch.

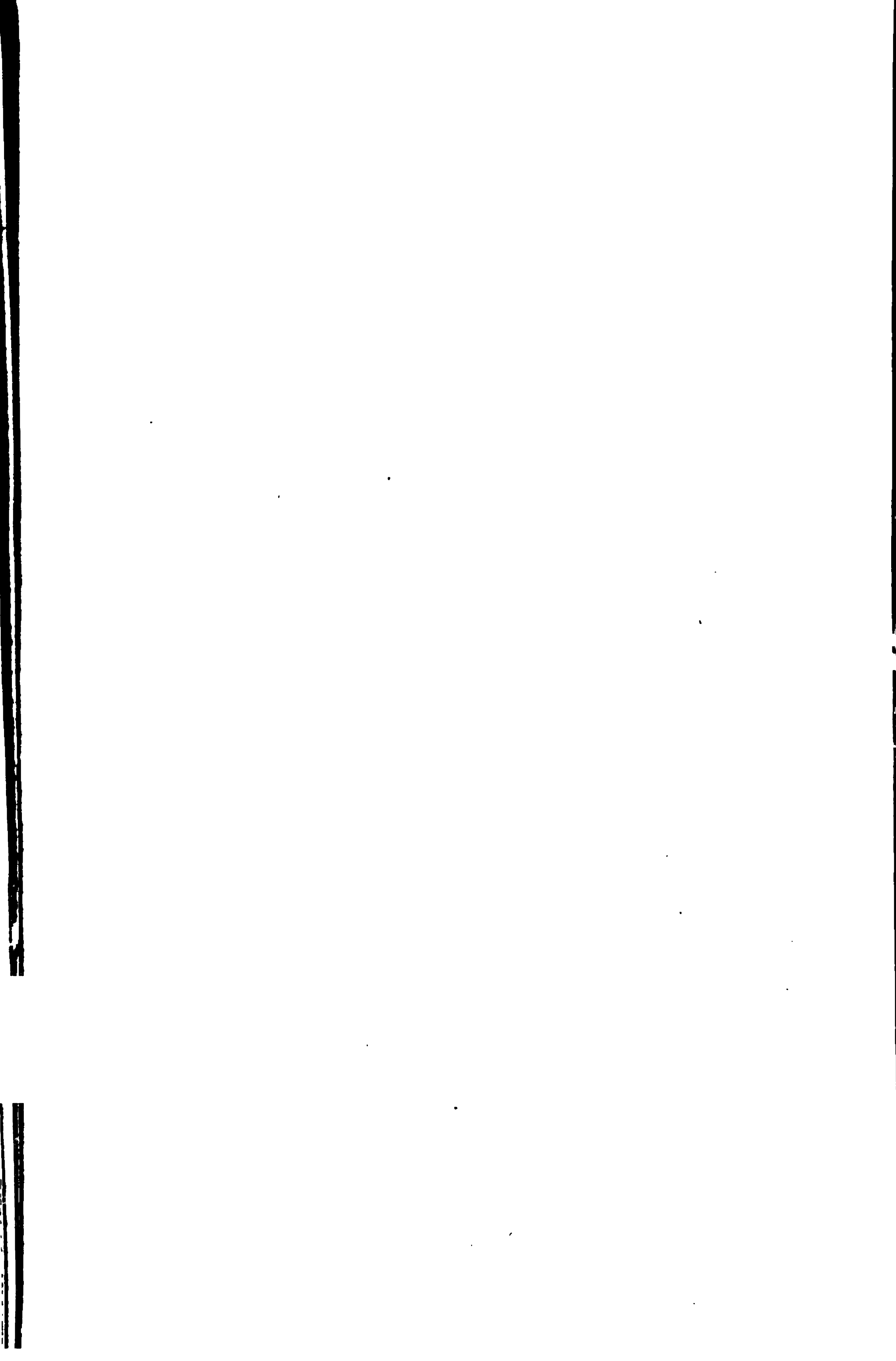
Gesegnetes Wirken nach innen, erhöhtes Ansehen nach außen.

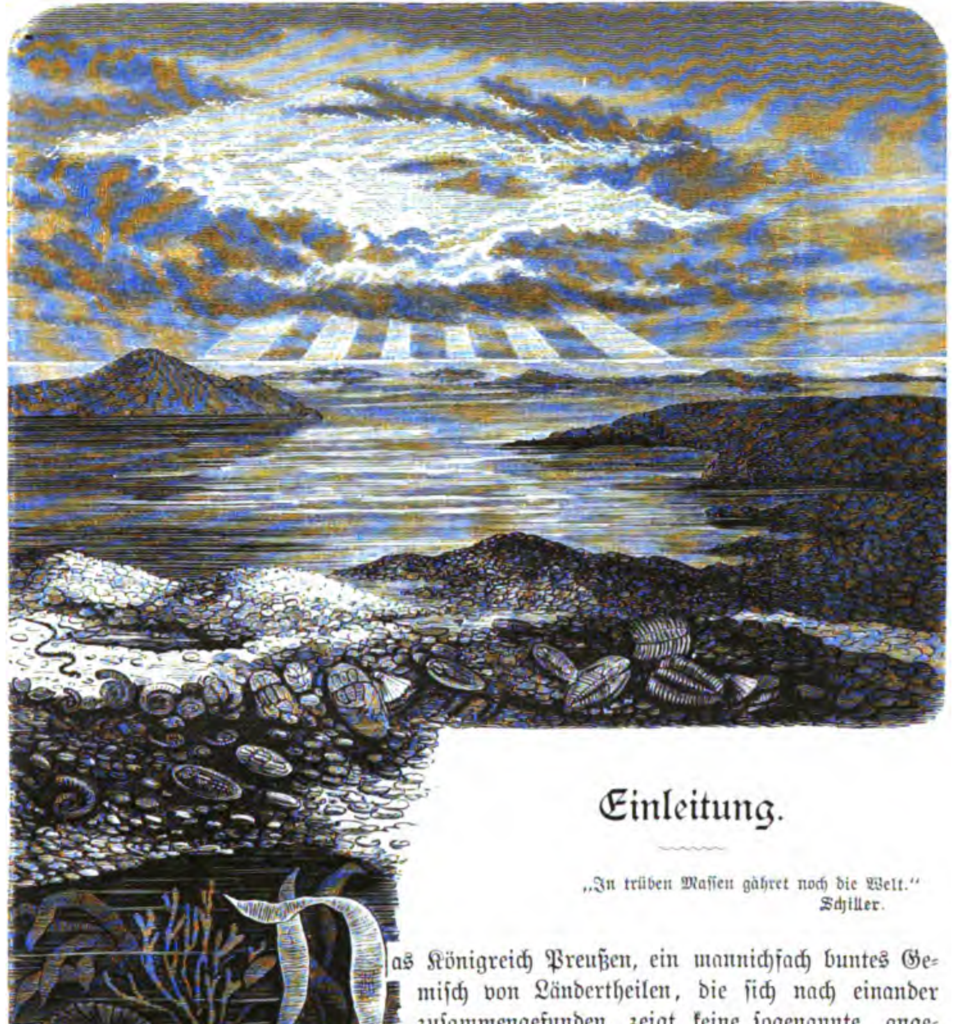
Zwölftes Buch.

Friedrich Wilhelm's letzte Lebenszeit.



ERSTER BAND.
DER MARK
Brandenburg
URZEIT.
bis zu den
LUXEMBURGISCHEN
MARKGRAFEN
BURGER





Einleitung.

„In trüben Massen gähret noch die Welt."
Schiller.

Das Königreich Preußen, ein mannichfach buntes Gemisch von Ländertheilen, die sich nach einander zusammengefunden, zeigt keine sogenannte „angestammte" innere Zusammengehörigkeit. Ehe wir zur Geschichte des Landes übergehen, empfiehlt es sich, zuvor dessen äußeren Charakter, seine Bodenverhältnisse und die Zustände seiner ältesten Bevölkerung in Betracht zu ziehen.

Der Mensch haftet mit seinem Thun gleichsam mit vielen tausend Wurzeln in dem Boden, den er bewohnt, so daß selbst da, wo die geschichtlichen Urkunden auf die Fragen des Forschers stumm bleiben, diesem eine Prüfung des Bodens Anhaltspunkte bietet für die Erkenntniß der frühesten Schicksale seiner Bevölkerung.

Der Boden bedingt die Abgrenzung, die Beschäftigung und die Sitten der einzelnen Volksstämme; wir haben, wollen wir ein möglichst richtiges Bild der Bewohnerschaften gewinnen, den Boden, die Gebirgszüge, Ströme und Flüsse und die geognostische Beschaffenheit des Landes zu beachten.

„Wer gute geologische Karten besitzt", sagt Bernhard von Cotta in seiner ‚Geologie der Gegenwart', „der wird bald erkennen, daß gerade der geologisch mannichfaltigste Theil Deutschlands zwischen dem Erzgebirge und dem Rhein auch in politischer und sozialer Beziehung der bunteste ist. Groß ist der Wechsel heterogener, auf Industrie und Bodengestaltung einflußreicher Gesteine. Wie einförmig erscheinen dagegen Preußen, Bayern,

Böhmen und das Erzherzogthum Oesterreich! Dieser sehr mannichfaltige Bau, der für die Einheit Deutschlands jedenfalls sehr ungünstig war und noch ist, hat nicht wenig beigetragen zur geistigen Durcharbeitung, Schmiegsamkeit und Vielseitigkeit unserer Nation, aber eben so auch zum Mangel an Einheits- und Nationalgefühl."

In der geognostischen Bodengestaltung unseres Vaterlandes ist ihm von vornherein sein politisches Schicksal vorausbestimmt; in jenen einförmigen, Oesterreich und Preußen eigenartigen Strecken sind die Einflüsse gekennzeichnet, welche auch in dem politischen Leben unseres Volkes vorwiegend zur Geltung kamen. Im Gegensatz zu dem bunten Wechsel der Gesteine in Mitteldeutschland stellt das große norddeutsche Tiefland, bewohnt von einem nach Charakter und Sitte fast durchweg einheitlichen Menschenschlage, den großen Kern dar, nach welchem alle Einheitsbestrebungen hinarbeiten. Eines Ursprungs hinsichtlich der geologischen Entstehung, ist auch hier der Boden fast durchweg der gleiche; gleichmäßig theilt er seine Gaben aus, und gleichmäßig spornt er den Menschen zum Fleiße an.

Der gesammte, dem norddeutschen Tieflande angehörige Theil des Königreichs Preußen, Altpreußen, die Provinzen Sachsen, Hannover und Schleswig-Holstein — ein Gebiet, das sich von Bonn bis an den Zuidersee, vom Teutoburger Wald bis ans Meer, von der äußersten Abdachung des Erzgebirges bis an die Ostsee erstreckt, stellt ein großes wagerechtes Geschiebe dar und zeigt sich theils als Bruch und Moor, als Infusorien-, Kies- und Kalk-lager, theils als fetter Marschboden und fruchtbares Land. Schon in den allerfrühesten vor-historischen Zeiten hatte das gesammte norddeutsche Tiefland einerlei Schicksal. Zahlreiche erratische Blöcke (Findlinge) — Grauwacke und Granit — die in der Eiszeit auf Schollen von den Gletschern Skandinaviens hernieder kamen, sind beredte Zeugen aus einer Zeit, in welcher der größte Theil Norddeutschlands ein großes Meer war, dessen südliche Ufer wir bei Bonn, Magdeburg, Halle, Leipzig zu suchen haben. Wol hundert Meter unter der Meeres-fläche lag die Stelle, auf welcher Berlin erbaut ist.

Erst nach unendlich langer Zeit verschwanden die Fluten dieses Meeres, langsam gruben die Flüsse und Ströme sich ihr Bett, ausgedehnte Sümpfe und nicht minder umfangreiche Sandwüsten (Reste der letzteren finden wir heute noch in der Mark Brandenburg) blieben als Zeugen jener Ueberschwemmung zurück. Die Terrassen, welche sich an vielen Stellen der Flußläufe der norddeutschen Ebene vorfinden, sind Anzeigen eines früher abweichenden Zustandes sämmtlicher größerer Wasserrinnen, und ihre weite Verbreitung hat zur Unter-scheidung eines älteren Alluviums und eines jüngeren hingeführt. Dem Sande der älteren Alluvialbildung, welchen man mit Thalsand bezeichnet, verdankt die Mark den Namen der „Streusandbüchse des Deutschen Reichs" und den übertrieben schlechten Ruf, welchen ihr Boden genießt. Es hat lange gedauert, ehe der Urzustand mit seiner Wassermenge, den tiefen Morästen und wasserreichen Strömen dem Zustande der Jetztzeit Platz gemacht hat. Nur mit Mühe und nachdem das Pflanzen- und Thierreich bereits mehrere wichtige Phasen seiner Entwicklung durchschritten, konnte sich hier der Mensch eine Heimat gründen: es bevölkerte sich ein fruchtbarer Hügel mit Hütten von Nomaden, an einem Uferrand rammten die frühesten Landesbewohner ihre Pfähle ein und bauten unter dem Schutze des Wassers ihre Niederlassungen. — Leider sind keine oder doch nur sehr wenige Funde vorhanden, aus welchen wir über die Beschaffenheit dieser ältesten Gattung von Wohn-stätten Schlüsse zu ziehen vermöchten. Unzweifelhaft aber bestanden auch an den Ufern der norddeutschen Flüsse jene ältesten Arten menschlicher Wohnungen, ähnlich denen, wie sich heute noch die Malayen in Borneo, die Papua's in Neu-Guinea bauen. Diese Stätten schützten gegen Raubthiere und nachbarliche Feinde und dienten zugleich als Stationen für den Fischfang.

Von den Pfahlbauten jener dunkeln Vergangenheit bis zu den heutigen prachtvollen Palästen Berlins, seinen Magazinen mit den schimmernden Spiegelfenstern — welch ein weiter Weg! — Diesen Weg gilt es jetzt eiligst zu durchwandern.

Spät war es, als die Kultur nach zwei Jahrtausenden ägyptischer und einem Jahrtausend griechischer Bildung in die norddeutschen unwirthlichen Niederungen drang. Obwol einzelne Theile des Landes — wie die Tilsiter Gegend und die Weichselniederung — von ungemeiner Fruchtbarkeit sind, so beanspruchte doch die Natur von den Bewohnern jenes Tieflandes größere Beharrlichkeit und ausdauernderen Fleiß, als dieses in gesegneteren Theilen Deutschlands der Fall war. Hier galt es, Sümpfe und Moore und Wüsteneien in fruchtbaren Acker zu verwandeln und ebenso ungeheure Waldungen auszuroden und urbar zu machen. Nur spärlich vergalt der Boden die Arbeit; Jäger und Hirten, welche diese Landstrecken aufsuchten und die Kargheit der Natur kennen lernten, mochten wol im ständigen Kampfe um die Existenz ermüden, dagegen mußte der harte Kampf auf Diejenigen, die nicht erlahmten, vielmehr der Scholle treu blieben, sich von entsprechender Wirkung erweisen.

So geschah es, daß hier der Mensch ausdauernd, sparsam und verständigen Sinnes ward; er hat — eine Folge der Kargheit des Bodens — nur wenig Bedürfnisse. Bedeutend rege sind bei dem Norddeutschen Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl; ernst und streng, nicht lachend und scherzend wie der leichtlebige Rheinländer, kommt er seinen Obliegenheiten nach. Spät erst kamen die Stämme, welche das norddeutsche Tiefland bewohnen, mit anderen Völkern in Berührung. Nie hat ein Römer seinen Fuß hierher gesetzt; viele Jahrhunderte später als im Rheinlande erschienen hier die ersten christlichen Sendboten. Weniger berührt wurden diese Landestheile von dem Getümmel und Geschiebe der Völkerwanderung, von den zahlreichen Stürmen und Fluten, welche im Laufe der Jahrhunderte über Deutschland dahinbrausten.



Pfahlbau aus vorhistorischer Zeit.

Jene blauäugigen, hochgewachsenen Friesen und Märker erinnern vollständig an das Bild, das Tacitus von einem Stamme unserer Voreltern, den Chatten, entwirft. „Bei diesem Stamme sind härtere Körper, gedrungenere Glieder, drohender Blick, größere Kraft des Gemüths, viel der Ueberlegung und Betriebsamkeit vorherrschend.“ Auch die Gabe der militärischen Zucht und Ordnung rühmt der klassische Schriftsteller unseren Voreltern nach. „Sie setzen sich Erkorene vor, benutzen Gelegenheiten, verschieben den Angriff, theilen den Tag ein, schanzen des Nachts, zählen Glück dem Zufall, Tapferkeit der Gewißheit bei, und welches am seltensten und nur römischer Kriegskunst verliehen, sie bauen auf den Anführer mehr als auf das Heer.“ — Die Fortdauer der Gabe der militärischen Zucht und Ordnung, die der Römer bei unseren Voreltern wahrnahm, haben die Perioden der Geschichte, welche wir schildern werden, an den Nachkommen aufs Glänzendste dargethan.

Eine andere Entwicklung nahmen diejenigen Theile der preußischen Monarchie, welche dem norddeutschen Tiefland **nicht** angehören. Die Ufer des Meeres, welches ehemals die norddeutsche Ebene überflutete, bilden ein vielfach verzweigtes Gebirgssystem. Zunächst das große norddeutsche, 40 □Meilen umfassende Massengebirge des Harzes, Grauwacke mit reichen Erzadern, deren höchsten Gipfel die Granitmasse des **Brocken** (1140 Meter hoch) darstellt. Hieran schließt sich ein Gebiet **vulkanischer** Bildungen.

In der Rhön, dem hessischen Meisner, dem Habichtswald bei Kassel und dem Vogelsberg treten gewaltige Basaltmassen zu Tage. Letzterer, in einer Ausdehnung von 40 □Meilen sich hinziehend, gilt für die größte Basaltkuppe der Welt. Vom Taunus herüber bis zu den Ardennen zieht sich ein durchschnittlich 400 m hohes Plateau, das Mittelrheinische Schiefergebirge. Ströme und Flüsse, Rhein, Mosel und Lahn, durchschneiden das von der Maas beginnende, von dort gegen Koblenz ziehende und über die mittlere Eder bis zur Diemel sich erstreckende große Grauwackengebiet. Inmitten dieser Gebirgsformation begegnen wir in der ungefähr 500 m über das Meer sich erhebenden Eifel und im Westerwalde den Anzeichen einer einst gewaltigen vulkanischen Thätigkeit. Basaltkuppen, Kesselthäler und Kraterseen sind in reicher Zahl vorhanden.



Bodenerhebung am Rhein in der vorhistorischen Zeit.

Tuff- und Bimssteine und Mineralquellen, welche dem Boden entspringen, sind gleichfalls Zeugen für die Umwälzungen durch die Macht des Feuers und Wassers, die hier sich abspielten, und deren letzte nachhallende Zuckungen wir heute noch in den im Rheingebiet wiederkehrenden Erdbeben vernehmen.

Wie die Entstehung dieser Gebiete verschieden ist, so sind sie auch verschieden in Klima und Fruchtbarkeit des Landes. — Bald fand das Wasser in dem gebirgigen Theile des Landes seinen Abfluß, die löslichen Bestandtheile der Felsarten an den Hängen der Hügel und in der Thalsohle zurücklassend.

Die Luftströme, welche die Thäler durchbrausen, reinigen rasch die Atmosphäre. Die Sonne kost an den Ufern des Rheines die Gipfel der Hügel; am ehesten verjagt sie in den Thälern beim Anbrechen des Frühjahrs den Schnee. Während in Norddeutschland noch weit ausgedehnte Waldreviere das Kulturland unterbrechen, in Holstein

und auf Rügen mächtige Buchen zum Himmel anstreben, schmückt in jenem glücklicheren Lande die zierliche Rebe die Höhen. Wie groß auch die Fruchtbarkeit in Thüringen und Hessen-Nassau ist — auf den Rheingau, die Hänge des Taunus und die Umgebungen Frankfurts hat der Himmel das ganze Füllhorn seines Segens ausgeschüttet.

Sehr früh — weit eher als in Norddeutschland — hat sich daher auch der Mensch hier niedergelassen. Lange vor der historischen Zeit wohnten Ansiedler an den Ufern des Rheines und des Maines. An den Flüssen und Strömen dieses Theiles Deutschlands herrschte wol der früheste Völkerverkehr, und mit weniger Mißtrauen kamen seine Bewohner den römischen Fremdlingen und den Galliern entgegen, ja die Alemannen erschienen zeitweise sogar als Bundesgenossen der Letzteren. Der Rhein und das Mainthal sind uralte Straßen des Völkerverkehrs. Ein wesentlich anderes Bild als die Altpreußen müssen daher die Rheinländer und die Bewohner der neu erworbenen Provinzen darbieten.



Gegenwärtiger Zustand der Vulkane und Maare der Eifel.

Am Rhein, an der großen Völkerstraße, um deren Besitz Alemannen, Römer, Gallier und Franken stritten, und über welche auch in späterer Zeit zahllose Völkerwellen dahinfluteten, ist das deutsche Element — im Gegensatz zu dem in sich abgeschlossenen, schwer zugänglichen Norddeutschland — nicht völlig unvermischt geblieben. Gallisches Wesen gewann Einfluß, und von allen Angehörigen des preußischen Volkes stehen die Rheinländer unseren französischen Nachbarn am nächsten. Gesprächig und wißbegierig, gern Bekanntschaften suchend und namentlich entgegenkommend gegen Fremde, erinnern die Bewohner der Rheinstädte an jene Stelle Cäsar's: „Es ist in Gallien Sitte, Reisende, auch gegen ihren Willen, anzuhalten und sich nach Allem, was sie gehört und erfahren, zu erkundigen.“

Cäsar's Schilderung paßt zum Theil auf die Rheinländer. Die bezeichnete Charaktereigenheit unterscheidet sie wesentlich von den Bewohnern der alten Provinzen. Mit Humor begabt, frohem Lebensgenusse hold, freut der Rheinländer sich der Gaben, mit welchen die Natur sein Land gesegnet hat. Der Kölner Karneval zählt zu den bedeutendsten der Welt,

und in der schönen Jahreszeit wetteifert mit der Natur die Kunst, den Rhein und seine sonnigen Hügel, auf denen Burgruinen emporragen, mit allem Zauber der Romantik zu umweben. — Lebhaft und regsam, zeigt der Rheinländer einen lebendigen Sinn für das öffentliche Leben. In der Zeit, als diese Provinzen einen Bestandtheil Frankreichs bildeten, an die Tribüne und parlamentarische Sitte gewöhnt, waren die Rheinländer Jahrzehnte lang die kräftigsten Förderer des politischen Lebens; — sie waren es zumeist, die mit Lebhaftigkeit für jene Grundsätze eintraten, welche heute die Grundlage unseres Staatslebens bilden.

Ein Mittelglied zwischen dem norddeutschen Tieflande und dem Rheinlande und seinen Gebirgshöhen bildet Westfalen. Es trägt nach dem Süden hin den rheinischen Charakter, im Norden den des Tieflandes. Die Grenze des Schiefergebirges wird im Norden von dem westfälischen Kohlenzuge an der Ruhr und von dem belgischen an der Maas und Sambre gebildet. Die Urbarmachung des Landes bot in Westfalen größere Schwierigkeiten noch als in dem norddeutschen Tieflande. Es mag dieses mit eine Ursache sein, warum die eigenthümlichen Charakterzüge des Norddeutschen bei diesem Stamme noch ausgeprägter erscheinen als beim Pommer und Märker. Doch mischen sich auch einzelne Züge niederländischen Wesens mit ein. Westfalen, in dessen Gebirgsschluchten der Eroberungssucht des Römischen Reiches zum ersten Mal ein rauhes „Halt!“ zugerufen wurde, erscheint in dem Gepräge seines Landes, in seiner Abgeschlossenheit und nach der Natur seiner Bewohner als eines der Länder, welche wesentlich dazu beitrugen, Preußen in seiner deutschen Mission zu unterstützen.

In ähnlicher Weise war dies bei Schlesien der Fall, dessen Bevölkerung in ihren Charaktereigenthümlichkeiten der norddeutschen sich anschließt, dessen Berghöhen aber gegen das Vordringen slavischen Wesens mächtige Grenzwälle bilden.

Wir ersehen aus den Gegensätzen, welche sich aus der territorialen Beschaffenheit Preußens ergeben, aus der Verschiedenheit der Beanlagung und des Charakters der Bevölkerung Preußens zugleich die Mannichfaltigkeit und Eigenartigkeit des Materials, das sich dem hochbegabten Fürstengeschlechte darbot, als es den Aufbau der preußischen Monarchie begann und glorreich vollführte, ein Werk großer Sorgen und unermüdlicher Beharrlichkeit, dessen Gelingen zur Führerschaft Deutschlands berechtigte. —

Lehrreich ist es, die Geschichte der Entwicklung und Zusammenfügung dieses Staatenkomplexes zu verfolgen, zu prüfen, welche Grundsätze es waren, durch deren Befolgung man dazu gelangte, so viele gegensätzliche Elemente zu einem großen Ganzen zu vereinigen, zu einem Staatswesen, welches in einer Zeit allgemeinen Umwandlungsdranges, in der selbst das nordöstliche Riesenreich in seinen Grundfesten erzittert, als ein Hort der Stabilität erscheint.



Dobern bei Lüneburg.



Erstes Buch.

Die Urzeit.

Bild des Lebens.

„Die Heimat wird erst dann heimisch", sagt Gruppe mit Recht, „wenn der Boden sich belebt und redet, und die Vaterlandsliebe, die Mutter so vieler Tugenden, kann nicht besser angeregt werden, als wenn schon die Jugend lernt, daß Geburts- und Wohnort nichts Zufälliges und Gleichgiltiges sei."

Dieser Worte wollen wir uns erinnern, ehe wir das geographische Bild des Stammlandes unseres Staates, der Mark Brandenburg, näher ins Auge fassen. Auch hier redet der Boden zu uns in tausend Zungen. Von den Tagen unserer Urväter bis auf die Gegenwart sehen wir die Geschichte der Mark innig verknüpft mit der Geschichte des Gesammtvaterlandes, und es ist keine große Epoche in dem Werden unseres Volkes, in welcher die Mark Brandenburg nicht eine hervorragende Rolle gespielt hätte. Daß der Charakter dieses Landstriches dem eines guten Theils von Norddeutschland glich, dafür lassen sich Beweisstellen aus älteren Schriftstellern, die sich auf Germanien beziehen, auch für den vorliegenden Zweck anführen. Der Grad ihrer Glaubwürdigkeit wird sich ja schließlich annähernd ergeben. „Das Land", sagt Tacitus, „obwol von verschiedenartigem Aussehen, ist im Ganzen voll starrer Waldung und scheußlicher Sümpfe." Nach Seneca's Ausspruch „lastet ein trüber Himmel beständig auf Germanien." Erwiesen ist es, daß die Mark Brandenburg einen Theil des Flachlandes, einer nach der Nordsee zu sich allmählich senkenden Ebene bildet, die einst unter dem Meeresspiegel lag. Schon die Gestalt des Bodens weist darauf hin: hier weit ausgedehnte Höhenzüge, die an die aufgethürmten Wellenberge des Meeres erinnern, dort Tiefen, dort wieder gleichförmige Ebenen, der spiegelglatten Fläche des ruhenden Meeres entsprechend. Dazwischen finden sich Hochebenen, die als Inseln hervorgeragt haben mögen. Kleinere und größere Granitblöcke lagen in großer Zahl auf dem Boden umher. Aus grauer Vorzeit stammen,

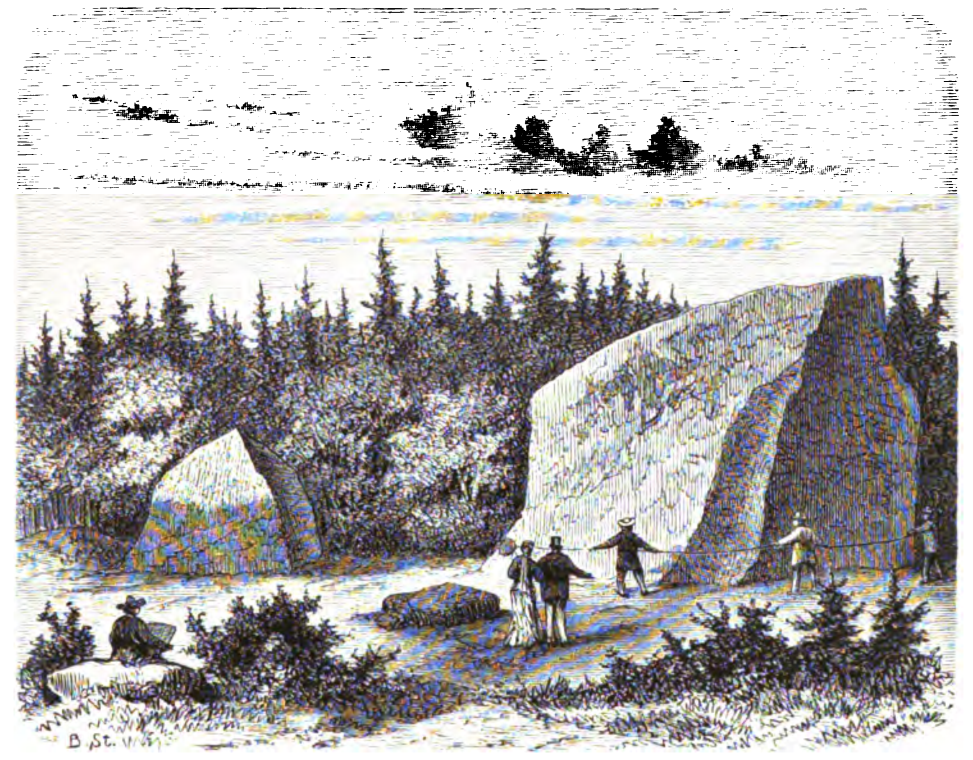
wie kundige Geologen uns belehrt haben, diese Steine. „Ehe noch das Verhältniß der Zonen auf der kreisenden Erde geregelt war, als der Ozean noch ohne Schranken und Grenzen in jugendlichem Muthwillen sein Spiel trieb, als die Nord- und Ostsee, Dänemark und ein großer Theil von Norddeutschland noch ein großes Wasserbecken bildeten, wurden diese Granitsteine, in Eisblöcke gehüllt, schwimmend aus dem Norden nach dem Süden getrieben. In unseren wärmeren Regionen thauten die Eisberge langsam auf und entäußerten sich ihrer steinernen Last, wo sie gerade lagerten. Daher finden wir auch jetzt noch in vielen Gegenden Deutschlands in den Ebenen und Schluchten, auf Anhöhen und Bergen solche Felstrümmer großer und kleiner Art, ganze Massen von Granitgeröll. Die Naturwissenschaft hat diese Steine Wandersteine, Irrsteine, erratische Felssteine genannt, woraus der gemeine Mann Feldsteine gemacht hat." Nach Jahrtausenden gelangte endlich eine der heutigen ähnliche Pflanzenwelt zur Entwicklung.

Wer in jener Zeit hätte herniederschauen können auf unsere Mark, dem würde sich ein wunderbarer Anblick geboten haben. Fast nichts als dunkle Wälder, mit Buschwerk eingefaßte, grün und braun schimmernde Moore und blitzende, das Blau des Himmels abspiegelnde Gewässer, Flüsse, Bäche und eine Unzahl von Seen hätten sich seinen Blicken gezeigt. Die meist mit Kiefernwaldungen besetzten Höhen erschienen, je nach der Entfernung und dem sie umhüllenden Nebelschleier, in Hellblau, Dunkelblau, Schwarzblau, ja sogar in Schwarz; in den fruchtbaren Thälern standen schattige Haine von Eichen und Buchen. Sandhügel, von scharfen Winden aufgethürmt, ragten empor, an deren Abdachungen Fichtenstämmchen, Dorngesträuche, Heidekraut und andere Gewächse mühsam ihr Leben fristeten und dem Boden festen Halt und ein dem Auge wohlthuenderes Aussehen zu geben vermochten. Auf den Hochebenen gediehen, das krause Wachholdergesträuch und die undurchdringlichen Schlehdornhecken überragend, die weißstämmigen Birken, ihr wallendes Haar dem Spiele der launischen Winde preisgebend. Dazwischen fehlte es nicht an üppigen Wiesen und an rohrbestandenen, fahlgrauen Sümpfen. An den noch nicht eingedämmten Ufern der Bäche und Flüsse hatten sich Erlen angesiedelt; Kalmus, Binsen und vielerlei Arten von Weidengesträuchen umsäumten die Ränder der Seen. Luche, deren braungraue, vom Wurzelgeflecht der Wasserpflanzen sich bildende Decke zur Frühjahrszeit vom aufquellenden Grundwasser emporgehoben wird, bedrohten einen Jeden, der darüber hinweg zu gehen wagte, mit Tod und Verderben. Auf einzelnen Waldstellen standen und lagen Bäume und Gesträuche, lebendiges und todtes Gehölz, Pflanzen und bemooste Steine wirr durch einander. „Urstämme, mit langen Flechten umhangen, glänzten silbergrau gleich riesigen Säulen, welche hoch oben das Laubdach tragen; dichter Schatten deckte den Grund, über dem Wurzelgeflecht und gestürzten Stämmen lag die grüne Moosdecke, aus der üppig wuchernde Farrnwedel aufsproſſen." Waldstellen solcher Art waren von fast undurchdringlicher Dichtigkeit, so daß Mancher, der sich hinein wagte und die Richtung, aus der er gekommen war, aus dem Auge verlor, nach verzweiflungsvollen Anstrengungen einen Ausweg nicht zu finden vermochte und eine Beute des Hungers oder der wilden Thiere ward; so schaurig erschienen sie schon dem Auge und so vielfach waren sie kühnen Eindringlingen Stätten des Todes geworden, daß selbst unsere starknervigen Vorfahren Grauen vor ihnen hegten, und ihre Phantasie sie mit fabelhaften Thieren, Einhörnern, Drachen und Schlangenkönigen bevölkerte.

Auf anderen Stellen dagegen bot sich dem Auge zur Sommerszeit manch lieblicher Anblick. Emsige Bienen umfliegen die lebhaft pfirsichroth gefärbten Sträußchen des Heidekrauts, Schmetterlinge gaukeln umher, der buntgefleckte Wald-Sandkäfer fliegt und läuft über den gelben, heißen Sand dahin, die Eidechse raschelt im dürren Laube, Ringelnattern sonnen sich an feuchten, warmen Stellen, die rothe Schnarrheuschrecke schwirrt vorüber, zwischen Gras und Moos irrt der metallisch glänzende Leuchtkäfer umher.

Unerschöpflicher Born der Natur, was ist seit jener grauen Vorzeit in tausendfältiger Gestaltung aus dir emporgestiegen und in deinen Schoß zurückgekehrt! —

Der schwarze, der grau=grüne, der blaue und der rothhäuptige Specht hämmerte, wie heut, an den trockenen Aesten der Föhren, deren Wipfel bald flüsternd, bald dumpfrauschend ihre so schwermüthigen Weisen ertönen ließen. An den braunen Stämmen rannte, Nahrung suchend, mit leisem, hellklingendem Ruf der graue Baumläufer empor, zierliche Goldhähnchen hingen an den Aesten, auf den breiten Zweigen der Rieseneichen spielten Eichhörnchen, und über Wald und Gewässer zogen helläugige Raubvögel ihre weiten Kreise. In den Flüssen und Seen gab es eine Unzahl von Fischen, Fröschen, Bibern, Fischottern und Wasserschlangen. Eben so groß war die Menge der Sumpf= und Wasservögel. Wohin der Fuß des Sterblichen sich nicht wagen durfte, schritten auf schwankender Sumpfdecke Störche, Kraniche und Reiher in sicherer Ruhe dahin und fanden reiche Nahrung.



Erratische Blöcke, die sogenannten Markgrafensteine bei Fürstenwalde.

Aber der Spaziergänger heutigen Tages würde sich gehütet haben, jene Waldungen zu durchwandern. Nicht allein wilde Pferde, Auerochsen, Elenthiere, Hirsche, Rehe, Hasen, Füchse, Adler und Geier gab es in großer Zahl, sondern die Wälder waren auch bevölkert von Wölfen, wilden Katzen, Luchsen und Bären, mit denen die Bewohner des Landes sich beständig im offenen Kriege befanden. Wir schildern eine Periode, die weit hinter der sogenannten historischen Zeit liegt. Altmark, Priegnitz, Mittelmark, Uckermark und Neumark, so alt diese Benennungen auch sind, erreichen sie doch nicht die Zeit, mit der wir es hier zu thun haben. Es besteht die Vermuthung, daß die kleinen Landschaften, das Havelland, der Teltow, der Nieder= und Ober=Barnim, der Lebus, Ruppin und die Zauche schon Grenzen und Namen hatten, als noch Wodan und die übrigen germanischen Gottheiten in unseren Marken angebetet wurden.

Nur diese ferne Epoche läßt ein so völlig verändertes Bild des Landes denkbar erscheinen. Das Ganze müssen wir uns als eine Wildniß vorstellen, aus deren Gewässern, Wiesen und Mooren beständig Nebel aufsteigen und die Landschaft mit einem mehr oder

minder dichten Schleier umhüllen. Dieses erklärt die grausigen Schilderungen, welche uns die römischen Schriftsteller von der Heimat unserer Voreltern entwerfen, und der Eindruck des Landes auf die Fremdlinge muß um so tiefer gewesen sein, als über ihrer Heimat ein krystallener Himmel sich wölbt, an dem nur selten die Sonne durch dunkles Gewölk und graue Nebellagen verdeckt wird.

Das Volk.

So war das Land unserer Vorväter. Schon die Schilderung des Landes wird wol dazu beitragen, irrige Vorstellungen über die ältesten Bewohner desselben zu berichtigen.

Die Einwanderung der dem arischen Urstamme zugehörenden Germanen hat in grauer Vorzeit stattgefunden. Die Heimat des arischen Urstammes ist Hochasien, von Luther „Arche" genannt. Früher noch, als die Einwanderung der Germanen in Europa erfolgte, hatte sich von Hochasien aus eine Völkerwelle nach Westen verbreitet, aus der zwei Völkerschaften, die Griechen und die Italiener, entstanden. Dann folgte die Völkerwelle der Kelten und danach erst die der Germanen. Der Name Germanen, aus dem Keltischen stammend, bedeutet Nachbarn.

Hören wir nun über die Germanen zunächst den schon genannten großen römischen Geschichtschreiber, jedoch mit Vorbehalt, begründet auf ein Zweifaches. Indem er ein Gemälde der Germanen entwarf, leitete ihn offenbar die Absicht, seinem Volke die Gefahr, in der es sich, einem so furchtbaren Feinde gegenüber, befand, in greller Weise vor die Seele zu führen; fürs Andere wollte er seinen sittenlosen Landsleuten ein möglichst kräftiges Bild eines zwar rohen, aber biderben Volksstammes geben. So mochte die Absicht, die er hegte, hier Furcht oder doch Vorsicht, dort Nacheiferung zu erregen, unwillkürlich Einfluß auf seine Darstellung ausüben. Doch hören wir ihn!

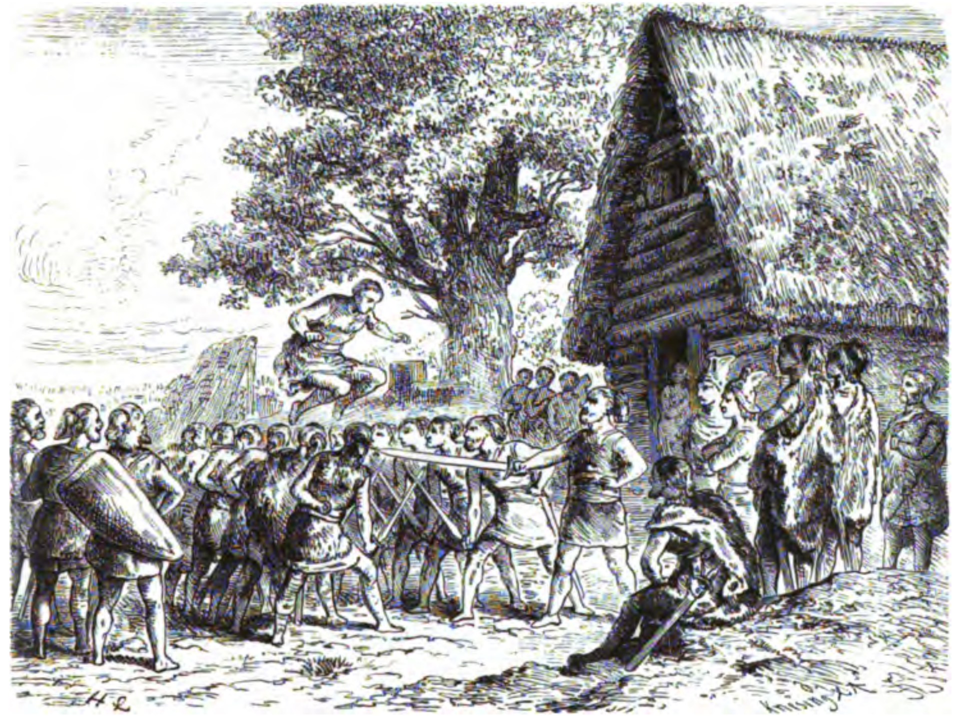
Tacitus schreibt: „Daß die Völker Germaniens nirgends in Städten wohnen, ist hinlänglich bekannt; nicht einmal zusammengebaute Häuser dulden sie. Abgesondert und zerstreut siedeln sie sich an, wo ein Quell, eine Flur, ein Gehölz einladet. Die Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise, aus verbundenen und zusammenhängenden Gebäuden, an; Jeder umgiebt sein Haus mit einem Hofraume, sei es gegen Feuersgefahr, oder aus Unkunde des Bauwesens. Nicht einmal Bruchsteine oder Ziegel sind bei ihnen in Gebrauch; sie nehmen zu Allem unförmlichen Baustoff, ohne Ansehen und Anmuth. Einige Stellen übertünchen sie sorgsamer mit einer so reinen und glänzenden Erde, daß es wie Malerei und Farbenzeichnung aussieht. Sie pflegen auch unterirdische Höhlen auszugraben, die sie oben dick mit Dünger belegen, als Zufluchtsort im Winter und zum Behältniß der Feldfrüchte; weil solche Oerter die Strenge des Frostes mildern, und, wenn etwa der Feind einbricht, er nur das Offenliegende verheert, Verstecktes aber und Eingegrabenes unbemerkt bleibt und gerade darum verfehlt wird, weil man es suchen muß."

„Die allgemeine Tracht ist ein Rock, mit einer Spange, oder in deren Ermangelung mit einem Dorn zugemacht; im Uebrigen unbedeckt, liegen sie ganze Tage am Herde und am Feuer. Die Reicheren zeichnet eigene Kleidung aus, nicht wallend wie die Sarmaten und Parther, sondern enge und jedes Glied ausdrückend. Sie tragen auch Thierfelle; die Nächsten am Rheinufer ohne Wahl, die Entfernteren auserlesene, da kein Handel ihnen andern Schmuck liefert. Sie suchen Thiere aus und besetzen die abgezogenen Felle mit geflecktem Pelzwerk, das der äußerste Ozean und ein unbekanntes Meer hervorbringt. Die weibliche Tracht ist von der männlichen nicht unterschieden, nur daß die Weiber sich häufiger in leinene Gewänder hüllen, die sie mit Purpurstreifen zieren; die Kleidung läuft oben nicht in Aermel aus, so daß Schultern und Arme nackt sind, auch die Brust ist von oben unverhüllt. Gleichwol ist das Ehebündniß strenge und in keinem Punkte sind die Sitten lobenswürdiger."

„Waffen anzulegen ist Keinem erlaubt, bevor nicht die Gemeinde ihn für wehrhaft erklärt hat. Dann schmückt in der Versammlung selbst entweder einer der Vorsteher oder der Vater

oder ein Anverwandter den Jüngling mit Schild und Frame (Spieß). Dies ist ihre Toga, dies der Jugend erste Ehrenstufe: bis dahin sind sie Glieder des Hauses, nun des Gemeinwesens. Vornehme Abkunft, große Verdienste der Väter verleihen auch den Knaben schon Auszeichnung beim Fürsten; sie werden den übrigen Rüstigeren und längst Erprobten beigesellt, und Keiner schämt sich, im Gefolge aufzutreten. Dieses hat sogar seine Rangordnung, nach der Wahl Dessen, der es anführt. Großer Wettstreit unter dem Gefolge um den ersten Platz beim Fürsten, sowie unter den Fürsten um das zahlreichste und wackerste Gefolge. Das ist Würde, das ist Macht, immer von einer großen Schar auserlesener Jünglinge umgeben zu sein; das ist Zierde im Frieden, Schutz im Kriege."

„Und nicht blos bei Landsleuten, auch bei benachbarten Völkerschaften erwirbt Namen und Ruhm, wer durch zahlreiches, tapferes Gefolge hervorglänzt. Solche werden von Gesandtschaften angegangen, mit Geschenken beehrt, und ihr Name schon hat oft Kriege abgethan.



Schwertersprung. Zeichnung von H. Leutemann.

Nur eine Art von Schauspiel giebt es, und bei jeder Zusammenkunft dieselbe. Nackte Jünglinge springen zum Zeitvertreibe tanzend zwischen aufgesteckte Spieße hinein oder über gezückte Schwerter hinweg. Die Uebung hat Kunst, die Kunst Anstand erzeugt. Nicht um Lohn jedoch oder Gewinn thun sie es; des kühnen Muthwillens Preis ist die Belustigung der Zuschauer."

„Selten bedienen sie sich der Schwerter oder größerer Lanzen. Sie führen Spieße, oder nach ihrer Benennung Framen, mit schmaler und kurzer Eisenspitze, aber so scharf und zum Gebrauche bequem, daß sie mit demselben Wehrzeuge nach Erforderniß von nahe und von ferne kämpfen. Der Reiter wenigstens behilft sich mit Schild und Frame. Das Fußvolk schleudert auch Pfeile, Jeder mehrere, und ungeheuer weit. Sie streiten nackt oder in leichtem Kriegsmantel. Ihr Anzug ist ohne Prunk; nur die Schilde sind mit auserlesenen Farben bemalt; Wenige sind mit Panzer, nur hier und da Einer mit Helm oder Sturmhaube versehen. Die Pferde zeichnen sich weder durch Schönheit noch durch Schnelligkeit aus; aber sie werden auch nicht — wie die unserigen — zu allerhand Wendungen abgerichtet.

Sie reiten gerade aus, oder mit zusammenhängender Schwenkung zur Rechten in so geschlossenem Umschwunge, daß keiner zurückbleibt. Im Ganzen besteht ihre Hauptstärke im Fußvolke; deshalb streiten sie in gemischten Haufen, wo die Schnelligkeit der Fußgänger sich dem Reiterkampfe trefflich anfügt, indem man die Auserlesenen der gesammten Jugend vor die Schlachtreihen stellt. Auch die Anzahl ist bestimmt; jeder Gau liefert Hundert; so werden sie auch bei den Ihrigen genannt, und was Anfangs Zahlbestimmung war, ist nun Ehrenname. Die Schlachtordnung ist in Keilrotten aufgestellt. Zurückweichen, wofern man nur wieder ansetzt, heißt ihnen vielmehr Klugheit als Zaghaftigkeit. Die Leichname der Ihrigen tragen sie, auch in unentschiedenen Gefechten, weg. Den Schild zurücklassen, ist die größte Schande. Solch ein Ehrloser darf weder Opfern beiwohnen, noch in Volksversammlungen treten."

„Kommt es zur Schlacht, so ist es Schande für den Fürsten, an Tapferkeit nachzustehen, Schande für das Gefolge, nicht dem Fürsten an Tapferkeit nachzukommen. Ehrlos und geschändet ist, wer, den Anführer überlebend, aus der Schlacht zurückkehrt."

„Wenn sie nicht in den Krieg ziehen, bringen sie viele Zeit mit Jagen, mehr noch im Müßiggang zu, dem Schlafen und Schmausen ergeben. Die Tapfersten und Streitbarsten treiben nichts; die Sorge für Haus und Herd und Feld bleibt den Frauen, den Greisen und den Unvermögendsten der Familie überlassen; jene brüten hin."

„Bewirthung und Gastrecht übt kein anderes Volk so freigebig aus; irgend einen Menschen vom Hause abweisen, wird für sündlich gehalten; Jeder bewirthet den Gast nach Vermögen mit reichlicher Kost."

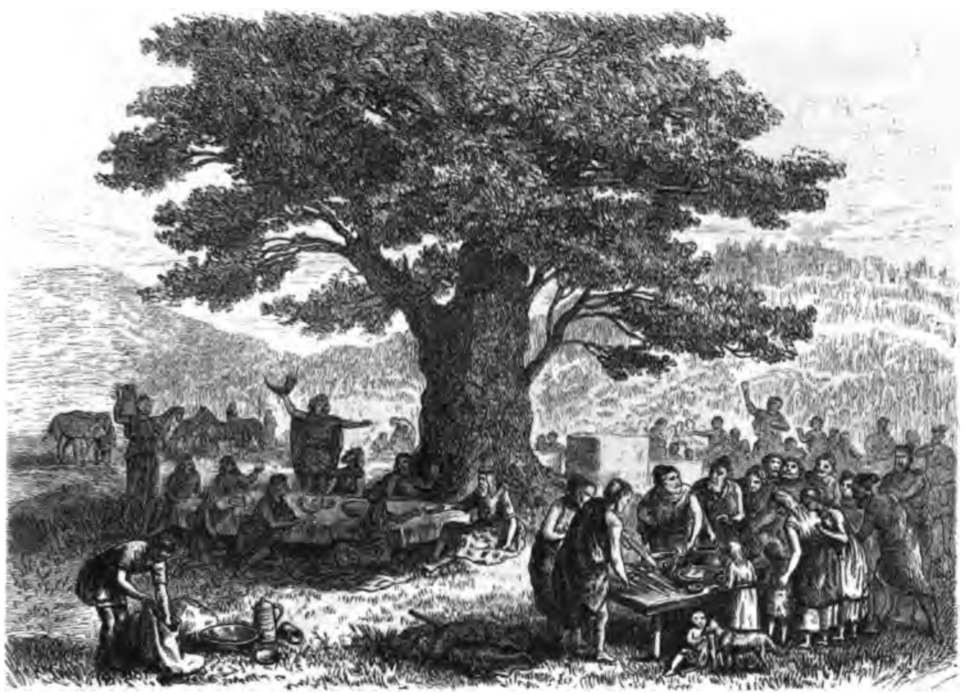
„Wechselseitige Aussöhnung von Feinden, Abschließung von Eheverbindungen, Wahl der Häupter und endlich Friede und Krieg wird meistens beim Gastmahle verhandelt, als ob zu keiner Zeit für aufrichtige Gedanken offener die Seele oder für große feuriger sei. Dieses Volk ohne List und Trug öffnet noch das Innere der Brust bei zwangloser Fröhlichkeit. Hat nun Jeder ohne Rückhalt seine Meinung dargelegt, so wird dieselbe des folgenden Tages von Neuem vorgenommen, und jedem Zeitpunkt widerfährt sein Recht. Sie rathschlagen, wo keine Verstellung, und beschließen, wo keine Bethörung stattfindet."

„Silber und Gold haben die Götter — soll ich sagen aus Huld oder aus Zorn? — ihnen versagt. Dennoch wollte ich nicht behaupten, daß Germanien keine Ader Gold oder Silber erzeuge, denn wer hat nachgeforscht? Besitz und Gebrauch reizt sie nicht sehr. Man sieht bei ihnen silbernes Geschirr, womit ihre Gesandten und Häupter beschenkt worden, nicht in höherem Werthe stehen als irdenes."

Waffen. Ein anderer berühmter Schriftsteller jener Zeit, Diodor von Sizilien, der ein Zeitgenosse von Julius Cäsar war, also vor Christi Geburt lebte, giebt uns über die Waffen der alten Germanen Nachrichten, die mit denen des Tacitus nicht ganz übereinstimmen. „Als Waffen", sagt er, „führen die Deutschen eigenthümlich bemalte Schilde. Zuweilen sind auch Thiere von Erz darauf abgebildet, was nicht allein zur Zierde, sondern auch zur größeren Sicherheit dient. Auf dem Haupte tragen Manche eherne Helme, oben mit hervorragenden Theilen, die Denen, welche sich ihrer bedienen, ein gewaltiges Aussehen geben: denn die Einen haben fest angebrachte Hörner daran, die Anderen Vordertheile in erhabener Arbeit, Vögel oder vierfüßige Thiere darstellend. Ein Theil trägt auch Panzer, die aus Eisen kettenartig geschmiedet sind, ein anderer Theil muß sich aber mit dem von der Natur Gegebenen begnügen, d. h. er kämpft nackt. Statt der Degen führen sie breite große Schwerter, die sie mit eisernen Ketten an die rechte Seite hängen. Einige halten auch die Gewänder mit vergoldeten oder übersilberten Gürteln zusammen. Sie werfen Speere, Lanzen genannt, mit ellenlangen eisernen Spitzen, wovon die einen gerade, die anderen spiralförmig geschmiedet sind, daß sie beim Zurückziehen das Fleisch zerreißen."

Auch über die Kriegsführung giebt derselbe Schriftsteller einige bemerkenswerthe Nachrichten. „Bei den Schlachten", sagt er, „pflegen Einzelne aus den Reihen herauszutreten

und die Tapfersten unter den Gegnern zum Zweikampfe herauszufordern, die Waffen schwingend und die Feinde abschreckend. Wenn man sie vor der Schlacht hört, so preisen sie die Waffenthaten ihrer Voreltern, erheben ihre eigene Tapferkeit, schmähen den Feind und benehmen ihm überhaupt schon durch Worte vor dem Kampfe Zuversicht und Kühnheit des Geistes. Den gefallenen Gegnern nehmen sie die Köpfe und hängen sie an die Hälse ihrer Pferde. Die Waffenbeute übergeben sie ihren Sklaven; sie selbst jubeln und singen den Siegesgesang. Nach der Heimkehr hängen sie die Kriegsbeute an ihren Häusern auf, wie bei manchen Jagden das erlegte Wild; die Häupter der Ausgezeichnetsten von den gefallenen Feinden salben sie mit Cederöl ein und bewahren sie in einem Schranke auf, sie zeigen dieselben alsdann den Fremden und deuten dabei an, daß entweder ihre Ureltern, oder ihr Vater, oder sie selbst dieses Siegeszeichen nicht für große gebotene Schätze hingegeben hätten."



Fest auf der Malwiese. Zeichnung von H. Leutemann.

„Erwartend oder des Sieges froh erfüllten sie die Nächte vor und nach dem Kampf mit Gesang und begrüßten den Feind mit Schlachtliedern, ja sie maßen dem Klang derselben eine weissagende Bedeutung bei und verstärkten ihn, indem sie die Schilde vor den Mund hielten. Bei der Bestattung der Leichen wie bei dem fröhlichen Mahl gab die Stimmung sich im Gesange kund. Die Harfe begleitete das Wort."

„Die Deutschen", sagt Seneca, „werden gleichsam in Waffen geboren und erzogen, und ihre einzige Sorge geht auf die Waffen; das Uebrige vernachlässigen sie."

Eine hohe Stellung nahm bei den Germanen die Frau ein. Nach Tacitus herrschte bei ihnen der Glaube, „daß dem Weibe etwas Heiliges und Vorahnendes innewohne, daher des Weibes Rath beachtet ward." In Keuschheit wuchs die Jugend heran, für die verlorene weibliche Unschuld gab es keine Sühne; weder Schönheit noch Reichthum gewannen dem gefallenen Mädchen einen Gatten. Die Ehe, erst in reifen Jahren eingegangen, galt für heilig. Entgegen der bei anderen Naturvölkern herrschenden Sitte, verband sich der Mann nur mit einem Weibe. So hoch ward in einzelnen Landestheilen der Ehebund gehalten,

daß sogar eine Wiederverheirathung der Wittwen nicht gestattet war. Ueber das treulose Weib erging ein unerbittliches Gericht. Nachdem sie in Gegenwart der Verwandten und der Freunde des Hauses des Schmuckes ihres langen Hauptstaares beraubt worden war, wurde ihre Verstoßung ausgesprochen und sie darauf hinweggetrieben. „In Germanien gelten gute Sitten mehr als bei uns Gesetze.“ Dies ist der Ausspruch eines edelgesinnten Römers, der die zunehmende Mißachtung der Ehe unter seinem Volke mit Recht als eines der Hauptzeichen seines Verfalles ansah. „Allerdings“, sagt Moritz Carriere, „ist es kein zartes Bild, wenn die teutonischen Frauen mit geschwungenen Streitäxten ihren fliehenden Männern entgegentraten und mit ihnen gemeinsam unter die Feinde stürzen, wenn die, welche in die Gewalt der Römer gerathen, sich lieber erdrosseln, als sich preisgeben, oder wenn die Priesterinnen der Cimbern das Opfer der Kriegsgefangenen vollziehen, um aus dem in den ehernen Kessel strömenden Blute zu weissagen. Das Bild entspricht dem rauhen Heldenalter.



Jagd auf das Wisent. Zeichnung von H. Leutemann.

Es wird aber großartig schön, wenn die Brukterer von Velleda sich die Losung der Befreiungsschlacht holen und ihr die Siegestrophäen zu Füßen legen. Dabei bereiteten die Frauen, die Friedensweberinnen, dem streitbaren Mann das ruhige Glück des Hauses, und ihre linde Hand verband und heilte seine Wunden.“ Und ein anderer Kenner altgermanischen Lebens ‚Schuler-Libloy‘ berichtet: „Im Hause lehrt die Frau, was Sitte des Lebens sei, wie man die Götter anrufe, wie man Meth bereite und Haferbrot, und wie man Runen in den Stab schnitze zum Andenken an Das, was geschehen ist oder geschehen werde.“

Nach Cäsar hatten die Germanen „sich der Gewohnheit ergeben, in dem kalten Lande gar keine Kleider zu tragen, ausgenommen Felle, deren Kleinheit einen großen Theil des Körpers bloß läßt, und in den Flüssen sich zu baden.“ — „Unbekleidet“, sagt der Geograph Pomponius Mela, „leben sie bis zur Zeit der Reife; die Männer hüllen sich in kurze Gewänder oder in Baumbast, mag der Winter auch noch so streng sein.“

Kleidung. Obwol im Ganzen der muskelstärkenden Abhärtung ergeben, versagten sich unsere Voreltern doch nicht den Genuß eines bequemen Lebens, soweit dieses in jenen einfachen Verhältnissen denkbar sein kann. Italien lockte sie zu ihrem Verderben oft genug in seine üppigen Fluren. Es läßt sich daher annehmen, daß uns hier die römischen Schriftsteller übertriebene Schilderungen von der Einfachheit der Gewandung entworfen haben. Ziehen wir daneben noch andere Nachrichten in Betracht, so werden wir wol zu der Annahme berechtigt sein, daß Fürsten und Edle unter dem rauhen Mantel noch ein eng anschließendes Gewand trugen. Leinen- und grobe Wollenzeuge verwandte man zu Kleiderstoffen. Thierhäute wurden mehr noch benutzt, wol aus dem Grunde, weil sie dem Manne ein wilderes und kriegerischeres Ansehen gaben. Lag doch der Gedanke nahe, daß Derjenige, der ein Gewand von der Haut eines Wolfes, eines Bären oder eines Auerochsen trug, auch das Thier, dem das Fell im Leben angehörte, im männlichen Kampfe besiegt hatte.



Erlegung des Bären. Zeichnung von H. Leutemann.

„Bepelzte Männer" war eine Bezeichnung der Germanen im Munde der Römer. Gern schmückten sie das Hauptstück des Mantels durch das Aufheften kleinerer Stücke von Pelzwerk anderer Farbe. Solche Kleidungsstücke wurden Buntwerk oder Veh genannt, eine bis weit ins Mittelalter hinein geschätzte Tracht.

Die Frauen verwandten meist leinenen Stoff, den sie sich durch Flachsbau und Weben zu verschaffen wußten, zu ihren Gewändern. „Kein schöneres Gewand als Leinenzeug kennen die deutschen Frauen", sagt der ältere Plinius. Ob, nach Tacitus, alle Frauengewänder mit Purpurstreifen geschmückt waren, möge dahingestellt bleiben, vielleicht wurde auch vielfach ein anderes, weniger kostbares Roth zur Einfassung verwandt. Von den Cimbern wird erzählt, daß unter ihnen weissagende Priesterinnen gewesen seien, „grau vor Alter, in weißen Kleidern, darüber Mäntel von feinstem Flachs, mit einem ehernen Gürtel, unbeschuht." Weiß und schwarz waren ihre symbolischen Hauptfarben, auf das lichte und das dunkle Reich ihrer Gottheiten hindeutend. In weißen Gewändern erschien

man bei Festen zu Ehren der Götter und bei anderen feierlichen Gelegenheiten, Schwarz war die Farbe der Trauer. Den auf der Raudischen Ebene zu ihrer Wagenburg zurückfliehenden Teutonen wurde von ihren Frauen in schwarzen Trauergewändern ein grimmer Empfang bereitet. Ob unsere Vorfahren bunte Gewänder getragen haben, ist aus den geschichtlichen Nachrichten nicht ersichtlich, doch läßt sich dies annehmen, wenn man erwägt, daß Frische und ungetrübte Lebenslust auch in ihrer Natur lag, daß andere Farben verschiedenen Gottheiten geweiht waren, und endlich, daß nicht lange danach ausdrücklich in Geschichtswerken von heller Farbenpracht der Gewänder die Rede ist.

Neben der Kraft und Wohlgestalt des Körpers fanden die großen blauen, feurig blickenden Augen und das üppige blonde Haar unserer Vorfahren die größte Bewunderung ihrer Zeitgenossen, ja das blonde Haar wurde bei den modesüchtigen Römern auf einen langen Zeitraum hin ein bedeutender Handelsartikel. Der deutsche Gefangene wurde seines Haares beraubt, um damit üppige Römerinnen zu schmücken. Einigen Kaisern wird nachgesagt, „daß sie aus Liebe zum germanischen Blond ihr Haar mit Goldstaub gepudert hätten."

Haar und Bart waren bei den Germanen das Zeichen eines freien Mannes; der Sklave trug das Haar kurz. Ein freier Mann, der bei einem Bruderstamme in Gefangenschaft gerathen war, oder der in dem von unseren Voreltern leidenschaftlich geliebten Würfelspiele seine Freiheit verloren hatte, büßte sein Haar ein. Derjenige war sein Herr, der ihn schor, oder auf dessen Befehl diese Handlung an ihm vollzogen ward, so daß demnach das Scheren des Haares eine rechtskräftige Bedeutung hatte.

Ueber den Schmuck unserer Vorfahren reden die Blätter der Geschichte nicht, nur der stumme Mund der Gräber giebt uns dürftige Kunde. Gold und Silber waren, wie uns Tacitus belehrt, damals keine Erzeugnisse des heimischen Bodens und wurden auch in der Urzeit wenig beachtet. Erz allein, der bedeutungsvolle Stoff, das Hauptmittel politischer Völkergestaltung, stand in hohem Ansehen, denn aus ihm wurden Schwerter, Framen- und Pfeilspitzen, Waffenstücke und kriegerische Zierrathen mancherlei Art geformt, die in ihrem hellen Glanze einst ihre dem Kampfe zujauchzenden Träger erfreuten, deren Ueberbleibsel aber jetzt von dem „edlen Rost" verunstaltet und zum Theil vernichtet sind.

Ueber die Wohnsitze der verschiedenen deutschen Völkerschaften wissen wir wenig. Unsere Marken wurden nach dem Urtheil des Tacitus damals von den Heldenvölkern des mächtigen Suevenbundes bewohnt, dessen Gebiet, in hundert Gaue geschieden, im Osten von der Weichsel und im Westen von der Elbe und Saale begrenzt war. Als eine Eigenthümlichkeit verdient hierbei noch die Haartracht der Sueven hervorgehoben zu werden. Sie faßten das Haar auf dem Scheitel zusammen und banden es in einen Knoten. Dennoch fiel es in reicher Fülle auf Schultern und Nacken hernieder. Die Art dieser Haartracht trug nicht wenig dazu bei, ihnen ein schreckhaftes Ansehen zu geben. Unter den Sueven rühmten sich die Semnonen die ältesten und edelsten zu sein, und gerade dieser Stamm bewohnte das Gebiet der Oder, Havel und Spree, also das Stammland des preußischen Staates. Dies Gebiet galt gleichsam als Waffenplatz und Ausgangspunkt des ganzen Stammes. Die Bewohner desselben waren die Haupthelden des Suevenbundes, und in ihren Marken lag das Heiligthum des ganzen Stammes, ein uralter Hain, in dessen schauerlichem Dunkel oftmals gefangene Feinde ihr Leben auf dem Opfersteine verröchelten. Die Ehrfurcht vor der Gottheit, der man hier eine heilige Stätte bereitet hatte, war so groß, daß Derjenige, der sich in das grauenvolle Heiligthum zu begeben gedachte, freiwillig seine Hände den Fesseln darbot. Wer sich der Gottheit näherte, entäußerte sich durch diese symbolische Handlung seines höchsten und theuersten Gutes, seiner Freiheit; wer durch Zufall ausglitt und niederfiel, durfte sich nicht wieder erheben, sondern ward stillschweigend am Boden hinausgewälzt.



Leichenfeier bei Verbrennung eines Edlen. Zeichnung von H. Leutemann.

„— — — — — — — Ein Altar war erhöht
Von Felsen und der Eichen heil'gen Stämmen.
Ein frisches Grün umzog den äußern Rand,
Mit Blumen war das Heilige behangen,
Und feiernd standen nach der Väter Weise
Die Priester um ihn her im dichtgedrängten Kreise."

Die germanischen Götter.

Der lebendige Odem Gottes, der durch die Natur weht, war das Einzige, was die Seelen unserer Voreltern berührte; mit unbefangenen Sinnen schauten sie hinein in den Spiegel des Göttlichen — in die Natur. Zwischen den Altvordern und ihrer Gottheit lagen noch nicht alle die sozialen Schmerzen viel späterer Zeit, die Ueberfeinerung der Sitten und die Blasirtheit der Ueberkultivirten, nicht die Selbstgefälligkeit des Sprößlings des neunzehnten Jahrhunderts, kein hochmuthnährendes Allerweltswissen — nur jenes Buch — die Schrift, „die Gott allein geschrieben" — lag vor ihnen aufgeschlagen, und in dies schauten sie hinein mit ahnender Seele. Wir sind belehrt über die Erscheinungen der Natur, oder glauben es doch zu sein, und blicken nun auf Manches mit Gleichgiltigkeit, was in „fragwürdiger Gestalt" vor die Seelen unserer unbelehrten Vorfahren trat. Fast Alles, was sie um sich sahen, gestaltete sich ihnen zum Wunder. Sie sahen tausend Dinge, für die sie keine Erklärung hatten.

Ein tiefsinniger Dichter unseres Volkes, Jean Paul, schildert uns einen Menschen, der bis in seine Jünglingszeit hinein in einem Gemach unter der Erde erzogen und der an einem schönen Frühlingsmorgen zum ersten Male hinaufgeführt ward in die schöne Gotteswelt. Mit unbeschreiblichem Staunen blickte er auf die Wunder der Natur, und als die blitzende Sonne das goldumsäumte Purpurgewölk durchbrach und Lichtströme über die Erde goß, sank er anbetend auf seine Kniee, denn er meinte, eine Gottheit zu sehen.

„Geheimnißvoll am lichten Tag" lag auch vor unseren Vorfahren die Gotteswelt, „Himmelskräfte sahen sie nicht auf- und niedersteigen, aber sie ahnten sie. — Was wir „Kräfte" nennen, gestaltete sich in ihren kindlichen Anschauungen zu göttlichen Wesen.

Würden wir, unter ihnen erzogen, nicht ihre Empfindungen und Anschauungen getheilt haben? — Versetzen wir uns einmal im Geiste unter sie!

Ueber ihre Häupter dahin zog das den Himmel verfinsternde, wogende, sich aufthürmende Gewittergewölk, jähe Windstöße durchjagten in wilder Hast Wald und Heide, rollende Donner machten das Erdreich erbeben. Da zuckt aus der Nacht des Gewölks flammendes Feuer hernieder, krachender Donner erschüttert den Luftkreis, als ob der Himmel in Millionen Stücke zerbreche, und zersplittert liegt der mächtige, tausendjährige Eichstamm, dessen Krone allabendlich noch golden prangte, wenn unten schon nächtliches Dunkel sich gelagert. Aber das Wetter geht vorüber, nieder sinkt der sanfte Regen und erquickt die dürstende Flur, und am Himmel strahlt in keuscher Schöne der Regenbogen in herzerfreuender Pracht.

Welch einen Eindruck mußte solch ein erhabenes Schauspiel auf unsere Voreltern machen, deren Seelen stark waren, dabei aber die Empfänglichkeit des schuldlosen Kindes hatten! Als natürliche Folge wurde das Nachsinnen über die Ursache der wunderbaren Erscheinung in ihnen angeregt. Eine blindwirkende Kraft anzunehmen, dazu besaßen sie noch zu viel Einfalt des Herzens. Sie waren andererseits auch der Erkenntniß fern, daß sie in einem einzigen aber allmächtigem Wesen, in Gott, ihren ordnenden Mittelpunkt haben, und daß es eine „Harmonie des Weltenplanes" giebt, die mehr und mehr zu erkennen des Menschen höchster Beruf und höchster Lohn ist. Sie hielten sich zunächst an die einzelne Erscheinung, und es entstand in ihnen die Vorstellung von einem mit übermenschlichen Kräften begabten Wesen, das donnernd und blitzend in dem drohenden Gewölk über sie dahinfahre. Die Natur des Donnergewölkes trugen sie auf die Natur der Gottheit über: das Zerstörende des Blitzes, den Schrecken des Donners, den Segen des erquickenden Regens.

Ein Gleiches geschah bei anderen Naturerscheinungen. Sie theilten das Jahr nur in zwei Jahreszeiten, in Sommer und Winter. Oeder und unlieblicher ward es mit des Winters Nahen in Wald und Flur. Die Blumen sterben hin, die fahlen Blätter werden von kalten Winden von den Bäumen gerissen, des Waldes Sänger entfliehen, auch die dem Menschen freundlichsten Vögel, Storch und Schwalbe, verlassen ihre gastlichen Stätten, die sie in der Nähe der rauhen Söhne des Waldes gefunden hatten. Länger werden die Nächte, unter der Macht des Windes ächzen die hohen Föhren, des Wolfes Heulen und des Auerochsen Gebrüll erfüllen den nächtigen Wald mit schauerlichen Schrecknissen.



Götterverehrung im heiligen Haine. Zeichnung von H. Leutemann.

Aber nicht mit einem Male gewinnt der Winter das Feld. Wieder lacht der blaue Himmel, wieder scheint auf Tage die Sonne warm, wieder wehen milde Lüfte. Da öffnen sich hier und da verspätete Knospen der Blumen, Schlangen, Eidechsen und Käfer allerlei Art kommen noch einmal aus der Erde und unter der Moosdecke hervor, und im geheimnißvollen Schoß der Erde regt sich neues Leben in Wurzeln und Samen.

Plötzlich braust ein eisiger Nord daher, und nach einer schaurigen Nacht starren die entblätterten Bäume von Reif. Der Winter hat jetzt festen Fuß gefaßt, der Erde Schoß ist verschlossen, das Wasser, das sonst bewegliche Element, ist bedeckt von einer starren Rinde und der Welle Spiel mit dem blumigen Ufer ist auf lange dahin.

Doch die Zeit ging hin, die Tage wurden länger, der schmelzende Schnee sank nieder vom dunklen Tannengebüsch. Aber auch der Sommer vermochte nicht im siegenden Sturmschritt das Feld zu gewinnen, und der Winter tödtete in der Nacht wieder, was des Lichtes Strahl am Tage zu träumendem Leben erweckt hatte. Auch jetzt wogte unentschieden lange der Kampf, und oft noch fand die Sonne bei ihrem Aufgange den Winter im grauen, kalten Nebelgewande und in dem eisigen Barte, der am Tage zuvor für immer hinweggenommen zu sein schien. Jetzt kamen einzelne Sänger des Waldes, der gravitätische

Storch und die trauliche Schwalbe, der Menschen Gefährten für die schöne Sommerzeit, und damit erst erschien ihnen der Sieg des Sommers entschieden. Nun schmückte sich neu der Wald, nun grünten und blühten Feld und Flur, und kräftig erwuchs, was Menschen und Thieren zur Freude und Nahrung dient. — Auch hinter diesen Erscheinungen ahnten unsere Voreltern die göttliche Kraft, aber das Betrachten des Einzelnen bewirkte auch hier die allmählich sich ausbildenden Vorstellungen einzelner Gottheiten. Die Gottheit, die ihnen durch das Leben der Erde Blumen und Früchte darreichte, die milde Luft, Licht und erquickenden Thau sandte, mußte ihnen als eine gute erscheinen. Anders gestaltete sich ihnen des Winters zerstörende, todtbringende Macht. Ihre Vorstellung entsprach dem Winter, sowol in seiner Gestalt, als auch in seinem Thun.

Aehnliches geschah bei den übrigen Erscheinungen der Natur. Ueberall ahnten sie die in die sichtbare Welt hineinragende Geisterwelt.

An besonders schönen, stillen und erhabenen Orten des Waldes fühlten unsere Vorfahren die Nähe göttlicher Wesen. Die Schauer der Einsamkeit und des Dunkels, verbunden mit der wunderbaren Sprache, welche die bald mehr bald weniger bewegte Luft den Aesten und Wipfeln entlockte, bald ein Rauschen gleich dem Brausen des Meeres, bald ein leises Flüstern, dann wieder ein plötzliches Krachen oder ein Aechzen und Stöhnen — das Alles war wol dazu angethan, das Gemüth mit heiligen Schauern und mit Ahnungen zu erfüllen. In ihren heiligen Hainen glaubten deshalb unsere Vorfahren der Gottheit am ehesten Huldigung und Verehrung darbringen zu müssen. Der ganze Wald war ihnen von höheren Wesen belebt. Die Elfen, Kobolde und Zwerge traten als die zur Person erhobenen Pflanzenseelen darin auf, meist gutmüthig und wohlwollend, bisweilen jedoch auch heimtückisch. Sie führen für gewöhnlich in den Bäumen ein Schlummerleben und werden nur aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, wenn an die Bäume eine vernichtende Hand angelegt wird. Dann vernimmt man Seufzen und Klagegetön.

Ganz andere Hieroglyphen, als für uns auf todtem Papier und verwitterten Steinen erforscht wurden, erschienen ihnen in der Natur in jedem lebendigen, belebten oder auch in todten Wesen. Die auf- und untergehende Sonne in ihrer Pracht, der zwischen den goldenen Sternen einsam dahinwandelnde und fortgesetzter Veränderung unterworfene silberstrahlende Mond, der buntgefiederte Vogel des Waldes, d sich auf schwankem, flüsterndem Zweige sein künstliches Haus baut, der ihnen Labe bietende Felsquell, der murmelnde, zwischen blumigen Ufern fließende Bach, der Strom, der heut sein klares Gewässer sanft dahinführt, morgen verheerend die Ufer überflutet, der Schwan auf der krystallisch schimmernden Woge des blauen Sees, die Nachtigall, die im dunklen Gebüsch ihren weithin tönenden Wundergesang erhebt — das waren Hieroglyphen des unermeßlich großen Wunderbuches der Natur, wahrlich Zeichen und Buchstaben, die heute noch den einsam Wandelnden eindringlich zur Deutung auffordern und Ahnungen in ihm erwecken! —

Dazu kam, daß sie die Natur noch sahen, wie wir nimmer sie sehen werden. Wie viel hat der Menschen Fleiß aus dem Urbilde jener Zeit verwischt! Das Land ist jetzt dicht bevölkert. Wohin wir auch gehen, überall finden wir Zeichen, die uns das Jahrhunderte alte Wirken des Menschen bekunden, und unmöglich machen es uns die Werke der Kultur, uns in das Denken und Fühlen jener kindlich einfachen Zeit zu versetzen.

Wie anders war es in jenen Urzeiten, in denen die Natur in ihrer ungezähmten Kraft und Wildheit, in ihrer Erhabenheit in unseren Marken waltete, in der die Schauer der Einsamkeit die Seele des einsam dahin Wandelnden oft genug erfüllten!

Das forderte Kräfte und Empfindungen in den Seelen unserer Voreltern heraus, die bei der heutigen gesellschaftlichen Gestaltung in uns niemals zur Entwicklung gelangen.

Ein einfacher Gang von einer Wohnstätte zur andern war damals mit Gefahren verbunden. Gefaßt und gerüstet mußte der Mann auf solcher Wanderung sein, mit den wilden Thieren des Waldes in jedem Augenblicke einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen.

Den, welcher solche Wagnisse nicht zu bestehen versuchte, der sich zu dieser Kraft und Kühnheit nicht emporzuschwingen vermochte, traf die allgemeine Verachtung. Ihm ward der Platz in der Volksgemeine versagt, er mußte in Haus und Feld die Arbeit eines Leibeigenen verrichten, keines freien Mannes Tochter gab ihm Herz und Hand.

Solche Sitte schuf Männer mit „stählerner Brust", ein wehrhaftes, dem Kriege zujauchzendes Geschlecht und, worauf zu verweisen es uns hier hauptsächlich ankommt, ein Geschlecht, in dem sich ein ganzes volles Bild der Natur in scharfen Linien ausprägte, ein Bild, aus dem der Wunderbaum der germanisch-heidnischen Gottesanschauung emporsproß.



Wodan oder Odin, der Göttervater. Zeichnung von L. Burger.

Wahrlich ein Wunderbaum, himmelanstrebend, riesig, voll Mark und Leben, der leiblichen und geistigen Natur Derer entsprechend, aus deren Gedanken und Empfindungswelt er erwuchs, ein Wunderbaum, dessen Wurzeln bis in das Mark der Erde drangen, dessen Wipfel sich bis zum Himmel erhob, dessen Zweige bis in „ungemessene Fernen" reichten, voll Schrecken und Schauer, aber doch auch mit Lichtblüten besetzt und mit nährenden Früchten behangen!

Nunmehr sind wir nahe daran, die uns zu Anfange des Abschnitts gestellten Fragen beantworten zu können. Nur Eines sei noch erwogen! Unter den lebenden Geschöpfen, die, Erklärung heischend, unseren Voreltern als Freund oder Feind begegneten, erregte ihr Interesse ganz besonders der Mensch selbst, und in dem Geschlechte wieder der hervorragende Mensch, hervorragend an Geist und Leib, machtvoll einwirkend in guter oder böser Art. Was er gewesen, was er gethan, sei es zum Heile oder Verderben seiner Umgebung, ward von Munde zu Munde erzählt, ward bald Sage, und diese wucherte um so üppiger, je weiter ab die Zeit seines irdischen Daseins lag. In der Erinnerung verlor er nach und nach den geschichtlichen Boden und ward zur idealen Gestalt, die nun mehr und mehr unerklärbaren Dingen oder Ueberlieferungen zum Mittel- und Sammelpunkte diente.

Welche machtvollen und thatenreichen Menschen müssen es gewesen sein, die auf diese Art von der Volksüberlieferung festgehalten wurden, und deren Leben als Stoff diente, Götterbilder zu formen, sie in den Himmel zu versetzen und ihnen den unermeßlichen Weltraum zur Stätte ihrer Wirksamkeit anzuweisen! —

Aber welche wunderbare Begabung lag auch in der Menschennatur, die unbewußt so Großes zu schaffen vermochte! — So sehen wir denn, daß die deutsche Götterlehre nichts Anderes ist, als ein Versuch des unbefangenen Sinnes unserer Voreltern, die Räthsel der Natur zu lesen und zu lösen, ihre Geheimnisse zu erklären und von der unsichtbaren Welt eine Vorstellung zu gewinnen — wahrlich, ein erhabenes Streben, werth ehrfurchtsvoller Betrachtung! — Und in diesem Sinne möge der Götterhimmel unserer in Staub gesunkenen Voreltern sich uns aufthun!

Wodan. Der höchste Gott unserer Voreltern war Wodan oder Wuotan. Sein Name bedeutet Geist, Sinn, Verstand. Sein Wirken ist allumfassend, Himmel und Erde durchdringend, so daß die übrigen Gottheiten gleichsam als Ausflüsse seiner Macht angesehen werden können. Er ist der Vater der Götter und der Menschen. Von seinem goldenen Thron schaut er nieder auf der Menschen Thun, er, der Leiter und Lenker der Schlachten, der Schützer der Heere, der Geber des Sieges und der Erwecker der auf dem Schlachtfelde ruhmreich Gefallenen. Voll Majestät und Klarheit ist sein Angesicht, Weisheit kündend sein Blick, glänzender Bergschnee schimmert auf seinem Haupte und bis weit auf die Brust herab wallt sein langer weißer Bart. So thront er, angethan mit Helm, Harnisch, Schwert und Speer, auf seinem Götterstuhle, während zwei weiße Raben, Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung), auf seinen Schultern sitzend ihm ins Ohr raunen, was sie auf ihrem Fluge erschauten, und zur Rechten und Linken seines Thrones zwei blitzäugige Wölfe, Geri und Freki (der Heißhungerige und der Grimmige), des Aufbruchs gewärtig, nach ihm aufsehen. Nie gab es einen Sterblichen, der an Wohlgestalt Wodan gleich gekommen wäre, nur einen Mangel gewahrte man an seinem göttlichen Leibe: der Götterkönig hatte nur ein Auge. Um aus dem Brunnen der Weisheit zu trinken, ward von ihm einst sein zweites Auge, das der Wächter als Pfand begehrte, dahingegeben, und dies strahlt seitdem aus der spiegelhellen Wasserflut hervor. Sein mit goldener Spange an der Brust befestigter himmelblauer Mantel, der am Morgen und am Abend mit purpurner Glut umleuchtet ist und von seinen Schultern tief herniederwallt, umschließt zugleich auch die Allernährerin, die Erde, des Gottes liebende Gattin.

Erhebt sich Wodan von seinem Throne, so springen die Wölfe empor und kreisen mit freudigem Gebell weithin durch des Himmels Raum, die Raben umfliegen sein Haupt, und des Gottes schneeweißes achtfüßiges Roß, das stampfend vor des goldenen Palastes Pforten steht, wiehert laut und wirft stolz sein Haupt empor. Besteigt Wodan das Roß, dann jagt er mit Gedankenschnelle durch den Luftraum. Bisweilen geschieht es, daß er geliebte Helden, die in Noth gerathen, errettet, indem er ihnen, ohne daß sie es bemerken, seine Waffen giebt, an deren Besitze der Sieg haftet. Oft aber auch läßt er die Waffen im himmlischen Saale zurück und begiebt sich, in einem grauen Mantel, sein göttliches Haupt mit einem grauen Wolkenhute bedeckt, hinab zu den Wohnstätten der Sterblichen.

Riesen, mit furchtbaren Kräften begabt, waren einst in dem Besitze des Trankes der Weisheit und Dichtkunst. Ihnen entriß er diesen Trank, stieg in Adlergestalt mit ihm aus der Tiefe empor und gab davon seinen Lieblingen unter den Menschen. Von Wodan kam Segen und Gedeihen den Herden, dem Weinstocke und den Bäumen.

Während er, auf seinem Herrscherstuhle sitzend, die Schlachten der Sterblichen nach seinem Willen lenkt, nehmen seine kampfesmuthigen Söhne, Donar (Thor) und Zio (Tyr), an den Kämpfen selbst Theil.

Himmlische Schlachtenjungfrauen, Walküren genannt, dienen dem Gotte als Botinnen während der Schlacht. Wie prangen die mit Schild und Speer bewaffneten Schönen,



von deren Schultern ein Schwanenkleid herniederwallt, in ihrem goldenen Helmschmucke, sitzend auf schnaubenden Wolkenrossen! Weithin leuchtet ihr Brustharnisch. Erquickender Thau sinkt aus ihrer Rosse Mähnen beim friedlichen Umzuge auf Wälder und Auen; jagen sie aber auf Wodan's Wink in das grauenvolle Getöse der Schlacht hinab, so rasseln aus den Mähnen ihrer Rosse Hagelschauer hernieder.

„Walküren reiten bewehrt durch Luft und Meer,
Auf kühnen Wolkenrossen stürmen sie einher,
Licht strahlt aus ihren Spießen, und Funken sprühn aus Nacht,
Wenn sie die Helden kiesen, die blutigen Opfer der Schlacht."



In Walhalla. Zeichnung von Ludwig Burger.

Wohl wissen es die kampfesfrohen Helden, daß während der Schlacht jene Himmlischen die Gefilde durchjagen, um die in kühnem Kampfe Fallenden in die weite Halle zu den unsterblichen Göttern zu führen. „Die Poesie der Menschheit hat kein schöneres Bild des Todes geschaffen." — Kaum sind die Erwählten niedergesunken, kaum ist ihrer Augen Licht erloschen, der Wangen und Lippen Roth erblichen, so werden sie von den starken Walküren auf ihre Rosse gehoben und emporgetragen nach Walhalla, wo sie nach kurzem Todesschlafe zu neuem Leben erwachen. Umschauend gewahren sie hier eine nie gesehene Herrlichkeit.

Walhalla, Wodan's himmlische Burg, ist von unermeßlicher Größe. Mit blitzenden Goldschilden ist die Burg gedeckt, fünfhundert und vierzig Thore, so groß, daß unzählige Scharen zugleich durch sie ein- und ausgehen können, führen in dieselbe. Im Innern ist

ein unermeßlich weiter und hoher Saal. Golden strahlen die Wände, mit goldenen Speerschäften ist der Fußboden belegt, die Sitze sind kunstreich von schimmernden Harnischen gefertigt. — In diesem Saale erwachen die Helden, die in Kampfeswonnen auf irdischen Schlachtfeldern starben. Träumend schauen sie empor und erblicken über sich die furchtbar schönen Götterjungfrauen, die ihnen in ihre Wunden heilendes Oel gießen, auf daß diese alsbald zu ehrenvollen Narben verharschen. Dann reichen ihnen die Walküren in Goldbechern himmlischen Wein dar, der sie mit neuem Leben erfüllt. Was die pochenden Herzen auf Erden geträumt und gewünscht, wenn des Kriegshornes Mark und Bein durchdringendes Getön zur Schlacht rief, dessen Erfüllung sehen sie hier.

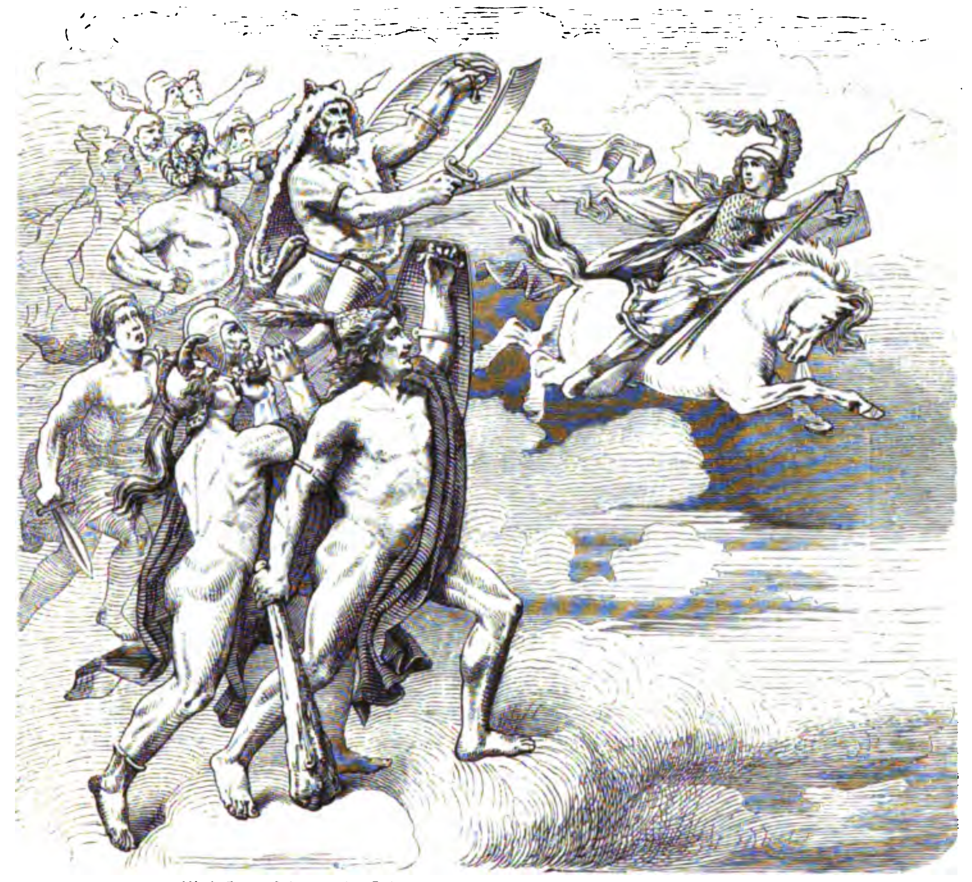
Da wandeln sie nun, indem Wonneschauer ihre Herzen durchbeben, durch die Reihen der Helden, die, wie sie auf Erden, die Furcht, die Krankheit schwacher Seelen, nicht kannten, und unter ihnen sehen sie solche, die von den Geschlechtern der Menschen durch Jahrhunderte hindurch ruhmreich genannt, solche, von denen bis in fernste Zeiten des Volkes Dichter singen und sagen werden. Grüßend treten aus den Reihen zu ihnen die Helden, die ihnen auf Erden Freunde waren, mit denen sie Gefahr und Noth theilten, und die, wie sie, als sie nach kühnem Kampfe die Todeswunden empfangen hatten, mit bleichen Lippen rühmlich ihr irdisches Tagewerk schlossen. — Aber auch tapfere Feinde, die sie auf Erden nach ruhmreicher Gegenwehr besiegten, strecken ihnen mit frohem Gruße die Hände entgegen. Denn hier gilt nicht mehr der Erde Haß, hier gelten Heldentugenden, denen schon auf Erden der Edelsinnige nachstrebte, ohne sie jedoch ganz erringen zu können.



Frigga, die Göttermutter. Zeichnung von L. Pietsch.

Dann werden sie von den alten und den neuen Freunden zu den Tafeln geführt, an denen die Helden frohe Mahle feiern und einander ihre Thaten in einer Sprache erzählen, wie auf Erden Dichter beim herzerfreuenden Klange der Saiten sie nur zu stammeln vermögen. Sie essen von dem Fleische des goldborstigen Ebers Sährimnir, der sich stets erneut und an jedem Morgen wieder auflebt, und trinken köstlichen Meth, der Frohsinn und Heldenfeuer in den Herzen der Götterlieblinge entzündet, wie kein irdischer Trank. Der balsamische Meth fließt aus dem unversieglichen Euter der Wunderziege Heidrun. Sie steht auf der goldenen Kuppel der Burg, und zu ihr nieder senken sich die schattigen Zweige einer Riesenesche, nach denen sie ihr Haupt erhebt, um ohne Unterlaß Blätternahrung zu sich zu nehmen. Der ihrem Euter entströmende Trank verbreitet weithin erquickenden Duft und hält beständig eine große goldene Schale gefüllt, aus der die Walküren mit goldenen Krügen schöpfen.

Doch der entflammte Thatendurst treibt die Helden hinaus auf die Kampfgefilde, um durch rühmlichen Streit sich neue Ehren zu erwerben. Die durch das westliche Thor gehen, schauen wol nach den an seinem Bogen befestigten Sinnbildern des Kampfes, einem Wolfe und einem Adler, empor. Dann schreiten sie leicht, wie es in Erdenträumen bisweilen geschah, dahin durch die himmlischen Gefilde. Hier und dort ragen die glänzenden Paläste der Götter empor, doch keiner ist so groß und herrlich, wie der des höchsten Gottes, Wodan's. Haine sehen sie voll hoher Bäume, an deren Zweigen goldene Blätter schimmern. Sie sehen die siebenfarbige Brücke, die bei Wodan's Palast in weitem Bogen bis zur Erde reicht. Auf ihr steigen die Götter hernieder, um Lohn und Strafe den Sterblichen auszutheilen. Diese aber sehen den wunderreichen farbigen Bogen nur zu manchen Zeiten.



Walküren führen die Helden zum Kampfe. Nach W. Engelhard's Fries.

Nun nahen Scharen der Walküren aus dem Haine, Kränze flechtend, um die Stirnen der Helden zu schmücken. Bei diesem Anblicke erheben die Helden den Kampfruf, und es beginnen die Kämpfe. Speere sausen durch die Luft, Schwerter scheinen sich in zuckende Blitze gewandelt zu haben. Diese kämpfen siegreich, Jene sinken wundenbedeckt nieder auf den blutigen Plan. — Aber Tod und Krankheit haben keine Gewalt mehr über die Helden. Ist der Kampf vorüber, so erheben sich die Gefallenen wieder ohne Gefährde, und in dem neuen Schmucke ruhmreich gewonnener Wunden begeben sie sich in Gemeinschaft der Sieger zurück in den Göttersitz, um sich nach der Heldenarbeit aufs Neue am Göttermahle zu erfreuen.

Von seinem goldenen Throne schaut Wodan frohen Angesichts auf die Schar der Helden. Die schönsten der Walküren dienen dem Gotte, ihm Speise und Trank darreichend.

Aber der Speise bedarf der Unsterbliche nicht, er wirft sie seinen beiden Wölfen zu, nur Wein trinkt er aus goldenem Becher. So geht der Tag hin.

Sobald der Abend sich naht, ertönt der Lichtalben süßer Gesang. Da verstummt allgemach das frohe Getümmel im weiten Saale. Die Helden erheben sich, suchen ihre Lagerstätten, und ein sanfter Schlummer hält sie umfangen, bis beim Aufsteigen des Frühroths der goldkämmige Hahn zu neuen Freuden sie weckt. — Wodan aber, von unvergänglichem Lichtglanze umgeben, wacht, denn auch des Schlafes bedarf der Gott nicht, und während Jene auf weichen Fellen ruhen, erwägt er die Geschicke der Götter und Menschen.

Nirdu, die Erdgöttin, die Nerthus der Semnonen, die hehrste der Göttinnen, Wodan's Gemahlin, thront neben ihm auf dem Hochsitz Hlidskialf. Sie, die Mutter Erde, die Göttermutter, kennt aller Menschen Schicksale und ist die Ernährerin und Versorgerin aller Geschlechter, die Schirmerin von Feld und Herd. Nach den verschiedenen Oertlichkeiten führte sie verschiedene Namen: Nerthus, Hertha, Gode, Tafana, Holda, Hludana, Berta oder Berchta, und sie ist gleichbedeutend mit der nordischen Freya. Die bedeutungsvollsten Namen aber sind: Nirdu, Frigga, Holda. Nirdu heißt sie als allernährende Mutter Erde, Frigga als liebendes Weib und sorgende Hausfrau, Holda als Wohlthäterin der Menschen und auch ihrer Anmuth, Schönheit und Güte wegen; als Frau Gode durchzieht sie, die gewaltige Jägerin, die Lüfte mit ihrem Gefolge von Töchtern, Gehülfinnen und ihrer Meute. Auf einer Insel des Weltmeeres (Rügen), berichtet Tacitus, liegt ein heiliger Hain, in ihm wird ihr Wagen bewahrt, verhüllt in ein Gewand. Ahnt der Priester die Gegenwart der Göttin im Heiligthum, so begleitet er den Wagen, den zwei Kühe ziehen. Sie bringt Frieden und Fruchtbarkeit, wohin sie kommt; der Krieg ruht, die Waffen schweigen, das Eisengeräth wird verschlossen, Alles schmückt sich zu festlich frohen Tagen. Ist sie zurückgekehrt, so wird sie mit dem Wagen im geheimen See gebadet, und dieser verschlingt die Sklaven, die bei dem Werke dienstbar.

Hel oder **Hellia**. Weit ab von Walhalla, in der Tiefe, lag das schauerliche, kalte Nebelreich der unerbittlichen Hellia.

„Ein Thron in düst'rer Höhlung prangt' unter dem Gestein,
Der war von Menschenknochen und Schädeln erbaut allein.
Drauf sah man Hellia drohen, halb weißlich und halb grau,
Ihr Anblick aber blutig und von Verwesung blau.

Sie hielt ein'n weißen Knochen, am Mondschein gut gebleicht,
Den hat zur Marter den Schatten sie vor sich hingereicht.
Sie schwang ihn wie eine Ruthe, von Rachgier nur entbrannt,
Und hielt ihn vor als Scepter in ihrer feuchten Hand.

Es war so still im Hause und überall Leichenduft;
Nicht Lebenstöne drangen, nur Seufzer durch die Luft;
Drei Fackeln flackerten bläulich, an jeder ein Todter stand;
Nur eitel Räthsel man schaute, denn nirgends Blut sich fand."

Hellia ward gezeugt von dem bösen Loki und einer Riesin, der Schwester des furchtbaren Wolfes Fenrir und der erdumgürtenden Schlange. Elend heißt ihr Saal, Einsturz ihre Schwelle, Auszehrung ihr Bett, Gefahr dessen Vorhang; ihr Knecht heißt Träge, Langsam ihre Magd; sie ißt aus der Schüssel Hunger und schneidet mit einem Messer, das unersättliche Gier heißt. Ihre Burg ist von einem Gitter umgeben, auf dessen Spitzen Menschenhäupter stecken.

„Gifttropfen träufeln
Durch die Getäfel;
Aus Schlangenrücken
Ist der Saal gewunden.

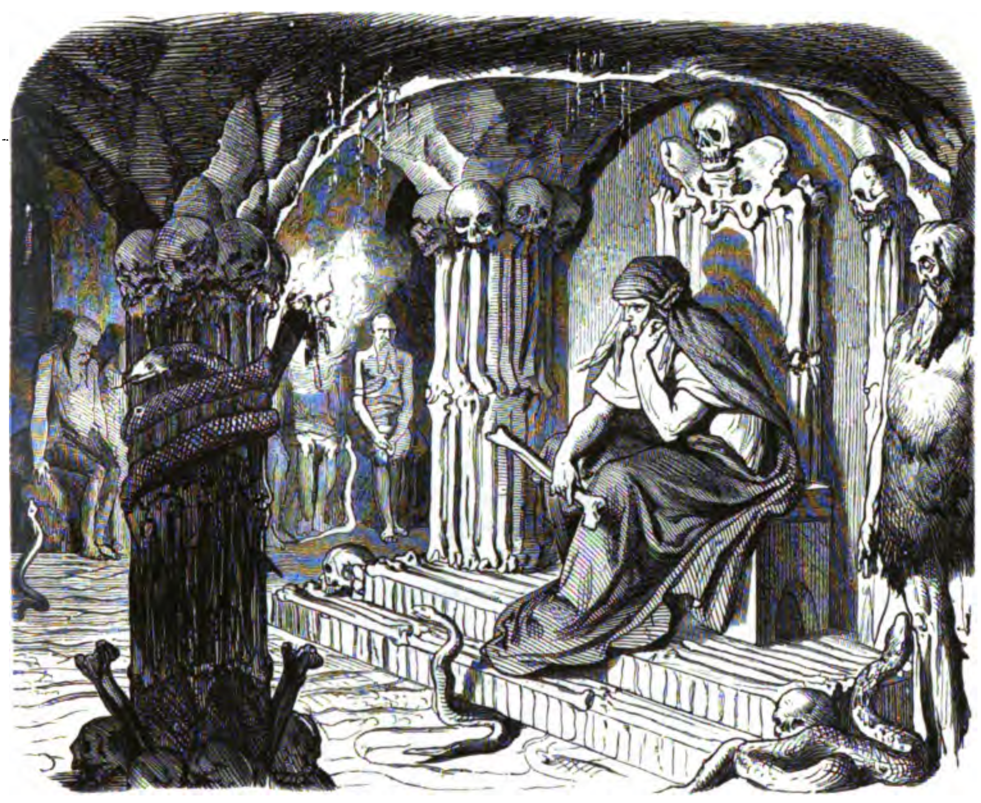
Da saugt Nidhöggr;
Im starrenden Strome
Stehn und waten

Meuchelmörder
Und Meineidige.
(Und die Anderer Bräuten
Ins Ohr geraunt.)

Der Verstorbenen Leichen,
Der Menschenwürger;
Wißt ihr, was das bedeutet?"

Langsam wälzt sich der dunkle Strom, am Leichenstrande vorüber, einem Thale zu, das den Drachen zum Wohnorte dient. Von hier stammen die Zähne todter Drachen, mit denen der Boden der Säle und Gemächer in Hellia's Burg gepflastert ist.

Grauenvoll sind die Wege nach dem Reiche der Hel. Der eine derselben führt gen Süden und dann um die Erde, durch Schluchten und Felsenklüfte. In einer Höhle lauert ein furchtbarer Hund, der dem bleichen Wanderer entgegenstürzt. Der andere Weg, der gen Norden führt, ist noch gefahrbedrohter. So tief und dunkel und von solcher Länge sind die Thäler, durch die er führt, daß selbst Wodan, als er einst dieses Weges ritt, neun Tage gebrauchte, um ihn zurückzulegen. —



Hel. Zeichnung von Ludwig Burger.

Das ist das schauerliche Reich der Hellia, in das die Gottlosen, die Meuchelmörder, die Verführer, die Meineidigen und alle Diejenigen kommen, die eines unrühmlichen Todes starben.

„Es saßen längs den Wänden die Scharen Hellia's drin,
Sie waren so blaß und kränklich und starrten vor sich hin;
Der kalte Angstschweiß perlend auf ihrer Stirne stand;
Um ihre magern Leiber sich eine Schlange wand."

Donar oder Thor. Wodan erzeugte mit Nirdu (der Nerthus der Semnonen), der Erdengöttin, den erhabensten seiner Söhne, den über Regen und Wolken gebietenden und den Blitz führenden Donar (Thor), den Ausrichter des Willens seines göttlichen Vaters. Der Luftkreis zwischen dem Wohnplatze seines Vaters und dem seiner Mutter, zwischen Himmel und Erde, ist der Raum, in dem er sich meist bewegt. Vorzüglich fördert er die Werke seiner Mutter, der Erdgöttin Nirdu, und wie Wodan der Gott der Helden ist, so ist er der Gott des Landmannes und der Förderung des Ackerbaues.

Thor ist rothbärtig und erscheint in der Gestalt eines schönen Jünglings. Will er den Luftraum durcheilen, so schwingt er sich nicht auf ein Roß, wie Wodan, sondern er spannt die beiden krummgehörnten Böcke Zahnknisterer und Zahnknirscher vor seinen Wagen. Dann legt er sich einen aus der schwarzen Wetterwolke gewundenen Gürtel um, der seine Kraft noch um die Hälfte verdoppelt, zieht seine Eisenhandschuhe an und ergreift seinen Hammer, mit dem er Felsen, Bäume und die stärksten Schädel der Riesen zu zerschmettern vermag. Der Wurf des Hammers wird allezeit von einem Blitzstrahle begleitet. Hat er, also gerüstet, sich auf seinen Wagen geschwungen, so rollt derselbe mit donnerndem Getön über die Wolkenberge dahin.

Thor's Hammer ist ein Werk kunstreicher Zwerge. Als er angefertigt werden sollte, that der Zwerg Schlackensprüher eine große Masse Eisen in die Esse und sagte darauf zu seinem Bruder Zischer: „Rühr' fleißig den Blasebalg und laß die Hände nicht ruhen, denn wenn nur einmal der Luftzug aufhört, so mißräth das Werk!“ — Das hatte Loki vernommen, der böse Gott, der alle guten Werke zu verderben trachtet, und sogleich verwandelte er sich in eine Fliege, setzte sich dem Zwerg Zischer auf das rechte Augenlid und stach ihn, daß das Blut in das Auge rann. Von Schmerz gepeinigt fuhr der Zwerg mit den Händen nach dem Auge, um die Fliege zu verscheuchen. Als nun Schlackensprüher den Hammer aus der Esse zog, bemerkte er an demselben zu seinem Verdruß einen Fehler. Der Stiel war nach vorn hin ein wenig zu kurz gerathen. Dennoch erfreute Thor der Hammer so sehr, daß er sagte, es sei das herrlichste Kleinod, das es gäbe im Himmel und auf Erden, und die beste Wehr wider die Riesen. Aus der Hand des Gottes geschleudert, trifft der Hammer in Gedankenschnelle jedes Ziel mit zermalmender Kraft und kehrt darauf eben so schnell wieder in die Hand des Schleuderers zurück.

Thor's Gemahlin, die goldhaarige Sippia, spendet dem Getreide reichgefüllte Aehren, dem Baume prangende Früchte; seine Schwester ist Ostara, die Göttin des strahlenden Morgens und des wiederkehrenden Frühlings.

Einst geschah es, daß Thor auf der Rückkehr von einer Heldenfahrt müde ward, sich auf den Erdboden niederlegte und einschlief. Da schritt von ungefähr ein Riese vorüber, der so groß war, daß die Bäume des Waldes unter seinen Tritten brachen, wie die Stoppeln des Ackers, über den ein Mann schreitet. Er bemerkte den schlafenden Gott und sah den gefürchteten Hammer an seiner Seite. Sogleich gedachte er den Hammer zu stehlen, um Thor der Waffe zu berauben, mit der er schon viele der Ordnung der Dinge feindselige Riesen getödtet hatte. Er beugte sich nieder, nahm den Hammer und entfloh. Als er die Heimat erreicht hatte, gerieth er in Angst bei dem Gedanken, daß Thor den Hammer dennoch wieder erlangen könne. Deshalb rief er die Berg- und Erzriesen, deren König er war, zusammen und gebot ihnen, ein Loch von acht Wegerasten Tiefe in den Erdboden zu graben. Alsbald begannen die Riesen ihr Werk, und es war, als ob die Erde von einem Erdbeben heimgesucht würde, denn Erde und Steine flogen hoch empor und bildeten ringsum einen Bergwall. Nun warf der Riesenkönig den Hammer in den tiefen Schlund, worauf derselbe von den Riesen wieder verschlossen ward.

Thor's Blitz und Donner erzeugender Hammer ruht im Winter, bewacht von den Frostriesen, in dem Schoße der Erde, und erst zur beginnenden Frühlingszeit geräth er wieder in seine Gewalt. —

Als Thor erwachte, griff er, sich erhebend, nach seiner Götterwaffe. Aber sie war nirgends zu finden. Zornig blies er in seinen rothen Bart, und es entstand davon ein gewaltiger Sturm, so daß weithin die Wälder wie Aehrenfelder sich bogen und auf dem Meere berghohe Wellen sich erhoben. Aber dadurch erhielt er den Hammer nicht. Darauf begab er sich zu dem bösen und listigen Gotte Loki, daß er ihm in dieser Sache Beistand leiste. Loki war bereit dazu. Er begab sich zu einer Göttin, lieh sich ihr Falkenkleid und flog nun als Falke mit schnellen Flügelschlägen dem Lande der Riesen zu, weil er überzeugt war,

daß kein Anderer als ein Riese den Hammer gestohlen haben könne. Aber wo er sich auch niederließ auf den Burgen der Riesen, um deren Gespräche zu erlauschen, nirgends vernahm er etwas von dem geraubten Kleinode..

Da geschah es, daß er über einen begrünten Hügel flog, auf dem der Riesenkönig saß, der eben damit beschäftigt war, seinem Hunde ein Halsband anzulegen, worauf er seinem Rosse die wallende Mähne kämmte. Indem nun Loki den Hügel schwebend umkreiste, vernahm er, wie der Riese zum Rosse sprach: „Freue dich, Rößlein, daß du den Hammer nicht mehr zu fürchten hast! Er ist so geborgen, daß ihn Thor nie mehr in seiner Hand halten wird!“



Thor. Zeichnung von Ludwig Pietsch.

Da trat Loki in seiner Gestalt vor den Riesen und sprach: „Du hast den Hammer; gieb ihn heraus!“ — „Niemals“, entgegnete der Riesenkönig, „es sei denn, daß man mir Frouwa zur Gemahlin gebe.“ — „Frouwa, der Göttinnen schönste?“ sagte Loki. „Das wird nicht geschehen.“ — „So soll auch Thor den Hammer, der acht Tagerasten tief unter dem Erdboden liegt, nicht wieder empfangen!“ versetzte der Riese.

Frouwa aber war die Göttin, von der Loki sich das Falkenkleid geliehen hatte. Er flog nun zurück und verkündete es der Göttin, daß der Riesenkönig sie zur Gattin begehre. Als Frouwa solches vernahm, gerieth sie in großen Zorn und geberdete sich so wild, daß ihre Halskette, die aus Gold und Edelsteinen gearbeitet war, ihr schönster Schmuck, zur Erde fiel. Aber auch die übrigen Göttinnen sowie die Götter ergrimmten über das freche

Ansinnen des Riesen. Endlich ward beschlossen, Thor sollte Frouwa's Gewänder und einen, sein Angesicht verhüllenden bräutlichen Schleier anlegen, sich zu dem Riesen begeben und sich mühen, den Hammer mit List zurückzugewinnen. Thor war bereit, das Abenteuer zu bestehen. Da legten sie alsbald

„Das bräutliche Linnen ihm an,
Dazu den schönen
Schimmernden Halsschmuck.
Auch ließ er erklingen
Geklirr der Schlüssel,
Und weiblich Gewand
Umwallte sein Knie;
Es blinkte die Brust ihm
Von blitzenden Steinen,
Und dicht umhüllte
Der Schleier sein Haupt."

Dem listigen Loki, der die Fahrt mitmachen sollte, wurde die Kleidung einer Magd angelegt.

„Nun wurden die Böcke
Vom Berge getrieben
Und vor den gewölbten
Wagen geschirrt.
Felsen brachen,
Funken stoben,
Als Donar reiste
Gen Riesenheim."

Als der Riesenkönig Beide erblickte, ward er frohen Sinnes und rief, daß man es durch das ganze Riesenreich vernahm: „Auf, kommt herzu, damit es der liebreizenden Frouwa, die im bräutlichen Schleier daherkommt und meine Gemahlin werden will, an keiner Ehrenbezeigung mangle! Ich war reich und mächtig lange schon. Rabenschwarze Rinder und Kühe mit goldenem Gehörne bedecken in zahlreichen Herden meine Weiden, und der Schätze und Kleinode habe ich in Fülle. Frouwa allein fehlte mir noch, und nun sie herzukommt, um meine Gattin zu werden, ist mein Glück vollkommen!" —

Mit großen Ehren ward nun die vermeintliche Braut in die Riesenburg und zur Tafel geführt. Der Riesenkönig setzte sich hocherfreut ihr zur Seite, und die Riesen nahmen ihre Plätze auf den Bänken zu beiden Seiten der Tafel ein, indeß geschäftige Diener Speisen und Getränke allerlei Art auftrugen. — Die Braut aß und trank aber in einem solchen Maße, wie man es von einer Frau noch nicht gesehen hatte, und als der Riesenkönig verwundert dreinschaute, sagte der listige Loki: „Frouwa's Sehnsucht nach Riesenheim war so groß, daß sie acht Tage und acht Nächte gefastet hat, weshalb sie nun von Hunger und Durst übel geplagt wird."

Nun gedachte der Riesenkönig, der lieblichen Frouwa den Brautkuß zu geben. Als er aber den Schleier ein wenig erhob, überkam ihn ein gewaltiger Schrecken, und er fuhr zurück. „Wie furchtbar", rief er, „flammen Frouwa's Augen! Wahrlich, ihr Blick ist wie Feuersglut!" —

Thor lachte im Stillen über den Thoren, Loki aber sagte: „Wie sollen die Augen nicht leuchten! Hat Frouwa doch acht Tage und acht Nächte vor Sehnsucht nach dir nicht ruhen können!" — Deß freute sich der Riesenkönig, und er fragte nun die Braut, ob sie seine Gemahlin werden wolle. „Nicht eher", erwiederte sie, „bis du dein Versprechen erfüllt hast." — Der Riesenkönig, der schon während der Mahlzeit den Hammer hatte herbeischaffen lassen, legte ihn der Braut in den Schoß.

Plötzlich warf Thor die Verkleidung von sich und stand nun in Götterschönheit mitten im Saale. — Entsetzen kam über die Riesen, als sie den Gott erkannten und den verderblichen Hammer in seiner erhobenen Rechten sahen. Sie wollten fliehen, aber es war zu spät. Zuckenden Blitzstrahlen gleich flog der Hammer, aus der Hand des Gottes machtvoll geschleudert und immer mit der Schnelle des Gedankens in die Hand wieder zurückkehrend, im Saale umher, und schon nach wenigen Augenblicken lagen die gewaltigen, Götter- und Menschenrecht mißachtenden Riesen mit zerschmetterten Hirnschalen am Boden, der von Blutströmen sich röthete. Thor aber kehrte mit seinem Hammer zurück in die Götterburg.

Häufig war Thor unter den Sterblichen, er erschien ihnen aber in anderer Gestalt, so daß sie ihn nicht erkannten. Einst kehrte er bei einem Bauer ein und bat ihn um Herberge, die ihm zugesagt ward. Nun nahm er seine beiden Böcke, schlachtete sie und bereitete für sich und seinen Begleiter eine Abendmahlzeit. Dazu lud er auch den Bauer und seine Kinder.

Er schärfte es ihnen aber ein, die Knochen zu sammeln und sie auf die am Boden ausgebreiteten Bockshäute zu legen. Nun empfand des Bauern Sohn ein Gelüst nach dem Marke des einen Schenkelbeins, zerbiß den Knochen, schlürfte das Mark heraus und warf das zersplitterte Bein zu den anderen Knochen auf die Felle.

Am nächsten Morgen erhob sich Thor von seinem Lager, weihte Felle und Knochen mit dem Hammer, und siehe, sogleich standen seine Böcke wieder lebendig vor ihm, kräftig und helläugig, wie sie es gewesen waren, nur dem einen lahmte ein Hinterbein ein wenig. Da ward Thor sehr zornig, umspannte den Stiel seines Hammers so heftig, daß die Knöchel weiß wurden, und sagte zu dem Bauer und seiner Frau: „Ihr oder eines Eurer Kinder hat mein Gebot nicht geachtet. Ihr müsset mir daher schwer büßen!“ — Als der Bauer und sein Weib Thor's finsteres Angesicht sahen, erschraken sie sehr und meinten vor seinen drohenden Blicken in den Boden sinken zu müssen. Sie flehten ihn um ihr Leben und boten ihm das Beste, was sie hätten, zur Sühne. Da forderte er ihre beiden Kinder. Obgleich über alle Maßen traurig, mußten sie doch seinem Verlangen willfahren, und Thor nahm die Kinder in den Wagen. Als er nun die Zügel ergriff, sahen sie ihn plötzlich in seiner göttlichen Gestalt. Im Nu fuhr der Wagen durch die Lüfte dahin. Allgemach trösteten sich die Eltern über den Verlust ihrer Kinder in dem Gedanken, diese seien in des Gottes Händen besser geborgen als in den ihren.

Thor ward nächst Wodan am höchsten verehrt. Wie von diesem der lebenerweckende Sonnenstrahl ausgeht, so sandte Thor den befruchtenden Gewitterregen, der die Luft von verderblichen Dünsten reinigt. Opferfeuer flammten ihm zu Ehren im Frühjahr auf Hügeln und Bergen. Thor zu Ehren jagte man Eichhörnchen, die ihrer rothen Farbe wegen dem Gotte heilig waren, und warf sie in die Flammen, indeß die Feuer mit Gesang und Jubel umtanzt wurden. Waren sie niedergebrannt, so nahm man Kohlen davon mit nach Hause, weil man wähnte, sie gewährten Schutz gegen den einschlagenden Blitz; auch trug man sie auf die Felder, um die Fruchtbarkeit derselben zu fördern und sie vor Hagelschlag zu sichern.

„In Licht gekleidet, kraftumgürtet,
Fährt Donar rauschend seine Bahn;
Die Berge, wolkenüberbürdet,
Erzittern bang bei seinem Nahn;

Und seine Lohe fährt zum Grunde
Todbringend nieder — Dampf entqualmt;
Was ist so fest im Erdenrunde,
Das nicht sein Hammerwurf zermalmt?“

Zio oder Tyr, Tius, der Schwertgott. Ein Halbbruder Thor's ist Zio, der blutige, erbarmungslose Gott des Krieges. Wodan lenkt zumeist von seinem Herrscherthron die Geschicke des Krieges, Zio aber taucht sein furchtbares Schlachtschwert, das er in der Linken führt, weil ihm die rechte Hand fehlt, in Menschenblut, er ist daher der unerbittliche Würger im Schlachtgetümmel. Von seinem Vater hat er das Kriegerische, von seiner Mutter, einer goldstrahligen, weißbrauigen Riesentochter, das Schreckhafte.

Zio's Attribut war das Schwert. An seinen Altären verröchelten die gefangenen Feinde ihr Leben. Man pries ihn in schauerlichen Schlachtenliedern, den Feinden, die sie vernahmen, ein tödtlicher Schrecken; ihm zu Ehren fanden die Schwerttänze statt. Von Jedem, der herz- und mitleidslos war und dabei vor keiner Gefahr zurückscheute, hieß es: er gleicht dem schrecklichen Gotte!

Von seinem nie zu erschütternden Muthe zeugt die opferbereite That, bei der er seine rechte Hand verlor.

Loki hatte nicht allein Hel, die Beherrscherin des Todtenreiches, sondern auch die Weltschlange und den schrecklichen Abgrundswolf erzeugt. Als nun den Göttern weissagend verkündet worden war, daß ihnen von den Dreien Verderben drohe, schleuderte Wodan die Schlange in den tiefen See, wo sie wuchs, bis sie den Erdkreis zu umgürten und sich in den Schwanz zu beißen vermochte, Hel warf er in das Todtenreich, den Wolf aber ließ er bei den Göttern, die ihn aufzogen. Wol hätten sie ihn tödten können, als er noch jung war, doch sie unterließen es, um nicht mit seinem giftigen Blute ihre heiligen Stätten zu beflecken.

Er war aber schon in der ersten Zeit seines Lebens von so unzähmbarer Wildheit, daß nur Zio es wagte, sich ihm zu nahen, um ihm Nahrung vorzuwerfen. Da er nun von Tag zu Tag sichtlich wuchs und ein immer schrecklicheres Ansehen gewann, beschlossen die Götter, eingedenk jener Weissagung, das greuliche Unthier an eine Kette zu legen. Sie nahmen eine gewichtige Kette, brachten sie dem Wolfe und sagten, er solle seine Kraft an derselben versuchen. Dieser hielt die Kette für leicht zerbrechlich und ließ sich mit derselben umschließen. Als er sich streckte, sprang sie mit lautem Geklirr in Stücke. Hierauf fertigten die Götter eine andere, weit stärkere Kette und sagten zum Wolfe: „Vermagst du auch diese zu zersprengen, so wirst du weit und breit berühmt werden!" Der Wolf sah, daß die Kette um Vieles stärker war, ließ sich aber dennoch fesseln, weil er seiner Kraft vertraute. Aber auch diese neue Fessel ward von dem bloßen Recken des Unthiers gesprengt. Da erschraken die Götter, denn eine stärkere Fessel vermochten sie nicht herzustellen.

Sie sandten nun zu den kunstreichen Zwergen und ließen sie auffordern, ihnen ein Band anzufertigen, das der Wolf nicht zu zerreißen vermöchte. Die Zwerge machten sich sogleich an die Arbeit, bereiteten aus scheinbaren Unmöglichkeiten, aus dem Schalle des Katzentritts, dem Barte der Weiber, den Wurzeln der Berge, den Sehnen der Bären, den Stimmen der Fische und dem Speichel der Vögel ein Band, das weich war und unscheinbar aussah, aber desto mehr auszuhalten vermochte. Vergebens versuchten die Götter gemeinsam ihre Kraft an demselben — es schien unzerreißbar zu sein.

Nun begaben sie sich zum Wolfe und sagten, er solle sich das Band anlegen lassen, um auch daran seine Kraft zu erproben. Der Wolf entgegnete, ein so dünnes Band zu zerreißen, werde ihm wenig Ehre eintragen, doch möge wol List und Trug dabei im Spiele sein, daher wolle er es sich nicht anlegen lassen. Die Götter sagten: „Du magst dich ohne Furcht binden lassen, denn es wird dir ein Leichtes sein, dich von dem Bande zu befreien. Vermagst du es aber nicht, so lösen wir dich selbst. Denn dann erkennen wir, daß deine Kraft nicht gewaltig genug ist, um dich fürchten zu müssen." Der Wolf entgegnete: „Wie, wenn ich es dennoch nicht zu zerreißen oder zu lösen vermöchte? Würdet ihr dann nicht mein spotten und mir eure Hülfe versagen? Dennoch glaubt nicht, daß ich mich fürchte, was ich euch dadurch beweisen will, daß es euch unter einer Bedingung gestattet sein soll, mich zu binden. Ich verlange nur, daß Einer von euch, sobald mir das Band angelegt worden ist, und ich meine Kraft versuche, seine Hand in mein Maul hält. Das soll mir das Unterpfand eurer Redlichkeit sein." Auf diese Rede schauten die Götter betroffen einander an, denn keiner von ihnen hatte Lust, seine Hand dem drohenden Rachen des Ungethüms preiszugeben.

Da trat der furchtlose Zio hervor und bot seine Hand dar. Als nun die Götter dem Wolfe das Band angelegt hatten, zeigte sich seine wunderbare Festigkeit, und es begann zu härten, je mehr der Wolf sich mühte, es zu zerreißen. Alle Götter lachten, nur Zio nicht, denn dieser verlor seine rechte Hand, die der Wolf in seinem schäumenden Grimm ihm abbiß und verschlang. Nun nahmen sie das Ende des langen Bandes, befestigten dies mit einer eisernen Kette an ein großes Felsstück, senkten dies tief in den Grund der Erde ein und wälzten auf die Stelle einen noch größeren Felsen als Gegenhalt. Dabei hüteten sie sich, dem unter jähen Sprüngen nach ihnen schnappenden Wolfe nahe zu kommen, und es gelang ihnen zuletzt, dem Ungethüme ein Schwert aufgerichtet in seinen Rachen zu stecken. Der Griff ist gegen den Unterkiefer, die Spitze gegen den Oberkiefer gestemmt. Weithin vernimmt man sein Heulen, Geifer fließt aus seinem Rachen, der zum schäumenden Fluß wird, an dessen Ufern weder Gras noch Blumen wachsen. Also liegt er bis zur Götterdämmerung.

Fro oder Freyer, der Gott der Ehe. Fro ist der frohe, frohmachende und beseligende, der wunderschöne heilige Herr, der Gott der Liebe und des Friedens, der Gott der Ehe und der Fruchtbarkeit. Wie Thor's heilige Zeit die des Frühlings, Wodan's

die des Herbstes war, so war die des Gottes Fro die Wintersonnenwende. Ein Eber, dessen goldene Borsten die Nacht tagesgleich erhellten, zog seinen Wagen, daher ihm die Schweine geheiligt waren. Geweiht waren ihm außerdem die Pferde, und unter seinen Opferthieren werden vorzüglich die Stiere genannt. Unter den Pflanzen war der Rosmarin, unter den Zahlen die Neun ihm heilig.

Besonders ward er geehrt von Frauen und Jungfrauen, die sein Bild mit Blumen und Kränzen schmückten. Dies geschah namentlich um die Weihnachtszeit, in der er mit anderen Gottheiten seinen freudebringenden Umzug hielt.



Zio oder Tyr, der Schlachtengott. Nach W. Engelhard.

Eines Tages stieg Fro auf Wodan's goldenen Herrschersitz, und seine Blicke schweiften von hier aus durch alle Welten. Als er nun von ungefähr nach Norden schaute, bemerkte er ein Gehege und hinter demselben ein Haus, dem soeben eine herrliche Jungfrau entgegen schritt. Wie sie nun, um die Thür des Hauses zu öffnen, ihre weißen Arme erhob, ging ein Schein von denselben aus, der Luft und Wasser erhellte, so daß Himmel und Erde davon wiederstrahlten.

Da rächte sich an ihm die Vermessenheit, daß er den Königsstuhl bestiegen hatte, auf dem nur Wodan sitzen soll, denn er ward voll inniger Sehnsucht nach der schönen Jungfrau ergriffen und ging voll Harms hinweg in seine Wohnung.

Als nun seine Diener sahen, daß ihr bisher stets so liebreicher, freundlicher Herr von einer schweren Traurigkeit bedrückt war, wurden sie sehr bestürzt und sie fragten ihn nach der Ursache derselben.

Da sagte er ihnen: „Ich habe eine wunderschöne Jungfrau, die Riesin des Nordlichts, gesehen, und nun ist mein Herz von Sehnsucht nach ihr erfüllt. Die Götter aber

wollen es nicht gestatten, daß ich sie mir zur Gattin erwähle, da sie aus dem Geschlechte der ihnen verhaßten Riesen stammt. Auch weiß ich nicht einmal, ob ich der Jungfrau Liebe würde gewinnen können. Das ist die Ursache meiner Traurigkeit, und darum erfreut mich nichts mehr, ja ich wünsche auch nicht mehr zu leben."

Unter seinen Dienern war aber einer, Skirnir (Glänzer) mit Namen, der des Gottes Jugendgespiele gewesen war. Der trat zu ihm mit tröstendem Zuspruche: „Gieb mir", sprach er, „dein rasches Roß, um auf ihm glücklich durch die lodernde Feuerhecke zu kommen, die des Riesen Wohnung umgiebt, dazu dein gutes Schwert, das sich von selbst gegen die Riesen schwingt, so will ich mich sogleich aufmachen, in das ferne Riesenland reiten und bei der Jungfrau für dich werben."

Fro willigte ein, und Skirnir jagte auf dem schnellfüßigen Rosse durch den Luftkreis dahin. Bald hatte er die Wohnung der strahlenden Jungfrau erreicht. Hier aber drohte ihm nicht allein von der Feuerlohe, die das Haus umgab, Verderben, sondern auch von einer Schar wüthender Hunde, die den Eingang des Hauses bewachten. Indeß hatte die Jungfrau die donnernden Hufschläge des Himmelsrosses vernommen, trat in die Thür und erblickte den Reiter. Da sandte sie eine Dienerin zu ihm, die ihn in den Saal führte und ihn auf Geheiß ihrer Herrin mit Speisen und süßem Meth bewirthete.

Obgleich nichts Gutes ahnend, trat darauf die Jungfrau zu ihm und fragte nach seinem Begehr. Da bot er ihr elf goldene Aepfel, wenn sie bekenne, daß ihr Niemand lieber sei als Fro, der beseligende und frohmachende Herr, und sie sich bereit erkläre, dieses Gottes Gemahlin zu werden.

Deß weigerte sich die strahlende Jungfrau und sprach, sie begehre keines Mannes Liebe, auch nicht die eines Gottes. Da bot ihr Skirnir Wodan's Goldring, der die Eigenschaft besaß, daß in jeder neunten Nacht acht eben so schwere Goldringe von ihm troffen. Die Jungfrau sagte, sie begehre auch des Ringes nicht, habe sie doch in ihres Vaters Hause des Goldes die Fülle. Nun bedrohte sie Skirnir, ihr das Haupt mit dem Schwerte abzuschlagen, wenn sie die Werbung nicht annehme. Die Jungfrau sagte, Liebe lasse sich nicht erzwingen, auch vertraue sie dem Schutze ihres Vaters.

„So will ich", sprach Skirnir, „dich mit Zauberbann belegen, um dich für deine Unerbittlichkeit zu strafen!" Und er hub an und sprach: „Dahin sollst du kommen, wo keines Sterblichen Augen dich je wieder schauen werden; ein öder Felsen soll deine Stätte sein, die Blicke schaudernd gerichtet auf das bange Reich der Todesgöttin Hellia; Speise soll dich anwidern; qualvoll sollen dich martern Einsamkeit und Abscheu, Zwang und Zweifel, Trübsal und Thränen; unstillbare Sehnsucht soll auch dich, du Unerbittliche, verfolgen und dir keinen Frieden lassen vom Morgen bis zum Abend! Wie eine Distel unfruchtbar auf dürrem Boden dahin schmachtet, wie der Dorn von des Feuers Glut ergriffen wird, also soll es auch dir ergehen! Voll Zorn gegen dich ist Wodan, voll Zorn Thor, Fro fluchet dir, daß um deines Herzens Härte der Frieden ihm nicht wiederkehrt! Höret es, Götter und Riesen, wie ich die Jungfrau aus des Mannes Gemeinschaft, von Menschenfreuden banne! Jetzt schneide ich darauf die drei Zauberrunen, die ich bestehen lassen und auch wieder ausschneiden kann. Noch ist es Zeit; wähle!" — Da war die Jungfrau überwältigt und versprach Fro's Gemahlin zu werden und nach neun Tagen Einfahrt in seine göttliche Burg zu halten.

Skirnir eilte zurück zu Fro und brachte ihm die Kunde. Da ward der Gott wieder frohen Sinnes und empfing die Braut mit großen Ehrenbezeigungen. Alle Götter und Göttinnen gönnten ihm das sehnlichst gewünschte Glück und nahmen Theil an seiner Vermählungsfeier. —

Balder oder Paltar, der lichte, gute Gott. Einer der Söhne des Himmels und der Erde ist Balder, der weise, beredte und milde Gott, der Gerechteste aller Himmlischen, dem die Menschen Gesetz und Recht danken. Dabei ist er zugleich der schöne weiße,

wie Himmel, Licht und Tag leuchtende Herr, so daß ein lichter Schein von ihm ausgeht. Sein schimmernder Palast, in welchem nichts Unlauteres eine Stätte fand, hieß Silberblick. Auch kam er auf seinem Rosse in die Schlacht, aber nur, um Die zu schützen, die Recht und Gerechtigkeit auf Erden pflegten. Einst, als während einer Schlacht die Kämpfer, denen er Beistand leistete, von der Sonne Glut viel zu leiden hatten und sich vergebens nach einem Labetrunk umschauten, stieß Balder seinen Speer in die Erde, und hervor sprang ein kühler Quell. Auf einem andern Orte geschah es, daß auf seines Rosses Hufschlag ein Quell aus dem Boden brach, Labe bietend den Helden, deren Kräfte durch schweren Kampf erschöpft waren. Solche Quellen waren unversieglich und wurden heilig verehrt. Auch waren dem Gotte Auen und Haine geweiht.



Fro oder Freyer. Nach Ludwig Pietsch.

Friedselig, geliebt von allen Göttern, nur von dem Tücke sinnenden Loki nicht, lebte Balder in seiner himmlischen Wohnung. Da geschah es, daß er in einer stillen Nacht träumte, seinem Leben drohe Gefahr, und der Traum war so lebhaft, daß er bekümmert erwachte, und die Ahnung eines unheilvollen Geschicks ihn von nun an nicht mehr verließ.

Nicht blos seine Gattin, seine liebende Mutter Nirdu und Wodan, sein göttlicher Vater, sondern auch die übrigen Götter und Göttinnen wurden von Bekümmerniß ergriffen, als sie vernahmen, was geschehen war, denn Alle liebten den sanften Gott, von dem weder Göttern noch Menschen jemals ein Leid widerfahren war. Vergebens durchsann Wodan Tage und Nächte, vergebens berieth er sich mit den übrigen Gottheiten und befragte auch die weisen Raben, die so Vieles wissen — Niemand vermochte des Traumes Deutung zu ergründen. Um von dem Haupte seines Lieblings drohendes Unheil fern zu halten, scheute sich Wodan nicht, auch das Gefahrvollste zu wagen. Er schwang sich auf sein schneeweißes Roß, denn er gedachte die Schicksalsgöttinnen, die die Zukunft wissen und der Träume Deutung verstehen, zu befragen, was seinen Liebling bedrohe. Mit Gedankenschnelle durchflog das Roß mit ihm den Raum zwischen Himmel und Erde, und bald war er auf dem Wege, der zum Todtenreiche führte. Noch nie

hatte ein Lebender die schauerliche Nacht der Thäler und finsteren Abgründe, durch die der Pfad sich wand, ungefährdet zurückgelegt. Wodan achtete nicht der Schrecken des Pfades, nicht des wüthenden Hundes Drohen, sondern dahin brauste er, nur von dem Gedanken bewegt, das Schicksal seines geliebten Sohnes zu erkunden. Endlich erreichte er den Ort, an dem die Schicksalsgöttinnen wohnten.

Nieder stieg er von dem Götterrosse und trat zu dem Runenstein, unter dem seit tausend Jahren eine der zukunftkundigen Nornen schlief. Oede war das Grab, ächzend durcheilte der Wind die dornigen Hecken. Wodan zog sein Schwert, schrieb mit ihm dreimal den Runenspruch in den Sand und erhob dreimal den Runenruf, der die Todten aus den Gräbern bannt.

Da raunte es in dumpfen hohlen Tönen aus der Tiefe hervor:

„Welches Zaubers strenge Macht
Bannt mich aus des Kerkers Nacht?
Stört mich in der tiefen Rast?
Wer bist du, wer bist du, frecher Gast?
Tausend Jahr mein Gebein schon ruht
Im Winterschnee und Sommerglut,
In nässendem Thau und stöberndem Regen.
Laß schlafen mich, mich schlafen legen!
Ruchlos störst du der Todten Rast;
Wer bist du, wer bist du, fremder Gast?"

Wodan sprach:

„Ein Wanderer bin ich, du kennst ihn nicht,
Eines Kriegers Sohn, du nennst ihn nicht;
Was droben vorgeht, meld' ich dir,
Was drunten begegnet, melde mir:
Für wen ist der schimmernde Tisch bereitet?
Für wen das güldene Bett gebreitet?"

Und wieder klang es dumpf und hohl empor:

„Siehst du nicht im Becher blank
Schäumen des Methes süßen Trank,
Darüber hängt der goldene Schild?
Für Balder ist der Becher gefüllt,
Balder's Haupt ist dem Tod gegeben;
Auch enden muß der Götter Leben.
Ungern red' ich, fremder Gast;
Störe nicht ferner der Müden Rast!
Fort von hier an deinen Ort;
Und kein Frevler komm' hinfort!"

Wie nun Wodan hineinschaute in Hel's Nebelheim, da sah er, daß dem geliebten Sohne der Empfang in dem freudenlosen Reiche des Todes bereitet war. Thränen brachen aus seinen göttlichen Augen hervor, und trostlos kehrte er zurück in seine himmlische Burg, um Göttern und Göttinnen der zukunftkundigen Norne Spruch zu sagen.

Als er den sich an ihn drängenden Göttern Kunde von der grauenvollen Weissagung gegeben hatte, erhob sich lautes Wehklagen um ihn her.

Doch bald kam Nirdu, Balder's liebende Mutter, auf einen Plan, der den bittern Kummer aus den Herzen der Unsterblichen, sobald sie ihn vernommen hatten, verscheuchte. Sie, die Beherrscherin der Erde, nahm Eide von allen Wesen, Balder nicht zu verletzen und dadurch den Frieden zu erhalten. Und es schwuren Feuer und Wasser, Eisen und die anderen Metalle, Steine und Erde, Busch und Baum, schwindende Sucht und allerlei Krankheit, Thiere und Vögel, Gift und Würmer.

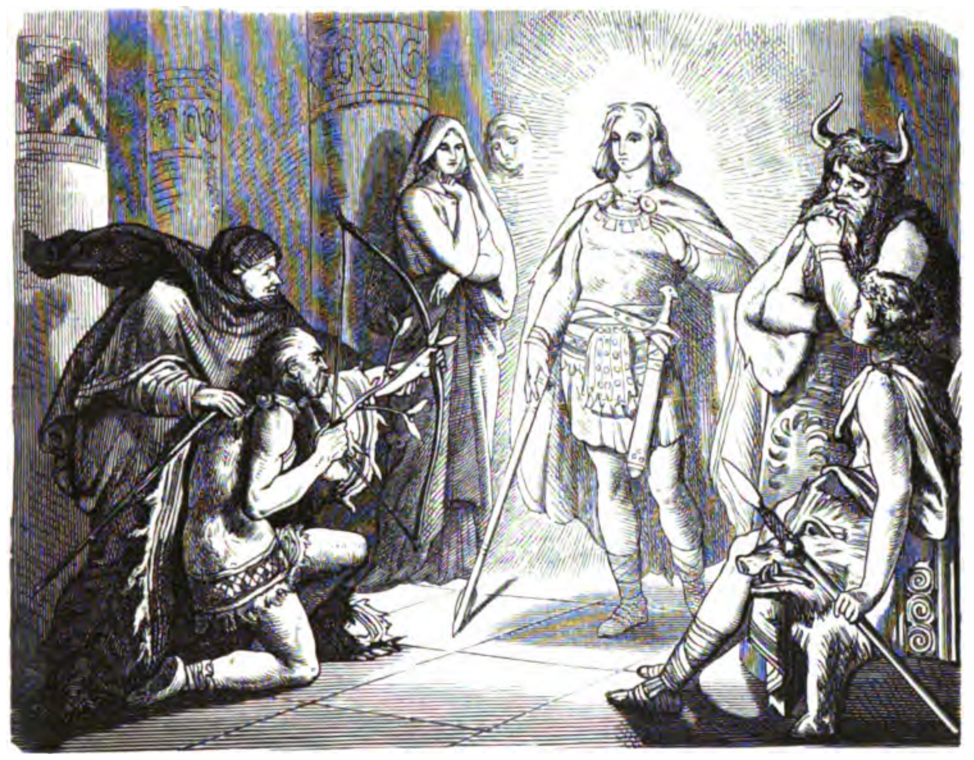
Nun betrachteten die Götter, die wieder frohen Sinnes geworden waren, ihren Liebling als unverletzbar und begannen mit ihm in ihres Herzens Freude allerlei Kurzweil zu treiben. Diese warfen mit Speeren nach ihm, Jene mit schweren Steinen, Einige trafen gar mit ihren blitzenden Schwertern sein lockiges Haupt. Lächelnd, einem Frühlingsmorgen vergleichbar, stand der strahlende Gott in ihrer Mitte, kein Speer durchbohrte ihn, kein Schwert schlug ihm eine Wunde oder verursachte ihm Schmerz.

Der Götter frohe Rufe drangen indeß bis zu dem bösen Loki, der Göttern und Menschen jegliches Glück mißgönnt und, wo sich ihm Gelegenheit bietet, die Götterblumen der Freude in den himmlischen Hallen sowol als auf Erden zu vernichten strebt. Tücke sinnend eilte er empor, trat in der Gestalt eines alten Mütterchens, die sich auf einen Stab stützt, vor Nirdu, und fragte sie, was es zu bedeuten habe, daß die Götter so fröhlich seien?

Freudigen Angesichts erwiederte Nirdu: „Weißt du es denn nicht? Alle Wesen haben mir Eide geschworen, Balder nicht zu verletzen. So ist der Nornen Spruch vernichtet, und der liebreiche Gott wird nun nicht niedersteigen ins grause Todtenreich."

Loki fragte: „Haben alle Wesen den Friedenseid geschworen?" Nirdu entgegnete: „Nur ein zarter Mistelbaum nicht, der östlich von Walhalla wächst. Was sollte ich auch von ihm einen Eid fordern!"

Loki begab sich hinweg, brach die Mistelstaude und trat darauf in den Kreis der Götter, die sich noch an den gefahrlosen Waffenspiele ergötzten. Da fragte er den blinden Gott Hadu oder Höder, weshalb er ganz allein müßig stehe und sich nicht auch am Speerwurf oder am Bogenschießen betheilige und erfreue.



Balder's Tod. Zeichnung von Ludwig Burger.

Höder erwiederte: „Vermöchte ich zu sehen, wo Balder steht, und hätte ich ein Geschoß zur Hand, so wollte auch ich wol meine Kraft noch zeigen!"

Nun gab ihm Loki die Richtung an, indem er sprach: „Erzeige auch du dem Gotte Ehre und schieße dies Reis nach ihm!"

Es geschah, und entseelt sank Balder nieder. — „Balder ist der Sonnenglanz in seiner allerfreuenden Klarheit als Symbol geistiger Reinheit und Jugendschöne; er stirbt den frühen Tod in der Neige der Sommersonnenwende durch die lichtlose blinde Winternacht Hadur's."

Die Himmlischen umstanden die schöne Leiche, und sie erhoben solch ein Jammern und Weinen, daß Keiner von ihnen die Größe seines Schmerzes mit Worten auszudrücken vermochte. Die trauernde Erdenmutter gewann zuerst wieder die Kraft zu reden. Sie verhieß Dem ihre Huld, der zur Todesgöttin Hel reite und sie bitte, für ein Lösegeld den geliebten Sohn noch einmal aus dem Reiche des Todes frei zu geben. Herimuot (Hermodr) erbot sich dazu, und Wodan gab ihm zur gefährlichen Fahrt sein Roß.

Unterdessen trugen die Götter Balder's Leichnam nach dem Ufer des Meeres, um ihn den Flammen zu weihen. Dort war ein Schiff, das Balder im Leben sein genannt hatte, und auf diesem sollte der Leichnam verbrannt werden. Die Götter mühten sich nun, das Schiff, das auf Walzen am Ufer stand, ins Wasser zu stoßen, aber sie vermochten es nicht. Da sandten sie ins Riesenland und ließen die Riesin Feuerrauch zur Hülfe entbieten. Sie kam fliegenden Haares auf einem Wolfe daher, den sie mit einer Schlange gezäumt hatte, und stieß das Schiff mit solcher Kraft ins Wasser, daß aus den Walzen Feuer stob. Darüber ergrimmt, erhob schon Thor den Hammer, um der Unholdin das Haupt zu zerschmettern. Doch der Götter Zuspruch und der Anblick des geliebten Todten besänftigten seinen Zorn. Aber es war ein neues Unglück geschehen. Balder's blühender Gattin, Nanna, war vor Kummer um den geliebten Gatten das Herz gebrochen, und sie lag nun neben dem Entseelten am Boden. Durch den Tod vereint, wurden nun Beide auf den Scheiterhaufen gelegt, den man im Schiffe aufgethürmt hatte. Als darauf das Holz angezündet worden war, trat Thor herzu, um die aufsteigende Lohe durch das Hammerzeichen zu weihen. Schmerz um den Tod des liebreichen Balder und Grimm gegen den Stifter des Unheils durchwühlten ihn zugleich. Da geschah es unglücklicher Weise, daß ein Zwerg ihm unter die Füße kam. In seinem bittern Unmuthe schleuderte er ihn mit dem Fuße mitten in die Glut hinein, so daß er mit verbrannte.

Alle Götter und Göttinnen waren bei der Leichenfeier zugegen, auch viele Riesen und Riesinnen, die von dem sanften Gotte vernommen hatten und nun seinen Tod mitbeklagten. Wodan warf als Opfer seinen Wunderring in das Feuer, auch die übrigen Gottheiten brachten köstliche Opfer.

Hermodr war indeß auf dem gefahrvollen Wege, der zur Unterwelt führte, neun Tage und neun Nächte lang geritten und erreichte endlich die goldbelegte Brücke, die in Hel's grauenvolles Reich führt und von einer Jungfrau, Zänkerin mit Namen, bewacht ward. Hastig fragte sie ihn, wer er sei, und fügte hinzu: „Gestern ritten fünf Scharen todter Männer über die Brücke, doch dröhnte sie unter dem Hufschlag ihrer Rosse nicht so gewaltig, wie jetzt bei dir. Aber ich erkenne auch, daß du die Todtenfarbe nicht an dir trägst. Weshalb reitest du nun die Bahn der Todten?"

„Ich suche Balder, den liebreichen Gott!" entgegnete Jener. „Sahest du ihn über die Brücke reiten?" — Die Jungfrau erwiederte: „Wol sah ich den Schönen starren Auges vorüber schweben. Reitest du gen Norden, so findest du ihn!"

Hermodr sprengte weiter und erreichte Hel's Burg, die von einem riesigen Gitterthore umschlossen war. Er sprang vom Rosse, gürtete den Sattel fester, schwang sich wieder auf und sprengte in einem Bogen herzu, indem er dem Rosse die Sporen gab. Und siehe, es setzte mit seinem Reiter hinweg über das hohe eiserne Gitter, ohne auch nur mit einem Hufe die rostigen Spitzen desselben zu streifen. Nun ritt Hermodr zur Burg, stieg vom Rosse und trat in die Halle des Todes. Da sah er unter den freudenlosen Todten, erhöht auf einem Sessel, den bleichen Balder. Die ganze Nacht über brachte er an dem Orte des Schreckens zu, denn erst am andern Morgen durfte er vor der Todesgöttin seine Stimme erheben.

Als sie seine Botschaft vernahm, sprach sie: „So will ich doch sehen, ob Balder so werth der Liebe ist, als dein Mund es spricht. Wenn alle Dinge der Welt, lebendige sowol als todte, ihn beweinen, so möge er zurückkehren in das mir verhaßte Reich des Tages; ist aber auch nur ein Wesen vorhanden, das ihn nicht beweint, so bleibt er meinem Herrscherstabe unterthan."

Hermodr verließ jetzt die Halle, und die traurigen Schatten Balder und Nanna geleiteten ihn bis zum bogigen Thore. Hier redete ihn Balder mit hohler Stimme an und gab ihm für seinen göttlichen Vater den Wunderring zurück, den dieser ihm geopfert hatte. Auch Nanna öffnete den bleichen Mund und bat Hermodr, der liebenden Mutter Nirdu

ein kostbares Gewand und andere Gaben und der geschmeidefrohen Göttin Fulla einen Goldring zu überbringen. Darauf schwebten Balder und Nanna zurück in die grauenvolle Halle. Hermodr aber, durchrieselt von Schauern und voll Sehnsuch nach dem tröstenden Lichte des Himmels, schwang sich auf das bangstöhnende Götterroß und jagte schneller noch zurück, als er gekommen war.

Als er den Himmel erreicht hatte und vom schnaubenden Weißhengste sprang, umringten ihn Götter und Göttinnen, und er verkündete ihnen den Ausspruch der Todesgöttin; auch gab er die Geschenke an Wodan, Nirdu und Fulla, die dieselben unter Thränen aus seinen Händen nahmen. Danach sandten sie sogleich Boten aus nach allen Winden und ließen allen Wesen Kunde sagen von dem herrlichen Gotte und sie auffordern, zu weinen, damit er wieder zurückkehre in das Reich des Lichtes. Da weinten alle Wesen, alle Menschen und Thiere, die in Höhen und Tiefen, auf der Erde und in der Luft leben; es weinten Steine, Erde, Bäume und alle Erze, wie man auch jetzt noch die feuchten Thränen sieht, wenn diese Dinge aus der kalten Luft in die warme kommen. Deß freuten sich die Boten und fuhren fröhlichen Sinnes heim.



Mistelzweig.

Als sie von ungefähr an einer Höhle vorüberkamen, sahen sie ein Riesenweib in derselben sitzen, das aus thränenlosen Augen kalt um sich blickte, und das, aufgefordert, doch auch zu Balder's Heil die Quellen des Mitleids zu öffnen, höhnend antwortete:

„Thränenlos bleiben meine Augen
Ueber Balder's Tod;
Niemals im Leben, noch nach dem Tode
Nützte er mir!
Behalte Hellia, was sie hat!“

Loki war es, der also sprach, denn er hatte die Gestalt des Riesenweibes angenommen. „So giebt es“, sagt Max Rieger, „unter den Menschen eine Gemüthsart, die sich im Ich wie in einer kalten, finstern Höhle verschließt, die nach der Sonne des Ideals, wenn diese aus der Welt verschwindet, keine Sehnsucht fühlt, noch beitragen kann, sie durch Sehnsucht zurückzurufen — diese Gemüthsart ist eigentlich Loki, der Feind des Seins.“ — So mußte denn der lichte, gute Gott bei der dunkeln freudenhassenden Hel bleiben, und den Göttern, die es vernahmen, daß von Loki alles Unheil für Balder ausgegangen war, blieb der Gram um den Verlorenen. Es entstand aber auch der feste Wille in ihnen, den Verderber und Feind alles Glückes der gerechten Strafe zu überantworten.

Loki oder Loke, der böse Gott. Der Tag der Vergeltung nahte für Loki, den verleumderischen, treulosen, verrätherischen, hinterlistigen, geschwätzigen Gott, der sich beständig mit finsteren, unheilvollen Plänen trug. Nachdem er Balder's Tod herbeigeführt und auch seine Rückkehr verhindert hatte, verbarg er sich eine Zeit lang. Da geschah es, daß die Götter zu einem großen Mahle beisammen waren, wobei es hochherrlich herging. Statt des Lichtes leuchtete Gold, süßer Meth trug sich in goldenen Krügen selbst auf. Plötzlich erschien Loki im frohen Kreise. Wußte er doch, daß die Stätte des Hauses den Göttern so heilig war, daß sie auf derselben auch nicht einmal Hand an einen Frevler legten.

Darauf bauend, begann er nun sogleich die schnödesten Schmähungen gegen die Götter auszustoßen, ja er rühmte sich der gegen Balder begangenen Unthaten. Erst als Donar herzukam, floh er, da er fürchtete, es würde sich dieser durch seinen leicht auflodernden Zorn hinreißen lassen, der heiligen Sitte nicht zu achten. Er hatte sich in einem Berge ein Haus mit vier Thüren gebaut, um nach allen Richtungen ausspähen und auch, wenn es einmal nöthig sein sollte, entfliehen zu können. Aber er fühlte sich bald auch hier nicht mehr sicher und kam auf den Gedanken, sich in einen Fisch zu verwandeln. Da gestaltete sich in ihm das Bild eines Netzes, und um nun genau zu untersuchen, ob ein solches Werkzeug, das es bis dahin noch nicht gab, wol zu seinem Fange benutzt werden könne, nahm er Flachs, drehte Schnüre und begann ein Netz zu stricken. Während er dies that, hatte ihn Wodan von seinem Herrschersitze aus bemerkt, rief Donar herbei, und Beide nahten sich ihm leise, um ihn zu ergreifen. Loki bemerkte sie, warf das Netz ins Feuer und sprang in der Gestalt eines Lachses in das nahe Wasser. Aber sein eigenes Gewebe sollte Verderben über ihn bringen! Das Netz war nicht ganz verbrannt, auch bemerkten die Götter noch in der Asche die Umrisse desselben. Sie verfertigten nun ein Netz, warfen es in das Wasser und zogen es dem Ufer zu. Da Loki aber zwischen zwei Steine geschlüpft war, glitt das Netz über ihn hinweg. Die Götter banden Steine an das Netz und thaten den zweiten Zug. Loki schwamm vor dem Netze her und sprang endlich hinüber. Jetzt thaten die Götter den dritten Zug, und als Loki wieder den Sprung machte, ergriff ihn Donar in der Mitte des Leibes. Der Fisch war aber so glatt, daß er durch die Hand glitt, und es Donar erst gelang, ihn am Schwanze festzuhalten.

Jetzt aber empfing er die Strafe für alle seine Frevelthaten. Wodan und Donar legten ihn, der sich wieder in seine eigene Gestalt verwandelt hatte, über drei scharfkantige Felsen, so daß er mit dem Haupte auf einer, mit dem Rücken auf der zweiten und mit den Füßen auf der dritten Kante lag — fürwahr ein schmerzenbringendes Lager! Dann fingen sie zwei Söhne des Tückevollen, deren einer die Gestalt eines Wolfes hatte. Dieser zerriß seinen Bruder vor des Vaters Augen, worauf die Götter auch ihn tödteten. Mit den Gedärmen Beider banden sie nun Loki auf den scharfen Felssteinen fest. Auch riefen sie einen greulichen Wurm herbei, der hochaufgerichtet bei ihm Wache hielt und aus dessen Rachen fortwährend giftiger Geifer hernieder träufelte.

Als die Götter sich darauf wieder hinweg begeben hatten, erschien Loki's Gattin Sigyn auf der Stätte des Schreckens, doch vermochte sie nicht, die Fesseln zu lösen. Sie nahm nun ein Becken und stellte sich neben Loki, um das niederträufelnde Gift aufzufangen und dadurch die Qualen des Gatten zu mildern. Ist das Becken voll, so tritt sie zur Seite, um es auszugießen. Während dies geschieht, fallen dem Gefesselten Gifttropfen in sein Gesicht, und er windet sich dann stöhnend vor ungeheurer Pein. Dies ist die Ursache der Erdbeben. — So wird Loki gefesselt liegen bis zum Weltenuntergange.

Bild der Schöpfung. Hätte nicht der Abschnitt über Götter und Götterleben mit Betrachtung dieses Gegenstandes beginnen müssen? Es geschah nicht, weil wir es bei Vorführung der Schöpfung mit einem Riesenbilde zu thun haben, zu dem hinzuleiten die Vorführung der einzelnen Gottheiten mit ihrem den Weltkreis in verschiedenen Richtungen und Weisen durchdringenden Wirken zweckmäßig erschien. Nun aber, nachdem wir einige Wanderungen durch die Götterwelt gemacht haben, mag sich das unermeßliche All des germanischen Götterhimmels unseren Blicken aufthun.

„Einst war das Alter,
Da Ymir lebte,
Da war nicht Sand, noch See,
Nicht sanfte Wellen,
Nicht Erde fand sich,
Noch Ueberhimmel:
Gähnender Abgrund
Und Gras nirgends."

Aber in dem schauerlichen, finstern, unermeßlichen Abgrunde begann es sich allgemach zu regen; es entstand ein Wallen und ein Brausen, ein Kampf feindseliger Elemente,

bis im Norden und im Süden zwei Welten sich bildeten, Nebelheim die eine, voll Nebel und tödtender Kälte, Muspelheim die andere, aus der wie aus einem unermeßlichen Höllenrachen Feuerströme aufstiegen und Funken weit umhersprühten.

Das Erscheinen des Frühlings in jedem Jahre giebt uns ein schwaches Bild von dem Jahrtausende andauernden Riesenkampfe dieser beiden sich befeindenden Welten.

Zwischen diesen Welten war eine Kluft. Nun bildete sich in Muspelheim ein Fluß, der seine Richtung nach dem kalten Reiche zu nahm. Je mehr er sich ihm nahte, desto kälter wurden seine Wogen, endlich erstarrten sie zu ungeheuren Eismassen. Danach kam ein zweiter Strom, überflutete den ersten, stand aber auch bald, zu Eis verwandelt, still.



Loki's Fesselung. Nach W. Engelhard.

So entstanden viele gewaltige Eislager, und die Kluft ward endlich ausgefüllt. Nach Norden zu war nichts als Eis, Schnee, Nebel, verheerendes kaltes Unwetter und Finsterniß, auf der südlichen Seite dagegen schufen die aus der Feuerwelt hervorsprühenden Funken Licht und Wärme. Die unermeßliche Eismasse gewann Leben und Gestaltung, und es ward daraus ein Riese, Ymir genannt, der feindselig gegen Alles gesinnt war, was durch des Feuers und Lichtes Einwirkung entstand.

Einmal, als Ymir schlief, erzeugte er aus sich selber einen Sohn. Aus dem weiter schmelzenden Eise entstand eine Kuh. Vier Milchströme flossen aus ihrem Euter, von denen der Riese Ymir sich nährte. Die Kuh beleckte die salzigen Eisblöcke; da kam am Abende des ersten Tages das Haupthaar, am folgenden Tage das Haupt und am dritten Tage der übrige Körper eines Mannes hervor, der sich durch Wohlgestalt, Größe und Stärke auszeichnete.

Wie von Ymir die Reifriesen abstammten, die Allem feindselig waren, was durch die Einwirkung des Feuers, der Wärme und des Lichtes entstand, so erwuchs aus diesem Manne ein dem Ymir feindseliges Geschlecht, das ihm Untergang bereitete, der Erde aber ihr Bestehen sicherte. Er ist der Erzeuger des Gottes Wodan. Wodan und seinen beiden Brüdern Wili und We gelang es, den Riesen Ymir nach hartem Streite zu besiegen. Da floß so viel Blut aus seinen Wunden, daß alle Urriesen darin ertranken; nur einem gelang es, sich mit seinem Weibe in einer Wiege zu retten. Von ihm stammt das jüngere Riesengeschlecht, welches unaufhörlich danach trachtet, seiner Ahnen Tod an den Göttern zu rächen.

Darauf nahmen Wodan und seine Brüder die Leiche Ymir's und warfen sie in die Kluft der Klüfte, in welcher die Wogen des aus Süden kommenden Flusses zu Eis erstarrt waren. Aus dem Riesenleibe machten sie die Erde, aus dem Blute das Meer und alle anderen Gewässer, aus den Knochen die Felsenberge, aus den Zähnen, Kinnbacken und Knochensplittern das Gestein, das umhergestreut liegt auf und unter dem Erdboden, und aus dem Haar die Bäume. Die ungeheure Hirnschale erhoben sie und nannten sie Wölbung des Himmels. Vier starke Zwerge, Nord, Süd, Ost, West, stellten sie hin als Träger des Gewölbes. Da dasselbe aber finster war, nahmen sie Feuerfunken, die aus Muspelheim immer noch emporflogen und stellten sie an den Himmel, worauf die Finsterniß schwand. Auch gaben sie den leuchtenden Funken ihre Bahnen, so daß nach ihrem Lauf später die Menschen die Zeit nach Tagen, Monden und Jahren zu bestimmen vermochten. Nun warfen sie des Riesen Horn empor, das seitdem in Wolkengebilden den Raum zwischen Himmel und Erde durchwogt. Aus den Augenbrauen bauten sie endlich einen Wall rund um die Erde, um gegen das Anstürmen der Riesen einen Schutz zu haben.

Noch aber fehlte der Mensch. Da schufen die Götter aus zwei Bäumen, einer Esche und einer Ulme, zwei Menschen, Mann und Weib, und verliehen ihnen Geist, Seele und Blut. Danach erschufen sie auch noch viele Zwerge, gaben ihnen Wohnungen in Ymir's Fleisch, der Erde, und es war damit die Schöpfung der Erde vollendet.

Der unermeßlich große Weltbaum, Yggdrasil, verband mit Stamm und Wurzeln Walhalla, den Aufenthalt der Götter, den Wohnsitz der Menschen und das düstere Reich der Todesgöttin.

„Eine Esche weiß ich,
Heißt Yggdrasil.
Den hohen Baum netzt
Weißer Nebel;
Davon kommt der Thau,
Der in die Thäler fällt.
Immer grün steht er
Ueber Urda's Brunnen."

Täglich versammelten sich die Götter unter dem heiligen Baume, um daselbst Gericht zu halten.

Die Nornen. Die drei Schicksalsgöttinnen, welche am Stamme der Esche saßen, hießen Urd oder Vergangenheit, Werdanda (Waranda) oder Gegenwart und Skuld oder Zukunft, und ihr Amt war es, Gesetze zu geben, zu weissagen und für die Sterblichen die Stunde des Lebens und des Todes zu bestimmen. Auf dem Wipfel des bis in die Wohnungen der Götter emporragenden Weltbaumes saß Wodan's weitschauender Adler, der zwischen seinen Augen noch einen Geier mit scharfspähendem Blicke hatte. Ein Drache mit seiner Brut lag unter den Wurzeln, an denen die Ungethüme beständig nagten. An dem Stamme auf und ab rannte ein Eichhorn und brachte, um Streit anzustiften, bald dem Adler, bald dem Drachen Kunde von Dem, was einer von dem andern gesprochen hatte. Vier Riesenhirsche fraßen von den Aesten Knospen und Blätter ab. So würde es geschehen sein, daß der Weltbaum verdorrt wäre, wenn nicht die Nornen ihn täglich mit heiligem Wasser begossen hätten, das sie aus dem Brunnen Urd schöpften, an dem sie wohnten. Von der Weltesche kam auch der Thau, der des Nachts Thäler und Fluren erquickt.

Die Weltesche Yggdrasil ist das Bild des lebendigen Weltalls, das Himmel und Erde, Zeit und Stoff, Leben und Tod, Erhaltung und Vernichtung in sich birgt, und das von

einem das All beherrschenden Geiste getragen wird. Unsere Altvordern konnten diesem Gedanken kaum einen bedeutsameren Ausdruck geben als durch das Bild des mit knorrigen Wurzeln im Dunkel der Erde haftenden, himmelanstrebenden Baumes, von Lebenssaft erfüllt und in strotzendem Laubgrün prangend. Wie an dem Baum und der Natur überhaupt aber Sommer und Winter eine große Veränderung hervorrufen, so wogt auch an der Weltesche der Kampf um Sein oder Nichtsein unablässig auf und nieder.



Die Nornen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Der Drache und seine Brut nagen an den Wurzeln, der Brunnen der Nornen droht zu versiegen, selbst Wodan fürchtet, die Esche könnte sterben. Da sendet er seine Raben nach Kunde aus. Er aber sieht die jugendliche Idun von der Esche sinken, hinab ins Thal zur Nacht und zur Hel. Idun ist die Verpersönlichung des grünen Blätterschmuckes, der im Herbste abfällt. Die Götter bedecken sie mit Winterschnee; da lösen sich ihre Thränen, und sie sinkt in Schlaf. Erwachend kehrt sie als Schwalbe zum Baum zurück und mit ihr das Lenzgrün.

Wahrlich, es ist so, wie Carlyle sagt: „Wir finden in der germanischen Schöpfungslehre eine unbestimmte, umrißlose Gewaltigkeit, ungethümliche, noch völlig ungezähmte Kraft", daneben aber „eine ehrliche Einfalt und Derbheit, so sehr verschieden von der Anmuth des altgriechischen Heidenthums"; das letztere athmet mehr Schönheit und Sinnlichkeit, die erstere mehr Sinnigkeit und Kraft.

Weltuntergang und Vorahnung. Selbst Götterkraft, alle Herrlichkeit, alle Weisheit der Götter vermag nicht, die Welt zu erhalten. Der tückische Loki lag gefesselt auf den drei scharfkantigen Felsen, die erdumgürtende Schlange war in die Tiefe geschleudert worden, der Abgrundswolf war überwunden. Dennoch aber wird — so glaubten unsere heidnischen Voreltern — der Tag nahen, an dem das Reich des Bösen siegen, Himmel und Erde, Götter und Sterbliche der Vernichtung verfallen werden. Dies aber wird also geschehen: In der Menschen Hand liegt es, den Weltuntergang zu verhindern, denn eher dürfen die feindseligen Mächte nicht über Götter und Menschen zu triumphiren hoffen, ehe nicht das große Todtenschiff vollendet ist, das aus den Nägelspitzen der Leichen angefertigt werden soll. Aber ihrer Viele achten des Göttergebotes nicht und begraben die Todten, ohne ihnen die Nägel zu verschneiden. Und nicht allein dieser heilige Gebrauch wird vergessen, auch alle anderen Gebote der Götter werden mehr und mehr mißachtet. Ehrfurcht vor den Göttern wird verlacht, den frechen Lästerungen und der Bosheit wird Beifall zugerufen.

„Brüder befehden sich, fällen einander,
Geschwister sieht man die Sippe brechen.
Unerhörtes ereignet sich, großer Ehebruch;
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windszeit, Wolfszeit, ehe die Welt stürzt.
Der Eine schont des Andern nicht mehr."

Endlich ist das Todtenschiff fertig, das Gericht beginnt. Nun kommt ein schrecklicher Winter, der ohne Unterbrechung drei Jahre währt. Es friert bis in die Tiefen der Erde hinein, schneidende Winde wehen, erbleichend steht die Sonne am aschgrauen Himmel, ihre Strahlen vermögen nicht mehr die Erde zu erwärmen. Unaufhörlich stöbert der Schnee von allen Seiten, Wirbelwinde thürmen ihn zu Bergen, Wälder brechen unter seiner Last. Loki knirscht in seinen Fesseln, krampfhaft bewegt er seinen gequälten Leib — da erschüttert ein furchtbares Erdbeben den ganzen Erdkreis. Alle Fesseln lösen sich, Loki wird frei, der Abgrundswolf zersprengt die Bande, die ihn Jahrtausende gefangen hielten, und zerbeißt das ihm von den Göttern in dem Rachen aufgestellte Schwert, daß die Stücke die Luft durchsausen und schwarzes Blut hinterher spritzt. Er jagt empor aus dem schauerlichen Abgrunde, reißt drohend den Rachen auf, so daß sein Unterkiefer die Erde und sein Oberkiefer den Himmel berührt, Feuerströme brechen aus seinen Nüstern hervor. Nun kräht der goldkämmige Hahn in Walhalla und ruft Götter und Helden zum Kampfe. Indeß wälzt sich die Meeresschlange daher; schäumend und brüllend zerreißen die Wellenberge das Ufer und überfluten das Land. Der Boden zittert, Felsenberge stürzen zusammen, der Weltbaum Yggdrasil bebt und kracht, Schrecken herrscht selbst unter Denen, die zum Tode wandeln. Das aus den Nägeln der Verstorbenen erbaute Leichenschiff, das größeste aller Schiffe, stößt vom Ufer ab, um Loki, den Abgrundswolf und die Riesen zum Kampfe gegen die Götter herbeizuführen. Auf Rossen sprengen Feuerriesen daher, deren Schwerter wie Feuerglanz strahlen. Als sie über die Regenbogenbrücke reiten, entsteht ein solches Drängen, daß diese unter der Rosse Stampfen einbricht. Der Himmel zerberstet, Geheul dringt aus der Menschen Wohnungen und Stöhnen der Zwerge, die bebend vor ihren Höhlungen kauern.

Kaum gewahren die Götter den durch die Welten tobenden Aufruhr, da hüllen sie sich in ihre strahlenden Rüstungen, um unverzagt den Kampf für die Erhaltung des Weltalls aufzunehmen. Indeß vereinigen sich die Feinde der Götter und Menschen auf der Ebene Kriegsritt, die hundert Meilen lang und eben so breit ist, um hier den Göttern die

Entscheidungsschlacht zu bieten. — Jetzt nahet durch den Luftkreis die herrliche Schar der Götter und der Helden, voran Wodan, das Haupt mit dem Goldhelm bedeckt, in strahlender Rüstung, den leuchtenden Speer in der Hand schwingend.

Die Scharen stehen sich gegenüber, der grauenvolle Kampf beginnt. Speere sausen, Schwerter klirren, Schlachtrufe der Götter und Helden und andererseits der Riesen ertönen, Wuthgebrüll der Weltschlange und des Abgrundswolfes erschüttert den Luftkreis. Jetzt lenkt Wodan sein weißes, sich schäumend bäumendes Roß gegen den Abgrundswolf, der heulend gegen ihn aufspringt. Aber nur wenige Augenblicke währt der Kampf; der blutige Rachen des Ungethüms wird des hehren Gottes Grab. Einer der kühnsten Söhne Wodan's nimmt den Kampf gegen den Abgrundswolf auf; Schmerz und Zorn verzehnfachen seine Kraft, und es gelingt ihm, dem entsetzlichen Feinde seinen Speer durch den Rachen bis ins Herz hineinzubohren und so des Vaters Tod zu rächen.



Heimdal's Horn ruft die Streiter zum Kampf. Nach W. Engelhard's Fries.

Indeß hat Donar mit seinem Hammer der giftgeschwollenen Weltschlange den behörnten Schädel zerschmettert. Doch der siegreiche Kampf gegen das dem Tode verfallene Ungeheuer wird sein Verderben. Vergiftet von dem Geifer der Schlange vermag er nur noch neun Schritte zu gehen, dann sinkt er todt zu Boden und der Hammer entfällt seiner Hand. Zio zerspaltet mit seinem Schwerte dem Höllenhunde den eisernen Schädel, empfängt aber auch von ihm die Todeswunde. Es fallen Götter, Helden, Riesen und Ungethüme, sich wechselseitig mordend. Fro sinkt von den Streichen des schwarzen Riesen. Dann wirft dieser Feuergarben durch die ganze Welt, daß diese verbrennt. In Feuer steht der Himmel, die verkohlten Sterne fallen, der eine Wolf verschlingt die Sonne, der andere den Mond, Dampf wirbelt um den Weltbaum, Feuer lodert in den Zweigen und leckt bis zum Himmel empor. Ein Aschenregen sinkt hinab, es verlöscht die Glut, der Wolf Finsterniß hat das Licht besiegt. Die Erde mit den Geschlechtern der Menschen versinkt in das flutende Meer. Alles ist dem Verderben geweiht. Das ist der Tag des Gerichts.

Aber die Welt ersteht in neuer, verherrlichter Gestalt. Wie das Gold in dem Feuer befreit von den Schlacken wird, so werden die Guten und die Tapfern, von allem Fehl gereinigt und geläutert, zu neuem Dasein erwachen, die Bösen aber in einem Schauerreiche in ewigen Qualen leben. Herrlich und anmuthig taucht dann die Erde aus den Wassern auf, lachende Blumen und goldene Aehrenfelder schauen zu einer neuen Sonne empor und baden sich in ihrem Lichte; Reben, mit süßen, goldglänzenden und gerötheten Trauben behangen, ranken sich an kräftigen Bäumen auf, die duftende Blüten und nährende Früchte zu gleicher Zeit tragen. Reinere Lüfte wehen durch Wälder, Thäler und Fluren, zweimal im Jahre brüten die Vögel, süßer, kühlender Wein füllt die Brunnen. Dann herrscht nur Liebe und Freundschaft im erneuerten Geschlechte. Die in verderbter Zeit verloren gegangenen Runentafeln, auf denen des höchsten Gottes Gebote eingegraben sind, werden wiedergefunden, und nur der Wettstreit herrscht, in der Liebe einander es zuvor zu thun.

„Da reitet der Mächtige zum Rath der Götter,
Der Starke von oben, der Alles steuert;
Den Streit entscheidet, schlichtet Zwiste
Und ordnet ewige Satzung."

Schlußurtheil über die Germanen. Seitdem die neuere Wissenschaft sich mit unseren Voreltern zu beschäftigen begonnen, galten diese lange Zeit als unschuldige Naturkinder. Diese Vorstellung entbehrt aller Begründung. Wie wir gesehen haben, war Wodan, ihr oberster Gott, Lenker des Krieges. Krieg erschien ihnen demnach als die des Menschen würdigste, edelste Beschäftigung. Die Wehrhaftigkeitserklärung des Jünglings war ein feierlicher Akt. Wer nicht im Streite an Wunden starb, ging ungeehrt ein in das Reich des Todes, der Schlachtentod hingegen führte zu den Freuden Walhalla's. Und welcher Art waren diese Freuden? Kampf und wieder Kampf, nur unterbrochen durch die Freuden des Mahles!

Diesem Glauben entsprechend war die Gestaltung ihres staatlichen Lebens. Zur Ausübung jener oben bezeichneten edelsten Beschäftigung meinten nur die sogenannten Freien oder Edlen (Adelinge) berufen zu sein. Jagd, Krieg, Trunk, Spiel und Müßiggang — darin bestand das Leben der Freien. Sie zehrten nur. Wer aber nährte? Dieses fiel zwei Ständen, den Hörigen und den Sklaven, anheim. Der Sklave führte den Namen Schalk. Eine Kluft trennte die Edlen von den Hörigen und Sklaven. Nur ein Freier durfte Priester sein, nur gegen den Freien ward Gastfreundschaft geübt, nur zwischen Freien fanden Familienverbindungen statt. Hörige und Sklaven hießen das Volk. Der Stand der Freien, der nichts produzirte, gleichwol aber ein Wohlleben zu führen sich berufen fühlte, wollte erhalten sein. Dazu war das Volk da, die große Mehrzahl der Bewohner. Der Freie war in der That ganz frei, er duldete in den frühesten Zeiten kein Steuerrecht, ja auch nicht einmal das geringste Strafrecht über sich. Desto mehr sogenannte Rechte lagen auf den Schultern des Volkes. Hier Unrecht, dort Vorrecht.

Der Hörige bekam so viel Land, als nöthig war, um den Freien, der es gab, von dem Ertrage gut zu nähren; der Hörige, der die Arbeit hatte, durfte einen geringen Theil seines Erwerbes als das Seine betrachten. Das war sein Recht. Der Leibeigene stand in den Augen des Freien auf der Stufe des Thieres. In alten Rechtsbüchern wird er oft eine „Sache", einige Male geradezu „Vieh" genannt.

Es gab nicht blos Pferde-, Rinder- und Schafmärkte, sondern auch Sklavenmärkte. Kriegsgefangene, mochten sie nun Deutsche oder Ausländer sein, waren ein Haupthandelsartikel. In der Vorzeit Mecklenburgs wurden dort einmal über 7000 Sklaven an einem Tage verkauft. Das war ausnahmsweise das einzige „bürgerliche" Gewerbe, das die Freien trieben. Dem religiösen Glauben entsprechend war die Behandlung der Sklaven.

In einem alten „heiligen" Gesange werden den Sklaven u. A. folgende Benennungen gegeben: der Russigte, der Ochsenknecht, der Ungeschliffene, der Dicke, der Zänker, der Tückische, der Tölpel, der Fette, der Träge, der Gekrümmte. Benennungen für Sklavinnen sind:

die Faule, die Geschwollene, die Krummnasige, die Dummdreiste, die Vogelscheuche, die Hopfenstange, die Lumpige, die Krummbeinige. Die Menschenwürde im Sklaven konnten die Freien nicht anerkennen, denn nach ihrem Glauben waren allein ihnen hier die Herrschaft und dort die Freuden Walhalla's bestimmt. Daher kann auch von dem Vorhandensein irgend eines Erziehungsmittels nicht die Rede sein, das den Zweck gehabt hätte, im Sklaven bessern Sinn und edlere Gefühle zu erwecken. Gewaltthat war das einzige Mittel, das bei Sklaven angewandt wurde.

Die Aussage eines Sklaven gegen einen Freien galt nicht; die Aussage eines Freien gegen einen Sklaven hatte, wenn er nicht der Anklage zustimmte, zur Folge, daß sein Herr ihn auf die Folter spannen und ihm Stockschläge ertheilen ließ. Die Folter! Patriotische Männer haben sich bemüht, den Vorwurf dieser höllischen Einrichtung von unserm Volke abzulehnen. Leider! — unsere Väter in grauester Vorzeit übten schon die Bestialität der Folter.



Blutrache und Sühne. Zeichnung von H. Leutemann.

Gestand der Unglückliche, so wählte der Herr meist folgende Strafen: Abschneiden der Ohren oder der Lippen, Ausreißen eines Auges, Abhacken einer Hand oder eines Fußes und Tödtung. Hatte aber das martervolle Ausrecken des Körpers und das Schlagen kein Geständniß hervorgepreßt, und wünschte der anklagende Freie den zweiten Grad, so gab der Herr an, wie viel ihm der Schalk als „Vieh“ werth sei, und verlangte, da der Angeschuldigte bei der zweiten Probe doch muthmaßlich seinen Geist aufgeben würde, ein Pfand, um es, je nachdem, zu behalten oder zurückzustellen.

Die Tödtung erfolgte meist durch Galgen oder Rad. Wer gedenkt dabei nicht an Herder's Ausspruch: „Auf den Bergen und Hügeln der Griechen standen Kunstdenkmäler zur Bildung des Geschmacks und feineren Gefühls, auf unseren Anhöhen standen Galgen und Räder!“ — Die Schalke wurden als nothwendige Uebel angesehen; hätte man ihrer nicht zur Arbeit bedurft, man würde sich derselben gern entledigt haben! — Der heutige Zuchthäusler hat keineswegs eine so niedere Stellung, als die Sklaven sie in unseren

Gauen hatten; dem Zuchthäusler stand etwa nur der Hörige gleich, dem es gestattet ward, den Ueberschuß, den er durch eine fast übermenschliche Arbeit gewann, zu sparen. So gewannen Hörige bisweilen die Mittel, sich loszukaufen. Sie wurden aber dann nicht „Freie“, sondern nur „Freigelassene“, die nur einen geringen Antheil an den Rechten der Freien hatten. Daß eine Behandlung, wie sie geschildert wurde, auf die Sinnesart der Hörigen und Sklaven nicht vortheilhaft wirken konnte, ist leicht ersichtlich. Niedere Gesinnung, Tücke, Verschmitztheit mußten Haupteigenschaften dieser Klassen bleiben. Wie konnte es anders sein? In dem Verhältniß der obersten Gottheit zu dem bösen Loki sahen die Freien ihre Stellung dem Volke gegenüber. Da mochte denn wol auch mancher arme Sklave keinen andern Gott anbeten, als Loki und keine andere Freude haben, als die, seinen Peinigern heimlich Uebel zu bereiten. So wucherten hier Uebermuth, dort niedere Denkungsart.

Da der Freie kein Strafrecht über sich duldete, so verstand es sich von selbst, daß ein Jeder auf dem Wege der Gewalt sich sein Recht zu verschaffen suchte. In dieser Beziehung bildete zunächst die Familie den Kreis, der sich gemeinsam verpflichtet fühlte, jede Unbill, die einem einzelnen Gliede des Hauses widerfahren war, zu rächen. War die Familie zu schwach, so wurde die Mitwirkung der Verwandtschaft, der Sippe oder Sippschaft in Anspruch genommen. Blut forderte Blut, falls der Mörder nicht zahlungsfähig war. War er dies, so konnte er durch Geld Versöhnung erlangen. Das umstehende Bild zeigt uns eine Verhandlung, die wegen eines Mordes stattfand. Vielfach geschah es, daß schwächliche Kinder und kraftlose Greise getödtet wurden; doch lag dieser Handlungsweise eine Art Mitleidsempfindung zu Grunde, auch muß hinzugefügt werden, daß sich vielfach Alte den Schwerttod erbaten, weil sie des Glaubens waren, er nur sichere ihnen den Eingang in Walhalla.

Dies sind die dunkeln Seiten der Urzustände, die nicht verschwiegen werden durften, nicht allein, um der Wahrheit die Ehre zu geben, sondern auch, weil sonst, wie sich noch öfter zeigen wird, der Verlauf der Geschichte nicht verstanden werden kann.

Das Wunderbarste in dem Glauben der alten Germanen war, daß sie selbst nicht an den Bestand ihrer Götter glaubten. Sie ahnten, daß das Reich der Gewalt auch einst durch Gewalt enden und ein von einem hehren Geiste durchdrungenes Reich seine Stelle einnehmen werde.





Auf der Wanderung nach neuen Sitzen.
Zeichnung nach Ludwig Burger.

Zweites Buch.

Kämpfe der Deutschen und Wenden

(bis 1134).

Mit allen Naturvölkern hatten die Deutschen das gemein, daß sie aus einer sehr großen Zahl von Stämmen bestanden. Die einzelnen Stämme führten ihre Namen nach ihren Häuptlingen oder nach den Landstrichen, in denen sie wohnten. Vergeblich ist die Bemühung gelehrter Männer gewesen, die Wohnplätze der einzelnen Stämme auf Karten genau zu bezeichnen; für die ersten Jahrhunderte nach Christus wenigstens haben sich bisher die fleißigsten Forschungen als ungenügend erwiesen. Dies vornehmlich aus dem Grunde, weil die einzelnen Stämme um jene Zeit schon in einer fortwährenden Bewegung waren, die später, bei der sogenannten Völkerwanderung, über die allerdings genauere geschichtliche Nachrichten vorliegen, ihren Höhenpunkt erreichte.

Es erscheint hier nothwendig, die Ursachen der Bewegung darzulegen.

Dieselben sind mehrfacher Art. Vor allen Dingen war die Haupteigenschaft der Deutschen: der kriegerische Sinn, ein Antrieb zu vielfachen Veränderungen. Die einzelnen Stämme lagen in beständiger Fehde mit einander. Des besiegten Stammes Boden wurde, falls er dem Sieger gefiel und er sich auf ihm zu halten vermochte, von ihm ganz oder zum Theil in Besitz genommen. Der Verdrängte mußte sich neue Weideplätze und für den Anbau sich eignende Gebiete suchen, d. h. in der Regel sie erkämpfen, dem vordringenden Sieger rückten anderer Stämme Genossenschaften nach.

Die Semnonen. Bei einzelnen Völkerstämmen, namentlich bei den Semnonen, wie bei den Sueven überhaupt, war es Sitte, daß ein Theil des Volkes jährlich auf Krieg und Abenteuer auszog, während der zurückbleibende für sich und die Abwesenden den Acker bestellte. Zwischen Kriegsführung und Ackerbau ward nun von Jahr zu Jahr gewechselt. Dazu kam, daß die kriegslustige Jugend vielfach auf eigene Hand auf Abenteuer auszog. Galt doch Raub und Mord außerhalb der Grenzen des Landes nicht als ein Unrecht. Fanden die umherschweifenden Scharen fette Gegenden und brachten sie die Kunde davon in die Heimat, so rückte der ganze Stamm zu gelegener Zeit vor. Ihre dürftigen Häuser zu verlassen, war für die Auswanderer kein großes Opfer, Häuser solcher Art ließen sich ja überall leicht herstellen. Auch die jungen Haushaltungen mußten, wenn die Bevölkerung so dicht geworden war, daß der Boden den ganzen Stamm nicht mehr zu nähren vermochte, hinaus in die unbekannte Ferne, um sich Wohnplätze zu erkämpfen. Aber auch Mißwachs und Hungersnoth trieben zu Zeiten einzelne Stämme zum Aufbruch.

Nordöstlich von den Germanen wohnten die Finnen, östlich die Sarmaten. Jene waren von Jagd und Fischerei lebende Wilde, diese zum großen Theile noch mit Viehherden umherschweifende Nomaden. Dagegen stand die Mehrheit der Germanen bereits auf der Kulturstufe des Ackerbaues und der damit verbundenen Viehzucht, woraus erhellt, daß ihr Weiterrücken in der Regel nur sehr langsam vor sich ging. Bedarf doch der Boden der Pflege und des Abwartens, wenn man seinen Segen empfangen will! Je mehr Schweiß und Mühe die Urbarmachung des Bodens gekostet hat, und je ergiebiger er geworden ist, desto größeren Werth hat er damit für die Eigenthümer gewonnen. In Denen, die den Ackerbau pflegen, entwickelt sich auch naturgemäß die Heimatsliebe. Merkwürdigerweise liegt, wie so mancher andere Gegensatz, in dem sinnigen Gemüthe des Deutschen neben der entschiedenen Heimatsliebe die Wanderlust. Die unbekannte Ferne reizt ihn; er malt sich eine wunderbare Welt aus und hegt nun unstillbares Verlangen, sie kennen zu lernen.

Italien! Dies eine Wort schloß ein Zauberreich für die Söhne Germaniens in sich ein. In den grauesten Vorzeiten schon zogen auf einzelnen Handelsstraßen römische Kaufleute durch Deutschland nach der Ostsee, um den damals in den südlichen Ländern so hoch gehaltenen Bernstein zu holen. Durch sie kam die erste Kunde von Italien in unsere Heimat. Auch begannen ja früh schon die Kriege Roms gegen die Deutschen, und mochte man auch immerhin die gepanzerten römischen Krieger hassen, so erkannte man doch aus ihrer Kriegsführung, ihren Waffen, ihrer Kleidung und vielen anderen Dingen, die sie bei sich führten, ferner aus ihren Bauwerken, den von ihnen an der Donau und am Rhein angelegten großartigen Kunststraßen und den Wasserleitungen, ihrer Lebensart u. s. w., daß sie aus einem an Erzeugnissen der Natur und an Schätzen mancherlei Art reichen Lande stammen mußten.

Zu sagen, unsere Väter hätten ihr Land gerade seines rauhen Klimas wegen geliebt, ist eine unhaltbare Behauptung. Die Zeit der Winter- und Sommersonnenwende, der Anfang des Frühlings, gab ihnen Anlaß zu einem erhebenden Feste. Sie badeten meist kalt, weil warme Bäder ohne Mühe nicht zu haben waren; wie sehr sie aber warme Bäder zu schätzen wußten, ist bekannt. Am Tage vor der Vernichtungsschlacht bei Aquä Sextiä überraschten die Krieger des Marius einen Theil der Germanen, wie sie sich in den dort aus dem Boden sprudelnden Quellen badeten und dabei im Gefühle des Wohlseins laut jubelten.



Fest zur Sommersonnenwende.

Gab es keine Kriegsarbeit, so konnte man die Edlen tage-, ja wochenlang vor ihren lodernden Kaminen, hingestreckt auf Bären- oder Wolfsfellen und ihre nackten Leiber der Glut aussetzend, finden. Das Wunderland Italien erfüllte die Phantasie der deutschen Kriegsmänner mit lockenden Bildern, und eine treffende Abspiegelung des über jenes Land Vernommenen giebt uns G. Freytag, wenn er einen Germanen zu seinen Gefährten also sprechen läßt: „Wundervoll soll der Römer Land sein, alle Häuser von buntem Stein, das ganze Jahr mildes Sonnenlicht und im Winter grüne Erde, der süße Wein gemeiner als Dünnbier, von Silber die Sessel und Bänke, die Mädchen tanzen im Goldschmuck und seidenem Gewand, und der Krieger ist Herr der ganzen Pracht!“ Andere Völkerschaften, die aus „der großen Wiege der Menschheit“, aus Asien, nachrückten, wurden zum Theil von ähnlichen Beweggründen, wie sie oben geschildert wurden, zur Wanderschaft gen Westen getrieben; Europa glich mehr und mehr einem vom Sturme bewegten Meere. Endlich brauste eine neue, ungeheure Völkerwelle in Europa herein: das wilde Volk der Hunnen. Die Sturmflut der großen Völkerwanderung erreichte damit endlich ihren Höhepunkt und verschlang die Trümmer des tausendjährigen Römerreiches. Schon vorher hatten die Semnonen unsere Mark verlassen.

Eine fremde, nicht deutsche Völkerschaft rückte nach — die Slaven.

Da unsere Mark Jahrhunderte lang von Slaven bewohnt ward, da ihre Geschichte mit der der Deutschen, die später zurückkehrten, eng verflochten ist, und da endlich Ueberbleibsel dieses Volkes noch heut in unserm Staate wohnen, so ist es nothwendig, dieselben nach ihrem Charakter, ihrer Religion und ihrer Lebensweise vorzuführen.

Die Wenden.

Das wendische Volk. Wie schon gesagt ward, rückten Slaven in die von den Semnonen verlassene Mark Brandenburg von Osten her ein. Aber nicht allein dies Gebiet ward von dieser Völkerschaft besetzt, es breitete sich dieselbe vielmehr nach Westen bis zur Saale und Elbe, nach Norden bis zur Ostsee und nach Süden bis zum Adriatischen Meere aus, woraus auf die ungeheure Volkszahl dieser neuen Ansiedler ein Schluß gemacht werden kann.

Anderer Art aber war ihr Auftreten in Europa als das der Kelten und der diesen nachfolgenden Germanen. Ihnen fehlten eben so sehr die bewegliche Neuerungslust der Kelten als der kühne, vordringende Sinn der Germanen. Sie schafften sich nicht durch Verdrängung oder Vernichtung anderer Völkerschaften Raum, sondern rückten — friedlichen Sinnes — in leer gewordene Plätze und Länder ein. Ihr Vorrücken aus Asien, wo uns unbekannte Ursachen sie aufgestört hatten, war ein allmähliches.

Die Slaven bestanden aus zwei Hauptstämmen, dem südöstlichen und dem nordwestlichen. Mit dem letzteren haben wir es zu thun. Dieser hatte wiederum zwei Hauptäste, die Chrobaten oder Czechen, welche Böhmen, Mähren, Oberschlesien und die Lausitz (wo sie Sorben genannt wurden), und die Ljächen oder Lechen, welche Masovien, Polen und den ganzen breiten Südrand der Ostsee von den Weichselmündungen bis zur Elbe und darüber hinaus bevölkerten. — Erst in der Mitte des vierten Jahrhunderts tritt der Gesammtname Slaven auf. Die Schriftsteller des Alterthums nannten sie Sarmaten oder Skythen. Einige Gelehrte leiten ihren Namen von Slava, das so viel heißt wie Preis, Ehre, Ruhm, andere von Sloweni ab. Letzteres Wort bedeutet Ansiedler.

Diejenigen Slaven, welche sich längs der Ostküste, in Preußen, Pommern, Brandenburg und Mecklenburg, niederließen, wurden Wenden genannt. Der Name scheint aus Woda (Wasser) gebildet zu sein. Polak oder Poljän soll Feldbewohner, Pommer ein am Meere Wohnender bedeuten.

Unsere Marken wurden von den Völkerschaften des Wilzenbundes, die für die tapfersten des Wendenvolkes galten, bewohnt. Das Wort Wilzen soll von Wilk (Wolf) abgeleitet sein.

Wir werden die Slaven des Nordens weiterhin mit dem gebräuchlichen Namen Wenden benennen. Die Wenden unterschieden sich schon äußerlich sichtlich von den Germanen. Diese zeichneten sich durch einen hohen, schlanken Wuchs, durch ihr gelbes, wallendes Haar und blitzende blaue Augen aus; die Wenden dagegen hatten einen gedrungenen kräftigen Körperbau, einen eckigen Kopf, eine weniger offene Stirn, einen weniger freien Blick, eine dunkle Hautfarbe, kleine grüne, braune oder doch dunkle Augen mit dünnen Brauen, einen schwachen Bart und schlichtes, dunkles Haupthaar. Ihr Körper war abgehärtet gegen Sonnenbrand und Kälte, Hunger und Durst, daher sie sich an jede Lebensart bald zu gewöhnen vermochten. „Es ist ein hartes, an Mühen und Entbehrungen gewöhntes Geschlecht, diese Wenden", sagt Widukind, „sie begnügen sich mit nur geringer Kost, und was den Unsrigen eine schwere, kaum zu ertragende Last zu sein pflegt, erscheint ihnen fast als Etwas, an dem sie Vergnügen empfinden." Waren sie doch sogar im Stande, stundenlang in und zum Theil unter dem Wasser zuzubringen, indem sie aus Rohrstengeln, deren Enden über dem Wasser hervorragten, Luft einathmeten. Ein bis auf die Knöchel herabreichender weiter Rock, wie er lange nachher noch in Polen getragen wurde, und wie er heute noch von ihren Nachkommen in der Umgegend von Zittau, Bautzen und Görlitz an Festtagen getragen wird, war das Hauptkleidungsstück der Männer. Wahrscheinlich indeß kleideten sich nur die Vornehmen so, wogegen der einfache Mann einen kurzen Rock trug, der ihn bei der Arbeit nicht behinderte. Zur Kleidung gehörten außerdem ein kleiner Hut und Schuhe oder Stiefel. Die Unterkleider waren leinene, die Oberkleider wollene. Noch jetzt leben, ihre Volksthümlichkeit in Tracht und Sitte, in Sprache und Liedern treu bewahrend, in der Ober- und der Niederlausitz, von Kottbus bis zu dem sächsischen Bautzen herab, in geschlossener Masse etwa 150,000 Wenden.

Es gab unter den Wenden Freie und Leibeigene. Letztere hatten eben so wenig Recht und Geltung wie die Schalke bei den Deutschen. Das Zeichen der Freien war der Speer, den sie beim Ausgehen stets in der Hand trugen. In den frühesten Zeiten fand unter den Freien keine an die Erblichkeit geknüpfte Rangordnung statt; Weisheit, Würde, Tapferkeit allein gaben dem Einzelnen Ansehen. Alle Angelegenheiten der Gemeinde wurden in Volksversammlungen berathen; ein gewählter Pan oder Zupan (Herr) überwachte die Ausführung der Beschlüsse.

Die Wenden, die ursprünglich nur das Verlangen hatten, in leergelassenen Landestheilen die Werke des Friedens zu verrichten, wurden gleichwol in Kriege, und zwar zunächst in Vertheidigungskriege, verwickelt. In denselben ragten bald Heerführer hervor, und es bildete sich nach und nach eine fürstliche Macht. Das Volk wählte den Kriegsfürsten, der den Namen Wojewoda führte. (Woy, Boy bedeutet Krieg, Wodz Führer.) Seine Unterfeldherren waren die Bojaren, die vornehmsten Krieger, dem Range nach den späteren Rittern unter den Deutschen gleichzustellen, die Knäse. Späteren Ursprungs ist die Benennung Kral, das ist König.

Der Deutschen Gewohnheit war es, sich abgesondert anzusiedeln, sie wohnten gern inmitten ihrer Feldmarken, wenn auch nicht so vollständig abgesondert, wie man früher glaubte. Nur waren die Häuser durch Räume, welche sie umgaben — wie es heute noch in unseren Dörfern der Fall ist — geschieden. Die Wenden trieb der gesellige Sinn näher zusammen. So entstanden bald Dörfer und sogenannte Städte in Ringform, in denen sich Haus an Haus drängte und ein Weg und Thor in den Häuserkranz führte. Häufig ward zum Schutz einer Ortschaft eine feste Burg (Grot) angelegt. Der Wende liebte Musik, Gesang und Tanz. Das Hörnchen, die Sackpfeife, die Flöte, die dreisaitige Geige und die aus den Schienbeinen der Thiere angefertigte Schalmei ertönten bei jedem Gelage; mit der Leier wagte sich der Wende, der Macht der Töne vertrauend, in fremde Länder. Die Wonne der Wehmuth ist das Charakteristische in den Liedern und Melodien der Slaven. Wie bei anderen Völkern, sagt der Czeche Ludewit Stur, das innere Leben

sich in Bauwerken, Statuen, Gemälden, so habe es sich bei den Slaven in Tönen, Stimmen und Liedern kundbar gemacht, ja, es sei in ihnen gleichsam zerflossen. — Bei den Festmahlen herrschten Verschwendung und Unmäßigkeit. Mangel war selten im Lande. Der verhältnißmäßig dünnen Bevölkerung boten die an Wild reichen Wälder, die von Fischen wimmelnden Gewässer, die großen Herden und der fleißig bearbeitete Boden reiche Nahrung. Dies und die natürliche Gutmüthigkeit des Volkes waren Ursachen einer Gastfreundschaft, wie sie bei anderen Völkern wol selten geübt ward. Dem Fremden stand das gastliche Haus allezeit offen, sein Verweilen gab Anlaß zu Festlichkeiten. In gar manchem Hause befand sich ein eigenes Gemach für den Gast, mochte er nun befreundet oder fremd sein. Dort stand ein mit einem reinlichen Tischtuche bedeckter und mit Speisen und Getränken wohlbesetzter Tisch allezeit für den Einkehrenden bereit. Bier und Meth wurde fleißig getrunken, im Rausche fand man Seligkeit. Das Gastrecht ward so hoch gehalten, daß Denjenigen, der es nicht übte, die allgemeine Verachtung, bisweilen schwere Rache traf. Je verschwenderischer in den Erzeigungen der Gastlichkeit man war, für desto vornehmer hielt man sich. Um sich darin Genüge zu thun und Ruhm zu gewinnen, ließ sich Mancher sogar zum Stehlen verleiten, was sonst nicht vorkam, daher auch Schlösser und Riegel unbekannt waren. Aber selbst der Diebstahl fand, wenn er sich auf die Ausübung des Gastrechts bezog, Entschuldigung. „Was du des Nachts gestohlen hast", sagt ein wendisches Sprüchwort, „sollst du am andern Morgen an Gäste austheilen!" —

Die Todten wurden verbrannt und ihre Asche in Urnen dem Schoße der Erde übergeben. Bei Beginn des Frühlings fand in jeder Gemeine den Todten zu Ehren eine Feier statt. Nach dem Glauben der Wenden (wie auch anderer Völker, z. B. der alten Hebräer) war die Seele im Blute des Menschen. Die Wucht der Streitaxt, die dem Menschen die Todeswunde schlug, schleuderte die Seele mehrere Lachter weit aus der Brust des Sterbenden. Strömte das Blut am Boden hin, so flog sie aus dem Munde und flatterte zum Schrecken aller Vögel, nur nicht der Eule, so lange von Baum zu Baum, bis die Leiche verbrannt oder begraben war. Noch heute öffnet der Wende im Spreewalde bei dem Todesröcheln eines Verwandten das Fenster, um die Seele des Scheidenden bei ihrem Fluge zum Himmel nicht aufzuhalten.

Auch weiße Wölkchen galten als hinschwebende Seelen. In dem slavischen Theile Preußens wurde die Milchstraße der Pfad der Seelen zur Unsterblichkeit genannt. Eine Norne, Weperga, knüpft bei der Geburt eines Menschen seinen Lebensfaden, den sie spinnt, an einen Stern. Reißt der Lebensfaden, dann verdunkelt sich der Stern, oder er fällt nieder.

Erwachte die Natur im Frühling, dann gedachte man mehr als sonst mit Sehnsucht Derer, für die es kein irdisches Erwachen mehr gab. Dann zog man hinaus nach den heiligen Plätzen, auf denen in Schmerzenstagen die Leichenfackel ihren traurigen Dienst verrichtet hatte, rühmte in feierlichen Weisen die Thaten der Dahingeschiedenen, und es stärkte sich das sehnsuchtsvolle Herz in dem Glauben, daß es ein besseres Jenseits gebe und die Geschiedenen einst wieder vereinigt werden würden. Diese Feier endete damit, daß zur Mitternachtszeit ein festlich gedeckter und mit Speisen besetzter Tisch inmitten des Todtenackers aufgestellt ward, wonach der Priester in feierlichem Anrufe die geliebten Heimgegangenen zum Mahle einlud, zugleich aber Verwünschungen gegen die Geister der Unterdrücker der Armen und der Verräther aussprach, um sie hinwegzuscheuchen.

Der Mann nahm so viel Frauen, als er zu ernähren vermochte, einer jedoch nur war das Ansehen der Hausfrau beschieden, insofern sie der Dienerschaft gebot. Schon daraus erhellt, daß die Slaven in Bezug auf Würdigung der Frau den Germanen weit nachstanden. Das Folgende wird dies noch mehr bestätigen. Dem Manne gegenüber hatte die Hausfrau, wie die anderen Frauen, die Stellung einer Sklavin. Wie ein Thier schlief sie des Nachts am Fuße seines Lagers auf einer Decke. Starb der Hausherr, so mußte sie den

Scheiterhaufen desselben besteigen oder sich auf andere Art den Tod geben. Nicht die Empfindung inniger Seelengemeinschaft forderte ein solches Opfer; es sollte vielmehr das Weib als Dienende in das Jenseits folgen. War ihre Liebe zum Leben so groß, daß die Wittwe sich diesem Gebrauche nicht unterzog, so traf sie dauernde Schmach. Die Söhne wurden von den Eltern mit großer Liebe behandelt, nicht so die Töchter. Ward die Zahl derselben zu groß, so setzten die Mütter die Neugeborenen im Walde aus. Oft mochte dies geschehen, um den Töchtern ihr hartes Los zu ersparen. Wie bei den Deutschen, geschah es nicht selten, daß greise Alte sich von den Söhnen den Tod geben ließen.



Wenden.

Die Wenden trieben neben der Jagd und dem Fischfange die Bienen- und Viehzucht, die Weberei und den Ackerbau. Frühzeitig schon waren bei ihnen Pflug und Egge, Sense, Sichel und Hacke im Gebrauch. Das Feld wurde mit Roggen, Weizen, Gerste, Hanf, Flachs und Mohn bebaut. Auch einige Arten von Obstbäumen wurden gepflanzt, besonders hatte man in manchen Gegenden den Walnußbaum gern, der damals schon aus Asien — ob durch Vermittlung der Slaven oder unserer Voreltern, ist ungewiß — eingewandert war. Die Weinrebe fehlte noch in unserm Lande. Im Kriege war die Hauptwaffe der Speer, auch benutzte man, jedoch nur in geringem Maße, Schwerter, Streitäxte, Wurfkeulen und Schleudern; Bogen und Pfeile waren bei den Wenden unserer Mark nicht gebräuchlich. Als Werkzeuge für das Haus hatte man Messer, Aexte und Sägen, wie auch irdene Geräthe mancherlei Art. Gebrannte Ziegel waren unbekannt. Die Häuser, aus Holz gebaut, wurden mit Schnitzwerk versehen, grelle Farben verwandte man zur Ausschmückung der Holzarbeit. Leichte Kähne und geräumige Schiffe befuhren die klaren Seen und die dunkeln

Wasser der Havel und der Spree. — Austausch und Handel wurden in bedeutender Ausdehnung getrieben. Ein neuerer slavischer Geschichtschreiber (Josef Szaffaryk oder Schaffarik) behauptet sogar, die Wenden allein hätten Europa lange Zeit hindurch mit den Natur- und Kunsterzeugnissen Griechenlands, Asiens u. s. w. versorgt. Nach ihm standen in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts einige wendische Stämme in solchem Ansehen, daß die Griechen dieselben unter die gesitteten Völker zählten.

Die Viehweiden nährten Pferde, Rinder, Schafe, Schweine und Gänse. Es gab zwei Arten von Pferden, die eine groß und stark, die andere klein und unansehnlich. Bei der Besitznahme des Landes hatten die Wenden sogar eine Art wilder Pferde gefunden. Daneben wurde kleineres Geflügel, namentlich Hühner, gehegt. Der Bienenpflege lagen die Wenden mit großer Sorgfalt ob.

Als frei galt dem Wenden nur der Genosse seines Volkes, ausgenommen, es war dieser durch richterliches Erkenntniß aus der Gemeine gestoßen und als Sklave verkauft worden. Wie bei den alten Deutschen war auch in dieser Völkerschaft die Meinung herrschend, daß Raub, an Feinden verübt, kein Unrecht sei. Vielfache Angriffe, namentlich der Deutschen, hatten in den Wenden nach und nach einen unversöhnlichen Haß gegen die Landesfeinde erregt. Insofern aber unterschieden sie sich von den Deutschen, daß sie nicht, wie diese, offen gegen den Feind waren; sie schritten ohne vorhergegangene Kriegserklärung zum Kampf, waren aber dabei bedacht, offene Feldschlachten zu meiden. Als Sieger waren sie grausam, Niederlagen entmuthigten sie aufs Aeußerste. Man sagte ihnen nach, sie seien treulos und unbeständig, sie forderten von Anderen Beständigkeit und Treue, ohne sie selbst zu wahren, schlössen Frieden und gäben Handschlag darauf, indeß sie dabei schon im Geheimen den Vorsatz hegten, den geschlossenen Bund zu brechen. Gefangene Feinde traf, wie damals bei jeder Völkerschaft, der Tod oder das harte Los der Sklaverei. Rache an dem Beleidiger zu üben, galt ihnen, wie den Deutschen, als Pflicht.

Wendische Gottheiten. Was über die Entstehung der Gottheiten unserer Voreltern gesagt worden ist, gilt auch hier. Die menschliche Seele ist in ihrem Grundwesen überall dieselbe, nur die besonderen Fähigkeiten sind verschieden. Das, was die Dichter und Seher schauten, gestaltete sich auch bei den Wenden zum Volksglauben. Die Tiefe der Empfindung, die Mächtigkeit der Phantasie, wie Beides bei unseren Voreltern zu finden ist, hatten sie nicht. Immerhin aber wird ein Blick in ihre Glaubenswelt lohnend sein.

Wie bei den Deutschen wurden auch bei den Wenden die Götter in heiligen Hainen verehrt; ebenso waren ihnen gewisse Bäume, namentlich Eichen, auf denen Misteln wuchsen, geweiht. Wer einen solchen Baum beschädigte, ward getödtet. Aeltere Schriftsteller, von denen wir Nachrichten über die Slaven haben, nennen fünfzehn Gottheiten. Von diesen bedeutet Siwa Leben, Gerowit oder Herowit den Frühlingssieger, Perowit den Waldsieger, Porenuz wahrscheinlich den Waldbeschränker oder Waldnutzer, Rugiavit den Sieger im Hirschgeschrei. Dagegen bezeichnet Zernebog einen schwarzen und bösen Gott, Pizamar den Frieden der bösen Götter, Svatovit den heiligen und lichten Sieger, Prowe das Recht. Der Name Triglaff bedeutet der Dreiköpfige; die übrigen vier Gottheiten sind unerklärt geblieben. Nach neueren Forschungen waren noch sieben Gottheiten vorhanden: Die Todesfrau Smertnitza, der Wassermann Wodny Muz, die Wasserfrau Wodneho muza Zona, der Feuermann und Leeton, der Mahr oder Alb der germanischen Völker. Die Tempel in den heiligen Hainen waren von Holz, mit Schnitzwerk versehen, und hatten meist einen Unterbau von Thierhörnern. Es mochten dies die Hörner der Opferthiere sein. Die Dächer und Wände waren mit lebhaften Farben getüncht, die Außenseiten mit Bildern bemalt. Die jetzt noch in Rußland auf dem Lande üblichen Häuser geben die beste Vorstellung von der äußern Form der wendischen Tempel.

In den Tempeln wurden heilige Zeichen verehrt, an die sich religiöse Vorstellungen knüpften.



Menschenopfer vor Radigast. Zeichnung von Ludwig Burger.

Diese Zeichen bestanden zum Theil in Waffen und Kriegsgeräthen: einer verrosteten, in einer Säule steckenden Lanze, einer Fahne mit dem Bildniß einer Gottheit, die in Kriegszeiten dem Heere vorangetragen wurde, einem aus Goldblech geschlagenen Schilde, einem Helm, einem Panzer ꝛc. Götterbilder von verschiedener Größe gab es in großer Zahl. Meist waren sie aus Holz gearbeitet, einzelne trugen zum Schmuck Silber und Gold, wenige waren ganz aus edlem Metall, Gold oder Silber, gegossen.

Der Hauptdienst des heiligen und lichten Gottes Svatovit bestand zu Arkona auf Rügen, wo seine Bildsäule in übermenschlicher Größe in einem Tempel stand. Er hatte vier Häupter, schauend nach Nord, Süd, Ost und West, und ward als der Ewige, Unwandelbare, als der Vater der Götter und aller Wesen verehrt. In der Linken hielt er den Bogen des strafenden Rächers, in der Rechten, als Zeichen seiner Schöpfermacht, ein Füllhorn. Bart und Haupthaar waren nach Landessitte geschoren; die Kleidung, ein Rock, reichte tief hinab. Er schien auf der Erde zu stehen, da sein Fußgestell in dem Fußboden künstlich eingefügt war. Hinter ihm waren an einer Säule Sattel, Zaum, Schwert und Fahne des Gottes befestigt. Im Heiligthume ward für ihn ein weißes Roß gehalten. Von den Priestern empfing es Nahrung, nur sie durften es besteigen. Fand man es des Morgens mit Schaum bedeckt, dann hieß es, Svatovit habe es in der Nacht gegen die Feinde getummelt. Vor dem Kriege weissagten die Priester aus dem Wiehern des Rosses Sieg oder Niederlage.

Diesem Gotte zu Ehren feierte man alljährlich das Erntefest. Dabei ward nach dem üblichen Gebrauche zuerst der Tempel gereinigt, worauf man die Opferthiere schlachtete. Nun trat der oberste Priester zur Bildsäule, nahm das Horn aus der Hand des Gottes und sahe zu, um wie viel der vor einem Jahre in dasselbe eingegossene Meth sich vermindert habe. Je nachdem eine größere oder geringere Verminderung stattgefunden hatte, je nachdem lautete die Weissagung des Priesters für das folgende Jahr. Dann besprengte er, Segen für das Volk erflehend, mit dem Uebriggebliebenen den Boden vor der Bildsäule, leerte schnell das mit frischem Meth gefüllte Horn, füllte es abermals und gab es dem Gotte wieder in seine Hand, wonach der Tag festlich beschlossen ward.

Als dreihäuptiger Gott ward Svatovit Triglaff genannt. Durch seine drei Häupter sollte ausgedrückt werden, daß er auf Erden, in der Unterwelt und im Himmel regiere. In Stettin war ihm eine Bildsäule errichtet. An seinen drei Häuptern glänzten Gold und Silber, Mund und Augen jedes Hauptes waren von goldenen Binden verhüllt. Halb Mann, halb Weib, trägt er unter dem weiblichen Busen das Zeichen des Mondes. Vielleicht sollte damit ausgedrückt sein, daß er zugleich der Gott der Nacht sei.

Bei den an den Küsten Preußens wohnenden Slaven hieß der oberste Gott Perunas. Seine Bildsäule zeigt ihn mit feuerfarbigem Angesicht und mit einer Strahlenkrone auf dem Haupte. Des Sonnengottes Mutter ist das Meer, das ihn allabendlich empfängt und ihn in seinen Wogen badet, wonach er am Morgen gestärkt wieder emporsteigt.

Von einem Gotte Radigast meldet Adam von Bremen, daß seine Bildsäule reich mit Gold verziert und vor einem Purpurthrone aufgestellt gewesen sei. Noch im fünfzehnten Jahrhundert hing an einem Kirchenfenster zu Gadebusch eine eiserne Krone, von der behauptet wurde, daß sie von einer Bildsäule Radigast's herstamme. In älteren Werken finden sich mancherlei Nachrichten über diese Gottheit, die aber nicht mit einander übereinstimmen. Die glaubhafteste Ueberlieferung scheint folgende zu sein: Er wurde in der Gestalt eines fast nackten Mannes dargestellt. Auf seinem Haupte befand sich ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, vor der Brust ein Stierkopf. In der Rechten einen Speer haltend, stand er auf einem Fußgestelle, das aus den Hörnern geopferter Stiere erbaut war. Ob, wie einige Geschichtsforscher behaupten, der Vogel auf dem Haupte einen Adler darstellen sollte, und ob von diesem der Adler in dem brandenburgischen Wappen abzuleiten ist, muß dahingestellt bleiben. Dagegen ist ein Zusammenhang des Stierhauptes mit den Wappen Mecklenburgs mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen. Ein Tempel dieser Gottheit, die auch außerhalb

unserer Marken verehrt ward, befand sich in der heiligen Stadt Rhetra, die auf einem Eilande der Binnenseen zwischen der Peene und der Oder gestanden haben mag. Jetzt ist sie von der Erde verschwunden. Umschlossen war der Tempel von einem heiligen Hain, dessen hohe Bäume sich in den dunklen Fluten spiegelten. Eine hölzerne Brücke mit neun dicht auf einander folgenden Thoren führte zur Stadt; doch nur Demjenigen der Außenwohnenden ward der Eintritt gestattet, der im Tempel ein Opfer darbringen wollte, oder der der Weisung des Gottes durch Priestermund bedurfte. Erscholl Kriegsruf durchs Land, dann entnahmen die Priester das Banner dem Heiligthume und begaben sich mit ihm in feierlichem Zuge zum Heeresfürsten, ihm die Gebote des Kriegsgottes verkündend, während die den Tempel hütenden Großen des Landes reiche Gaben opferten. Der Gott des Krieges hatte nur Wohlgefallen an blutigen Opfern. Nicht nur Schafe und Stiere, sondern auch Menschen, namentlich Gefangene und unter diesen in späterer Zeit der Christen viele, verröchelten ihr Leben auf dem Opfersteine, der zu seinen Füßen stand. In Friedenszeiten fanden in der Nähe des Heiligthums Volksversammlungen statt, es wurde Rathes gepflogen, und man faßte über allgemeine Angelegenheiten Beschlüsse. — Die meisten Götterbilder waren aus Holz verfertigt, daher sie späterhin bei uns, wie fast in allen Slavenländern, das gleiche Schicksal hatten, durch die Verkündiger des Christenthums ins Wasser geworfen oder den Flammen übergeben zu werden.


Svatovit, Götze der Slaven.

Es ist vielfach darauf hingewiesen worden, daß die Götterbilder der Wenden im Vergleich mit denen der Römer und Griechen nicht eben kunstgemäß gearbeitet gewesen seien, und man hat, darauf fußend, den Schluß gezogen, daß der Geschmack des Volkes im Vergleich zu dem der genannten Völker noch ein äußerst roher gewesen sei Dies in gewissem Sinne zuzugeben, scheint es doch nicht unnöthig, darauf hinzuweisen, daß man sich vor einer leicht zu weitgehenden Annahme zu hüten hat, nämlich vor der, als ob jene Bilder, was ihre künstlerische Ausführung betrifft, den Vorstellungen entsprochen hätten, die in den dahingeschwundenen Geschlechtern von den Göttern gelebt haben. Die unvollkommenen Gestalten beweisen nur, daß die Kunst des Bildens noch auf einer sehr niederen Stufe stand.

Art der Bekehrung. Wer zu einer klaren Vorstellung von dem Leben und Treiben unserer heidnischen Altvordern gelangt ist, der wird den Eindruck zu würdigen verstehen, den auf jene das Auftreten christlicher Priester in ihrem äußerlichen Pomp hervorbringen mußte. Alle Pracht des ehemaligen Götterdienstes im Römerreiche war nach Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion in den christlichen Kultus übergegangen, ja, die Absicht, in den Seelen der Schauenden eine Ahnung der inneren Herrlichkeit des Christenthums zu erwecken, hatte bewirkt, daß den überlieferten Formen und Mitteln neue hinzugefügt worden waren. Die wie aus der Höhe des Himmels erschallenden Gesänge, die flackernden Kerzen, die wallenden Weihrauchsdüfte, der Klang des silbernen Meßglöckleins und inmitten dieser Wunder die Gestalt des Priesters im Schmucke heiliger Gewänder — Alles dies war von machtvoller Wirkung. Es handelte sich mit dem Auftreten derartiger Kultusformen im Grunde um eine Veräußerlichung christlichen Lebens, und wir werden zu beachten haben, ob jene in Deutschland so einschlagend wirkten, wie es von ihren Förderern gehofft ward.

Wer in Betracht zieht, daß, wie oben nachgewiesen, vor Allem die Deutschen berufen waren, das im Christenthume der Menschheit dargereichte Göttliche zu wahren, möchte sich

wol versucht fühlen, es als selbstverständlich anzusehen, daß die Deutschen das Christenthum mit offenen Armen entgegengenommen hätten. Es war dies jedoch nicht der Fall. Die alten Deutschen setzten vielmehr dem Christenthume einen größeren Widerstand entgegen, als es Rom gethan hatte. Welche Ursachen dem zu Grunde lagen, wollen wir in Kürze berichten.

Seit der unsterblichen Arminsthat im Teutoburger Walde wuchs in den Deutschen die Zuversicht, sich gegen Rom behaupten, ja das Weltreich stürzen zu können, fortgesetzt. War doch der vernichtende Schlag gegen Varus nicht einmal von der Gesammtheit der Nation, sondern nur von einzelnen Stämmen geführt worden!

Die Vorstellung der dem Deutschthum innewohnenden Urkraft trug wahrscheinlich dazu bei, daß sich bis zum dritten Jahrhundert aus der Unzahl von Stämmen große Völkerbünde bildeten. Im Norden, vom Rhein bis zur Elbe und weit bis nach Schleswig hinein, war der **Sachsenbund** mächtig. Westlich von ihm hatten sich verwandte Stämme zum **Frankenbunde** zusammengethan, welcher, gedrängt von den Sachsen, seine Waffen westwärts richtete und das römische Nordgallien eroberte und behauptete. Den Südwesten Deutschlands, die oberrheinischen Gegenden bis zur Lahn, besaß der **Alemannenbund**, der seine Grenzen allmählich bis zum Bodensee erweiterte. Im Norden lehnten sich an ihn die Sitze der **Burgunder**, im Osten die der Schwaben oder **Sueven**. Den eigentlichen Osten Germaniens, von der Ostsee Ufern bis zu den Küsten des Schwarzen Meeres, hatten die **Gothen**, ein weitverzweigter Bund verwandter Stämme, inne. Oestlich von den Gothen, gegen die Wolga zu, wohnten die **Alanen**.

Hätten nun diese großen und schon einzeln für sich mächtigen Völkerbünde sich einmal zu einem Gesammtbunde vereint, um gemeinschaftlich gegen den Erbfeind vorzugehen, so wäre dessen Fall viel eher erfolgt. Aber die schlaue römische Staatskunst wußte die Uneinigkeit der deutschen Völkerschaften unter einander zu erhalten, so daß Rom nie zu gleicher Zeit die Gesammtheit der Nation gegen sich hatte, ja es geschah, daß sich Deutsche mit den Römern verbanden, um deutsche Bruderstämme zu bekriegen! — Je machtvoller sich die deutsche Kraft entwickelte, desto großartigere Anstrengungen gingen von Rom aus, den wachsenden Riesen zu bändigen und ihm Sklavenketten anzulegen. Dem deutschen Volke aber war zu seinem und dem Heile der Welt nichts zu theuer, seine Selbständigkeit zu bewahren; mit Freuden opferte es dafür sein Herzblut. So hatten die durch die Jahrhunderte sich hinziehenden Kriege nach und nach eine immer gräßlichere Gestalt angenommen, und es war damit unter den Germanen das Ansehen Z i o's, des schrecklichen Schlachtengottes, fortwährend gewachsen.

Als nun gar Rom das Christenthum zur Staatsreligion erhob, als die Deutschen das Zeichen des Kreuzes aus den Reihen der Feinde emporragen sahen, als sie vernahmen, die Römer flehten zum Gotte der Christen um Sieg über sie, und sie brächten ihm Dank für jeden Sieg, da war es nur zu natürlich, daß sich der Haß gegen die Römer auf die Lehre des Heilandes übertrug; die Christuslehre trat den Germanen in getrübter Gestalt entgegen.

Aber auch das unentstellte Bild des Erlösers mit seinen duldenden und entsagenden Zügen widerstrebte ganz und gar dem Manneside ale des deutschen Kriegers. Man vergegenwärtige sich den Charakter eines deutschen Freien und dagegen die an ihn ergehenden Forderungen der Demuth, der Entsagung, der Versöhnlichkeit, der Vergebung, und man wird die Schwierigkeiten zu ermessen vermögen, die sich dem Eindringen des Christenthums in Germanien entgegenstellten. Und doch fehlten in dem Glauben der Deutschen die Anknüpfungspunkte nicht.

War nicht der schöne, milde, nur Liebe erweisende B a l d e r der Liebling der Götter und Menschen, um den sogar W o d a n, der Allvater, die Fahrt nach dem schauerlichen Reiche der Hel unternommen hatte? War nicht ferner in der Gottesanschauung der Germanen das Bild der Welterneuerung, das Reich des Friedens und der Liebe einer sanften Mahnung gleich aufgestiegen? Und ergiebt sich nicht unzweifelhaft aus dem Gemälde von dem Weltuntergange, daß im tiefsten Herzen der Nation die Ahnung erwacht war, daß ein Reich, auf Gewaltthat gegründet, auch durch Gewalt endigen müsse?

Aber Ahnungen und Anschauungen dieser Art waren in den Kämpfen gegen den römischen Staat, namentlich unter dem herrschenden Stande der Freien, wieder mehr und mehr zurückgetreten. Dennoch ging das Christenthum seinen Weg, und auch hier waren, wie zu allen Zeiten, die „Mühseligen und Beladenen" die vorzüglichsten Förderer und Verbreiter desselben, wenn auch ihr Wirken eben so geräuschlos war wie das allmähliche Wachsen der den Menschen Nahrung gebenden Aehre des Ackerfeldes. Deutsche Gefangene, nach Rom übergeführt, lernten dort das Christenthum kennen, römische christliche Gefangene trugen es in die deutschen Wälder. Der höchsten irdischen Güter verlustig, fanden die Genannten im Christenthume den einzigen Halt und Trost. Im Großen aber wurde die Lehre des Heilandes auf der einen Seite von den Gothen angenommen, auf der andern durch die Gallier und Franken bis zu den Sachsen fortgeleitet, von denen es später die Skandinavier empfingen.



Christmette im ehemaligen heidnischen Lande.

Ulfilas' Bibelübersetzung. Schon aus dem Angeführten wird erhellen, daß Dasjenige, was im Allgemeinen zu jener Zeit Christenthum genannt ward, unendlich weit von dem Wesen des Christenthums entfernt war. Schein und Wahrheit, heidnische Gewaltthat, umhüllt mit dem Mantel des Christenthums, und wahrhaftiger Christensinn gingen neben einander. Außer vielen wahrhaft frommen Priestern erwarb sich der gothische Bischof Ulfilas oder Ulfila (d. i. Wölflein), gestorben 388, dadurch ein großes Verdienst, daß er die Bibel in die Sprache seines Volkes übersetzte. Die gothische Sprache mit ihren volltönenden, klangreichen Worten, ihrem Reichthum an Formen und der Geschmeidigkeit ihres Satzbaues gab, wie Kenner behaupten, an Fülle der römischen nichts, der griechischen wenig nach. Einzelne Theile seiner handschriftlichen Uebersetzung sind noch vorhanden in Wolfenbüttel, Turin, Mailand und Upsala. Am letztgenannten Orte befindet sich ein Hauptheil des Werkes, bestehend aus dem größten Theil der vier Evangelien,

wegen der silbernen Lettern das „silberne Buch“ genannt. Die Angabe, daß Ulfilas die Bücher der Könige nicht übersetzt habe, um nicht durch die Kriegsschilderungen in denselben seine Gothen zu reizen, ist namentlich durch Ernst Bernhardt widerlegt worden. Da diese Bibelübersetzung als das erste Werk der deutschen Literatur zu betrachten ist, möge hier als eine Probe der damaligen Sprachweise der Anfang des Vaterunsers folgen. Leicht wird ein Jeder die Verwandtschaft mit dem heutigen Deutsch erkennen:

Atta unsar, thu in himinam, weihna namo thein, quimai thiudnassus theins, wairthai wilja theins, swe in himina ja ana airthai.

Bonifacius. Allein erst lange nach Ulfilas erfolgte die Bekehrung deutscher Stämme im Westen. Bonifacius, der Apostel der Deutschen, erschlagen am 5. Juni 755 bei Dockum in Friesland, trug die Lehren des Christenthums weit nach Deutschland hinein, etwa ein Jahrhundert später brach es sich auch Bahn bei den slavischen Stämmen. Aus der Zeit des Bonifacius besitzen wir auch ein zweites für die deutsche Sprachwissenschaft wichtiges Dokument, welches der Bibelübersetzung des Ulfilas an Bedeutung nicht viel nachsteht. Es ist die auf dem 742 zu Lestines im Hennegau abgehaltenen Konzil festgestellte Abschwörungsformel, welche nach der im Vatikan befindlichen Handschrift also lautet:

Frage: „Forsachistu diobola?“ (Widersagst du dem Teufel? — so viel wie der Heidengott Donar, Thor.)
Antwort: „Ec forsacho diobola!“
Frage: „End allum diobol geldä?“ (Und aller Teufelsgesellschaft?)
Antwort: „End ec forsacho allum diobol geldä.“
Frage: „End allum dioboleswercum?“
Antwort: „End ec forsacho allum dioboleswercum and wordum, thunaer end woden ende saxnote ende allem them unholdum, the hira genotas sind.“ (Allen Teufelswerken und Worten, dem Donar und dem Wodan und dem Schwertgenoß [der Kriegsgott Zio] und allen Unholden, die ihre Genossen sind.)
Frage: „Gelobistu in got alamechtigan fadaer?“
Antwort: „Ec gelobo in got alamechtigan fadaer.“
Frage: „Gelobistu in crist, gotes suno?“
Antwort: „Ec gelobo in crist, gotes suno!“
Frage: „Gelobistu in halogan gast?“
Antwort: „Ec gelobo in halogan gast!“

Langsam nur schritt im Anfang das Bekehrungswerk vorwärts, und es gab deren Viele, die lediglich aus Eigennutz sich der Taufe unterwarfen. Wie bei allen Bekehrungen, waren es nicht immer die Besten, die zuerst zum neuen Glauben sich bekannten, und die Mittel nicht immer solche, die dem Wesen der heiligen Lehre entsprachen. — So stand am Weihnachtstage 496 der Bischof Remigius harrend an der Pforte der Kathedrale zu Rheims. Die benachbarten Häuser waren mit bunten Decken geschmückt, die Mauern mit weißen Vorhängen umhüllt, das Taufwasser war bereit, der Balsam in das Marmorbecken ausgegossen, Alles leuchtete im Glanze wohlriechender Kerzen. Man rechnete eben auf den Eindruck, den Prunk und Pomp auf ein Naturvolk immer hervorbringen. — Eine Menge Neugieriger drängte herzu, und man machte ihnen wie an anderen Orten das Joch des neuen Glaubens möglichst leicht. Wer sich ein Taufkleid schenken ließ, das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß auswendig lernte, galt schon für einen Christen. Es gab deren Viele, die sich so oft taufen ließen, so oft sie eines neuen Kleides bedurften. Dazu kam, daß christliche Priester in unverständigem Eifer meinten die Gottheiten der Deutschen dadurch am besten beseitigen zu können, daß sie dieselben ihres Schmuckes beraubten, sie in teuflische Gestalten verkehrten und hierdurch vielfach den Volksgeist mit den Vorstellungen der greulichsten Fratzen verfinsterten. Das Christenthum wurde äußerlich, es wurde ein schimmernder Mantel, mit dem man das alte Heidenthum überdeckte.



Kulturzustände vom fünften bis zum neunten Jahrhundert.

Daß die Deutschen in den fünfhundert Jahre andauernden Kämpfen gegen die damals gebildetste und mit der Kriegskunst vertrauteste Nation der Welt selbst an Kriegstüchtigkeit zugenommen haben mußten, und daß in Bezug auf Kleidung und Bewaffnung ihre äußere Erscheinung eine andere geworden war, als die der Urzeit, ist selbstverständlich. Auch vom Feinde hatte man gelernt, und zwar nicht allein Dasjenige, was oben bezeichnet wurde, sondern auch einen geregelten Handelsverkehr, Städte-, Brücken- und Straßenbau und vieles Andere, was als Mittel der Volksentwicklung von Werth ist.

Ganz anders aber, als sie in der Regel in manchen Dichtwerken dargestellt werden, waren die Menschen jener Zeit. Wer sich einen annähernden Begriff von der Kraftfülle und zum Theil auch ehernen Herzenshärtigkeit der Männer und Frauen des Zeitraums, in den wir nun eingetreten sind, machen will, der lese die Nibelungen und Gudrun, die beiden gewaltigsten Gemälde jener Zeit. Möge hier ein Wort Heinrich Heine's eine Stelle finden, womit er eine Uebersetzung der Nibelungen bei den Franzosen einführte.

„Die Sprache", sagt er, „worin die Nibelungen gedichtet sind, ist eine Sprache von Stein, und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hier und da aus den Spalten quellen rothe Blumen wie Blutstropfen hervor, oder es zieht sich der lange Epheu herunter wie Thränen. Von den Riesenleidenschaften, die sich in diesem Gedichte bewegen, könnt ihr kleinen, artigen Leutchen euch keinen Begriff machen. Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne wären bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothischen Dome von Europa hätten sich ein Stelldichein gegeben auf einer ungeheuren Ebene, und da kämen nun ruhig einhergeschritten der Straßburger Münster, der Kölner Dom, der Glockenthurm von Florenz u. s. w., um der schönen Liebfrauenkirche ihre Liebe zu erklären. Es ist wahr, daß ihr Gang ein Bischen unbeholfen ist, daß einige darunter sich sehr linkisch benehmen und man über ihr Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wuth gerathen, wie sie sich unter einander würgen, wie die Liebfrauenkirche verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt und plötzlich ein Schwert ergreift und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterschlägt. Doch nein, ihr könnt euch auch dann von den Hauptpersonen der Nibelungen keinen Begriff machen; kein Thurm ist so hoch und kein Stein ist so hart, wie der grimme Hagen und die rachgierige Kriemhild."

Dieses Wort ist sehr treffend; mit Recht kann behauptet werden, daß der Geist, der dieses Lied erzeugte, ein solcher ist, wie er in zermalmender Wucht in der Völkerwanderung einherschritt, und an dem das römische Weltreich zu Grunde ging. Wie fern der Wirklichkeit sind oftmals Darstellungen der Helden aus der Zeit, mit der wir es hier zu thun haben. Auch ihr Christenthum war eigentlich nur ein übertünchtes Heidenthum.

Hören wir einmal einen Beichtzettel an, wie er im neunten Jahrhundert in unserm Lande von Priestern gebraucht wurde:

„Mein Bruder", spricht der Priester zu Dem, der die Beichte ablegen will, „mein Bruder, schäme dich nicht, deine Sünden zu bekennen, denn auch ich bin ein Sünder und habe vielleicht mehr Böses gethan, als du! — Bekennen wir deswegen frei Dasjenige, was wir begangen haben. Aber, mein Geliebter, vielleicht kannst du dich nicht zugleich aller deiner Thaten erinnern, darum will ich dich deshalb befragen. Hast du einen Menschen getödtet, zufällig oder mit Willen, oder um deine Verwandten zu rächen, oder um deinem Herrn Folge zu leisten? — Hast du Jemand verwundet, ihm Hände oder Füße abgehauen, oder einem Menschen die Augen ausgerissen? — Hast du einen Meineid geschworen, oder Andere zum Meineide verführt? — Hast du gestohlen, mit Kirchenraub, Meineid oder thätiger Gewalt? — Hast du ein Grab entheiligt oder geplündert? — Hast du einen Menschen bei seinem Herrn verleumdet? — Hast du die Magier, die Wahrsager und Zauberer um Rath gefragt? — Hast du einem Manne sein Weib oder seine Braut verführt? — Hast du einen freien Mann entführt, um ihn zum Sklaven zu machen? — Hast du das Haus oder die Scheune eines Andern angezündet? — Hast du den Bäumen und Quellen Gelübde gebracht? — Hast du dich bis zum Erbrechen betrunken? — Hast du dein Kind erstickt? — Hast du die heidnische Sitte an den Calenden des Jahres befolgt? — Hast du teuflische Gesänge bei Verstorbenen gesungen?" —

Dieser Beichtzettel gestattet doch in der That einen tiefen Blick in das Leben und die Sitten der Deutschen. Der Mannesmuth, für ein höheres Gut sein Leben freudig zu opfern, war geblieben. „Das ist der Tod kühner Männer, in den Hals gehauen zu werden!" — „Nur zwei Seiten hat die Gefahr: ich werde leben, oder ich werde sterben!" — „Viel Feind, viel Ehr!" Das waren überall gehörte Sprüchwörter der Deutschen. Ist das nicht noch ganz und gar der Sinn der alten heiligen Gesänge, in denen es an einer Stelle heißt:

„Kühnheit stehet besser
Als Klagen ihm an,
Der fertig ist zur letzten Fahrt.
Bis auf einen Tag
Ist mein Alter bestimmt
Und meines Lebens Länge.

Frisch und freudig
Sei der Freien Sohn
Und kühn im Kampf.
Muthig muß
Der Mann sein und heiter
Bis zum Todestag!"

Treue gegen Freund und Feind ist einer der hellsten Edelsteine in dem funkelnden Geschmeide der Charaktereigenheiten unserer Vorfahren.

„Von kühner Recken Streiten,
Mögt ihr jetzt Wunder hören sagen!"

Als der grimme Hagen vernimmt, seine Herrin sei beleidigt, da steht es fest in ihm in untilgbarer Schrift: Alle ihre Feinde müssen sterben! — Und er führt seinen Entschluß ohne Zagen aus. Gunther und seine Brüder können ihr Leben retten, wenn sie von Hagen lassen. „Nein, denn wir haben einander Treue gelobt, und von der Treue lassen wir nicht!" — Der alte Rüdiger geht in den Tod, weil Kriemhild ihn an sein Gelöbniß erinnert, daß er ihre Feinde als die seinen betrachten wolle. Der starke Ecke hat erfahren, daß man sagt, Dietrich sei der ruhmreichste Held. Er findet ihn im Walde und bietet ihm den Kampf auf Leben und Tod an. Sie kämpfen. Es wird dunkel und noch ist der Kampf der ermatteten Helden nicht entschieden. Dietrich sagt: „Laß uns ruhen bis morgen früh, dann kämpfen wir weiter!" — Ecke ist damit zufrieden, und Dietrich schläft die halbe Nacht, während Ecke, auf einem Steine sitzend, neben ihm wacht, „auf daß kein Gefährde ihn trifft." Dann weckt er den Todfeind und legt sich, der Wacht Dietrich's vertrauend, nieder. Als die Sonne aufgeht, beginnt der Kampf aufs Neue. Endlich fällt Ecke. Dietrich nimmt als Beute Ecke's Waffen, doch begräbt er den tapfern Helden und häuft ihm einen Steinhügel auf.

Man führe sich vor die Seele, was gefeierte Helden anderer Nationen unter gleichen Umständen gethan haben würden, zum Beispiel der grausame Achilleus, wenn er seinen Todfeind Hektor hätte bewachen sollen! Freilich, sein Todfeind würde sich solcher Wacht gar nicht anvertraut haben! — Als Asdis ihre Söhne, Grettir, den Starken, und Illugi, den erst Fünfzehnjährigen, zum Kampfe entsendet, spricht sie: „Ihr geht nun dahin, meine Söhne, in den gemeinsamen Tod. Es kann Keiner Dem entgehen, was ihm geschaffen ist; ich sehe euch zum letzten Male, ihr werdet, wie mir die Träume sagten, durch Waffen fallen!“ — Sie weinte bitterlich; aber Grettir sprach: „Weine nicht, Mutter! Man wird sagen, du hast Söhne gehabt und nicht Töchter, wenn wir den Waffentod sterben!“ — Eines der staunenswerthesten Zeichen der Furchtlosigkeit gab Sörli, der Starke. Er ist von Högni im Kampfe auf Leben und Tod überwunden worden, und sein Gegner kniet auf ihm. Högni hat beim Ringen sein Schwert weggeworfen und spricht: „Mein Schwert ist mir nicht zur Hand, wie ein Bergkobold dir die Kehle durchbeißen, mag ich nicht; bleib' also liegen, bis ich meine Waffen geholt habe. Ich will sehen, ob das Gerücht wahr ist, das dich den muthigsten aller Männer nennt!“ — Högni geht nach seiner Waffe, und Sörli bleibt unbeweglich liegen. Da schenkt ihm Högni nicht blos das Leben, sondern bietet ihm auch seine Freundschaft an.

Man sage nicht: Du führst uns hier zum Theil Züge vor, die nicht geschichtlich beglaubigt sind! — Was in Lied und Sage fortlebt, im Munde des Volkes, giebt über Charaktereigenschaften oftmals helleres Licht, als viele sogenannte historische Aktenstücke. —

Es bleibt uns nur noch eine Hindeutung auf die Kleidung übrig. Die verbreitetste Kleidung der Deutschen bis etwa zu Anfange des fünften Jahrhunderts hin bestand sowol bei Männern als bei Frauen aus zwei Stücken, einem, welches über den Kopf angezogen, und einem, welches um die Schultern gehängt wurde; jenes, bei Frauen das Kleid und bei Männern der Rock genannt, schloß sich dem Oberkörper eng an, während dieses, der Mantel, frei und lose herumschlug und bei Männern auf der rechten Schulter, bei Frauen dagegen auf der Brust mit einer Nadel befestigt war. Dies war die Kleidung der Vornehmen, der sich noch Pelzwerk und Schmuck zugesellten.

Aus der Zeit der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts giebt uns die Mittheilung eines burgundischen Bischofs — Sidonius Apollinaris — ein lebhaftes Bild von dem Aufzuge eines königlichen Jünglings, welcher als Verlobter nach „heidnischer Weise“ mit großem Gefolge in das Haus seines künftigen Schwiegervaters zieht. Ihm voraus werden seine Rosse geführt, mit prächtigem Kopfschmuck, mit funkelnden Edelsteinen geziert; dann folgt eine Schar seiner Begleiter in kriegerischem Pomp, eine andere schließt den Zug, während er selbst, blondhaarig und mit frischen Wangen, in der Mitte geht, funkelnd von rothem Golde und leuchtend in milchweißer Seide und in feurigem Gelb. Seine Begleiter tragen Lederschuhe, welche bis an die Knöchel reichen und deren Außenseite noch das volle rauhe Haar trägt. Schenkel, Kniee und Waden sind ohne Bedeckung. Den Körper umschließt ein enger, buntfarbiger Rock, der kaum zu den bloßen Knieen herabreicht, und dessen Aermel nur den Anfang der Arme verhüllen. Ihre Mäntel sind grün, mit Purpurrändern umsäumt. Um die Schultern liegt das mit silbernen Buckeln beschlagene Wehrgehenk, an dem das Schwert befestigt ist. Bewaffnet sind sie mit Lanzen, die Rechte führt die Axt, die Linke wird bedeckt vom buntfarbigen Schild. — Die ganze Tracht ist deutscher Art, nur der weißseidene Mantel kann den römischen Einfluß nicht verleugnen.

Derselbe Bischof sagt von den Westgothen, daß sie in schmuzigen leinenen Kleidern, über welche Pelze bis zur Wade herabfallen, einhergehen, mit nackten Beinen und Schuhen von Pferdeleder. Der leinene Rock, den Tacitus noch als Kleidung der Vornehmen bezeichnete, war somit um diese Zeit bereits Volkstracht geworden.

Die Kleidung der Langobarden hatte sich während des Aufenthaltes derselben in Italien bereits sehr verändert. Paulus Diaconus sagt über dieselbe: „Sie war weit und meist leinen, zum Schmuck mit breiten Streifen von anderer Farbe besetzt. Die Schuhe waren

oben fast bis zur großen Zehe offen und mit herübergezogenen ledernen Nesteln zusammengehalten. Nachher aber fingen die Langobarden an, Hosen zu tragen, über die sie beim Reiten wollene Gamaschen zogen."

Ueber die fränkische Tracht im achten Jahrhundert sei noch eine Stelle aus der Chronik eines Mönches jener Zeit beigefügt. „Die Tracht der Franken", sagt der Mönch, „bestand in Schuhen, die außen mit Gold verziert und mit drei Ellen langen Riemen versehen waren, mit scharlachenen Binden um die Beine und darunter leinenen Hosen, obwol von derselben Farbe, doch in kunstreicher Weise bunt gemacht. Ueber diese und die Binden verbreiten sich kreuzweise, innen und außen, vorn und hinten, jene langen Schuhriemen. Dann ein Rock von Glanzleinwand und darüber das Wehrgehenk mit dem Schwert. Das letzte Stück des Anzugs war ein grauer oder blauer Mantel, viereckig, doppelt und so geformt, daß, wenn er an die Schultern gelegt wurde, er vorn und hinten die Füße berührte, an den Seiten aber kaum die Kniee bedeckte. Dann trugen sie in der Rechten einen Stab von einem geraden Baumstamm, mit gleichmäßigen Knoten, schön, stark und schrecklich, mit einem Handgriff von Gold und Silber, mit schöner, erhabener Arbeit versehen."



Kaiser Karl der Große und seine Paladine. Zeichnung von A. de Neuville.

Kaiser Karl der Große gegen die Wenden.

Welche gewaltigen Thaten hatte das Volk der Deutschen schon vollbracht! Das Weltreich Rom war durch der Deutschen Tapferkeit zu Grunde gegangen; die wilde Kraft der Hunnen hatte sich an deutscher Kraft gebrochen; die drohende Macht der Mauren war gestürzt worden. Gegen Rom hatte das Germanenthum, gegen die Hunnen und Mauren das Germanenthum und das Christenthum auf dem Spiele gestanden.

Bald nach der Niederlage Attila's auf den Catalaunischen Gefilden trat unter den salischen Franken, deren Wohnsitze sich in dem heutigen Belgien befanden, die aber auch bereits Herrschaft über den nördlichen Theil von Gallien gewonnen hatten, ein Fürst auf, dem es gelang, nicht nur die übrigen fränkischen Stämme, sondern auch die Alemannen im Elsaß, einen Theil der Burgunden und die bis dahin noch frei gebliebenen Gallier unter seine Herrschaft zu bringen, endlich auch noch die im Süden Galliens seßhaften Westgothen zu verdrängen. Es war dies der aus dem Geschlecht der Merowinger stammende Chlodwig (Ludwig), ein Mann, eben so tapfer als herrschsüchtig, treulos und blutgierig. In der Schlacht gegen die Alemannen, die nicht, wie mehrfach von Geschichtschreibern behauptet worden ist,

bei Tuliacum (Toul), sondern bei Tulbiacum (Zülpich) stattfand, rief Chlodwig, als die Entscheidung schwankte, zum Gott der Christen empor und gelobte, falls ihm der Sieg zufalle, Christ zu werden. Nachdem er die Schlacht gewonnen hatte, ließ er sich mit 3000 seiner Franken zu Rheims taufen. Daß er nur äußerlich das Christenthum angenommen hatte, zeigen seine ferneren Blutthaten. Dieser Chlodwig, dem der Papst, um in ihm einen bereitwilligen Helfer zur Erlangung weltlicher Vortheile zu gewinnen, und um ihn aufzumuntern, den Kampf gegen die Westgothen, weil diese sich Rom nicht untergeordnet hatten, fortzusetzen, den Titel „Allerchristlichster König" verlieh, ist der Begründer des Frankenreiches.

Die Geschichte seiner Nachfolger ist ebenfalls mit Blut geschrieben. In Greuelthaten verzehrte sich die Kraft des Stammes; die letzten Fürsten dieses verlotterten Geschlechts überließen, während sie üppigen Lebensgenüssen fröhnten, die Regierung dem obersten Beamten des Reiches, der den Titel Majordomus (Hausmayer) führte. Zur erblichen Würde dieses Amtes gelangte ein kräftiges Geschlecht, das nach seinem Stammherrn Pipin von Heristal die Pipiniden, nach dessen Sohn Karl die Karolinger genannt wurde, welcher letztere Name dann der gebräuchlichere geworden ist. Dieser Karl, der den Beinamen Martell (der Hammer) führte, war es, der die Mauren zwischen Tours und Poitiers auf das Haupt schlug und damit die gothischen Germanen von der Gefahr errettete, unter mohammedanische Herrschaft zu gerathen. Karl's Sohn Pipin der Kurze fand den Papst Zacharias willig, ihm darin beizustimmen, daß er den letzten Merowinger Childerich in ein Kloster steckte und an seiner Stelle den fränkischen Thron bestieg.

Damit war das Geschlecht der Karolinger zur Herrschaft über das bereits mächtige Frankenreich gelangt. Nach Pipin folgte Karl der Große, der seinen Vorgänger an Tüchtigkeit noch weit überragte. Diesem herrlichen Fürsten gelang es nach den Stürmen der Völkerwanderung, alle germanischen Völkerschaften zu einem großen Reiche zu vereinen. Von hoher, königlicher Gestalt und von solcher Körperkraft, daß er einen Gewappneten über sein Haupt emporzuschwingen vermochte, Kriegsmann ohne Gleichen, der seine Befehle mit seinem Degenknopfe untersiegelte und sie dann auch zur Geltung zu bringen wußte, war er doch auch den Werken des Friedens zugethan. Er förderte Landbau, Handel und Gewerbe, gründete Schulen und gab Gesetze, aus denen zu erkennen ist, daß ihm ein für jene Zeit seltenes Verständniß des Christenthums innewohnte.

Bei feierlichen Gelegenheiten erschien er in allem Glanze der Majestät, Krone, Kaisermantel und Schwert starrten von Edelsteinen; für gewöhnlich aber trug er Kleider von Linnen, die von seiner Hausfrau und seinen Töchtern gefertigt waren, und über die er zur Winterszeit ein schlichtes Wamms von Otterfell warf.

Mit Karl begann die große deutsche Kaiserzeit, „die Zeit, in der unser Volk durch Einheit stark, zu seiner höchsten Machtentfaltung gedieh, wo es nicht allein frei über sein eigenes Schicksal verfügte, sondern auch anderen Ländern gebot, wo der deutsche Name den vollsten Klang hatte." Ein Glaube und ein Reich — das war sein Wahlspruch, dem er treu blieb bis zu seinem Lebensende. Als ihm der Papst in der Peterskirche zu Rom im Jahre 800 die Kaiserkrone auf sein geweihtes Haupt setzte und sich dann vor ihm auf die Kniee niederließ, ward dadurch vor aller Welt bekundet, daß die abendländische Christenheit ihn als ihren höchsten Herrn anerkenne, und daß der Deutsche Kaiser in Dingen der Welt höher stehe als der Papst. — Von seinem Schwerte nun erhellt ein Blitz das Dunkel der wendischen Geschichte jener Zeit.

Veranlassung dazu gaben Karl's Sachsenkriege. In Bezug auf den Tadel, den Karl's Verhalten gegen die Sachsen heut noch vielfach hervorruft, sei es zunächst gestattet, Einiges in Erinnerung zu bringen, das geeignet erscheint, absprechende Urtheile zu berichtigen.

Daß die Zerklüftung des im Norden von den Normannen, im ganzen Osten von der slavischen und der avarischen Völkerflut, im Süden von den Mauren bedrohten deutschen Volkes ein Unheil für dasselbe blieb, dem Karl, indem er die Einheit herstellte,

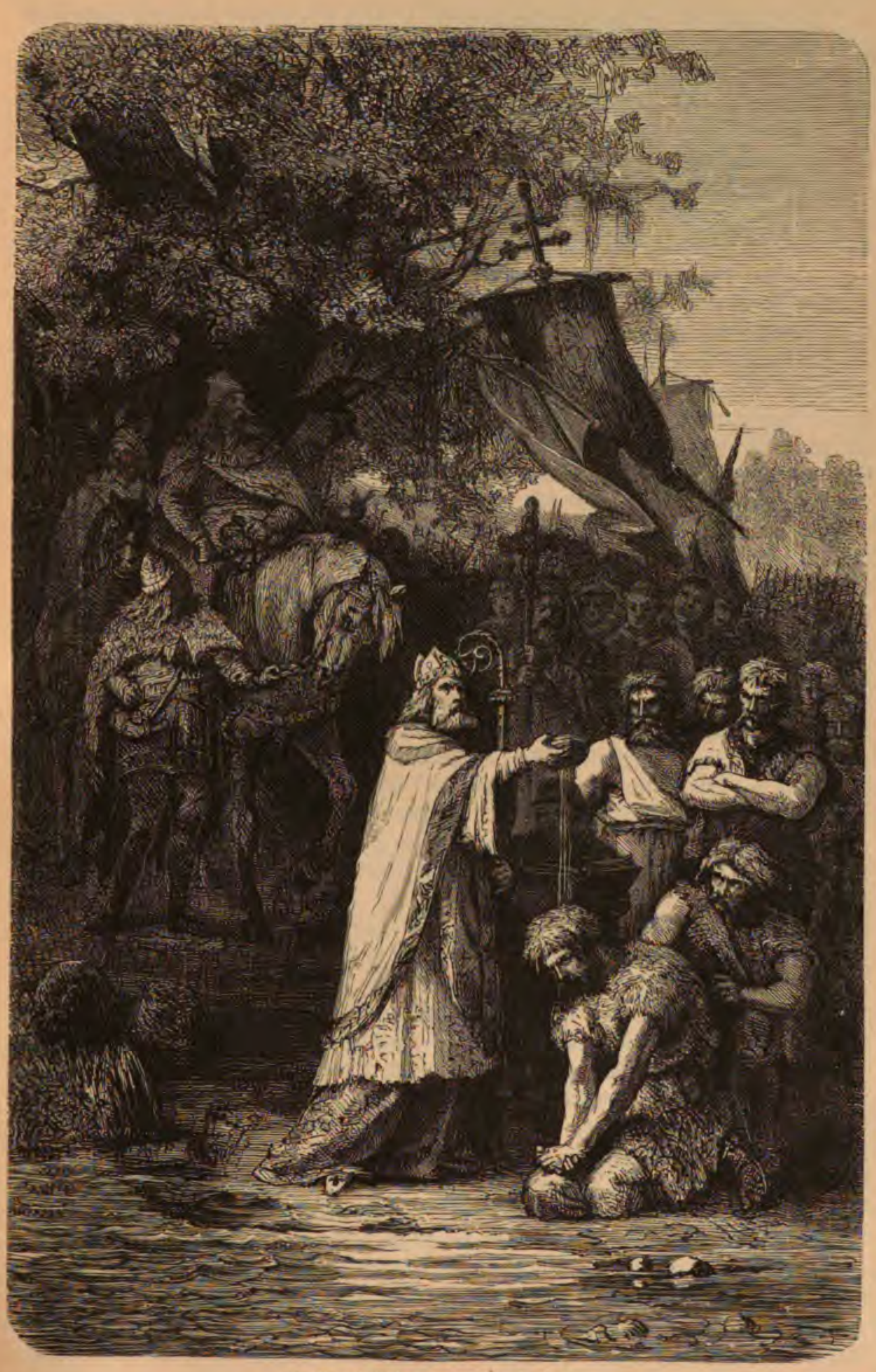
ein Ende machte, ist auch von Tadlern zugestanden worden. Getadelt wird aber, daß er den Sachsen gewaltsam das Christenthum aufgenöthigt habe. Aber gerade in Bezug auf die „Sachsenbekehrungen“ wird vielfach Wesentliches übersehen.

Als Karl zur Regierung kam, war er weit davon entfernt, den Sachsen das Christenthum aufzwingen zu wollen. Der Umstand, daß sie, die dem Frankenreiche tributpflichtig waren, sich ihrer Tributpflichtigkeit los und ledig erklärten, war für Karl der Anlaß zu seinem ersten Kriegszuge gegen sie. Er überwand sie, sie gelobten ihm, Frieden zu halten, gaben ihm auch Geiseln. Er zog darauf nach Italien und bekriegte den Langobardenkönig Desiderius. Kaum wußten ihn die Sachsen fern, so brachen sie, ihres Gelöbnisses uneingedenk, in das fränkische Gebiet ein. Karl kehrte zurück und bezwang sie aufs Neue, und aufs Neue baten sie um Frieden. Als Karl bald danach genöthigt war, einen neuen Kriegszug gegen die Langobarden auszuführen, wiederholten die Sachsen ihr altes Spiel, indem sie wiederum in fränkische Gebiete einfielen. Karl kam, siegte und verzieh wiederum. Eine Zahl vornehmer Sachsen ließ sich taufen; es wurden auch wieder Geiseln an Karl gegeben.

Auch jetzt noch kam es dem Kaiser nicht in den Sinn, gewaltsame Bekehrungen vornehmen zu lassen. Er wußte es so gut wie Diejenigen, die ihn später getadelt haben, daß christlicher Sinn und Glaube sich nicht durch Zwang einimpfen lassen. Karl berief die sächsischen Edlen zur Versammlung auf dem Maifelde mit ein, auf der die allgemeinen Landesangelegenheiten berathen wurden. Alle Häupter kamen, nur der bedeutendste Mann der Sachsen, Wittekind, nicht. Er war geflohen und schürte an dem Hofe seines Schwagers, des Königs Siegfried in Dänemark, den Haß gegen die Franken. Die Häupter schwuren dem Kaiser Gehorsam, mit dem Beifügen, daß sie Land und Freiheit verlieren wollten, wenn sie sich von Wittekind noch einmal zum Aufstande bewegen ließen; es nahmen auch viele Vornehme mit den Ihrigen freiwillig das Christenthum an. „Da sah man“, erzählt Ozanam, „eine zahllose Menge von Männern, Frauen und Kindern zu den Flüssen niedersteigen, und die goldgelockten Neubekehrten, angethan mit weißen Gewändern, unter dem priesterlichen Gesange der Hymnen als Christen aus dem Fluß zurückkehren.“

Niemand war erfreuter als der Kaiser Karl, der sich der Hoffnung hingab, die friedliche Missionsthätigkeit der Priester werde über Kurz oder Lang auch in Sachsen, wie es bei den übrigen germanischen Stämmen gelungen war, das Heidenthum gänzlich überwinden. Nun unternahm er seinen Zug nach Spanien, einmal, um einem maurischen Fürsten, der von einem andern Fürsten seines Volkes bedrängt ward, den erbetenen Beistand zu leisten, fürs Andere, um auch im Süden des Frankenreiches eine Grenzmark aufzurichten. Das fast Unglaubliche geschah: die Sachsen, denen die falsche Kunde zuging, daß Karl eine schwere Niederlage in Spanien erlitten habe, erhoben sich aufs Neue, sie begnügten sich aber auch diesmal nicht damit, die fränkischen Besatzungen und die christlichen Priester zu verjagen und in Sachsen die christlichen Gotteshäuser zu zerstören, sondern sie verheerten bis Koblenz alle fränkischen Gebiete mit Feuer und Schwert. Zersprengung des Frankenreiches! — das war die Losung Wittekind's, der den Sachsen ein Bündniß mit den Normannen und Slaven in Aussicht stellte, und außerdem als günstigen Umstand es begrüßte, daß Thassilo von Bayern auf Abfall von Karl sann, und daß in der Langobardei Zündstoff zu neuer Empörung sich angesammelt hatte. Die Eile, in der Karl sich auf diese Kunde nach der Heimat wandte, bewirkte das Unglück, daß die Nachhut seines Heeres und mit derselben Roland und andere herrliche Helden in den Thälern von Roncesvalles ihren Tod von der Hand räuberischer Basken fanden. Karl führte einen Verheerungskrieg bis zur Elbe aus, und es wiederholte sich das mehrfach Geschehene: Wittekind floh, die Sachsen leisteten den Treuschwur und stellten Geiseln.

Nun endlich sagte sich Karl: die Wurzel des Widerstandes der Sachsen ruhe in ihrem heidnischen Religionswesen, und es erfordere die Noth, diese Wurzel des Uebels, dem nun schon so viel Gut und Blut unnütz geopfert worden, mit Gewalt auszurotten.



Taufe und Unterwerfung der Sachsen.

Den Sachsen ist als den Unterdrückten eine größere Theilnahme gewidmet worden, als sie es verdient haben. Man hat irrthümlicherweise ihren Haß gegen die Franken dem Bekehrungseifer der Letzteren zugeschrieben. Dieser Haß war aber schon zur Zeit des frommen Bonifacius in ihnen vorhanden, des trefflichen Mannes, der doch wahrlich in echt apostolischer Weise seine Missionsthätigkeit betrieb. Längst hatten sie allen freundlichen Verkehr mit ihren Stammesgenossen aufgegeben, und nicht die lichten Götter der früheren Zeit fanden bei ihnen die höchste Verehrung, sondern der finstere, nach Blut dürstende Ziu (Tyr), dem der zehnte Mann der gefangenen Feinde geopfert ward. Sie waren in die Gewalt einer fanatischen Priesterschaft gefallen, die bereit war, die Völker des eigenen Stammes, weil diese Christen waren, an fremde Völker zu verrathen. Karl hatte bisher weder ihren Glauben, noch ihre heimischen Gesetze angetastet. Jetzt ward von ihm auf Betheiligung am heidnischen Gottesdienst der Tod gesetzt. Mit Gewalt, das wußte er recht gut, lassen sich Gesinnungen und Anschauungen nicht ändern; aber es mußte unter den obwaltenden Umständen doch schon als ein Vortheil für den endlichen Sieg der guten Sache angesehen werden, daß durch das Zurücktreten des heidnischen und die Uebung des christlichen Kultus die jungen Geschlechter beeinflußt wurden. Es galt, ein Volk, das seine Gelöbnisse so oft schon gebrochen hatte, durch strenge Mittel im Zaum zu halten. Sie würden sich auch bewährt haben, wenn Wittekind nicht sein Werk der Aufreizung fremder Völkerschaften fortgesetzt hätte. Auf seine Veranlassung führten die sorbischen Slaven einen Einfall in das fränkische Gebiet aus, und nun, von Wittekind aufgerufen, erhoben sich die Sachsen wiederum. Unter Wittekind's und seines Bruders Albion's Anführung wurde eine starke Abtheilung des fränkischen Heeres überfallen und fast vollständig vernichtet. „Gefallen waren", meldet die Chronik, „mit den Oberanführern vier Fürsten und zwanzig vornehme Herren mit dem besten fränkischen Adel, ohne was von dem gemeinen Volk geblieben ist."

Das war ein Unglückstag, ähnlich dem Tage in den Thälern von Roncesvalles! Karl, von Schmerz und Ingrimm erfaßt, beschloß, nunmehr unerbittlich gegen Meuterer, gegen Meineidige aufzutreten. Sein Verzeihen war immer und immer wieder mit Wortbruch und mit Blutthaten beantwortet worden. Trat für die letzte Blutthat Sühne nicht ein, so diente sie, das war zweifellos, als Ansporn zu neuen Unthaten. Unzeitige Gnadenerweisungen gegen die Einen heißt vielfach Unrecht gegen Andere üben, über deren Häupter durch Schonung der Frevler Gefahren heraufbeschworen werden. „Wenn Gnade Mörder schont, verübt sie Mord!" —

Nachdem Karl den Aufstand niedergeschlagen hatte, verlangte er von den Sachsenhäuptern, die, wie es stets geschehen, unter neuen Gelöbnissen, indem sie alle Schuld auf Wittekind wälzten, Auslieferung der Schuldigen und Theilnahme an einem Kriegsgericht, das über Schuld und Strafe befinden und dessen Spruch unerbittlich vollzogen werden sollte. Dieses Kriegsgericht, das bei Verden abgehalten wurde, verurtheilte 4500 Sachsen zum Tode, und dem Spruche gemäß erfolgte sogleich die Ausführung.

Die Tadler Karl's, die es nicht der Mühe werth erachten, den Verlauf der Sachsenkämpfe genauer zu erforschen, mögen ferner Folgendes beherzigen. Nach einiger Zeit sandte Wittekind Botschaft an Karl und ließ ihm sagen, er und sein Bruder Albion seien bereit, ihm Treue zu geloben und sich taufen zu lassen. Sie wurden von Karl in so huldreicher Weise empfangen, daß ihre Herzen sich ihm gänzlich zuwandten. Daß ein Karl und ein Wittekind einander endlich die Hände reichten, ist mehr als alles Andere geeignet, Ersteren in seinem Verhalten gegen die Sachsen zu rechtfertigen. Wittekind empfand es im Angesichte des großen Kaisers, dessen majestätisches und dabei huldreiches Wesen für ihn von überwältigender Wirkung war, und dessen Worte sein Gemüth mit einem neuen Geiste entflammten, daß er an Karl's Stelle gehandelt haben würde, wie es von diesem geschehen. Wahrlich, Diejenigen, die im Angesichte des friedlichen Zusammentreffens Karl's mit dem Sachsenführer des Ersteren Verhalten gegen die Sachsen bekriteln,

erscheinen dem Riesen Karl gegenüber Zwergen gleich, die blöden Auges kaum bis zu seinem Schwertgurt aufzuschauen vermögen, daher ihnen von dem Geiste, der auf seiner Heldenstirn thront, ein Eindruck nicht zutheil wird. Beugte ein Held wie Wittekind sich vor einem Karl, nun, so hätten die Zwerge, die sich in den Sturm und Drang jener Zeit nicht hineinzudenken vermögen, wol Grund, sich auch zu beugen, so sollten sie wenigstens bedenken, daß, wenn sie dennoch den Kaiser Karl auf Kosten Wittekind's herabsetzen, sie Letzterem damit Schmach und nicht Ehre erweisen. Wittekind und Albion gelobten in ihrem und im Namen des Sachsenvolkes dem Könige Treue und Gehorsam, und sie empfingen mit einer großen Zahl von Sachsen die Taufe. Auch Wittekind's Gemahlin, Geva, die ihn begleitet hatte, nahm die Taufe.

Die Versöhnung Karl's mit Wittekind war vorbedeutend für die Versöhnung der Sachsen mit der Gesammtheit der übrigen germanischen Stämme, die Karl bereits geeint hatte. Wohl dem Gesammtreiche, daß ein Karl vorhanden war, der den am Rande des Abfalls stehenden Theil dem Ganzen gleichsam rettete! Wohl aber auch dem Sachsenstamme, daß ein mächtiger Wille, der auftrat wie eine unbesiegbare Naturgewalt, ihn zwang, im Vaterhause zu bleiben, wo er, angeregt durch die Strömungen des Gesammtlebens, zu heilsamer Entwicklung gelangte, zum Segen für sich selbst, zum Segen für das Ganze! Die gänzliche Lösung Sachsens von Germanien wäre für letzteres ein unersetzlicher Verlust gewesen. Und welcher Zukunft wäre das Sachsenvolk entgegengegangen, wenn es sich, was dann doch hätte geschehen müssen, mit einer fremden Volksgemeinschaft vereint hätte? Antwort giebt das Geschick der Langobarden und der Ostgothen in Italien, der Westgothen in Spanien und der Vandalen in Afrika. Sie sind in fremde Nationalitäten aufgegangen!

Auch nach der erfolgten Versöhnung Karl's mit Wittekind kam es noch zu vereinzelten Aufständen in Sachsen, an denen jedoch Wittekind nicht Theil nahm, und erst nach dreiunddreißig Jahren war der volle Friede zwischen den Franken und Sachsen hergestellt. Karl hatte bereits beschlossen, mit den slavischen Völkerschaften der Elbe, von denen den Sachsen vielfach Beistand geleistet worden war, Abrechnung zu halten, nicht, um sich zu rächen, sondern um ihnen die Lust zu ferneren Einfällen dadurch zu benehmen, daß er ihnen die Wucht seines Armes fühlbar machte, und es erfolgte diese Abrechnung noch vor Abschluß des eben bezeichneten Zeitraumes.

Es war zu Ostern des Jahres 789, als er von Aachen aufbrach und das Heer, das Gebiet der Sachsen durchschneidend, dem Osten zuführte. Sächsische Kriegsvölker, erprobt in dem Kampfe gegen ihn, verstärkten sein Heer, das zwei mit Wehrthürmen an beiden Seiten versehene Brücken mit sich führte. Wahrscheinlich in der Gegend von Werben war es, wo er über die Elbe ging. Ob die Wenden ihm eine Schlacht anboten, oder ob sie sich, ohne einen Schwertschlag zu wagen, vor dem gefürchteten Kriegshelden in ihre dichten Wälder und Sumpfgegenden zurückzogen, hat die Geschichtsforschung nicht zu ermitteln vermocht. Es steht nur so viel fest, daß die Wenden sich unterwarfen, daß sie gelobten, den Sachsen im Falle eines neuen Aufstandes nicht Beistand zu leisten, und daß sie sich endlich auch zur Zahlung eines jährlichen Zinses anheischig machten. Eine Aufnöthigung des Christenthums nach damaliger Art, nämlich vorherrschend durch Gewalt, unterblieb. Es mochte dem Kaiser nicht rathsam erscheinen, für jetzt mehr zu verlangen. Lag doch die Befürchtung nahe, daß eine weitergehende Forderung leicht eine Vereinigung sämmtlicher slavischen Stämme von der Ostsee bis zur Donau gegen ihn bewirken könne. Vielleicht auch bestimmten ihn zu dieser Mäßigung in seinen Forderungen neue Einfälle der wilden Normannen (Dänen), die, auch germanischen Blutes, vom Meere aus durch Landungen sich den Bewohnern der Nordküsten Deutschlands wahrhaft furchtbar machten. Um aber seinem errungenen Vortheile Dauer zu verleihen und späterhin darauf fortbauen zu können, gründete er längs des Elbstromes starke Grenzfesten und setzte über dieselben Markgrafen, d. i. Grafen der Grenzen. Solchen Grenzfesten verdanken wahrscheinlich die Städte Magdeburg, Halle und Erfurt ihren Ursprung.

Kaiser Heinrich I. gegen die Wenden.

Die Kraft des Stammes, aus dem der mächtige Kaiser Karl entsprossen war, schien erschöpft zu sein, die fürstlichen Nachfolger aus seinem Geschlechte bauten in seinem Geiste nicht fort, ja, sie vermochten nicht einmal das Reich in seiner äußern Ausdehnung zu erhalten. Der Herzöge Macht, von Karl dem Großen zum Wohle des Ganzen gemäßigt, stieg schon unter seinem Sohne, dem schwachen Ludwig, dem die Geistlichkeit den Beinamen des „Frommen" gab, weil er ihren Ansprüchen in weltlichen Dingen nicht kraftvoll entgegen trat. Denn daß er sich der Pflege der von seinem großen Vater gegründeten Schulen nicht unterzog, daß er die heiligen Gesänge unserer Voreltern, die sein Vater hatte sammeln lassen, daß er diese — ein unersetzlicher Verlust! — verbrennen ließ und Aehnliches, wird ihm kein Einsichtiger als Zeichen wirklicher Frömmigkeit anrechnen!

Er theilte das große Reich unter seine drei Söhne; als er aber später einem Stiefsohne einen Landestheil zuzuwenden gedachte, kam es zu blutigen Fehden zwischen dem schwachen Vater und den gottvergessenen Söhnen. Gebrochenen Herzens starb Ludwig endlich, aber die inneren Unruhen währten lange fort, und es wurde erst im Jahre 843 durch den Vertrag zu Verdun der Friede hergestellt. Einer seiner Söhne, Ludwig, erhielt Ostfranken, d. i. Deutschland bis zum Rheine mit Einschluß der Gauen von Mainz, Speier und Worms, wozu noch späterhin, als sein Bruder, Lothar, starb (dessen Erbe nach demselben Lotharingien, Lothringen, genannt wurde), Utrecht, Köln, Aachen, Trier, Straßburg, Metz und Basel kamen. Auch ging mit dieser Erbschaft die Kaiserwürde an ihn über.

Damit traten die Umrisse des Deutschen Reiches, wie es später bestand, schon deutlicher hervor, auch der Name „Deutsche", der so viel bedeutet wie „Volksgenossen", gewinnt eigentlich von da ab erst eine geschichtliche Berechtigung. Bisher hatten sich die Deutschen nach den besonderen Stämmen: Franken, Sachsen u. s. w. genannt, oder sie hatten den Allgemeinnamen Franken geführt.

Aehnlich, wie unter Ludwig dem Frommen, ging es im Verlauf eines ganzen Jahrhunderts in Deutschland zu, weil eben den Nachfolgern des großen Karl der Scharfblick und die Thatkraft, mit einem Worte die Herrschergröße ihres gewaltigen Ahnherrn fehlte. Drohende Einfälle von außen und innere Fehden ließen Ackerbau, Kunst und Wissenschaft nicht aufkommen, die Pflege der deutschen Sprache ward vernachlässigt (die aus dieser traurigen Zeit des Verfalls stammenden Geschichtswerke sind sämmtlich lateinisch verfaßt), und es war in der That für das kaum entstandene Deutsche Reich die Gefahr der Auflösung vorhanden.

Daß unter solchen Umständen die Wenden gar bald die Zahlung des jährlichen Zinses einzustellen wagten, kann nicht verwundern; ja nicht allein dies geschah, sondern sie fielen, ohne daß eine ernstliche Zurückweisung möglich gewesen wäre, zu wiederholten Malen verheerend in das Deutsche Reich ein. Besonders hatten sie es auf ihre deutschen Grenznachbarn, die zum Christenthum übergetretenen und das Werk der Bekehrung mit Eifer betreibenden Sachsen, abgesehen, von denen ihnen freilich auch viel Anlaß zum Haß gegeben ward.

Art der Bekehrung. Man vergegenwärtige sich nur einmal genau die Bekehrungsweise, wie sie in jener Zeit Sitte geworden war, und die mit dem Geiste des göttlichen Stifters nichts mehr gemein hatte.

Die Priester, die von Sachsen her über die Elbe gingen, um im Lande der Wenden dem Christenthume eine Stätte zu bereiten, wirkten weniger um Gottes als um ihrer Oberen, der Bischöfe, willen, deren Sprengel sie zu erweitern strebten. Fanden sie nun nicht offene Herzen für ihre Art Christenthum, so kehrten sie, unheiligen Haß im Herzen nährend, zurück und riefen die Beweiskraft des Schwertes um Beistand an. Häufig geschah es, daß Priester das Gelübde thaten, den Heiden mit Gewalt das Christenthum aufzunöthigen,

und es trugen ihnen Gelübde dieser Art bei ihren Oberen reichlichen Ablaß ein. Es war damals so, wie es leider heutigentags noch vielfach der Fall ist, daß nämlich Denen, die bekehrt werden sollen, das innerste Wesen des Christenthums gar nicht enthüllt wird, weil Diejenigen, die Träger desselben zu sein vorgeben, von seinem Geiste selbst nicht so durchdrungen sind, daß ihr Leben eine auch dem einfältigsten Sinne faßliche Erläuterung der erhabenen Christuslehre ist. Was um diese Zeit den Wenden als Christenthum entgegengebracht wurde, war in der That unlauterer noch als ihre heidnische Gottesanschauung. Von dem Segen, der aus der Annahme der christlichen Religion für einen Jeden entsprießt, sahen sie nichts. Dagegen stellten sich ihnen die Uebel klar vor Augen, die eine sogenannte Bekehrung ihres Volkes in unmittelbarem Gefolge hatte.



Mönche kommen, den Zehnten zu fordern.

Einer solchen Bekehrung folgte damals auf dem Fuße: Zahlung der Zehnten an die Priesterschaft, des Zinses an den neuen Oberherrn (Geld, Getreide, Flachs, Honig, Meth, Bier, Schweine, Gänse und Hühner) und Untergang der überlieferten volksthümlichen Freiheiten und Gewohnheitsrechte, selbst der theuren Muttersprache, an deren Stelle die deutsche (für den kirchlichen Gebrauch die lateinische) Sprache trat. Wäre dies nicht gewesen, wahrlich es würden der christlichen Priester weniger im Wendenlande erschlagen worden sein, als es geschehen ist! Aber deren Einzug war eben für die Wenden jedesmal von übelster Vorbedeutung. Führten nun wirklich die Priester christliche Kriegsscharen ins Land, so hörte man bald von so grausigen Verheerungen, wie das dunkelste Heidenthum sie nicht schlimmer aufzuweisen hatte. Um den gemeinen Krieger aufzustacheln, bezeichnete ihm der Priester die Heiden als Kinder des Teufels, durch deren Vertilgung er sich Vergebung aller seiner Sünden und ewige Seligkeit erwerben könne. Da fehlte es denn nicht, daß man gegen die „Belialskinder", wie die Wenden damals von Priestern vielfach genannt wurden, alle Gattungen von Gewaltthätigkeiten und Martern in Anwendung brachte — Alles zur Ehre Gottes und des Heilandes, wie man traurigerweise meinte. So entstanden eben Religionskriege, die schrecklichsten der Kriege, die es giebt.

Daß die Wenden, seit Jahrhunderten auf diese Art bedroht, aus einem friedlichen Volke sich zu einem kriegerischen entwickelt hatten, darf uns nicht Wunder nehmen. Längst schon waren sie von der bloßen Abwehr zum Angriffe übergegangen, und Deutsche und Wenden suchten einander jetzt an Grausamkeit zu überbieten. Der Gottesgedanke, um den es sich im Grunde handelte, war dem Bewußtsein der lebenden Geschlechter fast gänzlich abhanden gekommen, und die beiden Völkerschaften, beherrscht von den Eindrücken der gegen einander ausgeübten Feindseligkeiten, standen sich wie zwei wilde Thiere gegenüber, die Befriedigung nur in der Stillung des Blutdurstes finden.

Dieser Art waren die Zustände Deutschlands, als dasselbe von einem neuen, aus Osten kommenden Feinde, den Magyaren oder Ungarn (einem finnisch-ugrischen Hirtenstamme, der von den Höhen des Ural allmählich in die Steppen zwischen Don und Wolga herabgestiegen und von da aus Einfälle in das mittlere Europa unternahm), bedroht ward.

König Konrad. Um diese Zeit hatte der Karolinger Ludwig das Kind den deutschen Herrscherthron inne. Nach seinem frühzeitig erfolgten Tode traten zum ersten Male die deutschen Fürsten zusammen, um einen König aus ihrer Mitte zu wählen. Ihre Wahl fiel auf den Herzog Konrad von Franken, der als König Konrad I. den Thron bestieg. So war Deutschland ein Wahlreich geworden.

Der treffliche Konrad mühte sich während der kurzen Zeit seiner Herrschaft (sie währte nur acht Jahre) redlich, wiewol vergeblich ab, des Landes fast geschwundene Wohlfahrt wieder herzustellen. Am bedeutungsvollsten aber war der letzte Akt seines Lebens. Eine schwere Wunde hatte ihn auf das Sterbelager geworfen. Da sprach er zu seinem Bruder Eberhard: „Eines versprich mir, damit ich ruhiger sterben kann: Trachte du nicht nach der Krone, sondern wende Alles an, damit sie dem Sachsenherzoge Heinrich zutheil werde; der allein ist gewaltig genug, Deutschland zu retten, mög' ihm Gott helfen!" — Als ihm Eberhard dies gelobt hatte, starb Konrad beruhigten Herzens, und der Bruder, von gleich edler Gesinnung beseelt, handelte nach dem Willen des Hingeschiedenen, der sein Leben zuletzt noch mit einer edlen That gekrönt hatte, um so edler, als Heinrich, dem er die Nachfolge wünschte, sein eifriger Feind und Widersacher gewesen war.

König Heinrich I. Die Sage berichtet, man habe dem Sachsenherzog Heinrich Scepter und Krone an den Vogelherd gebracht, weshalb er später der „Vogelsteller" oder „Finkler" genannt worden. Dies ist aber eben so wenig erwiesen, wie sein anderer Beiname, der „Städteerbauer", berechtigt erscheint. Er hat eben die Niederlassungen und Ortschaften, welche des Schutzes entbehrten, mit schirmenden Mauern versehen und zur Kräftigung der sogenannten Städte das Seinige beigetragen. In dem in der Kraft seines Lebens stehenden Manne empfing das seit fünfundsechzig Jahren bestehende Deutsche Reich endlich wieder einen Fürsten, der fähig und von dem festen Willen beseelt war, sein Volk in dem Geiste Karl's des Großen weiter zu führen. Es war aber auch — dies hatte ohne Zweifel der sterbende Konrad klar erkannt — die höchste Zeit, daß ein also gearteter Fürst an die Spitze des Reiches trat, denn sonst hätte vielleicht das zahlreiche wilde Volk der Magyaren, unterstützt von den Wenden, des deutschen Volkes Selbständigkeit gebrochen, die sich dasselbe in früheren Jahrhunderten gegen die Römer, die Hunnen und Sarazenen durch Kämpfe ohne Gleichen zu erringen und zu erhalten gewußt hatte. Wahrlich, der König fand eine Riesenaufgabe zu lösen, aber er war auch der Mann dazu, sich ihrer Lösung mit Erfolg zu unterziehen. Freilich, bei der Geistlichkeit stand er nicht besonders gut angeschrieben, weil er, als diese mit dem heiligen Oele gekommen war, um die Salbung an ihm zu vollziehen, ablehnend geäußert hatte, es sei ihm der Ehre genug geschehen, von den Fürsten als Erster erwählt worden zu sein. Desto mehr Anhänglichkeit fand er im Volke. Kaum jedoch begann er sein Werk, die Deutschen zu einem nachdrücklichen Auftreten zu befähigen, da überschwemmten raubende und sengende Magyarenschwärme, denen die Wenden freien Durchzug durch ihre Ländergebiete gestattet hatten, die Fluren des schönen Sachsenlandes. Ein Glück für ihn

und das Land war es, daß ein vornehmer magyarischer Fürst durch Zufall in seine Gefangenschaft gerieth. Die Freigebung desselben verschaffte ihm einen neunjährigen Waffenstillstand. Daß er sich, was seinem Heldenherzen schwer genug angekommen sein mag, zur Zahlung eines jährlichen Tributs verpflichten mußte, zeigt deutlicher als alles Andere, wie sehr die deutsche Macht gesunken war. Aber er griff mit gewaltiger Hand das Werk der Kräftigung seines Volkes an. Zu statten kam ihm, daß sein Stammvolk, die Sachsen, durch seine Erhebung des alten Grolles ganz vergaß und sich nunmehr dem Deutschen Reiche wahrhaft einverleibt fühlte. In den unglückseligen Tagen der inneren Fehden hatten die Großen mit ihren Dienstleuten gegen einander gefochten, was dann zur Folge hatte, daß nur ein kleiner Theil des Volkes waffengeübt war. Heinrich's erstes Werk war es nun, den Heerbann (die Volksbewaffnung) wieder einzuführen, wie auch, um das Ehrgefühl zu spornen, Kampfspiele zu Pferde anzuordnen, aus welchen letzteren späterhin die Turniere hervorgingen. Ferner ließ er viele Ortschaften mit Mauern und Wällen umziehen, damit die Umwohnenden in Kriegszeiten sichere Zufluchtsstätten fänden. Solche Orte wurden Burgwarten genannt, und es erblühte später in ihnen das deutsche Bürgerthum. „Meine Zunge", sagt der Chronist Widukind, „kann nicht aussagen, mit welcher Umsicht und Wachsamkeit Heinrich damals Alles gethan hat, was zum Schutze des Vaterlandes diente."

Ehe nun die verhängnißvolle Zeit nahte, in der Heinrich mit den Magyaren Abrechnung zu halten gedachte, beschloß er, einen Schlag gegen die Wenden auszuführen, einmal, weil sie den Magyaren freien Durchzug gewährt hatten und zu befürchten stand, daß sie sich bei nächster Gelegenheit mit diesen verbinden könnten, fürs Andere, weil er erkannte, daß, wie die Verhältnisse der beiden Völkerschaften — der Deutschen und der Wenden — sich nun einmal gestaltet hatten, die Unterdrückung einer derselben eine Nothwendigkeit geworden war, und er doch natürlich nicht wünschen konnte, daß die Deutschen unterdrückt würden. Zugleich mochte er auch einen Kampf gegen die Wenden für eine treffliche Waffenübung halten, um sich durch dieselbe auf den verhängnißvollen Kampf mit den Magyaren vorzubereiten. Genug, er unternahm einen Zug gegen die Wenden.

Deutscher Kriegsmann.
(Nach einem Miniaturbilde.)

Zunächst galt es der Wiederherstellung der von Karl dem Großen errichteten Grenzfesten, die von den Wenden längst zerstört worden waren. Als dies geschehen war, zog Heinrich (es war im Herbst 926) über die Elbe und eröffnete damit den Kampf.

Kämpfe gegen die Wenden. An der Spitze der Wenden stand Fürst Tugumir, dessen Sitz zugleich des Landes Hauptfeste, Brannybor, das heutige Brandenburg, war. (Brannybor heißt zu deutsch Burgwald, von branny, Warte, Wehre, Burg, und bor, Wald.) Siegreich warf Heinrich's Heer, mit dem heiligen Michael im Hauptbanner, die Scharen nieder, die sich ihm entgegenstellten. Tugumir gab sich indeß noch keineswegs für verloren. Er vertraute den starken Mauern Brannybors, das außerdem ringsum von Sümpfen und Gewässern umschlossen war, und in das er sich mit dem Kerne seiner Kriegsmacht geworfen hatte. Die Belagerung begann, aber sie schien wegen der angeführten Hindernisse erfolglos zu sein. Es stand viel auf dem Spiele. Die Zeit des Winters war eingetreten, wodurch eine langwierige Belagerung unmöglich geworden war; ein Zurückgehen Heinrich's aber würde die Wenden zu neuen Angriffen ermuthigt haben. Da trat zum Glück ein frühzeitiger Frost ein, der über die Sümpfe und Seen willkommene Brücken baute. Heinrich umschloß

nun die Stadt dicht, in der, da ihr alle Zufuhr abgeschnitten war, schon der Hunger zu wüthen begann. Bald waren die Deutschen im Besitz einiger Vertheidigungswerke, und Tugumir sah sich genöthigt, um es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, dem Feinde die Thore zu öffnen. Nun gelobten auch, entmuthigt durch den Fall des festen Ortes, die zunächst wohnenden Wendenfürsten, gleich Tugumir, Unterwerfung und bekannten sich dem Sieger für zinspflichtig. Dem Vorgange Karl's des Großen entsprechend, drang auch Heinrich nicht auf die Annahme des Christenthums. Er gründete nun, zum Schutze der deutschen Grenzen, die Ost- und die Nordmark, jene wurde die Markgrafschaft Lausitz, diese wahrscheinlich viel später erst die Altmark genannt.

Aus der Nordmark, die auch den Namen Markgrafschaft Soltwedel (Salzwedel) führte, bildete sich im Laufe der Zeit die Markgrafschaft Brandenburg, aus welcher der preußische Staat erwuchs.

Nun galt es, einen tapfern Mann als Markgrafen zu erwählen, dem die Bewachung der Grenze anvertraut werden könne. Nach Einigen bedeutet Graf der Graue, d. h. der handfesteste, weiseste, stahlgraue Mann, der unter einer großen Zahl von Männern zu finden war. Graf Bernhard, aus edlem sächsischen Blute entsprossen, war ein solcher tapferer, in Kriegen erhärteter und ergrauter Degen, dem Heinrich getrosten Muthes die Obhut der Nordmark anvertrauen konnte.

Die Einsetzung eines so wackern Hüters der Grenze zeigte sich aber auch nur zu bald als eine Nothwendigkeit. Scham und Grimm kam über die Wenden, daß sie, von Kühnheit und Ueberraschung erschreckt, ihren Nacken so schnell unter das Joch der Zinspflichtigkeit gebeugt hatten. Im Heiligthume zu Rhetra traten die Stammeshäupter zusammen und schwuren, angefeuert durch Priestermund, vor der Bildsäule des Kriegsgottes, die verhaßten Fesseln der Fremdherrschaft zu sprengen und für den erlittenen Schimpf blutige Rache zu nehmen.

Während Heinrich die Normannen bekriegte, brach der Aufstand längs des rechten Elbufers aus. Ueberall sammelte sich die Bevölkerung unter den dem Heiligthume entnommenen Fahnen des Schlachtengottes, und verheerend fiel (929) ein zahlreiches, wuthentflammtes Heer in die sächsischen Länder ein. Wallislewi, das heutige Walsleben, das damals ein befestigter und volkreicher Ort war, ward stürmend genommen und alles Lebendige in seinen Mauern dem Tode geweiht. Außerdem verheerten die Wenden die ganze Umgegend durch Feuer und Schwert.

Der Tag von Lukini. Aber schon zog sich eine drohende Gewitterwolke unter des tapfern Bernhard Führung gegen sie zusammen, um den blutigen Frevel blutig zu rächen. Bernhard begann seine Kriegsarbeit mit der Belagerung Lukini's (des späteren Lenzen), einer der Hauptfesten der Wenden. Ehe jedoch noch deutsche Kraft die starken Mauern zu brechen vermochte, rückten zahlreiche Wendenscharen zum Entsatze herbei. Den gewaltigen Schwertschlag der Deutschen fürchtend, nahmen die Feinde zur Kriegslist ihre Zuflucht und hofften, durch einen nächtlichen Ueberfall das deutsche Heer sprengen zu können. Dem unverzagten Markgrafen ward Kunde davon, und er stand nun die Nacht über mit seinen Mannen unter Waffen, um den herbeischleichenden, nach Blut dürstenden Feind gebührend zu empfangen. Es war eine schreckensvolle Nacht für ein verzagtes Gemüth. Die dichteste Finsterniß herrschte, vom Himmel goß der kalte Regen stromweise hernieder. Die Wenden wagten es nicht oder vermochten es nicht, den Ueberfall auszuführen. Endlich graute der Morgen. Da beschloß Bernhard, des Wartens müde, dem Feinde im Angesichte des Tages die Stirn zu zeigen. Priester reichten den Kriegern — dies war schon Sitte geworden — vor der Schlacht das Abendmahl, und mit feierlichem Eidschwure gelobten die Letzteren dem Führer Treue bis in den Tod. Jetzt brach die Sonne hervor und vergoldete die wehenden deutschen Banner, mit denen das Heer todesmuthig den an Zahl ungleich stärkeren Wendenscharen entgegenzog. Bald traf man auf den erbitterten Feind, und eine schreckliche

Blutarbeit begann. Die Wenden schlugen sich tapfer, doch wurden sie endlich überwältigt, und das ganze Heer ward theils vernichtet, theils zersprengt. Gegen 100,000 Wenden, nach einigen alten Chroniken eine noch größere Zahl derselben, sollen in dieser Schlacht gefallen sein.

Mit einer solchen Waffenprobe konnte Heinrich wol zufrieden sein! Jetzt war der Muth der Belagerten in der Feste Lukini gebrochen. Sie streckten die Waffen und baten nur um das Leben. Das ließ man ihnen, und während die Sieger jubelnd in die Stadt zogen, mußten sie dieselbe verlassen. All ihr Hab und Gut war den Deutschen eine willkommene Beute; ihre Weiber und Kinder wurden als Sklaven verkauft.



Reiter aus dem Hunnenlande. Zeichnung von A. Beck.

Nicht lange danach zog Heinrich gegen den Stamm der Wenden, der auf beiden Seiten der Spree seine Wohnsitze hatte. Zwischen Dahme und Lieben liegt jetzt ein kleiner Flecken, mit Namen Lebusa. Dieser Ort war damals die Hauptfeste der Lausitzer Wenden, hatte starke Mauern, zehn Thore und vermochte mehr als zehntausend Mann zu fassen. Jetzt noch legen Ruinen der Mauerwerke von ihrer einstmaligen Stärke Zeugniß ab. Mit stürmender Hand nahm Heinrich die Feste und zwang damit den Stamm zur Zinspflicht. Ströme Blutes mögen auch hier geflossen sein. Die Eisenhand der Sachsen legte sich jetzt noch schwerer auf das Wendenvolk, und die Folge hiervon war, daß dasselbe immer und immer wieder versuchte, das verhaßte Joch von sich zu werfen.

Die neun Jahre des Waffenstillstandes mit den Magyaren waren indeß vergangen. Neun Jahre lang hatte eines der tapfersten deutschen Fürstenherzen die Schmach ertragen müssen, einem so elenden Volke, wie es die Magyaren damals waren, zinspflichtig zu sein. Doch der Tag kam für Heinrich, sich und das deutsche Vaterland von dieser entehrenden

Pflicht zu befreien und zugleich alle Unbilden, die Deutschland durch die Mord-, Raub- und Brandzüge der wilden Horden erlitten hatte, zu rächen. Das Nähere über diese letzte große That Heinrich's gehört der deutschen Geschichte an. Hier sei nur so viel erwähnt, daß er bei Merseburg (933) Abrechnung mit den Magyaren hielt, und zwar eine so starke Abrechnung, daß 30,000 ihrer besten Krieger das Schlachtfeld deckten und nur geringe Trümmer des Heeres die Heimat erreichten.

Kaiser Otto I. Markgraf Gero gegen die Wenden.

Es war eine eherne Zeit, und der größte Theil des heutigen Geschlechts hat keine Ahnung davon, daß in den jahrhundertlangen Kämpfen zwischen Deutschen und Wenden fast jede Scholle der heutigen Mark Brandenburg, namentlich der westlichen Hälfte derselben, mit heißem Blute getränkt worden ist. Kaum hatte Heinrich das mühe-, aber auch ruhmvolle Tagewerk seines Lebens geschlossen (936) und sein heldenmüthiger Sohn, Otto I., den Thron bestiegen, so regte sich auch der alte Geist der Auflehnung wieder im Wendenlande. Zugleich erhob der Aufruhr im Innern des Landes sein Haupt. Aber Otto war nach dem Beispiele des Vaters emporgewachsen, er strebte ihm nach, ja er überstrahlte ihn noch an Fürstentugenden, so daß ihm nach vollem Verdienste der Beiname „des Großen" beigelegt wurde. Wiederholte Aufstände der Wenden warf er nieder und setzte endlich, da er mit inneren Feinden des Reiches genug zu thun hatte, über die gegen die Wenden errichtete Markgrafschaft Lausitz einen in Kriegsstürmen ergrauten Waffengefährten, den Grafen Gero, der, wie einst Bernhard, die Wenden in Zaum und Zügel zu halten wußte. In kurzer Zeit gelang es diesem, die Grenzen der Markgrafschaft von der Saale und mittleren Elbe bis zur Oder auszudehnen, und sein eiserner Fußtritt zerstörte die Selbständigkeit einzelner Stämme in ihrem innersten Kerne.

Mord der Wendenfürsten. Markgraf Gero war ein Kriegsmann altgermanischen Schlages, der, dem grimmen Hagen der Nibelungen vergleichbar, vor keinem Mittel zurückbebte, wenn es dem Untergange der Feinde galt. Die Priester rühmten seine Frömmigkeit, weil er freigebig gegen sie war und einen unversöhnlichen Grimm gegen die Wenden im Herzen trug. Freilich nährten diese seinen Haß reichlich durch fortgesetzte Einfälle und durch die heimtückische Art ihrer Kriegführung. Es ward sogar von wendischen Häuptlingen ein Anschlag gemacht, ihn, den Verhaßten, meuchlings aus dem Wege zu räumen. Zu ihrem Verderben vernahm Gero davon, und sogleich beschloß er, ihnen zuvorzukommen. Er ließ, Versöhnlichkeit heuchelnd, an dreißig der vornehmsten wendischen Häuptlinge eine Einladung zu einem festlichen Mahle ergehen, und diese, der heiligen Sitte der Gastfreundschaft vertrauend, fanden sich bei ihm ein. Als sie aber, vom Weine berauscht, sich dessen nicht versahen, wurden sie auf Gero's Anordnung von einer bewaffneten Schar plötzlich überfallen und sämmtlich niedergemacht. Mochten ihm auch seine Beichtväter diese That vergeben, kein edles deutsches Herz wird ihn von der Schmach freisprechen, die er durch dieselbe auf sich lud und mit der er seinen sonst wohlverdienten Heldenlorber besudelte.

Welchen Eindruck die Kunde von dem Morde ihrer Fürsten im Wendenlande hervorbringen mußte, läßt sich ermessen. Ein neuer, ausgedehnter Aufstand war die unmittelbare Folge. Gero, nachdem er einmal die echte Heldenehre vergessen hatte, ging auf dem betretenen Pfade weiter und wußte einen aus fürstlichem Geschlechte entsprossenen Wenden, Tugumir mit Namen, der in seine Gefangenschaft gerathen war, durch Geld und große Versprechungen zu verblenden, daß er ein Verräther an seinem eigenen Stamme ward. Freigelassen von Gero, begab sich Tugumir zu seinen Landsleuten zurück, gab vor, daß es ihm gelungen sei, sich durch die Flucht der Gefangenschaft zu entziehen, und wußte seine verrätherische Rolle so gut zu spielen, daß man vollkommenes Zutrauen zu ihm faßte und ihm die Kriegsgewalt überließ.



Der Markgraf Gero läßt dem todten Stoinef das Haupt abschlagen. Zeichnung von A. de Neuville.

Nun lebte aus seinem Geschlechte noch ein einziger Sprößling, sein Neffe, auf dessen Leben er es zunächst abgesehen hatte, um dem Stamme eine spätere Vereinigung zu erschweren. Nur zum Schein fechtend, zog er sich vor Gero, welcher, der Verabredung gemäß, gegen ihn anrückte, in die Feste Brannybor zurück, ermordete in der Nacht seinen Neffen und übergab am andern Morgen die Feste dem Landesfeinde (945).

Otto beschloß, den Wenden das Christenthum mit Gewalt aufzunöthigen, weil er zu der Ueberzeugung gekommen war, daß ihr Widerstand seine tiefsten Wurzeln in ihrem heidnischen Glauben habe. Es war freilich so, aber die Art der damaligen Bekehrung hatte eben keine innere Beweiskraft! Brachten es doch nicht einmal die Priester über sich, die Sprache der ihnen verhaßten Wenden zu lernen, ja selbst diejenigen, die derselben mächtig waren, hielten es für schimpflich, sie zu sprechen! Wo die Priester sich festgesetzt hatten, sangen sie ihre Messen in deutscher oder lateinischer Sprache und ließen allenfalls ein wendisches Wörtchen fallen, wenn es galt, ihre Zehnten und andere Gefälle einzutreiben. Wie sollte da die frohe Botschaft, die Religion der Liebe und des Lichtes in die Herzen einziehen!

Gewiß vermochten nicht alle christlichen Glaubensboten die im Namen der Religion in den heidnischen Landen verübten Greuel zu billigen, aber die einzelnen Mahnrufe menschlich fühlender Männer: „Haltet ein, es ist des Blutes genug geflossen!“ fanden weder Eingang in die Herzen der Weltlichen und Ehrgeizigen noch in die der glaubenseifrigen christlichen Priester. Das Schwert in Kreuzform — das war das Symbol des Christenthums jener Zeit, wie denn ein solches Schwert auch die oberen Priester häufig an der Seite trugen, ja es auch gelegentlich auf die „heidnischen Hunde“ zückten, um ihrer „Lehre“ Eingang zu verschaffen. War doch auch die Spitze des Speeres, den der tapfere Otto in den Schlachten wacker zu gebrauchen wußte, angeblich — ein charakteristisches Zeichen der Zeit — aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet! —

Otto stiftete, um der Priesterschaft feste Punkte für ihre Wirksamkeit zu geben, die Bisthümer Oldenburg und Havelberg (946) und gründete drei Jahre später den Bischofsstuhl zu Brannybor (949). — Bald darauf kehrte sich das scharfe Schwert des großen Kaisers gegen ein viel gefährlicheres Heidenvolk, die barbarischen Ungarn oder Magyaren, die verheerend in Bayern eingefallen waren. Im Süden von Bayern auf dem Lechfelde schlug Otto I. die schrecklichen Plünderer in einer blutigen Schlacht aufs Haupt (955), daß ihnen für immer die Lust verging, die deutsche Kraft gegen sich herauszufordern. Unterdessen war im Wendenlande, das der eiserne Gero verlassen hatte, um in dem Kampfe gegen die Magyaren seinen Waffen neue blutige Ehrenzeichen zu verschaffen, wieder ein Aufstand ausgebrochen, von dem die Wenden um so größeren Erfolg hofften, als der Kaiser, wie sie meinten, sich kaum der einstürmenden Magyarenschwärme werde erwehren können.

Jedoch nur zu bald drang die Kunde von der gänzlichen Niederlage der Magyaren zu ihnen; weiterhin vernahmen sie, daß Kaiser Otto und Markgraf Gero mit dem siegreichen deutschen Heere herbeizögen, um ihnen ein gleiches Los zu bereiten. Da entsank ihnen der Muth, und ihre Häuptlinge, Nako und Stoinef, sandten Botschaft an Otto, ihm Unterwerfung gelobend. Doch Otto, der eine Züchtigung der Wenden für nothwendig hielt, auch Ersatz für den in dem Sachsenlande verursachten Schaden zu nehmen begehrte, wies die Friedensboten ungehört in ihre Heimat, ihnen mit seinem Heere gleich einer verderbendrohenden Gewitterwolke folgend.

Otto I. züchtigt die Wenden. Es war um die Herbstzeit, als Otto die Grenze des Wendenlandes überschritt. Der Feind wagte es nicht, dem siegreichen kaiserlichen Kriegshelden und dem gefürchteten Gero in offener Feldschlacht zu begegnen, sondern wich scheu zurück, nur noch die Hoffnung hegend, in den Dickichten und Sumpfgegenden der ihm wohlbekannten Wälder Vortheile über Gero zu erringen. Und wirklich schien sich diese Hoffnung erfüllen zu sollen. Die Deutschen hatten die Ufer des Raxaflusses (wahrscheinlich der Reckfluß in der Mittelmark) erreicht. Da erst, nach einer nächtlichen Rast, wurde ihnen der Plan

der Feinde und zugleich ihre eigene üble Lage klar. Umgeben von Wasser, Sümpfen und Walddickicht, sahen sie, daß der Feind die wenigen schmalen Pfade, die aus der schauerlichen Wildniß führten, in der Nacht durch starke Verhaue gesperrt hatte. Da es ihnen nun auch an Vorräthen zu fehlen begann, so erschien ein längeres Verweilen auf diesem Platze eben so verderblich wie ein Vorgehen. Unter diesen Umständen mußte darauf Bedacht genommen werden, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, und Gero sandte auf Befehl Otto's Botschaft an den Wendenhäuptling Stoinef, eine Unterredung mit ihm begehrend. Stoinef antwortete zustimmend, und als nun Beide, durch den Fluß getrennt, zusammentraten, bot Gero dem Feinde den Frieden, wofern er das Gelöbniß der Unterwerfung erneuere. Stoinef, der aus der Lage der Deutschen große Vortheile zu erringen hoffte, wies dies Anerbieten verächtlich zurück. „Wenn ihr euch denn Tapferkeit, Kriegskunst und Kühnheit genug zutraut", sagte darauf Gero, „nun, so gestattet uns, zu euch hinüber zu kommen, oder kommt zu uns: auf dem beiden Theilen gleich günstigen Boden mag sich ausweisen, wer der Tapferste ist!" — Diesen Worten entgegnete Stoinef mit Hohnlachen und Schmähreden, und Gero mußte unverrichteter Sache zu Otto zurückkehren.

Die Noth der Deutschen erreichte indeß schnell einen hohen Grad, schon nach wenigen Tagen begannen Hunger und Krankheiten unter ihnen zu wüthen. Jetzt galt es die höchste Kraftanstrengung, wenn nicht das ganze Heer dem schmachvollsten Untergange geweiht werden und damit der durch schwere Opfer für Deutschland errungene Vortheil vielleicht für immer verloren gehen sollte. Gero schlich sich, vom Dunkel der Nacht geschützt, mit einer auserlesenen Schar am Ufer des Flusses eine weite Strecke hinab und ließ dort drei Brücken über den Fluß schlagen, und bald befand sich ein Theil des deutschen Heeres an dem jenseitigen Ufer. Nun stürmten die Wenden mit wilder Hast herzu, aber es war zu spät, das Verlorene wieder zu gewinnen. Die Deutschen drangen vor, Schrecken und Verwirrung kam über die Wenden, und bald hatten jene einen vollständigen Sieg erkämpft. Gegen eine große Zahl Gefangener wurde ein grausames Gericht ausgeübt, indem man sie vor der Stange, auf der des erschlagenen Stoinef Haupt aufgepflanzt worden war, theils niederhauen ließ, theils sie grausam verstümmelte. Auch der Bruder des erschlagenen Stoinef, Nako, der die zerstreuten Scharen des Wendenheeres wieder sammelte und den Kampf gegen die Deutschen fortsetzte, ward von Gero geschlagen. Hiermit hatte dieser wieder seinen eisernen Fuß auf den Hals des gebeugten Volkes gesetzt.

Endlich, vielleicht nahe am Ziele ehrgeiziger Pläne, für sich und sein Geschlecht in dem eroberten Lande den Grund zu einem neuen Reiche zu legen, ward Gero vom Unglücke schwer heimgesucht. In der letzten Schlacht, die er siegreich gegen den Piastenfürsten Mieczyslaus von Polen schlug, fiel sein einziger, heldenmüthiger Sohn Siegfried an seiner Seite. Gebrochenen Herzens pilgerte Gero nach Rom und legte sein Schwert, das so oft vom Blute der Wenden geröthet worden war, nieder auf den Altar des heiligen Petrus. Nicht lange danach endete der große Wendenvertilger, getröstet durch den Glauben, daß er für die Ausbreitung der Christenlehre wacker gekämpft habe, in dem Kloster Gernrode, das er in einer der lieblichsten Gegenden des Hercynischen Waldes (des heutigen Harzes) selbst erbaut hatte, sein Leben. Die Abteikirche zu Gernrode zeigt heute noch sein Grab.

Die Deutschen gegen die Wenden bis zu Albrecht von Ballenstädt. In dem folgenden Zeitraume von etwa einhundertundfünfzig Jahren wurden die Kriege gegen die Wenden fortgesetzt. Wir wollen aber nicht durch die Blutströme waten, die da flossen, um dem Kreuze und dem Deutschthum im Wendenlande zwischen Elbe und Oder eine bleibende Stätte zu bereiten. Wie viele Hunderttausende von Wenden fielen unter dem mörderischen Eisen der „Bekehrungsheere", ohne auch nur eine Ahnung von der Religion zu haben, die man ihnen aufnöthigen wollte! Ihre Bekehrer, geistliche sowol als weltliche, waren nicht im Stande, ihnen das eigentliche Wesen des Christenthums zu enthüllen. Und „an den Früchten" vermochten die Wenden auch nichts von einer bessern Religion bei

Jenen zu erkennen. „Bei den Christen", sagten die Wenden, „giebt es Diebe und Räuber, man haut ihnen die Füße ab, man beraubt sie der Augen, alle Arten der Verbrechen und Strafen übt der Christ gegen den Christen; eine solche Religion bleibe uns fern!" —

Die Wenden zwischen der Elbe und der Oder wurden indeß auch von Osten her mit bewaffneten Bekehrungsversuchen heimgesucht, denn das Christenthum war von Griechenland aus in das Herz des großen Slavenreiches, in Polen, eingedrungen, und wenn das polnische Reich nicht von jeher so traurige Staatseinrichtungen gehabt hätte, wer weiß, ob es ihm dann nicht gelungen wäre, alle Slaven unter einer Macht zu vereinen und seine Grenzen bis zur Elbe auszudehnen und gegen Deutschland zu behaupten!

Damals ging jedoch die entscheidende Wirksamkeit gegen die zwischen der Elbe und der Oder wohnenden Wenden fortwährend von Deutschland aus, und deutsche Zähigkeit und Kraft erlangten endlich die langerwünschten Erfolge.

Für Dasjenige, was bis zu dem obengenannten Albrecht von Ballenstädt in dieser Richtung noch geschehen ist, genügt ein kurzer Ueberblick.

Der auf Gero folgende Markgraf der Nordmark unter Kaiser Otto II. war Dietrich. Seine Härte reizte die Wenden zu einem neuen Aufstande, der für sie siegreich ausfiel. Alle christlichen Machthaber, weltliche sowol als geistliche, denen es nicht gelang, sich durch Flucht ihrem Verderben zu entziehen, wurden ermordet, die christlichen Kirchen zerstört oder dem heidnischen Gottesdienste geweiht und, soviel als möglich, jede Spur des neugepflanzten Christenthums bis zur Elbe vernichtet.

Damit war Dasjenige, was Gero gewonnen hatte, auf länger als ein Jahrhundert für die Deutschen verloren, denn die folgenden Markgrafen des bezeichneten Zeitraums vermochten trotz aller Anstrengungen nicht wieder die Grenzen der Mark bis zur Oder auszudehnen, und die Eroberungen, die sie machten, waren entweder nur unbedeutend, oder sie blieben nur vorübergehend in ihren Händen. Fast nur dem Namen nach bestanden die Bisthümer zu Havelberg und Brandenburg.

Da geschah es, daß ein Slavenfürst in Mecklenburg, Gottschalk mit Namen, der das Christenthum angenommen hatte, das Werk der Bekehrung der nördlichen Slavenstämme in die Hand nahm. Ohne Zweifel hegte er zugleich die Absicht, den gescheiterten Versuch Polens durchzuführen und ein großes slavisches Reich zu gründen. Seine Unternehmungen waren von gutem Erfolge begleitet, und nach kurzer Zeit schon hatte er seine weltliche Macht und zugleich auch das Christenthum über den größten Theil des Wendenlandes ausgebreitet. Aber der alte Götterglaube hatte noch die Macht, eine Verschwörung gegen ihn zu Stande zu bringen. Er wurde in der Kirche zu Lenzen, während er seine Andacht verrichtete, überfallen und ermordet, und noch einmal wurden die christlichen Altäre umgestürzt und die wendischen Götzenbilder an ihre Stelle gesetzt.

Wahrlich, man muß staunen, gedenkt man der Opfer, die von dem Wendenvolke gebracht wurden, um Dasjenige sich und den nachfolgenden Geschlechtern zu erhalten, was ihm als das Höchste galt — Freiheit und Glaube der Väter! Ein jedes Volk, das für diese Güter Leben und Habe opferfreudig in die Schanze schlägt, hat sich damit ein Recht auf die Bewunderung aller Zeiten erworben.



Reise eines fränkischen Königs. Zeichnung von A. de Neuville.

Rückblick auf das Kulturleben der Deutschen in dieser Periode.

Doch wir dürfen das große Ganze, von dem der Theil, der unsere Aufmerksamkeit mehr und mehr in Anspruch nimmt, seinen Pulsschlag empfängt, nicht aus dem Auge lassen! Das erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung ist vorüber, und es scheint ein Rückblick auf die Entwicklung des Kulturlebens in Deutschland an der Stelle zu sein.

Otto I. hatte sich (962) in Rom von dem Papste zum Kaiser krönen lassen und den Römern das Gelöbniß abgenommen, niemals einen Papst ohne seine Zustimmung zu wählen. Damit war er der Gründer des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ und Deutschland das mächtigste Reich der civilisirten Welt, das Herz Europa's geworden.

Das Reich der Kirche soll nach dem Willen des Heilandes nicht von dieser Welt sein. Deshalb scheint es billig, daß nicht den geistlichen, sondern den weltlichen Mächten die Reiche der Welt gehören. So dachte aber die Priesterschaft jener Zeit nicht, denn sie selbst war weltlichen Sinnes geworden, ja weltlichen Sinnes in der schlechtesten Bedeutung des Wortes, und die mit einem von Gold und Edelsteinen blitzenden Krummstab prunkenden Oberhirten gelüstete es mehr und mehr, „den Kampf gegen den blitzenden Flammberg des weltlichen Herrscherthums“ aufzunehmen. Vor Karl dem Großen freilich kniete der Papst nieder, nachdem er ihn gekrönt hatte, an einen Fürsten wie Otto den Großen wagte sich das Papstthum auch nicht, aber je nach Gelegenheiten und den Persönlichkeiten, die ihm gegenüberstanden, versuchte es seine Kräfte, fortgesetzt das Ziel vor Augen habend: die Welt sich zu Füßen zu legen, ausschließliche Gewalt über die Geister und Leiber der Menschen zu erlangen, mit einem Worte ein Weltreich zu gründen, das freilich dann nur ein „Zerrbild des Reiches Christi auf Erden“ geworden ist. So rangen lange mit wechselndem Erfolge zwei Mächte um die Herrschaft der Welt: das deutsche Kaiserthum und das römische Papstthum.

Um beide Mächte bildeten sich gegliederte Kreise von Kampfgenossen: hier weltliche, dort geistliche Streiter; hier das Vasallen- und später das Ritterthum, dort die nach vielen Rangklassen abgestufte Geistlichkeit (der Klerus, die geistliche Hierarchie).

Sehen wir uns die Hülfsmächte der beiden kämpfenden Gewalten an!

Um den Kaiserthron scharte sich ein neuer Adel. Schon Karl der Große suchte den alten Stammadel zu schwächen, und zwar dadurch, daß er die Macht und Pracht des gegliederten, von seinen Vorgängern geschaffenen Hofstaates vergrößerte, was ein eifriges Drängen nach den Hofämtern zur Folge hatte. Er bildete ferner das Lehnwesen aus.

Nach seiner Ansicht gehörte dem Landesfürsten das Obereigenthumsrecht über sämmtlichen Grund und Boden des ganzen Staates, und er übte das Recht aus, die Tapferen seines Kriegsgefolges mit kleineren oder größeren Landesgebieten zu belehnen. Der neue Waffenadel (Leudes, Leute; Gasindi, Gesinde; Vassi, Vasallen) und der Hofadel erhielten demnach Grundstücke (feuda), meistens auf Lebenszeit. Dadurch scharte der Fürst den kriegstüchtigen Kern der Nation um sich.

Das Papstthum schuf sich eine ähnliche Gliederung. War bei den weltlichen Mächten der Kaiser die höchste Spitze, so war es bei dem Klerus der Papst. Hatte man dort den Heerbann, d. i. das ganze kriegstüchtige Volk in Waffen, zur Verfügung, so gewann man hier im Mönchsthum ein stehendes geistliches Heer. Der Wille des Kaisers lenkte die ganze weltliche, der Wille des Papstes die ganze geistliche Kampfgenossenschaft.

So waren die beiden riesigen Gewalten beschaffen, deren Kämpfe lange den Erdkreis erschütterten. Das stolze Ziel, nach dem beide mit eifrigster Aufbietung aller Machtmittel und Kräfte rangen, war immerfort ein und dasselbe: die Herrschaft der Welt, die Erbschaft des großen dahingesunkenen Römerreiches.



Ein König in seinem Bett.
Nach dem „Hortus deliciarum“ der Herrad von Landsberg.

Im ersten Augenblicke möchte es erscheinen, als könne es keine Frage sein, daß der Sieg dem Schwerte dauernd habe zufallen müssen.

Aber man erwäge: Das Papstthum hatte, so sehr es auch sittlich gesunken war, doch noch, wenn auch umhüllt, den Schatz der Lehre Christi in sich, und „Gold bleibt Gold, auch wenn es im Schlamme liegt.“ Dann vermochte es durch seine geistlichen Krieger, durch die Beichtväter, mitten im Lager seiner Feinde für sich zu wirken und zu werben und damit auf unsichtbare Art die Gewalten zu entzweien, die sich von Zeit zu Zeit gegen dasselbe vereinten.

Der deutsche Kaiser stand somit oft im Nachtheile gegen den Oberhirten an dem Tiber, der, in stolzer Bescheidenheit sich den „Knecht der Knechte Gottes“ nennend, die Gewalt über die Gewissen hatte, soweit die christlichen Kreuze aufgerichtet waren, und der den Schlüssel zu Himmel und Hölle in den Händen hielt.

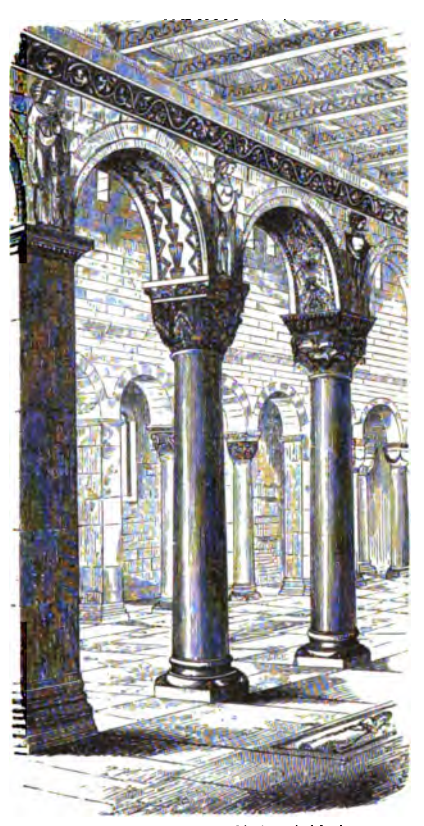
Freilich kam es eben hauptsächlich auf die Persönlichkeiten an, die an der Spitze der weltlichen und geistlichen Macht standen. Otto der Große setzte Päpste ab; Heinrich IV., der einen Gregor VII. gegen sich hatte, mußte im Büßerhemde zu Canossa sich vor dem Papstthume in einer Weise demüthigen, daß heut noch die Erinnerung daran die Röthe der Scham auf jedes deutschen Mannes Angesicht treibt.

Es gab Zeiten, in denen die Abgabe des Zehnten an die Kirche eifriger gepredigt wurde als das Evangelium. Aber nicht nur Geld floß der Geistlichkeit zu, sondern auch Landbesitz. Es erfolgten viele Schenkungen von weltlichen Herren, freilich oft aus sehr unfrommen Beweggründen, z. B. um für sich, wenn man zum Beten selbst keine Lust hatte, beten zu lassen. Das Beten galt als ein „Geschäft“, das die Priester am besten auszuüben verstanden. Das aus einer besseren Zeit stammende Gesetz, daß die Geistlichen keine Waffen tragen sollten, galt schon lange nicht mehr, wenigstens nicht für die oberen Geistlichen,

die Bischöfe und Aebte. Man sah solche daher oftmals in den Kriegen geharnischt an der Spitze ihrer Dienstleute daherziehen.

Was soll man aus dem Allen Anderes entnehmen, als die Wahrheit, daß das Christenthum, in dem Maße, in welchem es verweltlicht war, auch weltliche Mittel anzuwenden sich genöthigt sah, um sich zu halten! — Von der weltlichen Gerichtsbarkeit hatte sich die Geistlichkeit längst schon befreit, und es war ihr endlich auch gelungen, es durchzusetzen, daß die Krönung in Rom als nothwendig anerkannt wurde, um zur Kaiserwürde zu gelangen.

Es war Sitte gewesen, daß die germanischen Freien weder ein Steuerrecht noch eine Gerichtsbarkeit über sich anerkannten. In beiden Punkten hatten wichtige Veränderungen stattgefunden. Karl der Große verwandelte das freiwillige Geschenk von Vieh und Feldfrüchten, das die alten Freien ihren erwählten Oberhäuptern darzubringen pflegten, in eine stehende Abgabe. Auch führte er die Sitte ein, daß die Gemeinen, deren Bezirk der Fürst auf seinen Reisen berührte, ihn und seinen Hofstaat erhalten mußten. Später ward eine solche Verpflichtung auch auf kaiserliche Sendboten, endlich auf die Landesheere ausgedehnt. Auch nahm die kaiserliche Macht mehr und mehr das Recht der Gerichtsbarkeit über die Freien in Anspruch, und bald gab es im Lande eine große Zahl von Kerker-, Folter- und Henkersknechten.



Säulenhalle in der Michaeliskirche zu Hildesheim.

Die Städte begannen an Bedeutung zu wachsen, und es entwickelte sich in ihnen allmählich ein Gegendruck den mit kleineren und größeren Landestheilen belehnten Adeligen (Vasallen) gegenüber, die ihre Belehnungen vielfach erblich und sich damit aus königlichen Vasallen zu selbständigen Fürsten (Dynasten) zu machen wußten und in ihren Gebieten die Freiheit der Einzelnen völlig wieder unterdrückten.

Seit Karl dem Großen, der in Bezug auf die Entwicklung des Kulturlebens nach so vielen Richtungen hin einen erfolgreichen Anstoß gegeben hatte, begann auch die Baukunst sich zu heben. Sogar der Hörige wohnte bald nicht mehr mit dem Vieh in einem elenden, von rohen Baumstämmen und unbehauenen Steinen aufgeblockten fenster- und treppenlosen und mit Rohr oder Dünger bedeckten Stalle. Seine Behausung war eingetheilt in Wohnhaus, Scheune und Viehstall. Der adelige Grundbesitzer aber hatte schon neben dem Herrenhause außer den nöthigen Ställen ein Kellerhaus, ein Badhaus, einen Speicher, einen Kornboden. Für die Frauen war auf dem Herrenhofe ein besonderes Haus eingerichtet, Frauenhaus, auch Arbeitshaus und Webstätte genannt. Hier lagen die Frauen nach Beendigung der übrigen Wirthschaftsgeschäfte dem Weben und Spinnen ob. (Letztere Arbeit wurde noch mit der Spindel verrichtet, denn die Erfindung des Spinnrades wurde erst im fünfzehnten Jahrhundert gemacht.) An diesem Geschäft nahmen sämmtliche Frauen Theil, von der Fürstin herab bis zur leibeigenen Magd. Galt es doch, den Stoff zu der Gewandung der Männer herzustellen. Karl's des Großen Mutter, Bertha, hinterließ für die Armen eine große Truhe voll Leinwand, die sie gewebt und zu der sie das Garn gesponnen hatte. An diese edle Fürstin erinnert das Sprüchwort: „Die Zeit ist hin, wo Bertha spann." Eine Tochter

Otto's des Großen, Luitgardis, war eine so fleißige und geschickte Spinnerin, daß man über ihrem Grabe, wie dieses auch bei Karl's des Großen Gemahlin Fastrada geschah, um sie im Tode noch zu ehren, eine goldene Spindel aufhängte.

Karl der Große hatte Baukünstler aus Italien kommen lassen, durch die in Aachen und Ingelheim große steinerne Bauwerke aufgeführt wurden, nach deren Muster in den folgenden Jahrhunderten in Deutschland an vielen Orten gebaut ward. Unter Otto dem Großen und seinen Nachfolgern begann namentlich der Kirchenbau zu blühen, auch ward in Bezug auf die Ausschmückung des Innern schon Anerkennenswerthes geleistet, wie auch gleichzeitig die Kirchenmusik und der Kirchengesang bedeutende Fortschritte machten.

Ein Wort über die Kleidung in diesem Zeitraume mag dies Kapitel schließen. Es herrschte in Bezug auf dieselbe „eine zwischen Barbarismus und Civilisation schwankende Eitelkeit." Sollen doch sogar im neunten Jahrhundert Geistliche auf den Schuhen kleine Spiegel getragen haben, um sich nach Belieben in jedem Augenblicke bequem spiegeln zu können! Der vornehme Mann trug einen auf der rechten Schulter mit einer Spange befestigten Mantel und unter demselben einen weiten, bis auf die Füße herabwallenden Rock, der mit Aermeln versehen war, wie sie jetzt noch an unserm Hemde getragen werden. Der Rock wurde über den Kopf herab angezogen und mit einem Gürtel zusammengehalten. Die Fußbekleidung bestand in Schuhen oder Stiefeln, die bis zur halben Wade reichten. Von einer Kopfbedeckung vernimmt man selten; wo sie bei bildlichen Darstellungen vorkommt, gleicht sie einer gesteiften, unten mit einem Rande versehenen phrygischen Mütze. Auch gold- und pelzverzierter Hüte wird hier und da Erwähnung gethan, namentlich bei Fürsten. Hemd und Hose werden als vom Anstande geboten getragen. Das niedere Volk trug einen kurzen Rock ohne Hemd, häufig fehlte bei ihm die Beinbekleidung. Strümpfe, die bis zum Knie reichen, kommen bisweilen vor. Wahrscheinlich entwickelte sich aus den verlängerten Strümpfen erst nach und nach die Hose.

Die Frauenkleidung zeigt nach den vorhandenen Abbildungen aus jener Zeit ebenfalls noch den Charakter der Formlosigkeit neben glänzendem Reichthume an Metall und edlen Steinen. Es wurden lebhafte Farben, Roth, Blau, Purpur und Weiß, bevorzugt; die mit Goldborten gesäumten Kleider der Vornehmen waren übersäet von Goldstickereien, deren Muster freilich wenig Geschmack verriethen. In einander gefügte Ringe oder Rauten, mit edlen Steinen besetzt, bildeten den Schmuck der Ohren. Die Schuhe waren golden oder farbig, das Handgelenk trug eine goldene Fassung. Ein besonderer Frauenschmuck war ein goldenes Halsband, mit Edelsteinen besetzt, und von dem auch noch eingefaßte Edelsteine herabhingen. Das Haupt war mit einem golddurchwirkten feinen Tuche umhüllt, das schleierartig auf Schultern und Rücken herabfiel. Auf dem Haupte einer Kaiserin, die ihr Haar in der Mitte der Stirn gescheitelt trug, prangte ein reicher, mit Edelsteinen besetzter Kronenreif.

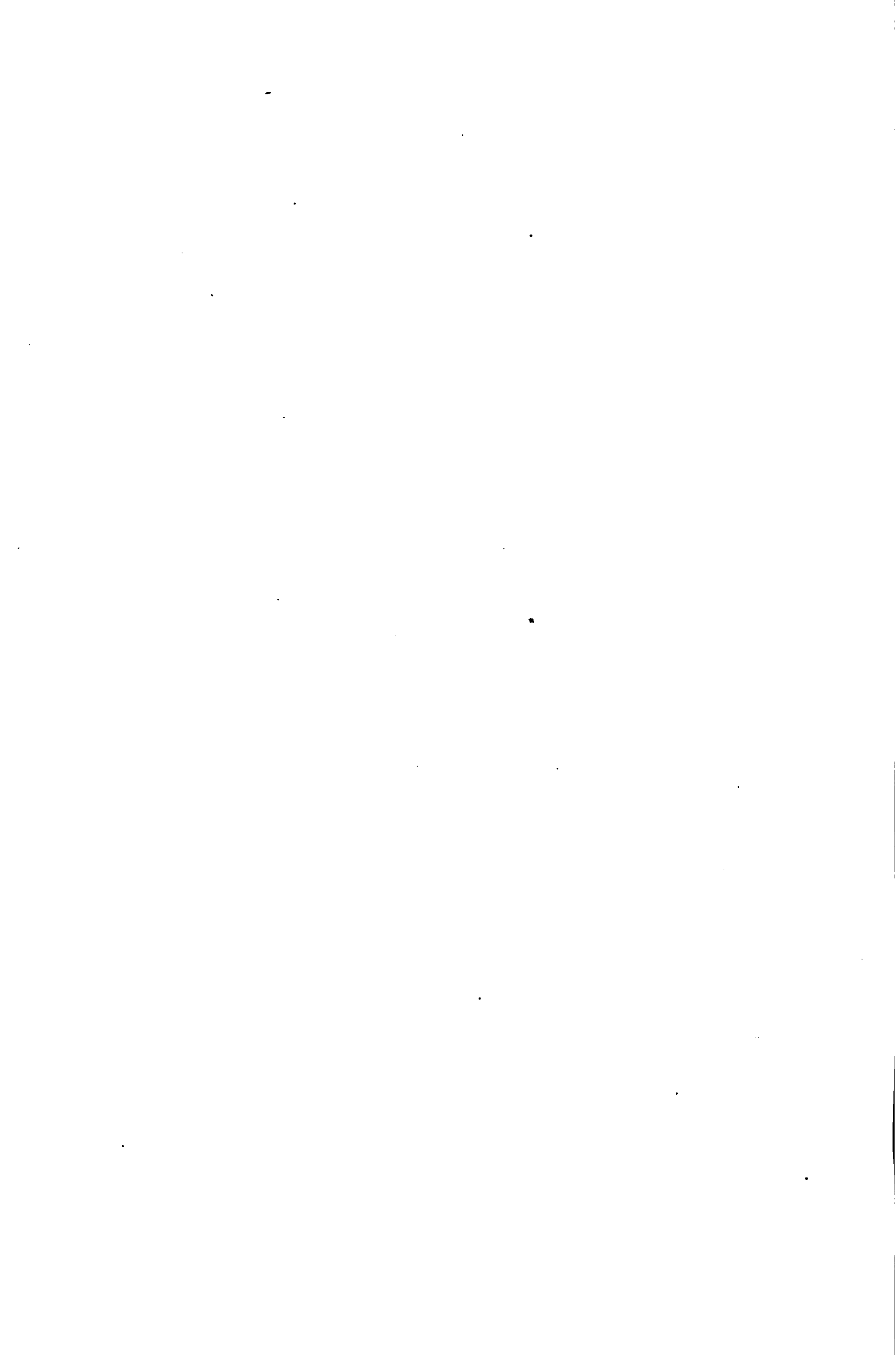
Sieg des Christenthums über das Heidenthum.

Am Ende dieses Abschnittes haben wir noch den vollständigen Sieg des Christenthums über das Heidenthum in den wendischen Gebieten, vornehmlich im heutigen Pommern, nachzutragen.

Otto von Bamberg in Polen und Pommern. Zu keiner Zeit hat es an glaubenseifrigen Männern gefehlt, die es sich angelegen sein ließen, die Segnungen der christlichen Lehren weiter zu verbreiten; so auch während der Zeit der sächsischen Kaiser. Eine der edelsten und liebenswürdigsten Gestalten aus der Regierungsperiode Kaiser Heinrich's IV. ist Bischof Otto von Bamberg, der Apostel der Pommern. Er lebte im Anfange des zwölften Jahrhunderts, war also ein Zeitgenosse Gregor's VII. und Zeuge jenes hartnäckigen Kampfes zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, als solcher am heftigsten tobte, bis endlich 1122 das Wormser Konkordat zwischen Kaiser und Papst zu Stande kam.



Otto von Bamberg auf dem Bekehrungszuge nach Pommern, von dem Polenherzoge festlich empfangen. Nach Emil Döpler d. J.



Auf Grund dieser Uebereinkunft überließ Kaiser Heinrich V. dem Papste Calixtus II. die Investitur der Bischöfe mit Ring und Stab und wahrte sich nur das Recht, daß die Wahl der Bischöfe in seiner Gegenwart vor sich gehe, und daß allein ihm die Belehnung mit den weltlichen Gütern zustehe. An dieser gütlichen Beilegung des unheilvollen Streites nahm Erzbischof Otto sehr wesentlichen Antheil.

Er gehörte zu Denjenigen, welche bei aller Liebe zur Kirche doch das Wohl des Vaterlandes und den Frieden der Welt höher stellten als die Herrlichkeit des Papstthums. Ihm galt das Christenthum wirklich als Herzenssache und sein Bisthum nicht etwa als ein Ruhebett trägen Genusses; er war sich dessen bewußt, daß er sein heiliges Amt im Namen des Erlösers zum Heile der Gläubigen zu verwalten habe. Seine Frömmigkeit, Herzensgüte und Mildthätigkeit haben ihm den Beinamen „des Heiligen" verschafft.

Otto von Bamberg stammte aus einem vornehmen, aber wenig bemittelten Geschlechte, das seinen Sitz am Bodensee hatte. Früh verwaist, empfing er seine Bildung in einer Klosterschule und erwarb sich den Ruhm großer Gelehrsamkeit. Besondere Umstände führten ihn in das ferne Polen. Als er mit der Sprache und Sitte des Landes vertraut war, ernannte ihn der Herzog Wladislav, der auf den gelehrten Deutschen aufmerksam gemacht worden war, zu seinem Kaplan. Mit Aufträgen von Seiten seines Gebieters kam er nach Deutschland zurück und wurde dem Kaiser Heinrich IV. persönlich bekannt. Längere Zeit hatte er diesem unglücklichen Fürsten treu und geschickt gedient, als ihm im Jahre 1102 das Bisthum Bamberg zutheil wurde. So kam er in die Stadt, in welcher gerade hundert Jahre zuvor der fromme Kaiser Heinrich II. den großen, prächtigen Dom zu bauen begonnen hatte.

Otto war im höchsten Sinne des Wortes ein Vater der Seinen. Alle Kirchen und Klöster seines Sprengels priesen ihn als einen weisen und gütigen Oberhirten. Insbesondere waren die Armen und Bedrängten ein Gegenstand seiner fürsorgenden Barmherzigkeit. Er entzog sich an Speise, Trank und Kleidern, was nur zu entbehren war, um es den Nothleidenden zuzuwenden. Müde endlich des weltlichen Verkehrs, zu dem sein Amt ihn nöthigte, suchte er die Stille des Klosters auf. Alle Bitten vermochten ihn nicht zu bewegen, seinen Wunsch nach Abdankung zurückzuziehen, bis ihm schließlich der Abt vermöge seiner Vollmacht über den Willen der Klosterbrüder befahl: sofort die Verwaltung seines Sprengels wieder zu übernehmen. Diesem Gebot beugte sich der Bischof.

Da traf ihn der Ruf Herzog Boleslav's III. von Polen, der mit dem Christenthume zugleich seine Oberherrschaft in Pommern einzuführen gedachte. Begeistert folgte Otto dem Verlangen, das man an ihn stellte, den heidnischen Pommern das Christenthum zu predigen. So wurde er Heidenbekehrer. Aber wie anders betrieb die damalige Zeit die christliche Mission im Vergleich zu denen früherer, namentlich aber gegenüber denen der apostolischen Zeit! Ein glänzender Zug wurde ausgerüstet; Wagen mit Vorräthen und reichen Geschenken, sammt allem Zubehör einer Kircheneinrichtung beladen, folgten dem Bischof und seiner Dienerschar in das barbarische Slavenland. Im Triumphe ging die Reise durch Deutschland zur Residenz des Polenherzogs, der den Bischof wie einen Heiligen empfing, ihm Dolmetscher und Gehülfen beigab und ihn zu dem durch Krieg und Niederlage bereits gedemüthigten Herzog von Pommern sandte. Dieser nahm den geistlichen Sendboten treuherzig und zutraulich auf und zeigte sich noch entgegenkommender, als er die kostbaren Gaben, den prachtvollen Fürstenmantel und das elfenbeinerne Scepter gewahrte, welche für ihn bestimmt waren. Zu Pyritz am Ottobrunnen wurden (Juni 1124) Tausende und aber Tausende getauft. Otto ermahnte sie, dem neugeschlossenen Christenbunde treu zu bleiben, forderte die Männer auf, alle ihre Weiber, eins ausgenommen, das sie am liebsten hätten, zu verstoßen, er warnte die Mütter vor der abscheulichen Sitte, neugeborene Mädchen zu tödten, und schied dann unter Thränen von den Neubekehrten, um weiter nordwärts zu ziehen und auch da die christliche Lehre zu verkünden. Auf der Insel Wollin sah er sich

unter furchtbaren Drohungen zurückgewiesen. Von dort begab er sich nach Stettin, wo man Anfangs gleichfalls ein feindliches Verhalten zeigte. Jedoch überwand die würdevolle Milde und die geduldige Beharrlichkeit des Bischofs nach und nach die Widerstrebenden. Zweimal wöchentlich predigte er vor den heidnischen Bewohnern des Landes, die in die Stadt kamen, auf dem Markte. Nach drei Monaten durfte er es wagen, Hand an den Götzentempel zu legen und ihn zu zerstören, um an Stelle desselben eine Kirche zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus zu gründen. Nach diesem Erfolg ward auch Wollin bekehrt und die Errichtung eines Bisthums unternommen, worauf Otto im Jahre 1125 wieder nach Bamberg zurückkehrte. — Es kann nicht verwundern, daß die Raschheit, mit welcher das Christenthum eingeführt wurde, der Festigkeit des Glaubens nicht günstig war. Gar bald schon wagten sich hier und dort die heidnischen Priester wieder hervor; Viele wandten sich zur Religion der Väter zurück, und mit ihnen legten Andere niemals die alten heidnischen Sitten ernstlich ab. Als Otto im Jahre 1128 abermals zu den Wenden zog, um seine geistliche Pflanzstätte zu besichtigen, mußte er mit Schmerz sehen, wie wenig die erste Bekehrung in das Volk gedrungen war. Und nun blieb es nicht bei Ermahnungen und Warnungen. Nicht selten mußte zum Schwerte gegriffen werden, um sich des Hasses und Zornes der zäh an ihrem alten Gottesdienst hängenden Landesbewohner zu erwehren. Erst nach und nach gelang es, unter dem Schutze des Herzogs, der am Christenthum festgehalten, dem neuen Glauben festeren Grund zu verschaffen und das abgefallene Stettin und Julin wieder zum Evangelium zurückzuführen. Indeß blieb immer noch große Erbitterung zurück, ja es geschah wenige Jahre später, daß der Pommernherzog von einem haßerfüllten Heiden umgebracht wurde.

Die verlängerte Anwesenheit des trefflichen Otto trug wesentlich dazu bei, dem Christenthum die künftige Herrschaft zu sichern. Doch dauerte es noch manches Jahrzehnt, ehe durch Gründung von Kirchen und durch Anstellung und gedeihliches Wirken von Geistlichen die alten heidnischen Anschauungen überwunden wurden und die neue Lehre festwurzelte. Noch zwei Menschenalter vergingen, bevor Rückfälle in das Heidenthum gänzlich aufhörten und die hartnäckigen Pommern, der Gewalt der Gewohnheit weichend, zu einem christlichen Volke wurden.

Eben stand der eifrige Otto im Begriffe, nach der heidnischen Insel Rügen überzusetzen, um sich daselbst womöglich die Märtyrerkrone zu verdienen, als ihn der Befehl des Kaisers Lothar nach Bamberg zurückrief. Hier starb er im Alter von 70 Jahren, hochgeehrt und weithin gepriesen als Wunderthäter, Heilsverkündiger und trefflicher Kirchenfürst, im Jahre 1139.





Die Askanier oder die Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Anhalt.

Albrecht der Bär (1134—1170).

Wir nähern uns jetzt dem Zeitabschnitte, in dem das Christenthum und das Deutschthum festen Fuß zwischen der Elbe und Oder faßten. Wie aber ist es zu erklären, daß das mächtige deutsche Volk zur Besiegung der Wenden einer so langen Zeit bedurfte, daß es, um diesen Zweck zu erreichen, so unzählig viele seiner Söhne in den Tod senden mußte? Liegt der Grund allein in der Zähigkeit, mit der die Wenden an ihren Göttern und an ihres Landes Gewohnheiten hingen?

Es wirkte noch ein anderer Grund mit, ein Grund, der so häufig das Zustandekommen großer Erfolge, zu deren Erreichung alle Mittel vorhanden sind, verhindert oder doch verzögert: Uneinigkeit der Betheiligten, Zersplitterung der Kraft. Zwist im Innern, dieser arge Feind, der dem deutschen Volke bis zum heutigen Tage schon so viele herbe Verluste bereitet hat, zog die Aufmerksamkeit der Kaiser fortwährend von den Marken ab. Ja, es

bewirkte der dem deutschen Volke in bedeutendem Maße innewohnende Geist der Zwietracht nicht allein, daß die Wenden immer und immer wieder das ihnen auferlegte Joch abzuwerfen vermochten, sondern daß sie sogar zu Zeiten von Parteien ins Land gerufen wurden und diese mit ihnen Bündnisse gegen die eigenen Bruderstämme schlossen.

Der ritterliche Mann nun, der das langerstrebte Werk mit unbezwinglicher Macht zum endlichen Abschluß brachte und damit den Grundstein zu dem preußischen Staate legte, war der Graf Albrecht von Ballenstädt. Seine Zeitgenossen gaben ihm seiner Wohlgestalt wegen den Beinamen des Schönen; auch nannte man ihn, im Gegensatze zu Heinrich dem Löwen, den Bären. Dieser Beiname ist der gebräuchlichere geblieben.

Albrecht der Bär stammte aus einem alten gräflichen Geschlechte, das bedeutende Güter in Sachsen besaß, und dem zugleich die Grafschaft Aschersleben gehörte. Deren lateinischer Name Ascharia wurde dem Sohne des von Vergil besungenen frommen Aeneas, Ascanius, zu Liebe in Ascania verstümmelt, weshalb die Ballenstädter in der Folge auch Askanier genannt wurden. (Aus einem Zweige dieses Geschlechts entsproß später der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der „Alte Dessauer“.)

Albrecht der Bär, ein Vetter Kaiser Lothar's II., war zugleich ein Zeitgenosse der Hohenstaufenkaiser Konrad's III. und des berühmten Friedrich Barbarossa. Von Lothar, dem er, als dieser noch Herzog von Sachsen war, gegen seine Feinde tapferen Beistand geleistet hatte, war er zum Markgrafen der Lausitz eingesetzt worden. Bald darauf ward Lothar zum Kaiser erwählt, und Albrecht hoffte nun auf die Belehnung mit dem Herzogthume Sachsen, nicht allein seiner Dienste wegen, sondern auch, weil seine bedeutendsten Erbgüter in demselben lagen. Als Lothar aber Sachsen nicht ihm, dem Freunde und Vetter, sondern seinem Schwiegersohne Heinrich dem Stolzen gab, der bereits Bayern besaß, da beschloß er, seinen Forderungen mit dem Schwerte in der Hand Nachdruck zu geben.

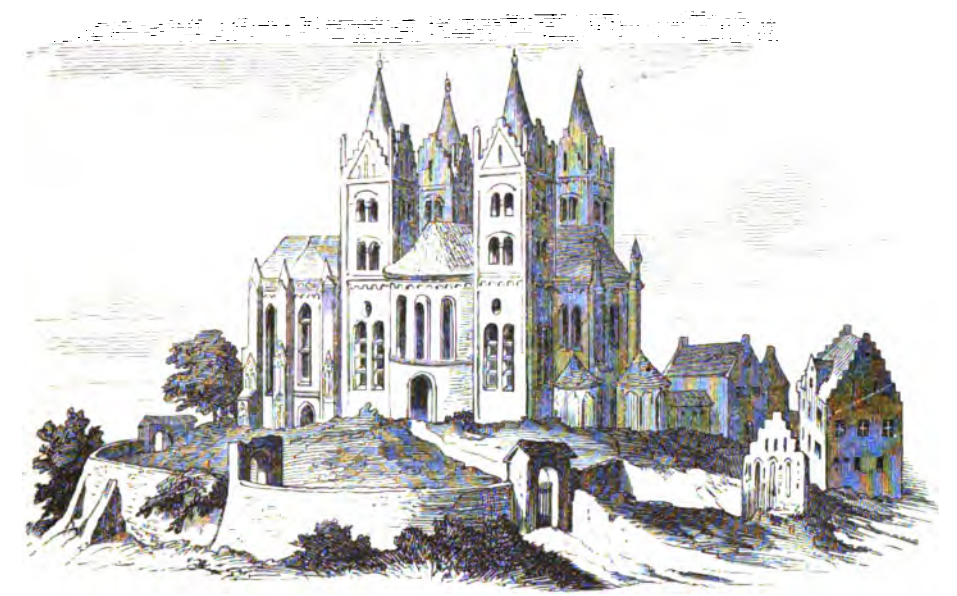
Es kam zum Kriege, der aber für ihn unglücklich ablief. Er verlor die ihm anvertraute Lausitz, so daß ihm nur noch die Ballenstädter Erbgüter übrig blieben. Die Demüthigung des früheren Freundes mochte aber dem Kaiser gar bald bedenklich genug erscheinen, denn er dachte daran, ihn wieder an sich zu ketten. Eine Gelegenheit fand sich bald. Die Nordmark ward erledigt, und Lothar bot dem tapfern Albrecht die Verwaltung derselben an. Damit war alles früher Geschehene vergessen, und Albrecht begann (1134) muthvoll sein schweres Werk.

Seinem kühnen Geiste sollte vollauf Beschäftigung werden. Denn kaum war die feierliche Belehnung erfolgt, so versuchten die Wenden seine Kraft, indem sie verwüstend in Sachsen eindrangen. Albrecht zog ihnen entgegen, schlug sie und rückte den Fliehenden nach. Da kam die Nachricht von des Kaisers Tode, wodurch er sich veranlaßt sah, seine Pläne in Bezug auf völlige Besiegung der Wenden einstweilen ruhen zu lassen. War doch auch in seiner Brust die Hoffnung noch keineswegs geschwunden, endlich doch Lehnsherr des Herzogthums Sachsen zu werden! Vor Allem kam es ihm jetzt darauf an, die Wahl des verhaßten Sachsenherzoges, Heinrich's des Stolzen, zum Deutschen Kaiser zu verhindern. Seinen und gleichgesinnter Freunde Bemühungen gelang es in der That, den Hohenstaufen Konrad III. auf den Thron zu bringen, der alsbald Heinrich dem Stolzen Sachsen absprach und es Albrecht dem Bären verlieh. Damit war die Fackel des Krieges in Sachsen hineingeschleudert, ein wilder Kampf entbrannte zwischen Heinrich und Albrecht und ihrem gegenseitigen Anhange. Plötzlich starb Heinrich, doch wurde der Kampf von seiner Partei zu Gunsten seines Sohnes, Heinrich's des Löwen, gegen Albrecht fortgesetzt. Wie tapfer auch der Bär sich wehrte, er mußte gegen seine Feinde, die an Zahl und an Mitteln zur Kriegsführung reicher als er waren, zuletzt unterliegen; sogar seine Güter, unter ihnen seine Stammburg, wurden verwüstet (1140). So war von der Gegenpartei nicht nur Sachsen vollständig in Besitz genommen, sondern Albrecht hatte auch die Nordmark räumen müssen, die dem Grafen Rudolf von Stade übergeben ward.

Daß der Bär nicht also geartet war, sich mit einem verfehlten Versuche zufrieden zu geben, erkannten die deutschen Fürsten jedoch rechtzeitig, und es ward deshalb eine Einigung angestrebt, die auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. (1142) zu Stande kam. Albrecht entsagte seinen Ansprüchen auf Sachsen, das Heinrich der Löwe inne hatte, dagegen wurden seine Rechte auf die Nordmark und seine anhaltischen Stammlande anerkannt.

Nun vermochte Albrecht die ganze Kraft seines reichen Geistes und ritterlichen Armes der Nordmark zuzuwenden, die, ihrer ursprünglichen Bestimmung zufolge, nicht nur ein Bollwerk gegen die Wenden, sondern zugleich eine Feste sein sollte, um von hier aus Christenthum und Deutschthum in das Wendenland hineinzutragen. Zu statten kam es seinen Bestrebungen, daß das Christenthum im Osten und Norden des Wendengebietes Annahme gefunden, das wendische Heidenthum dagegen an Kraft verloren hatte.

Ebenso nützlich erwies sich ihm die Befreundung mit dem wendischen Fürsten Pribislav, der im Havellande und der Zauche gebot, und der seinen Wohnsitz in Brandenburg hatte.



Marienkirche auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg.

Pribislav sowie seine Gemahlin Petrussa, eine norwegische Prinzessin, waren längst im Stillen dem Christenthum zugethan. Sie waren kinderlos, und es hatte ein Neffe von Pribislav, Namens Jazzo, die nächste Anwartschaft auf die Herrschaft des Landes. Da dieser jedoch mit Lebhaftigkeit dem wendischen Heidenthum anhing, so wünschte ihn Pribislav nicht zu seinem Nachfolger. Endlich, im Jahre 1136, traten Pribislav und Petrussa öffentlich zum Christenthum über. Albrecht wohnte der Feierlichkeit als Taufzeuge bei. Der herbeigerufene Geistliche, der die Taufe zu vollziehen hatte, blieb als Erzpriester in Brandenburg; der Triglafftempel auf dem Harlunger Berge wurde in eine christliche Kirche umgewandelt, die den Namen Marienkirche erhielt. O. Schwebel, der treffliche Kenner brandenburgischer Alterthümer, berichtet über dies Gotteshaus Folgendes: „Prangend genug schaute diese erste Marienkirche der Mark über die Havelseen und ihre mit rauschendem Waldesgrün geschmückten Ufer hin. Vier Thürme standen, mit zierlichen Spitzen und golden blinkenden Knöpfen versehen, an den Ecken des Gebäudes; im Osten grüßte der hohe Chor mit seinen drei Kapellen herab, auf den drei anderen Seiten befanden sich zwischen den Thürmen halbkreisförmige Kapellen-Vorbauten. Die Ornamentirung des ganzen Baues athmete zwar den strengen, schlichten Geist des älteren romanischen Stils; aber für welch ein

Wunderwerk mußte nicht der harmonisch-schöne Bau in den Wendenlanden gelten, in denen die Kunst, in Stein zu bauen, noch unbekannt war! Von den Wänden blickten ernst die Heiligen herab, die ein Mönch aus Magdeburg oder Hildesheim auf den goldschimmernden Grund gemalt hatte, und rühmend verkündeten Inschriften die Frömmigkeit des in Gott ruhenden Kaisers Otto. Ueber die Hauptthür, die Himmelspforte genannt, breiteten Seraphe ihre Fittiche aus, indem sie anbetend vor der Himmelskönigin Maria knieten."

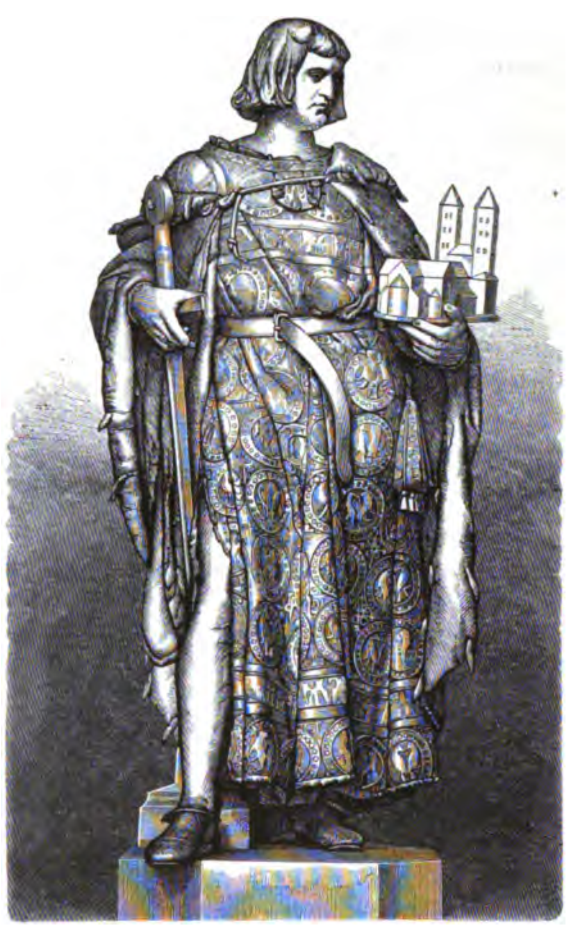
Die Zauche hatte Pribislav längst schon dem Sohne Albrecht's, dem nachmaligen Markgrafen Otto I., als Erbtheil vermacht. Auch das Havelland soll er kurz vor seinem im Jahre 1141 erfolgten Tode dem Stamme Albrecht's als Erbtheil bestimmt haben. Es scheint, als sei es seine Hauptsorge gewesen, das Land nicht wieder unter eine wendische Obrigkeit kommen zu lassen. Von dem Jahre 1442 an sehen wir denn auch Albrecht in dem Besitze der Feste Brandenburg, und er nannte sich von da ab nicht mehr, wie bisher, Markgraf der Nordmark, sondern Markgraf von Brandenburg. Es wurde ihm zugleich vom Kaiser die Würde des „Erzschatzmeisters des heiligen römischen Reiches" verliehen, wodurch er in die Reihe der sieben Fürsten trat, die das Recht hatten, das deutsche Reichsoberhaupt zu wählen oder zu küren, und die eben deshalb Kurfürsten genannt wurden. Die Würde der Kurfürsten war demnach nächst der des Kaisers die höchste. (Das Recht der Wahl übten damals außerdem noch aus: die drei Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier und die Fürsten von Sachsen, Böhmen und Pfalz.) Damit war das feldherrliche Amt Albrecht's des Bären in ein landesherrliches übergegangen, und er hatte das Recht gewonnen, sein Besitzthum seinem Stamme als Erbe zuhinterlassen.

Kreuzzug gegen die Wenden. Von nun ab strebte Albrecht mit aller Kraft danach, sein Landesgebiet, das etwa nur bis zur Spree sich erstreckte, bis zur Oder auszudehnen. Während der Hohenstaufenkaiser Konrad mit 70,000 gepanzerten Reitern und vielem Fußvolke einen Kreuzzug ins heilige Land unternahm, vereinigten sich mit Albrecht Heinrich der Löwe und der König von Dänemark zu einem Kreuzzuge gegen die Wenden. Heinrich der Löwe wandte sich gegen den Obotritenstamm, während Albrecht der Bär, unter dessen Banner sich die Bischöfe von Halberstadt, Münster, Merseburg, Brandenburg, Havelberg und Olmütz und viele edle Grafen des Reiches gestellt hatten, ein vereintes Heer von 60,000 Streitern in das heutige Vorpommern führte. So groß und vielverheißend dies Unternehmen begann, so klein endete es, und zwar aus dem Grunde, weil innere Uneinigkeit die Entfaltung der ganzen Kraft, die mehr als hingereicht haben würde, das Ziel mit einem Schlage zu erreichen, verhinderte. Der einzige, für spätere Zeit allerdings auch wichtige Erfolg des Unternehmens war der, daß Pommern nach zweijährigem Kampfe das Christenthum anzunehmen versprach, welchem Versprechen es auch nachkam und treu blieb. Daß der verunglückte Kreuzzug, der im Grunde nichts als ein großer Raubzug war und fast nutzlos Tausenden den Tod brachte, die Wenden zu neuen Unternehmungen antreiben würde, ahnte Albrecht, weshalb er auch dem großen Hohenstaufen Friedrich I. auf seinem Römerzuge nach Italien nicht folgte. Als dieser im Jahre 1156 zurückkehrte, hielt Albrecht die Ruhe seines Landes für so gesichert, daß er es glaubte wagen zu dürfen, dasselbe auf kurze Zeit zu verlassen, um dem Sieger seine Huldigung darzubringen und sich wegen seines Ausbleibens beim Heereszuge zu entschuldigen. Kaum aber wußten die Wenden den Bären fern, als das Feuer der Empörung in verzehrenden Flammen ausbrach. Jazzo, der Neffe des verstorbenen Pribislav, stellte sich an die Spitze seines Volkes. Es wurde nun nach alter Art durch Mord und Brand Wiedervergeltung geübt, und noch einmal gelang es den Wenden, sich in den Besitz Brandenburgs zu setzen.

Das Deutschthum faßt in Brandenburg Boden. Albrecht eilte herbei, warf den Aufstand nieder und eroberte in blutiger Kriegsarbeit Brandenburg (1157) zurück, das von jetzt ab, wie auch das Havelland nicht mehr an die Wenden fiel. Jazzo erreichte fliehend die Havel bei den in der Nähe des heutigen Spandau gelegenen Pichelsbergen.

Da seine Verfolger dicht hinter ihm waren, sprengte er in die Flut und lenkte das Roß einer Landzunge des jenseitigen Ufers des an dieser Stelle sehr breiten Havelbettes zu.

Bald schien des Rosses Kraft unter der Last des gepanzerten Reiters erschöpft zu sein. Da habe Jazzo, erzählt die Sage, zum Gott der Christen um Errettung emporgerufen und gelobt, so ihm Erhörung werde, sich taufen zu lassen. Roß und Reiter erreichten das rettende Ufer. Auf der „das Schildhorn“ benannten Landzunge prangt heut eine steinerne Säule mit einem Kreuz als Merkzeichen jenes Vorganges. Albrecht zwang die Ueberwundenen mit einer Strenge, wie sie Gero geübt hatte, das Christenthum anzunehmen und Leibeigene zu werden oder auszuwandern. Doch er griff auch, nachdem die Wenden die Wucht seines eisernen Armes hinlänglich empfunden hatten, zu Mitteln anderer Art, durch die er bewies, daß er sowol als Staatsmann wie auch als Mensch die meisten seiner Zeitgenossen überragte, und darin unterschied er sich von Gero und Männern dieses Schlages. Er stellte den wendischen Adel dem deutschen Adel gleich und bahnte eine gegenseitige Verbindung durch Heirathen an. Auf diese Art verschaffte er dem Deutschthum Eingang in den wendischen Adel, an den in heutiger Zeit noch viele Namen erinnern. Er rief ferner Bewohner Flanderns und Hollands, die der Einbruch des Meeres aus ihrer Heimat vertrieben, wie auch Westfalen und Franken, die Krieg und Noth heimatlos gemacht hatte, nach Brandenburg und gab ihnen gegen bestimmten Zins, Zehnt und Dienst Ländereien in den verwüsteten Landstrichen. Indem er so dem Deutschthum eine sichere Stätte im Wendenlande zu bereiten suchte, sorgte er auch für Befestigung der geistlichen Macht. Die Bischofssitze von Brandenburg und Havelberg, die seit einhundertundfünfzig Jahren ohne bischöfliche Vertretung gewesen waren, besetzte er wieder, ordnete Errichtung von Klöstern und Kirchen an und ließ Mönche aus Deutschland herbeikommen. Daß auch dies in einem andern und bessern Sinne und Geiste geschah, als es in früheren Zeiten der Fall gewesen war, wird sich bei dem nächsten Rückblicke ergeben.


Denkmal Heinrich's des Löwen zu Braunschweig. Von A. Breymann.

Als Albrecht seine Unternehmungen also befestigt sah, gedachte er seines gethanen Gelübdes, Gott am heiligen Grabe das Opfer des Dankes für den seinem Werke verliehenen Segen darzubringen, und er wallfahrtete in Begleitung seiner Gemahlin nach Jerusalem. Hier lernte er die Ritterorden der Templer und Johanniter kennen. Da nun Schwert und Kreuz ihm gleich nothwendig zur weiteren Ausbreitung seiner Macht erschienen, so wandte er sich mit der Bitte an die Ordensmeister, ihm eine Anzahl Ritterbrüder mitzugeben.

Es geschah, und er wies, mit ihnen in seine Heimat zurückgekehrt, den Johannitern die Kirche und das Kirchengut zu Werben und den Templern Müncheberg mit reichem Grundbesitze in der Umgegend der Stadt an.

Nachdem Albrecht sein Tagewerk, für ihn selbst zum Ruhm, für das Land zum Segen, vollbracht hatte, übergab er (1168) seinem tapfern Sohne Otto die Zügel der Regierung und starb bald darauf in hohem Alter zu Ballenstädt, wo auch seine Gebeine ruhen.

Otto I. (1168—1184).

Dem Markgrafen Otto, schon zu Lebzeiten des Vaters mit der schönen Judith, „der Perle Polens", Herzog Boleslav's III. Tochter, vermählt, ward bald das Glück zutheil, sein Landesgebiet durch den Sturz des mächtigen und übermüthigen **Heinrich's des Löwen** auch nach der Westseite hin gesichert und sogar durch einen Antheil an dem zerstückelten Lehnsland vergrößert zu sehen. Kaiser Friedrich Barbarossa hatte den Löwen, der nicht nur über zwei weit ausgedehnte Herzogthümer gebot, sondern sich auch durch seine Tapferkeit auszeichnete und vom Kriegsglücke, wie selten ein Fürst, begünstigt ward, nicht nur mit Ehren und kaiserlicher Huld bei jeglicher Gelegenheit überhäuft, sondern ihn, den von den übrigen Fürsten seines hochfahrenden Sinnes wegen Gehaßten, gegen vielfache Angriffe jederzeit zu schützen gewußt. Trotzdem verließ der Löwe seinen kaiserlichen Freund in dem gefährlichen Kampfe gegen das Papstthum, indem er, gerade in der entscheidenden Stunde, trotz der eindringlichen, ja demüthigen Bitten desselben, mit seinem starken Heerbanne heimwärts zog. Die Folge war, daß Friedrich Barbarossa nach Verlust der Schlacht bei Legnano zu Venedig einen Frieden schließen mußte, der ihn um den ganzen Preis seiner zwanzigjährigen ruhmwürdigen Anstrengungen brachte.

Aufs Tiefste verletzt und erbittert kehrte der Kaiser mit dem Reste seines Heeres nach Deutschland zurück, und sein erstes Geschäft war, den früher so geliebten Freund, dessen Knie er zu Chiavenna am Comosee umfaßt und der dennoch ihm seine Hülfe versagt hatte, zur Rechenschaft zu ziehen. Kaum war dessen schnöder Abfall in Deutschland ruchbar geworden, so loderte der Groll gegen ihn verstärkt empor, und der Löwe ward von allen Seiten mit wildem Grimme angefallen. Dreimal forderte ihn der Kaiser vor das Fürstengericht zu Goslar; endlich sprach er, da Heinrich fortfuhr, auf feindliche Anschläge zu sinnen und der kaiserlichen Vorladung auch nicht Folge leistete, die Acht über ihn aus. Damit war sein Lehn verfallen. Der Kaiser verlieh dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach die Herzogswürde von Bayern und schmückte den Grafen Bernhard von Anhalt, den jüngsten Bruder des Markgrafen Otto I. von Brandenburg, mit der Herzogskrone von Sachsen.

Allerdings waren die Lehnsverbände der sächsischen Fürsten, die sie bisher von dem Inhaber der Herzogswürde abhängig gemacht hatten, aufgelöst, auch die Erzbischöfe hatten etwas weiter gegriffen, als Recht und Gewissen gestatteten, und es blieb somit nur ein geringer Landstrich; trotzdem ward dem Hause Albrecht's dadurch ein bedeutender Zuwachs an Macht zutheil, denn ein starker übermüthiger Feind war von der Grenze entfernt und gefahrlos gemacht worden. Hierzu kam noch, daß der Kaiser dem Markgrafen von Brandenburg zugleich eine Art Lehnshoheit über Pommern verlieh — ein erster Anlaß zu vielen Fehden in den folgenden Jahrhunderten.

Auch jetzt noch wehrte sich der Löwe verzweifelt. Endlich war ihm nur noch Stade, wohin er sich auf einem Kahne die Elbe hinab gerettet hatte, als letzte Zufluchtstätte geblieben. Von seinen Vasallen verlassen, denen gegenüber er sich in den Tagen des Glückes hochfahrend, hart und habsüchtig erwiesen hatte, blieb ihm nun, wollte er anders nicht auch seine Erbgüter noch verlieren, nichts übrig, als sich dem Kaiser zu unterwerfen. Er erschien auf dem Reichstage zu Erfurt und sank, um Gnade flehend, dem Kaiser zu Füßen. Was mochte Barbarossa empfinden, wenn er des Tages von Chiavenna gedachte,

an welchem Heinrich ihn, den um Beistand Flehenden, so schmachvoll abgewiesen, so treulos verlassen hatte! Aber Haß war seinem edlen Gemüthe fern. Mit Thränen in den Augen hob er den Gebeugten auf, indem er sagte: „Du selbst bist das Werkzeug deines Falles!“



Heinrich der Löwe vor Friedrich I. zu Erfurt. Nach Ehrhardt.

An dem Reichstagsbeschluß konnte nichts mehr geändert werden, die Lehen waren an Andere vergeben. Der Rothbart gönnte dem Herzog Heinrich dessen väterliches Erbe Braunschweig und Lüneburg, doch legte er ihm die Verpflichtung auf, drei Jahre lang das beleidigte Vaterland zu meiden. — Daß des thatkräftigen Löwen Herrschaft auch Spuren heilsamer Art in den niedersächsischen und slavischen Gegenden hinterlassen mußte, liegt nahe. Ihm vornehmlich haben die norddeutschen Handelsstädte ihr rasches Aufblühen zu verdanken;

auch hat er sich um die deutschen Ansiedelungen in den wendischen Gebieten vielfach verdient gemacht. Herzog Heinrich hatte in der letzten Zeit seines Widerstandes die Pommern zum Beistande aufgerufen. Sie fielen in Brandenburg ein, wurden aber von Markgraf Otto auf's Haupt geschlagen. Bald darauf versammelte Otto die Stände seiner Lande zu Havelberg, um in Gemeinschaft mit ihnen eine Hauptstadt zu erwählen. Die gemeinsame Wahl fiel auf Brandenburg.

Kloster Lehnin. Wie sein großer Vater, war auch Otto darauf bedacht, Pflanzstätten christlicher Bildung und Erziehung zu errichten. Er gründete (1180) das nachmals so berühmt gewordene Kloster Lehnin und kurz vor seinem Tode das Kloster Arendsee. Um die Gründung des Klosters Lehnin hat die Sage ihre Fäden geschlungen. Der böhmische Geschichtschreiber Pulkawa erzählt nach einer brandenburgischen Chronik, Otto I. sei einst auf der Jagd an die damals noch von einem dichten Walde bedeckte Stelle gekommen, auf der sich später das Kloster erhob, und sei daselbst, von der Jagd ermüdet, eingeschlafen. Da habe ihm geträumt, eine Hirschkuh sei so heftig auf ihn eingedrungen, daß er seinen Speer gegen sie habe gebrauchen müssen. Während seine Gefährten den Traum als eine himmlische Mahnung auslegten, an dieser Stelle eine Burg gegen die widerspenstigen Wenden zu erbauen, beschloß Otto daselbst ein Kloster zu gründen, um den Heiden mit den Waffen der Kultur entgegen zu wirken. Otto's Gebeine ruhen in dem Kloster Lehnin, dessen Trümmer heut noch von seiner einstigen Größe Zeugniß ablegen. Die Klosterkirche ist neuerdings restaurirt worden. Dem Markgrafen Otto folgte sein Sohn

Otto II. (1184—1205).

Fast noch größere Gefahr, als früher von Heinrich dem Löwen, drohte jetzt dem jungen Staate von Seiten des Königs von Dänemark, der seine Macht auf Pommern auszudehnen bestrebt war und die Belehnung desselben an Brandenburg so wenig wie die Pommerherzoge anerkennen wollte.

Dänemark stand damals auf dem Gipfel seiner Macht, daher seine Gegnerschaft nicht gering anzuschlagen war. Die Lage Otto's noch zu verschlimmern, wirkte folgender Umstand. Friedrich Barbarossa hatte sein ruhmreiches Leben in Kleinasien auf einem Zuge nach dem heiligen Lande (1190) beschlossen und sein Sohn Heinrich VI. war ihm auf dem Kaiserthrone gefolgt. Durch ihn veranlaßt, gelobte Otto, an einem Kreuzzuge Theil zu nehmen. Da er nun aber in der Folge erkannte, welche Gefahr seiner Herrschaft drohe, wenn er sein Land auf längere Zeit verlasse, zögerte er mit der Erfüllung des gethanen Gelübdes. Diesen Umstand nahm der Erzbischof von Magdeburg wahr, der längst schon dem Markgrafen grollte, weil dieser die Einkünfte der Geistlichkeit verkürzt hatte, und er bedrohte ihn mit dem Fluche der Kirche, wofern er sich nicht, seinem Versprechen gemäß, an dem bevorstehenden Kreuzzuge betheilige. Otto erwiederte diese Drohung mit Spott gegen den „dicksten Mann der Kirche". (Der Erzbischof war von einem solchen Umfange, daß seine Füße ihn nicht zu tragen vermochten.) Da sprach der Erzbischof den Bann über ihn aus und ließ durch die Priester folgende „fromme" Lüge verbreiten: Otto habe, an seiner Tafel sitzend, im Uebermuthe gesagt: Sei Jemand im Banne, so nähme ja wol kein Hund einen Bissen von ihm. Wohlan, er wolle des Sprüchworts Wahrheit erproben! Damit habe er einem Hunde von der fürstlichen Tafel einen fetten Bissen zugeworfen. Der Hund aber sei, nachdem er das Fleisch berochen, ohne es anzurühren, davongeschlichen. Erschreckt über diesen Umstand habe nun der Markgraf befohlen, den Hund einzusperren und ihm außer dem Fleische keine andere Speise vorzulegen. Doch der Hund sei von dem Markgrafen nach Verlauf von dreien Tagen in einem Winkel hockend gefunden worden, während das Fleisch unberührt vor ihm gelegen habe. Als aber darauf ein Anderer dem hungernden Hunde Nahrung zugeworfen, sei er mit Gier darüber hergefallen und habe sie verschlungen.

Es bezeichnet den Geist jener Zeit, daß diese von pfäffischer Schlauheit erfundene und eifrigst verbreitete lächerliche Erzählung im Volke vielfach Glauben fand. Otto ward in eine unheilvolle Lage versetzt. Wollte er dem erzbischöflichen Willen Genüge thun, so verletzte er als Landesherr seine Pflicht gegen sein Land; blieb er als Schützer desselben in der Heimat, so mußte er fürchten, durch seine geistlichen Widersacher seinem Volke noch mehr entfremdet zu werden, was für ihn und sein Geschlecht die schlimmsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Was blieb ihm übrig, als auf Mittel zu sinnen, den grollenden und sich seiner Macht wohlbewußten Erzbischof zu versöhnen?

Das gab Veranlassung zu einem seltenen Schauspiel, das den Bewohnern Magdeburgs eines Tages ward. Alle Straßen sind gedrängt voll Menschen. In feierlichem Zuge bewegt sich eine Schar von Herren, Rittern und Edlen nach dem Dome. Hier sieht man vor dem Hochaltar den Markgrafen Otto, seinen Bruder und späteren Nachfolger Albrecht, einen Bevollmächtigten des Papstes und, auf dem Bischofsstuhle sitzend, den nur zu wohlbeleibten Erzbischof Ludolf. Eine große Zahl der angesehensten Lehnsherren sowie die Domherren des Stiftes stehen im Kreise umher. Und nun übergeben die markgräflichen Brüder, „zum Heile ihrer Seelen und um in das segenbringende Gebet der frommen Domherren eingeschlossen zu werden“, ihre Erbgüter (die Anhaltischen Hausbesitzungen) dem erzbischöflichen Stuhle zum Eigenthume, mit der Bedingung jedoch, daß sie als Lehen ihnen und ihren Nachkommen wieder übertragen würden.

Durch diese Schenkung — sie wurde in späterer Zeit Anlaß zu mancherlei Fehden mit dem Erzbischofthume Magdeburg — versöhnt, sprach Ludolf den Markgrafen von seinem Gelübde frei. Otto hatte von nun an von der Geistlichkeit nichts mehr zu befürchten und konnte alle seine Kraft gegen die Dänen wenden, gegen die er sich auch rühmlich behauptete.

Otto II. starb im Jahre 1205 kinderlos, seine Gebeine wurden im Kloster Lehnin beigesetzt.

Albrecht II. (1205—1220).

Da der zweite Bruder des verstorbenen Fürsten in den geistlichen Stand getreten war, ging das Recht der Nachfolge an den dritten Bruder, Albrecht, über.

Albrecht's II. Regierung fällt in eine sehr bewegte Zeit. Es bekämpften sich zwei Gegenkönige, der Hohenstaufe Philipp und der Welf Otto IV. Letzterer war ein Sohn Heinrich's des Löwen, des Erbfeindes der brandenburgischen Markgrafen. Doch auch nach dem Tode des edlen Philipp, der durch Mörderhand fiel, erreichte Otto IV. nicht (wenigstens nicht auf lange Zeit) die Anerkennung seiner Macht, da ein Theil der deutschen Fürsten sich für die Erhebung des jungen Hohenstaufen Friedrich, eines Enkels Barbarossa's, auf den deutschen Thron erklärte. Ehe Letzterer — der später so berühmt gewordene Kaiser Friedrich II. — auf den Thron gelangte, hatte Albrecht für seine Person eine Versöhnung mit dem Enkel des sächsischen Welfen, Otto IV., angestrebt. Otto, der die Bedeutung Brandenburgs zu würdigen wußte, empfing den Markgrafen Albrecht auf seiner Burg Braunschweig mit ungeheuchelter Freundlichkeit, und es kam eine vollständige **Versöhnung der Häuser Welf und Brandenburg** zu Stande. Auf der Burg stand seit langer Zeit ein ehernes Löwenbild, welches Heinrich der Löwe, den Groll seines Herzens gegen Brandenburg damit anzeigend, gen Osten gerichtet hatte. Als Albrecht und sein Oheim, der Herzog Bernhard von Sachsen, der ihn begleitet hatte, dies Erzbild sahen, erkannten sie sogleich seine Bedeutung. Bernhard berührte mit der Hand das Haupt des Löwen und sprach: „Wie lange gedenkst du noch nach dem Osten zu schauen? Siehe, jetzt ist es Zeit, den Norden zu schrecken!“ — Nicht für den Augenblick, wol aber für die Zukunft war dies Wort von großer Bedeutung, denn Brandenburg fand bei den Nachkommen Heinrich's des Löwen späterhin oftmals willige Hülfe gegen den Feind im Norden, gegen Dänemark.

Der Hohenstaufe Friedrich, innerlich wie äußerlich ein echtes Bild germanischer Kraft und Anmuth, der Anfangs seiner Jugendlichkeit wegen verspottet worden war, hatte indeß im Sturmschritte Land und Leute seiner Gegner gewonnen. Albrecht, seines Wortes eingedenk, hielt dem Welfen Treue bis zu dessen Tode. Dann suchte er Versöhnung mit dem mächtig gewordenen Hohenstaufenkaiser, der seiner dem Lehnsherrn Otto bewährten Treue und seiner in vielen Kämpfen eben so bewährten Tapferkeit gerechte Anerkennung zollte und Brandenburgs Lehnshoheit über Pommern, trotz des dänischen Einspruchs, anerkannte.

Johann I. und Otto III. (1220—1267).

Albrecht hatte, wie sein Vorgänger, die Rechte seines Hauses gegen dänische Gelüste tapfer gewahrt. Da aber seine beiden Söhne Johann und Otto bei seinem Tode noch minderjährig waren, kann es nicht verwundern, daß in Brandenburg im Hinblick auf dänische Eingriffe ernstliche Besorgnisse entstanden. Um so mehr nahm die verwittwete Markgräfin darauf Bedacht, den Söhnen eine Erziehung zu geben, damit sie befähigt würden, im Geiste ihrer würdigen Vorfahren zu regieren. In welch einem hohen Grade dies der edelsinnigen und dabei staatsklugen Frau gelang, wird die Folge lehren.

Ein Glück für Brandenburg war es, daß Waldemar, Dänemarks unternehmender und tapferer König, gerade jetzt in Kriege verwickelt war, die ihn zwangen, seine auf Brandenburg hinzielenden Pläne zu vertagen. Als sich endlich die Küstenvölker der Ostsee bis zum fernen Esthlande seiner Macht gebeugt hatten, gerieth er in Streit mit einem seiner Vasallen, dem Grafen Heinrich von Schwerin, der, eine günstige Gelegenheit benutzend, ihn gefangen nahm und ihn erst drei Jahre später gegen ein ungeheures Lösegeld und gegen Verzichtleistung auf die wendischen Ostseeländer frei gab. Es gelang dem Könige zwar, sich durch neue große Opfer vom Papste die Lossprechung von seinen Schwüren zu erkaufen, jedoch schlug ein von ihm unternommener Versuch, das Verlorene mit den Waffen in der Hand wieder zu gewinnen, fehl, und er ward gezwungen, die Eider als Grenze seines Reiches anzuerkennen.

Inzwischen hatten Johann und Otto das Alter ihrer Volljährigkeit erreicht, und wohl ausgerüstet an Geist und Leib traten sie die Regierung des Landes an, aller Welt beweisend, daß sie der Väter würdige Söhne seien. Mit jugendlichem Muthe nahmen sie die Fehden an, die ihnen alsbald von verschiedenen Seiten angeboten wurden, schlugen sich tapfer mit den Bischöfen von Magdeburg und Halberstadt und dem Markgrafen von Meißen herum und steckten die Schwerter nicht eher in die Scheiden, bis ihnen ihr gutes Recht zugestanden ward. Rühmlicher noch, als durch ihre Ritterlichkeit, glänzten sie durch eine Eigenschaft hervor, die man unter Brüdern, zumal in einer Stellung, welche flammenden Ehrgeiz hervorzulocken nur zu sehr angethan ist, selten findet — durch die Einigkeit, in der sie gemeinsam die markgräfliche Würde bekleideten, und die niemals durch Neid und Eifersucht von der einen oder der andern Seite gestört wurde. Wie ihr Vater in der letzten Zeit seines Lebens, hielten auch sie treu zu dem Kaiser Friedrich II. und achteten der Bannstrahlen nicht, die von päpstlicher Seite auf ihn geschleudert wurden, ja sie gestatteten es der Geistlichkeit des Landes nicht, die Banneserklärung von den Kanzeln bekannt zu machen.

Von gleich gutem Erfolge, wie ihre Fehden mit dem Markgraf von Meißen sowie den Bischöfen von Magdeburg und Halberstadt war ihr Kampf gegen die pommerschen Herzöge. Letztere sahen sich endlich gezwungen, die Lehnshoheit Brandenburgs über Pommern anzuerkennen und die Ukermark sowie das Land Stargard an Brandenburg abzutreten (1244).

Jetzt richteten sie ihre Blicke nach dem Osten, auf das Slavien geheißene Land jenseit der Oder, das, sparsam bevölkert und meist noch bedeckt mit Wäldern und Mooren, zu jener Zeit der Tummelplatz wilder Kämpfe zwischen Polen und Pommern war. Hier hatten die Templer in Soldin und bei Küstrin bereits Niederlassungen begründet. Die Markgrafen gingen über die Oder (1257), schlugen einen ihnen entgegenrückenden polnischen

Heerhaufen in die Flucht, nahmen eine Stellung an der Warthe und legten in dem gewonnenen Landstriche, der später den Namen Neumark erhielt, den Grund zu den Städten Landsberg, Bärwalde, Neudamm, Königsberg und Arnswalde. Das Land Lebus brachten sie durch Kauf an sich und gründeten in demselben die Stadt Frankfurt. Auch ward der Besitzstand des Landes durch Otto's Vermählung mit der Tochter des böhmischen Königs Wenzel erweitert, indem die Städte und Landschaften Bautzen, Görlitz, Löbau und Lauban der Markgrafschaft einverleibt wurden. Die trefflichen Brüder, deren Ansehen so hoch gestiegen war, daß sie in Deutschland den mächtigsten Fürsten gleichgeachtet wurden, besetzten die gewonnenen Gebiete mit deutschen Einwanderern, förderten durch weise Einrichtungen das Aufblühen der Städte und erwiesen sich freigebig gegen Kirchen und Klöster wie gegen die Orden der Templer und Johanniter. Sie gründeten das **Kloster Chorin.** Johann starb 1266, Otto folgte dem tapfern Bruder und treuen Gefährten seines Lebens in dem darauf folgenden Jahre.

Otto IV. mit dem Pfeile (1267—1308).

Otto mit dem Pfeile war der älteste Sohn des verstorbenen Markgrafen Otto, dem nun die Aufgabe zufiel, Schützer und „Mehrer" des Landes zu sein, und der sich dieser Aufgabe vollkommen gewachsen zeigte. Mit der Benennung „mit dem Pfeile" hat es folgende Bewandtniß. Bei der Belagerung von Staßfurt erhielt Otto einen Pfeilschuß in den Kopf. Das Eisen war so tief in den Kopf gedrungen, daß es, ohne den Markgrafen in Lebensgefahr zu bringen, von den Aerzten nicht ganz entfernt werden konnte. Dessenungeachtet ging Otto seinen kriegerischen und friedlichen Beschäftigungen nach. Erst einige Zeit später löste sich das Eisen von selbst aus dem Kopfe und die Wunde heilte. Dieser Vorfall, der zugleich den tapfern Mann kennzeichnet, erklärt jene Benennung.

Otto, der zugleich ein Freund der Wissenschaften war, scharte nicht nur tapfere Kriegsmänner, sondern auch gelehrte Männer, namentlich Mathematiker, Baumeister und Sternkundige, um sich. Er selbst hat sich der Nachwelt als Minnesänger bekannt gemacht.

Wie in jener Zeit im Großen Kaiserthum und Papstthum, rangen im Kleinen auch weltliche Fürsten und Erzbischöfe mit einander. Otto, von dessen Frömmigkeit seine Zeitgenossen Rühmliches zu erzählen wissen, trug gleichwol kein Bedenken, den Erzbischof von Magdeburg mit aller Macht zu befehden. Es war ihm nicht gelungen, die Wahl seines Bruders Erich zu dem erzbischöflichen Amte durchzusetzen und damit von einer Seite her seinem Lande Sicherheit zu verschaffen. Daher sein Groll gegen den an seines Bruders Statt zum Erzbischofe gewählten Günther. Er sagte diesem Fehde an und zog gegen ihn. Schon war er Magdeburg nahe und rief in seinem feurigen Uebermuthe: „Dort, im Magdeburger Dome, ihr Leute, werden wir bald unsere Rosse füttern!" — Dies Wort kam früher nach Magdeburg, als Otto, und kaum vernahm es Günther, so versammelte er Edle und Bürger auf dem Marktplatze, entfaltete die Fahne des heiligen Mauritius, des Schutzpatrons von Magdeburg, und entflammte, auf den vermessenen Ausspruch des Feindes verweisend, in feuriger Rede die Menge zu wilder Kampflust. Alles griff zu den Waffen, und hinaus zog der Bischof mit starker Macht, den Brandenburgern entgegen. Es kam zu einer äußerst blutigen Schlacht, in der Otto unterlag und mit dreihundert Knappen und Rittern in Gefangenschaft gerieth (1277). Im Triumphe, unter Verwünschungen, Drohungen und Gespött, ward er in die Stadt geführt, ohne indeß den Anblick eines Gebeugten zu bieten. Dies erregte den Zorn des Kirchenfürsten im höchsten Maße, und um den ritterlichen Feind zu demüthigen, griff er zu einem schmachvollen Mittel. Es ward auf einem öffentlichen Platze von Balken und starken Sparren ein Käfig erbaut und Otto in denselben eingesperrt und den Magdeburgern zur Schau gestellt. Elende Kost war seine Nahrung, Stroh sein Lager.

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck die Kunde von einer so verabscheuungswerthen Handlungsweise auf Otto's Brüder und seine Gemahlin Hedwig machen mußte. Erstere fielen verheerend in das Magdeburgische ein, ohne indeß dadurch die Befreiung des Markgrafen zu erwirken.

Da erschien eines Tages bei der Markgräfin der vor längerer Zeit mit Härte aus dem markgräflichen Dienst entlassene Johann von Buch, auf dessen Rath sie Alles, was sie an Geld und Kostbarkeiten besaß, zusammenraffte und sich nach Magdeburg begab. In kurzer Zeit war es ihr gelungen, die Domherren und Dienstmannen durch Geldspenden für sich zu gewinnen.

Alsbald ward in dem Kapitel (der Rathsversammlung der Domherren und Stiftsgeistlichen) für Freilassung des Gefangenen gegen ein Lösegeld von viertausend Mark Silber (etwa 56,000 Thaler) gestimmt. Otto gab sein fürstliches Wort, dies Geld in vier Wochen herbeizuschaffen oder freiwillig in die Gefangenschaft zurückzukehren. So ward er vorläufig frei.

Aber woher eine so große Summe nehmen? — Und wieder wußte der alte treue Johannes von Buch Rath. Er führte den Markgrafen in die Kirche zu Angermünde, zeigte ihm einen von Eichenholz verfertigten und mit dicken eisernen Bändern wohlbeschlagenen Kasten und sagte: „Hier findet Ihr, was Ihr bedürft. Euer Vater vertraute meiner Treue diesen Schatz, um ihn seinen Söhnen zu überantworten, wenn sie einmal keinen Rath mehr wüßten.“ — Der Kasten enthielt weniger als viertausend Mark an Gold- und Silbermünzen, das an der geforderten Summe Fehlende mußte durch eine Steuer herbeigeschafft werden. Einige Forscher behaupten, der Schatz sei nicht in Angermünde, sondern in Tangermünde aufbewahrt gewesen, welche letztere Stadt zu jener Zeit vielfach Angermünde genannt worden sei.

Vor Ablauf der ihm gestellten Frist erschien Otto wieder in Magdeburg und händigte dem Erzbischof das Lösegeld ein. „Wir sind also aus einander von Stund an?“ sagte der Markgraf, als er sich wieder auf sein Roß geschwungen hatte. Der Erzbischof und die Domherren stimmten zu. „Pah“, rief Otto, „ihr wißt doch wahrlich noch nicht einen brandenburgischen Markgrafen zu schätzen!“ — Darauf fuhr er, wie die Magdeburger Chronik berichtet, „kühnlich“ fort: „Ihr solltet mich auf ein Roß gesetzt haben mit aufgerichteter Lanze und mit Gold und Silber überziehen lassen, so hättet ihr mich recht geschätzet!“ — Lachend sprengte er, den Entschluß der Erneuerung der Fehde im Herzen tragend, zum Thore hinaus. — Der Bischof soll hinterher, wie es heißt, erfahren haben, auf welche Art man das Kapitel gewonnen habe, und aus Aerger darüber in eine schwere Krankheit verfallen sein. Gewiß ist, daß er bald darauf starb.

Als es dem unverzagten Markgrafen später dennoch gelang, die Wahl seines Bruders Erich zum Erzbischof von Magdeburg durchzusetzen, hielten es die Magdeburger für rathsam, sich mit ihm in ein gutes Vernehmen zu setzen. — Des Markgrafen Trachten ging auch ferner dahin, in Fehden gegen Mecklenburg, Pommern und Polen Ehre und Gewinn einzuheimsen, aber er sah sich trotz seiner Tapferkeit vom Kriegsglücke nicht sonderlich begünstigt. — Durch Kauf gelangte er in den Besitz der Mark Landsberg, der Pfalz Sachsen und der Niederlausitz.

Waldemar (1308—1319).

In Waldemar, dem Nachfolger Otto's, schienen sich alle hervorragenden Eigenschaften seines Geschlechts vereinigt zu haben. Wiewol er sehr jung zur Regierung gelangte und ihn häufig sein rasches Blut zu raschem Thun trieb, so fehlte es ihm doch nicht an Besonnenheit in der Wahl seiner Mittel, bei denen er leider bisweilen wenig danach fragte, ob das Sittengesetz dieselben verwarf oder nicht. Kraftvoll in der Durchführung seiner Absichten,

ausdauernd bei Hindernissen, unverzagt in den drohendsten Gefahren, strebte er unablässig danach, die Mark zu einem großen Mittelreiche zwischen dem skandinavischen Norden und dem deutschen Süden zu erweitern — ein Gedanke, dessen Verwirklichung einem andern ruhmreichen Geschlechte vorbehalten blieb.

Von diesem Plane erfüllt, machte er seinen Zeitgenossen ringsum genug zu schaffen, Seine Kühnheit erregte weithin durch das deutsche Land, je nachdem, was er vollführte, Furcht und Schrecken, oder sie fand Anerkennung und Bewunderung. Unparteiische Zeugen seiner Thaten gaben ihm den Beinamen „der Große".



Otto IV. beim Erzbischof von Magdeburg. Zeichnung von B. Mörlins.

Unter dem kräftigen Geschlechte der Askanier waren die gewerbe- und handelsreichen Städte im Nordosten zu großer Blüte und erhöhtem Ansehen gediehen. Die Geldnoth der Fürsten zwang diese nach den vollen Säckeln der Städter auszuspähen und diesen ihre Zölle und Hoheitsrechte zu verpfänden. Hierdurch gelang es nicht selten den vereinigten Kräften der Bürger, den verwüstenden Fehden und Plünderungen des Adels im Weichbilde ihrer Gemeinden und darüber hinaus Einhalt zu gebieten.

Was der kräftige Mannesmuth in einem solchen Gemeinwesen vermochte, das zeigte sich damals im Verhalten der streitbaren Bürger von Stralsund, als der Dänenkönig Erich die Stadt mit Raub und Brand heimsuchte, diese aber nicht allein ungebrochen, sondern sogar siegreich aus dem Zerwürfniß hervorging.

Waldemar stand in diesem Streit auf Seite der tapferen Stralsunder. Aber es ward ihm nicht so leicht, wie seinen bürgerlichen Bundesgenossen, sich seiner Haut zu wehren. Er war der Stadt zu Hülfe gezogen, als sie gerade am ärgsten von dem Fürsten Witzlaw

von Rügen und dessen Lehnsherrn, dem Könige von Dänemark, bedrängt ward. Unterdessen waren die dem Dänenkönige gegen Waldemar verbündeten Fürsten und Herren herangezogen und hatten den thatenlustigen Markgrafen so umstellt, daß sich das drohende Ungewitter bald mit aller Wucht über seinem Haupte entladen mußte. Denn gegen ihn hatten sich noch mit dem Dänenkönig verbündet: die Beherrscher von Schweden und Norwegen, die Könige von Polen und Ungarn, die Herzöge und Grafen von Mecklenburg, Lauenburg, Meißen, Holstein und Schwerin und der mächtige Erzbischof von Magdeburg. Waldemar dachte jedoch nicht daran, sich vor der Uebermacht zu beugen. Unverzagt rückte er dem ihm vielfach überlegenen Feinde entgegen, und es kam bei Gransee zu einer mörderischen Schlacht. Waldemar verrichtete Wunder der Tapferkeit. Wo die Gefahr am größten war, sah man sein Schwert blitzen, doch er mußte zuletzt das Schlachtfeld den Feinden überlassen. Er hatte es nicht über sich zu bringen vermocht, mit seinem Angriff auf den an Zahl übermächtigen Feind, wie Kriegsverständige es ihm gerathen, bis auf das Eintreffen von Verstärkungen zu warten.

Sein und seiner Getreuen Widerstand war indeß derart gewesen und das vereinigte feindliche Heer hatte so schwere Verluste erlitten, daß, als der Dänenkönig zur Dämpfung eines Aufstandes in seine Heimat plötzlich zurückzukehren sich gezwungen sah, den übrigen Bundesgenossen der Muth entwich, den Kampf gegen Waldemar fortzusetzen. So kam es (1317) zum Friedensschlusse zu Templin, durch welchen dem Markgrafen der ungeschmälerte Besitz seines ganzen Gebietes zugesichert ward.

Der Widerstand Stralsunds und Waldemar's Antheilnahme an dem Kampfe gegen die Dänen verdient um deswillen hier besonders hervorgehoben zu werden, weil seit jener Niederlage die dänische Macht für eine geraume Frist nicht wieder über den ganzen Nordosten Deutschlands zur Oberhand zu gelangen vermochte. Nur auf eine ganz kurze Zeit gelang es später, dem Dänenkönig Waldemar II., dem deutschen Norden seine Oberherrschaft aufzuzwingen.

Im Hinblick auf die Niederlage Waldemar's bei Gransee verdient noch insbesondere die schwere Lage, in der er sich befand, hervorgehoben zu werden. Die Stralsunder konnten hinter ihren festen Mauern und ihren vierzig Wehrthürmen dem Angriffe gelassen entgegensehen und durften bei einer längeren Belagerung auf die Ermüdung und Uneinigkeit der fürstlichen und adeligen Widersacher hoffen, zumal denselben auch das Geld bald ausging. Waldemar's ausgedehnte Besitzungen aber lagen vor dem Einbruche der sich überall geltend machenden Uebermacht offen da. Der Feinde waren so viele, daß sein Untergang zweifellos war, wenn sie ihm gleichzeitig kräftig zugesetzt hätten. Standen doch außer den oben angeführten dänischen Vasallen und anderen kleinen und großen Herren selbst die ihm nahe verwandten Anhaltiner im Bunde mit Erich.

Im Osten rüstete Polen, ja sogar moskowitische Scharen waren wider Brandenburg aufgeboten. Und dabei konnte Waldemar sich auf seine eigenen Vasallen nicht verlassen. Viele grollten ihm wegen seines strengen Regiments, Viele wegen seines Bundes mit den verhaßten Städtern. Vielleicht hätte Waldemar sich schon früher auf die Seite der Letzteren gestellt, wenn er dabei auf irgend eine Unterstützung von Seiten des Reichs oder des Kaisers hätte rechnen dürfen. Allerdings herrschte damals der hochherzige Heinrich VII. von Luxemburg, dem es wirklich Ernst um Macht und Ehre des Reiches war. Aber er war, wie leider so Viele seiner Vorgänger, zu sehr mit den italienischen Angelegenheiten beschäftigt, als daß es ihm möglich gewesen wäre, sich um die fernen Ostseeländer zu kümmern. Sein Vorgänger, der selbstsüchtige Albrecht, hatte das wichtige Lübeck und die Ostseeküsten geradezu und ausdrücklich dem König Erich preisgegeben. Er nannte ihn „seinen Freund, den König der Dänen und Slaven."

Ebenso unerschrocken, wie sich Waldemar weltlicher Macht entgegenstellte, ebenso kühn erhob er das Haupt der geistlichen Macht gegenüber, sobald diese, seiner Meinung nach, nicht innerhalb der Grenzen des ihr vom Geiste der Religion bestimmten Berufes blieb.



Markgraf Waldemar nach der Schlacht von Gransee sammelt seine Scharen.
Zeichnung von A. de Neuville.

Geistliche Drohungen beantwortete er durch Verjagung der Priester; der päpstliche Bannstrahl kümmerte ihn nicht. Wie sein ganzes Haus, war auch er den Dichtern seiner Zeit zugethan, die seine Thaten vielfach in Liedern verherrlichten, worauf näher zu verweisen uns weiterhin die Schilderung des hochgepriesenen Festes im Rosengarten bei Rostock Anlaß bieten wird. Große Entwürfe im männlichen Herzen tragend, starb er plötzlich in der Kraft seiner Jahre (1319). — Er ward in dem Kloster Chorin beigesetzt. Aber vergebens sucht man heute die Stätte, welche die Gebeine des Helden birgt, ein Umstand, wohl geeignet, den Beschauer der Klosterruine in tiefster Seele an die Vergänglichkeit irdischen Glanzes zu mahnen. Kurze Zeit nach dem Tode Waldemar's sank auch der letzte Sproß des heldenmüthigen Geschlechtes der Askanier ins Grab.

Der Städtebund der Hansen.

Wir haben in vorstehendem Abschnitt Veranlassung gehabt, der steigenden Blüte der Städte Erwähnung zu thun, und da wir noch oft der Bedeutung der von ihnen geschlossenen Verbindungen gedenken werden, so erscheint es an der Zeit, einen Blick auf die Entstehung jener bald so gebietend auftretenden Bündnisse zu werfen, welche um diese Zeit bereits begonnen hatten, großen Einfluß zu üben.

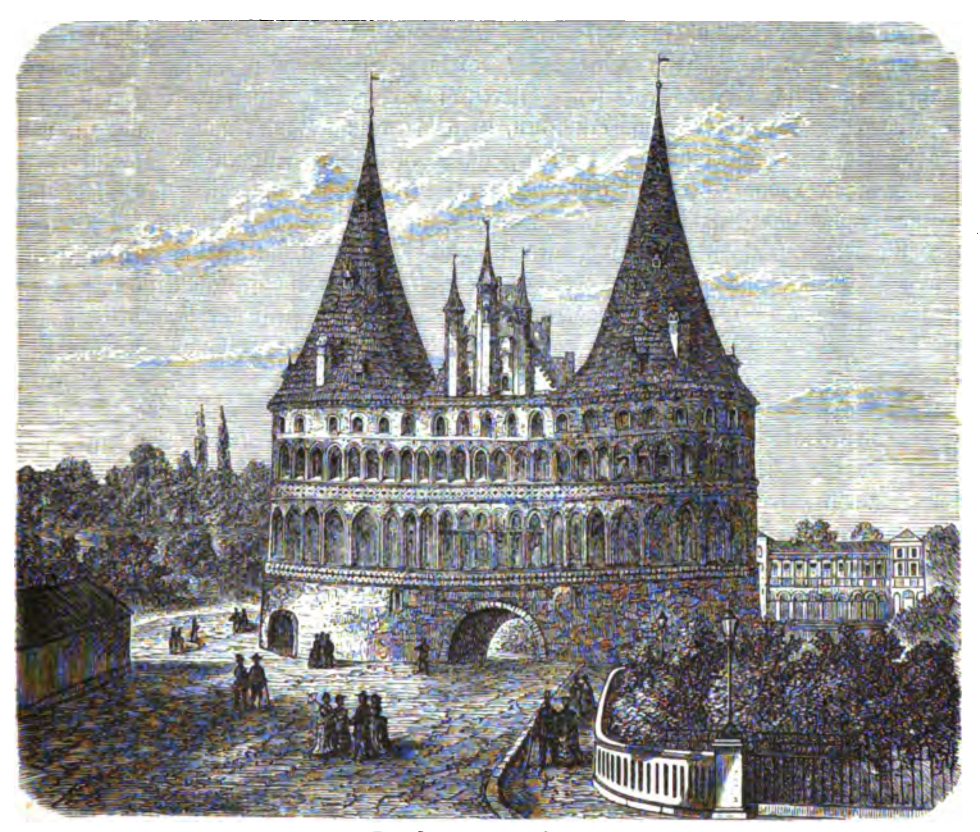
Der mächtige Bund der Hansen entstand und kräftigte sich in jener Zeit, in welcher der kaiserliche Arm zum Schutze von Handel und Wandel sowol in den rheinischen Städten, wie in den See- und Binnenstädten, vornehmlich in den Städten im Nordosten Deutschlands, zur Abwehr von Unbill sich als ohnmächtig erwies. Raubritter und Wegelagerer machten Weg und Steg unsicher, und die Küstenplätze sahen sich den Ueberfällen durch Seeräuber in steigendem Maße preisgegeben. Gegen solche Feinde halfen weder Reisige noch kaiserliche Schutzbriefe, kraft welcher die zur Messe oder auf einen Marktplatz reisenden Kaufleute sich und ihre Güterwagen durch Bewaffnete beschützen lassen durften, welches wenigstens einige Sicherheit bot.

Zur „kaiserlosen“ Zeit kehrte sich jedoch keiner der adeligen und unadeligen Räuber an Geleitsbriefe — diesen Strolchen gegenüber half nur ein Mittel: „Blut und Eisen“. Bereits hatte der kräftige Geist des Bürgerthums sich glänzend kundgegeben, als der Dänenkönig Erich mit 80 großen Schiffen und 7000 Gewappneten vor Stralsund erschien. Während er den Sund gesperrt hielt, schlossen die Scharen der Fürsten von Rügen, von Holstein, Schleswig, Braunschweig und mehrerer wendischen Fürsten die Stadt von der Landseite ein. Unversehens jedoch stürmten die Stralsunder aus den Thoren, brachen in die Wagenburg der Sachsen ein, erschlugen einen großen Theil der Vertheidiger derselben, plünderten das Lager und kehrten mit reicher Beute und zahlreichen Gefangenen jubelnd hinter ihre Mauern zurück. Die Zahl der edlen Herren, die in diesem und in anderen glücklichen Ausfällen eingebracht wurde, war so groß, daß ein Lösegeld von achttausend Mark Silber für sie einkam. Da wurden die vornehmen Herren des Liegens vor den festen Mauern bald überdrüßig. Statt Beute und Ruhm hatten sie nur Schande und Schaden geerntet, statt Schmausereien und lustiger Gelage herrschten im Lager Mangel und Krankheit. Deshalb schlich gegen den Herbst Einer nach dem Andern davon, und endlich kehrte auch Erich voll Ingrimm und Scham nach Hause zurück.

Drohenden Gefahren zu begegnen, schlossen nun die selbst während der argen Zeit des Faustrechts fortblühenden Handelsstädte am Rhein und Main sowie in Oberdeutschland, namentlich die bereits schon sehr angesehenen Seestädte Hamburg an der Elbe und Lübeck an der Trave, Bündnisse unter einander ab. Vereinigt glaubten diese Städte sich leichter gegen ihre Feinde und deren Sippschaften schützen zu können, mit vereinigten Kräften gedachten sie auch den begehrlichen Gelüsten ihrer mächtigen Nachbarn, insbesondere den Königen von Dänemark, von Norwegen und Schweden, entgegenzutreten.

Im Jahre 1241 verbanden sich Hamburg und Lübeck zu dem Bündnisse der Hansa, dem sich bald darauf noch eine große Zahl von Städten anschloß. Dieser Städtebund entwickelte in kurzer Zeit eine gewaltige Macht, eine Macht, die nicht allein das Königreich Dänemark mit Krieg zu überziehen wagte, sondern auch aus diesem Kriege siegreich hervorging.

Zur Zeit, als die Hohenstaufen im Kampf gegen das Papstthum und dessen Bannerträger elendiglich untergingen, regierte in Dänemark Waldemar II. Es gelang ihm, die wendischen, heute mecklenburgischen und pommerschen Küstenplätze in Abhängigkeit zu bringen, so daß er das Gestade längs des Baltischen Meeres von Holstein bis Esthland beherrschte. Natürlich ging solches nicht ohne harten Kampf ab, in welchem er schließlich selber in Gefangenschaft gerieth. Damals stritten die Reisigen und Bürger der Hansa, voran Lübeck, tapfer gegen den Bedränger.



Das Holstenthor zu Lübeck.

Lübeck hatte sein Aufgebot zu dem Heerhaufen der gegen die Dänen kämpfenden Fürsten rechtzeitig stoßen lassen, und der Feldhauptmann der Lübecker, Alexander von Soltwedel, „ein gar biederer und frommer Degen, zu Turnier und im Dienste verwegen“, hatte nicht wenig zum glücklichen Ausgange der entscheidenden Schlacht bei Bornhöved (1227) beigetragen. — Sieben Jahre nach dem Schlachttage von Bornhöved standen die Städter wieder gegen die Dänen. — Der Soltwedel verscheuchte die Flotte der Dänen bald von der Mündung der Trave, und als ihm der Feind nicht auf offenem Meere Stand hielt, suchte er die dänischen Küsten mit Feuer und Schwert heim, erschien vor der dänischen Hauptstadt und eroberte und zerstörte das Schloß Kopenhagen. Seitdem suchten eine große Anzahl Städte die Verbindung mit Lübeck, unter ihnen Breslau, Krakau, voran aber das mächtige Braunschweig, in welchem sich damals schon die großen Waarenniederlagen des Handels zwischen Italien und dem Reiche befanden. Allen größeren Handelsplätzen gelüstete, an dem Segen

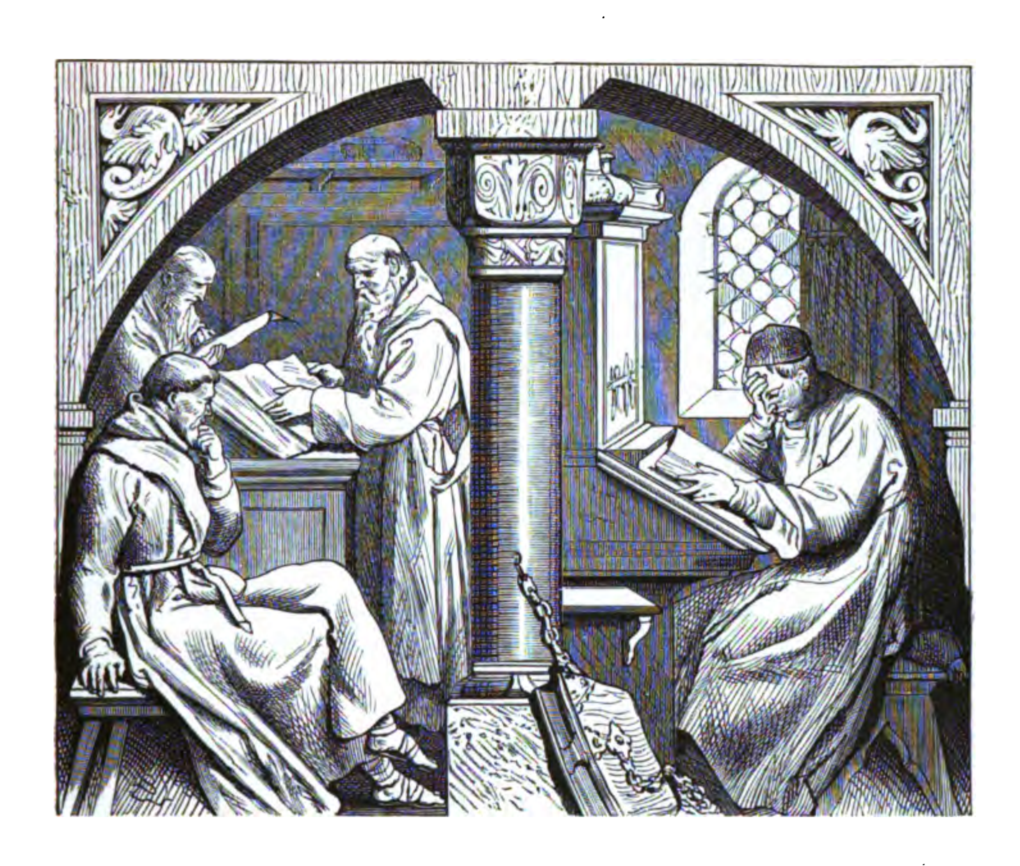
Theil zu nehmen, der sich durch Lübecks Macht und Ansehen und seinen immer mehr aufblühenden Zwischenhandel über sein gesammtes Gebiet ergoß.

Noch oft hatten Lübeck und die Seestädte Ursache, ihre Kriegsflotten an die Küsten von Norwegen und Schweden sowie nach den Gestaden der mißgünstigen Dänen zu entsenden, um den Willen der Hanseaten mit Gewalt durchzusetzen. Infolge der Regsamkeit der Hansastädte mehrten sich die Verbindungen der deutschen Kaufleute nach England, Flandern, Norwegen und Moskowitien. Alljährlich einmal erschienen auf der sogenannten Tagfahrt der verbündeten Handelsstädte oder dem Hansatage die Abgeordneten der auswärtigen Kontore, wie die von London, Bergen, Antwerpen, Brügge und Nowgorod, welches damals schon ein angesehener russischer Handels- und Meßplatz war. Da wurden die Angelegenheiten der Hansa berathen, alte Streitigkeiten geschlichtet, neue Bündnisse abgeschlossen.

Wegen seines mannhaften Verhaltens, seiner außerordentlichen Thätigkeit und seines Reichthums gelangte Lübeck an die Spitze des Hansabundes, welcher länger als hundert Jahre die nordischen Meere beherrschte. Hierdurch wurden alle Hansastädte reich und angesehen; wo die Schiffe der Hansa erschienen, da nahmen auch Handel und Wandel zu, und wo die tapferen Schiffskapitäne der Hansen sich sehen ließen, da flohen die Seeräuber.

Seit die Hansa jahraus jahrein eine stattliche Kriegsmacht unterhielt, jede Stadt eine eigene Truppe zum Gesammtheer zu stellen hatte, wurde die Schlagfertigkeit des Bundes gewaltig gehoben und die mißgünstigen Fürsten und Adelsherren hüteten sich, mit den streitbaren Städtern anzubinden. Diese aber verließen sich nicht allein auf ihre Reisigen, sondern sie stellten auch an deren Spitze kriegserfahrene Feldhauptleute, meist aus dem Ritterstande, die vom Bunde bezahlt wurden und den Kaufherren zu jeder Zeit „hold und gewärtig" sein mußten. Manche derselben brachten es zu hohen Ehren; so der tapfere Simon von Utrecht und der obengenannte Soltwedel. Infolge des Luxus im Mittelalter, den man sich meist geringer vorstellt, als er gewesen ist, war die Zunahme höherer Lebensbedürfnisse, auf welche sich der erhöhte Wohlstand gründete, davon abhängig, daß der Kaufmann sich in allen Satteln zurechtzufinden verstehen mußte. Er konnte damals seine Wissenschaft nicht aus Büchern schöpfen; aber er hatte sich nichtsdestoweniger zu bemühen, daß ihm die Gesetze und Zustände der Länder geläufig wurden, wohin ihn Verkehr und Handel zumeist führten. Daher mußten die Abgeordneten zu den Tagfahrten gewiegte, welterfahrene Männer sein. Natürlich, daß auch Kunst und höhere Bildung eifrige Pflege fanden.

Die Zeit war nicht fern, in der die zum Städtebund gehörende Bischofsstadt Mainz die „goldne" genannt wurde, und in der Brügge, Gent, Köln zu den Prachtstädten Europa's zählten. Zu Brügge, einem der Vororte der Hansa, war ein großartiger Reichthum an Waaren zu schauen. Dort fanden sich die Kaufleute aus der ganzen Welt zusammen: Moskowiter und Griechen, Spanier und Portugiesen, Normannen, Dänen, Engländer, Franzosen, Lombarden, Genuesen und Venetianer. Nach ihrer Mehrzahl gehören die Städte, die in die Hansa eingetreten waren, dem heutigen Königreich Preußen an und ihre Zahl betrug zur Zeit ihrer höchsten Steigerung 85. Wir nennen von ihnen: Anklam, Aschersleben, Berlin (damals noch ziemlich unbedeutend), Bielefeld, Braunschweig, Bremen, Danzig, Dorpat, Dortmund, Duisburg, Elbing, Frankfurt a/Oder, Göttingen, Greifswald, Gröningen, Halberstadt, Halle, Hamburg, Hamm, Hannover, Hildesheim, Kiel, Köln, Königsberg i/Pr., Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Münster, Nimwegen, Osnabrück, Paderborn, Quedlinburg, Reval, Riga, Rostock, Soest, Stade, Stargard, Stendal, Stettin, Stolpe, Stralsund, Thorn, Unna, Wesel, Wisby, Wismar und Zwoll. Als „zugewandte Orte" standen dem Bunde nahe: Bergen in Norwegen, Krakau, London, Groß-Nowgorod und Pleskow in Rußland. Somit dehnte sich der deutsche Städtebund vom Weichselursprunge bis zu den norwegischen Fjorden, von der Schelde bis zur Wolchow, und von der französisch-deutschen Grenze bis nach Rußland hinein aus.



Rückblick
auf die Kultur des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts.

Wir haben jetzt wiederum einen Zeitraum von etwa zweihundert Jahren durchwandert, und es bleibt noch übrig, auf die Entwicklung des Kulturlebens zurückzublicken.

Freie, Unfreie, Adel. Die Mehrzahl der früheren Hörigen waren Bauern geworden, die von ihren Herren gegen Abgaben und Frohndienste Ackerstücke erhalten hatten und diese unter derselben Bedingung auf ihre Kinder vererbten. Die anderen Leibeigenen standen als Gesinde oder als Handwerker im Brote des Adels oder der Bauern. In der Nähe der Schlösser und Burgen der Adeligen lagen die Häuser und Hütten des Gesindes, der Handwerker und der Bauern — die erste Art von Dörfern. Die Macht des Guts-, Schloß- oder Burgherrn über Gesinde, Handwerker und Bauern war im Wesentlichen noch dieselbe wie zur Urzeit, nur in Bezug auf die Ausführung jener sogenannten Rechte waren Veränderungen eingetreten. Im Allgemeinen hatten die Unfreien auf geistlichen Gütern sich einer milderen Behandlung zu erfreuen, jedoch kam es auch vor, daß weltliche Fürsten die Unterthanen geistlicher Herren vor zu großer Härte derselben schützen mußten.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß unter Kaiser Heinrich I. Leibeigene, um Plätze zu gewinnen, die bei den Einbrüchen der Magyaren Halt und Sicherheit gewährten, Ortschaften mit Wällen und Mauern umziehen und Wachtdienste dort verrichten mußten, und daß aus diesen Leibeigenen nach und nach der Bürgerstand erblühte. Die den Burgen und Schlössern nahe wohnenden Unfreien wurden auch fernerhin als Eigenthum ihrer Herren betrachtet, wogegen in den Städten der Begriff der Leibeigenschaft mehr und mehr schwand. Die Begründer der Städte zogen von den Städtern, deren Gerichtsherren sie blieben, Anfangs noch Zins; da aber diese Leute nicht mehr Grund und Boden von ihren

ursprünglichen Herren besaßen, sondern von dem Ertrage handwerklicher und kaufmännischer Thätigkeit lebten, so hörte auch die Zinszahlung mit der Zeit auf. Einzelne Adelige ließen sich in den Städten nieder, hielten sich aber abgesondert von den Städtern, den späteren Bürgern, und nannten sich, zum Unterschiede von dem Landadel, Stadtadel, Patrizier, auch „Geschlechter", unter welchem Namen sie Jahrhunderte lang eine bedeutende Rolle spielten, indem sie, dem Bürgerstande gegenüber, ihre bevorzugte Stellung aufrecht zu erhalten wußten. Sie wurden auch Stadtjunker oder Glevener, von der ritterlichen Hauptwaffe, Gleve, d. i. Lanze, genannt, wogegen die zinspflichtigen Gewerbs- und Ackerleute, die noch außerhalb der Umpfählung der Stadt wohnen mußten, den Namen Pfahlburger, Schutzburger oder, von ihrer Waffe (Pike, Spieß) Spießburger hießen. Ein Schwert durfte der Burger nicht um den Leib gegürtet tragen, sondern mußte es auf Reisen entweder im Wagen mit sich führen oder es an den Sattelknopf des Pferdes hängen. Das Tragen des Schwertes galt eben als ein besonderes Vorrecht der Adeligen.

Zu Anfange des Zeitraums nun, mit dem wir es jetzt zu thun haben, war die Macht und das Ansehen der Städte schon so bedeutend geworden, daß der Landadel mit Neid und Besorgniß auf sie zu blicken und der Gedanke sich in ihm zu regen begann, sie mit Gewalt zu ihrer früheren Ohnmacht zurückzuführen. Wer weiß auch, was geschehen wäre, hätten nicht außerordentliche Ereignisse, von denen wir weiter unten sprechen werden, die Aufmerksamkeit des Adels auf lange Zeit von den Städtern abgelenkt. Während dieser Zeit nun gewannen diese an Kraft und Selbstbewußtsein genugsam, um dem Adel später mit Erfolg die Stirn bieten und sich behaupten zu können.

Auch im Stande des Adels war eine große Veränderung vor sich gegangen — er hatte sich zum Ritterstande erhoben. Zur Zeit der Errichtung des Heerbanns galt als Reisiger oder Ritter ein Jeder, der sich beim Aufrufe des Fürsten auf eigene Kosten mit Panzer und Halsberg, mit Helm und Schild, mit Schwert und Lanze auszurüsten vermochte und sich zu Rosse dem Zuge anschloß. Von einem Ritterstande als solchem war daher zu jener Zeit in Deutschland noch keine Rede. Es ist auch schon darauf hingewiesen worden, wie Heinrich I. zur Veredlung der Sitten der adeligen Reisigen, die zu seiner Zeit noch einen äußerst rohen Sinn bekundeten, die öffentlichen Schaukämpfe einführte, aus denen sich allgemach die Turniere entwickelten. Diese bewiesen sich nicht nur der Hebung der Sitten in dem eisernen Zeitalter überaus günstig, sondern auch vornehmlich der Gewerbsthätigkeit. Das Wohlgefallen an ritterlichen Spielen kam vor Allem denjenigen Gewerben zugute, welche sich mit Herstellung von Schwertern, Piken, Lanzen, Rüstungen u. s. w. beschäftigten. Die deutschen Waffenschmiede wetteiferten zu jener Zeit bereits mit den italienischen. Während Brüssel, Lüttich, Mecheln, Brügge, Nürnberg, Augsburg, Magdeburg ꝛc. im Rufe standen, vorzügliche Schwerter und Harnische zu verfertigen, ja mit Mailand und Venedig zu wetteifern im Stande waren, erhielten Namur und Gent ihren schon aus den Zeiten Karl's des Großen herrührenden Ruf aufrecht, das zur Bewaffnung gehörige Lederzeug in vorzüglichster Beschaffenheit herzustellen.

Nicht nur bei Gelegenheit von Nationalfesten, sondern auch zur Feier der Ehrentage fürstlicher Personen wurden immer häufiger Turniere ausgeschrieben, zu welchen Kämpfer von weit und breit herzuströmten, um einen Preis aus der Hand schöner Frauen zu gewinnen, die von erhöhten Brustwehren den Kämpfern zuschauten. Auch begann es Sitte zu werden, daß Große bei solchen Festen feierliche Wahlsprüche verkündeten. So kamen viele kernhafte Gedanken ins Volk, und es mögen manche gute Sprüchwörter, die heute noch Geltung haben, auf diese Art entstanden sein. — Auch die Pflege des Gesangs ward nicht verabsäumt, vornehmlich die des Heldenliedes. Fahrende Sänger und gehrende (begehrende) Leute fanden meist gute Aufnahme in den Burgen und in den Behausungen wohlhabender Städter. Selbst der freie Landbewohner beherbergte die sangeskundigen Wanderer gern und ehrte die Liedersänger nach Kräften.



Der Heldenliedersänger beim Mahle. Zeichnung von B. Mörlins.

Die Kreuzzüge.

Kaum hundert Jahre nach Mohammed's Flucht aus Mekka herrschte der Islam von der Grenze Indiens bis zum Atlantischen Ozean. Alle Verhältnisse des Orients wurden allgemach durch die im Sturme errungenen Siege der Sarazenen umgewandelt. Die Araber entrissen den Persern das bis dahin behauptete Uebergewicht und bemächtigten sich des gesammten indischen Handels, ebenso beeinträchtigten sie allenthalben die Interessen der Griechen. Bis weithinein in den afrikanischen Sudan, an den wichtigsten Punkten der indischen Küste setzten sie sich fest, und es gediehen ihre Handelskolonien und verbreiteten sich über den Meerbusen von Siam nach China hin. Durch arabische Schiffe fanden die Güter des Ostens zur See massenhaft ihren Weg in die westliche Welt. Nach dem reichen Basra (im J. 630 von Omar am vereinigten Euphrat und Tigris angelegt), nach Kairo (972 unter dem Khalifen El Moës gegründet und zur Hauptstadt Aegyptens erhoben) ergossen sich die Schätze Indiens und China's, und unter den abbasidischen Khalifen blühten zu Bagdad Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe. Indeß alle dort erzeugten Güter waren nur für den Gebrauch der mohammedanischen Welt bestimmt; Alexandria, wo sich ehedem Orient und Occident begegneten, blieb den Christen verschlossen.

Konstantinopel vermochte nur auf dem Landwege einen gefährlichen und beschwerlichen Handel mit Indien und China aufrecht zu erhalten. Dieser Verkehr, am Oxus hin über das Kaspische und Schwarze Meer, machte die griechische Hauptstadt zur Vermittlerin des orientalischen Handels mit Italien, wo sich Bildung und Industrie wieder aus dem Schutt zu erheben begannen. Deutsche Kaufleute waren auf der Donau von Wien, Regensburg, Ulm, Passau, ja von Augsburg und Nürnberg aus in unmittelbaren Verkehr mit Konstantinopel getreten; selbst die Russen hatten schon ums J. 1000 Handelsbeziehungen mit Byzanz angeknüpft.

Mittlerweile war auch in Europa ein Khalifenreich erstanden, indem die Araber nach Unterwerfung Nordafrika's in Spanien eingedrungen waren und, nachdem sie bei ihrem Versuche, sich auch in Frankreich festzusetzen, geschlagen worden waren, das Khalifat zu Cordova gegründet hatten. Den Mauren Spaniens gelang es gar bald schon, den blühenden Ackerbau und Handelsverkehr der Karthager und Phönikier wieder herzustellen; kein Fleckchen Erde ließ die rührige, stetig wachsende Bevölkerung unbenutzt. Spanien wurde der Hauptberührungspunkt sarazenischer Kultur und des Handelsverkehrs im westlichen Europa. — Bald machten auch die aus dem innern Asien nach Syrien vorgerückten Turkmenen oder Türken, ihre Eroberungszüge bis ins Heilige Land fortsetzend, von sich reden, nachdem sie Jerusalem in Besitz genommen.

Die ersten Keime des auf die Verhältnisse der Völker so mächtig einwirkenden Geistes des Handels und der Schiffahrt im Mittelländischen Meere machten sich schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts in einigen Küstenplätzen Italiens bemerkbar. Rasch entwickelte sich seitdem ein lebhafter Großverkehr zur See; der Unternehmungsgeist suchte die leichtesten und natürlichsten Wege zur Erlangung von Waaren und Gewinn auf. Namentlich war es Amalfi, welches im zehnten Jahrhundert mit seinen Handelsflotten das Meer durchfurchte. Ueberall, in Konstantinopel, Kairo, Alexandrien, siedelten sich seine Kaufleute an; Amalfi erhob sich zum großen Marktplatz für den ganzen Osten, sein Seerecht galt in ganz Italien, und die Stadt, die heute nur 4000 Einwohner zählt, hatte damals deren 50,000.

Dann erhob sich aus einem wenig beachteten Winkel des Adriatischen Meeres Venedig zu außerordentlicher Bedeutung. Erstaunliche Rührigkeit und ein großartiger Handels- und Unternehmungsgeist erhob die Königin der Adria auf eine solche Stufe, daß sie Jahrhunderte lang den europäischen Mächten beigezählt wurde. Venedigs Einfluß nach dem Oriente hin datirt aus der Zeit, als die Lagunenbewohner für die mittels ihrer Flotte den griechischen Kaisern geleisteten Dienste bald allerlei Gerechtsame erlangten, und ihre Meerherrschaft begann sich nach Ueberwindung der dalmatischen und sarazenischen Seeräuber

nach allen Richtungen auszudehnen. Auch die syrischen und ägyptischen Küsten wußten sich die Venetianer zu eröffnen, indem sie mit den Todfeinden der griechischen Kaiser, den Sarazenen, in Handelsverbindung traten.

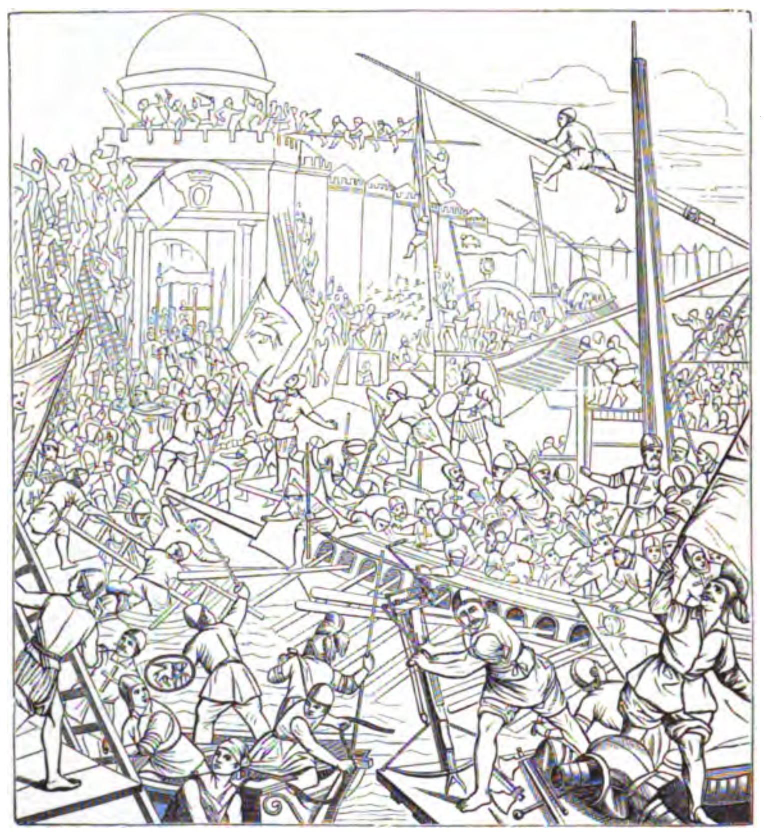


Der heilige Bernhard predigt das Kreuz in Deutschland.

Nächst Venedig waren es Pisa und Genua, in welchen der Handelsgeist und die Seetüchtigkeit Großes bewirkten, nachdem diese Städte freie republikanische Verfassungen errichtet hatten. Lange dauernde Kämpfe mit den Sarazenen machten anfänglich beide Städte zu Verbündeten; indeß ihre so verschiedenartigen Interessen führten zur Nebenbuhlerschaft, sowie zu beständigen Reibereien und entzweiten sie immer wieder von Neuem.

Bereits im elften Jahrhundert befindet sich der Seeverkehr im Mittelmeer in schönster Entwicklung; der Handel hatte angefangen, Völker, gänzlich verschieden in Sprache und Sitten, mit einander in folgenreiche Verbindungen zu bringen.

Die Bekenner des Islam besuchten die Häfen des christlichen Italiens, Christen verkehrten mit den Todfeinden des Kreuzes und erhielten in deren Ländern die Erlaubniß, die Produkte ihrer Heimat und ihres Kunstfleißes einzuführen und an mohammedanischen Plätzen sogar Handelsfaktoreien anzulegen. Wenn auch nur äußerst langsam, so wären die Früchte dieser regen Völkerverbindung doch gereift, trotz der immer entschiedener hervortretenden Gegensätze zwischen den Morgen- und Abendländern und ihren sich widerstreitenden Interessen. Aber eine andere weltbewegende Triebkraft, eine Art „umgekehrte Völkerwanderung" machte sich geltend: die Kreuzzüge, jene tief religiöse Bewegung, welche während zweihundert Jahren die Christenheit durchzitterte.



Eroberung von Konstantinopel. Nach einem mittelalterlichen Bilde.

Es lagerte auf jener Periode eine dumpfe Atmosphäre, deren Druck keine höhere Kultur zum Aufblühen kommen ließ. — Die Welt war voll von Priestern, aber wo war ein wahrhaftiges christliches Priesterthum? Gotteshäuser erhoben sich allerorten, aber wo ging man mit Ernst ans Werk, Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten? Vereinzelt fand das Christenthum wol seine Stätten, aber im großen Ganzen regierten ja doch immer noch Wodan und die übrigen germanischen Götter. Der köstlichste Schatz der Religion war durch die Selbstsucht von einer dichten Hülle umschlossen worden, auf der allerhand unverständliche Zeichen und Bilder standen, und durch die nur vereinzelte Lichtstrahlen brechen und ein Dämmerlicht unterhalten konnten. Daher das Unbefriedigtsein, das Suchen nach einem Bessern, die Sehnsucht nach dem Erkennen Dessen, von dem wenigstens eine Ahnung in den Besseren der Zeit lebte. Von Italien aus verbreiteten sich alljährlich märchenhaft klingende Schilderungen orientalischer Pracht und Herrlichkeit, aber auch die Klage, daß die heilige Stadt, wo der Heiland gelebt, gewirkt, gelehrt und gestorben, seit dem Jahre 1077 unter die

Herrschaft der Türken gerathen sei. Die Blicke Aller richteten sich seitdem mehr und mehr nach dem Morgenlande. Es begann der fromme Glaube überhand zu nehmen, daß schon der Gewinn des Heiligen Landes Erlösung von allen drückenden Uebeln bringen könne und werde. Die Mächtigen dieser Welt erkannten und theilten diese Richtung des Zeitalters, und so entstanden die Kreuzzüge.

Hätte jene Unbefriedigung mit den Zuständen und jene Sehnsucht nach einem Besseren nicht in den abendländischen Völkern gelegen, nicht die Habsucht, noch der Widerstreit der Interessen, kein umherirrender geistlicher Kreuzprediger, kein Papst, trotz seines unzählbaren geistlichen Heeres, hätte die Kreuzzüge zu Stande gebracht. Denn nicht nur schwache Kinder und leichtgläubiges Gesindel zogen nach dem Osten, um an der „umgekehrten Völkerwanderung" Theil zu nehmen, sondern der Kern des Kriegerstandes, der Ritterstand, Fürsten und Herren an der Spitze, ließ sich das rothe Kreuz auf die Schultern heften und unternahm gläubigen Sinnes die verhängnißvollsten Fahrten.



Rückkehr der Kreuzfahrer. Zeichnung von A. de Neuville.

Daß viele unlautere Gründe: die Abenteuersucht, Gier nach Beute, das Handelsinteresse, die Hoffnung, durch Theilnahme an dem Zuge von weltlichen und geistlichen Schulden ledig zu werden, päpstliche Herrschsucht — zur Fortsetzung dieser Unternehmungen trotz aller Mißerfolge hintrieben, wird Niemand in Abrede stellen. Die Seele der Unternehmungen aber blieb die Sehnsucht, zum eigenen und zum Heile der Mitmenschen in das Allerheiligste des Christenthums einzudringen.

Folgen der Kreuzzüge. Aber was gewann die europäische Welt, was unser Vaterland, daß in einem Zeitraume von zweihundert Jahren so viele Hunderttausende nach dem Morgenlande zogen, um durch Hunger und Pestilenz oder unter den Säbeln der Ungläubigen ihren Tod zu finden und ihre Gebeine in der glühenden Wüstensonne bleichen zu lassen? (Es sollen gegen 6 Millionen Europäer in den Kreuzzügen ihren Tod gefunden haben.)

Außerordentlich viel ward gewonnen!

Der gläubigen frommen Menge galt die Erringung und Erhaltung des heiligen Grabes als Hauptsache; den Ehrgeizen unter den Gebietenden die Befestigung der erlangten Herrschaft in den Küstenländern von Syrien. Doch ließen sich weder das Königreich Jerusalem noch die anderen christlichen Fürstenthümer und Stationen auf die Dauer halten. Hatte man nun nach andauerndem Völkerringen schließlich recht greifbare Vortheile nicht davongetragen, so waren dennoch die Folgen der Kreuzzüge hochbedeutsamer Natur. Aus der gewonnenen erweiterten Menschen- und Weltkenntniß entwickelte sich ein erfrischender

geistiger Odem, eine lebendige nachhaltige Verkehrsströmung. Wie aus dem Zusammenschlag von Stahl und Stein der zündende Funke entspringt, so entsprang auch dem feindlichen Zusammenstoß von Morgen- und Abendland der Geist einer neuen Zeit.

Der große Religionskrieg des Mittelalters wurde vornehmlich ein Hauptförderungsmittel für Handel und Wandel, indem er die abendländische Welt mit der morgenländischen in genauere Berührung brachte, woraus ganz neue Keime der Civilisation entsprangen. Durch die Kreuzzüge kam eine Menge neuer Bedürfnisse auf und diese bewirkten eine bemerkenswerthe Aenderung der europäischen Lebensweise; neue Industrien und neues Handelsleben entstanden, was allerdings zunächst den obengenannten drei italienischen Handelsmetropolen, dann aber auch den oberdeutschen Städten zugute kam. Aber man erlangte mehr noch, man gewann Schätze, die in der That jener oben erwähnten tiefen Sehnsucht entsprachen. Das deutsche Volk kam durch die Kreuzzüge in den Besitz des Schlüssels zu jenem Schatze des Christenthums, der von der Priesterschaft der Menschen Augen verborgen gehalten wurde. Hatte doch der geistliche Stand selbst kaum mehr gewagt, der Wahrheit ins Auge zu schauen!

Der Schlüssel war: Kenntniß der Ursprachen, in denen die Bücher des Neuen Testaments geschrieben sind. Der dunkle Vorhang der Tradition hatte bisher dem deutschen Volke die Grundlehren und das ursprüngliche Leben der ältesten Kirche verdeckt gehalten. Jetzt hob sich der Vorhang, und das Volk vermochte in das Allerheiligste zu schauen und Vergleiche anzustellen über Das, was sein sollte, und Das, was der Ursprung war.

Die Kirche erkannte alsbald die drohende Gefahr und stellte den Satz auf: Die Schriften der Apostel sind nur für die Priester geschrieben, deren Weihe sie allein für das richtige Verständniß befähigt; der Laie dagegen empfängt die christliche Wahrheit nur durch Priestermund und durch den Papst findet eine fortgehende Offenbarung des göttlichen Willens statt.

Daher wurde auf Befehl der oberen Kirchenfürsten überall gegen das Lesen der heiligen Schriften in der Ursprache geeifert. „Sie haben", so predigten die Bettelmönche, „eine neue Sprache erfunden, welche sie die griechische nennen; traut ihr nicht, sie ist die Quelle aller Ketzereien. In sehr vielen Händen haben wir ein Buch gesehen, das in dieser Sprache geschrieben war; sie nannten es das Neue Testament; das ist ein Buch, das von Dolchen wimmelt und lauter Gift. Was das Hebräische betrifft, geliebte Brüder, so ist es außer Zweifel, daß Die, so es lernen, auf der Stelle zu Juden werden." — In dieser Weise kämpfte der Stand, der sich die „Kirche" nannte, gegen die Kirche Christi.

So kam es, daß durch Kenntnißnahme der Urschriften des Christenthums die Kreuzfahrer ihrem Volke einen nachhaltigen Segen errangen. Freilich dauerte es noch lange Zeit, ehe das Streben zum Besseren so verbreitet ward, daß es, der Kirche ihrer Zeit gegenüber, im Staatsleben festen Fuß zu fassen und sich zu behaupten vermochte.

Aber die Kreuzfahrer brachten auch recht schlimme Uebel aus dem Morgenlande mit heim: jene häßlichen Geschlechtskrankheiten und die gefürchtete Pest, welche infolge ihrer hohen Ansteckungsfähigkeit die Bevölkerung des Orients seit Jahrtausenden dezimirt. Ein eigenthümlicher Charakterzug dieses „Würgengels Gottes" ist's, daß überkultivirte, verkommene Völker von ihm eher heimgesucht und rascher zu Grunde gerichtet werden als rohere Menschen, denen noch eine größere Widerstandskraft innewohnt. So hat die Seuche im sechsten Jahrhundert die alte Prachtstadt Antiochien gänzlich vernichtet; im dreizehnten Jahrhundert raffte „der schwarze Tod" in Europa allein 25 Millionen Menschen weg, in Neapel starben 60,000, in Florenz 100,000 Menschen, in Venedig 40,000, in und um Wien 80,000 Menschen. Noch im achtzehnten Jahrhundert starben in Ostpreußen 300,000 Menschen, in Marseille binnen 40 Tagen 30,000 Menschen. Allerdings werden, wie nach großen Kriegen, solch große Menschenverluste wieder rascher ausgeglichen. Nach dem großen Sterben im vierzehnten Jahrhundert steigerte sich die Vitalität derart, daß nicht nur mehr Zwillinge geboren wurden als sonst, sondern selbst Kinder mit Zähnen (Dr. J. Baas).

Zu Ulm wurden 1635 nach der großen Pest, welche daselbst 15,000 Menschen hinweggerafft hatte, an einem Sonntag 60 Ehen verkündet; im Jahre 1636 aber 479, und zwar allein am 9. Februar 24 Hochzeiten gefeiert. In Zürich starben 1611 über 7000 Personen an der Pest, und von Martini dieses Jahres bis zu Martini 1612 wurden daselbst 470 Ehen geschlossen, und in der ersten Zeit täglich in einer Kirche 4 bis 6, dann 7 bis 12 Paare getraut. Auch verdient erwähnt zu werden, daß der Todtenmarsch der Pest durch Europa keineswegs der Fortentwicklung des Kulturlebens Abbruch gethan hat. Es trat vielmehr bald nach ihrem Erlöschen ein erhöhter Fortschritt auf allen Gebieten ein, sowie sich z. B. nach dem großen Sterben in Italien die Blütezeit, das Cinquecento — die Renaissance — vorbereitete. Insofern der Körper des Einzelnen und der Gesundheitszustand der Völker dem Einfluß der großen Völkerwanderung sich nicht entziehen konnten, so unterlagen auch die gesellschaftlichen Lebensformen großen Wandlungen.

Einfluß der Kreuzzüge auf Bürger und Adel. Höchst bedeutende Veränderungen gingen schon während der Kreuzzüge, die in das elfte, zwölfte und dreizehnte Jahrhundert fallen, und mehr noch nachher im sozialen Gesammtzustande Europa's vor sich. Vermöge ihrer Kostspieligkeit verlor durch Verschleuderung des großen Grundbesitzes ein guter Theil des Adels Vermögen und Einfluß während der langen Dauer dieser Religionskriege, an welchen sich gerade der unternehmende und bessere Theil des höheren Ritterstandes von Generation zu Generation betheiligte. Nächste Folge hiervon war die Freilassung der an diesem Grundbesitz haftenden Leibeigenschaft. Damit schwand die Macht des Adels, und dies begünstigte das Emporkommen der Städte und innerhalb derselben die Entstehung beweglichen Vermögens, was wiederum zur Blüte der Gewerbe und zur Erstarkung eines freien Bürgerstandes beitrug.

Die Ritterorden. Die Kreuzzüge verliehen dagegen dem Stande der adeligen Krieger eine gewisse religiöse Weihe. In den geistlichen Ritterorden: Johanniter, Templer, Deutschherren, verschmolz das christliche Mönchthum und das christliche Ritterthum in Eins. Außer diesen besonderen Orden bildete sich der Ritterstand als solcher, und die Kirche schuf religiöse Gebräuche bei der Aufnahme in denselben.

Das Ritterthum. Der Ritter hatte die Vorstufen des Edelknaben und des Knappen durchzumachen. Schon in jungen Jahren kam der Knabe zu einem Ritter von gutem Rufe und tapferer Gesinnung, um auf der Jagd, auf Reisen und Botschaften dem Ritter, vorzüglich aber der Gemahlin desselben, zur Hand zu sein. Im vierzehnten Lebensjahre ward er wehrhaft gemacht und in den Stand des Knappen erhoben. Damit begann die Zeit ernster Kraft- und Waffenübungen: das Ringen, Bogenschießen, Schleudern mit Steinen u. s. w. Die Knappen mußten unter der Leitung kriegserfahrener Männer Burgen im Walde anlegen, bestehend aus Erdmassen, Felssteinen und Holz, und es galt dann, sie, bei gleicher Eintheilung der Streitkräfte, mit Gewalt oder List einzunehmen. Ferner wurden die Knappen geübt, in Panzerhemden zu tanzen, Sprünge über Baumstämme oder Gräben zu machen u. s. w. Das Ziel dieser Uebungen war: in völliger Rüstung auf das Roß zu springen. Der Knappe sollte eben ein Mann von Stahl und Eisen werden. Schwächliche Jünglinge mußten einen andern Beruf wählen, oder sie konnten sicher sein, bei diesen Gewaltübungen zu Grunde zu gehen. Hatte der eifrige Knappe sein einundzwanzigstes Lebensjahr erreicht, so fand seine Aufnahme in den Ritterstand statt. Gewöhnlich geschah eine solche Aufnahme an Höfen und auf Schlössern bei Gelegenheit der Feier eines Festes. Der Knappe brachte die Nacht zuvor in einer Kirche oder Kapelle unter inbrünstigen Gebeten zu. Nachdem er am Morgen, zum Zeichen der innern Reinigung, ein Bad genommen hatte, ruhte er einige Stunden in einem schönen Bette, wonach er mit rothen und weißen Gewändern bekleidet wurde. Die Ruhe in dem schönen Bette deutete auf den Frieden und die Ruhe des Paradieses hin, das dem tapfern Ritter bestimmt sei, das weiße Gewand auf einen reinen Lebenswandel, das rothe auf sein Blut, das für erhabene Zwecke zu vergießen er jederzeit bereit sein solle.

Vor dem Altare knieend empfing er aus den Händen des Priesters das Ritterschwert, wonach er vor den Anwesenden die Rittergelübde ablegte: die Kirche nach allen seinen Kräften zu ehren und zu vertheidigen, dem Lehnsherrn treu, hold und gewärtig zu sein, keine ungerechte Fehde zu führen, Wittwen und Waisen zu schützen, die Frauen zu ehren, Unterdrückten beizustehen u. s. w. Hierauf wurde er mit Panzer, Arm- und Beinschienen und Waffenrock bekleidet, man legte ihm die goldenen Sporen an, und seine Hüfte wurde mit dem ritterlichen Wehrgehenk umgürtet. Nachdem endlich der Fürst, Graf oder Ritter, von dem er zum Ritter geschlagen werden sollte, ihm eingeschärft hatte, daß der vornehmste Schmuck eines Ritters Treue, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Vernunft, Klugheit, Mäßigkeit, Stärke, Wahrheit, Freigebigkeit, Fleiß, Hoffnung, Tapferkeit sei, kniete er vor demselben nieder und erhielt von ihm unter den Worten: „Ich schlage dich zum Ritter im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg; sei tapfer und unverzagt!" mit der Fläche des entblößten Schwertes drei Schläge auf die Schulter oder den Hals. Der Ritterschlag sollte ein Zeichen sein, daß er fernerhin keinen Schlag mehr dulden dürfe. Darauf erhob er sich, und die anwesenden Ritter hießen ihn mit Kuß und Umarmung als jungen Bundesbruder willkommen. Jetzt bedeckte er sein Haupt mit dem Helme, ergriff Schild und Lanze, sprang auf das Roß, tummelte es vor den Rittern und dem jubelnden Volke umher und schwang mit muskelstrotzendem Arme die Lanze, die zu führen ihm als Knappe bisher nicht gestattet war.

Oft geschah es auch, daß Knappen, die sich in einem Kampfe ausgezeichnet hatten, von den Fürsten auf dem Schlachtfelde zu Rittern geschlagen wurden, wobei jedoch ein einfacheres Ceremoniel befolgt wurde.

Die Turniere wurden unter immer steigendem Glanze abgehalten. Das Deutsche Reich war in vier große Turnierbezirke getheilt worden; jedem Bezirk stand ein Turniervogt vor. In jedem Bezirk gab es wieder Unterbezirke und Untervögte. Die Einladungen gingen in offenen Briefen von den Vögten aus und wurden von Turnierherolden überbracht. Zur bestimmten Zeit strömten nun von nah und fern Ritter mit ihren Damen in prächtigen Aufzügen daher. Wer an dem Kampfspiele Theil nehmen wollte, mußte dem Vogt seinen Adel und seine Unbescholtenheit zuvor beweisen. Der Kampfplatz war umgeben von Bühnen, die mit Bildwerken, Grün und Blumengewinden geschmückt waren. Den Anfang machten die Turnierproben, in denen Knappen ihre Kraft und Geschicklichkeit zeigten. Diejenigen, welche sich auszeichneten, erhielten die Ritterwürde. Nun folgten die Ritter- oder Musterturniere. Von Kopf bis Fuß in Stahl gekleidet, mit wehenden Federbüschen und umgürtet mit prächtigen Schärpen zogen die Ritter, nachdem sie die Messe angehört hatten, voran eine Schar Trompeter, vor die Schranken. Auch die Rosse glänzten in Stahlrüstungen und trugen wehende Federbüsche auf den Häuptern. Jedem Ritter folgte sein Knappe. Es fanden nun Massenkämpfe (Buhurd) und Einzelkämpfe (Tiost) statt; bei jenen wurde mit Turnierkolben oder stumpfen Schwertern, bei diesen mit Lanzen ohne Stahlspitzen gekämpft. Bei den Einzelkämpfen galt es, den Gegner aus dem Sattel zu werfen. Zersplitterte eine Lanze oder wurde ein Ritter zur Erde geworfen, so fand noch bisweilen ein Schwertkampf statt. Sieger war Derjenige, der die meisten Gegner aus dem Sattel gehoben oder sie kampfunfähig gemacht hatte. Daß solche Kämpfe, wenngleich die Ritter durch starke Rüstungen geschützt waren und in der Regel, wie bemerkt, nur mit stumpfen Waffen gekämpft wurde, dennoch oftmals starke Verwundungen, ja bisweilen auch den Tod Einzelner zur Folge hatten, kann nicht verwundern. In einem Turniere zu Neuß bei Köln, in dem Anfangs mit stumpfen, später aber mit scharfen Waffen gekämpft wurde, kamen 42 Ritter und fast eben so viele Knappen ums Leben.

Lange erhielt sich in der Erinnerung des Zeitgenossen das prächtige Fest im Rosengarten bei Rostock, auf welchem König Erich von Dänemark dem Markgrafen Waldemar den Ritterschlag ertheilte.



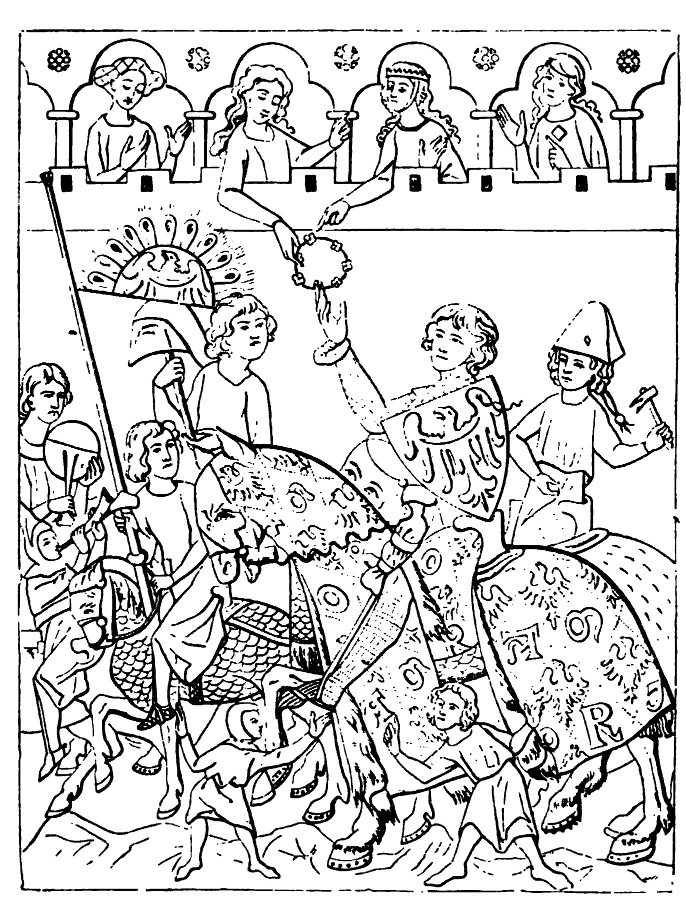
Preußische Geschichte. I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Ritterschlag in der Kirche. Zeichnung von A. de Neuville.



Die Ritterwürde kam in solche Achtung, daß Grafen und Fürsten sie suchten; ihnen wurde sie von den Kaisern ertheilt. Im zwölften Jahrhundert war adelige Geburt (Ritterbürtigkeit) die Grundbedingung bei der Aufnahme in den Ritterstand, jedoch fanden schon frühzeitig Ausnahmen statt.

Die Frauen und das Ritterthum. In dieser Blütezeit des Ritterthums, in welcher in den Städten der „Meistersang“ zu blühen begann, war auch der Frau in der Gesellschaft eine bessere Stellung geworden, eine Stellung, in der sich ihr Macht darbot und in welcher sie Gelegenheit fand, alles Sinnige, Edle und Schöne zu pflegen. — Die vornehmen Frauen empfingen Unterricht, übten Gesang und Lautenspiel, und bald war ihnen das Lesen und Schreiben geläufiger als den Männern. Sie wußten sich klug und zierlich auszudrücken und ehrten in den Kampfspielen die Sieger oft unter den sinnigsten Worten und Ritter und Knappen empfingen beglückt aus ihren Händen die Siegespreise.



Ueberreichung des Siegespreises. Nach einer Minnesängerhandschrift.

Die Preise, „Danke“ genannt, bestanden in kostbaren Waffen, goldenen Arm- und Halsketten, goldenen schweren Ringen, edlen, geharnischten Rossen u. s. w. Diese Danke, deren nach jedem Turniere etwa drei oder vier ausgetheilt wurden, waren gewöhnlich Gaben edler und reicher Frauen, deren vornehmste das Amt der Preisaustheilung unter Trompetengeschmetter und Zujauchzen des Volkes ausübte. Auf einem Turniere in Worms im Jahre 1290 überreichte eine Gräfin dem ersten Sieger einen Kranz mit zwölf goldenen Ringen, zwölfhundert Goldgulden an Werth, und gestattete ihm einen Kuß auf ihren rothen Mund.

Das Ritterfest im Rosengarten. Dieses glänzende Fest war von vornherein nicht um der Lust und Freude willen veranstaltet, sondern es barg unter seiner fröhlichen Hülle bitteren Ernst. Es galt, möglichst viele Fürsten und Herren an der mecklenburgischen Küste zu versammeln, um gemeinsam zu berathen, wie die längst schon zu einem Bunde zusammengetretenen Handelsstädte an der Ostsee zu demüthigen seien. Denn die immer sichtbarer aufblühende Macht und Stärke der Städter erfüllte die Herren mit Neid und Grimm.

Doch nicht blos Neid und Eifersucht allein trieb die Fürsten; sie waren auch durch schwere Beleidigungen gereizt. Wie das damals noch wichtige Bardewyk (unfern der

Nordsee gelegen, jetzt völlig verschwunden) vor dem tapfern, aber harten Heinrich dem Löwen seine Thore schloß, als er, bei den Bürgern Hülfe suchend, mit den Stadtvätern verhandeln wollte, so hatte ihm, ihrem Landesherrn, auch die Stadt Wismar den Eintritt in ihre Mauern verweigert, als der Löwe dort die Hochzeit seiner Tochter feiern wollte. Der stolze Welfe mußte damals den Schimpf einstecken, denn er hatte nicht die Mittel zur Hand, sich zu rächen. Alle benachbarten Fürsten empfanden jedoch die Beleidigung, als wäre sie ihnen selbst zugefügt. Weil aber damals Dänemark zur Oberhoheit über die Fürsten der deutschen Ostseeländer gelangt war, nahm König Erich sich seiner Vasallen an. Er verabredete mit ihnen, für den nächsten Sommer so viele Fürsten und Edle, als seiner Einladung folgen wollten, zu einem glänzenden Feste nach Rostock zu entbieten; denn Rostock war damals, nachdem auch das reiche Lübeck sich hatte bequemen müssen, dem Dänen zu huldigen, die Führerin des Städtebundes. Zeigte Rostock, durch die Macht und Majestät der versammelten Herren eingeschüchtert, sich unterwürfig, so war der Zweck erreicht, andernfalls wollte man mit vereinter Macht über die Uebermüthigen herfallen. Nur Eins machte dem Dänenkönige Sorge: wie der mächtige Waldemar sich zu dem Unternehmen stellen würde.

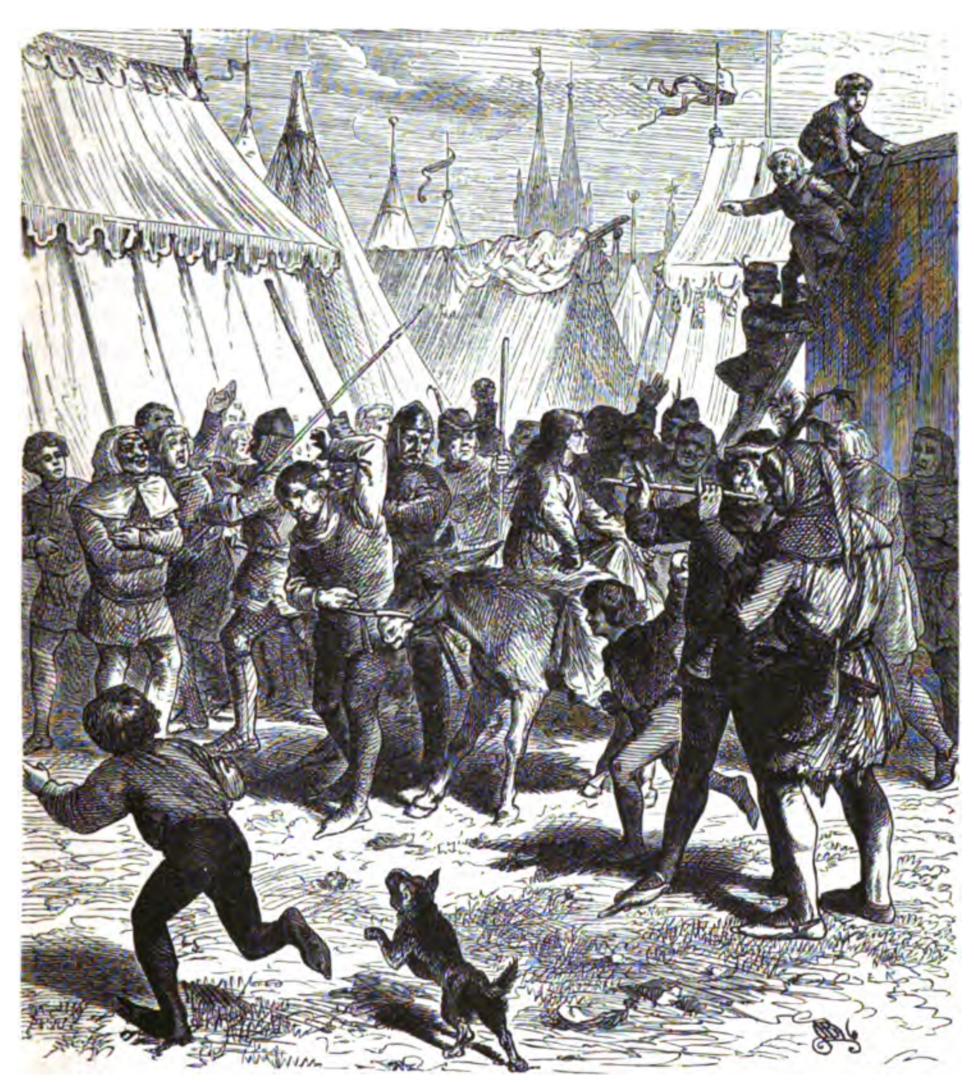
Waldemar hätte sich eigentlich schon damals der Städte annehmen sollen. Die immer mehr anschwellende Macht der Dänen, die Einmischung derselben in deutsche Angelegenheiten war eine stete Bedrohung Brandenburgs. Bedurften schwache Nachbarn der Hülfe, so kam es eher dem mächtigen Markgrafen zu, sie zu schützen, als dem ausländischen Könige aufzuwarten. Waldemar aber dachte zu jener Zeit anders. Er nahm die Einladung zum Feste an, unter der Bedingung, daß König Erich selbst bei dieser Gelegenheit ihm und 99 seiner Mannen feierlich den Ritterschlag ertheile. Wahrscheinlich blendete den etwas eitlen jungen Fürsten das Behagen an einem Prunkfeste und die Hoffnung, dort durch den Glanz seiner Erscheinung alle anderen Fürsten zu verdunkeln; vielleicht wirkte auch seine damals noch vorhandene Abneigung gegen die aufstrebenden Städte mit, ein Widerwille, den mehr oder weniger fast alle hohen Herren theilten. Hatten ihn doch seine eigenen Städte vor Kurzem arg in Harnisch gebracht, als sie unter Führung Berlins ein Bündniß zur Wahrung ihrer Rechte und Freiheiten schlossen. Dieses Bündniß konnte nur gegen die gefürchteten Uebergriffe Waldemar's gerichtet sein.

Nach Pfingsten des Jahres 1311 erschien Erich zu Schiffe mit vielen Mannen in der Mündung der Warnow, und er wurde auch von den Rostockern mit allen gebührenden Ehren empfangen und eingelassen. Wie sich aber bald die Zahl der Dänen und anderer bewaffneter Gäste bedenklich mehrte, da erklärte der Rath zwar sehr höflich, aber doch bestimmt, daß man gern den König mit einer gewissen Anzahl seiner Diener beherbergen wolle, eine größere Menge aber aufzunehmen nicht gewillt sei. Aus Sorge vor Störung des Friedens durch die unruhig gewordene Bürgerschaft, welche nächtliche Zusammenkünfte und Berathungen hielt, verbiß der König seinen Groll und zog mit seinen Leuten ab.

Nach einander kamen auch die Eingeladenen herzu: zwanzig regierende Fürsten, drei Erzbischöfe, fünfzehn Bischöfe und eine Menge Grafen und Edle, der Aebte, Domherren und Mönche nicht zu gedenken. Auch viele Städte hatten Bürgermeister und Rathsherren zur Begrüßung und Huldigung abgeordnet. Nördlich von Rostock wurde ein großes Lager von Zelten und überspannten Wagen, von Hütten aus Stroh und aus Zweigen aufgeschlagen, wol eine halbe Meile sich hinziehend. Zu den Versammlungen und Festmahlen wurden zwei sehr geräumige Zelte hergerichtet und mit prächtigen, meist scharlachrothen Stoffen umhängt. Für die Ritterspiele aber ward der sogenannte „Rosengarten" erkoren, ein angenehmer Platz dicht an den Mauern der Stadt.

Aus Franken, Schwaben und Bayern und sogar von Schweden her strömten Gäste und Neugierige herbei. Natürlich fehlte es auch am Hauptschmucke nicht, an edlen Frauen. So hatte Waldemar sich beeilt, seine Verlobte noch vor dem Feste sich anvermählen zu lassen, damit auch sie mit ihren Damen dort glänzen könne.

Den Glanzpunkt des Festes aber bildete der große Ritterschlag. Am Abende vorher sandte König Erich den Rittern Geschenke: scharlachne Mäntel, Röcke mit Grauwerk, schön aufgezäumte Zelter, Schilde und Schwerter. Am Morgen begaben sich zuerst Alle zur Messe. Dann empfing in königlichem Schmucke, auf seinem Thron im großen Zelte sitzend, König Erich den in glänzender Rüstung hoch zu Rosse erscheinenden Markgrafen, an der Spitze von neunzehn edlen Herren und achtzig Mannen, Alle in den Scharlachmänteln und auf den Rossen, welche der König ihnen geschenkt hatte.



Der Eselsritt. Zeichnung von V. Mörlins.

Die Trompeten schmetterten, während die nachdrängende Menge jubelte und jauchzte; vor dem Zelte aber stiegen Alle ab und begrüßten den König mit ehrfurchtsvoller Kniebeugung.

Nun nahte ihm zuerst Waldemar, kniete nieder und empfing in üblicher Weise den Ritterschlag; dann folgten seine neunundneunzig Mannen. Nachdem Alle mit den goldenen Sporen und dem Rittergürtel geschmückt waren, setzte man sich nieder zu der mit königlicher Pracht ausgerüsteten Tafel. Den Dienst der Drosten oder Truchsessen leisteten adelige Herren, die auf mit kostbaren Decken behangenen Pferden ab und zu ritten. Von dem Tafelschmuck

wurde am meisten bewundert ein großes Schaustück in Gestalt eines Kriegsschiffes, wol von Mannslänge, aus Honigkuchen kunstreich geformt und von silbernen Spangen zusammengehalten. Masten und Steuer waren von Silber, die Segel und Flaggen von Seide in den dänischen und brandenburgischen Farben. Ferner prangten da auf goldenen Platten wol ein Dutzend Pfauen, deren prächtige Bälge über silberne Reifen gespannt und deren Schweife ausgebreitet waren; das Innere der Prachtvögel war mit Speisen gefüllt.

Am folgenden Tage fand ein Turnier im Rosengarten statt, und die neuen Ritter konnten nun ihre Kraft und Geschicklichkeit darthun. Auch an den übrigen Tagen fehlte es nicht an ritterlichen Spielen und Schmausereien: da wechselten Ritterschlag und Tanz, begleitet von Musik und Gesang, den Vorstellungen beliebter Gaukler und Künstler und dem lauten Treiben marktschreierischer Gesellen. Es wurden in jenen Tagen nahe an neunhundert Knappen zu Rittern geschlagen.

Unter allen Fürsten aber zog Waldemar am meisten die Bewunderung auf sich. Das Feuer seiner Augen, aus denen zugleich die Lust am Feste und das Selbstgefühl des Herrschers leuchtete, die Gewandtheit und Anmuth seiner Bewegungen, die Pracht seiner Gewänder und derjenigen seines Gefolges, alles dieses erregte Wohlgefallen. Beim Turnier trug er über den lichten Panzerringen einen Waffenrock von scharlachrother Seide; sein Schild war mit Hermelin überzogen, und der rothe Adler mit goldenem Schnabel und goldenen Klauen hob sich leuchtend hervor auf dem schneeweißen Schilde. Ueber dem Helme ragten aus einem Kranze goldener Lindenblätter zwei schwarze Adlerflügel empor.

Auch edle Meister des Gesanges hatten sich eingefunden, in kunstreichen Versen das Lob des Festes und der Fürsten zu künden. Der berühmteste unter ihnen war Meister Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob. Der Meister, welcher weit umhergereist und vielen Festen angewohnt hatte, rühmte, daß er nie bei einem großartigeren Ritterfeste zugegen gewesen; er sang von Waldemar: der Markgraf sei so freigebig gewesen, als ob er schon morgen zu den Engeln emporsteigen wolle.

Den „gehrenden“ Sängern erschien diese Freigebigkeit natürlich als die größte Tugend. Alle Gäste, die geladenen wie die ungeladenen, wurden während der vierwöchentlichen Dauer des Festes freigebig bewirthet; Keinem wurde Speise und Trank verweigert. Waldemar hatte zusammen mit Otto von Lüneburg zwei Brunnen errichtet, die aus zwei Röhren Tag und Nacht Bier und Wein ausströmten; davon mochte Jeder schöpfen, so viel er wollte.

Mit König Erich zusammen aber hatte Waldemar einen hohen Berg Hafer aufschütten lassen, von dem Jeder seine Pferde versorgen durfte. Und doch herrschte damals gerade große Theuerung im Lande. Die Fürsten hätten sicher weiser gehandelt, wenn sie ihr Geld und ihre Kraft weniger in eitlem Prunke vergeudet, sondern zum ernsten Kampfe aufgespart hätten. Denn wie hernach Rostock umlagert wurde, fehlte dem Unternehmen der rechte Nachdruck.

Das bunte Getümmel und Gewirr in den Lagergassen war unbeschreiblich. Mehr lästig als belustigend war die übergroße Menge der fahrenden und gehrenden (begehrenden) Leute, die einander mit Geschrei, Musik und Gesang überboten und ihre Künste aufdrangen. Auch die derben Sitten jener Zeit kamen hier zu belustigender Anschauung. Unser Bild zeigt eine solche Scene aus dem Lagerleben, den sogenannten „Eselsritt“: eine böse Sieben, welche sich in gar zu maßloser Weise an ihrem Gespons vergriffen, wird hoch zu Esel durch die Menschenmenge geführt. Der störrische Gevatter Langohr wird von dem Büttel geleitet, und von dem gekränkten Ehemanne am Zaume vorwärts gezogen, wenn die unglücklichen, dicht umdrängten Opfer nicht weiter gelangen können. Büttel und Kriegsknechte haben vollauf zu thun, mit ihren Stöcken bald den widerspenstigen Esel im rechten Gange zu halten, bald den trübseligen Ehemann, der verwirrt und betäubt jetzt des Esels so wenig Herr werden kann als vorher seines Weibes; bald wehren die Diener der Sicherheit dem Andrange der zügellosen Menge, bald haben sie den heransausenden Geschossen auszuweichen,

faulen Aepfeln und Eiern, Steinen und Scherben. Die Heldin, welche sich mannhaft an den Eselsschwanz festhält, duldet mit schlecht verhehltem Ingrimm, was sich nicht ändern läßt. Hätten Weiber zu Gericht gesäßen, ihr Ritt würde sich zu einem Triumphzug verwandelt haben.



Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Nach Moritz von Schwind.

Zwei Pfeifer, die gerade des Weges kommen, bleiben lachend stehen, dann setzen sie ihre Flöten an den Mund, blasen aus Leibeskräften und pressen ohrzerreißende Töne hervor. Die rohe Menge eifert die Bläser durch Blicke und Zureden an, aber ein grober Geselle, dem die Töne unvermuthet aus nächster Nähe aufs Trommelfell schlagen, wendet sich verdrossen um und entreißt in jähem Zorne dem einen Pfeifer seine Flöte und schlägt sie

erst diesem, dann dem andern um die Ohren. Die Angegriffenen wären vereint sicher stark genug zur Abwehr und Rache gewesen, aber als fahrende Spielleute gehörten sie zu der Klasse der „unehrlichen“, das heißt ehrlosen Leute, die auch im Grunde rechtlos waren. So wichen sie scheu zurück und blickten umher nach fremder Hülfe. Die ward ihnen denn auch sogleich. Bald erhob sich hitziger Wortwechsel und hitziges Streiten zwischen den Beschützern der Pfeifer und dem Anhange des Beleidigers; Fäuste ballten sich, Messer blitzten, und es konnte zu blutigen Händeln kommen, wenn nicht zur rechten Zeit der herbeigeholte Stadthauptmann zwischen die Streitenden getreten wäre. Die Freunde der Spielleute aber, die in der Mehrzahl waren, ließen sich nicht so leicht beruhigen, sondern bestanden mit drohenden Geberden auf der Bestrafung der Schuldigen.

„Nur gemach!“ sprach der Hauptmann. „Er soll und wird die volle Buße leisten, welche das Gesetz fordert. Nach altem Brauch, Herkommen und Recht aber giebt man den Spielleuten zur Buße den Schatten eines Mannes. Oder wißt ihr es anders? So stelle dich dorthin, daß dein Schatten an die Zeltwand fällt, und laß sie ihre Buße nehmen!“

Der Schuldige und seine Freunde blickten erleichtert und mit spöttischer Freude auf ihre Gegner. Diese waren über den Ausgang der Sache verdrießlich; doch sie konnten nichts gegen den Spruch machen, denn er war wirklich zu Recht. So blieb nichts übrig, als sich zu fügen, und man schritt lachend zur Ausführung der Buße. Der Büßende trat zum nächsten Zelte, daß sein Schatten auf die von der Sonne beschienene Wand fiel, und die Spielleute mußten dem Schatten dasselbe thun, was der Mann ihnen gethan hatte. Nach Art ehrloser Leute, die der Neckerei gewohnt sind, hatten Beide ihre Schmerzen schnell vergessen, sich willig dem Gelächter preisgegeben und ihre Rolle zur Erheiterung Aller trefflich durchgeführt.

„Nun pfeift uns aber auch eure besten Lieder vor!“ rief der Büttel. „Wer Einen von euch wieder antastet, hat es mit uns zu thun!“

Der Hauptmann nickte Beifall; er warf den Schelmen ein Stück Geld zu und sprach: „Nehmt das für eure Versäumniß. Wer euch jetzt wieder in eurem Blasen stört, der soll nicht so leichten Kaufs davonkommen, sondern gestraft werden als des Lagers Friedensbrecher, das merkt euch Alle!“

Minnegesang. Ueber der rauhen Wirklichkeit erhob sich, angeregt durch den Geist des Morgenlandes, eine sinnigere Lebensweise, deren Eigenart, Farbenpracht und Duft Kunst und Wissen zugleich förderte. Eine ihrer köstlichsten Blüten ist der Minnesang, der auf den „Burgen mit hohen Mauern und Zinnen“ von dem Ritterstande gepflegt wurde und bald in allen Hallen und Hainen in Stadt und Land aus tausend sehnenden Herzen ertönte.

„Wie stolz blühst du im Ritterthum,
O Adel, reich an Lied und Ruhm!“

Die eisernen Mannen dichteten und sangen süße Lieder, ja, wie man sich in Kämpfen mit Schwertern und Lanzen versuchte, so begann man auch es in Gesängen zu thun. Da gab es denn an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen dichterische Wettkämpfe, unter denen der „Sängerkrieg auf der Wartburg“ (unsere Illustration giebt den Vorgang, wie er von Meister Schwind aufgefaßt wurde), im Jahre 1206 oder 1207, einer der bedeutendsten war, gleichsam eine ahnende Vorbedeutung der großen geschichtlichen That, die hier einige Jahrhunderte später geschehen sollte. Einige der berühmtesten Minnesänger sind Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach. Liebe oder Minne ist der Hauptgegenstand der Lieder der Minnesänger. Sie begleiteten ihre Gesänge mit der Zither oder der Geige. Es sind uns Lieder von 160 Minnesängern, unter denen sich auch viele Fürsten und Herzöge, selbst deutsche Kaiser befinden, erhalten. Als Probe möge hier (in Uebertragung) eine Strophe aus dem „Lobgedicht der Frauen“ von Walther von der Vogelweide folgen:

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
Es gab niemals so Wonnigliches anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen;
Lilien und Rosenblumen, wo die leuchten
Im Maienthaue durch das Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen diese Wonne ohne Farb' und Klang,
So man sieht schöne Frauen. Das kann den trüben Muth erquicken
Und löschet alles Trauern in derselben Stund,
Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer rother Mund
Und Pfeil' aus spiel'nden Augen schießen ins Mannes Herzens Grund.

Walther von der Vogelweide starb zu Würzburg, und seine Asche ruht unter einem Baume des dortigen Lorenzgartens. Lange tönte süßer Nachtigallengesang aus den Zweigen des Baumes auf sein Grab hernieder. Vor seinem Tode hatte er sich seinen Leichenstein bereiten und in denselben vier Löcher meißeln lassen, in die nach seinem Willen, sobald er unter demselben ruhen würde, Semmelkrumen für die Vöglein gestreut werden sollten. Lange Zeit wurde das Vermächtniß des edlen Sängers in Ehren gehalten, und die Vögel fanden an jedem Morgen auf dem Grabstein süße Krumen. Drei Jahrhunderte später aber begannen die Chorherren das Gebäck den Vögeln vorzuenthalten. Verlassen von den Nachtigallen stand der Grabstein bis in die neuere Zeit, wo er verschüttet und zertrümmert wurde.

Man denke sich neben den turnierenden Rittern und Minnesängern die rauhen Heldengestalten, die wir bei dem ersten Rückblick vorführten — welch ein Unterschied! —

Wie schon bemerkt, gehörte auch Otto mit dem Pfeile zu den hervorragenden Minnesängern seiner Zeit. Auch von ihm sind in neueren Literaturgeschichten Dichtungen enthalten.

Steigender Wohlstand der Städte. Aber nicht allein in dem Stande der Adeligen bewirkten die Kreuzzüge so tief eingehende Veränderungen, sondern auch in dem erst erstehenden Bürgerstande, ja sie machten seine Entwicklung und Erstarkung überhaupt erst möglich. Ritterstand und Bürgerstand waren zwei feindliche Brüder, und ob heutigen Tages zum Heile des Vaterlandes und zur Ehre der Religion, nach der wir uns nennen, die Kluft zwischen beiden Ständen ganz ausgefüllt ist, mag ein Jeder sich nach seiner Erfahrung beantworten. Der kräftige Stand des Bürgerthums hatte bei Beginn des Zeitraums in den Anschauungen des Ritterstandes noch gar keine Geltung erlangt.

Was wäre wol aus den beiden Brüdern geworden, wenn sie fortgesetzt zusammen im Vaterhause gewohnt hätten! Der Eine ging in die Fremde und holte sich Weisheit, der Andere blieb zu Hause und konnte sich nun ungestört entwickeln, so daß er später dem immer noch hochfahrenden Bruder, dem das Gefühl der Oberherrlichkeit nun einmal im Blute steckte, durch die Werke seiner Hand und seines Geistes Achtung abzunöthigen vermochte, und auch die Befähigung erlangt hatte, sich, wenn es sein mußte, den Anwandlungen früherer Anmaßungen gegenüber mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Die Verbindung mit dem Morgenlande brachte bald den Handel zu einer vorher nicht geahnten Blüte, und die Geldquelle des Handels floß dem Bürgerstande zu, dessen steigender Reichthum nicht nur in starken Stadtmauern, Thoren und Thürmen, sondern auch in stattlichen Häusern, Kirchen und in mancherlei Gegenständen des Lebens bald genug sichtbar ward. Wie mancher Leibeigene auf dem Lande, dem sein Zustand unerträglich geworden war, rettete sich in irgend eine durch Mauern und Bürgerwaffen geschützte Stadt und kam so in die Lage, sich Haus, Herd und Familie zu begründen und auf diese Art Selbständigkeit in der menschlichen Gesellschaft zu gewinnen. Was würden die alten germanischen Adelinge gesagt haben, wenn sie hätten erstehen und sehen können, was aus einem Theile der früheren armen, verachteten Hörigen und Schalke geworden war! — Auch Anderes würde sie in Verwunderung gesetzt haben. Die alten Germanen hatten die Städte als Orte der Knechtschaft angesehen, jetzt erwiesen sie sich als Bollwerke der Freiheit für die Mehrheit der Nation. In ihrer ersten Zeit standen die Städte unter der Schutzherrschaft von Grafen oder Bischöfen. Aber die

Schutzherrschaft war bald drückend genug für die Beschützten geworden, und in den Bürgern der größeren Städte entstand, indem sie die Fähigkeit zu fühlen begannen, sich selbst zu schützen, der Wunsch nach Selbständigkeit. Sie wollten keinem weltlichen oder geistlichen Herrn unterthan sein, sondern unter kaiserlichem Schutz ihre Angelegenheiten selbst verwalten, die Gerichtsbarkeit begehrten sie selbst auszuüben, ebenso begehrten sie das Selbstvertheidigungsrecht, das Fehderecht. Und sie erlangten diese Rechte und mit ihnen die „Reichsfreiheit“ oder „Reichsunmittelbarkeit“.

Die Zünfte. Als eine treffliche Schule handwerkerlicher und auch sittlicher Bildung erwiesen sich die Zünfte, die strenggeordneten Gemeinschaften von Bürgern des gleichen Handwerkes. Der Lehrling hatte eine strenge Schule des Fleißes und der Uebung im Gehorsam durchzumachen, und er gelangte nur zum Range des Gesellen und weiterhin zur Meisterwürde durch gute Ausführung einer Probearbeit und eines Meisterstückes. Wie der ritterliche Knappe, hatte auch der Geselle zunächst die Welt zu durchstreifen, theils um zu erreichen, daß seine erlangte Geschicklichkeit ihm Aufnahme in Werkstätten verschaffe, theils um sich in seinem Fache zu vervollkommnen. Ehrloser Wandel zog Ausschluß aus der Zunft nach sich, eine Strafe, die fast immer den Ruin des Betroffenen zur Folge hatte. In diesen Einrichtungen lag offenbar ein mächtiger Ansporn, im Können sich zu vervollkommnen und sein Leben von sittlichem Makel rein zu erhalten. Wie dem Gesellen auf der Wanderschaft Beistand bei den Meistern und in den Herbergen zutheil ward, so hatte auch der Meister, wenn ihm Unrecht geschah, oder bei unverschuldeten Unglücksfällen auf den Beistand der Zunft zu rechnen, und wenn er starb, geleiteten ihn die Zunftgenossen unter Beobachtung gewisser Feierlichkeiten zu Grabe. Wie wichtig, daß in einer Zeit, in der die Kirche verweltlicht, die kaiserliche Macht gebrochen, der Adel in Verwilderung begriffen war, sich im Bürgerstande ein derartiger Aufschwung zeigte! „Es bildete sich“, sagt Gustav Freytag, „in den Städten die Grundlage aus, auf der das heutige deutsche Leben ruht. Wol war die Arbeit der Bürger eine bescheidene im Vergleich mit den stolzen Thaten des Ritterthums; aber auch hier erkennt man die Innigkeit des deutschen Gemüths in der Freude am Schaffen und in der behaglichen Sorgfalt, womit der Handwerker die überlieferten Formen seines Gewerbes künstlerisch auszubilden sich mühte. Betrachtet man dazu die Ehrbarkeit, die fromme Sitte und die Mannhaftigkeit der Zünfte, so darf man wol sagen, daß die Mauern der Städte während der allgemeinen Trübsal und Verwirrung die echten Keime des deutschen Lebens für die folgenden Jahrhunderte gerettet haben.“ Die von den Mauren nach Europa gebrachte und in Deutschland vervollkommnete Armbrust galt lange Zeit als die Hauptwaffe der Bürger. Aus Eisen hergestellt, gehörten nervige Fäuste dazu, sie zu handhaben, dafür war aber auch die Wirkung des Bolzens oder des Pfeils — selbst auf eine weite Entfernung hin — eine außerordentliche. In dem Kampfe der Straßburger gegen den Bischof Walter von Geroltseck, der die Stadt unter seine Botmäßigkeit bringen wollte, entschied das rottenweise Schießen der Armbrustträger die Schlacht zum Nachtheile des Bischofs und der mit ihm verbündeten Ritter. Die Armbrust ist die Vorläuferin des Schießpulvergewehres. — Die Bürger halfen die Stadt umgürten mit Wall, Mauern, Thürmen und Wichhäusern (Kampfhäusern), ein jeder war verpflichtet, in Kriegszeiten als Vertheidiger mit einzutreten. Zumeist hatte der Einzelne für Waffen und Harnisch selbst zu sorgen; aber es wurden in einzelnen Städten auch Zeughäuser mit Vorräthen von Waffen angelegt. So erzählt eine Chronik, daß sich im Jahre 1332 im Zeughause zu Erfurt folgende Stücke vorfanden: 61 Platten, 14 Pickelhauben, 35 Schleppen, 23 Grusener, 20 Geschosse, 21 Räder, 58 Panzer, 27 Paar Waffenhandschuhe, 160 Hufeisen, 680 Stegreife mit Armbrüsten, 13 Schock unangeschäftete Pfeile, $13\frac{1}{2}$ Schock Selbstgeschoßpfeile. Späterhin waren die Waffenvorräthe in den größeren Städten ungleich bedeutender. In welcher Weise das Bürgerthum sich mehr und mehr Geltung zu verschaffen wußte, haben wir weiter vorn, wo wir von dem mannhaften Thun der Hansen berichteten, gesehen.

Das mannhafte Bürgerthum. Nicht blos Kaufmannswaaren kamen aus dem Morgenlande nach Deutschland, nicht blos kostbare Zeuge und die Kunst, sie zu bereiten, nein, Größeres ward von den heimkehrenden Rittern und bürgerlichen Pilgern in die Heimat gebracht — befruchtende Gedanken, die als Saatkörner in den Bürgerstand gestreut wurden und Blüten und Früchte mancherlei Art trugen.

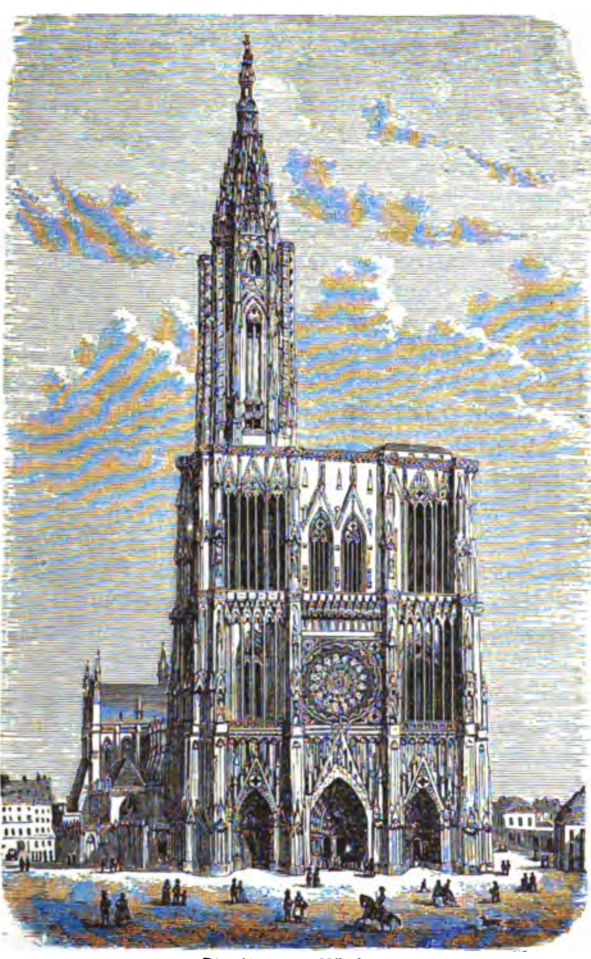
In den Städten blühten die Gewerke auf, die sich aufs Innigste mit der Kunst verbanden. Die Baumeister und Bildhauer waren immer zugleich Steinmetzen, die Bildschnitzer zugleich Schreiner, die Maler waren je nach Auftrag Karten-, Brief- und Kirchenmaler. Der berühmteste Baumeister verschmähte es nicht, neben der andachtsvollen Sorgfalt, mit der er den Bau eines erhabenen Gotteshauses leitete, auch Entwürfe zu Wohn- und Gartenhäusern anzufertigen; der Maler, der durch Vollendung eines Heiligenbildes die Bewunderung seiner Zeitgenossen eingeerntet hatte, beschäftigte sich danach mit eben so großer Hingabe an der Ausschmückung eines Hausgiebels oder der Fenster einer Wohnstube, und malte auf nassen Lehm, Holz, Linnen oder Glas Bilder der heiligen Geschichte oder Wappen der Geschlechter. Eben so wenig däuchte sich der Bildschnitzer, dem seine kunstvoll gearbeiteten Chorstühle Ruhm und Anerkennung brachten, für zu gut, Geräthschaften des Hauses, als Schränke, Tische, Stühle, Bänke anzufertigen und damit auch die Wohnungen des Bürgerstandes durch die Kunst zu weihen. In derselben Art waren die Bildgießer und Goldschmiede in ihrer Kunst vielseitig. Wie in dem Ritterstande die Turniere und der Minnesang einen mildernden Einfluß auf die Sitten übten, so im Bürgerstande die sich zur Kunst erhebenden Handwerke. Nun wurden auch Chroniken in heimischer Sprache verfaßt. Ueber Lust und Leid ward in knapper Form berichtet: die Enkel sollten vernehmen, wie die Väter gelebt hatten, was in den Zeiten derselben sich ereignet, die Enkel sollten sich Eines zur Nacheiferung, das Andere zur Warnung dienen lassen. Mehr als seit langer Zeit werden gerade in der Gegenwart die Chroniken nach Gebühr gewürdigt, da sie sich als Fundgruben geschichtlichen Erkennens erweisen.

Gothische Baukunst. Die ersten Anfänge der kirchlichen Baukunst übten die Klostergeistlichen. Bald aber ging die Pflege dieser Kunst in den Bürgerstand über, und es entstanden kirchliche Bauwerke, zu denen das heutige Geschlecht noch mit ehrfurchtsvollem Staunen emporschaut. Wir meinen die gothischen Kirchen, die zu jener Zeit von dem germanischen Geiste erdacht und in Stein der Nachwelt überliefert worden sind. Zur Herstellung der riesigen Bauwerke gehörte eben jener zur Andacht erglühte Sinn, jene Ahnung der Tiefe und Erhabenheit christlichen Lebens, wie wir sie in der Zeit der Kreuzzüge im deutschen Bürgerstande finden. Wie in dem Ritterstande sich religiöse Brüderschaften: Templer, Johanniter, bildeten, so bildeten sich im Bürgerstande Genossenschaften, die sich verpflichteten, sinnige, Gott wohlgefällige Werke auszuführen, vornehmlich erhabene Gotteshäuser zu bauen. Sie pflegten, den Augen der Uneingeweihten streng verborgen, die tiefen Geheimnisse ihrer Kunst, und weil nur ehrbare, freie Männer in die Genossenschaften aufgenommen wurden, um die Gotteswerke fördern und ausführen zu helfen, so nannten sich die Genossen „freie Maurer". Von diesen Genossenschaften der freien Maurer schreibt der Bund der heutigen Freimaurer seine Entstehung her. Er ist bestrebt, gleichfalls Tempel zu erbauen, aber nicht Dome von Stein, sondern erhabene Erbauungstempel für das Geistes- und Gemüthsleben.

Es soll hierdurch die Ehre, die jenen Genossenschaften der freien Maurer zukommt, keineswegs verkürzt werden. Die von ihnen geschaffenen Kunstbauten sind ja auch für die Uebung einer reineren Gottesanschauung von großer Bedeutung. Sie haben in ihrer stummen Sprache — es mag ein Jeder des Eindrucks gedenken, den ein erhabenes Kirchenbauwerk auf ihn zu Zeiten gemacht hat! — im Laufe der Jahrhunderte wahrhaft reformatorisch gewirkt.

Neben dem Gotteshause, das gebaut wurde, befand sich die Bauhütte, in der die Geheimnisse der Brüderschaft gepflegt wurden. So kam es, daß der Name „Bauhütten" selbst

auf die Genossenschaften überging. Solcher großen Vereinigungen gab es in Deutschland vier, in Köln, Straßburg, Zürich und Wien. Der römische und byzantinische Baustil genügte den deutschen Gemüthern nicht, welche von dem Gedanken, der in den Kreuzzügen äußerlich zu Tage trat, ihre Weihe empfangen hatten. Der griechische Tempel, dessen Ebenmaß und Harmonie der Theile uns Bewunderung abnöthigt, wird nach seiner ganzen Form doch gleichsam von der Erde festgehalten. Der gothische, d. h. deutsche Baustil, schuf Gotteshäuser, die gleichsam emporstreben nach dem Unendlichen. Diese Bauart entsprach auch ganz der tiefen Innerlichkeit der Urdeutschen, die unter hoch aufstrebenden Bäumen den Göttern ihre Opfer darbrachten; sie verband zugleich Erhabenheit mit wunderbar geheimnißvoller Schönheit. Den ernsten Tannenbäumen gleich steigen die Säulen in einer riesigen Höhe zu den Kreuzgewölben empor. Durch die Glasmalerei der hohen Bogenfenster dringt das Licht des Tages gedämpft in die heiligen Räume. Steinerne Blumengewinde schmücken die Säulen; Steinfiguren, Schnitzwerk und Zierrathen allerlei Art sind mit dem gewissenhaftesten Fleiße gearbeitet, selbst wenn sie Stellen schmücken, die dem Auge des Beschauers so fern sind, daß ein genaues Betrachten unmöglich ist, und alle diese Kunstwerke sind zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen. Aeußerlich entfaltet der Bau seine erhabene Schönheit an der Vorderseite und den Thürmen. Die Steinbildnerei häuft ihre kunstvollen Verzierungen besonders über der Hauptthür. In einem Zwischenbau des reichgeschmückten Giebels befindet sich ein prachtvoll verziertes Fenster, die Rose genannt. In der Regel haben die kirchlichen Gebäude zwei am Fuße viereckige Thürme, die durch ein vielgegliedertes Pfeilersystem belebt sind. In den höheren Geschossen sind die Thürme acht-, zehn- und mehreckig, und steigen, Verzierungen vielfachster Art an sich tragend, kühn bis zu einer schwindelnden Höhe empor, an der Spitze die Blätter einer in Kreuzform gearbeiteten Blume dem Licht und Thau des Himmels entgegenbreitend.



Straßburger Münster.

Sinnig erklärt Moritz Carriere den Uebergang des romanischen in den gothischen Baustil. „Das Selbstgefühl der germanisch-christlichen Welt, sein begeisterter Aufschwung, sein Ringen nach persönlicher Selbständigkeit und seine kühne Phantasie fand den vollendetsten Ausdruck im gothischen Baustil. Wie der Staat innerhalb des Christenthums bleibt, wenn er auch sich von der Uebermacht der Hierarchie freizukämpfen trachtet, so wird die seither

gewonnene Grundgestalt der Kirche erhalten, und die neuen Formen entwickeln sich aus den romanischen. In diesem war die Masse gegliedert und gestaltet worden, wie das Volk durch die Autorität der Priester; aber das christliche Volk soll nicht Masse sein, jeder Einzelne soll als selbstbewußtes und willenskräftiges Glied im Gottesreiche dastehen. Das Ganze erscheint wie eine freie Einigung aufstrebender Pfeiler, die sich zusammenneigen und zusammenwirken. Das Christenthum will eine Gemeinde der Gläubigen, keine Priesterherrschaft. Die Geistlichen treten auf gleichen Boden mit den Laien, und in dem Drange nach der Höhe und dem Licht verschwindet die düstre Krypta (der Unterraum).



Bauhütte. Zeichnung von B. Mörlins.

So heißt es schon im Titurel vom Graltempel:

„Und fragt ihr dort nach Grüften?
Nein, Gott der Herr bewahre,
Daß in der Erde Schlüften
Sündhaft ein reines Volk sich schare,
Wie das sich birgt in dunklen Gründen.
Man soll in lichter Weite
Den Christendienst und Christenglauben künden."

Die lichtvolle Erhabenheit des Ganzen sollte das Gemüth mit dem Schauer des Unendlichen ergreifen. Das bedeutendste der Wunderwerke der gothischen Baukunst ist der Dom zu Köln; ihm an Rang zunächst steht der Münster zu Straßburg. Nachdem bereits 260 Jahre an dem Straßburger Münster gebaut worden war, ward Erwin von Steinbach, in welchem sich — wie ein Gleiches von Phidias und von Michel Angelo gesagt werden kann — der Baumeister mit dem Bildhauer einte, berufen, die letzte Hand an seine Vollendung zu legen. In der Façade zeigt sich die Blüte der Kunstthätigkeit des Meisters; die klare Großartigkeit der Verhältnisse, wie der zierliche Schwung im Einzelnen — im strahlenden Bilde des Rosenfensters, wie in dem schlank aufsteigenden Stabwerk — machen die

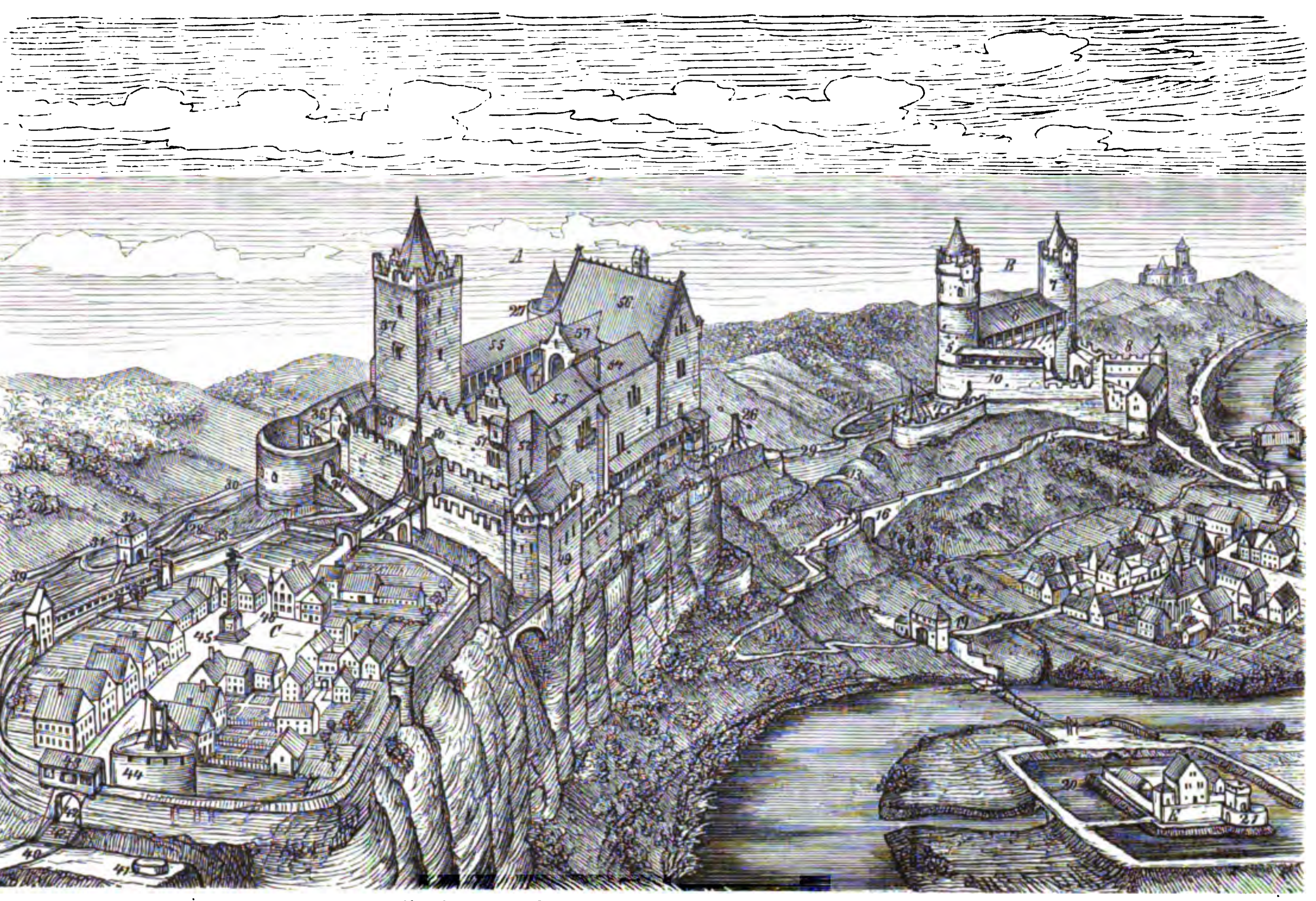
Façade zu der schönsten von allen, die je hervorgebracht worden sind. Und welche Erhabenheit zeigt das Innere des Gotteshauses! „Die Gewölbe und die Lichtgeschosse“, sagt Jakob von Falke, „werden hinaufgetragen aus der niederen Erdnähe, die Fenster erweitern sich und lassen das Licht einströmen in das Innere, wo ein Wald voll Säulen und Säulchen es theilt und bricht und seinen Schatten dazwischen wirft. Nicht grell und weiß fließt das Licht hinein, sondern erst durch farbige, auf ihre Gesammtwirkung wohlberechnete Fenster spielt der metallene Sonnenglanz. Nicht die klassisch zugemessenen Formen der Architektur wirken hier auf Auge und Gemüth, sondern ein magisch-malerisches Spiel von Farben und Licht. Das Auge wird hinabgezogen in die Tiefe durch die wechselnden Perspektive, wie Pfeiler hinter Pfeiler tritt, und in der Höhe an den Gewölben die Linien ineinander laufen, sich schneiden und lösen, und Fläche sich an Fläche schiebt, um in der Ferne zu verschwinden. Dem Auge folgt die andächtige Seele und verliert sich träumerisch in das verklingende Spiel von Schatten, versinkt in Vergessenheit und Verzückung, um, durch den Klang der Orgel zurückgerufen, in Sinnen und Beschaulichkeit wieder Einkehr bei sich selber zu halten.“

Mußten solche Wunderbauten nicht in geheimnißvoller Weise das Gemüth des Volkes allmählich zu einer tieferen Auffassung des Christenthums befähigen? Und ist es nicht unzweifelhaft, daß die „freien Maurer“ in ihrer Weltanschauung über der Priesterschaft ihrer Zeit standen? Dem Christenthum mit all ihrem Denken und Sinnen ergeben, waren sie zugleich, oder vielmehr gerade deswegen Feinde des Pfaffenthums und der Priesterherrschaft. Diese ihre Feindschaft bekunden heut noch viele Steinbilder in den Domen. Nur eines Steinbildes dieser Art sei Erwähnung gethan. Ein Wolf in Mönchskleidung predigt mit der Miene und Geberde der Demuth und Frömmigkeit den Gänsen vor ihm, während eine von ihm geraubte Gans aus seiner Tasche hervorsieht. — Der Sinn und Geist, der die Dome geschaffen hat, ist im Grunde ganz derselbe, der später bei der Reformation in vollster Kraft zu Tage trat.

Die Rittersitze. Infolge des Aufblühens der Gewerbe und der lebenverschönernden und gemütherhebenden Baukunst gewannen auch die Behausungen des Adels und der Bürger an Annehmlichkeit und Behagen; insbesondere vereinigten die über ganz Deutschland sich ausbreitenden, meist in schöner Umgebung auf Höhenzügen und Bergen erbauten Ritterburgen Zweckmäßigkeit in Bezug auf Sicherheit und Widerstandsfähigkeit mit Wohnlichkeit und später nicht selten mit fürstlicher Pracht.

Das Wort **Burg** war ursprünglich die Benennung für jeden durch Pfahlwerk und Wälle, nachher auch durch Gräben und Mauern befestigten Platz. Die **Ritterburg** oder der **Burgstall**, der Wohnsitz des ritterlichen Adels, ist zu unterscheiden von der umfassenden Anlage des befestigten Wohnsitzes eines Fürsten, einer **Hofburg**, und den **Pfalzen**, in denen der Kaiser oder seine Stellvertreter, die Pfalzgrafen, residirten.

Der Bau der Burgen beginnt in Deutschland schon gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts und meist mit Benutzung der römischen Kastelle, vornehmlich unter Heranziehung oder Benutzung der von den Römern herrührenden Wartthürme, um welche man die nach Art des alten deutschen Wohnhauses angeordneten übrigen Räumlichkeiten zu gruppiren pflegte. Waren sie im flachen Lande erbaut, so erscheinen sie als geräumige viereckige oder unregelmäßig angelegte Gebäude mit dicken runden Thürmen an den Ecken, und man umgab sie mit breiten Wassergräben, über die eine Zugbrücke führte: sog. **Wasserburgen**, in der norddeutschen Ebene vielfach vorkommend; oder, was gewöhnlicher war, man erbaute sie als **Hochburgen**, **Bergschlösser**, auf steilen Abhängen oder schwer zugänglichen Felskuppen, wobei man häufig durch Abmeißelung des Felsgesteins oder Ausmauerung weniger steiler Stellen der Natur nachhalf. Die Hofburg, deren Bau sich vom zwölften Jahrhundert an entwickelte (Wartburg), theilte sich in eine äußere und eine innere. Jene, auch **Vorburg**, **Niederburg** genannt, hatte zunächst eine Umfriedung von einer oder mehreren Ringmauern (Burgfriede, Zingeln), vor denselben manchmal auch noch ein Palissadenwerk.

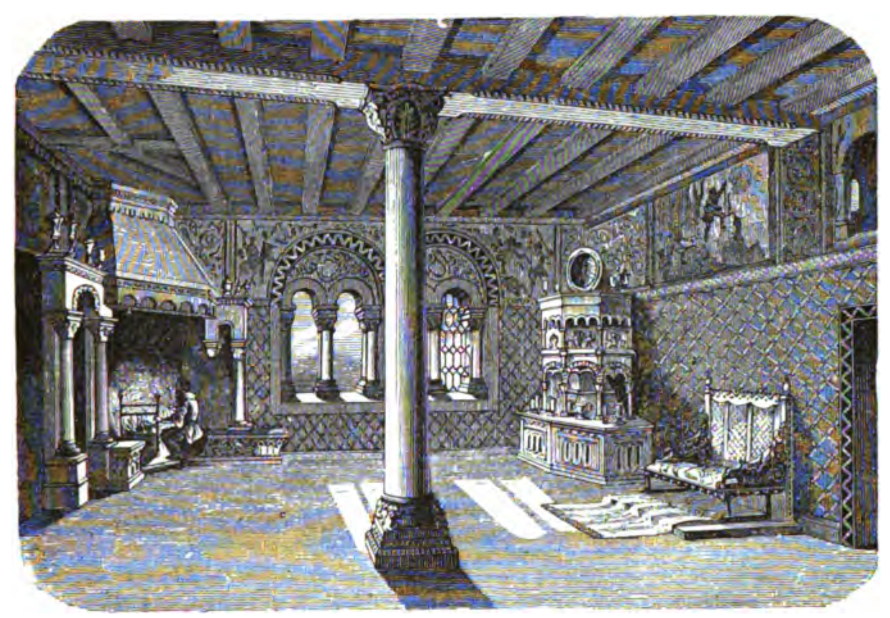


Rudelsburg und Saaleck, ideal restaurirt von Dr. O. Mothes.

Die starke Ringmauer trug hinter einer zu Zinnen ausgeschnittenen Brustwehr einen meist ziemlich schmalen Gang, den Rondenweg oder Mordgang, der vielfach mit einer Ueberdachung versehen war. Aehnlich schützte man auch die Umfriedung der inneren Burg durch die Burgwehr, wobei einzelne der Zinnen mit Einschluß der Eckthürmchen für die Scharwache vor der Mauer ausgekargt waren, mit Gußlöchern, sogenannten Pechnasen, versehen, aus denen man allerlei Geschosse, siedendes Oel und dergl. ausschütten konnte. Den Eingang durch die Mauer bildete das Burgthor, meist flankirt von zwei zur Vertheidigung bestimmten Thürmen; hinter den Thorflügeln befand sich ein Fallgitter, das, wenn es doppelt, am Eingange und am Ausgange der Thorhalle, angebracht war, eine kleine Schar von Feinden gefangen halten konnte. Durch diese Thorhalle gelangte man in die Vorburg, und zwar zunächst in den Vorhof oder Zwinger, Zwingolf, d. h. den zwischen der äußeren und der inneren Mauer liegenden freien Platz, der zum Theil als Gemüse- und Blumengarten, zum Theil als Tummelplatz der Ritter und Knappen benutzt wurde. Da pflegte auch die schattige Linde nicht zu fehlen.

Einen andern Theil der Vorburg bedeckte der Viehhof mit den Ställen und Wirthschaftsgebäuden, einen andern die Wohnungen der Ritter und die Rüstkammern. Aus diesem Vorhof betreten wir jetzt die innere Burg oder Hochburg, die ihrerseits wieder ebenfalls durch Graben, Mauern und Thore geschützt war. Sie enthielt nur den inneren, eigentlichen Burghof (die Ballei), die Wohnung des Burgherrn, seiner nächsten Dienerschaft, die Wirthschaftsräume und den Burgthurm. Den Mittelpunkt dieser Gebäude bildete das Herrenhaus oder der Palas (lat. palatium, davon Pfalz, franz. palais), der ein gewölbtes Erdgeschoß oder Souterrain für Küche, Keller und Dienerschaft hatte, und ein oberes Geschoß, das, den Mittelpunkt des ganzen ritterlichen Lebens bildend, den Hauptsaal enthielt. Von außen vermittels einer breiten, steinernen Freitreppe, Greden, zugänglich, war er mehr oder weniger reich geschmückt. Der bei Festen mit Binsen oder Blumen bestreute Fußboden bestand aus Estrich oder aus gemusterten Thonfließen; die Decke bildete entweder ein auf Säulen ruhendes Gewölbe oder eine bemalte Balkendecke. An der einen Seite war eine erhöhte Bühne mit dem Hochsitz, ringsum an den Wänden befanden sich reich gepolsterte Sitze. Die nicht großen Fenster waren gewöhnlich paarweise neben einander durch schmale Pfeiler getrennt. Die Wände, in den reicheren Burgen mit Malereien geschmückt, wurden bei festlichen Gelegenheiten ringsum mit gewirkten Teppichen behängt. Für die Heizung sorgten Kamine, später auch große Kachelöfen, für die Beleuchtung Kienspäne, erst sehr spät Kerzen. Dieser Hauptsaal war Wohnzimmer und Eßsaal, diente auch zu allerlei heiteren Spielen und Tänzen, bei Anwesenheit vieler Gäste bisweilen auch als Schlafsaal. Die heizbaren Zimmer und Kammern, Kemnaten genannt, waren Schlafzimmer, Wohnzimmer, Frauengemächer oder auch Vorrathsräume. Das vorzugsweise Kammer genannte Schlafgemach des ritterlichen Ehepaares war reich ausgestattet, noch reicher die kleine, in den dicken Mauern ausgehöhlte Kasehte der Hausfrau, die als ihr Heiligthum galt. Sie hatte häufig einen Balkon, der in der Liebesromantik des Mittelalters eine große Rolle spielt. Ringsum, oft nur an einer Seite, pflegte das Herrenhaus eine offene Galerie, auch Laube, zu haben, auf welche die einzelnen Zimmer des Geschosses mündeten. Einen wichtigen Bestandtheil jeder größeren Burg bildete die Kapelle, entweder ein Gebäude für sich oder im Palas gelegen (z. B. bei der Wartburg), oder in den Mauerthürmen oder im Hauptthurm (bei Trifels). Nahe dem Palas, völlig isolirt, erhob sich der große Hauptthurm oder Bergfried, Anfangs von viereckiger, später von runder Grundform. Zu seinem meist 10—15 Ellen über dem Boden liegenden Eingange gelangte man nur auf einer Leiter oder vom Palas aus über eine Zugbrücke. Im untersten, oft unterirdischen Geschoß befand sich in der Regel das Gefängniß oder Burgverließ, wenn dieses nicht unter dem Palas war, ein schmuziger, feuchter Raum, in den die Gefangenen meist durch ein oben im Gewölbe angebrachtes Loch hineingelassen wurden. Die anderen Geschosse

enthielten außer der wohlverwahrten Schatzkammer größere oder kleinere Gemächer, auch Kemnaten. Im obersten Geschoß wohnte der Thurmwächter, der von der Plattform oder von dem um das kegelförmige Dach sich herumziehenden Zinnenumgange, oder auch von den an den Ecken des Thurmes angebrachten vorspringenden Erkern oder Eckthürmchen weit hinausschauen konnte. In dieser Weise, aber mit großer Mannichfaltigkeit und mancherlei Zusätzen, namentlich mit Vermehrung der verschiedenen Thürme, waren sowol die Hochburgen oder Bergschlösser, unter denen wir die prachtvoll wiederhergestellte Wartburg anführen, als die oben erwähnten Wasserburgen angelegt, welch letztere ihren Hauptschutz durch die wassergefüllten Gräben erhielten.



Das Landgrafenzimmer auf der Wartburg.

Die **Burgställe** oder **Burgstadel** dagegen, nur zur Vertheidigung, nie zum ständigen Wohnsitz der Besitzer eingerichtet, waren nicht nur wegen ihres Zweckes, sondern auch häufig wegen ihrer Lage auf sehr engem Felsenraum (daher das Wort „Stein“ oder „Eck“ in so vielen Burgnamen) von viel beschränkterem Umfange, bestanden aber auch wenigstens aus einer Umfassungsmauer, an deren Innenseite zum Theil auch steinerne Gebäude, wie Stallungen ꝛc., sich lehnten, aus dem Saal für die Männer, aus der für die Frauen und das Familienleben bestimmten Kemnate, der Küche und dem Bergfried. Da aber Küche, Kemnate und Saal sich auch im Bergfried anbringen ließen, so begnügte man sich auch mit diesem und der Umfassungsmauer. In den einzelnen Geschossen des Bergfrieds lagen dann über einander zunächst Keller und Speisegewölbe, bisweilen auch Gefängnisse, sodann, von außen durch eine hölzerne Treppe erreichbar, die Küche, das Obergeschoß, die Kemnate, noch höher lag der Saal, von dem aus man auf einer hölzernen Treppe zu dem für die Wächter und Knappen bestimmten obersten Raume des Thurmes gelangte.

Zur Veranschaulichung des bisher Ausgeführten geben wir beifolgend eine idealisirte **Abbildung der Rudelsburg** mit Saaleck bei Kösen an der Saale. Wir sehen da eine Hochburg A, eine Niederburg B (Saaleck) u. eine Vorburg mit Burgflecken C. Von der Brücke 1 oder der Handelsstraße 2 aus konnte man zur Saaleck nur auf dem Wege 3, 4 gelangen, der hinter dem Thurm 5, dem Hauptgebäude, Voigthaus 6 und dem Thurme 7 vorbei in die kleine Vorburg 8 mit Stallungen ꝛc. und durch das Thor 9 in den innern Hof führte. Von dem Flügel 10 aus führt eine Thür mit Freitreppe herab auf die Plattform 11,

wo eine Steinschleuder stand. Der schmale Rücken, der die Saaleck mit der Rudelsburg verband, war durch Einschnitte 12, 13 und den besonders großen Einschnitt 14 unpassirbar gemacht, und nur hinter der Mauer 15 und über die Brücke 16 führte ein Verbindungsweg. Bei 17 vereinigte sich dieser Weg mit einem andern, welcher von der Flußbrücke 1 durch das Stadtthor 18 in die Stadt Saaleck D führte, die mittels der von 8 aus bis an den Fluß hinabgehenden Mauer in den Burgfrieden einbezogen war und innerhalb ihrer Mauer auch Gärten und Felder hatte, andererseits aber durch den Fluß selbst geschützt ward. Verließ man nun die Stadt durch das Thor 19, so betrat man das Gebiet der Hochburg Rutholeibisberg. Auch hier ging die Mauer bis an den Fluß, der, durch eine Kette und schwimmende Balken gesperrt, auf einem Fährkahn passirt werden konnte, um zu dem auf dem jenseitigen Flußufer liegenden landwirthschaftlichen Vorwerk E oder Burgstadel zu gelangen, welches wir uns in Gestalt einer Wasserburg und befestigt denken, deren Burggraben 20 vom Fluß aus gespeist ist und dessen Thor 21 durch eine Barbakane geschützt wird. Vom Thor 19 aus geht ein an gefahrvollen Stellen durch Mauern geschützter Weg 22 hart unter dem Rundgang 23 mit seinem Ausflug 24, sowie unter der Plattform 25 mit der Schleuder 26 vorbei, um den Burgberg herum, unterhalb des Thurmes 27 vorüber, und kommt bei 28 wieder zum Vorschein; der ersterwähnte Weg 3 setzt sich in die Thalsohle bei 29 fort, steigt allmählich an bis 30 und 31; wer direkt auf die Hochburg will, hat nun den Thorthurm 32 zu passiren, vereinigt sich bei 43 mit den auf dem Wege 28 Ankommenden, passirt Thor 34 und 35, muß in dem durch eine hier nicht sichtbare Mauer getheilten Zwinger 36 bis beinahe an den Thurm 27 und dann hart an dem Burggebäude entlang zurück bis an die Ecke des Bergfrieds 37, von wo er wiederum durch ein Thor in den Zwinger 38 gelangt. Oder er geht von 31 aus in weitem Bogen aufwärts bis zu 40, wo er, den alten heidnischen Opferstein, spätere Freistatt oder Rabenstein 41 rechts lassend, auf der Zugbrücke 42 eine künstliche Schlucht passirend, durch 43, zuerst durch das Schutzgerüste und dann durch einen massigen, kurzen, dicken Thurm 44 vertheidigte Thor den Burgflecken betritt, die Burgfreiheit 45 mit ihrer Betsäule und dem Amtmannshaus 46 passirt und endlich auf der zweiten Zugbrücke 47 eine zweite künstliche Schlucht überschreitet, in welcher der Aufgang 33 angebracht ist. Von dem Brückenthorhäuschen 48 aus können die Bewohner der Vorburg durch einen Außenzwinger in die Burgkapelle 49 gelangen, oder auch in den Zwinger 38, von wo aus jetzt die Thür 50 in den innern Burghof führt, während früher der Eingang jedenfalls, unter den Pechnasen 51 vorbei, durch eine unter 52 liegende Thorhalle führte. Der Flügel 53 enthält unten die Küche, darüber die Frauenzimmer, deren bestes, das mit dem Balkon, die Kafehte der Burgfrau war, 54 die Herrenzimmer, unter denselben die Tirnitz, d. h. die Ofenstube des Gesindes, Aufenthalt der Knappen 2c. Flügel 53 und 54 also bilden zusammen den Burgsitz. Der Flügel 55 enthielt im Hauptgeschoß die Kemnate, durch eine Freitreppe unter der Halle 57 zugänglich. Das eigentliche Burgverließ befand sich unter dem Bergfried 37, dessen Inneres nur von 55 aus im Obergeschoß zugänglich war. Dabei ist zu bemerken, daß ursprünglich der Flügel 55 nicht bis an den Bergfried hinanreicht, dessen in Höhe des zweiten Geschosses liegende Thür also nur mittels einer als schwebende Brücke von 55 aus hinübergelegten Leiter zugänglich war, damit, wenn auch alle anderen Theile der Burg vom Feinde bereits genommen waren, dennoch der feste Bergfried noch eine Zeit lang vertheidigt werden konnte. Nach Erfindung des Schießpulvers (etwa 1318) wurde bereits 1348 durch eine Kanone der Naumburger unsere Rudelsburg vertheidigungsunfähig gemacht, und es verloren bald sämmtliche Burgen vor den Feuerschlünden der Artillerie den Zauber ihrer Uneinnehmbarkeit. Damit verlor der Ritterstand die Möglichkeit, fortan noch die Rolle kleiner Herrscher zu spielen.

Kleidertracht. Jene Veränderungen auf dem Gebiete des Geisteslebens machten sich nun nicht allein in Kunst- und Bauwerken allerlei Art äußerlich bemerkbar, sondern auch in den Formen, Stoffen und Farben der Kleidung. Denn das Sprüchwort: „Das Kleid macht

den Mann“ hat nur eine sehr eingeschränkte Geltung. Eine viel allgemeinere Wahrheit wird dagegen ausgedrückt, wenn das Sprüchwort umgestellt wird: Der Mann macht das Kleid. Im Großen zeigt immer die Tracht eine Abspiegelung des Lebens und der Sitten der Völker, und eine bloße Vorführung der Gewänder der verschiedenen Zeitabschnitte wäre



Trachten im elften, zwölften bis vierzehnten Jahrhundert.

auch schon eine Art Kulturgeschichte. Jene, bei der vorigen Rückschau erwähnte Kleidertracht war verschwunden, die Formlosigkeit neben glänzendem Reichthum an edlem Metall und köstlichen Steinen hatte sich mehr zum geläuterten Kunstsinn herausgearbeitet. Möge hier die Schilderung der blonden Isolde in Gottfried's „Tristan“ nach Jakob von Falke eine Stelle finden, um eine Vorstellung von dem Anzuge einer vornehmen Frau jener Zeit zu geben.

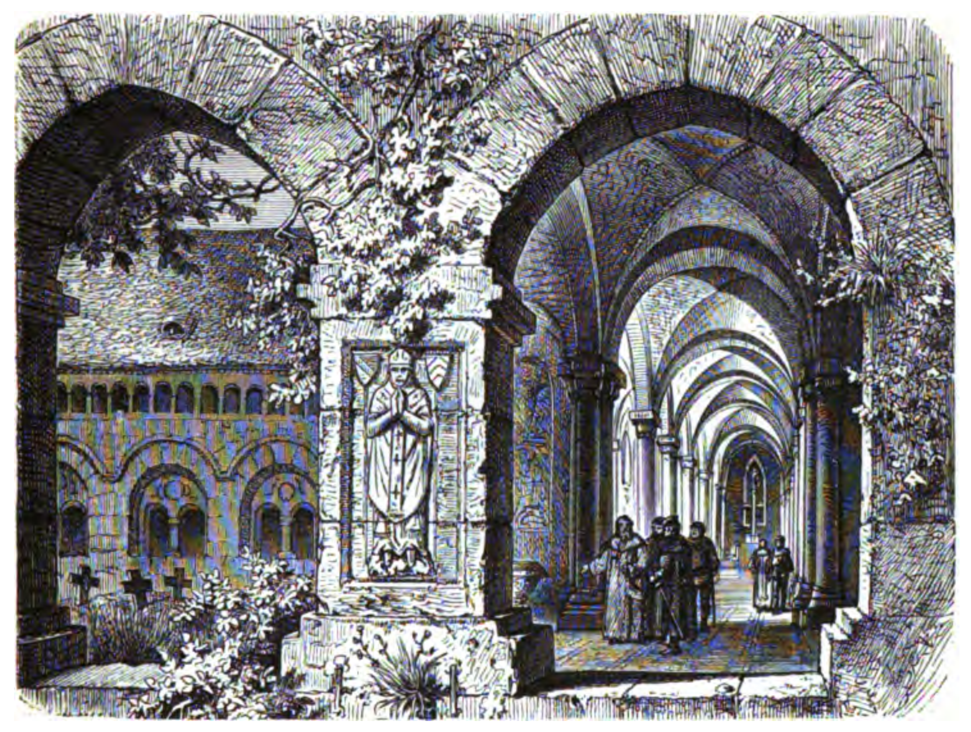
„Isoldens schlanke und doch volle Gestalt bewegte sich in züchtigem Maße. Das Kleid schmiegte sich an Hüfte und Oberkörper den Formen an und fiel dann, noch von einem Gürtel umschlossen, in schönen und reichen Falten, welche die Füße verhüllten, auf den Boden herab. Um die Schultern lag der Mantel von braunem Sammt, gefüttert mit weißem Hermelin und umsäumt mit schwarzem und grauem Zobelrande, der nach höfischer Sitte geschnitten und weder zu schmal noch zu breit war. Der Mantel hatte zwischen Kürze und Länge das rechte Maß, so daß er das Kleid nicht völlig verdeckte, und war auf der Brust befestigt durch ein Schnürlein von weißen Perlen, wohinein die Schöne den Daumen ihrer linken Hand geschlagen hatte. Mit zwei Fingern der rechten Hand hatte sie zierlich, wie es die Sitte gebot, weiter unten die beiden Seiten des Mantels zusammengefaßt und ein wenig in die Höhe gehoben, daß der untere Theil faltig wieder herabfiel. So sah man den Ueberzug und das Hermelinunterfutter mit dem Zobelbräm, beides mit einander. Ihr blondes Haar umschlang ein schmaler goldener Reif von schöner Arbeit und in zierlicher Fassung mit kleinen leuchtenden Edelsteinen belegt. Ihr Haar war von so schönem goldigen Blond, daß man den Reif nicht hätte von ihm unterscheiden können, wenn nicht die lichten Steine darin gewesen wären.“

Rock, Beinkleid, Stiefel und Mantel sind diejenigen Kleidungsstücke, die jeder achtbare Mann nothwendig besitzen mußte. Der Rock, meist gefüttert oder verbrämt mit Pelz, wurde, wenn auch verschieden in der Form, von allen Männern getragen, das Hemd dagegen war noch nicht bis auf die niederen Stände gekommen. Mit Hemd bezeichnete man auch oft den Rock, wie ja auch jetzt noch Staubhemd eine Art Rock bedeutet. Des vornehmen Mannes Gewand war mit Goldborten und Edelsteinen besetzt, jedoch fand keine Ueberladung des Schmuckes statt, sondern es herrschte auch hierbei das Gesetz der Schönheit vor. Je vornehmer der Träger des Rockes war, desto tiefer reichte dieser herab, bei Fürsten und Weisen sogar bis auf die Füße. Am Handgelenk und um die Mitte des Armes waren bunte, bisweilen goldene oder mit Gold durchzogene Stickereien angebracht, ein breiterer Streifen gleicher Art umsäumte den unteren Rand. Von den Sarazenen hatte man gelernt, statt der Stickereien auch Goldfäden einzuweben, und es kamen nun Röcke aus Zeugen dieser Art sehr in Gebrauch.

Vornehme erschienen noch mit einem zweiten kostbaren Gewande, dem Oberrock. Dieser hatte in der Regel aufgeschnittene Schulterlöcher, an denen das Rauchwerk des Unterfutters hervortrat. Er führte den Namen Kappe und ward häufig auf Reisen, auf der Jagd und wol auch bei der Arbeit getragen, da er eine freiere Bewegung gestattete als der Mantel. Dieser reichte gewöhnlich etwa bis zum Knie, ward auf der rechten Schulter von einer Spange zusammengehalten, mit dem linken Arme in die Höhe genommen und hatte Edelsteine und Goldborten zum Besatze. Vielfach fehlte die Fußbekleidung ganz, und die Füße waren dann von der Hose (Strumpfhose) bedeckt. Wahrscheinlich aber waren in diesen Fällen lederne Sohlen unter den Füßen befestigt. Schuhe von Leder, Zeug, Korduan und Goldbrokat wurden in allen Farben getragen. Ritter, Bürger und Bauern schoren das Gesicht; auf den Abbildungen der Ritter jener Zeit schaut uns aus der Kapuze des Panzerhemdes immer ein glattes Gesicht entgegen. Nur ältere Leute, hohe geistliche und weltliche Würdenträger, etwa noch Pilger, trugen einen Vollbart, der aber meist gekürzt war.

Die Cistercienserklöster in der Mark. Wenn wir von den Nachtheilen, die das Papstthum über unser Vaterland und über die Welt gebracht hat, sprachen, so handelte es sich immer nur um das Ganze des Systems, durch das „ein Reich von dieser Welt“ begründet werden sollte, bei welchem Streben „das Eine, was Noth thut“, je nachdem dies System sich in seinen Trägern verkörperte, zum Schaden der Menschheit mehr oder minder vergessen ward. Dies Streben nach Weltherrschaft war eine traurige Erbschaft, herstammend von dem heidnischen, weltbeherrschenden Rom, demnach das Papstthum eine Mischung christlichen und heidnischen Lebens, und es galt für dasselbe, sich von den heidnischen Anschauungen, die sich allgemach, immer dichter werdenden Nebeln gleich, um dasselbe lagerten,

zu befreien und zu einem wahrhaften christlichen Priesterthume zu entwickeln, wenn es nicht von dem erwachenden Volksbewußtsein, das den Gegensatz dessen, was es zu sein vorgab, und dessen, was es in Wirklichkeit war, mehr und mehr erkannte, in seiner Berechtigung bezweifelt und verworfen werden wollte. Es ist daneben darauf hingewiesen worden, daß trotzdem aus dem Priesterstande wahrhaft christliche Männer und im Einzelnen wahrhaft christliche Bestrebungen hervorgingen und kirchliche Werke ins Leben gerufen wurden, unter deren segnenden Einflüssen wir heute noch stehen. Das wahrhaft Christliche in der Kirche zu erhalten und nur das Heidnische abzuwerfen, war ja nur der Sinn der Reformation, die endlich zur Rettung der Menschheit eintreten mußte, und es erkennt daher der Protestant echten Geistes gern das Gute an, das in der Zeit vor dem endlich nothwendig gewordenen Befreiungswerke die Kirche hervorgebracht hat.



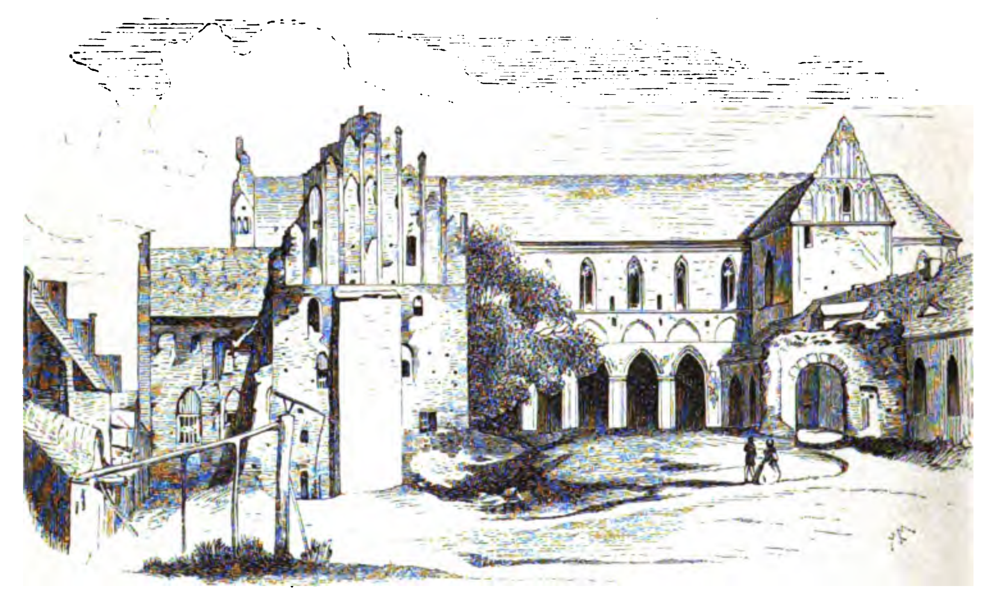
Klostergang. Zeichnung von B. Mörlins.

Dies führt uns auf den Mönchsorden der Cistercienser, der in seiner guten Zeit, namentlich in unserer Mark Brandenburg, wahrhaft Großes vollbracht hat. Das Mönchsthum trat, nach den altägyptischen Vorbildern der Einsiedler des Serapeums (300 v. Chr.) geschaffen, zuerst im Morgenlande auf, und als der eigentliche Stifter desselben ist der Aegypter Antonius zu betrachten. Er vertheilte alle seine Habe an die Armen und zog sich (285) in eine Wüste zurück. Während er sich in seiner Einsamkeit bestrebte, die körperlichen Bedürfnisse auf das Allernothwendigste zu beschränken, gelangte er in den Ruf eines Heiligen, und sein Leben wurde in der Folgezeit mit Wundergeschichten allerlei Art ausgeschmückt. Sein Beispiel fand Nacheiferung, und bald schlugen Viele ihre Hütten in der Wüste auf, in der er seine Wohnstätte erbaut hatte. Diese Leute wurden nun nach einem griechischen Ausdruck Mönche, d. h. Alleinlebende, genannt. Sie fanden so viel Anhang, daß bald „die Städte einsam und die Wüsten bevölkert wurden." Antonius machte ihnen außer den Andachtsübungen das Beten, Fasten und Handarbeiten zur Pflicht. Unter seinem Nachfolger entstanden gemeinschaftliche Gebäude, die von der Einschließung im Lateinischen

claustra hießen, woraus Kloster entstand. Der Vorsteher eines Klosters ward „Vater“ genannt (abbas, daher Abt). Die Klostertracht, Anfangs meist eine gemeine Volkstracht, wurde allmählich zum eigenartigen, sofort erkennbaren Ordenskleide.

Nach dem Abendlande verpflanzt, nahm das Mönchsthum eine mehr auf das Leben einwirkende Richtung an.

Im 11. Jahrhundert namentlich war die Begeisterung für die Mönchsorden außerordentlich groß. „Je vornehmer Einer war“, erzählt ein alter Schriftsteller, „zu desto geringeren Diensten ließ er sich im Kloster am liebsten gebrauchen. Grafen, Markgrafen und Prinzen dienten in der Kirche oder bei den Herden. Aufrichtige Bruderliebe herrschte unter Allen, und Jeder war mehr für seinen Nächsten als für sich besorgt. In der Gastfreundschaft waren sie so eifrig, als hielten sie Alles für verloren, was sie den Armen und Fremdlingen nicht mittheilen konnten.“



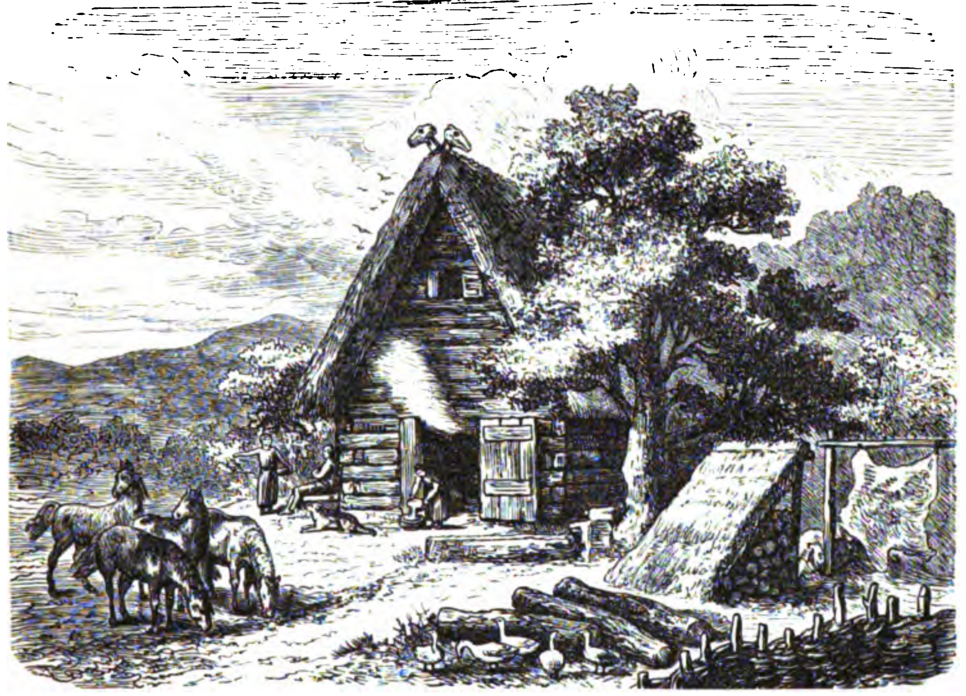
Kloster Chorin in seiner heutigen Gestalt.

Da nun die Spitzen der Orden in Rom ausliefen und die Mitglieder, die den Oberen zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet waren, im zwölften Jahrhundert nach Hunderttausenden zählten, so kann man leicht ermessen, wie Großes sich durch das „vereinte stehende Heer der Mönche“ im Guten wie im Bösen ausrichten ließ. Von einem und dem andern der übrigen Orden zu sprechen, wird der Verlauf der Geschichte noch Veranlassung geben; hier haben wir es nur mit dem der Cistercienser zu thun.

Der Cistercienserorden, der zur Zeit seiner Blüte gegen 2000 Klöster innehatte, wurde 1098 gestiftet, als bereits andere Mönchsorden ihrer Mission untreu geworden waren und die Mitglieder derselben mehr für ihren Leib als für ihre und Anderer Seelen sorgten. Ihrem Gelübde nach sollten die Cistercienser sich mit Gelehrsamkeit nicht beschäftigen, sondern in Armuth leben, Wohlthätigkeit üben, wüste Landstriche zum Ackerbau tüchtig machen u. s. w.; sie sollten, um es kurz zu sagen, gewissermaßen geistliche Bauern sein. So lange der Orden diesem Gelübde nachlebte, war seine Wirksamkeit von großem Segen.

Als nun Albrecht der Bär in der Mark festen Fuß gefaßt hatte, erkannte er sogleich, daß er in den Fehler seiner Vorgänger verfallen würde, wenn er, wie diese, nur das Schwert als alleinige Stütze seiner Macht betrachten wollte. Die Wenden waren ja eben nur äußerlich unterworfen, und die Art von Christenthum, die ihnen aufgenöthigt worden war, hatte ihre

Gesinnung nicht zu ändern vermocht. Wie Albrecht, dachten in diesem Punkte die Askanier überhaupt, und so war es wol natürlich, daß sie sich nach Männern umthaten, die fähig und bereit waren, in diesem Geiste zu wirken. Keine Körperschaft schien ihnen nun so geeignet dazu, als die der Cistercienser, in deren Leben und Wirken Geistliches und Irdisches in wahrhaft christlicher Weise vereinigt war. Wie Albrecht der Bär und seine Nachfolger flämische Ansiedler in die Mark riefen, damit sie Gewässer eindämmen, Kanäle bauen, Weberei und Städtewesen befördern möchten, wie rheinische und andere deutsche Familien angesiedelt wurden, um deutschen Sinn und deutsche Sprache im Wendenlande zu befestigen, so wurden den Cisterciensermönchen wüstes Land, Sümpfe und Waldgegenden angewiesen, um den Schoß der Erde für den Ackerbau zu erschließen. Eine bessere volkswirthschaftliche Maßregel konnte zu jener Zeit von den Landesfürsten nicht erdacht werden. Die Kenntniß



Bauernhaus. Nach H. Leutemann.

der Kultivirung des Bodens war unter den Cisterciensern so ausgebildet und bedeutend, daß, wo sie sich niederließen, bald unter ihren Händen Musterwirthschaften aufblühten. Wie die rheinischen Ansiedler, verpflanzten auch sie die Weinrebe in die Mark, legten durch Ableitung des Wassers Moräste trocken und verwandelten diese in fruchtbares Ackerland, beförderten Handwerke und begründeten Ortschaften. Schon aus dem Umstande, daß sie dem Boden der Mark einen genießbaren Wein abzugewinnen vermochten, läßt sich ein Schluß auf ihre Arbeitsamkeit ziehen. Es sei auch nicht vergessen, daß die Lehniner Mönche die Begründer der noch heut in Flor stehenden Werderschen Obstkultur sind. Ohne ihre heilsame Thätigkeit wäre wol die Mark lange nachher noch eine fruchtlose Oede geblieben. Aber sie thaten mehr noch: sie bewirkten durch ihr sonstiges Leben, daß in den äußerlich bezwungenen Wenden zum ersten Male eine Ahnung des innersten Wesens der Christuslehre aufging, woraus als nothwendige Folge eine Hinneigung zum Christenthume sich entwickelte. Freilich ging das nicht so leicht und gefahrlos ab, als es Manchem im ersten Augenblicke erscheinen mag. Die Klöster mit ihren starken Mauern und festen Eichenthoren standen für die Mönche nicht gleich fertig da, daß sie nur hätten einzuziehen brauchen, um hinter

Schloß und Riegel sicher wohnen zu können; die umwohnenden Wenden waren bei ihrem ersten Erscheinen nicht gleich für sie gewonnen und hatten damit den tief innewohnenden, von Geschlecht zu Geschlecht ererbten Groll, der durch gegenseitige Mittheilungen der erlittenen blutigen Gewaltthätigkeiten immer aufs Neue wieder angefacht wurde, nicht vergessen: die Ansiedler mußten sich vielmehr in den Wildnissen, die ihnen angewiesen worden waren, ihre Holzhäuser bauen, lange Zeit steter Ueberfälle gewärtig sein und durch ein Leben der Arbeit, Entsagung und christlichen Bruderliebe gegen Die, die ihnen Todfeinde waren, Platz in deren Herzen zu gewinnen trachten. Erwägt man genau, welchen Gefahren diese Männer muthig entgegen gingen, und wie sie, ob auch ihre Reihen durch Mord, begangen von Denen, welchen sie zu nützen gekommen, gelichtet wurden — wie sie dennoch vor der Ausführung ihres gottgesegneten Berufes nicht zurückschraken, so ist man versucht, zu zweifeln, ob die Gegenwart eine Opferfähigkeit dieser Art aufzuweisen hat, und man stimmt gern in das Lob ein, das ihnen der edle Herder in folgenden Worten zollt:

„Ihr kamet nicht mit Orpheus' Leierton,
In phrygisch-wilden Bacchustänzen nicht,
Noch mit dem blut'gen Schwert in eurer Hand;
In eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz; mit ihm
Die Pflugschar war es, die die Welt bezwang."

„Sie trugen", heißt es in Heliot's Werke über die Klöster, „weder Felle noch Hemden, aßen Fleisch nur in großen Krankheiten, auch keine Fische, keine Eier, keine Milch, keinen Käse, als nur dann, wenn man ihnen diese Speisen aus Mildthätigkeit gab. Sie schliefen nur auf Strohsäcken in ihren Röcken und Kutten. Sie standen um Mitternacht auf und wandten das Uebrige der Nacht bis zum Aufbruche des Tages an, das Lob Gottes zu singen. Danach beschäftigten sie sich den ganzen Tag mit Arbeiten, Lesen und Beten, ohne jemals Anlaß zur Muße und Faulheit zu geben, und bei allen diesen Arbeiten beobachteten sie ein völliges Stillschweigen." Und der H. Bernhard sagt: „Der Orden der Cistercienser ist Demuth, Friede und Freude im heiligen Geist, ist Schweigen, Fasten, Beten, Arbeiten und vor Allem den erhabenen Weg wandeln, der die Liebe ist." Und da die Liebe keine Mühe scheut, dem Nächsten zu dienen, so waren eben die Männer, welche die christliche Liebe auf ihre Fahnen schrieben, die genügsamsten in ihren Bedürfnissen und die sorgsamsten für das Wohl Anderer. Gerade in ihrem Leben zeigte sich die dem oberflächlichen Blicke unscheinbarste, aber machtvollste, weil in der Wirkung nachhaltigste Seite des Christenthums. Mild gegen ihre Untergebenen, hülfreich und liebevoll gegen einen Jeden, voll Demuth, Gottergebenheit, Duldung, Sanftmuth, von jeglicher Art von Prunk frei und dabei mit unermüdlichem Fleiße nützlicher Beschäftigung ergeben, mußte es ihnen gelingen, daß sie dem Christenthume in immer weiteren Kreisen eine Stätte bereiteten und dadurch auch zugleich ihrer Zeit und allen Zeiten bewiesen, welche Mittel zur Förderung christlichen Sinnes im Volke die wirksamsten sind. —

Aber die Cistercienser wurden mit der Zeit, infolge mancher Schenkungen und der Werke ihrer Hände, reich. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war dem Kloster Lehnin die ganze Zauche und ein Theil des Havellandes zinspflichtig. Im Teltower Kreise gehörten ihm außer anderen Dörfern auch Zehlendorf. Die Lehniner Mönche hatten eine große Kleiderfabrik und Malzdarre angelegt, und sie betrieben einen schwungvollen Handel, der sie reich und immer reicher machte. Den Reichthum aber erträgt der arme Sterbliche schwerer noch als bittere Armuth. Denn nicht allein Die, welche reich werden wollen, sondern auch Die, welche reich sind, fallen gar zu leicht „in Versuchung und Stricke und viele schändliche, thörichte Laster." So ging es in seiner letzten Zeit auch diesem Anfangs so segensreich wirkenden Orden der Cistercienser, und die Trümmer seiner Klöster in Lehnin, Chorin u. s. w. erzählen uns heut noch mit stummer Sprache von seiner Größe und von seinem tiefen Fall.



Viertes Buch.

Brandenburgs Verfall unter den bayerischen und luxemburgischen Markgrafen.

Ludwig von Bayern (1324—1351).

Was die prächtigen, tapferen, hochaufstrebenden hohenstaufischen Kaiser dem Deutschen Reiche zur Zeit der Blüte im Mittelalter, das sind die Askanier der Mark Brandenburg gewesen. Das fast zweihundertjährige Wirken dieses ruhmreichen Fürstengeschlechts glich einem Frühlinge, in dem sprühende Blitze und rollende Donner den Luftkreis erschüttern und unzählbare Knospen dem Lichte sich öffnen.

Dem frischen Erwachen christlichen und nationalen Lebens folgte jedoch bald im ganzen Deutschen Reiche, namentlich in der Mark, eine Zeit schmählichen Verfalls. Die mittelalterliche Kraftperiode war dahin, und die erwachten Regungen auf den Gebieten des Glaubens und Lebens vermochten erst nach schweren Kämpfen eine neue, bessere Ordnung der Dinge hervorzubringen.

Wir treten jetzt in die Zeit des Verfalles ein, welche von der Regierung obengenannter bayerischer und luxemburgischer Markgrafen ausgefüllt wird.

Betrachten wir jedoch zuvor in raschem Ueberblick den Entwicklungsgang der deutschen Kaisermacht, um uns in einer neu anbrechenden Zeit zurecht zu finden. Nach der wohlverdienten Zertrümmerung des Römischen Reiches sehen wir die deutsche kaiserliche Gewalt zuerst in Karl dem Großen und seinem Geschlechte, den Sitz derselben am Rheine. Von den Karolingern ging sie zu den sächsischen Kaisern nach der Elbe, von ihnen zu den Hohenstaufen nach Schwaben und von dort zu den Habsburgern nach der Donau, bei welchen sie mit einigen Unterbrechungen blieb, bis sie gemeinschaftlich mit der Gewalt, mit der sie lange gerungen hatte, zusammenbrechen sollte.

Noch vor dem Erlöschen des Geschlechtes der Askanier war bereits der erste Habsburger, Rudolf von Habsburg, auf die Weltbühne getreten und hatte das Scepter des heiligen römischen Reiches deutscher Nation mit Kraft und Klugheit geführt. Auch ein zweiter Habsburger, Albrecht I. (elf Jahre vor dem Tode des letzten Askaniers von seinem Neffen ermordet), hatte schon den deutschen Kaiserthron inne gehabt. Hierauf folgten in einem Zeitraume von etwa 150 Jahren acht Kaiser, von denen nur einer dem Geschlechte der Habsburger entstammte.

Am Anfange dieses Zeitraumes befinden wir uns jetzt. Ludwig IV. (der Bayer) hat den deutschen Kaiserthron inne.

Kaum war das edle Geschlecht der Askanier von dem Schauplatz der Geschichte abgetreten, als für die Mark so böse Tage kamen, wie sie nur später im Dreißigjährigen Kriege wiederkehrten. Ein Erbe des markgräflichen Hauses der Askanier, Heinrich der Jüngere von Landsberg, war allerdings noch vorhanden, dieser befand sich aber bei dem Tode Waldemar's noch nicht in dem volljährigen Alter, und als der Kaiser ihn, um den Zuständen in der Mark bei den sie bedrohenden Gefahren Halt zu geben, für mündig erklärte, starb er. Nun traten alte und neue Ansprüche von allen Seiten auf, und was in zwei Jahrhunderten durch geistige Anstrengungen und Blutarbeit mühevoll zusammengefügt worden war, brach, da dem Lande ein kühner Herrschergeist fehlte, jäh zusammen. Nachdem die verwittwete Gemahlin Waldemar's sich von den mittelmärkischen Städten hatte huldigen lassen und die Zusicherung ihres Rechtsanspruches auf die Altmark, Landsberg und die Pfalz Sachsen empfangen hatte, den sie bald darauf an ihren neuen Gemahl, den Herzog von Braunschweig, übertrug, trat der Herzog Heinrich von Schlesien-Jauer seine Rechte auf das Land Lebus und die Stadt Frankfurt an den König Johann von Böhmen ab, wogegen dieser die Oberlausitz mit ihm theilte. — Der Herzog von Glogau nahm Sagan, Krossen, Meseritz, Schwiebus und Züllichau in Besitz. Die Priegnitz und die Uckermark wurden in den Kämpfen der Herzöge von Mecklenburg und Pommern verheert; Beide gaben vor, Ansprüche auf diese Landstriche zu haben. Andere Theile der Markgrafschaft beanspruchten Wratislav von Pommern-Wolgast, Wladislaus von Polen, der Erzbischof von Magdeburg und Rudolf von Sachsen, und da ein jeder dieser Fürsten sein Recht mit dem Schwerte zu erringen strebte, so erschreckte der Waffen Klang allerorten die Bewohner des Landes. Rudolf von Sachsen gehörte einer Seitenlinie des askanischen Hauses an, die jedoch ein Recht auf die Erbfolge nicht besaß. Dennoch wußte er durch kraftvolles und kluges Auftreten sowie durch große Verheißungen einen Theil des brandenburgischen Landes zur Huldigung zu bewegen. Der Kaiser aber machte dem Handel zu seinem eigenen Vortheile ein Ende, indem er Brandenburg für ein eröffnetes Reichslehen erklärte, das zu besetzen ihm allein das Recht zustehe, und belehnte nun seinen ältesten Sohn, den neunjährigen Herzog Ludwig von Bayern, unter Zustimmung der Fürsten mit der Mark Brandenburg und allen Gebieten, die Waldemar vor seinem Tode besessen hatte, indem er sich zugleich anheischig machte, die Vormundschaft über das Lehen vorerst zu führen. Die Landplage des Faustrechts, von der Brandenburg unter der kräftigen Herrschaft der Askanier weniger als das übrige Deutschland zu leiden gehabt hatte, wucherte in den Jahren der Verwirrung in der Mark schnell empor. Von ihren festen Burgen aus, die meist in schwer zugänglichen Sumpfgegenden erbaut waren, setzten verwegene Raubritter das Land allerorten in Schrecken. Diese Burgen zu brechen, war die erste Verheißung, die der Kaiser der Mark gab, und er mühte sich auch redlich, sein Wort zu lösen, was ihm freilich nur unvollkommen gelang, da neue und größere Gefahren das Land bald genug bedrohten. Rudolf von Sachsen, von seinen Anhängern verlassen, sah sich gezwungen, sich zufrieden zu geben (später wurde ihm die Niederlausitz überlassen), die Herzöge von Mecklenburg und Glogau und der König von Böhmen aber hielten ihre Ansprüche in drohender Weise aufrecht, und sie mußten endlich durch die Abtretung der streitigen Landstriche befriedigt werden. Die größte Gefahr jedoch brachte der Papst Johann XXII. über das Land.

Der Kaiser war der Meinung, er besitze seine Würden von Gottes und der Fürsten Wahl wegen, daher er der Weihe durch die Hand des Papstes zu seinem kaiserlichen Amte nicht benöthigt sei. Dies erschien dem heiligen Vater als eine freche Anmaßung, und er schleuderte den Bannstrahl gegen Albrecht. Sogleich berief dieser die Fürsten nach Regensburg, legte ihnen seine Sache dar und hatte die Genugthuung, zu sehen, daß sie so wenig wie er des heiligen Vaters Grimm beachteten.



Die zersprengten Bewohner der Neumark in die Wälder geflüchtet. Nach A. de Neuville.

Einfall der Polen und Lithauer. Der Papst beschloß nun, den verhaßten Gegner auf der wundesten Stelle seiner Macht, in Brandenburg, zu treffen, rief den Polenkönig Wladislaus gegen dies Land auf und sprach zugleich die Brandenburger von dem Eide der Treue gegen ihren jungen Markgrafen, den Sohn des Kaisers, frei. Stephan Petzko, der Bischof von Lebus, hatte sich verrätherischer Weise dazu gebrauchen lassen, den Polenkönig in Krakau persönlich zu diesem Kriegs- und Raubzuge aufzufordern. Dieser, voll Groll gegen Brandenburg, dagegen dem Papste ergeben, der einige Jahre vorher ihm das Haupt mit der Königskrone geschmückt hatte, rüstete sich sogleich zum Zuge, und der Lithauerherzog sandte ihm zur Verstärkung seines Heeres eine zwölfhundert Mann starke Schar seiner wilden Reiter, unter Anführung des verrufenen David von Garten.

Gleich verheerenden Meeresfluten brachen die vereinigten Scharen, geführt von dem Polenkönige, im Frühjahre 1325 in die Neumark ein und trugen, Alles vor sich niederwerfend, Mord, Brand und Schändung in das Herz des Landes hinein. Von den heidnischen Lithauern wurden die Altäre besudelt, geweihte Hostien mit Hohnlachen auf Spießen zur Schau umhergetragen und Greuel allerlei Art ausgeübt, wie sie nur Unmenschen zu erdenken und zu begehen im Stande sind.

Waren sie ihrer teuflischen Gewaltthaten an einem Orte müde, so ließen sie denselben in Rauch und Flammen aufgehen. So sanken einhundertundfünfzig Dörfer mit ihren Kirchen und Klöstern in Asche. In einem Orte stritten einige lithauische Reiter um eine schöne Jungfrau, die sie gefangen genommen hatten, und es kam zum blutigen Handgemenge. Da sprengte ihr Anführer, der den Streit von fern mit angesehen hatte, herbei, sein Schwert blitzt durch die Luft — der Jungfrau mitten durch den Leib. „Nun nehme ein Jeder sein Theil!“ rief er und ritt hinweg. — Den Propst von Bernau, einen wohlbeleibten Mann, bogen die Lithauer zusammen und klemmten ihm sein Haupt zwischen die Schenkel. Dann öffneten sie ihm dem Rücken mit dem Schwerte und begehrten, daß er aus dem herniederströmenden Blute den Ausgang des Krieges weissage. (Aehnlich verfuhren damals die Skandinavier, wenn sie Blutrache übten.)

Eine rührende Sage aus jener Zeit hat sich erhalten:

In einem Kloster findet ein Lithauer eine Nonne, und ihre bezaubernde Schönheit reizt seine Begier. Er ergreift die Fliehende, die vergebens sich ihm zu entwinden strebt. Nun sinkt sie auf ihre Knie, erhebt ihre Hände, beschwört ihn, ihrer jungfräulichen Ehre zu schonen, und verspricht ihm endlich in ihrer Verzweiflung, wenn er sie frei lasse, ihn eine Kunst zu lehren, durch deren Ausübung er unverwundbar werde gegen Hieb und Stich. Der Krieger erstaunt und fragt. „So merke auf!“ sagt die Jungfrau, die den Tod der Schande vorzieht. „Es ist die Zauberformel, die dich unverletzlich macht: in manus tuas, Domine, commendo spiritum meum! (In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist!) Wohlan, schlage zu, damit du erkennest, daß ich nun gegen dein Schwert unverwundbar bin!“ Und sie entblößt ihren Hals. Das Schwert blitzt durch die Luft, und am Boden liegt das Haupt der Jungfrau, die ihr Sterbegebet gesprochen hatte.

Ritter und Städte ermannten sich endlich und vereinigten sich mit dem markgräflichen Heere, das nun dem Feinde die Spitze zu bieten sich anschickte. Der Polenkönig wagte aber nicht, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, und zog sich, sechstausend Männer als Sklaven mit sich führend, über die Oder zurück.

Die Frankfurter nahmen schwere Rache an dem verrätherischen Bischofe von Lebus. Sie verwüsteten seinen Bischofssitz Göritz und führten ihn gebunden nach Frankfurt, wo sie ihn ein Jahr lang in enger Haft gefangen hielten. Dies zog ihnen später den Bann des Papstes zu, den sie indeß mit großem Gleichmuthe ertrugen, um so mehr, als die Bettelmönche nach wie vor die begehrten kirchlichen Verrichtungen ausübten.

Die Kämpfe, in die Markgraf Ludwig von Brandenburg, der inzwischen die Regierung des Landes angetreten hatte, mit den Pommern verwickelt wurde, endeten zu seinem Nachtheile.

Die Uckermark erhielt er für 6000 Mark Silbers zurück, jedoch die Anwartschaft auf die Lehnshoheit über Pommern wurde ihm nur für den Fall zugestanden, daß das Herrschergeschlecht des Landes ausstürbe.

Margarethe Maultasch. Auch im Süden hatte der Markgraf Ludwig von Brandenburg, der nun die Mitte der Zwanziger bereits überschritten hatte, einen grollenden Feind an dem Könige Johann von Böhmen. Dieser vermochte es nicht zu verwinden, daß nicht ihm die Markgrafschaft Brandenburg zugesprochen worden war. Sein Groll fand aber noch neue Nahrung durch eine Handlung des Kaisers, die wir zunächst vorzuführen haben.

Der Böhmenkönig — dem luxemburgischen Fürstengeschlechte entsprossen — hatte, um seine Macht zu mehren, die Vermählung seines Sohnes mit Margarethe, der reichen Erbin von Kärnthen und Tirol, zu Stande gebracht. Der Umstand, daß Margarethe auf dem tiroler Schlosse Maultasch geboren war, ward Anlaß, daß man ihr den Beinamen Maultasch gab — man wollte damit wol zugleich ihr unholdes Wesen bezeichnen. War doch ihr Leben mit ihrem Gemahl voll Aergerniß unsauberster Art. Hätte der Prinz Johann seinem Herzen folgen wollen, so würde es ihm wol gelungen sein, eine Scheidung von dem unbändigen Weibe zu bewirken. Aber der Besitz der reichen Länder bestimmte ihn, in der freudenlosen Ehe auszuharren. Nun geschah es, daß — muthmaßlich auf besondere Veranlassung des Kaisers — Margarethe mit dem Markgrafen von Brandenburg zusammentraf, der damals eben Wittwer geworden war. Seine schöne ritterliche Gestalt machte auf sie einen tiefen Eindruck und erregte in ihr den Wunsch, ihn zum Gemahle zu besitzen. In die Heimat zurückgekehrt, erhob sie alsbald die ärgsten Beschuldigungen gegen ihren Gemahl, rief die Tiroler auf und vertrieb ihn, der im Lande nur wenige Hülfe fand, mit Waffengewalt. Johann ward jedoch von seinem Bruder, dem Markgrafen Karl von Mähren, der sein Heer aufbot, wieder zurückgeführt. Karl — wir werden ihn später als Kaiser Karl IV. näher kennen lernen — bemächtigte sich der Gemahlin seines Bruders und hielt sie auf einer Burgfeste gefangen.

Nachdem Margarethe durch List und Bestechung frei geworden, floh sie zum Kaiser und flehte ihn um seinen Schutz an, indem sie ihm betheuerte, daß sie unter keinen Umständen zu ihrem verhaßten Gemahle zurückkehren werde, dagegen keinen lieber zum Gemahle begehre, als seinen Sohn Ludwig, den Markgrafen von Brandenburg. Das eben war es, was der Kaiser wünschte. Durch eine solche Heirath seines Sohnes neben Brandenburg nun auch noch Tirol und Kärnthen seiner Hausmacht hinzuzufügen, war für ihn zu verlockend, als daß er nicht dafür das Aeußerste zu wagen hätte bereit sein sollen.

Gegen die Auflösung der Ehe sprachen indeß die Kirchengesetze, über die sich freilich der Papst, wenn es sein Vortheil erheischt hätte, ebenso leicht hinweggesetzt haben würde, als über den Umstand, daß bei dem nahen Verwandtschaftsverhältniß zwischen Margarethe und dem von ihr zum Gemahle begehrten Brandenburger Markgrafen ebenfalls die kirchlichen Gesetze der Zulassung der Ehe entgegen waren. Nun meinte der Kaiser, dem kirchlichen Sinne der Fürsten und des Volkes bieten zu können, was er der Person des Papstes geboten hatte, nämlich Nichtbeachtung. Er setzte ein Gericht zusammen, das in seinem Namen die erste Ehe Margarethens ohne Weiteres für aufgelöst erklärte, und genehmigte darauf die Eingehung der Ehe derselben mit seinem Sohne, wonach auch alsbald (1342) die Hochzeit auf der Bergfeste Tirol mit großem Glanze gefeiert wurde. Nach des Kaisers Berechnung mußte nun Alles gut gehen. War doch seine Hausmacht so vergrößert, daß er meinte, den von ihm schwer beleidigten König von Böhmen nicht fürchten zu dürfen, und Margarethe sah im Geiste schon die Kaiserkrone auf ihrem Haupte, da ja, wie sie hoffte, nach dem Tode ihres Schwiegervaters, des Kaisers, Niemand anders das kaiserliche Scepter empfangen könne, als ihr jetziger Gemahl. Aber sie sowol als der Kaiser hatten sich arg verrechnet. Als der Kaiser früher den priesterlichen Anmaßungen fest entgegentrat, war ihm von allen Seiten Beifall zutheil geworden; jetzt hatte er den religiösen Sinn des Volkes auf

das Tiefste verletzt und sich damit die Zuneigung desselben verscherzt. Dazu kam noch, daß die Fürsten ja deutlich sahen, wie Ludwig bei dem ganzen Handel nur den einen Zweck vor Augen gehabt habe, die Kaiserkrone an sein Haus zu fesseln. So begannen denn die päpstlichen Bannstrahlen doch allgemach zu glühen. Das ganze Luxemburger Fürstengeschlecht, dessen Haupt eben der Böhmenkönig war, setzte nun Alles daran, des Kaisers Sturz herbeizuführen. Dem Markgrafen Karl von Mähren kam es dabei zu statten, daß sein ehemaliger priesterlicher Lehrer als Clemens VI. auf den päpstlichen Thron erhoben wurde, und er wußte diesen zu bestimmen, den auf den Kaiser geschleuderten Bannfluch zu erneuern. In demselben wurde die zweite Ehe Margarethens für null und nichtig und der Kaiser aller Würden für verlustig erklärt. „Ludwig von Bayern", hieß es in der päpstlichen Bulle, „sei ehrlos, und kein Ehrloser könne die kaiserliche Krone tragen. Alle Anordnungen, die er in angemaßter Kaiserwürde getroffen, seien ungiltig. Niemand dürfe ihm Gehör schenken, kein Anwalt ihn vertheidigen, kein Richter seine Klagen beachten. Der Fürsten Pflicht sei es, mit vereinter Macht den Verfluchten auszurotten. Verflucht sei sein Eingang und sein Ausgang. Gott müsse ihn mit Wahnsinn und mit Blindheit schlagen, mit seinen Blitzen ihn verzehren, die Hölle sich öffnen, ihn zu verschlingen. Vor des Vaters Augen müsse seine Brut von feindlichen Schwertern gefressen werden." — Solche Verwünschungen ertönten von den Lippen des Papstes, der den Namen Clemens, zu Deutsch der Sanftmüthige, angenommen hatte! —

Hatte schon, wie bemerkt, der frühere Bannstrahl nachträglich zu wirken begonnen, so zündete der neue unmittelbar in unzähligen Herzen. Nun gelang es dem klugen Markgrafen Karl von Mähren, die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Sachsen und Böhmen zu überreden, daß Recht und Pflicht ihnen gebiete, eine neue Kaiserwahl vorzunehmen. Da aber er selbst nicht nur an Gaben des Geistes und Leibes unter den Fürsten seiner Zeit hervorragte, sondern auch, als Luxemburger, des Kaisers heftiger Widersacher war, so fiel die Wahl auf ihn, und er trat als Karl IV. in die Reihe der Deutschen Kaiser. Doch für den Augenblick hatte er nur erst den Titel eines Kaisers, und es galt nun, sich die Kaiserkrone zu erkämpfen. Die Gelegenheit schien günstig, da sich gerade der Markgraf von Brandenburg auf einem Zuge nach Preußen befand. Nicht allein mit dem Segen des heiligen Vaters ausgerüstet, sondern auch unterstützt von einer päpstlichen Hülfsschar, drang der neuerwählte Gegenkaiser in Tirol ein und belagerte die starke Bergfeste gleichen Namens, in die sich Margarethe geflüchtet hatte. Doch die Erfolge schritten nur langsam vor, so daß der Markgraf von Brandenburg, an den Eilbotschaft gesandt worden war, zum Entsatze herbeizueilen vermochte.

Karl mußte Tirol räumen, und seine Sache schien gefährdet. Da starb plötzlich (1347) der Kaiser Ludwig auf der Jagd. Die Sage geht, es sei ihm Gift beigebracht worden, und Karl habe seine Hand im Spiele gehabt. Kein Mensch weiß es, ob Wahrheit an dem Gerücht ist, die Gräber aber sind stumm. Könnten sie reden, welche Umwandlung würden dann manche Theile der Geschichtswerke erhalten! Man hat in dem listigen, verschlagenen Charakter Karl's Anhaltepunkte für die Aufstellung einer solchen Annahme zu finden gemeint, und der Leser möge in dem Verfolge der Geschichte selbst urtheilen, mit welchem Rechte.

Nun ward es dem Kaiser leicht, sich in seiner Herrschaft zu befestigen. Er, der mehr die Künste der Unterhandlung als die des Krieges liebte und anzuwenden verstand, war bald versöhnt mit allen deutschen Fürsten, ausgenommen den Markgrafen von Brandenburg. Sein vornehmstes Augenmerk ging jetzt darauf hin, die Macht dieses Fürsten zu untergraben, und er führte, um diesen Zweck zu erreichen, ein abenteuerliches Gaukelspiel auf, das seinem Scharfsinne und seiner Schlauheit, nicht aber seinem Herzen Ehre machte, und über das man lachen könnte, wenn nicht Brandenburg die Kosten dafür an Geld und Blut zu bezahlen gehabt hätte — mit einem Worte, er ließ den letzten Askanier, der längst im Kloster Chorin von seinem Tagewerke ruhte, wieder auferstehen! —

Der falsche Waldemar. Der brandenburgische Markgraf war durch die wohlberechneten Züge des kaiserlichen Staatskünstlers nach außen um fast alle Zuneigung gekommen, so daß die Hoffnung auf die Kaiserkrone, wenn diese einmal wieder erledigt sei, für ihn und für seine unliebsame Margarethe fortgesetzt in weitere Ferne rückte. Aber auch bei seinem Volke hatte er wenig Zuneigung. „Er habe das Land“, sagt ein Zeitgenosse von ihm, „nicht freundlich behandelt.“ Unter diesen Umständen ist es wol erklärlich, daß unzählige Herzen sehnsüchtig zurück an die Zeit der Askanier dachten, die, mit der traurigen Gegenwart verglichen, ihnen als eine goldene Zeit erscheinen mußte. Darauf baute Kaiser Karl seinen Plan, den er mit seltener Geschicklichkeit durchführte.

Plötzlich erschien — es war im Frühjahr 1348 — ein ehrwürdiger Pilger in den Straßen von Wolmirstädt, pochte an die Pforte der erzbischöflichen Burg und begehrte vor den Erzbischof von Magdeburg geführt zu werden, dem er Dinge von hoher Wichtigkeit zu verkünden habe. Der Thürhüter verweigerte ihm den Eintritt, da der Bischof jetzt gerade an der Tafel sitze.



Der falsche Waldemar. Zeichnung von Ludwig Burger.

Da sprach der Fremde: „Saget Eurem Bischof, ein alter Pilgersmann bitte ihn um einen Becher Weines.“

Bald kam ein Diener mit dem begehrten Labetrunke zurück, der Pilger trank, warf darauf einen Siegelring in den Becher und sagte: „Trage dies zum Bischofe zurück, denn wahrlich, es liegt ihm viel daran!“ Kaum erblickte der Erzbischof den Ring auf dem Boden des Bechers, so rief er: „Das ist des Markgrafen Waldemar's Ring! Führet mir den Pilger schnell herzu! Oder ist es etwa gar der Markgraf selbst?“

Als nun der Pilger vor ihm stand und er einige Worte mit ihm gewechselt hatte, rief er: „Ja, Ihr seid der Markgraf selbst, der längst todtgeglaubte tapfere Waldemar!“ Und sogleich befahl er, fürstliche Kleider herbeizubringen, um dem hohen Gaste die ihm gebührende Ehre zu erweisen. Dieser aber lehnte alle Ehrenbezeigungen ab, bekannte sich, Markgraf Waldemar zu sein, und begann zu erzählen, welche Umstände sein Verschwinden und Kommen veranlaßt hätten. Von Gewissensqualen gefoltert, weil die Ehe mit seiner Gemahlin wegen zu naher Verwandtschaft vor den Geboten der Kirche keine Geltung gehabt habe, sei er zu dem Entschlusse gekommen, als reuiger Sünder nach Paläſtina zu wallfahren, um am Grabe des Herrn Vergebung zu erflehen und seine Buße zu vollenden. Es sei daher vor neunundzwanzig Jahren nicht seine Leiche, sondern die eines Andern in Chorin feierlich beigesetzt worden. So habe er, abgewandt von der Welt, in der langen Zeit,

in der ihm das Haar ergraut sei, im heiligen Lande gelebt und seine Schuld dem Höchsten zu bezahlen getrachtet. Endlich aber sei traurige Kunde zu ihm gedrungen. Sein geliebtes Brandenburg, habe es geheißen, sei dem Geschlechte des Bären entzogen und seufze nun unter der Botmäßigkeit eines fremden Herrscherhauses. Da habe er sich denn aufgemacht, um, nicht zu seinen, sondern zu Gunsten des Herzogs von Sachsen, der Fürsten von Anhalt und der bedrückten Brandenburger Einspruch gegen solche Fälschung des Rechts zu erheben.

Der Erzbischof erwiederte, seine Sache sei gerecht, wie je eine, doch würden die Gerechtsame seines Geschlechtes nur dann Geltung erlangen, wenn er zuvor selbst erst die ihm zustehende Regierung des Landes übernehme, und er böte ihm, um dies Ziel zu erreichen, gern seinen kräftigen Beistand an. Diese Worte überzeugten den Pilger, daß er denn freilich wol die Last fürstlicher Ehren werde auf sich nehmen müssen. Zugleich rührte ihn das großherzige Anerbieten des Bischofs, ihm kräftigen Beistand zu leisten, in dem Maße, daß er dem seine Sache fördernden, großherzigen Freunde mehrere Gebiete der Altmark abzutreten versprach. —

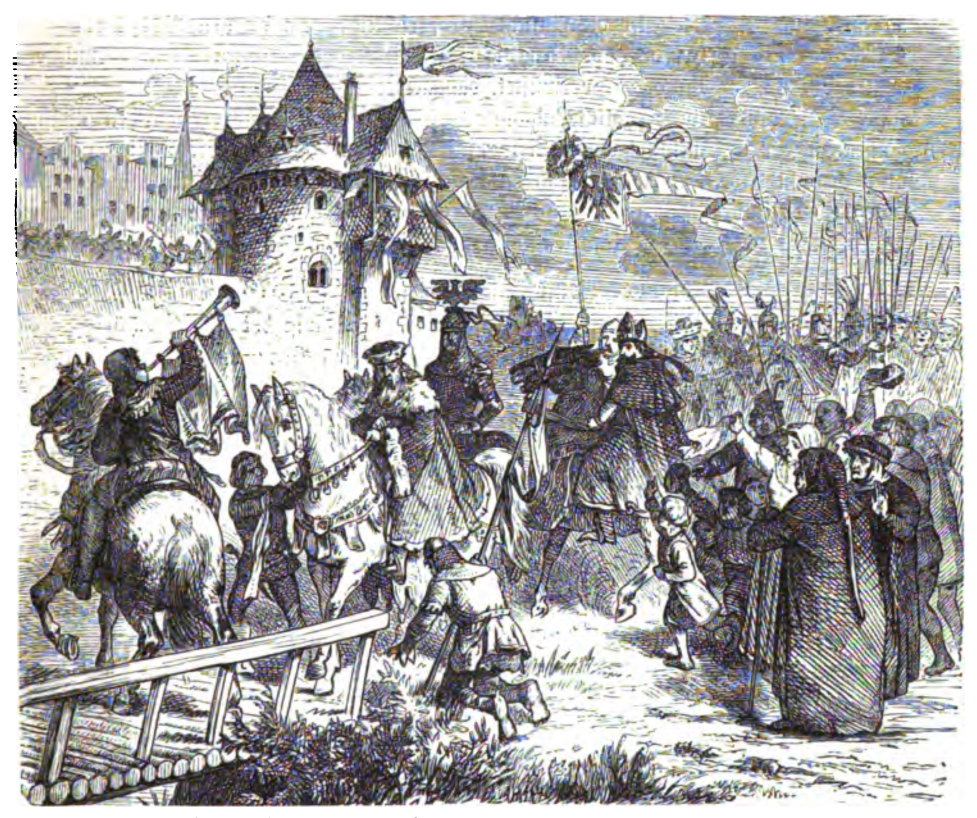
Schnell verbreitete sich die Kunde von der Wiederkehr Waldemar's, und es strömten Ritter, Städter und Landleute herbei, um den vielbeweinten, geliebten Fürsten zu sehen. Hegte Einer und der Andere noch Mißtrauen im Herzen, es wurde beseitigt, sobald er den Pilger sah. Angesicht, Gestalt, Haltung, Geberde, Sprache — Alles stimmte zu dem Bilde Waldemar's. Ja wol, er mußte es selbst sein! Freilich, eine oder die andere Einzelheit aus dem Privatleben Waldemar's — nun, die konnte ihm entfallen sein. Die Zeit — neunundzwanzig Jahre! — und dann die Wirkung langer Einsamkeit bei seinem harten Bußwerke! — Genug, er war es, alles Elend sollte ein Ende nehmen, die goldene Zeit der Askanier für das Land wiederkehren!

Aber eben so gern vernahmen Ludwig's auswärtige Feinde diese Kunde, und der Pilger ward von dem Herzog von Sachsen und den übrigen Fürsten aus dem anhaltischen Hause sowie von dem Herzog von Braunschweig und den Fürsten von Mecklenburg und Pommern öffentlich als der wiedergekehrte Waldemar anerkannt.

Nun sandte dieser vom Sitze des Erzbischofs aus Botschaft in die Mark und forderte Ritter und Bürger auf, sich von ihrem unrechtmäßigen Herrn abzuwenden und sich ihm in Treue anzuschließen. Der Botschaft zog er in Person nach, ward mit Fahnen und Spiel empfangen und ertheilte den Städten urkundliche Freiheiten und Gnadenbriefe. Die Mark bis zur Oder erklärte sich für ihn, bis auf die Städte Frankfurt, Spandau und Brietzen (daher der Name Treuenbrietzen). Die Neumark und die Lausitz blieben auf Ludwig's Seite. Dieser war keineswegs gewillt, sich feig zurückzuziehen, ob er gleichwol ahnen mochte, daß der Kaiser sich in den Handel mischen würde, wie es auch geschah. Karl IV. zog den angeblichen Waldemar, den er in einem Schreiben seinen „lieben Schwager“ nannte, zu Hülfe und belagerte Frankfurt, in das sich der Markgraf Ludwig zurückgezogen hatte. Während der Belagerung ließ er zum Scheine noch eine förmliche Untersuchung anstellen, die natürlich seinen Wünschen entsprechend ausfiel, und er ertheilte darauf aus kaiserlicher Machtvollkommenheit dem „wiedergekehrten Waldemar“ das Hoheitsrecht über die gesammten Länder, die er besessen habe, womit zugleich dem Herzog von Sachsen und den Fürsten von Anhalt die Anwartschaft auf die Marken nach des Markgrafen Tode zugesichert ward. Die Frankfurter schlugen indeß tapfern Muthes Sturm auf Sturm des kaiserlichen Heeres ab und vernahmen endlich zu ihrer nicht geringen Freude, daß des Markgrafen Vetter, Rudolf von Bayern, nebst dem ritterlichen Grafen Günther von Schwarzburg zu ihrer Hülfe herbeieilten. Der feurige Muth Rudolf's verleitete ihn zu einem unbedachtsamen Vordringen, wobei er geschlagen wurde und in Gefangenschaft gerieth. Dennoch wußte Markgraf Ludwig den Muth der Frankfurter aufrecht zu erhalten, und Karl sah sich endlich genöthigt, die Belagerung aufzugeben. Nun versuchte Karl die Künste der Unterhandlung, in denen eben seine Stärke lag, und es kam ein Vertrag mit Ludwig von Brandenburg

zu Stande, in welchem der Kaiser seinen Ansprüchen auf Tirol entsagte, den Markgrafen Ludwig als rechtmäßigen Herrn von Brandenburg anerkannte, auch die Aufhebung des Kirchenbannes über denselben und die päpstliche Gutheißung seiner Ehe zu erwirken versprach, wogegen der Markgraf sich anheischig machte, an Karl die Reichskleinodien, die er immer noch im Besitz hatte, auszuliefern und ihn somit seinerseits als Kaiser anzuerkennen.

Aber durfte denn der Kaiser den wiedergekehrten Waldemar aufopfern, ohne fürchten zu müssen, den Ruf des ungerechtesten Fürsten auf sich zu laden? Er durfte es, jedoch nur auf Grund einer neuen, von ihm beeinflußten Untersuchung.



Der falsche Waldemar in Tangermünde. Zeichnung von W. Mörlins.

Durch dieselbe wurde bewiesen, und zwar „mit guter und wahrer Kundschaft", daß „der, welcher sich Waldemar, Markgraf von Brandenburg nenne, daran lüge und des verstorbenen Markgrafen Otto IV. Sohn nicht sei."

Alsbald beeilte sich der gerechte Kaiser, seinen „Irrthum" gut zu machen, und die erstaunten Märker bekamen nun den kaiserlichen Befehl zu hören, „sich nicht mehr an den Waldemar und seine Helfer zu kehren, sondern sich ohne Verzug und Widerrede an den Markgrafen Ludwig, der mit Unrecht aus der Herrschaft geworfen, und an seine Brüder zu halten, ihnen zu schwören und Huldigung und Gehorsam zu leisten, als ihren rechten Landesherren." — Das gab neue Aufregung unter den Brandenburgern, denn nicht Alle waren so klug und so leer an Gewissen, wie der Kaiser. Fünfzehn Städte hielten an Waldemar fest, sandten Botschaft an den Kaiser und baten um besseren Entscheid. Vergebens! Eine Stadt nach der andern mußte sich unterwerfen, jedoch erhielten sie vom Markgrafen Ludwig, in billiger Rücksicht dessen, daß nicht Uebelwollen, sondern arge Täuschung ihren Widerstand hervorgerufen habe, Sühnebriefe, in denen er versprach, das Geschehene zu vergeben und zu vergessen.

Waldemar zog sich nun nach Dessau zurück, wurde dort fürstlich gehalten und nach seinem bald erfolgenden Tode in der Fürstengruft beigesetzt. Damit war das Gaukelspiel zu Ende. Der „falsche Waldemar" soll, wie einige Geschichtsforscher behaupten, ein listiger Mönch, nach Anderen ein Müller, Namens Jakob Rehbock, gewesen sein, der in langjährigen Diensten am Hofe Waldemar's des Fürsten Eigenthümlichkeiten genau kennen gelernt habe und, da er ihm sehr ähnlich sah, bestimmt worden sei, jene Rolle zu übernehmen, die er — wenn die Annahme richtig ist — allerdings mit Geschick und Geistesgegenwart durchgeführt hat. Dagegen hat er auch auf dem Felde der Geschichtsforschung seine Vertheidiger gefunden, so daß er immer noch als eine mehr oder weniger räthselhafte Erscheinung zu betrachten ist. Zur Zeit ist die Ansicht vorherrschend, daß er ein Betrüger und Karl IV. der Veranlasser des Gaukelspiels war, das die Mark bezahlen mußte.

In der That, das Land war verwüstet, das gewerbliche Leben stockte, der Handel war gehemmt. Da ermüdete doch endlich Ludwig's Geist, um so mehr, als er nach den jüngsten Vorgängen zu der Erkenntniß gekommen war, daß er sich die Liebe des Volkes nicht zu gewinnen gewußt habe. Er wandte sich an seine Brüder Ludwig und Otto mit dem Antrage, die Mark zu übernehmen, ihm dagegen Oberbayern als Besitzthum abzutreten. Diesem Antrage gemäß wurde ein Vertrag geschlossen, und Ludwig verließ auf immer die Mark.

Ludwig der Römer und Otto (1352—1373).

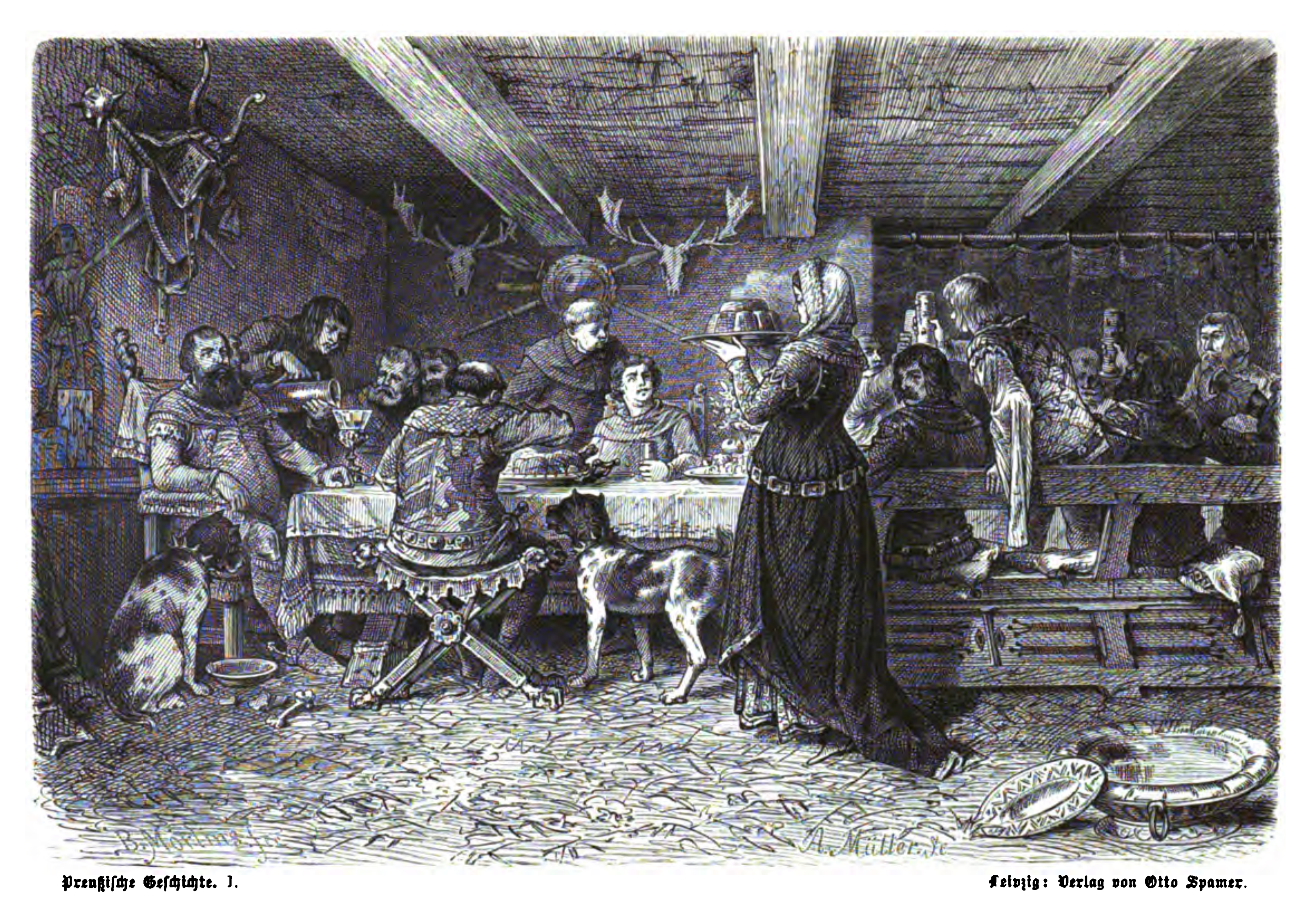
Otto war noch in einem unmündigen Alter, so daß Ludwig der Römer (Römer, weil er in Rom geboren war) die Regierung der Markgrafschaft Brandenburg zunächst allein führte. Er war ein edeldenkender, tapferer Fürst, der durch Bestätigung der von dem falschen Waldemar ertheilten Freiheiten die Städte zu versöhnen suchte, und der auch für die Rechte des Landes, obwol ohne großen Erfolg, ritterlich focht.

Ein Jahr nach seiner Erwählung zum Kaiser berief Karl IV. einen Reichstag nach Metz, woselbst er (1356) in der Kathedrale das von ihm ausgearbeitete und von den Ständen gutgeheißene Staatsgrundgesetz (von der dem Dokument angehängten goldenen Kapsel, die das Reichssiegel enthielt, „Goldene Bulle" genannt) feierlich verkündete. In der „Goldenen Bulle (aurea bulla) wurde für „ewige Zeiten" bestimmt, „daß die sieben weltliche und geistliche Kurfürsten in Deutschland als die sieben heilige Leuchter den Kaiser küren und das heilige römische Reich in der Einheit des heiligen Geistes erleuchten sollen." — Der Siebenzahl wurde bekanntlich im Mittelalter eine heilige Bedeutung beigemessen. Dieser Auffassung, von der Karl bei dem Erlaß der „Goldenen Bulle" sich leiten ließ, gab später Schiller in den Worten Ausdruck:

> „Und alle die Wähler, die sieben,
> Wie der Sterne Kreis um die Sonne sich stellt,
> Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
> Die Würde des Amtes zu üben."

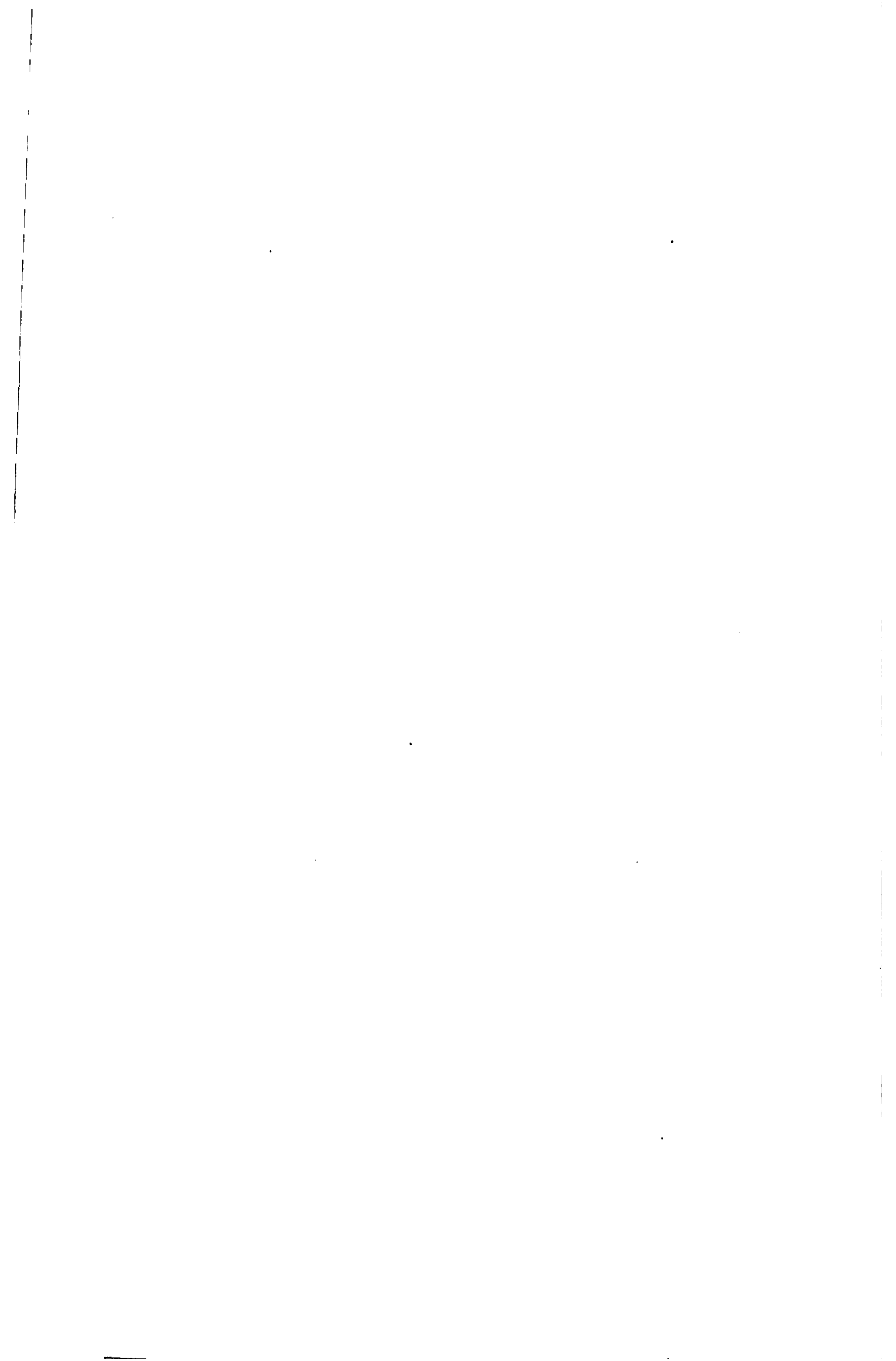
Nach Schluß des sich an die Verkündigung anschließenden Gottesdienstes ward auf offenem Markte ein Mahl gehalten. Unter einem prunkenden Zelte wurden Karl und seine Gemahlin, die schöne polnische Königstochter, von den fürstlichen Inhabern der Erzämter (den sieben Kurfürsten) bedient; Schüsseln und Trinkgefäße waren von leuchtendem Golde. Bei dieser Gelegenheit geschah es zum ersten Male, daß der Menge ein gebratener Ochse überantwortet, daß für dieselbe ein Weinspringbrunnen aufgestellt und daß schließlich ein Regen kleiner Münzen über sie ausgeschüttet ward — ein Vorgang, der in der Folge bei Gelegenheit der Kaiserkrönungen Wiederholung fand.

Nach Ableben eines Kaisers hatten die sieben Kurfürsten das Recht und die Pflicht, innerhalb einer bestimmten Frist die Wahl eines neuen Reichsoberhauptes zu vollziehen. Die sieben Kurfürsten waren: die Erzbischöfe von Mainz, von Trier und Köln, der Pfalzgraf am Rhein, der König von Böhmen, der Herzog von Sachsen-Wittenberg und der Markgraf von Brandenburg.



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Bayern in der Mark. Beim Schmaus in der Halle. Zeichnung von B. Mörlins.



Gegen dieses Gesetz erhoben sich die Herzöge von Bayern, ohne indeß in ihrem Brandenburger Vetter einen Bundesgenossen zu finden. Aber die Macht des bayerischen Fürstengeschlechts wurde noch mehr geschwächt, als Streitigkeiten unter den Gliedern desselben ausbrachen, an denen bald auch Ludwig und Otto von Brandenburg Theil nahmen. Diesen Zwist benutzte Kaiser Karl, und es gelang ihm, die brandenburgischen Fürsten dahin zu bringen, daß sie der schuldigen Rücksicht auf ihre bayerischen Vettern ganz vergaßen und (1363) einen Vertrag mit ihm schlossen, kraft dessen nach ihrem und ihrer männlichen Nachkommen Tode die Mark nicht an ihre fürstlichen Verwandten, sondern an des Kaisers Geschlecht (die Luxemburger) fallen sollte.

Zwei Jahre darauf starb Ludwig der Römer, und der neunzehnjährige Otto übernahm die Regierung der Mark. Mit ihm, dem allen fürstlichen Sinnes baren Jünglinge, der in einem Leben voll niederer Lust bereits die beste Kraft seines Geistes und Leibes vergeudet hatte, und der von seinen Zeitgenossen der „Finner" oder der „Faule" genannt wurde, hatte Karl leichtes Spiel. Er verlobte ihm seine fünfjährige Tochter Elisabeth und versprach ihm einen Brautschatz von 20,000 Schock großer Prager Groschen. Dies genügte dem Ehrlosen, um eine Unmündigkeitserklärung über sich ergehen und sich eine kaiserliche Vormundschaft („einstweilen", wie es hieß) gefallen zu lassen. Damit war er vollkommen in die Gewalt des Kaisers gefallen, der sich nun alsbald mit allem Eifer des daniederliegenden Landes annahm, um sich die Liebe der Märker zu gewinnen. Karl wußte es auch dahin zu bringen, daß Otto anstatt der ihm Verlobten seine ältere Tochter Margarethe, die Wittwe Rudolf's von Oesterreich, die in ihrer zwölfjährigen Ehe mit ihrem ersten Gemahle kinderlos geblieben war, zur Gemahlin nahm. So konnte Karl hoffen, daß aus der neuen Ehe mit Otto ebenfalls kein Nachfolger entsprießen, die Mark also seinem Hause um so sicherer zufallen würde.

Die Ränke des kaiserlichen Herrn, dessen Absichten klar zu Tage lagen und die nur Otto nicht zu durchschauen schien, riefen in anderen Fürsten Groll und Besorgniß hervor; mußten sie doch fürchten, daß der Kaiser, wenn ihm auch noch Brandenburg zufalle, zu mächtig werden möchte. Von ihnen aus mochte Otto einen Anstoß erhalten, denn plötzlich sehen wir diesen sich aufraffen, um das ihm über das Haupt geworfene Netz mit der Schärfe des Schwertes zu zerhauen. Aber er schien etwas von seinem kaiserlichen Schwiegervater gelernt zu haben, indem er seine Zwecke nicht gleich bloßlegte. Der Herzog Barnim III. von Stettin war gestorben. Diese Gelegenheit nahm Otto wahr, um unter dem Scheine, als beabsichtige er gegen Barnim's Söhne zu fechten, Kriegsvölker herbeizuziehen. Inzwischen kam auf weitem Umwege durch Ungarn und Polen seines Bruders Stephan Sohn, Friedrich, ihm zugezogen, und nun sagte er sich (1371) öffentlich von dem Vertrage mit dem Luxemburgischen Hause los, ließ seinem Vetter Friedrich über die Neumark huldigen und versprach ihm die Nachfolge in sämmtlichen Marken.

Karl eilte mit böhmischen Truppen herbei und suchte die Mark zwei Monate lang durch Mord, Brand und Raub auf die entsetzlichste Art heim, während er zugleich allen seinen Scharfsinn anwandte, das Bündniß Otto's mit den übrigen Fürsten zu lösen. Mit Waffengewalt erreichte er keine anderen Erfolge, als Verwüstungen des Landes, vollständig aber gelang ihm die Entzweiung der Fürsten. Mit einem verstärkten Heere griff er nun noch einmal seinen Schwiegersohn an, der hinter den Mauern Frankfurts Schutz suchen mußte, und dem der Muth bei fortgesetzter Belagerung der Stadt entwich. Als Flehender erschien er in dem Lager des Kaisers und trat, gegen ein Jahrgeld von 3000 Schock Prager Groschen, alle seine Rechte an die Söhne Karl's feierlich ab. Einige Jahre später schloß er sein ruhmloses Dasein auf der an der Isar gelegenen Burg Wolfsstein.

Mit ihm endete nach fünfzigjähriger Dauer die Herrschaft des bayerischen Hauses über die Mark, eine Herrschaft, die dem Lande Unheil in Fülle gebracht hatte.

Wie weit die Regierung des Luxemburgischen Hauses über die Mark, die mit Karl IV. beginnt, derselben Segen brachte, werden wir bald sehen.

Karl IV. (1373—1378).

In der That brach mit der Uebernahme der vormundschaftlichen Regierung Karl's (für seinen noch nicht mündigen Sohn Wenzel) eine bessere Zeit für das Land an. Die Wege, die Karl eingeschlagen hatte, um zur Macht zu gelangen, waren verabscheuungswerth, dagegen muß anerkannt werden, daß er, im Besitz der Macht, mit landesväterlicher Fürsorge das Wohl seiner Unterthanen nach jeder Richtung hin zu befördern suchte.

Das Erste, dessen das Land bedurfte, war Friede und Ruhe, um von den Wunden zu genesen, welche die fortwährenden unglücklichen Kriege seinem Wohlstande geschlagen hatten. Beides ward ihm; denn wer hätte es gewagt, den Kaiser in dem Lande, dessen Besitzergreifung ihm so sauer geworden war und das er nun um so lieber hatte, anzugreifen?

Vor allen Dingen strebte Karl danach, Brandenburg mit dem Königreiche Böhmen zu vereinigen (das verbindende Glied Schlesien war ja auch in seinem Besitze), was den Märkern durchaus zusagte. Hatten sie doch oft genug mit Neid auf dies Land geblickt, in welchem unter Karl's vortrefflichen Einrichtungen Handel und Gewerbe, Kunst und Wissen blühten! Und so wurde denn zu Tangermünde, wohin Karl, nachdem er für sich und seinen Sohn Wenzel die Huldigung entgegengenommen hatte, die Stände berief, feierlich festgesetzt, daß Böhmen und Brandenburg fortan, und zwar „für ewige Zeiten", ein Reich bilden sollten. Hiernach schloß Karl Friedensbündnisse mit den der Mark zunächst wohnenden Fürsten und befestigte einzelne Grenzstädte.

Das Land athmete wieder auf. Vorzüglich beförderte Karl die Gewerbe und den Landbau. Bezeichnend für ihn als Pfleger der Landwirthschaft und für den Geist jener Zeit überhaupt ist folgender Zug. Die Cistercienser waren, wie bereits mitgetheilt wurde, tüchtige Landwirthe. Um nun einen Mönch, von dessen Umsicht Karl viel Lobenswerthes gehört hatte, zu prüfen, übergab er ihm die Verwaltung eines dürftigen Gutes, das bisher kaum die Unterhaltungskosten eingebracht hatte. Nun erschien er bei demselben plötzlich, und zwar zu einer Jahreszeit, in der, wie er wußte, von Vorräthen auf dem Schlosse nichts vorhanden sein konnte, und verlangte Bewirthung für sich und sein Gefolge. Nach aufgehobener Tafel sagte der Kaiser: „Du hast mir wohlzubereitetes Geflügel vorgesetzt; haben aber auch meine Leute Fleischspeisen erhalten?" Der Mönch bejahte es. Nun fragte der Kaiser, ob der Mönch einige Stücke des Zuchtviehes geschlachtet habe, was jener verneinte. Auf die weitere Frage Karl's, was für eine Art von Fleisch denn nun sein Gefolge erhalten habe, sagte der Mönch zögernd: „Was blieb mir, wollte ich der Wirthschaft nicht schweren Nachtheil bereiten, Anderes übrig, als den Schweinen Ohren und Schwänze abschneiden und diese auf mancherlei Weise kochen und zubereiten zu lassen?" — Dies gefiel dem Kaiser so wohl, daß er dem Mönche die Verwaltung größerer Güter anvertraute.

Je nachdem das Regiment streng oder schlaff war, sank oder mehrte sich das Raubritterthum. Unter der traurigen Herrschaft der Bayern war es üppig aufgewuchert. Ueberall im Lande waren Raubburgen emporgestiegen, von denen aus unaufhörlich Räubereien gegen die Städter und das Landvolk ausgeführt wurden. Diesem Unwesen in den Marken trat Karl mit derselben Entschiedenheit, die er in Böhmen bewiesen hatte, entgegen. Er zog mit einer Reiterschar durchs Land, und den Raben auf den Bäumen ward mancher Burgherr zum Fraße hingehängt, der es vergessen hatte, daß es des Adels Pflicht sei, Städter und Landvolk zu schützen, und nicht, sie zu verderben.

Wie sorgsam er darauf bedacht war, das Wohl des Landes zu fördern, zeigte er außer dem schon Angeführten nicht nur durch die Wiederherstellung der Rechtspflege, die bei seinem Regierungsantritt ganz danieder lag, sondern auch dadurch, daß er ein „Landbuch", d. h. ein Verzeichniß aller Ortschaften des Landes, der in denselben wohnenden Besitzer nebst ihren nutzbaren Grundstücken u. s. w., aufnehmen ließ. Auf Grund einer solchen Uebersicht hoffte er in heilsamster Weise für des Landes Wohlfahrt wirken zu können, und es wäre

dies auch gewiß geschehen, wenn nicht seine darauf hinzielenden Pläne mit ihm zu frühzeitig ins Grab gesunken wären. Dieses Landbuch, das neuerdings von dem gelehrten Archivar Fidicin aufs Neue herausgegeben worden ist, enthält höchst wichtige Anhaltepunkte für die Geschichtsforschung und ist zugleich ein dauerndes Denkmal der Ordnungsliebe Karl's IV.

Jährlich pflegte der Kaiser einmal auf längere Zeit nach der Mark Brandenburg zu kommen, wo er dann in Tangermünde, für das er eine besondere Vorliebe hegte, Hof hielt. Er baute sich hier ein herrliches Schloß und gedachte diese an der Elbe gelegene Stadt zu einem mächtigen Stapelplatz des Handels, zu einer Vermittlungsstation zwischen Prag und den reichen Hansestädten Hamburg, Lübeck und Bremen zu machen.

Außerdem erbaute er daselbst ein Rathhaus und eine Kirche; auch gründete er ein Kollegiatstift. War er in seinen übrigen Landen, so ruhten seine Rechte in den Händen des Bischofs Peter von Lebus und Dietrich's von Schulenburg. Beide leiteten zugleich die Erziehung seiner Söhne Sigismund und Johann. Nach seiner Bestimmung sollte Wenzel Böhmen und Schlesien, Johann die Lausitz und die Neumark, Sigismund dagegen die Mark Brandenburg erhalten. — Seinem Sohne Wenzel hatte er bereits die deutsche Königswürde verschafft, womit diesem die Nachfolge auf dem Kaiserthrone gesichert war.

Wol mochte er in der Stunde seines Todes sich mit der Hoffnung trösten, für den Bestand seines Hauses auf lange Zeiten gesorgt zu haben. Wer aber vermag in die Zukunft zu schauen?



Das alte Tangermünde.

Sigismund (1378—1388).

Fünf Jahre nur hatte Karl's Regierung für die Mark gewährt, eine Zeit des Segens, Sonnentage nach jahrelangen Stürmen — und wieder sollte die Nacht kommen, finsterer, grauenvoller, als es je eine Zeit für Brandenburg gewesen war.

Wie Kaiser Karl IV. darauf bedacht gewesen war, seiner Länder Wohl zu pflegen, so hatte er sich auch redlich bemüht, seinen Söhnen eine sorgsame Erziehung zu geben und ihnen namentlich die Pflichten eines Herrschers seinen Unterthanen gegenüber durch lebendiges Beispiel einzuprägen. War er doch in dieser Beziehung ein Muster für alle Fürsten. Leider starb er, ehe die Söhne es auf der von ihm geführten Bahn zu klarer Einsicht und Willensstärke gebracht hatten. Wenzel zählte beim Tode des Vaters siebzehn, Sigismund elf, Johann neun Jahre. Den Anlagen nach waren die Söhne an Geist und Leib tüchtige Naturen, leider aber gereichte ihnen die Ungebundenheit, in die sie zu früh geriethen, zum Verderben. Wenzel war — um hier gleich vorgreifend ein Gesammturtheil über ihr späteres Auftreten abzugeben — ein dem Trunke und anderen niederen Lastern ergebener Mensch, launenhaft und leicht zum Zorn geneigt, der sich oft bis zur Wuth steigerte; noch widerwärtiger in seiner Sinnes- und Lebensart war Johann, wogegen Sigismund wenigstens äußerlich eine gewisse Würde zu wahren suchte, daneben auch durch Geist und Redegabe zu glänzen wußte.

Obgleich er bei des Vaters Tode, wie bemerkt, sich noch in einem sehr jugendlichen Alter befand, lesen wir doch nirgends von einer vormundschaftlichen Leitung des Knaben. Daß nun alles Unheil in der Mark, das unter Karl's IV. Regierung mit allen Mitteln des Rechts und der Gewalt niedergekämpft wurde, vorzüglich das Raubritterthum, wieder hervorbrach, ist leicht erklärlich, zumal Sigismund nur einmal während seiner Regierung (im Herbst 1381) in der Mark sein Hoflager aufschlug. In der ganzen übrigen Zeit hielt er sich meist in Ungarn an dem Hofe Ludwig's des Großen von Ungarn und Polen auf, der ihn mit seiner ältesten Tochter verlobt hatte, wodurch ihm eine Aussicht auf bedeutende Besitzthümer geworden war. Die Mark ward indeß von Statthaltern verwaltet, die machtlos waren, daher sie dem einreißenden Verderben keinen festen Damm entgegenzusetzen vermochten. Wie wenig ihm an der Mark lag, gab er in noch entschiedenerer Weise schon im Jahre 1385 zu erkennen. Er wollte eine Verpfändung derselben eingehen, was aber an der Nichteinwilligung seines ältesten Bruders und dem Widerspruche der Stände scheiterte. Drei Jahre später indeß hatte er sich mit Wenzel geeinigt, und die Stände mußten sich eine Verpfändung des Landes an die Markgrafen Jobst und Procopius von Mähren gefallen lassen. Diese Markgrafen waren Söhne Johann Heinrich's, des ersten Gemahls der Maultasch, den man, als ihm sein zornmüthiges Weib und damit Tirol verloren gegangen war, mit Mähren abgefunden hatte. Den Ständen war die Uebertragung besonders zu dem Zweck empfohlen worden, „alle Sachen mit Gottes Hülfe also zu bestellen, daß alle Zwietracht und Kriege, die so lange gewesen und noch sind, ein glimpfliches Ende nehmen und guter Friede und Ordnung ohne Zweifel folgen müssen.“ — Sehen wir nun, ob diese Verheißung sich bewahrheitete.

Jobst von Mähren (1388—1411).

Die beiden Brüder waren nun Pfandinhaber der Mark geworden, und sie sollten sie behalten, bis Sigismund die darauf geliehenen 20,000 Goldgulden würde zurückbezahlt haben. — Zwischen Jobst und Procopius muß jedoch ein besonderes Abkommen getroffen worden sein, denn wir hören weiterhin nur von Jobst als dem Pfandinhaber der Mark.

Jobst kam nach der Mark und begann seine Regierung mit einem Kriegszuge, um Gebietstheile, welche benachbarte Fürsten an sich gerissen hatten, zurückzugewinnen. Da jedoch die Kriegslorbern nicht so wohlfeil waren als er gedacht hatte, steckte er das Schwert wieder in die Scheide und that nichts mehr für Verbesserung der Zustände des Landes.

Im Gegentheil! Dem Lande konnte kein größeres Unglück widerfahren, als von ihm regiert zu werden. Es mochte ihm scheinen, daß es im Grunde doch thöricht sei, sich für ein „Pfand“ besonders zu bemühen. Gerathener sei es, dem Pfande in Form von Steuern, an Geld und Gut so viel als nur möglich abzupressen. Gleiche es dann schließlich einem ausgedrückten Schwamme, nun, dann möge der eigentliche Landesherr — Sigismund — zusehen, wie dem Dinge späterhin wieder abzuhelfen sei! — In diesem Sinne wenigstens handelte Jobst. Kam er ins Land, so geschah es nur, um die Beute in Empfang zu nehmen, die von ebenso gewissenlosen Statthaltern für ihn eingezogen worden war, oder um Schlösser, Landesfreiheiten u. s. w. an Adelige zu verpfänden. Seine Forderungen an die Steuerkraft des Landes stiegen in dem Grade, in welchem Handel und Wandel stockten. Nebenher trieben in zunehmender Zahl und Unverschämtheit Raubritter ihr höchst unritterliches Gewerbe der Wegelagerei, des „Lebens aus dem Stegreife“, wie man ihre Art Räuberei nannte, so daß die Straßen des Landes immer unsicherer wurden. Das arme Volk seufzte zum Himmel in seiner Noth, während Jobst im Auslande den sauren Schweiß des Landes vergeudete und auch nicht einmal einen Versuch machte, dem Räuberunwesen in der Mark Einhalt zu thun. Die „Ritter vom Stegreife“ thaten im Grunde freilich nichts Uebleres als er selbst, und dies bestimmte ihn vielleicht, gegen sie Nachsicht zu üben.

Raubritter in der Mark. Als es nun in' dieser Weise dem Lande mehr und mehr ans Leben ging, mochte der Erzbischof von Magdeburg meinen, auch die „Kirche“ müsse von dem Raube ihren Pflichtantheil haben. Daß er als geistlicher Vampyr lange genug schon unter dem trügerischen Schilde des Ablasses an dem Marke des Landes gesogen hatte, genügte ihm nicht mehr. Befanden sich eine große Zahl von Rittern im Besitze von Raubburgen, so glaubte auch er ihnen nicht nachstehen zu dürfen, und er machte seine Feste Mylow ebenfalls zu einer Raubburg, von der aus er die Gegend ringsum heimsuchte. Das nahm ihm denn doch der Statthalter des Landes, Ritter Lippold von Bredow, übel, und er zog gegen die Feste, um sie zu brechen. Aber er gerieth in die Gefangenschaft des Erzbischofs, und nun verband dieser sich mit dem Fürsten von Anhalt, um das Werk der Räuberei gegen die Mark im Großen zu betreiben.



Einbringen von Raubrittern und Stellmeisen. Von B. Mörlins.

Bald konnte man von den Mauern und Thürmen Brandenburgs Dörfer in Feuer aufgehen sehen, kurze Zeit darauf vernahm man von dem Falle Rathenows. Dem Fürsten von Anhalt war es durch Verrath gelungen, der Stadt Herr zu werden, in der seine Kriegsscharen nun ihre thierische Lust und Mordgier in grauenhafter Weise walten ließen. Auf dem Marktplatze mußten die Bürger dem Fürsten huldigen, wonach er ihnen gebot, ihre Panzer anzulegen und dem Erzbischofe entgegenzuziehen, um ihn feierlich zu empfangen. Als sie einige Meilen weit von der Stadt entfernt waren, wurden — es war zur Winterzeit, und es herrschte große Kälte — Greise, Weiber und Kinder zu den Thoren der Stadt

hinausgejagt, indem man sie mit dem Tode bedrohte, wofern sie es wagten, zurückzukehren. Nun richtete sich das Raubgesindel in der Stadt ein, um von hier aus weitere Beutezüge auszuführen.

Auf kurze Zeit griff der wackere Markgraf Wilhelm von Meißen, dem Jobst die Mark für 40,000 Schock Groschen verpfändete, in einem bessern Sinne in die Geschicke des Landes ein. Ihn baten die Stände flehentlich, er möchte sich doch ihrer annehmen, da „die Lande heftig sehr alle Tage von allen umgesessenen Fürsten und Herren angegriffen würden.“ — „Diese alle“, heißt es in dem Anschreiben der Stände weiter, „so wie ihre Mannen sind der Lande Feinde und rauben, brennen, schinden die Lande, die nie bei Menschengedenken so verdorben worden, so unvermeidlichen Schaden gelitten haben und noch leiden.“ Die Hülfe währte nur kurze Zeit, denn bald sehen wir die Mark wieder unter der Verwaltung Lippold's von Bredow, des schwachen Mannes, der weder im Innern den Räubereien ein Ziel zu setzen, noch den beutegierigen äußeren Feinden mit Erfolg die Stirn zu bieten vermochte.

Aber es kam noch schlimmer, und der völlige Ruin des Landes schien unvermeidlich zu sein. Sigismund und Jobst, so sehr sie ihre Pflichten als Regenten zu üben vergaßen, hatten doch wenigstens den Schein der landesväterlichen Fürsorge zu wahren gesucht und dadurch gezeigt, daß ihnen noch eine gewisse Scheu vor der Tugend innewohne. Aber die Märker sollten das namenlose Unglück erleben, das Laster ohne jegliche Maske auf dem Throne zu sehen. Denn Lippold von Bredow — die höchste obrigkeitliche Person des Landes — gab einem der verwegensten und gefürchtetsten Häupter des Raubadels, Hans von Quitzow, seine Tochter zum Weibe, ja er legte bald darauf sein hohes Amt in dessen von unschuldigem Blute befleckte Hände, und Jobst sagte Ja und Amen dazu.

Wurde auch Jobst nach einiger Zeit durch den Klageruf der Brandenburger bewogen, andere Statthalter einzusetzen, so ließ er es doch geschehen, daß Hans von Quitzow und dessen Bruder, der nicht weniger als er gefürchtete Raubritter Dietrich von Quitzow, den Anordnungen der Statthalter offen Hohn sprachen, ja diese selbst befehdeten und beraubten.

In der That, man kann sich kaum schlimmere Zustände in einem Lande denken, als diejenigen waren, unter denen Brandenburg seufzte. Mehr noch als früher mochte das gequälte und geängstigte Volk an die Askanier denken und einen Helden sich als Retter wünschen, der jenen hohen Fürsten an Kraft und edler Gesinnung gleich sei.

Und ein solcher Held war da, ein Held, erprobt in manchem Kampfe, ein Held, in dem die helleren Seiten des Ritterthums eine Verkörperung fanden.

Dieser Held war der **Hohenzoller, Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg**, der es, so lange Jobst in seiner schmachvollen Weise seine Herrschaft über die Mark übte, nicht ahnte, daß die Vorsehung ihn bestimmt habe, der bis an den Rand des Abgrunds gekommenen Mark gleichsam eine neue Seele einzuhauchen und in dem verwüsteten Landstriche den ersten Grundstein zu einer europäischen Großmacht zu legen, einer Großmacht, die zugleich der Träger, Förderer und Mittelpunkt deutschen Lebens geworden ist.

Ein Geschlecht, das so Machtvolles vollbracht hat, verdient, soweit es das Dunkel der Geschichte gestattet, in seinem Ursprunge betrachtet zu werden.

Daher — ehe wir den Burggrafen Friedrich, ernsten Angesichts und milden Blickes, auf schnaubendem Streithengste in die verwilderte Mark einreiten sehen, in der er von einer geschlossenen, starken Macht ritterlichen Raubgesindels mit frechem Hohn empfangen wird, einen Blick auf sein Geschlecht!


Zweiter Theil.
Die Mark
Brandenburg unter den Kurfürsten
des
Hohenzollern'schen Hauses.
(1415—1640.)
ORDENSHAUS MARIENBURG.

Dies Haus, auf elm Felsen hart
Verwart,
Ist gewaltig unterfasset;
Wasser, Wind kann's nicht bewegen
Noch Regen —
Ohn' Schad sich all's abstoßet.
Gott fürchten ist sein Burg und Schloß
Und kein Geschoß
Kann das zersprengen;
Gott's Wort sein Waffen ist und Schwert!

Paul Rebhuhn († 1546).

Erste Abtheilung.

Von Friedrich I. bis zu Georg Wilhelm's Tode.



Das alte Nürnberg. Nach einem Stiche aus dem Jahre 1491.

Erstes Buch.

Die Hohenzollern in der Mark.

Ein Wort des größten Fürsten dieses Geschlechts, Friedrich's des Einzigen, möge diesem Abschnitt zur Einleitung dienen.

„Das Haus Brandenburg, oder vielmehr Hohenzollern“, sagt er in seinen „Denkwürdigkeiten zur brandenburgischen Geschichte“, „ist so alt, daß sein Ursprung sich in den Dunkelheiten des Alterthums verliert. Ich würde von der Herkunft desselben entweder Fabeln oder Muthmaßungen anführen können: allein Fabeln darf man der heutigen scharfsinnigen und erleuchteten Welt nicht vorlegen. Es ist also gleichgiltig, wenn die Genealogisten dieses Haus von den Colonna's herleiten und aus einem groben Versehen das Scepter im brandenburgischen Wappen mit der Säule verwechseln, welche dieses römische Geschlecht in seinem Wappen führt. Es ist auch nicht ausgemacht, ob man die Grafen von Hohenzollern von Wittekind oder von den Guelphen oder von einem andern Stamme herleiten müsse; mich dünkt, es stammen Alle aus einem gleich alten Geschlechte ab. Ueberhaupt sind die Nachforschungen eines Genealogisten, oder die Beschäftigungen der Gelehrten, die nur auf die Ableitung der Wörter gerichtet, solche Gegenstände, die nicht würdig sind, denkende Köpfe zu beschäftigen. Man fordert merkwürdige Thaten und solche Sachen, die vermögend sind, die Aufmerksamkeit vernünftiger Personen auf sich zu ziehen.“

Diesem königlichen Worte entsprechend, wollen wir uns darauf beschränken, nur Thatsachen von den Hohenzollern'schen Vorfahren des Burggrafen Friedrich's VI. von Nürnberg zu erzählen, wie gelehrte neuere Forscher, die Mittheilungen fabelnder Genealogisten der Vergangenheit berichtigend, sie ans Licht gefördert haben. Wir wollen nur im Vorübergehen erwähnen, daß die genannte alte Reichsstadt von den Kaisern öfters zur Residenz auserkoren worden ist, und daß in ihr die Reichskleinodien aufbewahrt wurden.

Das Geschlecht der Hohenzollern. Die Stammburg der Hohenzollern liegt nahe dem einst burggekrönten, jetzt kahlen Hohenstaufenberge — so recht im Herzen des Schwabenlandes — auf einem achthundert Meter hohen Vorberge der Rauhen Alp. Früher noch als die Hohenstaufenburg war sie erbaut worden; gepriesen ward sie von Dichtern in alter Zeit als Königin der Burgen Schwabens. In einer Reimchronik heißt es:

„Hohenzollern, du wehrliches Haus,
Wie weit hast du geschaut hinaus!
Allum und um im Schwabenland
Ward'st du ob allen Burgen genannt."

Im Munde des Volkes hieß der bezeichnete Berg lange vor der Zeit, in der sein Felsgipfel mit einer Burg gekrönt ward, Zollernberg oder Zoller. Zoller ist der Ausdruck in schwäbischer Mundart für Söller. Wie das Volk auf diesen Namen kam, ergiebt sich leicht für Den, der zur Abendzeit bei klarem Himmel den Berg Zoller aus den westlich gelegenen Niederungen betrachtet. Während der hinter dem Zoller liegende Gebirgsstock der Rauhen Alp sich bereits in Dunkel gehüllt hat, glüht des Zollers Gipfel noch eine Zeit lang im Abendlichte. Dies gab die Vorstellung des erleuchteten Söllers einer Burg.

Im elften Jahrhundert, als erbliche Familiennamen Sitte wurden, erscheint im Herzen von Schwaben, die aus den Gauen Hattenhuntare und Sülichgau entstandenen Grafschaften beherrschend, das edle Geschlecht Zolra. Die Grafen Burkart und Wezil de Zolorin fallen 1061 im Kampfe. Die Vornamen Burkart und Wezil, die wie Friedrich und Adalbert beim Zollern'schen Geschlechte forterben, verbürgen die Abkunft des Hauses von dem Stamme der Rhätischen Burkardinger, welcher dem alemannischen Schwabenlande mehrere Herzöge gab.

Adalbert de Zolra ist im J. 1095 Hauptstifter des Klosters Alpirsbach im Kinzigthale des Schwarzwaldes und Graf Friedrich, sein Vetter, der erste Schirmvogt des Klosters. — Friedrich Graf von Zolra war einer der vertrautesten Räthe Kaiser Heinrich's V., seine Gemahlin Udalhild eine Tochter Egino's von Urach. Sein gleichnamiger Enkel wurde durch seine Vermählung mit Sophia, Gräfin von Raķz und Abenberg, Erbburggräfin von Nürnberg, der Stammvater des Zollerisch-Nürnberg'schen Hauses. Er war der erste Burggraf aus dem Zollern'schen Geschlecht. Er war reich begütert in Schwaben, am obern Neckar, über die Donau hin bis zum Bodensee. Die Bedeutung der fränkischen Hohenzollern lag indeß nicht in ihrem reichen Besitz, auch nicht in den Vorrechten des Grafenamtes als Gerichtshalter und Kriegsbefehlshaber, sondern in ihrem reichstreuen Verhalten von Geschlecht zu Geschlecht. — Friedrich's erstgeborener Sohn, Friedrich, pflanzte den schwäbischen Zweig in Hohenzollern fort, der zweitgeborene, Konrad (also genannt nach dem mütterlichen Großvater), den fränkischen zu Nürnberg.

Zahlreiche Urkunden, abgedruckt in dem sieben Bände umfassenden neuen Prachtwerke „Monumenta Zollerana", bezeugen, daß eben so wie die Zollern des zwölften Jahrhunderts, auch die Zollern'schen Burggrafen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts sich um Kaiser und Reich bald im Frieden, bald im Kriege hochverdient gemacht.

Der schon oben genannte zweite Sohn Friedrich's und Sophia's, Burggraf Konrad III. von Nürnberg, betrieb die Berufung des edlen Hohenstaufensprossen Friedrich, des Enkels Barbarossa's, auf den deutschen Thron, und erwies sich darauf dem Kaiser in schweren Zeiten als treuer Vasall und einsichtiger Rathgeber. Trotz ruhmreichen Kampfes erlag Kaiser Friedrich II. dennoch den von Rom geführten feindlichen Mächten.



Die Burg Hohenzollern. Nach Stieler, „Aus dem Schwabenlande“.

21*

Sein Enkel Konradin, der letzte Sproß des herrlichen Hohenstaufengeschlechts, war in dem Kampfe für sein von dem Papste für eine Jahresabgabe von 8000 Unzen Gold und einen weißen Zelter räuberischer Weise an Karl von Anjou verkauftes Erbe Neapel unglücklich; er gerieth in die Gefangenschaft Karl's, der ihn — allem Rechte zum Hohn — hinrichten ließ. — Das große Kaisergeschlecht war im Kampfe mit Rom erlegen, es folgte für Deutschland die „schreckliche kaiserlose Zeit", in der an Stelle des Rechts das Faustrecht zur Geltung kam. Als durch gewaltthätige Große bald auch die deutschen Kirchenhäupter schwer heimgesucht wurden, da erging vom Papste aus die Mahnung an die deutschen Fürsten, einen neuen Kaiser einzusetzen.

Um diese Zeit hatte der Hohenzoller Friedrich III. das burggräfliche Amt inne. In Verbindung mit dem Pfalzgrafen Ludwig von Bayern und dem Erzbischof von Mainz, wurde hauptsächlich auf seinen Betrieb sein Jugendfreund Rudolf von Habsburg auf den deutschen Thron erhoben. Friedrich hatte mit seinen sämmtlichen Besitzungen für die Habsburger Gewähr geleistet; er war es auch, der in dem schweren und blutigen Kampfe Rudolf's gegen den mächtigen Ottokar von Böhmen, welch Letzterer auf dem Marchfelde bei Wien Krone und Leben verlor, die Sturmfahne trug, ein sprechender Beweis dafür, daß er sich im Heere Rudolf's den Ruf eines der stahlfestesten Kämpen erworben hatte. — Auch hinterher erwies er sich dem Kaiser Rudolf treu und hold. Rudolf „pflog", wie es in einer Chronik heißt, „alle Tage seines Rathes und folgte ihm vor Allen, die er je um sich sah." Friedrich war bereits zu alt, um nach des Kaisers Tod an seine eigene Erhöhung zu denken; aber ein anderer Sproß des Hohenzollern'schen Geschlechts, der sangeskundige Albrecht von Hohenberg, ward von einer Anzahl Reichsfürsten als Nachfolger Rudolf's vorgeschlagen. Jedoch der hochadelige Minnesänger stellte sich selber auf die Seite der Habsburger und verlor dabei nicht nur werthvollen Besitz, sondern auch das Leben. Auf Betreiben des schmählich erkauften Erzbischofs von Köln hatte sich die Mehrzahl der deutschen Reichsfürsten für Adolf von Nassau, das „arme Gräflein", entschieden, während die anderen Fürsten Rudolf's Sohn, Albrecht I., zum Kaiser erkoren. Adolf von Nassau gab sich alle Mühe, den alten Burggrafen für sich zu gewinnen. Er verlieh ihm werthvolle Reichslehen im Henneberg'schen und Koburgischen und stellte ihm eine verwandtschaftliche Verbindung mit seinem Hause in Aussicht; aber sein Regiment dauerte nicht lange. Er fiel im Kampfe 1298 gegen den siegreichen Kaiser Albrecht. Aber auch dieser erfreute sich der errungenen alleinigen Macht und des erlangten großen Besitzes nur zehn Jahre lang. Er ward 1308 durch Johann von Schwaben ermordet.

Burggraf Friedrich IV., Friedrich's III. Nachfolger, erwies sich gleich ausgezeichnet an Ritterlichkeit und Einsicht. Er hatte schon in jungen Jahren eine Heldenhaftigkeit seltener Art zu erkennen gegeben. War ihm doch schon in seinem achtzehnten Lebensjahre von dem hervorragendsten Fürsten des Luxemburgischen Hauses, dem Kaiser Heinrich VII., der Oberbefehl über das Reichsheer anvertraut worden! — Nach dem frühzeitigen Tode Heinrich's entbrannte ein Kampf zwischen den Anhängern und den Gegnern des Hauses Habsburg. Erstere wählten den Habsburger Herzog Friedrich von Oesterreich, Letztere den Herzog Ludwig von Bayern. Der Burggraf Friedrich IV. stand diesmal auf der Seite Ludwig's. Bei Mühldorf kam es 1320 zur Schlacht. Als die Wage der Entscheidung schwankte, durchbrach der Burggraf, das hocherhobene Reichsbanner schwingend, mit vierhundert Geharnischten die feindlichen Reihen, nahm den Gegenkönig Friedrich von Oesterreich gefangen und übergab ihn an Ludwig, der durch diesen Sieg in den nunmehr unbestrittenen Besitz der Königswürde gelangte. Zu den Helden des Tages von Mühldorf gehörten auf Seiten Ludwig's der kriegskundige Schweppermann und der tapfere Ritter Rindsmaul. Das Hauptverdienst an dem Siege wird jedoch in allen Aufzeichnungen dem Burggrafen Friedrich IV. zugeschrieben. Ludwig legte ihm im Hinweis auf den Erfolg der Schlacht den Titel „Retter des Reiches" bei.

So lange der Bayer im Felde wie im Rathe den Burggrafen zur Seite hatte, blieb sein Stern im Aufsteigen. Nachwehen schwerer Verwundungen nöthigten den Burggrafen später, sich auf seine Burg zurückzuziehen; — damit war der gute Geist von des Kaisers Seite gewichen, und es ging mit seiner Macht niederwärts. Wie den Kaiser, traf auch den Burggrafen der päpstliche Bann, der aber von ihm nicht beachtet ward. Bemerkenswerth ist es, daß Ludwig aus freiem Antriebe dem Burggrafen Friedrich „den Platz der gebrochenen Burg Hohenstaufen mit dem Rechte, sie wieder aufzubauen", verlieh.

Die Burg Hohenstaufen ist jedoch von den Hohenzollern nicht wieder aufgebaut worden, wol aber haben sie in langer, mühevoller und opferreicher Arbeit des Reiches Macht, die mit den Hohenstaufen gesunken war, wieder aufgerichtet.



Burggraf Friedrich IV. führt den gefangenen Gegenkönig Ludwig dem Bayern zu. Nach Ehrhardt.

Noch eines Hohenzollern, des Burggrafen Johann II., haben wir aus der Zeit Ludwig's des Bayern zu gedenken. Wie (S. 144) erzählt worden, hatte der Kaiser Ludwig der Bayer nach dem Aussterben der Askanier seinen Sohn mit der Mark Brandenburg belehnt. Da Letzterer jedoch anfänglich in der Mark sich nicht zu behaupten vermochte, forderte der Kaiser den Burggrafen Johann auf, die Mark auf einige Zeit als Statthalter in Verwaltung zu nehmen. Ohne ahnen zu können, welche Bedeutung die Mark später für seinen Stamm gewinnen würde, entsprach Johann jener Aufforderung, weilte über Jahr und Tag in der Mark und rechtfertigte das in ihm gesetzte Vertrauen vollkommen, indem er sich, wie es in einem kaiserlichen Briefe hieß, als „mächtiger Schutzherr des Landes erwies".

Aus der Zeit Karl's IV. haben wir des Burggrafen Friedrich's V. Erwähnung zu thun. Er begleitete den Kaiser auf dessen Römerzuge und nahm auch an der 1356 zu Metz stattfindenden Berathung der „Goldenen Bulle" lebhaften Antheil. Der Kaiser

überhäufte ihn mit Rechten und Vortheilen, mit Ehren und Würden, erhob ihn auch — in Rücksicht darauf, daß die Hohenzollern'schen Burggrafen längst als „Fürstengenossen" angesehen worden seien — förmlich und feierlich in den Reichsfürstenstand.

Endlich ist noch Burggraf Johann (der Bruder Friedrich's VI.) zu nennen, der dem nachmaligen Kaiser Sigismund in der blutigen Schlacht von Nikopolis das Leben rettete.

Hierbei möge zugleich bemerkt werden, daß die im Laufe der Jahrhunderte fortwährend an Umfang gewachsenen Besitzungen der Hohenzollern (unter dem Namen der Markgrafschaften Ansbach und Baireuth) denselben bis 1807 zu eigen blieben.

Hören wir zum Schluß des Abschnittes ein Urtheil Carlyle's über die Burggrafen von Nürnberg: „Das Haus nahm stetig zu, sozusagen vom ersten Tage an, indem die Hohenzollern allezeit von wachsender, gedeihlicher Natur waren. Eine wirthschaftliche, standhafte, emsige, hellblickende, beherzte Reihe von Männern, dabei biedern Charakters und gerecht und fromm zu nennen, bisweilen in hohem Grade. Nicht schlaglustig, wo das Schlagen vermeidbar war, jedoch schlagfertig, wo es sich nicht vermeiden ließ: fürstliche Leute in ihrer Art, mit hoher, nicht prahlerischer Gesinnung."

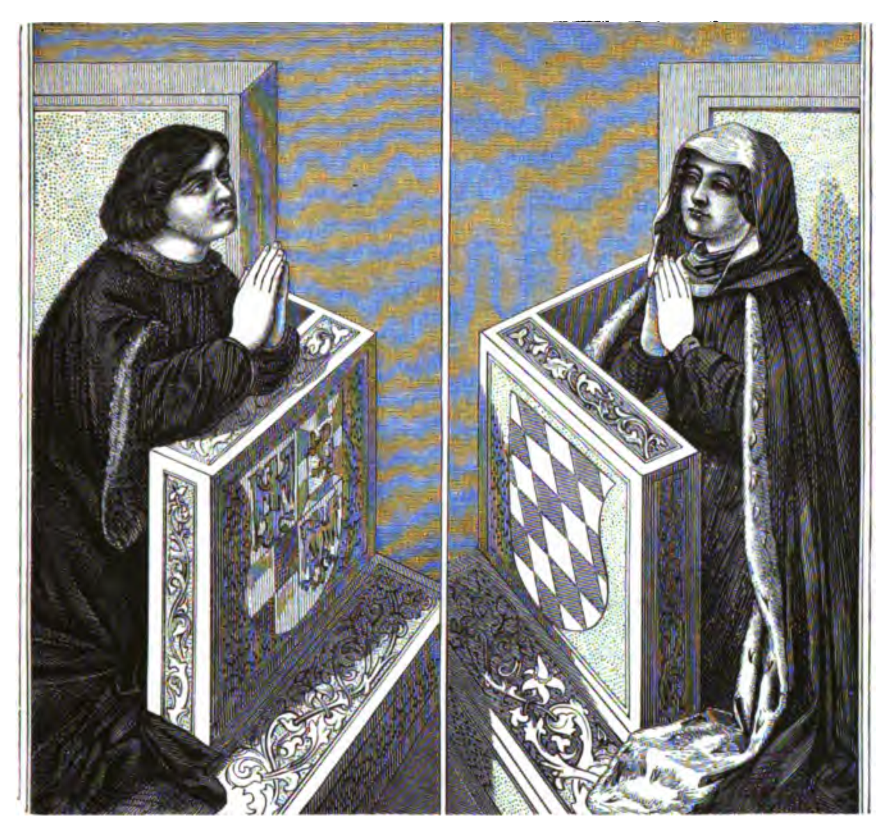
Friedrich und seine Gemahlin Elisabeth (1415—1440).

Der Burggraf Friedrich VI., heißt es in einer alten Chronik, sei unter den Fürsten seiner Zeit gleichsam der Morgenstern inmitten der Wolken gewesen, welcher seine Strahlen nach allen Seiten hin aussendet.

Damit ist der Eindruck bezeichnet, den Friedrich auf den bessern Theil seiner Zeitgenossen machte. Leuchtend tritt sein Bild aus dem Strome des geschichtlichen Lebens hervor. Er war ein hoher, ritterlicher Herr, einer der schönsten Männer seiner Zeit. Auf seiner Ahnen Burgen waren neben der Wissenschaft der Minnesang und edle Künste anderer Art gepflegt worden. Die Worte, gesprochen bei der Ritterweihe der aufstrebenden Jünglinge des Stammes: Treue, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Vernunft, Klugheit, Mäßigkeit, Stärke, Wahrheit, Freigebigkeit, Fleiß, Hoffnung, Tapferkeit — sie waren nicht wie „Rauch und Schall" dahingeschwunden, sondern hatten in dem Geschlechte Leben und Sein gewonnen.

Die Blütezeit des Ritterstandes war vorüber — Friedrich VI. darf uns dennoch als ein vollkräftiges Bild edelster Ritterlichkeit gelten. Dem kaum sechzehnjährigen Jünglinge mit dem schönen, lockenumwallten Antlitze begegnen wir zuerst mitten in einer Schlacht, in der er sich seinen ersten Waffenruhm erwirbt. Zum Manne herangereift, ist er ein Bild der Kraft und Schönheit. Sein Antlitz bekundet den Adel der Seele, die Hoheit seines Denkens, die Würde seines Charakters. Seiner Natur nach war er ein Freier der altgermanischen Zeit, doch seine Kraft hatte im Lichte des Christenthums eine höhere Weihe empfangen, so daß er sich nicht gebannt fühlte in dem Kreise seines Standes, sondern ihm der Adel der Seele an sich und Anderen mehr galt, als der Adel der Geburt. Außer seiner Muttersprache war er der lateinischen, französischen und italienischen Sprache vollkommen mächtig und zugleich im Besitze einer glänzenden Rednergabe. Durch seinen bescheidenen Sinn entwaffnete er Neid und Mißgunst, war herablassend und freundlich gegen die niederen Stände, wußte aber auch in Pracht und Würde aufzutreten, wo es galt, fürstliches Ansehen zu zeigen. Stark im Einzelkampfe sowol, wie umsichtig in der Führung des Heeres, liebte er doch den Krieg nicht um des Krieges willen, sondern griff für eine ihm gut erscheinende Sache zum „letzten Beweismittel", dem Schwerte, erst dann, wenn alle friedlichen Mittel erschöpft waren, und auch dann that er wiederum nur das Nothwendige. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich auf seiner heimatlichen Burg gern mit dem Lesen von Chroniken, Dichterwerken und Erbauungsschriften; aber auch auf Kriegsfahrten begleiteten ihn stets die Annalen der Geschichte und unter den Dichterwerken namentlich Petrarca's Gesänge.

Elisabeth, die Gemahlin Friedrich's, stammte aus dem bayerischen Fürstengeschlechte. Stephan, der Bruder der brandenburgischen Kurfürsten Ludwig des Aeltern, Ludwig des Römers und Otto's, war der Großvater Elisabeth's. Sein Fürstengebiet war Bayern-Landshut. Elisabeth, die nachmalige Gemahlin Friedrich's von Hohenzollern, ward in Landshut an den lieblichen Gestaden der Isar geboren. Ihre Vermählung mit Friedrich erfolgte 1400, als Friedrich 28 und sie 18 Jahre zählte.



Friedrich VI., Burggraf von Nürnberg, und seine Gemahlin Elisabeth von Bayern.
Nach den Bildnissen auf der Thür eines Altarschreins zu Kadolzburg.

Wie der Leser nicht irre gehen wird, wenn er sich den Burggrafen Friedrich als ein Bild edelster Ritterlichkeit vorstellt, so wird er ebenso das Richtige treffen, wenn er sich in Elisabeth eine Frau von seltener Schönheit, Kraft und Anmuth denkt. Als Friedrich nach der Vermählungsfeier seine jugendliche Gemahlin heimführte, machte ihre Erscheinung im Frankenlande sowol unter den Edelleuten als im Volke großen Eindruck, und es wurde ihrer Schönheit aus Volksmunde eine Beglaubigung ausgestellt, die mehr gilt als ein hinterlassenes, in der Reihe der Ahnen sogleich aufbewahrtes Bild: man nannte sie allgemein die „schöne Else“. — Von Friedrich und seiner Gemahlin Elisabeth sind in neuester Zeit Abbildungen auf der Thür eines Altarschreins in der Kirche zu Kadolzburg aufgefunden worden.

So viel über das fürstliche Paar vor seinem Einzuge in Brandenburg.

Ehe wir indeß Beide nach der Mark begleiten, müssen wir uns über die in derselben herrschenden christlichen und weltlichen Angelegenheiten, insbesondere über das Kulturleben und die sittlichen Zustände der damaligen Zeit ein möglichst eingehendes Verständniß zu verschaffen suchen, denn nur dann werden wir Friedrich's Wirken zu verstehen und zu würdigen vermögen.

Zustände im vierzehnten Jahrhundert.

In dem letzten Rückblick auf das Kulturleben hatten wir manches Gute und Schöne zu berichten. Wir konnten erzählen vom Kriegerstande der Adeligen, der in den Kreuzzügen gleichsam eine Weihe empfangen und sich zum Ritterstande erhoben hatte, und von einem Bürgerstande, der Kunst und Wissen pflegte und im Meistersange, im Kirchenbau und vielen anderen Uebungen und Werken der Kunst Zeugniß davon ablegte, daß Keime eines wahrhaft christlichen Lebens in ihm aufzusprießen begannen. Jetzt haben wir von dem eingetretenen Stillstande des Aufschwungs und dem Verfall der Sitten zu sprechen.

Die Kirche, das heißt die päpstliche Gewalt, war gestiegen, die Macht des deutschen Kaiserthums gesunken. Der heidnische Geist des alten Römerreiches hatte noch einmal den vollen Sieg über die Welt erlangt. Es herrschte eine „Theologie der Hölle“, deren Träger sich in „Himmelsglut“ kleideten, in ihrem Herzen aber die frechsten Verächter des Göttlichen waren. „Es geschah“, heißt es in einem Schreiben des Papstes Bonifacius VIII. vom J. 1303, „daß die Sonne wieder schien, die zuvor in Wolken verborgen war, Makkab. II., 1, 22. — Gott machte zwei große Lichter, ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleineres Licht, das die Nacht regiere. Diese zwei großen Lichter machte Gott, wie es in der Genesis heißt, nach buchstäblichem Verständnisse. Doch auch geistlich verstanden, machte er jene zwei Lichter, nämlich die Sonne, das ist die kirchliche Gewalt, und den Mond, das ist die zeitliche oder kaiserliche, die Welt zu regieren. Und wie der Mond kein Licht hat, als das von der Sonne empfangene, so besitzt auch keine irdische Gewalt irgend etwas, was sie nicht von der kirchlichen Gewalt empfängt.“ — So der Papst.

Es fehlte nicht an Stimmen, die kühn auf das Verderben der Kirche hinwiesen, doch sie verhallten in der Nacht des Aberglaubens, die von der angeblichen „Sonne“ verbreitet wurde, oder sie wurden von der Inquisition, welche die Kirche zu ihrem Schutze errichtet hatte, erstickt. Ueber die kirchlichen Zustände sprachen aber die Thatsachen lauter als die Zeugen, die, von dem Geiste der Wahrheit beseelt, das einreißende Verderben erkannten. Als Johann II., ein gelehrter Herr, im Jahre 1362 nach Hildesheim ging, um dort sein bischöfliches Amt anzutreten, versammelte er zunächst die Domherren und fragte nach der Bibliothek. Da führten ihn Jene in ein Zeughaus, wiesen auf die zahlreichen Waffen und Rüstungen und sagten: „Dies sind die Bücher deiner Vorfahren, mit denen diese sich ihre Zeit vertrieben, und die du auch benutzen mußt, wenn du unsere Macht erhalten willst.“

Eine noch wirksamere Kriegführung wurde aber von der Geistlichkeit durch den Bann ausgeübt, der um jene Zeit nicht nur von Päpsten und Bischöfen, sondern auch, namentlich in der Mark, von niederen Geistlichen bei den geringfügigsten Gelegenheiten gehandhabt wurde. Ueber den Bann oder die Exkommunikation heißt es in dem von Benedikt herausgegebenen „Regelbuche des kirchlichen Amtes“: „Die Exkommunikation ist eine dreifache, nämlich: die kleinere, die größere und das Anathema. Die Formel des Anathema lautet, nachdem die Gründe der Belegung mit dem schweren Bann aufgeführt sind: „Deshalb scheiden wir ihn mit allen seinen Mitschuldigen und Gönnern nach Gottes des Allmächtigen Richterspruch .... und auch kraft des Ansehens und der Machtvollkommenheit unserer Wenigkeit, zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden, die uns von Gottes wegen verliehen ist, von dem Empfang des göttlichen Leibes und Blutes und von der Gemeinschaft aller Christen und schließen ihn aus von den Schwellen der heiligen Mutter, der Kirche, im Himmel und auf Erden und bezeichnen ihn als Ausgestoßenen und Verfluchten und verurtheilen ihn als mit den Teufeln und dessen Engeln und mit allen Verworfenen zum ewigen Feuer Verdammten, bis er von den Stricken des Teufels wieder zu sich kommt und zur Besserung und Buße zurückkehrt und der Kirche Gottes, die er beschädigt hat, Genugthuung leistet. So übergeben wir ihn dem Satan zum Untergang des Fleisches, damit der Geist gerettet werden möge am Tage des Gerichts.“



Straße im alten Nürnberg.

Die niederen Geistlichen führten in den Marken den anstößigsten Lebenswandel. Da war es noch Sitte, daß die Bauern, wenn sie in der Schenke tanzen wollten, sich den Pfaffen — dies Wort hatte damals nicht die heutige schmähende Bedeutung — herbeiholten, der ihnen auf der Geige aufspielte und ihnen in den Pausen Zoten erzählte. Es sind Erlasse geistlicher und weltlicher Behörden vorhanden, die den Pfaffen diese Beschäftigung verbieten, andere, durch die ihnen untersagt wird, kirchliche Gefäße in den Schenken zu versetzen. — Der Reichthum der Klöster hatte zugenommen (so z. B. besaß das Kloster Diesdorf 45 Dörfer nebst Mühlen, Wäldern, Seen), und statt die Seelen in ihrem Sprengel mit dem Worte Gottes zu speisen, pflegten die Mönche lieber sich selbst, also ihre Leiber. Viele Klöster hatten sich in wahre Lasterhöhlen verwandelt. Da die höheren geistlichen Aemter den Inhabern derselben viel Geld einbrachten, so meinten die schlechteren Päpste, auch einen Antheil beanspruchen zu dürfen. So entstand der Mißbrauch des Verkaufs der geistlichen Aemter (die Simonie). „Keine Bewerbung", erzählt uns ein ernstgesinnter Bischof zu Anfang des 15. Jahrhunderts (Matthäus von Cracow, Bischof zu Worms), „um eine noch so niedrige Stelle, selbst wenn der Bewerber arm wäre, hat in Rom Erfolg, wenn nicht vorher ein vollwichtiger Dukaten bezahlt ist, so daß auch nicht ein Pfennig fehlt." Bei dem Ansuchen um bessere Stellen — sie wurden meist vergeben, ehe sie erledigt waren — zahlte man auch 30, 40, 50 Dukaten. Dieses simonistische Unwesen mußte die ganze Geistlichkeit verwüsten. Die unausbleibliche Folge war, daß würdig gesinnte Männer sich vom geistlichen Stande zurückzogen, die Unwürdigsten dagegen, wenn sie nur Geld und eine freche Stirn hatten, sich in alle Stellen drängten. „Diese Art von Stellenbesetzung", sagt derselbe Bischof, „ist ein Haupthinderniß für tüchtige und ehrenwerthe Männer, die durch Vernunft und Scham abgehalten werden, sich vorzudrängen und die gewöhnlichen Mittel zu gebrauchen, während es dagegen der einfachste Weg ist, daß leichtfertige Personen und Vagabunden, die sich Alles gern gefallen lassen, die zu den gemeinsten Diensten zu gebrauchen sind, hohe Stellen erhalten. Kann es wol etwas Kläglicheres geben? Kaum findet sich ein Stallbedienter, ein noch so geringes und trauriges Subjekt, dem nicht eine oder mehrere, mitunter bedeutende Gnadenstellen zutheil würden, welche eigentlich ausgezeichneten und gelehrten Personen gebührten. Kaum ist einer so lasterhaft und anstößig, daß er nicht zum geistlichen Amte zugelassen würde. An die Besserung solcher Menschen denkt keiner von Denen, welche die Macht haben. Davon nur reden zu wollen, schiene lächerlich. Kein Wunder, denn die Leute verbrauchen so viel Zeit und Kraft zu anderen Dingen, daß sie zu Dergleichen keine Zeit haben." Statt Studien zu treiben, beschäftigten sich diese Leute mit Hunden und Vögeln, ja wenn es nur dabei noch geblieben wäre! — — Wer gedenkt hierbei nicht der Worte: „Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?" und „Kann auch ein Blinder der Blinden Führer sein?" —

Der Ablaß bildete eine andere Hauptquelle des Reichthums der Geistlichen.

Die **Anfänge** des Ablasses finden wir in den ältesten Zeiten der christlichen Kirche, als in derselben der Geist des göttlichen Stifters noch waltete. Aus diesem Geiste entsprang der fromme Gebrauch, über die Reinheit der Gemeindemitglieder mit strengem Ernst zu wachen. Der offenkundige Sünder wurde ausgestoßen. Ging er in sich und gab er das Verlangen kund, wieder in die Gemeinde aufgenommen zu werden, so mußte er sich schweren Bußübungen unterziehen. Diese bestanden in Entbehrungen und in Tugendübungen, namentlich in Werken der Barmherzigkeit. Zeigten sich nun in seinem Leben entschiedene Spuren der Reue und Besserung, so geschah es, daß ihm etwas von der Zeit der ihm bestimmten Bußübungen abgelassen wurde. Dies war der Nachlaß oder Ablaß in seiner ursprünglichen, reinen Bedeutung.

Aber der fromme Geist, der jene heilbringende Form geschaffen hatte, schwand, die schlechteren Zeitalter behielten die Form bei, bildeten aber ihren Inhalt um. Man machte — je nachdem — die Bußübungen zu einer vernichtenden Waffe oder zu einem bloßen Scheine, endlich zu einem gemeinen Mittel der Besteuerung für die Kirche.

Den Fürsten dieser Welt, sofern sie sich nur zu Denen, die dem Namen nach „Kirchenfürsten“ waren, gut zu stellen wußten, wurden die Büßungen bequem gemacht, ja man erlaubte ihnen sogar, bezahlte Stellvertreter für sich eintreten zu lassen. Mehr und mehr aber neigte die Kirche sich dahin, das Geld selbst in Empfang zu nehmen, und sie erfand, um den Schein ihrer Heiligkeit nicht zu verlieren, vielmehr ihn noch zu vergrößern, eine neue Lehre, die Lehre von dem sogenannten geistlichen Schatze.



Reliquienverkauf. Zeichnung von B. Mörlins.

Der Papst, so sagte man, verfüge, um Gnaden frei austheilen zu können, über einen unermeßlichen Schatz „überschüssiger Verdienste“. Derselbe stamme von dem Heilande, der Mutter Maria und den Heiligen. Ein einziger Tropfen Blut des Heilandes habe schon genügt, das Menschengeschlecht zu erlösen. Der Heiland habe aber sein ganzes Blut hingegeben. Damit habe er den Nachfolgern des Apostels Petri einen Schatz von Gnaden hinterlassen wollen, als Mittel, der sündigen Welt weiterhin zu Hülfe zu kommen. Dieser Schatz sei noch vergrößert worden durch Maria und die Heiligen, die an guten Werken viel mehr

gethan, als zu ihrer eigenen Seligkeit erforderlich gewesen sei, und der Ueberschuß ihrer Verdienste sei eben auch in den Schatz der Gnaden, den der Papst nach freiem Ermessen verwalte, übergegangen. Aus ihm vertheilen der heilige Vater und seine Bevollmächtigten, die er sende, seine Vermittler, die Gnade.

So war der Ablaß zu einer gemeinen finanziellen Maßregel herabgesunken, mittels der die Geistlichkeit die abergläubische Menge in schamloser Weise beraubte. Wurden doch sogar, um die Einnahmen ergiebiger zu machen, zukünftige Sünden besteuert, wie auch Gelder für den Erlaß von Strafen für Verstorbene angenommen. — In der That, man weiß nicht, ob man mehr staunen soll über die Gottlosigkeit der Geistlichen, die da vorgaben, daß sich ihre Macht sogar bis in das Jenseits hinein erstrecke, oder über die Blindheit des Volkes, das solche Zustände so lange Zeit zu ertragen vermochte.

Der Ablaßhandel wurde unter den geistlichen Herren förmlich verpachtet. Ein Theil dieses Sündengeldes wurde freilich für Kirchenbauten verwandt, jedoch keineswegs, um christliches Leben zu pflegen, vielmehr, wie auch schon an einer andern Stelle angedeutet worden, lediglich in der Absicht, durch die Großartigkeit der kirchlichen Gebäude die äußere Geltung der Kirche und der Geistlichkeit zu erhöhen.

Reliquienverkauf. Nicht minder wurde die arme betrogene Menge durch den Handel mit Reliquien ausgebeutet. Man verkaufte sogenannte „heilige Leiber“, nämlich menschliche Gerippe, die mit kostbaren Stickereien, Gold, Perlen und Steinen verziert waren, und die angeblich von Heiligen stammten. Da wurde denn manchem, von trügerischen Pfaffen auf dem Schindanger oder unter dem Galgen aufgelesenen Knochen und manchem Fetzen aus irgend einer Trödlerbude von dem gläubigen Sinne des Volkes die tiefste Verehrung zutheil.

Man möchte fast auf den Glauben kommen, daß es niemals ungläubigere, frechere, ehrfurchtslosere, alles Heilige in der Menschenbrust so dreist verachtende Menschen gegeben hat, als es die meisten Geistlichen jener Zeit waren, da sie Betrügereien dieser Art auszuüben sich nicht scheuten. Milch von Maria, der Mutter Jesu, ward vorgezeigt, wie auch solche Ueberbleibsel von Heiligen, die den Hohn geradezu herausfordern. Findet man doch heut noch im Brandenburger Dome unter den aus jener Zeit übriggebliebenen Reliquien die Hirtentasche David's, einen Knopf von der Bettstelle der Mutter des Heilandes, ein Stück von dem Spazierstocke des Riesen Goliath! —

Die Kirche hatte für Geld Alles feil, nicht nur Verkürzung der Fegefeuerqualen und einen hohen Platz im Himmelreiche, sondern gestattete dafür auch die schnödeste Weltlust. In den kirchlichen Gebäuden wurden nicht selten die tollsten Lustbarkeiten ausgeübt. Am Vormittage donnerte ein Geistlicher von Himmel und Hölle in der Kirche, und am Nachmittage kam auf derselben Stelle der empörendste Mummenschanz zur Aufführung, dem die Menge, die am Vormittage gläubigen Herzens auf den Bänken gesessen hatte, mit Lachen, Kreischen und Absingen von Zotenliedern beiwohnte.

Ueber die Entweihung der Festtage und des sonntäglichen Gottesdienstes wird vielfach von erleuchteten Männern geklagt. Daß Ritter und Herren mit ihren Hunden und Falken zur Kirche kamen, fiel gar nicht mehr auf. Während die diensthabenden Priester ihre geistlichen „Geschäfte“ besorgten, unterhielten sich die übrigen Priester und Chorherren von Krieg oder anderen Neuigkeiten und trieben nicht selten die gemeinsten Scherze.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts durchzog die aus Asien gekommene Pest des schwarzen Todes, „das große Sterben“, die europäischen Länder und brachte unsägliches Leiden über die Menschheit. Da die Kirche Alles vermochte, hoffte die Menschheit auch von ihr allein Rettung von dem Uebel. Da wurden alle vernünftigen Mittel gegen die entsetzliche Seuche verschmäht, die Menschen trugen ihr Geld auf die Altäre, lagen vor den Reliquien, schrieen zu den Heiligen empor und flehten die Priester an, sie von dem Uebel zu befreien. Wir werden auf das „große Sterben“ weiter unten zurückkommen. — Die Heiligen standen namentlich in einem hohen Ansehen. Ließ auch mancher Heilige

unzählige Male den Bittenden unerhört — es entstand doch kein Zweifel gegen ihn. Uebermannte endlich den Flehenden wirklich einmal der Unmuth, so geschah es wol, daß er das Bildniß seines Heiligen umriß, es verstümmelte, in den Schmuz trat oder in das Wasser warf. Gläubig kehrte er aber dann bald zu dem Heiligen zurück und flehte ihn nun um so inbrünstiger an. War es ihm doch von der Geistlichkeit eingeprägt worden, daß jeglicher Zweifel an dem Worte der Kirche vom Teufel komme, und daß das eben der rechte Glaube sei, jedes Priesterwort als wahr anzunehmen, auch wenn es aller Vernunft widerstreite.

Allein durch die Verbreitung und Befestigung einer solchen Lehre vermochte die Geistlichkeit sich zu halten. Ihr mußte Alles dienen, was im Lande überhaupt geschah. In fruchtbaren Jahren stiegen ihre Forderungen, dem Höchsten durch „Gaben an die Kirche Dank darzubringen"; bei Mißwachs hieß es: „Opfert dem Herrn auf unseren Altären, damit seine Hand euch nicht gänzlich verderbe!" — Jeder Erscheinung am Himmel oder auf der Erde legte die Kirche eine für sie Nutzen bringende Bedeutung bei.

Erschien ein Komet am Himmel, so hallten die Kanzeln von Drohungen und Verwünschungen gegen die harten Herzen, die der Kirche ihre Spenden versagten, wieder.

Eine Art von Schmetterlingen, die bei der Entpuppung einen rothen Saft von sich geben, erschien einmal in einem Jahre in großer Zahl, und man fand auf Gras und Blättern viele rothe Flecken. Eine natürliche Erklärung dieser Erscheinung wäre als Eingebung des Teufels verworfen worden, nur die Kirche vermochte es, ihren Sinn zu enträthseln. Und was sagte sie? „Der Himmel wirft in seinem Zorn rothe Kreuze auf die Erde hernieder. Wehe, wehe über das entartete Geschlecht!" — Und voll waren die Beichtstühle, und auf den Opferaltären erklangen die Münzen.

Bald war ein blutiges Schwert erschienen, bald ein strahlendes Kreuz, bald ein Engel mit einem feurigen Schwerte — und sofort wurde Alles mit List gedeutet. Wir müssen zur Ehre der Menschennatur annehmen, daß so manchem Geistlichen von dem in der Kirche herrschenden Wahnglauben die eigene Urtheilskraft geraubt war. Wie an dem krank gewordenen Menschenleibe der Sinn des Geschmacks leidet, so verhält es sich auch mit dem Geiste in Bezug auf den Sinn für Wahrheit. Die Lehre der Kirche war im Laufe der Jahrhunderte so verderbt, daß dadurch die Seelen verkümmerten, vornehmlich die, welche als ihre Träger wirkten. — Immer erfinderischer ward die Kirche, ihr so verderbliches System der Verfinsterung durch Trug zu stützen. Unzählige Dinge müssen als nebensächlich übergangen werden, und es mag hier nur noch Eines, „das Wunderblut zu Wilsnack", erwähnt werden.

Ein Edelmann, Heinrich von Bülow, war in räuberischer Absicht ins Havelbergische eingefallen, hatte das Vieh aus elf Dörfern zusammentreiben und diese darauf anzünden lassen. Die Hütten der armen Leute waren sämmtlich niedergebrannt. Als die Einwohner des Dorfes Wilsnack, die ihr Leben durch die Flucht zu retten gesucht, zurückkehrten, fanden sie von ihrem ganzen Dorfe nichts als rauchende Schutthaufen. Nur von der Kirche waren die Einfassungsmauern stehen geblieben. Nachdem nun der Schutt weggeräumt worden war, entdeckte der Geistliche in einer Vertiefung des steinernen Altars drei Hostien, die bereits lange an dieser Stelle gelegen hatten. Daß diese unversehrt geblieben waren, galt schon für ein Wunder; als ein viel größeres aber ward der Umstand angesehen, daß sich auf den Hostien drei rothe Flecken zeigten, durch die sie fest an einander gehalten wurden. „Wunder, o Wunder!" rief jetzt die Geistlichkeit, „das geweihte Brot — der Leib des Herrn — konnte von des Feuers Glut zwar nicht verzehrt werden, aber er hat in den Qualen Blut geschwitzt! Sehet, hier ist wahr und wahrhaftig des Heilandes Blut!" —

Von da ab spielte das Wunderblut aller Orten eine große Rolle. Hier regnete es Blut, dort weinte ein Muttergottesbild oder das Bild eines Apostels zu gewissen Zeiten und nach feierlicher Anrufung der Priester blutige Thränen, dort wieder hatten Juden aus teuflischem Haß gegen den Heiland eine Hostie mit Nadeln durchstochen, und es waren

danach helle Blutstropfen hervorgequollen. Daß bei diesen Dingen der allergröbste Betrug obwaltete, wird Niemand in Zweifel ziehen, der außerhalb der Einwirkung solcher kirchlicher Gläubigkeit steht, wie wir sie eben geschildert haben.

Wahrscheinlich ist es, daß der Geistliche zu Wilsnack in schamloser Weise sein eigenes Blut für das des Heilandes ausgegeben hat. Indeß ist auch noch eine andere Erklärung des Vorfalls möglich, wenigstens haben berühmte Kirchenlehrer neuerer Zeit, unter Anderen Neander, nicht einen so handgreiflichen Betrug wollen gelten lassen. Letzterer erzählt die Niederbrennung Wilsnacks, und daß man nach dem Feuer in einer Vertiefung des Altars die drei rothgefärbten Hostien gefunden habe, und fährt dann fort: „— eine Erscheinung, wie sie ähnlich seit dem Alterthum öfter vorgekommen, von verschiedenen Standpunkten ins Wunderbare gedeutet worden ist, deren Grund jedoch die Fortschritte der neueren Naturforscher erkennen gelassen haben. Brot und ähnliche Stoffe werden an feuchten Orten von einer unsichtbaren animalischen Schöpfung, deren Bestandtheile nur das Mikroskop zu erkennen vermag, bedeckt, und das Gebilde nimmt die Färbung des Blutes an." — Im J. 1857 zeigten sich in der sehr warmen Speisekammer eines neuen Hauses in Bonn auf einem stehengebliebenen Kartoffelgericht zahlreiche rothe Flecken, die das Aussehen hatten, als ob Blut mit einem Pinsel unregelmäßig aufgetupft sei. Beim Berühren mit dem Finger gaben diese Flecken einen hochrothen Saft. Die von dem Professor Binz veranstaltete mikroskopische Untersuchung ergab, daß die Flecken aus sehr kleinen, dicht an einander liegenden Körnchen bestanden, die keinen Zweifel über ihre pflanzliche Natur übrig ließen. Es war die sogenannte Wundermonade, die man heut meistens zu den Urkornalgen, speziell zu der Gattung Palmella zählt. Sie wuchert, im Ganzen nicht sehr häufig, mit Vorliebe auf gekochten, in feuchten und warmen Räumen stehenden Mehlsubstanzen und kann von ihnen auf andern ähnlichen Nährboden leicht übertragen werden. —

In Wilsnack wurde nun das „Wunder" außerordentlich und auf betrügliche Art ausgebeutet. Es wurde für Bekanntmachung in weiten Kreisen genügend gesorgt, und bald zogen Gläubige und Kranke von allen Seiten herbei und brachten ihre Gaben.

Die Bischöfe von Havelberg, Brandenburg und Lebus beglaubigten ohne Bedenken das Wunder, der Erzbischof von Magdeburg verhieß den nach Wilsnack pilgernden Gläubigen reichlichen Ablaß.

Das brachte nicht nur der Kirche, sondern auch den Einwohnern Wilsnacks, die beim Brande ihr Alles verloren hatten, großen Vortheil. Wie ein Phönix erhob sich der Ort aus der Asche, nach kurzer Zeit erhielt er Stadtberechtigung. Die Straßen von Wilsnack waren täglich gefüllt von Leuten aus aller Herren Ländern. Sogar die Königin Dorothea von Dänemark wallfahrtete zum gepriesenen Heiligthume. Pilgergenossen von Ungarn und Polen, die in jedem Jahre kamen, unterhielten für die Kirche eine Wachskerze von solcher Höhe, daß sie von dem Orgelchore aus angezündet werden mußte. — Zahlreich waren auch die Scharen der stellvertretenden Pilger, die die Beschwerlichkeiten der Reise nicht scheuten, um ein gutes Stück Geld zu verdienen und den Ablaß für Die, von denen sie gesendet waren, in Empfang zu nehmen.

Die in einem starken Krystall befindlichen Hostien thaten Wunder über Wunder.

Es sind sicherlich Heilungen geschehen, aber in anderer Weise, als die Priester sie darstellten. Wir können es noch heut sehen, was bei Krankheiten mancherlei Art die Freude, die Hoffnung, besonders aber der Glaube thun. Uebrigens fehlte es auch nicht an äußerst keckem Betruge bei Erzählung von Heilungen.

Ein reicher Böhme, der eine lahme Hand hatte, kam nach Wilsnack. In dem festen Glauben, daß er dort Heilung finden werde, hatte er sich in Prag von einem Goldschmiede eine silberne Hand anfertigen lassen, die er der Kirche nach erfolgter Heilung zum Geschenk machen wollte. Leider war sein Uebel derartig, daß sein Glaube ihn nicht davon zu befreien vermochte. Dennoch wollte er die silberne Hand nicht wieder zurücknehmen, vielleicht

weil er dachte, daß sie auf dem Altare der Kirche noch nachträglich für ihn wirken könnte. Er übergab sie den Geistlichen und reiste ab. Aber er kehrte zurück, um zu hören, was die Priester, denen er seinen Schmerz über die getäuschte Hoffnung ausgedrückt hatte, hinterher sagen würden. Als er nun am nächsten Sonntage unter der Schar der Gläubigen in der Kirche saß und ein Priester die Wunderkraft der Hostien pries, mußte er mit Erstaunen hören, daß auch er als einer der Geheilten bezeichnet wurde, wonach der Priester nicht zu bemerken vergaß, daß eine silberne Hand — er zeigte sie — als Zeichen der Dankbarkeit hinterlassen worden sei. Da erhob der Böhme seine Hand und rief: „Pfaffe, du lügst!"



Die Sünderwage. Nach H. Lüders.

Die späteren Ablaßbriefe des Erzbischofs von Magdeburg und der Erzbischöfe von Havelberg, Brandenburg und Lebus ertheilten den Pilgern für jede Meile Weges vierzig Tage Ablaß, eben so viel für jeden Umgang um die Kirche und für jede kniefällige Anbetung der Hostie.

Endlich erfand man noch ein neues Gelderpressungsmittel, die sogenannte „Sünderwage". Der Erlaß der Strafen wurde an die Bedingung geknüpft, daß ein Jeder seine Sünden mit Geld oder Geldeswerth müsse aufwiegen lassen. Der Pilger wurde zunächst in die Sakristei geführt, in der sich eine große Wage befand. Er mußte sich in eine Schale stellen, und nun wurde sein Geld, oder was er sonst an werthvollen Dingen für die Kirche mitgebracht hatte, in die andere gelegt, und die Freisprechung erfolgte erst, sobald die Schale, in der er stand, stieg. Wunderbar! Es mochte ein Jeder sich sonst schon gewogen haben — hier war sein Gewicht ein anderes. Aber hier wurden ja auch seine „Sünden"

gewogen, und sein Leibesgewicht kam bei der Wunderwage nicht in Betracht. Später gab das Auffinden eines Drahtes, der von der Wage nach dem Gewölbe führte, genügende Erklärung.

Als Pilger wurde übrigens nur Derjenige angesehen, der sich in Havelberg ein sogenanntes „Zeichen“ gekauft hatte. Dies „Zeichen“ war in Hostienform aus Blei gegossen und hatte drei rothe Flecke. Die Einnahme dafür floß dem Bischofe von Havelberg zu.

Zu den Männern, die gegen den Wilsnacker Trug eifrig predigten, gehörte Huß, der später auf das Drängen der Kirchenmacht dem Feuertode überliefert ward. Er war selbst in Wilsnack gewesen und trat nun in einer besondern Schrift gegen den dort gepflegten Aberglauben auf. Welch ein reiner evangelischer Sinn in seiner Seele lebte, mögen folgende Stellen aus dieser Schrift beweisen:

„So sehr, ach! hat die Schlechtigkeit habsüchtiger Geistlicher jetzt zugenommen, daß Boten des Antichrists ihr eigenes Blut für das Blut Christi auf teufliche Weise bei dem heiligen Abendmahle ausgegeben haben, und es wird dasselbe von den thörichten und ungläubigen Christen, welche ungläubig Wunder suchen, verehrt.“

„— Wahrlich, wenn die Priester bei dem evangelischen Rath Christi blieben und Christi Worte dem Volke predigten viel mehr als lügenhafte Wunder, so würde der gnädige Heiland die Priester selbst und das Volk von dem schlechten Wege hinwegführen, von dem Wege der Sünde und Lüge.“

„— Es ist ein größeres Verdienst, die Wahrheit zu bekennen und Gerechtigkeit zu üben, als in die Augen fallende Wunder hervorzurufen.“

„— Welcher Priester oder Diaconus seine Feinde liebt, Reichthum verachtet, die Herrlichkeit der Welt für nichts hält, die Beschäftigung mit weltlichen Händeln meidet und schreckliche Drohungen, auch Verfolgungen um des Evangeliums willen geduldig leidet, der vollbringt Wunder und hat ein Zeugniß davon, daß er ein echter Jünger Christi ist.“

In Bezug auf den Ablaß sagt er: „Der thörichte Reiche wird zu einer eitlen Hoffnung verleitet, das Gesetz Gottes wird verachtet, das rohe Volk wird bereitwilliger zum Sündigen gemacht, schwere Sünden werden für leicht geachtet, und das Volk wird im Allgemeinen geplündert.“

Judenschlächtereien. Auch in Belitz wurde die Betrügerei des Ablasses mit Hülfe einer blutigen Hostie getrieben. Dort sollte es, wie schon bemerkt, geschehen sein, daß Juden eine Hostie mit Nadelstichen durchbohrt hätten, wonach Blut geflossen sei. Sie hatten nach der Erzählung der Priester die Hostie von einer Magd empfangen. Das hervorquellende Blut setzt sie in Schrecken, und sie bringen die Hostie der Magd zurück. Diese verbirgt sie, in ein leinenes Tuch gehüllt, unter dem Dache des Hauses. Da erblicken denn die Wächter zur Nachtzeit an dem Dache einen hellen Schein. Sie klopfen den Hausbesitzer heraus, man sucht nach, findet die blutige Hostie und trägt sie in feierlicher Prozession noch in derselben Nacht nach dem Gotteshause.

Das war der Anfang eines über hundertundfünfzig Jahre, nicht nur geduldeten, sondern auch begünstigten Truges, der der Priesterschaft reichen Gewinn brachte. Die unglücklichen Juden, die jene Uebelthat begangen haben sollten, wurden verbrannt.

Andere Wunder- und Wallfahrtsorte können wir unerwähnt lassen, da sich im Grunde überall dieselbe Täuschung wiederholte. Es möge dagegen ein Wort über den Marienkultus diesen Abschnitt beschließen.

Ein bemerkenswerther Umstand bleibt es, daß die damaligen Gläubigen sich viel weniger an Gott und den Erlöser, als an Maria und die Heiligen wandten. Sollte vielleicht trotz der allgemeinen Verkommenheit in den Tiefen der Seelen doch noch eine Scheu vor dem Heiligsten gewohnt haben? — Es gab schon eine Unzahl von Marienfesten, und doch fand man immer noch neue Veranlassung, die Reihe derselben zu vergrößern. Zu Ende des 14. Jahrhunderts war eine Zahl von Gläubigen zusammengetreten, welche die längst aufgestellte Lehre der Kirche, daß Maria siebenfache Schmerzen empfunden habe,

zum Gegenstande ihrer Betrachtung machten. Diese religiöse Gesellschaft nannte sich „Brüderschaft der sieben Schmerzen Mariä", und das Fest, das sie feierte, erhielt den Namen „Mariä Ohnmachtsfeier oder Fest der sieben Schmerzen". In Meißen entstand aus gleicher Veranlassung zu derselben Zeit das Fest „Mariä Mitleiden"; in Reetz, einem Dorfe bei Wrietzen im Oderbruche, eine „Brüderschaft der heiligen Jungfrau Maria, genannt vom Psalter". Einem Jeden, der sich in die letztgenannte Brüderschaft aufnehmen ließ, ward ein Ablaß auf 120 Jahre (Verkürzung der Fegefeuerqualen) ertheilt.

Der Adel. Der päpstlichen Gewalt war es gelungen, die deutsche Kaisermacht in ihren Grundfesten zu erschüttern. Hätten beide Mächte einen Gegensatz gebildet, wie es derjenige ist zwischen Geist und Leib, zwischen evangelischer Wahrheit und materieller Gewalt, so müßten wir unbedingt den Sieg des Papstthums segnen. Aber so war es ja eben nicht. Die Kirche strebte, wie wir gesehen haben, ebenfalls nach einem Reiche von dieser Welt, und ihre Herrschaft war darum so verderblicher Art, weil sie, um bestehen zu können, sich gezwungen sah, die Nacht des Aberglaubens über die Menschheit zu bringen und jede bessere Stimme, die in ihrem Schoße erwachte, zu ersticken.

Eine starke deutsche Kaisermacht hätte wenigstens eine äußere Ordnung in dem Reiche hergestellt und die nationale Größe des Vaterlandes, dem Auslande gegenüber, aufrecht erhalten; sie wäre im Stande gewesen der Uebermacht geistlicher und weltlicher Feudalherren Schranken zu setzen.

Was fragte aber eine durch und durch verweltlichte Geistlichkeit, deren Haupt im Auslande seinen Sitz hatte, nach dem deutschen Vaterlande?

Die deutschen Fürsten wählten sich ihren König, und wenn es dem Papste gefiel, gab er ihm den Kaisertitel. Aber die jetzigen Kaiser waren Schattenbilder, verglichen mit den hervorragenden Männern der karolingischen, sächsischen und hohenstaufischen Kaisergeschlechter.

Dagegen war der Herrenstand während des Sinkens der kaiserlichen Macht üppig emporgewuchert. Dieser Stand war keineswegs die Fortsetzung des Standes der Freien. Unter dem mächtigsten der früheren deutschen Kaiser war vielmehr ein neuer Waffenadel entstanden, der allerdings Viele der Freien in sich schloß. Die Kaiser hatten den kriegstüchtigsten Theil der Nation um sich geschart und Diejenigen, die sich am meisten auszeichneten, mit kleineren oder größeren Besitzungen auf Lebenszeit belehnt. So war das Vasallenthum entstanden. Natürlich erwachte in den Vasallen jener Zeit der Trieb, die Belehnung der Person auf die Belehnung des Geschlechts auszudehnen, was mehr und mehr, besonders unter schwachen Kaisern, Erfolg hatte. Dabei war auch, wie wir gesehen haben, die Kirche in den Besitz großer Ländereien gekommen.

Jetzt gab es eine Unzahl von Bischöfen, Aebten, Herzögen, Grafen und Baronen, denen gegenüber die kaiserliche Macht eben zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken war.

Man wählte wol einen Kaiser, aber keineswegs in der Absicht, ihm die Rechte einzuräumen, die zur Herstellung einer Reichseinheit nöthig waren, sondern nur, um bei überhandnehmender Unordnung in einzelnen Landestheilen an ihm eine Art Reichspolizeimeister zu haben. So war Deutschland eine Art Herrenrepublik geworden; die Herren aber, geistliche sowol wie weltliche, übten in ihren Landestheilen die härteste Tyrannei aus. — Viele vormals Freie, deren Ahnen als freie Männer den Landbau getrieben hatten, traf nun das Los der ehemaligen Hörigen und Sklaven.

Außer den Städtern, die hinter festen Mauern ihre gewonnene Selbständigkeit zu wahren strebten, gab es nur Herren und Unterdrückte. Der Wille der Herren war Gesetz. Es trat eine Zeit der Verwilderung ein, wie sie zur Urzeit nicht größer gewesen sein mochte. Es ward ja von der Kirche an den Menschen nicht mehr die Anforderung zur Besserung gestellt, sondern nur die, zu zahlen, wonach sie für der Seelen Seligkeit schon sorgen wolle. Mußten unter solchen Umständen die Sitten der Menschen, namentlich die der Mächtigen, nicht immer mehr verfallen?

Jede Art geistiger Beschäftigung ward von der großen Mehrzahl der Herren verachtet, Jagd, Krieg und Schmausereien füllten ihre Zeit. Aber woher die Mittel zu der wachsenden Schwelgerei nehmen?

Zunächst durch immer neue Steuern, die auf der Unterthanen Aecker und Wiesen, Tennen und Scheuern, Ställe und Teiche gelegt wurden. Als die Mittel sich erschöpften, kamen Einfälle in andere Gebiete in Gebrauch. Im Zeitalter des Faustrechts konnte auf Grund des sogenannten Fehderechts ein Jeder, den man zu berauben beschloß, nach einer drei Tage vorher ergangenen Ankündigung überfallen werden. Da wurden denn, so weit die Macht der Waffen es gestattete, Landstriche schonungslos geplündert, die armen Leute ihres Geldes und ihres Viehes beraubt, die Felder verwüstet, die Hütten in Brand gesteckt.

Der Raubadel. In Büschen, in Hohlwegen ward dem Wanderer aufgelauert. Es ging in Wahrheit, wie es in dem Dichtworte heißt:

„Der Hohlweg soll von hole weg,
Von hole weg sich nennen,
Weil, wer dort reist, sich vom Gepäck,
Sich vom Gepäck muß trennen.
Was schreit der Kerl und klagt uns an?
Ein Jeder nährt sich, wie er kann!
Wir können nur in Waffen
Uns was zu leben schaffen; —
Um Mitternacht, da wird's vollbracht,
Im schönen dunklen Hohlweg,
Im Hohlweg!"

Der Wanderer ward mitgeschleppt und so lange in schwerer Gefangenschaft gehalten, bis die Seinigen für ihn ein willkürlich angesetztes Lösegeld erlegten. Das Reisen von einem Orte zum andern war jetzt noch gefahrvoller als zu alten Zeiten, in denen man das Begegnen wilder Thiere zu befürchten hatte. Straßenraub wurde ein ritterliches Gewerbe, und man konnte vielfach das Wort hören:

„Reiten und Rauben ist keine Schande,
Es thun's die Edelsten im Lande."

Der bessere Theil des Adels war diesem einreißenden Verderben gegenüber fast ohnmächtig. Es ging hier und da den wirklich adeligen Herren so wie den besseren Geistlichen: sie wurden verhöhnt, ja geradezu befeindet, und mancher wackere Mann, der im Stillen über das Unwesen seufzte, sah sich zu seiner eigenen Erhaltung bisweilen gezwungen: „mit den Wölfen zu heulen!"

Aeltere Schriftsteller erzählen, daß es damals als ein Wunder gegolten habe, wenn Jemand ungefährdet durch Deutschland gekommen sei; durch die Mark aber habe in keinem Falle eine Reise ungestraft gemacht werden können.

Die Mark war eben der wundeste Fleck des Deutschen Reiches; alle die Uebel, an denen Deutschland überhaupt litt, waren hier unter der traurigen Regierung der Bayern und der Luxemburger zur höchsten Höhe gestiegen. Nirgends war im deutschen Lande der Adel räuberischer und der Obergewalt der Fürsten gegenüber eigenmächtiger geworden.

Das hatte aber keineswegs allein das klägliche Regiment der bayerischen und luxemburger Fürsten bewirkt. Es sei hier an den Askanier Otto II. erinnert, von dem die Geistlichkeit, als er ihr nicht zu Willen handelte, jene Geschichte von dem Hunde verbreitete, der von des Markgrafen Hand nicht habe Nahrung annehmen wollen. Diese lügnerische Erzählung entfremdete dem Markgrafen die Herzen des Volkes, und er mußte, um die Geistlichkeit zu versöhnen, den Erzbischof von Magdeburg als Lehnsoberen über seine Familiengüter anerkennen. An dieser Lehnshoheit hatte der erzbischöfliche Stuhl durch die Jahrhunderte festgehalten und sie wol noch erweitert. Nun betrachteten die Erzbischöfe von Magdeburg die Adeligen der Altmark ohne Weiteres als ihre Lehnsleute, und es wurden dieselben von ihnen, so oft sie die Mark mit Krieg überzogen, aufgefordert, unter ihrem Krummstabe Befehlshaberstellen anzunehmen, was denn auch vielfach geschah. Mit anderen Adeligen der Mark gingen sie Bündnisse gegen deren eigene Landesherren ein und entbanden sie auf Grund ihrer geistlichen Gewalt von den Pflichten gegen dieselben.

Daß durch ein solches Verfahren der gewaltthätige und widersetzliche Sinn der Adeligen um so mehr genährt wurde, erhellt auf den ersten Blick. In der That war der Sinn für Gesetzlichkeit in dem märkischen Adel fast gänzlich geschwunden, ebenso die schuldige Achtung gegen die an Würde und Stand Höheren. Verhaßt waren ihm solche Höfe der Fürsten, an denen Bildung, Sitte und Sinn für Gesetz und Ordnung herrschten. Unter den märkischen Adelsgeschlechtern waren die Quitzow's weit und breit gefürchtet. „So mächtig waren sie", heißt es in einem Lehnin'schen Manuskript, „daß Niemand von Mannen oder Bürgern wagen durfte, um eines Bedrängten willen ein Pferd zu satteln oder ein Wort zu sprechen, das wider jene gewesen wäre. Sie waren der Kaufleute und der Wanderer Schrecken."



Der Ueberfall.

Bürger und Bauern. Nur unter der belebenden Macht der Sonne öffnen sich Knospen und reifen Früchte. Ebenso vermag die Entwicklung der Menschheit nur in dem Lichte der Religion zu gedeihen. Das Papstthum nannte sich Sonne, obgleich, wie wir gesehen haben, nächtiges Dunkel von ihm aus über die arme Menschheit sich ausbreitete.

Auch im Bürgerstande war dem schönen Aufschwunge Stillstand und Rückschritt gefolgt. Ehrbarkeit, Scham und Zucht schwanden aus dem Leben, und es werden uns von Zeitgenossen Schilderungen so entsetzlicher Sittenlosigkeit gegeben, daß die Feder sich sträubt, darüber zu berichten. — Ein alter Hauptfehler der Deutschen, auf den schon Tacitus hinwies, das Trinken berauschender Getränke, war zu einer bedenklichen Höhe gestiegen. Bier- und Weinmangel ward in jener Zeit für mindestens eben so übel angesehen als Brotmangel. „Dieser große mittelalterliche Durst", sagt Franz Pfalz, „hing eng zusammen mit der vorwiegenden Fleischnahrung und ganz besonders

damit, daß man das Fleisch übermäßig würzte. Pfeffer war ein sehr bedeutender Handelsartikel, Pfeffer mußten die Kaufleute, welche überseeische Waaren einführten, als Zoll entrichten, Pfeffer mußten die Juden ihren Schutzherren steuern, ein Pfund Pfeffer wollte in einer ritterlichen Haushaltung nicht weit reichen. Kein Wunder, wenn man viel trank! In jeder Stadt gab es Brauereien in Menge, an vielen Orten hatten, wie in Erfurt, die Bürger alle die Braugerechtigkeit, die Klöster brauten, auf den Dörfern wurde gebraut, und außerdem wurden noch schwere fremde Biere in Masse eingeführt. Eine echt mittelalterliche Erscheinung ist der Bierausrufer. Wurde in einem brauberechtigten Bürgerhause „ein Bier aufgethan", dann ritt er durch die Straßen und verkündete das frohe Ereigniß mit gewichtiger, lobpreisender Miene." Es werden 116 märkische Städte genannt, von denen manche mehrere Arten namhafter Biere brauten. Selbst die Namen, die man den Bieren gab, werfen schon ein gewisses Licht auf die Sitten und Anschauungen der Zeit. In Werben ward „Cerberus" gebraut, in Belitz „Beelzebub", in Kyritz „Mord und Todschlag". In Berlin gab es drei berühmte Biere: „Bullerbuck, Hofbier und Muhlnecker". In den Trinkstuben der Stadtjunker, den Rathskellern, den Zunfthäusern wurden förmliche Bierschlachten geliefert, bei denen die besten Trinker den Preis davontrugen. Um den „Abt mit seinen Mönchen" — den Krug mit den Bechern — nahm die Gesellschaft Platz, und nun wurde beim Erzählen von Zoten und unter gotteslästerlichen Flüchen, die bei dem Vergnügtsein so wenig fehlen durften, wie die zum Trinken reizenden Salzbrezeln, in der Regel so lange getrunken, bis der größte Theil der Tischgenossen sinnlos am Boden lag. Längst war das „Gesundheitstrinken" aufgekommen. Wer nun nicht Demjenigen, der ihm zu Ehren seinen Becher oder sein Trinkhorn leerte, „Bescheid that", ward als Beleidiger angesehen. Der erstickende Rauch freilich fehlte in den Bierstuben damaliger Zeit, da der Tabak in Europa noch unbekannt war.

„Je mehr Einer das Saufen oder Bulletrinken pflegt", sagt der Chronist Kantzow, „desto angenehmer ist er bei den Leuten gewesen. Daher mancherlei Art und grobe Bußen des Bulletrinkens, als: ein Kleeblättlein, das sind drei Gläser, ein jedes in einem Trunke; will Einer ein Stänglein dazu thun, so ist's das vierte Glas; ferner den Fuchs schleffen, wenn Einer eine große Kanne nimmt und umhertrinkt, sodann der Letzte, wenn auch wenig daraus getrunken worden, dieselbe leeren und eine neue antrinken muß, wodann sein Nächster das Letzte bekommt und so die Reihe hindurch, so lange getrunken werden kann; weiter, die Parlenke trinken, das heißt, Einem eine große Schale zutrinken, und wenn sie fast aus ist, einem Andern das Uebrige in die Augen und die Schale auf den Kopf schlagen, und darüber darf Keiner zürnen; Einen zu Wasser reiten, das ist, man setzt entfernt eine Schale voll Getränks auf den Boden, Derjenige, welcher trinken soll, legt sich auf Hände und Kniee nieder, ein Anderer, der ihm zugetrunken hat, setzt sich auf seinen Rücken und reitet auf dem Kriechenden zur Schale hin, welche dieser so austrinken muß; noch andere Arten waren zu trinken kurle murle puf, eine blanke Hase, ein Schlänglein, und der Unart so viel, daß es eine Schande ist." Ein Ritter Hahn ritt einst auf solche Art den Herzog Wratislav IX. zu Wasser. Als sie an die Schale kamen, spie derselbe Ritter hinein. Dennoch trank der Herzog — wie hätte er die Gesetze des Trinkens verletzen sollen! — die Schale aus.

Das Bürgerthum hatte, nachdem es ihm gelungen war, sich dem Adel gegenüber seine Selbständigkeit zu erkämpfen, gegen die landesfürstliche Macht eine eben so trotzige und selbstherrliche Stellung eingenommen wie der Herrenstand. Die Bürger hatten nun auch gelernt, mit den Waffen umzugehen.

Da die Städte von raublustigen Feinden umgeben waren, so mußte der Bürgerstand fortwährend kriegsbereit sein. Niemand durfte zu hoffen wagen, Kaufmannswaaren ohne Begleitung waffengeübter Männer von einem Orte zum andern zu führen; so kam es, daß ein jeder Bürger auch Kriegsmann war. Die Oberalten oder Zunftmeister waren die Anführer der Zunftgenossen.

Der Adel saß auf seinen Burgen, die Bürgerschaft wohnte in Städten, das heißt erweiterten Burgen, nur die armen Landleute in ihren kläglichen Lehm- und Strohhäusern waren allen Schutzes bar.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß der Wille der Kirchenfürsten, Grafen, Herren, in deren Besitzung seine Hütte lag, Gesetz für den Landmann war. Der Gedanke, daß er den Segen des Feldes, wenn Gott Sonnenschein und Regen gäbe, werde sein nennen können, erquickte nie sein Herz. Bei den fast ununterbrochenen Fehden konnten schon morgen feindliche Scharen seine Aecker verwüsten, oder seinen Herrn konnte es gelüsten, ihm plötzlich eine neue Steuer aufzulegen. „Je mehr Wolle, desto mehr wird geschoren!" Das sagten sich die Leute, und dieser Gedanke konnte sie eben nicht zum Fleiße anspornen.



Die Ritter beim Humpen. Nach H. Lüders.

Auch der nicht, daß, wenn ein Stück Land durch Fleiß einträglicher geworden war, es ganz in dem Willen des allmächtigen „Herrn" stand, es dem Eigenthümer zu nehmen und ihm dafür einen wüsten Fleck zur Bearbeitung zu geben. Mußte das nicht den Bauersmann stumpf und gleichgiltig gegen die Zukunft machen? Was ihm nun Feld und Stall einbrachte, suchte er alsbald zu verzehren. Denn wozu sparen? „Mein Herr oder fremde Herren oder deren Krieger nehmen mir's doch heut oder morgen!" — In den Kriegen zwischen Adeligen und Städtern hatten es die armen Bauersleute am übelsten. Bald diese, bald jene Partei zwang sie, mitzukämpfen, und wenn bei langwierigen Kriegen Sieg und Niederlage wechselten, fielen sie der Rache bald dieser, bald jener Partei anheim. Die Männer fortgeführt und in Burgverließe geworfen, deren Boden Moder und Unrath war. Dort lagen sie in Schmuz, Finsterniß und Kälte, bis die Angehörigen das für sie

angesetzte Lösegeld erstatteten. „Einen Bauer verfaulen lassen" war nicht eine figürliche Redensart der Gewaltthätigen jener Zeit, da es in der That nichts Seltenes war, daß Gefangenen solcher Art die Füße abfaulten. Ein weniger grausames Verfahren brach sich zuerst in Städten Bahn. So heißt es in dem Rotenburger Stadtbuche: „Es ist gesetzt und ist auch göttlich und recht, daß man arme Bauersleut, die gefangen sind, und die man abschätzen will, nicht martern soll, es sei denn mit Wasser und Brot ungefährdet."

Eine Schrift aus etwas späterer Zeit enthält über den Stand der Bauern folgende ganz anschauliche Schilderung:

„Der viert Stand ist der Menschen, die auf dem Felde sitzen und in Dörffern, Höffen und Wylerlin und werden genennt Bawern, darumb das sie das Feld bawen und das zu der Frucht bereiten. Diese fürn gar ein schlecht und niederträchtig Leben. Es ist ein jeder von dem andern abgeschieden und lebt für sich selbst mit seinem Gesind und Viech. Ihre Häuser sind schlechte Häuser von Kot und Holz gemacht, uff daz Ertrich gesetzt und mit Strow gedeckt. Ihre Speiß ist schwarz rucken Brot, Haberbrey oder gekocht Erbsen und Linsen. Wasser und Molken ist fast ihr Trank. Ein Zwilchgippe, zwen Buntschuch und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese Leute haben nimmer Ruh. Früh und spat hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nächste Stett zu verkaufen, was sie Nutzung übernommen auf dem Feld und von dem Viech und kaufen ihn dagegen was sie bedörffen. Denn sie haben keine oder gar wenig Handwerkslewt bei ihnen sitzen. Ihren Herrn müssen sie offt durch das Jahr dienen, das Feld bawen und Gräben machen. Do ist nichts das das arme Volk nicht thun muß und on Verlust nitt aufschieben darf."

Wir haben gesehen, wie die Freien in der Urzeit die Leibeigenen dem Vieh gleichstellten und sie auch wie das Vieh verkauften. Diese Sitte war in Deutschland noch nicht ausgestorben, ja in dem nach allen Richtungen hin verderbten vierzehnten Jahrhundert kam sie vielfach wieder in Gebrauch. Eine Urkunde aus dem Jahre 1333 möge statt vieler anderer Beweise hierzu einen Beleg liefern:

„Ich Konrad der Truchses von Urach, Ritter, thue Kundt und verjehe öffentlichen an diesen Briefe, allen den, die diesen Brief lesen, daß ich den ehrsamen geistlichen Herren dem Abt und dem Convent des Closters zu Lorch hab geben die 2 Frawen Agnes und ihr Schwester Mahilt, Degan Reinboldt's seligen Töchter, und ihre Kindt, die davon kommen mögen, um drei Pfund Heller ꝛc."

Ein Ritter verkaufte also einem Kloster zwei Weiber und die Kinder, „die davon kommen mögen", für drei Pfund Heller, nach unserm Gelde drei Mark und fünfzig Pfennige — damals freilich von größerem Werth als heut.

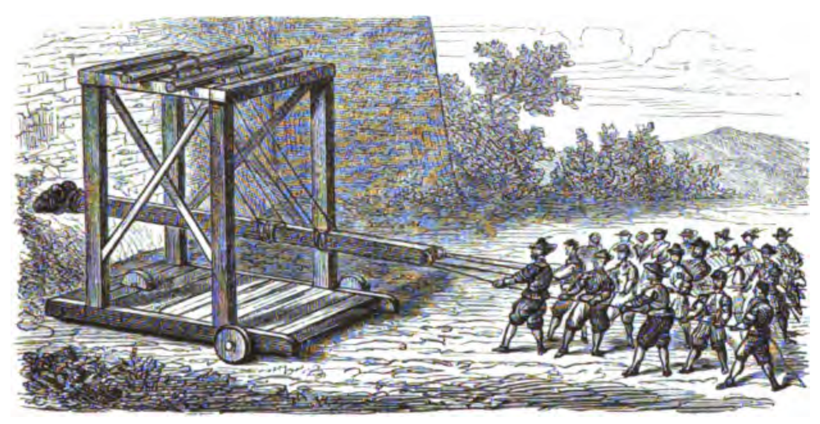
Kriegsführung. Die Kriegsführung der damaligen Zeit war höchst barbarisch, und es gewährt uns Deutschen wahrlich wenig Trost, uns sagen zu können, daß man uns in Italien, Frankreich und England noch an Grausamkeit übertraf. In dem großen Städtekriege ließ der Pfalzgraf Ruprecht sechzig gefangene Troßbuben in einen glühenden Kalkofen werfen. In Deutschland war es, mit wenigen Ausnahmen, lange Zeit Sitte, daß man bei Einnahme einer Stadt die Gefangenen, mochten sie sich gleich durch bewunderungswürdige Tapferkeit Heldenruhm erworben haben, mit kaltem Blute, manchmal erst an dem folgenden Tage, hinrichten ließ. Nur ausnahmsweise behielt man Standespersonen zur Auswechselung zurück, oder um für sie hohe Summen als Lösegelder einzutreiben.

In dem alten Buche: „Kurze Beschreibung der alten löblichen Stadt Frankfurt a. d. O., auch von jhrer ersten Fundation, Erbawung vnd herkommen ꝛc." findet sich folgende Stelle:

„Da sind etliche Burger gegen Schwibuschen zu Marckte gezogen, und nicht weit vom Dorff Spiegelbergk, von vielen vom Adel angerand worden vnd vberweldiget, vielen aus jenen (vnder welchen auch Weiber vnd Jungfrawen gewesen) die rechte hand abgehawen, etliche beide hande, etliche sind gar erschlagen und darunter ynen viel wahr von gewande und tücher genommen ꝛc."

Fielen die adeligen Herren einander in ihre Gebiete, so wurde gemordet, geplündert und gebrannt. Durch den Mord der Unterthanen und und durch die Vernichtung der Habe derselben suchten sie einander zu schwächen. Nicht nur zerstörte man Saaten und säete Unkraut in den Boden, sondern es wurden auch die Obstbäume abgehauen und die Weinreben aus dem Boden gerissen. Oftmals geschah es, daß Menschen und Vieh in den Wäldern umherirrten und elendiglich umkamen. Infolge solcher Kriegsführung entstanden dann Hungersnöthe und als natürliche Folge davon Seuchen, die viele Menschen dahinrafften.

„Am Ende eines abgebrannten Fleckens", erzählt ein Schriftsteller jener Zeit, „traf ich zwei alte Frauen, die einen Haufen von etwa vierzig Kindern, Knaben und Mädchen, wie eine Herde Schweine vor sich hertrieben. Die in Lumpen gehüllten Kinder waren vom Hunger so ausgemergelt, daß ihr Anblick Entsetzen erregte. Auf meine Frage, wohin sie die unglücklichen Geschöpfe trieben, zeigten sie nach einer Wiese. Kaum sahen die Kinder die Wiese, so eilten sie, so schnell es ihre Entkräftigung erlaubte, auf dieselbe, fielen nieder, rissen Gräser aus und verschluckten sie gierig. Sie hatten die Gräser und Kräuter bereits kennen gelernt, die schmackhaft waren. Die Alten schrieen: „Ach, wären die Armen nie geboren!" — Von ihnen vernahm ich auch, daß schon eine doppelte Zahl der Kinder auf dem Wege gestorben war. Sie fügten hinzu: Der Krieg hat die Väter getödtet, die Heimatstätten in Schutthaufen verwandelt, die Mütter sind todt, gefangen oder vertrieben.



Anwendung des Sturmbocks.

Nur wir sind übrig geblieben und ziehen nun mit den Kindern durchs Land, bis der Tod uns Alle vom Uebel erlöst. Als ich dies sah und hörte, brachen mir die Thränen aus, und ich konnte nicht anders, als den Krieg aus dem Grunde des Herzens verabscheuen."

Derselbe Schriftsteller erzählt: „Die wilden Soldaten trafen einen Bauern an, der ein Faß Wein auf dem Wagen hatte. Man durchbohrte das Faß mit Lanzen und fing den Wein mit den Helmen auf. Dies dauerte den Anderen zu lange, und diese schlugen dem Fasse den Boden aus, daß der Wein verschüttet wurde. Hierüber entstand ein Streit, in welchem gegen fünfzig Soldaten getödtet und über hundert verwundet wurden. In dem Rausche konnte Keiner unterscheiden, ob er einen Freund oder einen Gegner vor sich habe, ein Jeder fiel Denjenigen an, den er vor sich hatte. Einzelne saßen auf den blutigen Leichnamen und tranken, was noch zu trinken war."

Die Zahl Derer, die in den Feldschlachten umkamen, war, im Vergleich zu der heutigen Zeit, verhältnißmäßig sehr bedeutend, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil es an der nöthigen Pflege der Verwundeten fehlte. Wer gefährlich verwundet war, wurde ohne Weiteres todtgeschlagen. Leichtere Wunden wurden gefährlich, da es an Aerzten fehlte, die für ihre Heilung Sorge trugen.

Die Kampfesart war erbitterter, weil Gefangenschaft den Tod oder mindestens — der Sache nach — Leibeigenschaft nach sich zog. Verwundete und Erschöpfte beim Nachsetzen, deren man habhaft ward, wurden erschlagen.

Erwägt man dies Alles, so läßt sich erkennen, wie es kam, daß zu jener Zeit nicht in der Mark allein, sondern im ganzen deutschen Lande, mit Ausnahme weniger Landstriche, die Bauernhütten den heutigen elendesten Viehställen glichen. Wer, wenn er auch im Besitze der Mittel gewesen wäre, hätte Lust haben können, ein stattliches Haus zu bauen, da die ununterbrochenen Fehden und namentlich die Art derselben ihm den Bestand nicht eine Stunde sicherten? Eine elende Hütte von Lehm, Holz und Rohr ließ sich leichter wieder aufführen. Und ist es nicht eben so natürlich, daß „die armen Leute" — so hießen die Bauern in diesem und auch noch bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein — es immer noch lieber sahen, wenn ihre Herren sie zu Kriegsfahrten aufriefen, als daß sie verdammt waren, auf ihrer Scholle ein dumpfes, elendes Leben zu führen! Der Krieg brachte doch wenigstens Abwechselung in ihr freudenloses Dasein, und sie handelten nun ganz in dem Geiste ihrer Zeit, wenn sie in feindlichen Gebieten vergalten, was ihnen und den Ihrigen in der Heimat zugefügt worden war. Dazu kam die Gier, den stündlichen Gefahren gegenüber von den Freuden des Lebens noch so viel wie möglich zu genießen, wobei göttliches und menschliches Recht unbeachtet blieben.

So waren die Krieger jener Zeit, mochten sie nun den Herren der Welt, oder den Herren der Kirche dienen.

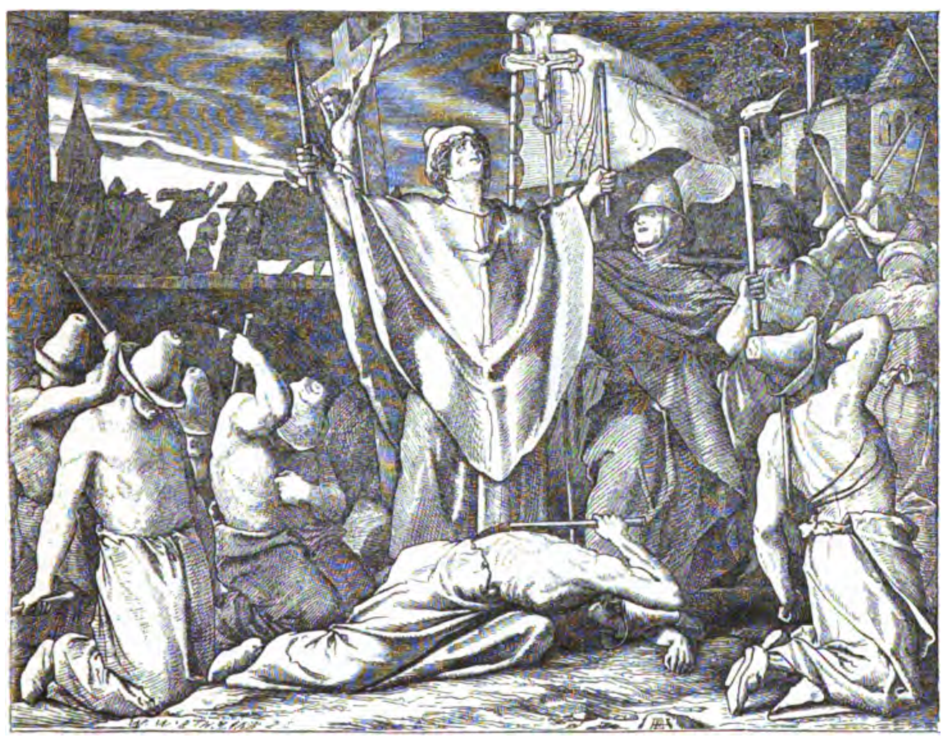
Das „große Sterben". Wir haben der Einschleppung der Pest aus dem Orient schon bei Vorführung der Kreuzzüge im Allgemeinen gedacht. Wir wollen hier nur das Verhalten unseres Volkes bei dem „großen Sterben" im vierzehnten Jahrhundert wenigstens nach den Hauptrichtungen hin erwähnen. Der schwarze Tod trat in Deutschland zum ersten Male im Jahre 1310 auf und währte ununterbrochen sieben Jahre lang. Unzählige Dörfer und sogar viele Städte starben gänzlich aus. In der Mitte des Jahrhunderts erschien die Krankheit zum zweiten Male und wüthete mit kaum verminderter Heftigkeit unter Menschen und Thieren. In vielen Gegenden blieben die Todten auf den Straßen liegen, und herrenlos irrten die Hausthiere auf den unbestellten Aeckern umher. In London erlagen 80,000, in Straßburg 16,000, in Erfurt 16,000, in Lübeck 9000 (in einer einzigen Nacht 1600), in Wien in einem Zeitraume von drei Monaten täglich 700 bis 800 und zur Zeit der höchsten Höhe einmal an einem einzigen Tage 1400 Menschen der Krankheit. So ging es fünf Jahre lang, von 1348—1352, worauf ein noch stärkerer Ausbruch der entsetzlichen Seuche erfolgte. Zu der Zeit geschah es, daß auf einer Kirchenversammlung fünf Kardinäle und hundert Bischöfe an dieser Krankheit starben. Man warf ihre Leichen, wie die der Gestorbenen aus anderen Ständen, zu den Fenstern hinaus und ließ sie auf der Straße liegen. Zum dritten Male trat die Pest im Jahre 1367 auf und währte bis 1374. — Nach Berechnung einzelner Geschichtschreiber raffte die Krankheit den dritten Theil der europäischen Bevölkerung hinweg.

Die Kirche stellte den Würgengel als einen Strafboten Gottes dar und verkündete das gänzliche Aussterben des Menschengeschlechts. Dessenungeachtet nahm sie die reichlichen Gaben, die ihr von allen Seiten geboten wurden, an, obwol doch, wenn ihre Prophezeiung Wahrheit geworden wäre, sie der Gaben auch nicht mehr bedurft hätte. Die Verschreibungen an die Kirche wurden jetzt so bedeutend, daß weltliche Fürsten, um den natürlichen Erben der Verschreiber nicht gar zu viel Schaden zufügen zu lassen, mit strengen Verordnungen dagegen aufzutreten sich genöthigt sahen.

Das Uebelste war, daß die Kirche durchaus keine andere Hülfe, als die von ihr ausgehende, als heilsam, oder auch nur als erlaubt anerkennen wollte. Eine ärztliche Wirksamkeit erklärte sie als einen frechen Eingriff in den göttlichen Willen. So kam es, daß die Menschen jede Vorsichtsmaßregel verschmähten, was zur Folge hatte, daß die Krankheit

nur um so gewaltiger um sich griff. Schwerkranke schleppten sich in die Kirche und lagen mit den Gesunden vor den Altären; an feierlichen Umzügen nahmen solche Kranke ebenfalls Theil, und so waren oft die Wege von Todten und Sterbenden gezeichnet. In einzelnen Orten bereitete die Geistlichkeit „Seelenbäder“ aus Wein und Brot und gab davon dem Hülfesuchenden, damit er die geweihten Substanzen zu Hause in sein Bad mische. Das nützte wiederum nur dem Säckel der Geistlichen. Es liegt auf der Hand: die Verpestung der Gemüther durch Aberglauben gab mit Anlaß zur unerhörten Ausbreitung der Krankheit.

In der Mark wüthete die Krankheit am ärgsten, weil der Bildungszustand des Volkes hier der niedrigste war und ein dumpfer Wahn in den Menschen fast den letzten Funken Vernunft verlöscht hatte. Unbegraben lagen an vielen Orten die Leichen, an anderen warf man sie ins Wasser. So wurde die Krankheit durch die Verpestung der Luft und des Wassers unterhalten und immer mehr verbreitet.



Die Geißelbrüder und die schwarze Pest. Nach Ehrhardt.

War es wol zu verwundern, daß solche Art Glauben mitunter in das entsetzlichste Gegentheil umschlug? Hier und da kam man auf den Gedanken, daß die Juden schuld seien. Sie hätten, sagte man, aus Feindschaft gegen die Christen die Brunnen vergiftet. An anderen Orten dagegen behauptete man dasselbe von den Todtengräbern, denen es blos darum zu thun sei, ihre Einnahmen zu erhöhen. Nun war man mit dem Todtschlagen der Beschuldigten schnell bei der Hand. Namentlich wurden viele Juden getödtet.

Um den Schrecken vollständig zu machen, geschah es, daß Häuser, in denen eine Person erkrankte, sogleich zugenagelt und zugemauert wurden, so daß mit den Kranken auch Gesunde elendiglich sterben mußten. Es läßt sich ermessen, welch ein Pesthauch aus solchen Häusern hervordrang, wenn sie nach Jahr und Tag geöffnet wurden!

Ein erneuerter Ausbruch der Krankheit im Orte war oft die unmittelbare Folge. — „Der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn.“ —

Das Schlimmste während derartiger Heimsuchungen in jener Zeit und auch noch viel später war, daß der Muth der Aerzte und ihre Kunst meist sich nicht der Größe der Noth gewachsen zeigten. Von der Feigheit der Aerzte giebt schon das unseren Lesern vorgeführte Bild eines Pestdoktors aus der Zeit des 17. Jahrhunderts eine Andeutung. Die Scheu der damaligen Jünger Aesculap's vor dem orientalischen Würgengel war so groß, als gegenwärtig das muthvolle Verhalten unserer Aerzte der kürzlich uns drohenden Gefahr gegenüber. Wagten es Letztere doch im Frühjahr 1879, ohne die Schutzmittel, welche unser Bild zeigt, anzuwenden, die Hauptstätte des russischen Pestherdes zu durchforschen. Wie unsere Abbildung eines geharnischten italienischen Pestarztes um 1650 zeigt, trugen die Aerzte bei ihren Krankenbesuchen ein langes Kleid von Wachstuch, ihr Angesicht war verlarvt, um den Pesthauch abzuhalten, die Augen waren geschützt durch große krystallene Brillen, an Stelle der Nase starrte auf der Larve ein langer Schnabel hervor, weshalb man die Heilkünstler auch „Schnabeldoktoren“ nannte; jener Schnabel barg wohlriechende Spezereien. In einer der mit Handschuhen bekleideten Händen trugen die Doktoren einen langen Stab, um auf das hinweisen und das bezeichnen zu können, was der Kranke zu gebrauchen und zu beobachten habe. — Durch derartige Vorsichtsmaßregeln glaubte man sich vor der Ansteckung schützen zu können. Auf allen Straßen Roms rannten diese ärztlichen Vogelscheuchen, die so fürchterlich aussahen, daß die Kinder vor ihnen die Flucht ergriffen, umher.



Ein Pestdoktor von 1650.

Die Geißelbrüder. Der verdüsterte Menschengeist, verlassen von der Religion, so sehr es auch im Lande von Priestern wimmelte, ging nach allen Seiten hin irre. Um des Himmels Zorn zu sühnen, thaten sich Haufen von sogenannten Flagellanten oder Geißlern zusammen. Wer in diese Brüderschaft trat, verpflichtete sich auf so viele Tage, als er Lebensjahre zählte, oder auch auf dreiunddreißig oder vierunddreißig Tage. Täglich fanden zweimal Bußübungen statt, die folgender Art waren: Die Geißler zogen paarweise ins Freie oder durch die Straßen, hielten an einem Orte an, entkleideten sich, warfen sich auf die Erde und ließen sich von ihren Meistern die Bluttaufe geben, das heißt, sich blutig geißeln, wonach sie sich selbst noch unter Gebet, Gesang und Kniebeugung geißelten. Erst als die Unflätigkeit zu groß und aller Sitte und Scham bei diesen Umzügen Hohn gesprochen wurde, traten an einzelnen Orten kirchliche Verordnungen dagegen auf. Endlich schwand die Seuche. „Da das Sterben, die Geißelfahrt, Römerfahrt, Judenschlacht ein End' hatten“, erzählt die Limburger Chronik, „da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein!“

Kleidertrachten. Das zerfahrene Wesen zeigte sich so recht in der neu aufkommenden Kleidertracht. Schönheit, Anstand und Bequemlichkeit waren beseitigt; ein buntes, krauses Allerlei machte sich geltend, über das vollständig zu berichten hier unnöthig sein würde.

Es kam die Schellentracht auf. Hüte, Mützen, Röcke, Hosen, Schuhspitzen, die bisweilen bis zu den Knieen hinaufreichten und an denselben mit Schnüren befestigt waren, wurden mit Schellen besetzt. Ein Sporenträger heutigen Tages kann nicht selbstbewußter auftreten, als es ein Stutzer jener Zeit that. Das war ein noch ganz anderes Geklirr, als

es ein Paar Sporen und ein rasselnder Degen hervorzubringen vermögen! Trugen doch sogar die Ritter, die in der Schlacht bei Sempach (1367) gegen die schweizer Bauern fochten, schon Schnäbel von solcher Länge an den Schuhen, daß ihnen dieselben, als sie von den Pferden stiegen, um zu Fuß zu kämpfen, beim Gehen hinderlich waren, und sie auf den praktischen Gedanken kamen, dieselben mit den Schwertern abzuhauen, was freilich, wie bekannt, den für sie unheilvollen Ausgang der Schlacht nicht abwandte.

Schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ward es Mode, Rock und Hose von oben herab in zwei verschiedenfarbige Hälften zu theilen; die rechte Seite des Rockes war schwarz, die linke roth, das rechte Hosenbein weiß, das linke gelb. Eine solche Theilung ist eben so geschmacklos wie albern; damals aber galt dieser Farbenwechsel weder für thöricht, noch für anstößig, und gar mancher ehrbare Mann trug auf diese wunderliche Weise die eigenen Wappenfarben oder die des Herrn, dem er diente, zur Schau. Stutzerhaft galt es nur, die sonderbare Theilung, die seit längerer Zeit bei den Hosen nicht selten war, auch auf den Rock auszudehnen. Entschieden „neumodisch und geckenhaft" erschien unseren Altvordern der auf S. 189 abgebildete Junker, und die Enge und Kürze seines Rockes mit seiner Menge von Zacken und Lappen, Trobbeln und Zotteln, welche das Kleid am untern Rande, am Halse und an den Schultern umsäumten, erregten Verdruß. Eben so wenig Beifall fand die Kapuze, welche damals meistens mit dem Rocke verbunden im Nacken hing oder über den Kopf gezogen wurde, und deren Zipfel sich wurmartig über den Rücken bis auf die Waden hinabwand. Was aber ernsten Personen als das Anstößigste erschien, das war das lange, künstlich gebrannte und gekräuselte Haar des Gecken und sein gedrehter Schnurrbart. Die Männer waren seit längerer Zeit gewohnt, das Haar zu kürzen und den Bart zu scheren, nur alte Leute und Herren in hoher, Ehrfurcht gebietender Stellung, die höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträger, Kaiser, Könige, Erzbischöfe und Aebte, trugen Vollbärte. Jetzt drang von Osten her, zunächst wahrscheinlich aus Böhmen, unter die adelige Jugend jene neue Bartmode ein. Man verachtete diese Mode Anfangs als eine heidnische und verglich spottend die ungewohnten Schnauzbärte mit den Bärten der Hunde und Katzen. Aber es blieb dabei.



Schellentracht.

„Anno 1400 bis man schrieb 1430", heißt es in einer alten Chronik, „war ein so großer Ueberfluß an prächtigem Gewant und Kleidunge der Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als es niemals gehört worden; da trug man silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von zehn, zwölf, funfzehn, bisweilen von zwanzig Marken." Andere trugen in ihrem „Fröhlichsein" fünf, sechs Schock Knöpfe in kreuz und quer gehenden Reihen an den Kleidern. Wieder Andere verhüllten ihr Haupt zum größten Theile in ihre am Rande ausgezackten Kapuzen in allen hellen Farben, gelb, hellgrün, rosa, hochroth u. s. w.; ja Viele — es war dies namentlich in Böhmen der Fall — verstiegen sich später so weit, daß sie das Gesicht verschlossen hielten und nur mit den Augen aus den Luglöchern heraussahen und die Umhüllung meist erst vor dem Essen aufknöpften.

Der bessere Theil des Adels und des Bürgerstandes dagegen hielt in Bezug auf die Kleidung möglichst an edler Einfachheit, Ehrbarkeit und Anstand fest.

Das Schlimmste während derartiger Heimsuchungen in jener Zeit und auch noch viel später war, daß der Muth der Aerzte und ihre Kunst meist sich nicht der Größe der Noth gewachsen zeigten. Von der Feigheit der Aerzte giebt schon das unseren Lesern vorgeführte Bild eines Pestdoktors aus der Zeit des 17. Jahrhunderts eine Andeutung. Die Scheu der damaligen Jünger Aesculap's vor dem orientalischen Würgengel war so groß, als gegenwärtig das muthvolle Verhalten unserer Aerzte der kürzlich uns drohenden Gefahr gegenüber. Wagten es Letztere doch im Frühjahr 1879, ohne die Schutzmittel, welche unser Bild zeigt, anzuwenden, die Hauptstätte des russischen Pestherdes zu durchforschen. Wie unsere Abbildung eines geharnischten italienischen Pestarztes um 1650 zeigt, trugen die Aerzte bei ihren Krankenbesuchen ein langes Kleid von Wachstuch, ihr Angesicht war verlarvt, um den Pesthauch abzuhalten, die Augen waren geschützt durch große krystallene Brillen, an Stelle der Nase starrte auf der Larve ein langer Schnabel hervor, weshalb man die Heilkünstler auch „Schnabeldoktoren" nannte; jener Schnabel barg wohlriechende Spezereien. In einer der mit Handschuhen bekleideten Händen trugen die Doktoren einen langen Stab, um auf das hinweisen und das bezeichnen zu können, was der Kranke zu gebrauchen und zu beobachten habe. — Durch derartige Vorsichtsmaßregeln glaubte man sich vor der Ansteckung schützen zu können. Auf allen Straßen Roms rannten diese ärztlichen Vogelscheuchen, die so fürchterlich aussahen, daß die Kinder vor ihnen die Flucht ergriffen, umher.



Ein Pestdoktor von 1650.

Die Geißelbrüder. Der verdüsterte Menschengeist, verlassen von der Religion, so sehr es auch im Lande von Priestern wimmelte, ging nach allen Seiten hin irre. Um des Himmels Zorn zu sühnen, thaten sich Haufen von sogenannten Flagellanten oder Geißlern zusammen. Wer in diese Brüderschaft trat, verpflichtete sich auf so viele Tage, als er Lebensjahre zählte, oder auch auf dreiunddreißig oder vierunddreißig Tage. Täglich fanden zweimal Bußübungen statt, die folgender Art waren: Die Geißler zogen paarweise ins Freie oder durch die Straßen, hielten an einem Orte an, entkleideten sich, warfen sich auf die Erde und ließen sich von ihren Meistern die Bluttaufe geben, das heißt, sich blutig geißeln, wonach sie sich selbst noch unter Gebet, Gesang und Kniebeugung geißelten. Erst als die Unflätigkeit zu groß und aller Sitte und Scham bei diesen Umzügen Hohn gesprochen wurde, traten an einzelnen Orten kirchliche Verordnungen dagegen auf. Endlich schwand die Seuche. „Da das Sterben, die Geißelfahrt, Römerfahrt, Judenschlacht ein End' hatten", erzählt die Limburger Chronik, „da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein!"

Kleidertrachten. Das zerfahrene Wesen zeigte sich so recht in der neu aufkommenden Kleidertracht. Schönheit, Anstand und Bequemlichkeit waren beseitigt; ein buntes, krauses Allerlei machte sich geltend, über das vollständig zu berichten hier unnöthig sein würde.

Es kam die Schellentracht auf. Hüte, Mützen, Röcke, Hosen, Schuhspitzen, die bisweilen bis zu den Knieen hinaufreichten und an denselben mit Schnüren befestigt waren, wurden mit Schellen besetzt. Ein Sporenträger heutigen Tages kann nicht selbstbewußter auftreten, als es ein Stutzer jener Zeit that. Das war ein noch ganz anderes Geklirr, als

es ein Paar Sporen und ein rasselnder Degen hervorzubringen vermögen! Trugen doch sogar die Ritter, die in der Schlacht bei Sempach (1367) gegen die schweizer Bauern fochten, schon Schnäbel von solcher Länge an den Schuhen, daß ihnen dieselben, als sie von den Pferden stiegen, um zu Fuß zu kämpfen, beim Gehen hinderlich waren, und sie auf den praktischen Gedanken kamen, dieselben mit den Schwertern abzuhauen, was freilich, wie bekannt, den für sie unheilvollen Ausgang der Schlacht nicht abwandte.

Schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ward es Mode, Rock und Hose von oben herab in zwei verschiedenfarbige Hälften zu theilen; die rechte Seite des Rockes war schwarz, die linke roth, das rechte Hosenbein weiß, das linke gelb. Eine solche Theilung ist eben so geschmacklos wie albern; damals aber galt dieser Farbenwechsel weder für thöricht, noch für anstößig, und gar mancher ehrbare Mann trug auf diese wunderliche Weise die eigenen Wappenfarben oder die des Herrn, dem er diente, zur Schau. Stutzerhaft galt es nur, die sonderbare Theilung, die seit längerer Zeit bei den Hosen nicht selten war, auch auf den Rock auszudehnen. Entschieden „neumodisch und geckenhaft“ erschien unseren Altvordern der auf S. 189 abgebildete Junker, und die Enge und Kürze seines Rockes mit seiner Menge von Zacken und Lappen, Trobbeln und Zotteln, welche das Kleid am untern Rande, am Halse und an den Schultern umsäumten, erregten Verdruß. Eben so wenig Beifall fand die Kapuze, welche damals meistens mit dem Rocke verbunden im Nacken hing oder über den Kopf gezogen wurde, und deren Zipfel sich wurmartig über den Rücken bis auf die Waden hinabwand. Was aber ernsten Personen als das Anstößigste erschien, das war das lange, künstlich gebrannte und gekräuselte Haar des Gecken und sein gedrehter Schnurrbart. Die Männer waren seit längerer Zeit gewohnt, das Haar zu kürzen und den Bart zu scheren, nur alte Leute und Herren in hoher, Ehrfurcht gebietender Stellung, die höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträger, Kaiser, Könige, Erzbischöfe und Aebte, trugen Vollbärte. Jetzt drang von Osten her, zunächst wahrscheinlich aus Böhmen, unter die adelige Jugend jene neue Bartmode ein. Man verachtete diese Mode Anfangs als eine heidnische und verglich spottend die ungewohnten Schnauzbärte mit den Bärten der Hunde und Katzen. Aber es blieb dabei.



Schellentracht.

„Anno 1400 bis man schrieb 1430“, heißt es in einer alten Chronik, „war ein so großer Ueberfluß an prächtigem Gewant und Kleidunge der Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als es niemals gehört worden; da trug man silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von zehn, zwölf, funfzehn, bisweilen von zwanzig Marken.“ Andere trugen in ihrem „Fröhlichsein“ fünf, sechs Schock Knöpfe in kreuz und quer gehenden Reihen an den Kleidern. Wieder Andere verhüllten ihr Haupt zum größten Theile in ihre am Rande ausgezackten Kapuzen in allen hellen Farben, gelb, hellgrün, rosa, hochroth u. s. w.; ja Viele — es war dies namentlich in Böhmen der Fall — verstiegen sich später so weit, daß sie das Gesicht verschlossen hielten und nur mit den Augen aus den Puglöchern heraussahen und die Umhüllung meist erst vor dem Essen aufknöpften.

Der bessere Theil des Adels und des Bürgerstandes dagegen hielt in Bezug auf die Kleidung möglichst an edler Einfachheit, Ehrbarkeit und Anstand fest.



Vorrüstung zur Belagerung.

Burggraf Friedrich VI. als oberster Hauptmann der Mark.

In dem Vorhergehenden ist, soweit die spärlich fließenden Quellen es gestatten und unser Zweck es erfordert, ein Bild von dem Leben und Treiben der Bewohner der Mark um jene Zeit gegeben worden. Ueber manche Zustände, die nicht berührt wurden, wird im weiteren Verlaufe der Geschichte noch das Nothwendige gesagt werden.

Mußte es nicht scheinen, als ob das Land nicht tiefer sinken könne? Was ihm fehlte, war, um mit dem Dichter zu reden:

„— — ein Pfleger alles Heilsamen,
Ein Hort des Friedens und ein Hort des Rechts,
Ein ernster Rächer alles Uebermuths."

Es wird sich nun zeigen, ob der Burggraf Friedrich ein Mann dieser Art war.

Orientiren wir uns einen Augenblick, und nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf, den wir bei Anfang des Rückblickes aus den Händen ließen.

Wenzel von Böhmen war nach dem Tode Karl's IV. Kaiser geworden, doch wurde er im Jahre 1400 seines kaiserlichen Amtes für unwürdig erklärt, und die deutschen Fürsten wählten den tapferen Ruprecht von der Pfalz zu ihrem Staatsoberhaupte, der sich zehn Jahre lang, bis 1410, redlich, wiewol vergebens, mühte, im deutschen Lande Gesetz und Ordnung zur Geltung zu bringen. Beim Tode Ruprecht's machte Wenzel neue Ansprüche auf den Kaiserthron, zugleich aber traten auch seine beiden Brüder, Sigismund und Jobst, als Mitbewerber auf. Zwischen den beiden Letzteren schwankte die Wahl, da starb Jobst, und Sigismund kam nun in den Besitz der kaiserlichen Macht.

Seine Wahl dankte er zumeist den Bemühungen seines fürstlichen Freundes und Waffengefährten, des Burggrafen Friedrich. Diesem lag nichts so sehr am Herzen, als die Stärkung der deutschen Kaisermacht, und wenn auch gegen Sigismund's Charakter Manches einzuwenden war, so war er doch zur Zeit der mächtigste der deutschen Fürsten, indem er Ungarn und Brandenburg besaß und außerdem noch erbliche Ansprüche auf Böhmen und Mähren hatte. In Bezug auf des Burggrafen Bemühung für seine Wahl und die Stellung desselben zu ihm lesen wir in Köhler's Reichshistorien S. 337 Folgendes:

„Daß aber Sigismund unter den Kurfürsten eine Partei und so guten Erfolg hatte, verursachte die große und treubeflissene Mühe und Sorgfalt des gedachten Burggrafen Friedrich von Nürnberg, welcher sich äußerst angelegen sein ließ, Kaiser Sigismund zum Reiche zu befördern und vorstellte, daß sich Sigismund und Wenzel künftig am besten vertragen würden, und daß Sigismund wegen seiner großen Erblande nicht Ursach haben würde, auf die Reichszölle und andere kaiserliche Einkünfte so genau zu sehen. Dieser Burggraf Friedrich war auch nach der so streitig abgelaufenen Kaiserwahl Sigismund's beste Stütze in Deutschland, ja fast seine rechte Hand, durch den er Alles verrichten mußte."


Ein Geck. (Vgl. S. 187.)

Die Wahl Sigismund's zum deutschen Oberhaupte mochte neue Hoffnungen in der Mark erwecken. Zwar hatte den Märkern seine und seines Bruders Jobst Herrschaft bisher kein Heil gebracht, aber er war jetzt Kaiser geworden, war also an Macht gewachsen, und nur ein mächtiger Mann konnte in dem zerrütteten Lande die Ordnung wieder herstellen.

Sigismund berief 1411 die brandenburgischen Stände, das heißt die Abgeordneten des Adels und der Städte, zu sich nach Ofen. Die Ritter sandten als ihren Bevollmächtigten den Erbmarschall der Mark, Kaspar Edlen Gans von Putlitz, der seit einem Jahre Hauptmann der Priegnitz war; die Städte waren durch zahlreiche Abgeordnete vertreten. Letztere machten dem Kaiser eine herzergreifende Schilderung von dem Zustande der Mark, aus der wir (nach der Magdeburger Schöppen-Chronik) Folgendes entnehmen:

„Sie klagten dem König der Lande Mißstand und Nothdurft, und namentlich klagten sie die von Quitzow an und etliche andere Mannschaft und Landsassen und deren Helfer, die dem Lande überlegen waren mit Schlössern überall, die sie unter sich gebracht hatten, und von denen aus sie die Lande groß beschädigten, und die mit anderen Herren und Landen umher große Kriege führten; sie baten den König, daß er Rath finden möchte, daß solche Unsteuer, Krieg und Schaden beigelegt und niedergehalten werden möge."

Weiter heißt es hierauf in der Chronik: „Der König antwortete, selbst könne er nicht kommen, da er, zum römischen König erwählt, arbeiten wolle, das Reich zu handhaben und Eintracht der heiligen Kirche zu erwerben; aber er wolle ihnen einen Herrn ins Land senden, der ihnen hülflich sein sollte; er nannte ihnen den Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, daß die Räthe gar sehr erfreut wurden und war ihnen eine gute Zuversicht. Also schieden sie gütlich vom Könige und kamen fröhlich wieder ins Land."

Friedrich war gerade am Hofe Sigismund's gegenwärtig und mochte wol eine noch eingehendere Schilderung über die Mark von den Abgeordneten empfangen.

Sigismund hatte den Ständen also versprochen, ihnen in dem Burggrafen Friedrich „einen Herrn ins Land zu senden, daß er ihnen hülflich sei." Dieser Herr sollte in seinem

Namen als Statthalter, oder wie dies Amt damals zumeist genannt ward, als Landeshauptmann regieren. Daß die Abgeordneten der Städte infolge dieser Eröffnung „fröhlich wieder in ihr Land kehrten", ist ein Beweis dafür, daß Friedrich sich bereits einen guten Ruf durch das deutsche Land erworben haben mußte. Auf die Herren vom Adel machte die Absicht Sigismund's indeß einen entgegengesetzten Eindruck, über den sich bald Näheres ergeben wird.

Ob das Amt der Landeshauptmannschaft über die Mark besonders lockend war, möge sich der Leser nach der oben gegebenen Schilderung selbst sagen. Die Burggrafschaft Nürnberg stand natürlich damals auch unter dem Einflusse der Uebel, die in Deutschland herrschten, und wir würden, wollten wir den Maßstab der heutigen Entwicklungsstufe anlegen, genug zu tadeln haben. Allein gegen Brandenburg war die Burggrafschaft denn doch ein wahres Paradies. „Es war die Mark", wie ein Chronist sagt, „durch den häufigen Wechsel der Herren in solche Armuth gekommen, daß Niemand sie gern hat haben wollen."

Daß Friedrich dennoch das genannte Amt übernahm, beweist, daß er ein Element in sich hatte, das alle großen Naturen kennzeichnet: Thatkraft, die mit der entgegentretenden Schwierigkeit und den höheren Zielen wächst. Er übersah vollkommen klar die Lage. Es galt, in der schäumenden Flut wilder Gesetzlosigkeit einen Fels des Rechts aufzurichten, ein Unternehmen, bei dem freilich — dies sah er klar — ein Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich war.

So war denn Friedrich urkundlich zum „vollmächtigen gemeinen Verweser und obristen Hauptmann der Mark" bestellt und dadurch für das schwerbetroffene Land endlich eine bessere Zeit gekommen.

„— Darum haben wir" — heißt es in der darüber von Sigismund ausgefertigten Urkunde vom 8. Juli 1411 — „mit wohlbedachtem Sinne und gutem Rathe die ganze lautere Liebe und Treue in Betracht gezogen, die der hochgeborene Friedrich, Burggraf zu Nürnberg, unser lieber Oheim, Fürst und Rath, zu uns hat, und die merklichen und mannichfaltigen Dienste und Werke, die er vor unserer Berufung zum heiligen römischen Reiche in den Reichs- und anderen Angelegenheiten getreulich und eifrig für uns gethan hat und noch täglich thut, wie auch das ganze Vertrauen, das wir zu seiner Vernunft haben, und hoffen zu Gott, daß er mit seiner Arbeit, Mühe und Macht die Mark, die leider seit langer Zeit durch Krieg und aus anderen Ursachen schwer verfallen und in Verderben gekommen ist, wieder aufbringen werde. So haben wir ihm denn mit dem Rathe unserer Edlen und Getreuen unsere Mark zu Brandenburg befohlen und mit Wissen übergeben und ihn zu einem rechten obristen und gemeinen Verweser und Hauptmann darüber gesetzt.

„— Und so ist denn unsere ernste Meinung und gebieten wir auch allen und jeglichen Prälaten, geistlichen und weltlichen Grafen, Freien, Edlen, Rittern, Knechten, Burggrafen, Vögten, Amtleuten, Richtern, Bürgermeistern, Schöffen, Räthen, Bürgern und Gemeinden aller und jeder Städte 2c. ernstlich und festiglich mit diesem Briefe, daß sie Friedrich und seinen Erben zu der vorgeschriebenen Verwesung und Hauptmannschaft in allen Dingen unterthänig, gehorsam und gewärtig seien und ihm auch darauf huldigen sollen, so lieb es ihnen ist, unsere schwere Ungnade zu vermeiden."

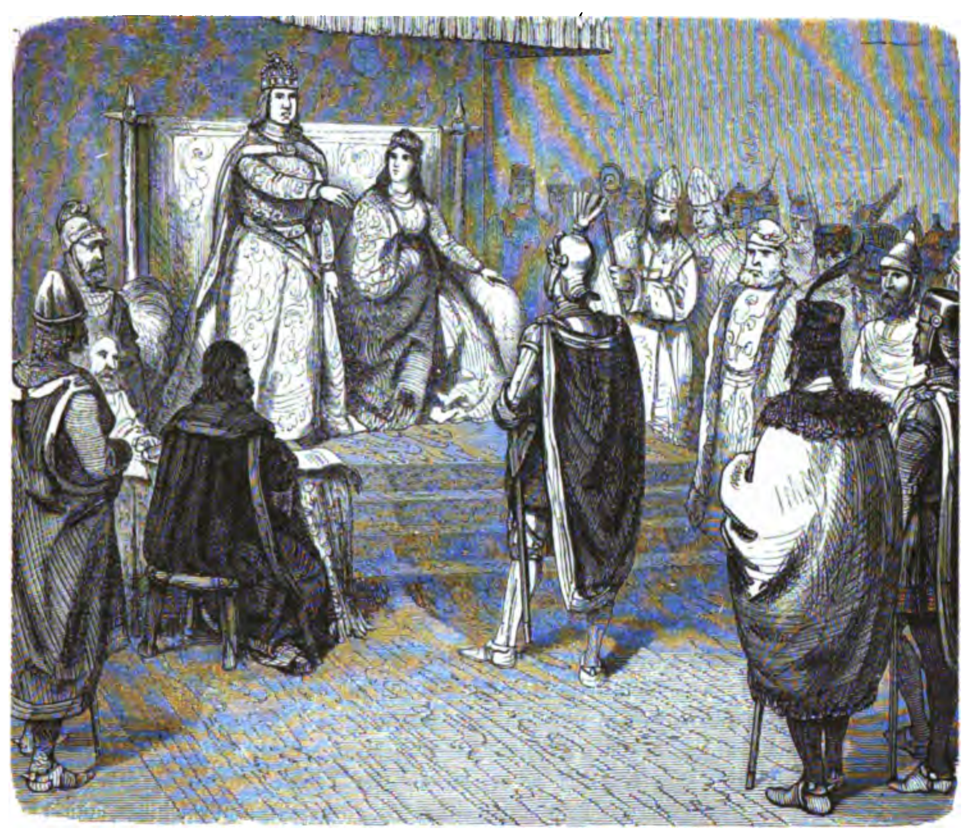
Zugleich erließ Sigismund einen „Gebotsbrief" an die „Ritterschaft und Einwohner" der Mark, in welchem es u. A. heißt:

„Demnach weisen wir Euch mit diesem Briefe wohl wissentlich und wohl bedacht an denselben Friedrich und heißen und gebieten Euch auch ernst und festiglich bei unserer Huld, daß Ihr ihn als Euren und der Mark obristen Verweser und Hauptmann fortan betrachtet und ihm und den Seinen, laut unserer eben angeführten Briefe, getreu, beständig, gehorsam, unterthänig und gewärtig seid — —."

Wir haben gesehen, wie die Mark in letzterer Zeit „pfandweise" aus einer Hand in die andere gegangen war. Hier wurde ein solches „Pfandgeschäft" nicht gemacht!

Allerdings liest man in vielen Lehrbüchern der preußischen Geschichte noch immer die alte Angabe, Friedrich habe an Sigismund vor dem Jahre 1411 mehrfache Darlehen bis zum Betrage von 100,000 Gulden*) gewährt und dafür sei ihm von Sigismund, da diesem die Rückzahlung immer nicht möglich gewesen sei, die Mark verpfändet worden. Sigismund habe darauf weitere Darlehen genommen, so daß seine Schuld nach und nach bis auf 400,000 Gulden angewachsen sei, wofür er endlich die Mark an Friedrich habe abtreten müssen.

Die völlige Haltlosigkeit dieser Annahme hat ein hochverdienter Forscher märkischer Geschichte, Riedel, in seinem Werke: „Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherren des preußischen Königshauses“ aufs Klarste nachgewiesen.



Ernennung des Burggrafen zum Landeshauptmann. Zeichnung von H. Lüders.

Nach Riedel ist die Uebertragung der Mark an Friedrich aus Sigismund's freiem Entschlusse hervorgegangen, und zwar einestheils aus Fürsorge für das ausgesogene Land, anderntheils aus Dankbarkeit gegen Friedrich. Hätte nicht Wenzel noch Antheil an der Mark gehabt, so würde Sigismund ohne Zweifel die Uebergabe derselben jetzt schon als Eigenthum an Friedrich haben erfolgen lassen. Da dies nicht ging, strebte er wenigstens danach, Friedrich's Macht nach Kräften in der Mark zu befestigen. Daher die Zusicherung, daß, wenn etwa von Seiten der Erben des Luxemburger Geschlechts die Mark wieder zurückverlangt würde, dem Burggrafen „für seine Arbeit“ und dafür, „daß er sein Vermögen zugesetzt habe“, eine Summe von 100,000 Gulden ausgezahlt werden sollte. Wenige Monate darauf erhöhte Sigismund die Entschädigungssumme noch um 50,000 Gulden.

---

*) Es sei hier bemerkt, daß unter Gulden nicht die heutige Geldmünze dieses Namens gemeint ist. Der damalige Gulden (altdeutsch Guldin, von Gold) war etwa einen Dukaten werth.

Diese Zusicherung eines „Ersatzes“ an Friedrich hat nun eben zu der Annahme geführt, als ob Sigismund die Mark als „Pfand“ für ein Darlehen hingegeben habe, und diese Annahme ist, wie Aehnliches ja so häufig geschieht, ohne gründliche Prüfung aus einem Geschichtswerke in das andere übergegangen.

Genug, Friedrich war jetzt in aller Form Rechtens ernannter Landeshauptmann der Mark, und es wäre für ihn und das Land nichts vortheilhafter gewesen, als wenn er sogleich den Ständen hätte nachreisen können. Leider ward er von Sigismund, „dessen rechte Hand er war“, in Angelegenheiten des Reiches, fast noch ein volles Jahr zurückgehalten, ein Umstand, der die Schwierigkeiten erhöhte, die seiner in der Mark warteten.

Friedrich hatte sich die alte Stadt Tangermünde zu seiner Residenz ausersehen. Das uralte und, wie oben des Näheren angeführt wurde, von Kaiser Karl IV. umgebaute Schloß daselbst soll das schönste aller damaligen fürstlichen Gebäude in Deutschland gewesen sein. Gerühmt wurde namentlich die Kapelle im Schlosse, die nicht nur von geglättetem Alabaster und Marmor glänzte, sondern sogar mit Gold und Edelsteinen geschmückt war.

Friedrich gegen den Raubadel. Kaspar von Putlitz kehrte nach der Mark zurück und legte seinen Standesgenossen die Urkunde vor, die die Bestallung Friedrich's enthielt. Welchen Eindruck Friedrich auf Putlitz gemacht hatte, erkennen wir aus einer von ihm gegen die Ritterschaft gethanen Aeußerung: „Ihm möchte ich am ersten huldigen — wenn ich überhaupt Jemand huldigen wollte!“

Das war's, und darin stimmte ihm auch die ganze Ritterschaft bei. „Wozu einen Herrn im Lande über sich haben? Das hieße ja so viel, als von unseren Standesvorrechten dem allgemeinen Wohle Opfer bringen sollen! Wir leben nach unseren Rechten und leben dabei gut, und dabei soll's verbleiben! Und gar aus der Fremde Einer! Von Nürnberg her! Er versuch's einmal! Er soll es erfahren, was der märkische Adel vermag!“

Wie nun die Herren nach „ihren Rechten“ lebten, nachdem ihnen bereits die Bestallungsurkunde bekannt geworden war, möge aus einigen Zügen erhellen.

Von einer räuberischen Schar unter Iwan von Wulffen und Hennig Kracht wurden am 28. September 1411 die Dörfer Retzow und Möthlow überfallen und geplündert, oder nach dem ritterlichen Ausdruck „ausgepocht“. Nachdem 300 Schweine, 1034 Schafe, über 200 Ochsen und Kühe und viele Pferde hinweggetrieben worden waren, hieß es: „Wählt nun, ihr Leute — Feuer in eure Dächer, oder, wenn wir die Orte verschonen sollen — Ablösung!“ — Man befriedigte die Mordbrenner, indem man das Geforderte gab: 65 Schock böhmische Groschen und 20 Paar Hosen. — „Raub und Brandschatzungen“ — das waren die „althergebrachten Rechte“ der märkischen Herren, die sich dieselben nicht wollten nehmen lassen. In Retzow war bei diesem „Auspochen“ der Besitzer des Ortes erschlagen worden, aus Möthlow hatte man einen Bauer gefangen fortgeführt, um von ihm nachträglich noch ein Lösegeld zu erpressen.

An den Streifzügen einer Bande unter Hans von Treskow nahmen die von Katte, Meiendorf, Meseberg, Predöhl, Möllendorf und von Restorf Theil. Von ihr wurden unter anderen die Dörfer Bredow, Niebehde und Bauerstorf „ausgepocht“. Der letzte Ort ging in Feuer auf und ist seitdem spurlos verschwunden. Aus Bredow, das man zur Nachtzeit überfiel, wurden 75 Pferde, 300 Schafe, 120 Schweine und 45 Kühe hinweggetrieben; außerdem nahm man das beste Hausgeräth, selbst Betten mit. Zwei Bauern zwang man, bei der Hinwegführung behülflich zu sein. Sie aber laufen zu lassen, als der Raub eingeheimst war — das wäre gegen Bauern zu edel gewesen! Man warf sie in den Thurm und forderte von den Angehörigen für sie sechs Schock böhmische Groschen. „Verkauft das Letzte, wenn ihr die Euren frei haben wollt!“ hieß es. Und so geschah es. Die Gefangenen wurden frei, und das Land hatte zwei Bettlerfamilien mehr. — Noch erbarmungsloser wurden in der Altmark die „althergebrachten Rechte“ von Barthold von Oberg, Busso von der Asseburg, Ludwig von Veltheim und Anderen ausgeübt.

Von zwei Gesellschaften hatte das Magdeburger Gebiet um diese Zeit besonders schwere Heimsuchungen zu erleiden: die eine unter Gebhard von Alvensleben, die andere unter Kaspar Gans, Edlem Herrn zu Putlitz, Dietrich und Hans von Quitzow. In der Regel wurden die überfallenen Ortschaften, nachdem das Raubgeschäft beendet war, in Asche gelegt. Ausnahmen fanden nur statt, wenn einer bedeutenden Brandschatzung Genüge gethan werden konnte, doch kam es auch vor, daß eine Ortschaft mehrmals hinter einander gebrandschatzt wurde. So verging es z. B. dem Dorfe Bähne bei Rathenow.

Kaspar Gans und die beiden Quitzow's überfielen diesen Ort am 11. Februar 1412 und nahmen an Pferden, Kühen, baarem Gelde und Kleidungsstücken, was sich vorfand.



Fortschleppen von Geiseln durch die Quitzow's. Zeichnung von V. Mörlins.

Um nun aber die Brandfackel von dem Orte fern zu halten, mußten die Einwohner geloben, in kurz gemessener Frist sechs Wispel Hafer und fünf Fuder Bier nach Rathenow zu liefern. Weitere Brandschatzungen fanden um Pfingsten und um Bartholomäi statt.

Von Sigismund war ein zweiter „Gebotsbrief" erschienen, der aber, wie aus Obigem erhellt, ebenfalls keine Beachtung gefunden hatte. Sigismund hat im „Reich" genug zu ordnen, dachten die Herren; wir haben es höchstens mit dem „Nürnberger" zu thun! Aus Nürnberg ging zu jener Zeit schon sehr viel Spielzeug, „Tand" benamset, in die Welt. Mit Bezug darauf nannten die Herren den Burggrafen Friedrich „Nürnberger Tand", und die Quitzow's sagten: „Und wenn es ein ganzes Jahr lang Burggrafen vom Himmel regnete, so sollten sie doch hier zu Lande nicht aufkommen!"

Endlich erschien Friedrich in der Mark. Es war am 21. oder 22. Juni 1412, als er an der Spitze eines zahlreichen und glänzenden Gefolges in Brandenburg, der alten

Das Schlimmste während derartiger Heimsuchungen in jener Zeit und auch noch viel später war, daß der Muth der Aerzte und ihre Kunst meist sich nicht der Größe der Noth gewachsen zeigten. Von der Feigheit der Aerzte giebt schon das unseren Lesern vorgeführte Bild eines Pestdoktors aus der Zeit des 17. Jahrhunderts eine Andeutung. Die Scheu der damaligen Jünger Aesculap's vor dem orientalischen Würgengel war so groß, als gegenwärtig das muthvolle Verhalten unserer Aerzte der kürzlich uns drohenden Gefahr gegenüber. Wagten es Letztere doch im Frühjahr 1879, ohne die Schutzmittel, welche unser Bild zeigt, anzuwenden, die Hauptstätte des russischen Pestherdes zu durchforschen. Wie unsere Abbildung eines geharnischten italienischen Pestarztes um 1650 zeigt, trugen die Aerzte bei ihren Krankenbesuchen ein langes Kleid von Wachstuch, ihr Angesicht war verlarvt, um den Pesthauch abzuhalten, die Augen waren geschützt durch große krystallene Brillen, an Stelle der Nase starrte auf der Larve ein langer Schnabel hervor, weshalb man die Heilkünstler auch „Schnabeldoktoren“ nannte; jener Schnabel barg wohlriechende Spezereien. In einer der mit Handschuhen bekleideten Händen trugen die Doktoren einen langen Stab, um auf das hinweisen und das bezeichnen zu können, was der Kranke zu gebrauchen und zu beobachten habe. — Durch derartige Vorsichtsmaßregeln glaubte man sich vor der Ansteckung schützen zu können. Auf allen Straßen Roms rannten diese ärztlichen Vogelscheuchen, die so fürchterlich aussahen, daß die Kinder vor ihnen die Flucht ergriffen, umher.



Ein Pestdoktor von 1650.

Die Geißelbrüder. Der verdüsterte Menschengeist, verlassen von der Religion, so sehr es auch im Lande von Priestern wimmelte, ging nach allen Seiten hin irre. Um des Himmels Zorn zu sühnen, thaten sich Haufen von sogenannten Flagellanten oder Geißlern zusammen. Wer in diese Brüderschaft trat, verpflichtete sich auf so viele Tage, als er Lebensjahre zählte, oder auch auf dreiunddreißig oder vierunddreißig Tage. Täglich fanden zweimal Bußübungen statt, die folgender Art waren: Die Geißler zogen paarweise ins Freie oder durch die Straßen, hielten an einem Orte an, entkleideten sich, warfen sich auf die Erde und ließen sich von ihren Meistern die Bluttaufe geben, das heißt, sich blutig geißeln, wonach sie sich selbst noch unter Gebet, Gesang und Kniebeugung geißelten. Erst als die Unflätigkeit zu groß und aller Sitte und Scham bei diesen Umzügen Hohn gesprochen wurde, traten an einzelnen Orten kirchliche Verordnungen dagegen auf. Endlich schwand die Seuche. „Da das Sterben, die Geißelfahrt, Römerfahrt, Judenschlacht ein End' hatten“, erzählt die Limburger Chronik, „da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein!“

Kleidertrachten. Das zerfahrene Wesen zeigte sich so recht in der neu aufkommenden Kleidertracht. Schönheit, Anstand und Bequemlichkeit waren beseitigt; ein buntes, krauses Allerlei machte sich geltend, über das vollständig zu berichten hier unnöthig sein würde.

Es kam die Schellentracht auf. Hüte, Mützen, Röcke, Hosen, Schuhspitzen, die bisweilen bis zu den Knieen hinaufreichten und an denselben mit Schnüren befestigt waren, wurden mit Schellen besetzt. Ein Sporenträger heutigen Tages kann nicht selbstbewußter auftreten, als es ein Stutzer jener Zeit that. Das war ein noch ganz anderes Geklirr, als

es ein Paar Sporen und ein rasselnder Degen hervorzubringen vermögen! Trugen doch sogar die Ritter, die in der Schlacht bei Sempach (1367) gegen die schweizer Bauern fochten, schon Schnäbel von solcher Länge an den Schuhen, daß ihnen dieselben, als sie von den Pferden stiegen, um zu Fuß zu kämpfen, beim Gehen hinderlich waren, und sie auf den praktischen Gedanken kamen, dieselben mit den Schwertern abzuhauen, was freilich, wie bekannt, den für sie unheilvollen Ausgang der Schlacht nicht abwandte.

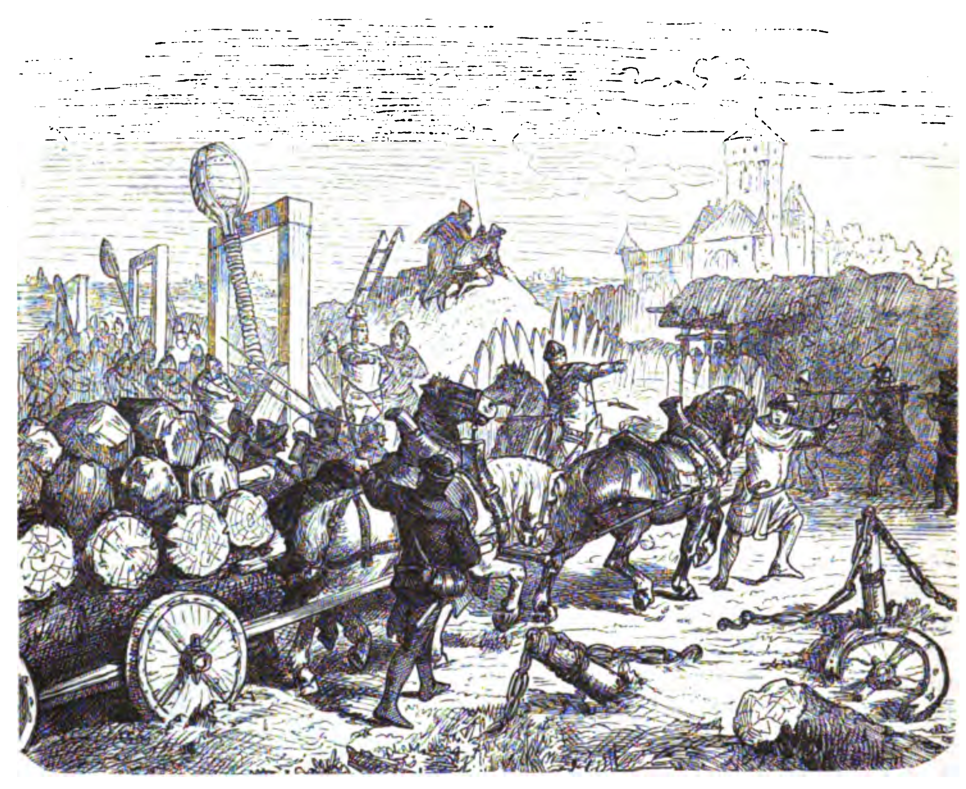
Schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ward es Mode, Rock und Hose von oben herab in zwei verschiedenfarbige Hälften zu theilen; die rechte Seite des Rockes war schwarz, die linke roth, das rechte Hosenbein weiß, das linke gelb. Eine solche Theilung ist eben so geschmacklos wie albern; damals aber galt dieser Farbenwechsel weder für thöricht, noch für anstößig, und gar mancher ehrbare Mann trug auf diese wunderliche Weise die eigenen Wappenfarben oder die des Herrn, dem er diente, zur Schau. Stutzerhaft galt es nur, die sonderbare Theilung, die seit längerer Zeit bei den Hosen nicht selten war, auch auf den Rock auszudehnen. Entschieden „neumodisch und geckenhaft“ erschien unseren Altvordern der auf S. 189 abgebildete Junker, und die Enge und Kürze seines Rockes mit seiner Menge von Zacken und Lappen, Trobbeln und Zotteln, welche das Kleid am untern Rande, am Halse und an den Schultern umsäumten, erregten Verdruß. Eben so wenig Beifall fand die Kapuze, welche damals meistens mit dem Rocke verbunden im Nacken hing oder über den Kopf gezogen wurde, und deren Zipfel sich wurmartig über den Rücken bis auf die Waden hinabwand. Was aber ernsten Personen als das Anstößigste erschien, das war das lange, künstlich gebrannte und gekräuselte Haar des Gecken und sein gedrehter Schnurrbart. Die Männer waren seit längerer Zeit gewohnt, das Haar zu kürzen und den Bart zu scheren, nur alte Leute und Herren in hoher, Ehrfurcht gebietender Stellung, die höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträger, Kaiser, Könige, Erzbischöfe und Aebte, trugen Vollbärte. Jetzt drang von Osten her, zunächst wahrscheinlich aus Böhmen, unter die adelige Jugend jene neue Bartmode ein. Man verachtete diese Mode Anfangs als eine heidnische und verglich spottend die ungewohnten Schnauzbärte mit den Bärten der Hunde und Katzen. Aber es blieb dabei.



Schellentracht.

„Anno 1400 bis man schrieb 1430“, heißt es in einer alten Chronik, „war ein so großer Ueberfluß an prächtigem Gewant und Kleidunge der Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als es niemals gehört worden; da trug man silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von zehn, zwölf, funfzehn, bisweilen von zwanzig Marken.“ Andere trugen in ihrem „Fröhlichsein“ fünf, sechs Schock Knöpfe in kreuz und quer gehenden Reihen an den Kleidern. Wieder Andere verhüllten ihr Haupt zum größten Theile in ihre am Rande ausgezackten Kapuzen in allen hellen Farben, gelb, hellgrün, rosa, hochroth u. s. w.; ja Viele — es war dies namentlich in Böhmen der Fall — verstiegen sich später so weit, daß sie das Gesicht verschlossen hielten und nur mit den Augen aus den Luglöchern heraussahen und die Umhüllung meist erst vor dem Essen aufknöpften.

Der bessere Theil des Adels und des Bürgerstandes dagegen hielt in Bezug auf die Kleidung möglichst an edler Einfachheit, Ehrbarkeit und Anstand fest.



Zurüstung zur Belagerung.

Burggraf Friedrich VI. als oberster Hauptmann der Mark.

In dem Vorhergehenden ist, soweit die spärlich fließenden Quellen es gestatten und unser Zweck es erfordert, ein Bild von dem Leben und Treiben der Bewohner der Mark um jene Zeit gegeben worden. Ueber manche Zustände, die nicht berührt wurden, wird im weiteren Verlaufe der Geschichte noch das Nothwendige gesagt werden.

Mußte es nicht scheinen, als ob das Land nicht tiefer sinken könne? Was ihm fehlte, war, um mit dem Dichter zu reden:

> „— — ein Pfleger alles Heilsamen,
> Ein Hort des Friedens und ein Hort des Rechts,
> Ein ernster Rächer alles Uebermuths."

Es wird sich nun zeigen, ob der Burggraf Friedrich ein Mann dieser Art war.

Orientiren wir uns einen Augenblick, und nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf, den wir bei Anfang des Rückblickes aus den Händen ließen.

Wenzel von Böhmen war nach dem Tode Karl's IV. Kaiser geworden, doch wurde er im Jahre 1400 seines kaiserlichen Amtes für unwürdig erklärt, und die deutschen Fürsten wählten den tapferen Ruprecht von der Pfalz zu ihrem Staatsoberhaupte, der sich zehn Jahre lang, bis 1410, redlich, wiewol vergebens, mühte, im deutschen Lande Gesetz und Ordnung zur Geltung zu bringen. Beim Tode Ruprecht's machte Wenzel neue Ansprüche auf den Kaiserthron, zugleich aber traten auch seine beiden Brüder, Sigismund und Jobst, als Mitbewerber auf. Zwischen den beiden Letzteren schwankte die Wahl, da starb Jobst, und Sigismund kam nun in den Besitz der kaiserlichen Macht.

Seine Wahl dankte er zumeist den Bemühungen seines fürstlichen Freundes und Waffengefährten, des Burggrafen Friedrich. Diesem lag nichts so sehr am Herzen, als die Stärkung der deutschen Kaisermacht, und wenn auch gegen Sigismund's Charakter Manches einzuwenden war, so war er doch zur Zeit der mächtigste der deutschen Fürsten, indem er Ungarn und Brandenburg besaß und außerdem noch erbliche Ansprüche auf Böhmen und Mähren hatte. In Bezug auf des Burggrafen Bemühung für seine Wahl und die Stellung desselben zu ihm lesen wir in Köhler's Reichshistorien S. 337 Folgendes:

„Daß aber Sigismund unter den Kurfürsten eine Partei und so guten Erfolg hatte, verursachte die große und treubeflissene Mühe und Sorgfalt des gedachten Burggrafen Friedrich von Nürnberg, welcher sich äußerst angelegen sein ließ, Kaiser Sigismund zum Reiche zu befördern und vorstellte, daß sich Sigismund und Wenzel künftig am besten vertragen würden, und daß Sigismund wegen seiner großen Erblande nicht Ursach haben würde, auf die Reichszölle und andere kaiserliche Einkünfte so genau zu sehen. Dieser Burggraf Friedrich war auch nach der so streitig abgelaufenen Kaiserwahl Sigismund's beste Stütze in Deutschland, ja fast seine rechte Hand, durch den er Alles verrichten mußte."

Die Wahl Sigismund's zum deutschen Oberhaupte mochte neue Hoffnungen in der Mark erwecken. Zwar hatte den Märkern seine und seines Bruders Jobst Herrschaft bisher kein Heil gebracht, aber er war jetzt Kaiser geworden, war also an Macht gewachsen, und nur ein mächtiger Mann konnte in dem zerrütteten Lande die Ordnung wieder herstellen.



Ein Geck. (Vgl. S. 187.)

Sigismund berief 1411 die brandenburgischen Stände, das heißt die Abgeordneten des Adels und der Städte, zu sich nach Ofen. Die Ritter sandten als ihren Bevollmächtigten den Erbmarschall der Mark, Kaspar Edlen Gans von Putlitz, der seit einem Jahre Hauptmann der Priegnitz war; die Städte waren durch zahlreiche Abgeordnete vertreten. Letztere machten dem Kaiser eine herzergreifende Schilderung von dem Zustande der Mark, aus der wir (nach der Magdeburger Schöppen-Chronik) Folgendes entnehmen:

„Sie klagten dem König der Lande Mißstand und Nothdurft, und namentlich klagten sie die von Quitzow an und etliche andere Mannschaft und Landsassen und deren Helfer, die dem Lande überlegen waren mit Schlössern überall, die sie unter sich gebracht hatten, und von denen aus sie die Lande groß beschädigten, und die mit anderen Herren und Landen umher große Kriege führten; sie baten den König, daß er Rath finden möchte, daß solche Unsteuer, Krieg und Schaden beigelegt und niedergehalten werden möge."

Weiter heißt es hierauf in der Chronik: „Der König antwortete, selbst könne er nicht kommen, da er, zum römischen König erwählt, arbeiten wolle, das Reich zu handhaben und Eintracht der heiligen Kirche zu erwerben; aber er wolle ihnen einen Herrn ins Land senden, der ihnen hülflich sein sollte; er nannte ihnen den Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, daß die Räthe gar sehr erfreut wurden und war ihnen eine gute Zuversicht. Also schieden sie gütlich vom Könige und kamen fröhlich wieder ins Land."

Friedrich war gerade am Hofe Sigismund's gegenwärtig und mochte wol eine noch eingehendere Schilderung über die Mark von den Abgeordneten empfangen.

Sigismund hatte den Ständen also versprochen, ihnen in dem Burggrafen Friedrich „einen Herrn ins Land zu senden, daß er ihnen hülflich sei." Dieser Herr sollte in seinem

Namen als Statthalter, oder wie dies Amt damals zumeist genannt ward, als Landeshauptmann regieren. Daß die Abgeordneten der Städte infolge dieser Eröffnung „fröhlich wieder in ihr Land kehrten", ist ein Beweis dafür, daß Friedrich sich bereits einen guten Ruf durch das deutsche Land erworben haben mußte. Auf die Herren vom Adel machte die Absicht Sigismund's indeß einen entgegengesetzten Eindruck, über den sich bald Näheres ergeben wird.

Ob das Amt der Landeshauptmannschaft über die Mark besonders lockend war, möge sich der Leser nach der oben gegebenen Schilderung selbst sagen. Die Burggrafschaft Nürnberg stand natürlich damals auch unter dem Einflusse der Uebel, die in Deutschland herrschten, und wir würden, wollten wir den Maßstab der heutigen Entwicklungsstufe anlegen, genug zu tadeln haben. Allein gegen Brandenburg war die Burggrafschaft denn doch ein wahres Paradies. „Es war die Mark", wie ein Chronist sagt, „durch den häufigen Wechsel der Herren in solche Armuth gekommen, daß Niemand sie gern hat haben wollen."

Daß Friedrich dennoch das genannte Amt übernahm, beweist, daß er ein Element in sich hatte, das alle großen Naturen kennzeichnet: Thatkraft, die mit der entgegentretenden Schwierigkeit und den höheren Zielen wächst. Er übersah vollkommen klar die Lage. Es galt, in der schäumenden Flut wilder Gesetzlosigkeit einen Fels des Rechts aufzurichten, ein Unternehmen, bei dem freilich — dies sah er klar — ein Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich war.

So war denn Friedrich urkundlich zum „vollmächtigen gemeinen Verweser und obristen Hauptmann der Mark" bestellt und dadurch für das schwerbetroffene Land endlich eine bessere Zeit gekommen.

„— Darum haben wir" — heißt es in der darüber von Sigismund ausgefertigten Urkunde vom 8. Juli 1411 — „mit wohlbedachtem Sinne und gutem Rathe die ganze lautere Liebe und Treue in Betracht gezogen, die der hochgeborene Friedrich, Burggraf zu Nürnberg, unser lieber Oheim, Fürst und Rath, zu uns hat, und die merklichen und mannichfaltigen Dienste und Werke, die er vor unserer Berufung zum heiligen römischen Reiche in den Reichs- und anderen Angelegenheiten getreulich und eifrig für uns gethan hat und noch täglich thut, wie auch das ganze Vertrauen, das wir zu seiner Vernunft haben, und hoffen zu Gott, daß er mit seiner Arbeit, Mühe und Macht die Mark, die leider seit langer Zeit durch Krieg und aus anderen Ursachen schwer verfallen und in Verderben gekommen ist, wieder aufbringen werde. So haben wir ihm denn mit dem Rathe unserer Edlen und Getreuen unsere Mark zu Brandenburg befohlen und mit Wissen übergeben und ihn zu einem rechten obristen und gemeinen Verweser und Hauptmann darüber gesetzt.

„— Und so ist denn unsere ernste Meinung und gebieten wir auch allen und jeglichen Prälaten, geistlichen und weltlichen Grafen, Freien, Edlen, Rittern, Knechten, Burggrafen, Vögten, Amtleuten, Richtern, Bürgermeistern, Schöffen, Räthen, Bürgern und Gemeinden aller und jeder Städte rc. ernstlich und festiglich mit diesem Briefe, daß sie Friedrich und seinen Erben zu der vorgeschriebenen Verwesung und Hauptmannschaft in allen Dingen unterthänig, gehorsam und gewärtig seien und ihm auch darauf huldigen sollen, so lieb es ihnen ist, unsere schwere Ungnade zu vermeiden."

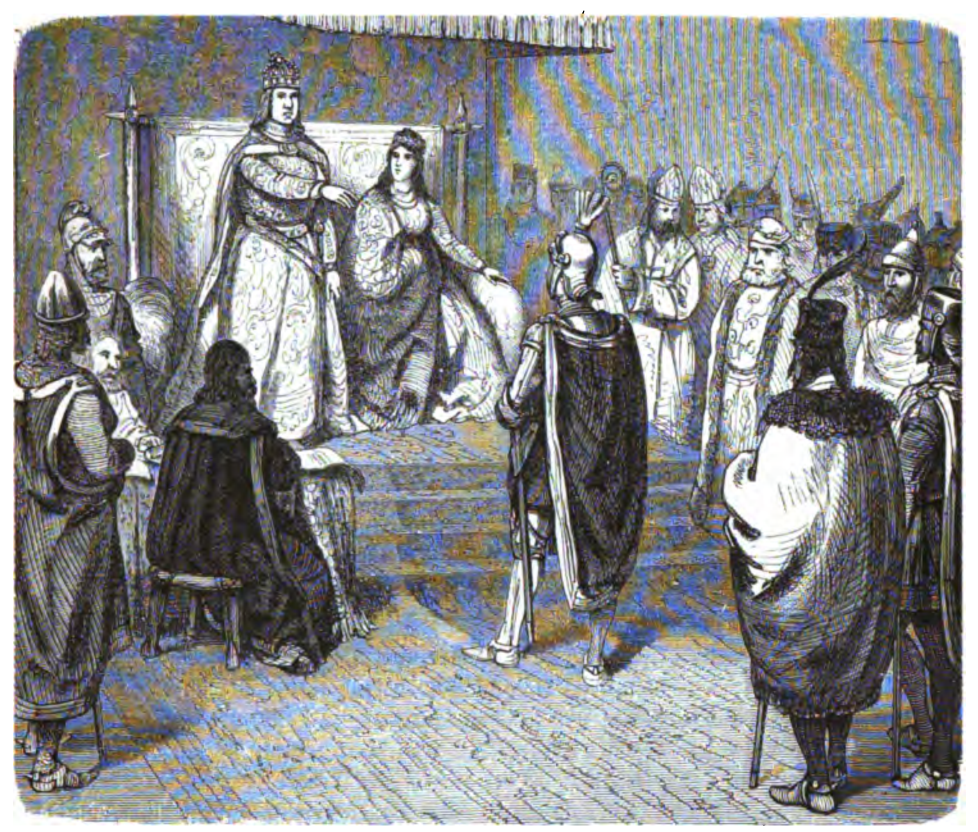
Zugleich erließ Sigismund einen „Gebotsbrief" an die „Ritterschaft und Einwohner" der Mark, in welchem es u. A. heißt:

„Demnach weisen wir Euch mit diesem Briefe wohl wissentlich und wohl bedacht an denselben Friedrich und heißen und gebieten Euch auch ernst und festiglich bei unserer Huld, daß Ihr ihn als Euren und der Mark obristen Verweser und Hauptmann fortan betrachtet und ihm und den Seinen, laut unserer eben angeführten Briefe, getreu, beständig, gehorsam, unterthänig und gewärtig seid — —."

Wir haben gesehen, wie die Mark in letzterer Zeit „pfandweise" aus einer Hand in die andere gegangen war. Hier wurde ein solches „Pfandgeschäft" nicht gemacht!

Allerdings liest man in vielen Lehrbüchern der preußischen Geschichte noch immer die alte Angabe, Friedrich habe an Sigismund vor dem Jahre 1411 mehrfache Darlehen bis zum Betrage von 100,000 Gulden*) gewährt und dafür sei ihm von Sigismund, da diesem die Rückzahlung immer nicht möglich gewesen sei, die Mark verpfändet worden. Sigismund habe darauf weitere Darlehen genommen, so daß seine Schuld nach und nach bis auf 400,000 Gulden angewachsen sei, wofür er endlich die Mark an Friedrich habe abtreten müssen.

Die völlige Haltlosigkeit dieser Annahme hat ein hochverdienter Forscher märkischer Geschichte, Riedel, in seinem Werke: „Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherren des preußischen Königshauses“ aufs Klarste nachgewiesen.



Ernennung des Burggrafen zum Landeshauptmann. Zeichnung von H. Lüders.

Nach Riedel ist die Uebertragung der Mark an Friedrich aus Sigismund's freiem Entschlusse hervorgegangen, und zwar einestheils aus Fürsorge für das ausgesogene Land, anderntheils aus Dankbarkeit gegen Friedrich. Hätte nicht Wenzel noch Antheil an der Mark gehabt, so würde Sigismund ohne Zweifel die Uebergabe derselben jetzt schon als Eigenthum an Friedrich haben erfolgen lassen. Da dies nicht ging, strebte er wenigstens danach, Friedrich's Macht nach Kräften in der Mark zu befestigen. Daher die Zusicherung, daß, wenn etwa von Seiten der Erben des Luxemburger Geschlechts die Mark wieder zurückverlangt würde, dem Burggrafen „für seine Arbeit“ und dafür, „daß er sein Vermögen zugesetzt habe“, eine Summe von 100,000 Gulden ausgezahlt werden sollte. Wenige Monate darauf erhöhte Sigismund die Entschädigungssumme noch um 50,000 Gulden.

---

*) Es sei hier bemerkt, daß unter Gulden nicht die heutige Geldmünze dieses Namens gemeint ist. Der damalige Gulden (altdeutsch Guldin, von Gold) war etwa einen Dukaten werth.

Diese Zusicherung eines „Ersatzes“ an Friedrich hat nun eben zu der Annahme geführt, als ob Sigismund die Mark als „Pfand“ für ein Darlehen hingegeben habe, und diese Annahme ist, wie Aehnliches ja so häufig geschieht, ohne gründliche Prüfung aus einem Geschichtswerke in das andere übergegangen.

Genug, Friedrich war jetzt in aller Form Rechtens ernannter Landeshauptmann der Mark, und es wäre für ihn und das Land nichts vortheilhafter gewesen, als wenn er sogleich den Ständen hätte nachreisen können. Leider ward er von Sigismund, „dessen rechte Hand er war“, in Angelegenheiten des Reiches, fast noch ein volles Jahr zurückgehalten, ein Umstand, der die Schwierigkeiten erhöhte, die seiner in der Mark warteten.

Friedrich hatte sich die alte Stadt Tangermünde zu seiner Residenz ausersehen. Das uralte und, wie oben des Näheren angeführt wurde, von Kaiser Karl IV. umgebaute Schloß daselbst soll das schönste aller damaligen fürstlichen Gebäude in Deutschland gewesen sein. Gerühmt wurde namentlich die Kapelle im Schlosse, die nicht nur von geglättetem Alabaster und Marmor glänzte, sondern sogar mit Gold und Edelsteinen geschmückt war.

Friedrich gegen den Raubadel. Kaspar von Putlitz kehrte nach der Mark zurück und legte seinen Standesgenossen die Urkunde vor, die die Bestallung Friedrich's enthielt. Welchen Eindruck Friedrich auf Putlitz gemacht hatte, erkennen wir aus einer von ihm gegen die Ritterschaft gethanen Aeußerung: „Ihm möchte ich am ersten huldigen — wenn ich überhaupt Jemand huldigen wollte!“

Das war's, und darin stimmte ihm auch die ganze Ritterschaft bei. „Wozu einen Herrn im Lande über sich haben? Das hieße ja so viel, als von unseren Standesvorrechten dem allgemeinen Wohle Opfer bringen sollen! Wir leben nach unseren Rechten und leben dabei gut, und dabei soll's verbleiben! Und gar aus der Fremde Einer! Von Nürnberg her! Er versuch's einmal! Er soll es erfahren, was der märkische Adel vermag!“

Wie nun die Herren nach „ihren Rechten“ lebten, nachdem ihnen bereits die Bestallungsurkunde bekannt geworden war, möge aus einigen Zügen erhellen.

Von einer räuberischen Schar unter Iwan von Wulffen und Hennig Kracht wurden am 28. September 1411 die Dörfer Retzow und Möthlow überfallen und geplündert, oder nach dem ritterlichen Ausdruck „ausgepocht“. Nachdem 300 Schweine, 1034 Schafe, über 200 Ochsen und Kühe und viele Pferde hinweggetrieben worden waren, hieß es: „Wählt nun, ihr Leute — Feuer in eure Dächer, oder, wenn wir die Orte verschonen sollen — Ablösung!“ — Man befriedigte die Mordbrenner, indem man das Geforderte gab: 65 Schock böhmische Groschen und 20 Paar Hosen. — „Raub und Brandschatzungen“ — das waren die „althergebrachten Rechte“ der märkischen Herren, die sich dieselben nicht wollten nehmen lassen. In Retzow war bei diesem „Auspochen“ der Besitzer des Ortes erschlagen worden, aus Möthlow hatte man einen Bauer gefangen fortgeführt, um von ihm nachträglich noch ein Lösegeld zu erpressen.

An den Streifzügen einer Bande unter Hans von Treskow nahmen die von Katte, Meiendorf, Meseberg, Predöhl, Möllendorf und von Restorf Theil. Von ihr wurden unter anderen die Dörfer Bredow, Niebehde und Bauerstorf „ausgepocht“. Der letzte Ort ging in Feuer auf und ist seitdem spurlos verschwunden. Aus Bredow, das man zur Nachtzeit überfiel, wurden 75 Pferde, 300 Schafe, 120 Schweine und 45 Kühe hinweggetrieben; außerdem nahm man das beste Hausgeräth, selbst Betten mit. Zwei Bauern zwang man, bei der Hinwegführung behülflich zu sein. Sie aber laufen zu lassen, als der Raub eingeheimst war — das wäre gegen Bauern zu edel gewesen! Man warf sie in den Thurm und forderte von den Angehörigen für sie sechs Schock böhmische Groschen. „Verkauft das Letzte, wenn ihr die Euren frei haben wollt!“ hieß es. Und so geschah es. Die Gefangenen wurden frei, und das Land hatte zwei Bettlerfamilien mehr. — Noch erbarmungsloser wurden in der Altmark die „althergebrachten Rechte“ von Barthold von Oberg, Busso von der Asseburg, Ludwig von Veltheim und Anderen ausgeübt.

Von zwei Gesellschaften hatte das Magdeburger Gebiet um diese Zeit besonders schwere Heimsuchungen zu erleiden: die eine unter Gebhard von Alvensleben, die andere unter Kaspar Gans, Edlem Herrn zu Putlitz, Dietrich und Hans von Quitzow. In der Regel wurden die überfallenen Ortschaften, nachdem das Raubgeschäft beendet war, in Asche gelegt. Ausnahmen fanden nur statt, wenn einer bedeutenden Brandschatzung Genüge gethan werden konnte, doch kam es auch vor, daß eine Ortschaft mehrmals hinter einander gebrandschatzt wurde. So verging es z. B. dem Dorfe Bähne bei Rathenow.

Kaspar Gans und die beiden Quitzow's überfielen diesen Ort am 11. Februar 1412 und nahmen an Pferden, Kühen, baarem Gelde und Kleidungsstücken, was sich vorfand.



Fortschleppen von Geiseln durch die Quitzow's. Zeichnung von B. Mörlins.

Um nun aber die Brandfackel von dem Orte fern zu halten, mußten die Einwohner geloben, in kurz gemessener Frist sechs Wispel Hafer und fünf Fuder Bier nach Rathenow zu liefern. Weitere Brandschatzungen fanden um Pfingsten und um Bartholomäi statt.

Von Sigismund war ein zweiter „Gebotsbrief" erschienen, der aber, wie aus Obigem erhellt, ebenfalls keine Beachtung gefunden hatte. Sigismund hat im „Reich" genug zu ordnen, dachten die Herren; wir haben es höchstens mit dem „Nürnberger" zu thun! Aus Nürnberg ging zu jener Zeit schon sehr viel Spielzeug, „Tand" benamset, in die Welt. Mit Bezug darauf nannten die Herren den Burggrafen Friedrich „Nürnberger Tand", und die Quitzow's sagten: „Und wenn es ein ganzes Jahr lang Burggrafen vom Himmel regnete, so sollten sie doch hier zu Lande nicht aufkommen!"

Endlich erschien Friedrich in der Mark. Es war am 21. oder 22. Juni 1412, als er an der Spitze eines zahlreichen und glänzenden Gefolges in Brandenburg, der alten

Hauptstadt des Landes, einritt. Er berief die Stände dorthin und verlangte Huldigung, somit also Anerkennung seiner Rechte. Eine Zahl von Städten leistete ihm dieselbe sogleich, wogegen er ihnen ihre Freiheiten bestätigte.

Der „schloßgesessene“ (der im Besitze fester Schlösser sich befindende) Adel des Havellandes erklärte indeß trotzig, dem Burggrafen nicht huldigen zu wollen. Die „Zaunjunker“ (so genannt, weil ihre Schlösser nicht mit Mauern, sondern nur mit starken Bohlenzäunen umgeben waren) schlossen sich ihnen an. An der Spitze der Ersteren standen Dietrich und Hans von Quitzow, Kaspar Gans Edler zu Putlitz, Achim von Bredow, die Brüder Pape, Werner und Albrecht von Holzendorf, Albrecht von Uchtenhagen, Lutken und Gerken von Arnim, Gebhard von Alvensleben, Wichard von Rochow, die von der Schulenburg, von Jagow, Bardeleben, Bismarck, Maltitz und Andere.

Diese Herren suchten ihrer Widersetzlichkeit den Schein des Rechts zu geben, indem sie sich darauf beriefen, daß die Mark unter Karl IV., dem Vater Sigismund's, „auf ewige Zeiten“ mit Böhmen verbunden worden sei. Hatten diese „ewigen Zeiten“ nicht aber bereits mit der Verpfändung der Mark an Jobst ihr Ende gefunden? Damals hätten die Ritter ihren Widerspruch erheben sollen, wenn es ihnen darum zu thun gewesen wäre, die Kraft des Vertrages zu erhalten. Jetzt war derselbe, gerade infolge der stillschweigenden Zustimmung der Stände, thatsächlich beseitigt. Ueberdies hatte ja Sigismund in Betreff der Uebertragung der Mark an Friedrich sich die Zustimmung seines Bruders Wenzel, des Königs von Böhmen, zu sichern gewußt. Der Rechtspunkt war nicht zu Gunsten der Herren.

Dem Lehniner Abte, Heinrich von Stich, gelang es, einen kleinen Theil des Adels zur Anerkennung Friedrich's zu bewegen. Die genannten Geschlechter aber beharrten bei ihrem Widerstreben, hielten Zusammenkünfte und scharten sich enger an einander. Die Häupter der Bewegung waren Putlitz und die Quitzow's. Sie hatten den Entschluß gefaßt, sich des Burggrafen unter allen Umständen zu entledigen. Durch einen Schwur verbunden, rüsteten sie im Stillen und befestigten ihre schon starken Schlösser und Burgen noch mehr.

Der Burggraf suchte indeß durch gütliche Auseinandersetzung den bessern Theil des Adels für sich zu gewinnen. Langmüthigen Sinnes, wie er es war, würde er auch, selbst im Besitze einer starken Waffenmacht, nicht sogleich zu Gewaltmaßregeln gegriffen haben. Um so weniger konnte er dies jetzt thun, da seine Widersacher nicht nur Herren der festen Schlösser und Burgen des Landes, sondern ihm auch an Mannschaften und anderen Mitteln des Widerstandes weit überlegen waren. Auch beurtheilte er den märkischen Adel keineswegs in so einseitiger Weise, daß er ihm allein alle Schuld an dem Verderben des Landes aufbürdete. In der gesetzlosen Zeit, die, mit wenigen kurzen Unterbrechungen, fast seit einem Jahrhundert hier gewaltet hatte, lagen die tieferen Ursachen der unheilvollen Zustände des Landes und namentlich auch des Umstandes, daß der Adel von einem so unerhört unritterlichen Geiste durchdrungen war. Friedrich ging deshalb langsam vor, keineswegs aus Schwäche, sondern eben in billiger Berücksichtigung geschichtlich gewordener Verhältnisse. Die Widerstandskraft durch freundliches Benehmen zu schwächen, einzelne Glieder des Adels an sich zu ziehen und sich nebenher zu dem voraussichtlich nicht zu umgehenden letzten Akt der Gewalt zu rüsten, das waren die Anschauungen, die ihn zu jener Zeit leiteten. Seine Macht wuchs auch auf diesem Wege bis zu einem gewissen Grade. Wir sehen dies aus nachfolgender Stelle in dem neuen Gebotsbriefe Sigismund's vom 12. August 1412: „— zumal da doch Prälaten, Mannen und Bürger in anderen Theilen dieser Provinz, namentlich in den Landen Lebus, Sternberg und Teltow Huldigung geleistet haben und gehorsam geworden sind.“

Indeß hatte der Herzog Swantibor von Pommern — wie es scheint, auf Einwirkung der märkischen Adeligen — eine feindliche Haltung gegen Friedrich angenommen. Er war unter Jobst eine Zeit lang Landeshauptmann der Mark gewesen. Damals hatte die Ritterschaft ihm sein Amt schwer genugsam zu verleiden gewußt, jetzt aber hegte er

Groll gegen Sigismund, weil dieser ihn bei der Wahl eines Landeshauptmannes übergangen hatte. Freilich verband ihn mit den Rittern noch etwas Anderes.

So wie diese fürchteten, die ihnen unter Jobst's schmachvoller Regierung verpfändeten Schlösser (die sie bereits als ihr Eigenthum ansahen) wieder herausgeben zu müssen, wenn es dem Burggrafen gelänge, festen Fuß in der Mark zu fassen, so befürchtete Swantibor die Zurückforderung mehrerer märkischen Ortschaften, deren er sich widerrechtlich bemächtigt hatte. Sein hohes Alter erlaubte ihm eine Betheiligung an kriegerischen Unternehmungen nicht mehr. Um so eifriger nahmen seine beiden Söhne, Kasimir und Otto, die Gelegenheit wahr, für Dasjenige, was sie als ihres Vaters Recht ansahen, mit den Waffen in der Hand einzutreten, und sie fielen im Oktober 1412 verheerend in das brandenburgische Gebiet ein.



Schlacht am Kremmer Damme. Nach H. Lüders.

Friedrich zog ihnen mit seiner kleinen fränkischen Schar, die in der Eile nur durch wenige märkische Mannschaften verstärkt werden konnte, entgegen, und es kam auf dem Kremmer Damme (einem schmalen Erdstriche, der sich durch das Kremmer Luch hindurchzieht) zu einem blutigen Zusammenstoße, bei dem auf Seiten Friedrich's unter Anderen der Graf Johann von Hohenlohe, Krafft von Leutersheim und Philipp von Utenhoven ihr Leben verloren. Die jungen Pommernherzöge behielten das Feld, doch mochte der Sieg theuer erkauft sein, da sie keine Anstalten machten, von demselben Vortheil zu ziehen. — Die Ritter beharrten nun um so mehr in ihrer widersetzlichen Haltung, ja sie sprachen Drohungen gegen Diejenigen aus, die sich dem Burggrafen anzuschließen die Absicht kund gaben. So stellten Kaspar von Putlitz und die von Quitzow dem havelbergischen Bischofe Otto folgende Zeilen zu:

„Es ist uns zu wissen geworden, daß Ihr Euch auch setzen wollt von unserm Herrn, dem Könige von Ungarn, zu dem Burggrafen, was wir kaum von Euch glauben. Sollte es aber dennoch sein, und erführen wir, daß Ihr dies wirklich beabsichtigt, so müßt Ihr darum unsere Freundschaft entbehren, und wir werden das Eurige dafür angreifen, was wir Euch bei Zeiten hierdurch melden.“ —

Indessen wuchs die Anerkennung der Herrschaft Friedrich's im Lande, so daß er zu hoffen begann, die Partei des Widerstandes werde endlich wohl oder übel sich ihm beugen. Er hatte gegen dieselbe beim königlichen Hofgerichte Klage erhoben, und es war an jeden Einzelnen der Herren eine Einladung von Sigismund ergangen, bei Hofe zu erscheinen, um sich daselbst zu verantworten. Sie leisteten der Einladung keine Folge; damit aber trat für sie die Gefahr ein, von der Reichsacht betroffen zu werden. Den Spruch derselben, der auf ihre Vertreibung von ihrem Besitzthum gelautet haben würde, hätten die umwohnenden Fürsten in Gemeinschaft mit Friedrich auszuführen gehabt. Sie mußten daher Bedacht darauf nehmen, einem solchen Schritte zuvorzukommen, und sie beschlossen, dies durch eine Schein-Unterwerfung zu thun.

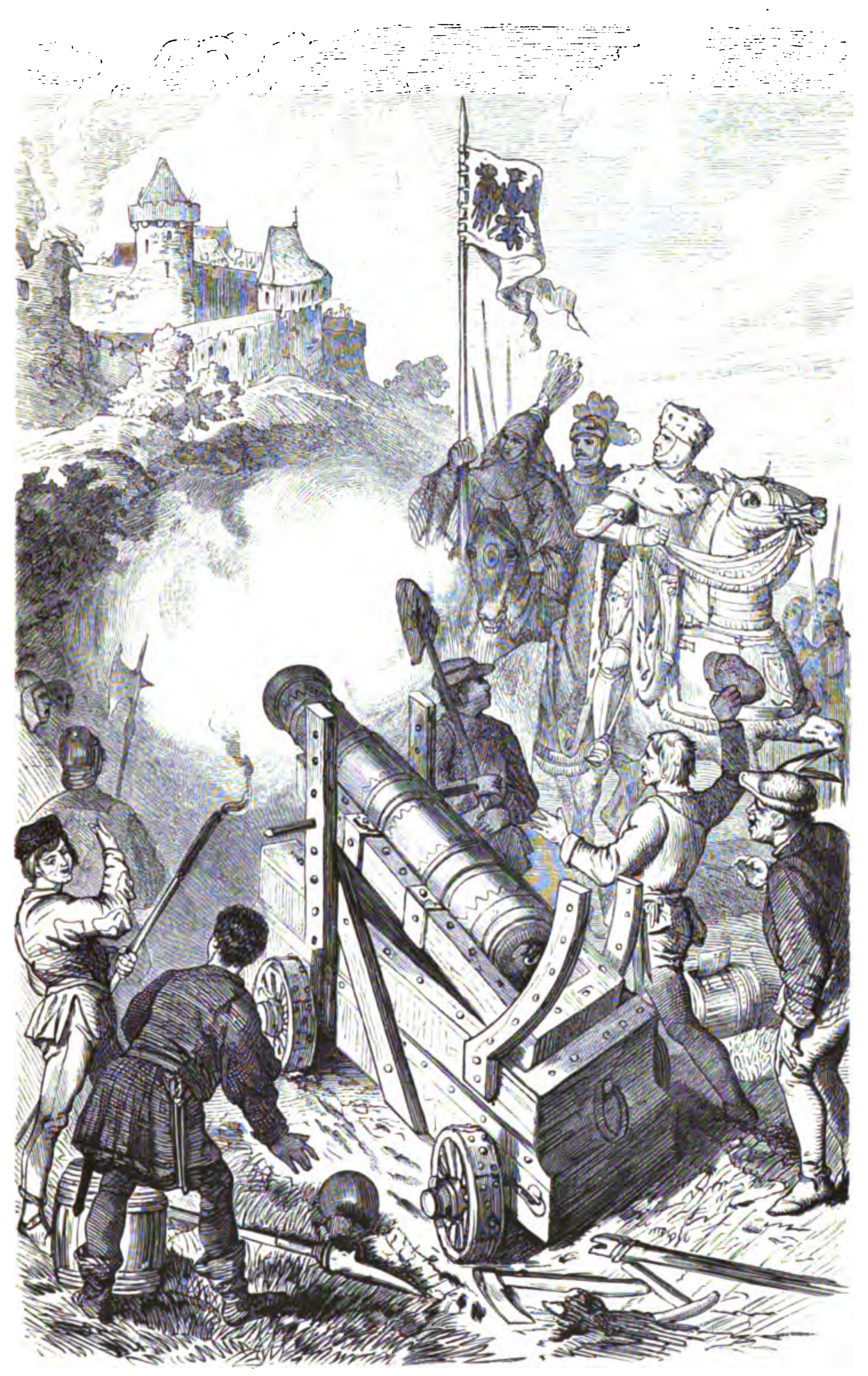
So kam im April 1413 zu Berlin ein Vergleich zu Stande, der jedoch, wie aus dem Vorigen erhellt, nur von Seiten des Burggrafen ehrlich gemeint war. Die verpfändeten Schlösser wurden den adeligen Herren größtentheils noch „bis auf Weiteres“ gelassen, nur die Städte Tangermünde, Straußberg und Saarmünde mußten sie sogleich abtreten. Sie huldigten dem neuen Landeshauptmann, gelobten ihm gewärtig und gehorsam zu sein und versprachen, die Schlösser nach Zahlung der darauf stehenden Pfandsummen abzutreten.

Mit welcher Milde und Nachsicht der Burggraf bei Alledem verfuhr, bezeichnet wahrheitsgetreu ein altes Lied, in welchem es von ihm heißt: „nach Friede stund all sein Begehr.“ — Nun wäre der erwünschte Anfang einer neuen Ordnung der Dinge in der Mark erreicht gewesen, wenn eben jene Herren ohne Hintergedanken gehandelt hätten. Wie sie ihr feierliches Gelöbniß, dem Burggrafen „als ihrem Landesherrn gewärtig und treu zu sein“, hielten, werden wir gleich sehen.

Der Burggraf forderte sie auf, an einem Zuge gegen das ursprünglich landesherrliche Schloß Trebbin Theil zu nehmen, da dessen gegenwärtiger Pfandinhaber, von Maltitz, sich ungesetzlicher Weise zu einer Ablösung nicht verstehen wolle. Sie konnten sich dem von ihnen geforderten Vasallendienst nicht entziehen und machten — es befanden sich unter ihnen die Quitzow's, Wichard von Rochow, von Bredow, von Arnim — den Zug mit, der mit der Einnahme der Burg und der Gefangennehmung des von Maltitz endete.

Aber gleichsam um sich für diesen widerwillig gethanen Dienst zu entschädigen und den Burggrafen möglichst bald erkennen zu lassen, daß sie ihn in Wahrheit doch nicht anerkannten, ritten sie plötzlich ohne Weiteres aus dem burggräflichen Lager vor Trebbin fort und plünderten, fast unter den Augen Friedrich's, ein Magdeburgisches, zum Kloster Zinna gehöriges Dorf. Sie nahmen Pferde, Ochsen, Betten und Hausgeräthe, ja sie rissen sogar den Frauen die Kleider vom Leibe, führten den Raub nach dem Schlosse Beuthen und kehrten darauf, als ob nichts geschehen wäre, ins Lager zurück.

Des Burggrafen Forderung an sie, den beraubten Landbewohnern ihre Habe zurückzugeben, um so mehr, da er mit dem Erzbisthume Magdeburg in Frieden lebe, beantworteten sie damit, daß sie hinwegritten, sich in den Jerichow'schen Kreis begaben, Straßenraub ausübten und Ortschaften verwüsteten. Sie plünderten das Dorf Tychen (damals ein Marktflecken), steckten 30 Häuser und acht auf dem Kirchhofe gelegene Getreidespeicher in Brand und führten einen wohlhabenden Einwohner hinweg, um durch Erpressung eines hohen Lösegeldes ihre Beute zu vergrößern. So handelten die „neugeschworenen Vasallen!“ Da sie nun auch erfahren hatten, daß der Abt von Zinna wegen der Plünderung des ersten Dorfes sich beschwerend an den Burggrafen gewandt, denselben also als obersten Herrn der Mark anerkannt hatte, beschlossen sie, ihn zu strafen.



Die „faule Grete“ vor Friſak. Zeichnung von Ludwig Burger.

Sie überfielen die Stiftsdörfer Bardenitz, Pechül, Mehlsdorf, Felgentreu, Frankenfelde und Frankenföhrde und trieben überall ihr räuberisches Gewerbe in gewohnter Art, wobei es auch mehrfach Einwohnern ans Leben ging.

Anwendung von Geschützen. Jetzt war die Zeit für den Burggrafen gekommen, einen Schlag gegen die Aufrührer zu thun, denn als solche hatten sie sich im klarsten Sinne des Wortes nunmehr gezeigt. Daß sie ihm gegen die Pommernherzöge nicht Beistand geleistet hatten, rechnete er ihnen nicht an, weil damals der Vergleich wegen der Huldigung noch nicht zu Stande gebracht worden war. Jetzt aber, da offenbare Verhöhnung seiner landesherrlichen Befehle vorlag, konnte es nur den Waffen vorbehalten bleiben, den beharrlichen Widerstand von Grund aus zu vernichten.

Aber Friedrich vermochte es nicht, der Raubschar, die fortwährend wuchs, mit den ihm zu Gebote stehenden Mannschaften die Spitze zu bieten. Er sandte Botschaft an seine Gemahlin, die die Burggrafschaft Nürnberg in seiner Abwesenheit rühmlich verwaltete, ihm eine auserlesene Schar Ritter und Mannen aus Franken ins Land zu führen, schloß Schutz- und Trutzbündnisse gegen die Räuber mit umwohnenden Fürsten und erbat sich, wie von einzelnen Chronisten berichtet wird, von dem Landgrafen von Thüringen eine der seit kurzer Zeit erst in Gebrauch gekommenen „Donnerbüchsen" (Kanonen). Diese Donnerbüchse, eine Vierundzwanzigpfünder (es wurde damals mit Steinkugeln geschossen), soll — wie ebenfalls mehrfach berichtet wird — da ihr Fortschaffen durch den märkischen Sand sehr schwierig von statten ging, von den Bauern den Namen „faule Grete" erhalten haben. Wie ernstlich übrigens jetzt der Burggraf die Kriegsrüstung betrieb, erhellt schon daraus, daß er noch einige kleinere Donnerbüchsen aus Kirchenglocken gießen ließ.

Dies Alles geschah, während der aufständische Adel in seinem wüsten Treiben fortfuhr und der Hoffnung lebte, Friedrich werde ehestens bei Nacht und Nebel das Land verlassen und dem Kaiser erklären, daß er mit der Mark nichts weiter zu thun haben wolle.

Friedrich vor Plaue, Golzow, Frisak u. s. w. So brach das Jahr 1414 heran, in welchem für die Mark die Entscheidung vorlag, ob sie auf dem Wege der Gesetzlosigkeit noch tiefer sinken, oder ob in ihr, nach langer unseliger Zeit, der Thron der Gesetzlichkeit, ohne den Volkswohlfahrt nie gedeihen kann, wieder aufgerichtet werden sollte.

Von übler Vorbedeutung für die Ritter schien es zu sein, daß zu Anfange dieses Jahres eines ihrer Häupter, Kaspar von Putlitz, in die Hände der Magdeburger fiel, welche ihn auf die Burg Ziesar in festen Gewahrsam brachten.

Wohlüberlegt führte jetzt Friedrich seinen Schlag gegen die Edelleute aus, die seine Geduld lange und schwer genug auf die Probe gestellt hatten. Damit dieselben einander nicht Beistand leisten könnten, ließ er vier ihrer festesten Schlösser und Burgen zu gleicher Zeit einschließen, nämlich Plaue, Golzow, Frisak und Beuthen. Frisak, das von Dietrich von Quitzow vertheidigt ward und dessen Belagerung Friedrich leitete, fiel nach zweitägiger verzweifelter Gegenwehr. Die Donnerbüchse führte für den Herrn von Quitzow eine so eindringliche Sprache, daß er sein Heil in der Flucht suchte und auch darin seinen unritterlichen Sinn bekundete. Nicht minder kraftvoll ward die Belagerung Golzows von Friedrich's Verbündetem, dem Herzog Rudolf von Sachsen, betrieben. Wichard von Rochow, der die Vertheidigung der Burg zu leiten hatte, erkannte schon am dritten Tage, daß sein Widerstand vergeblich sei, und daß er nur von der Gnade noch etwas hoffen könne. Er ließ daher das Thor öffnen und erschien mit den Seinigen, die Männer mit einem Strick um den Hals, die Frauen in weißen leinenen Bußkleidern, vor Rudolf; Alle fielen vor Rudolf nieder und flehten ihn um seine Fürsprache bei Friedrich an. — Die stärkste der Burgen, deren Belagerung der Erzbischof von Magdeburg leitete, war Plaue. Ihre Mauern, die so dick waren, daß auf denselben nach dem Ausspruche von Zeitgenossen ein Wagen fahren konnte, schienen Anfangs aller Anstrengungen des Belagerungsheeres zu spotten, und ihr Besitzer und Vertheidiger, Hans von Quitzow, mochte kaum an

die Möglichkeit des Falles denken. Nun erschien Friedrich ebenfalls vor Plaue. Die Donnerbüchsen begannen ihre Arbeit, zunächst gegen die Stadt, die alsbald in Flammen aufging. Darauf ward die Burg angegriffen, und schon nach wenigen Tagen war der Burggraf Herr derselben. Hans von Quitzow dachte ebenfalls sein Heil in der Flucht zu suchen, doch gelang es, ihn gefangen zu nehmen.

Das Schloß Beuthen, unweit Potsdam, hatte sich bis jetzt noch gehalten. Als die Vertheidiger aber den Fall der übrigen Festen vernahmen, übergaben sie, nachdem ihnen freier Abzug zugesagt war, das Schloß dem Sieger.

Nun unterwarf sich ohne Weiteres der ganze Adel des Havellandes dem Burggrafen, welcher, dem Geiste der Mäßigung getreu, der ihn bisher geleitet hatte, gegen die Besiegten Milde übte, indem er ihnen keine harten Bedingungen auferlegte. Das Land aber athmete auf, da es einen Herrscher über sich sah, dem es weder an Güte und Langmuth, noch an heldenmüthiger Gesinnung, Kraft und Besonnenheit fehlte, allgemein schädlichen Uebeln, für deren Beseitigung kein anderer Weg übrig blieb, ritterlich entgegenzutreten.

Auf der Kirchenversammlung zu Konstanz oder Kostnitz.

Die Strahlen der Sonne erleuchten am Morgen zuerst die Spitzen der Berge, und die dort Wohnenden erfreuen sich des Lichtes, während es für die Menschen in den Thälern noch Nacht ist, und sie, von Schlaf und Traum umfangen, noch ruhen.

Aehnlich ist es bei dem Hervorbrechen neuer Wahrheiten in der Völkergeschichte.

Wir sahen, von welcher geistigen Nacht unser Volk umgeben war, wir vernahmen auch einzelne Stimmen, in denen wahrhaft christliches Leben, wie es heut in weiten Kreisen als solches erkannt wird, sich offenbarte. Aus Wilsnack her, wo mit dem sogenannten Wunderblute ein so verabscheuungswürdiger Betrug geübt ward, ertönte uns eine solche Stimme aus dem Munde des ehrwürdigen Huß entgegen.

Er ist's, der unsere Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch nimmt, denn an sein Leben und Sterben knüpfen sich bedeutungsvolle Ereignisse, nicht nur für Deutschland im Allgemeinen, sondern auch ganz besonders für Brandenburg.

Von Wilsnack wieder nach dem Orte seiner Wirksamkeit, nach Prag, zurückgekehrt, fuhr der gegen Andere überaus milde, gegen sich aber strenge Mann fort, Zeugniß für die verdunkelte evangelische Wahrheit abzulegen. Er griff mit einem Muthe, der ihn den großen Blutzeugen der römischen Christenverfolgungen würdig an die Seite stellt, die Hauptgrundsätze des herrschenden Kirchenthums an, indem er namentlich darauf hinwies, daß nicht der Papst, sondern allein Christus das Haupt der Kirche sei, und daß weder äußere Würde, noch Wahl den Menschen zum Gliede des Gottesreiches auf Erden machen könne. Da das Volk den frommen Mann liebte, so zögerte der Papst Johann XXIII. Anfangs, gegen ihn vorzugehen. Als nun im Jahre 1412 ein päpstlicher Aufruf zu einem Kreuzzuge gegen Neapel erschien, in welchem für die Theilnahme an demselben (durch Geldbeiträge) Ablaß feilgeboten ward, erhob Huß dagegen seine Stimme und wies namentlich darauf hin, daß man für Geld, an den Papst gegeben, nimmermehr Gottes Barmherzigkeit erlangen könne, auch bezeichnete er einen „Kreuzzug“ gegen Christen als nicht mit dem Geiste der christlichen Lehre übereinstimmend. Der Papst begnügte sich nun nicht damit, gegen ihn den Bannstrahl zu schleudern, sondern belegte auch, um des kühnen Mannes Wirksamkeit zu ersticken, den Ort seines Aufenthaltes mit dem Kirchenbann Böhmische Edle boten indeß dem muthigen Wahrheitskämpfer ihre Burgen zum Aufenthaltsorte an, und er fuhr unerschrocken fort, für die evangelische Wahrheit laut zu zeugen.

Aber nicht allein diese Angelegenheit, sondern der Zustand der christlichen Kirche im Allgemeinen begann mehr und mehr die Aufmerksamkeit der weltlichen Mächte zu erregen. Seit längerer Zeit war eine Kirchenspaltung (Schisma) eingetreten. Die Kardinäle zu

Rom und Avignon wählten zu gleicher Zeit zwei Päpste, die einander in ihren Bannbullen verfluchten, sich durch die schändlichsten Ränke zu behaupten suchten und den frommen Herzen somit großes Aergerniß gaben. Die Absetzung beider Päpste durch die Kirchenversammlung zu Pisa (1409) und die Wahl eines neuen Papstes machten das Uebel nur ärger. Jene erkannten die Absetzung nicht an, und so hatte die Christenheit jetzt drei Päpste, von denen jeder behauptete, der wahrhaftige Nachfolger des heiligen Petrus zu sein und somit das Recht und die Pflicht zu haben, die beiden anderen zu verfluchen.

Kaiser Sigismund fühlte sein Gemüth von diesen und anderen Wirren im Reiche zu jener Zeit dermaßen belastet, daß er ernstlich willens war, seinen oberherrlichen Würden zu entsagen und sich nach Ungarn auf seinen Königssitz zurückzuziehen, und er würde diesen Entschluß auch ohne Zweifel ausgeführt haben, wenn nicht Friedrich eindringlich ihn an die übernommenen Pflichten gemahnt hätte, denen er sich nicht entziehen dürfe. Auch von anderen Seiten ergingen an ihn ähnliche Mahnungen und Bitten. Erleuchtete Kirchenlehrer, namentlich Johann Gerson, sprachen es geradezu aus, daß es ihm, als oberstem Schirmvogte der Kirche, gebühre, die Schäden der Kirche nach seinen Kräften beseitigen zu helfen, und daß er, wenn er nicht der ewigen Verdammniß verfallen wolle, eine allgemeine Kirchenversammlung zur Anstrebung dieses Zweckes berufen müsse.

In äußerlicher Uebereinstimmung mit einem der drei gleichzeitigen Päpste, dem obengenannten Johann XXIII., erließ nun Sigismund die Ausschreiben und berief die Väter der Christenheit auf den 1. November 1414 nach Kostnitz.

Mit einem zahlreichen Gefolge (zu dem auch eine Leibwache von nicht weniger als 1600 Personen gehörte) zog der Papst in Kostnitz ein. Außer ihm war die Kirche vertreten durch 5 Patriarchen mit 118 Personen im Gefolge, 33 Kardinälen mit 356, 47 Erzbischöfen mit 1900, 145 Bischöfen mit 5500, 83 Weihbischöfen mit 360 und 500 sonstigen geistlichen Würdenträgern mit 3500 Personen im Gefolge. Dazu kamen 24 päpstliche Geheimschreiber mit 300 und 37 Deputirte von Universitäten mit 2000 Personen, sowie 217 Doktoren der Gottesgelahrtheit, 361 Doktoren beider Rechte, 171 Doktoren der Arzneiwissenschaft und 1400 Magister der freien Künste mit einem Gefolge von 2700, 1260 und 300 Personen, endlich noch 5300 Priester und sonstige Gelehrte.

Nicht weniger glänzend war der Kreis weltlicher Fürsten und Vornehmen des Reiches, der sich hier um Sigismund scharte. Man zählte 7 fürstliche Frauen, unter ihnen 2 Königinnen, 39 Herzöge, 32 Fürsten, 131 Grafen, 71 Freiherren, 1500 Ritter und gegen 20,000 Personen, welche das Gefolge der Ersteren bildeten. Ferner fanden sich 352 Abgeordnete von landsässigen Städten, 62 Gesandtschaften von Reichsstädten und 83 Gesandtschaften von Staaten außerhalb des Reiches ein. Es gab kaum ein Land, welches die Versammlung nicht mit Abgeordneten beschickt hätte; sogar von Königen Afrika's und Asiens, deren Namen man in Europa kaum kannte, erschienen Botschafter.

Daß sich auch ein fast zahlloses Heer von Kaufleuten, Krämern, Spielleuten, Gauklern aller Art einfand, sei nur nebenher erwähnt.

Diese Kirchenversammlung — sie dauerte drei Jahre — war die großartigste, die das Mittelalter erlebt hat. Vor dieselbe war Huß geladen worden, dem Sigismund sicheres Geleit zugesagt hatte. Ohne diese Zusage hätten ihn seine Anhänger in Böhmen wol kaum die gefährliche Reise unternehmen lassen.

Läßt sich auch Vieles mit Recht gegen Sigismund sagen: dies muß eingeräumt werden, daß es ihm mit dem ausgesprochenen Zweck, bessere Zustände der Kirche anzubahnen, voller Ernst war. Er strebte in der That danach, wie es in dem Ausschreiben hieß, eine „Reinigung der Kirche an Haupt und Gliedern“ zu Stande zu bringen.

Wie er, dachten viele ehrenwerthe Männer, vornehmlich Männer aus dem weltlichen Stande. Die geistlichen Herren waren durch den in der Kirche herrschenden Geist meist verderbt bis in ihr Innerstes, namentlich der Papst Johann, der sein Leben

durch Verbrechen gemeinster Art vielfach befleckt hatte. — Was diese Herren unter „Reinigung der Kirche“ verstanden, wird sich im Verfolge der Darstellung zeigen.

Der Versammlung lag ein Dreifaches vor: erstens die Beseitigung der ärgerlichen Kirchenspaltung, die durch die dreifache Papstwahl ihren Ausdruck gefunden hatte, sodann die Abstellung der in der Kirche herrschenden Mißbräuche und endlich die Erledigung der Angelegenheit des „Ketzers“ Huß.

Huß war schon vor Sigismund in Kostnitz erschienen und sogleich, trotz seines Geleitsbriefes, der ihm Sicherheit und Freiheit seiner Person zusagte, von der Geistlichkeit gefangen genommen und einem feuchten Kerker überantwortet worden.



Johann Huß. Statue vom Luther-Denkmal in Worms.

Als Sigismund davon Kunde erhielt, forderte er mit Heftigkeit die Freilassung des Gefangenen. Seiner Forderung ward indeß keine Folge gegeben. In Kostnitz angekommen, drohte er, die Kirchenversammlung zu verlassen, wenn man Huß, der ja erschienen sei, um sich vor der Geistlichkeit zu verantworten, ferner im Kerker festhalte, ja er begab sich sogar, um Ernst zu zeigen, auf einige Tage aus der Stadt hinweg. Aber die Bischöfe, die aus verschiedenen Zeichen ersehen hatten, daß er es mit der Reinigung der Kirche ernstlich meine (was mit ihren verborgen gehaltenen Wünschen, die nur auf Befestigung ihrer Macht hinzielten, gar nicht übereinstimmte), sandten ihm die Meldung nach, daß auch sie Kostnitz verlassen würden, wenn er sie ferner an der Ausübung ihres heiligen Werkes hindere, und daß er dann die Verantwortung für den Schaden zu tragen haben werde, der der

Kirche und somit der Christenheit durch das Nichtzustandekommen des beabsichtigten und nothwendigen Reformwerkes erwachsen müsse.

Erschreckt durch die Drohung kehrte Sigismund zurück, und das Verfahren gegen Huß nahm seinen Fortgang. Doch war Sigismund noch keineswegs gewillt, der Geistlichkeit den widerrechtlich im Kerker gehaltenen Mann zu opfern, sondern er erklärte, an seinem im Geleitsbriefe gegebenen Worte, den Vorgeladenen nach dem Verhöre wieder in die Heimat zurückkehren zu lassen, festhalten zu wollen. Leider aber wurde er in diesem Entschlusse durch die Ueberredungskunst der Geistlichen bald genug wankend gemacht. Man stellte ihm vor, daß es sich in dieser Sache wesentlich um die Frage handle, ob er in der That willens sei, die Kirche befestigen zu helfen, oder ob er sie wolle willkürlich erschüttern lassen. Er möge wohl bedenken, daß es nun und nimmermehr wohlgethan sei, Wort zu halten, wenn damit eine offenbare Benachtheiligung des katholischen Glaubens verbunden sei, im Gegentheil müsse in diesem Falle ein Wortbruch als ein Gott wohlgefälliges Werk betrachtet werden.

Die Priester erreichten bei Sigismund endlich ihren Zweck: er erklärte, den gefangen gehaltenen Huß zum Heile der Kirche ihrer Gewalt überlassen zu wollen. —

Soweit war diese Angelegenheit bereits vorgeschritten, als der Burggraf Friedrich in Kostnitz eintraf. Es ist vielfach von Geschichtschreibern behauptet worden, Friedrich sei für die Sache des bedrohten Huß in den Versammlungen der Kirchenväter mannhaft aufgetreten. So gern wir dem edlen Fürsten auch diesen Ruhm gönnten, ja, so erquickend es für uns wäre, dies behaupten zu können, so müssen wir doch, aus Achtung vor der geschichtlichen Wahrheit, die höher steht als jede noch so ehrenwerthe Persönlichkeit, bekennen, daß eine solche Darstellung nach dem Erscheinen der obengenannten Schrift von Riedel allen Grund und Boden verloren hat. Friedrich ist nicht für Huß eingetreten, wenigstens bei weitem nicht in dem Maße, wie vielfach behauptet worden ist. Um aber die Handlungsweise Friedrich's und vieler ihm an Gesinnung ähnlichen Fürsten, die mit ihm in Kostnitz anwesend waren, nicht von einem einseitigen und somit falschen Gesichtspunkte zu betrachten, muß Folgendes erwägt werden.

Jede Zeit steht unter dem Einflusse gewisser Anschauungen, die auch von den Besten für wahr gehalten werden. Wer birgt dir, Leser, dafür, daß irgend eine Anschauung, die du in Gemeinschaft mit den erleuchtetsten der heut lebenden Geister für eine unumstößliche Wahrheit hältst, nicht in folgenden Jahrhunderten als ein Wahn belächelt wird? Gleichwol ist es deine heilige Pflicht, für das heut als wahr Erkannte nach deinen Kräften mit einzustehen. Dasselbe gilt für jedes Zeitalter, also auch für jenes, das uns jetzt beschäftigt. Darüber waren die redlichen Männer einig, daß die kirchlichen Verhältnisse aufs Tiefste gesunken und dringend einer Verbesserung bedürftig seien. „Eine Verbesserung an Haupt und Gliedern!“ war ja ihre laute Forderung. Aber sie lebten zugleich des Glaubens, eine solche könne nur innerhalb und in Gemeinschaft der kirchlichen Gewalten, wie sie zur Zeit bestanden, erfolgen. Sie waren des Glaubens, die „im heiligen Geiste versammelten Väter der Kirche“ allein seien im Stande, die Schäden der Kirche in ihrem Grunde zu erkennen und zu heilen. Dies war die Anschauung, die ihnen als heilige Wahrheit galt. Thorheit wäre es von uns, den Grund ihres Irrthums in einem Mangel an Frömmigkeit und an Denkfähigkeit zu suchen. Viele verständige Leute, die heut Huß als einen erhabenen Förderer des Menschheitswohles verehren und seine Verurtheilung schwer beklagen, hätten damals gewiß auf Seiten Derer gestanden, die keine Hand rührten, der Geistlichkeit, in der freilich fast durchweg andere Beweggründe thätig waren, ihr Opfer zu entreißen. Alles Große im Einzelleben wie im Völkerleben kann nur erreicht werden durch — Opfer. Dem deutschen Volke lag eine neue Frage vor, eine Frage, die erst ein Jahrhundert später, in der Zeit Luther's, nach erschütternden Kämpfen zum Austrage kam. Der Leib dessen, den Gott mit der Erkenntniß einer heilbringenden Wahrheit begnadigt hatte,

ward zermalmt; sein Geist, den man nicht zu verderben vermochte, wirkte fort und bereitete die bessere Zeit vor.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir Friedrich's und seiner fürstlichen Gesinnungsgenossen Verhalten beurtheilen, wenn wir uns vor falschen Schlüssen bewahren wollen. Dann wird es uns eine Genugthuung sein, zu hören, wie gewissenhaft Friedrich dafür sorgte, daß das geistliche Gericht den gesetzlichen Weg streng innehielt, und wie auf sein Andringen dem Angeklagten öffentliches Verhör und das Recht der Vertheidigung zugestanden wurden. Dies Alles in Erwägung gezogen, muß allerdings anerkannt werden, daß Friedrich auch in geistlichen Dingen der hervorragendste Mann unter den Fürsten war, die an der Versammlung zu Kostnitz Theil nahmen.

Ueber die Verhandlungen mit Huß, über seine Verurtheilung und seinen Märtyrertod möge hier ein Auszug aus dem Werke des Magisters Zacharias Theobald, „Hussitenkrieg oder Geschichte des Lebens und der Lehre Johanns Hussens", folgen:

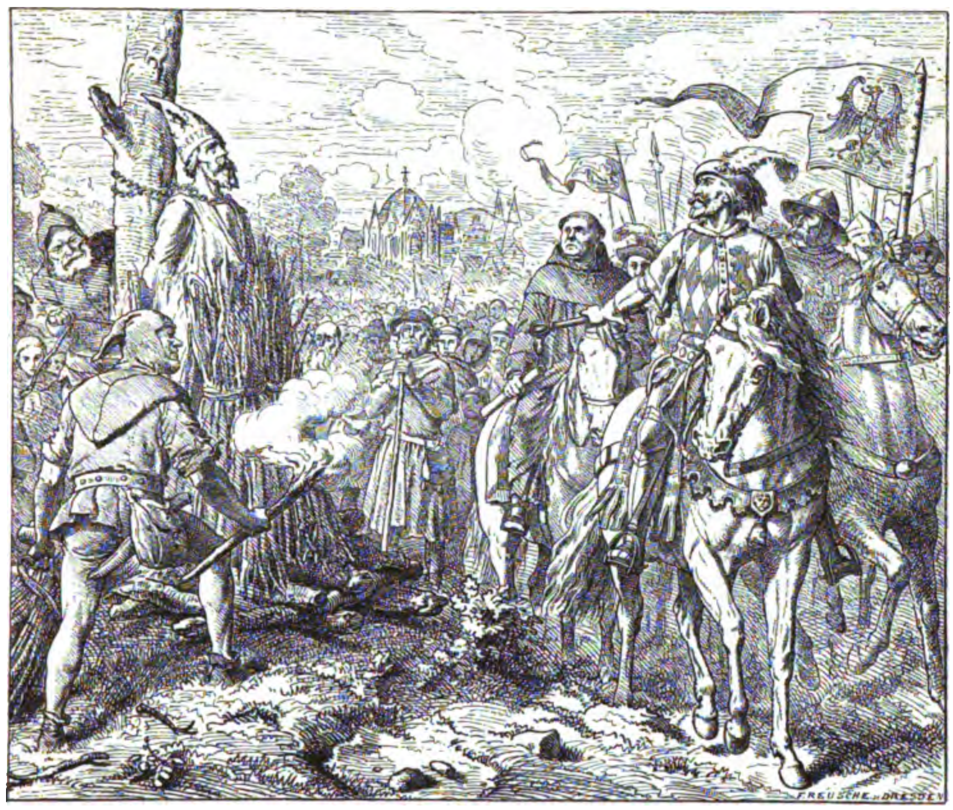
„Den 6. Juli (1415), andere schreiben falsch den 6. Juni, wurde die letzte Handlung vorgenommen. Zwo Stunden vor Tag kam der Bischöf von Riga nebst einer mit Spiessen, Schwerdern und Stangen gerüsteten Wache in das Kloster der Minoriten, ließ Hussen aus dem Gefängniß holen und führete ihn in die Domkirche, wo die Kardinäle, Bischöfe, Prälaten, Pfaffen und Mönche und viel gemeines Volk, die es mit ansehen wollten, versammelt waren. Da er vor die Kirche kam, ließ er Hussen in dem Vorhof bleiben, damit er als ein Ketzer unter der Messe den Gottesdienst nicht entheiligen möge. Da die Messe verrichtet war, mußte er in die Versammlung, die sich rings herum an den Wänden, auf dazu erbaute Gerüste gesetzt hatte. Der Kaiser selbst, der eine güldene Krone auf seinem Haupte hatte, saß auf seinem kaiserlichen Thron; neben ihm hielte Herzog Ludwig von Bayern den Reichsapfel mit dem Kreutze, auf der andern Seite stand der Burggraf von Nürnberg mit einem blanken Schwerde. Mitten in der Kirche stund ein hoher Tisch, darauf lag ein Meßgewand, mit welchem sie Hussen entweihen wollten. Vor diesen stellten sie Hussen, welcher niederkniete und betete. Unterdessen stieg Bischof Nandinus, sonst der Mönch genannt, auf den Predigerstuhl, von welchem sie ihre Dekrete abzulesen pflegten, hielt einen langen Sermon aus den 6 Kapitel des Apostels Pauli an die Römer über die Worte: Was wollen wir hier sagen, sollen wir denn in der Sünde beharren? In dieser Predigt lehrete er weitläufig, was für Schaden die Ketzerei anrichte, wie selbige die christliche Kirche zerstöre, die Leute Christo entführe und gleichsam dem Teufel in den Rachen stecke. Es stünde der weltlichen Obrigkeit zu, solche zu unterdrücken und deren Anhänger aus dem Wege zu räumen. Denn solche Ketzer wären viel ärger als ein Tyranne, er sei gleich wie er wolle: derohalben, fuhr er fort, ist es billig und gehöret, unüberwindlicher Kaiser, Ew. kaiserl. Majestät zu, diesen halsstarrigen Ketzer, weil er in unsern Händen ist, hinzurichten. Ihro kaiserl. Majestät werden dadurch bey Jungen und Alten, weil die Welt stehet, einen unsterblichen Namen erlangen, wenn dieselben so eine herrliche, Gott wohlgefällige That vollbringen.

„Als dieser ausgeredet, stieg einer auf mit Namen Heinrich, welcher der Sprecher des Concilii, vermahnte die ganze Versammlung, sie sollen ja nicht ruhen und nachlassen, bis sie den verstockten Ketzer, der so halsstarrig in denen verdammten Irrthümern beharrete, verbrandt hätten. Nach diesen stund ein Bischof auf, ging zu dem Pulte, auf welchen sie ehemals ihre Dekreta verlesen liessen, und erzehlete, was Huß mit dem Erzbischof von Prag und den Herren des Capitels vorgehabt, er verlas auch alles, was sie mit Hussen bei dem Concilio abgehandelt, und endlich auch dasjenige, was ihm die Zeugen schuld gaben. Als man anfing zu lesen, nehmlich: Huß lehret, es sei eine heilige christliche Kirche, welches ist ein Hauffe aller Rechtgläubigen, zu dem ewigen Leben von Gott verordnet, welches ketzerisch ist, antwortete Huß mit lauter Stimme: Ich zweifele ganz nicht, es ist eine heilige christliche Kirche, welche ist eine Versammlung aller Auserwehleten beides in dieser als auch

in jener Welt. Der Cardinal von Camenach aber fiel ihm ins Wort: Halte das Maul, bis es gelesen ist, alsdann so antworte. Aber Huß sprach: Wollt ihr mir das Maul auch jetzo verbieten, wo ist es möglich, daß ich hernach auf Alles antworten kann, welches so viel ist, daß ich unmöglich alles zu merken im Stande bin. Da man wiederum was anderes vorlas, und Huß darauf antworten wollte, sprach der Kardinal von Florenz, einer von den Richtern: Schweig du Ketzer und befahl den Schergen, daß sie ihn darzu zwingen sollten. Darauf hub Huß seine Hände gen Himmel, und sagte mit heller Stimme: Ich bitte euch um Gotteswillen, höret mich nur wegen derer, so herumstehen, auf daß ich mich entschuldigen und deren Argwohn aus ihren Herzen nehmen möge, hernach verfahret mit mir, wie ihr wollet. Da er noch nicht konnte Verhör erlangen, fiel er auf die Knie, hub die Augen und Hände gen Himmel und befahl die Sache Gott. Dieses that er öfters, als so lange man las. Nun kam man auf dasjenige, was die Zeugen sollten ausgesagt haben. Hier gingen sie mit ihm um, daß es Gott hätte erbarmen mögen; denn Niemand erfuhr und konnte wissen, wer es gezeuget, denn es hieß immer: das haben zwei Canonici zu Prag gehöret: das haben zwei Pfarrherren: das hat ein Kapellan, ein Doctor ꝛc. angehöret. Aber man las: Huß habe gelehret, daß, nachdem die Worte der Einsetzung über das Brod, dieses schlecht natürlich Brod sei, welches ketzerisch ist, desgleichen, daß ein Pfarrherr, welcher mit Todsünden beladen wäre, weder das Sacrament des Altares austheilen, noch taufen könne: konnte sich Huß nicht länger halten und wollte antworten. Der Kardinal von Florenz hieß ihn schweigen, doch thate er es nicht, sondern sagte: Ich bitte euch doch um Gotteswillen, lasset mich nur wegen der Umstehenden reden, auf daß sie nicht glauben, ich habe solches gelehret: denn 1) gestehe ich nicht, daß ich geglaubet, viel weniger gelehret habe, daß das gesegnete Brod schlecht natürlich Brod sei. Zum andern sage ich, daß alles dasjenige, so von einem Priester, der mit Todsünden behaftet, ausgehet, vor Gott ein Greuel und Abscheu sey. Wie man las: Huß habe gelehret, es seien vier Personen in der Gottheit, und solches hat ein Doctor gehöret, sagte Huß, man solle ihm den Doctor nennen, solches wollte der Bischof, der es las, nicht thun, sondern sagte, es sei nicht vonnöthen. Darauf rief Huß, daß sey ferne, daß ich arme elende Kreatur die vierte Person in der heiligen Dreyfaltigkeit einsetzen sollte. Gott weiß es, daß mir solches Zeit meines Lebens nicht in den Sinn gekommen ist, viel weniger hab ich's gelehret. Ich habe allezeit ein einiges göttliches Wesen in drei Personen, Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist bekennet, worauf ich sterben will. Man las ferner fort: Huß hat in Gegenwart unserer aller zu dem Richterstuhl Gottes appeliret, welches ketzerisch ist. Hierauf schrie Huß: Schau Herr Christe, dieses Concilium hält ein Gesetz und Gebot für ketzerisch, der du doch selbst, als du vor deinen Feinden überwältiget warest, deinem himmlischen Vater, als den gerechten Richter, deine Sachen befohlen hast, wodurch du uns armen, elenden und schwachen Menschen ein Exempel verlassen, daß wir in unserm Kreutz und Nöthen zu dir, als zu einem gerechten Richter fliehen und Hülfe suchen sollen. Zuletzt verdammten sie ihn, weil er des Papstes Bann verachtet hätte. Huß aber sprach: Worinnen hab ich ihn verachtet? Hab ich nicht öffentlich an ihn als einen gerechten Richter appelliret? Ueber dieses hab ich dreymal Abgeordnete an ihn geschicket, die mich bey ihm verantworten sollten, da ich wegen höchst wichtiger Ursachen selbst zu erscheinen nicht im Stande war. Es ist aber offenbar und wohl bekanndt, wie man mit ihnen umgegangen ist, denn etliche sind in das Gefängniß geworfen, etliche nicht gehöret, und etliche sonst geplaget worden. Derohalben hab ich mich endlich entschlossen, bey Zeiten auf dieses Concilium zu kommen, ich habe ein frey sicher Geleit des römischen Kaisers, welcher hier zugegen ist, erhalten, in der gänzlichen Hoffnung, es würde mir keine Gewalt geschehen, sondern ich würde meine Unschuld vertheidigen können. Wie er das sagte, sah er den Kaiser starr an, welcher darüber blutroth wurde.

„Nach diesem stunde der päpstliche Richter, ein Italiener und ein alter Mann mit einer Glatze, auf und verlas das Urtheil über Hußen. Huß wollte jeden dieser Punkte

wiederlegen, aber die Schergen ließen es nicht zu. Als man aber las, wie er halsstarrig und verstockt viele Jahre in diesem Irrthum verblieben wäre, sprach er: Dieses gestehe ich nicht, weil ich allezeit und noch heute begehre, man solle mich aus der heiligen Schrift eines Besseren unterweisen, wollte Gott man fände nur einen einzigen Buchstaben in der Schrift, dem meine Lehre zuwider wäre, so wollte ich sie augenblicklich selbst verdammen. Wie man ferner in dem Urtheile las, daß man seine Bücher, welche er von der christlichen Kirche, und alle anderen, so er lateinisch und böhmisch geschrieben, oder die er zu Kostnitz und an anderen Orten mehr in andere Sprache übersetzet, zu verbrennen gebothen, rief Huß:



Huß auf dem Scheiterhaufen. Nach Camphausen.

„Wie könnet ihr meine Schriften mit Recht verdammen, da ich allezeit einen besseren Unterricht begehret habe, dieser aber ist noch nicht erfolget, und ihr habt mir nicht einen falschen Buchstaben aus selbigen erwiesen, über das, wie könnet ihr befehlen, daß meine Bücher sollen vertilgt werden, die ihr niemals gesehen habt, oder wenn ihr sie gesehen, sie doch nicht versteht, weil ihr der böhmischen Sprache unwissend seid? Darnach zog er auf Befehl der sieben Bischöfe, die ihn entweihen sollten, das Meßgewand an, gleich als sollte er Messe halten, da er aber das weisse Chorhemde anzog, sprach er: Christus, mein HERR, als er von Herode zu Pilato geschickt wurde, ist auch in einem weißen Kleide verspottet worden. Nachdem er nun alles angelegt hatte, vermahnten ihn die Bischöfe nochmals: Noch wäre es Zeit, noch sollte er seinen Irrthum erkennen, verwerfen und verschwören. Er aber kehrte sich gegen das Volk und sprach mit Weinen: Sehet, die Bischöfe vermahnen mich, ich soll die Irrthümer verschwören. Aber wie kann ich solches thun, ohne ein Lügner vor dem göttlichen Angesicht erfunden zu werden, ohne mich selber eines Irrthums schuldig zu geben, den ich niemals gehabt, ja ohne mein Gewissen und die göttliche Wahrheit selbst

zu verletzen? Denn diejenigen Artikel, die mir falsche Zeugen fälschlich Schuld geben, hab ich niemals gelehret, über dieses würde ich nicht die frommen Herzen meiner ehemaligen Zuhörer ärgern, und andere getreue Diener des göttlichen Wortes von dem Wege der Wahrheit abführen, wo ich dieses thäte? Die Bischöfe aber und die ganze Klerisey schrie: Sehet, so halsstarrig ist er in seiner Boßheit, und so verstockt in der Ketzerei, steige herab, riefen sie ihm zu, steige herab. Da dieses geschehen war, fing man an ihn zu entweyhen auf folgende Weise: Zuerst nahmen sie ihm den Kelch und sprachen: O du verfluchter Judas, welcher verlassen den Rath des Friedens, und Rath gehalten mit den Juden, siehe, wir nehmen dir diesen Kelch, darinnen das Blut Jesu Christi aufgeopfert wird, zur Vergebung der Sünden. Auf diese Weise nahmen sie ihm das andere Geräth eines ums andere und sprachen zu einem jeden gemeldete Worte des Fluches. Da sie ihn nun aller Meßkleider beraubet hatten, wollten sie ihm auch die Platte auf seinem Kopf schänden. Es entstund hierüber ein Streit unter den Bischöfen und Pfaffen, einige wollten es mit dem Scheermesser thun, andere aber sagten, es sei genug, wenn es mit der Scheere geschehe. Endlich verglichen sie sich und machten mit der Scheere ein Kreuz in die Platte, setzten ihm eine papierene Krone auf und sprachen: Wir befehlen deine Seele den Teufeln. Die Krone war ungefähr eine halbe Elle hoch, in Form einer Pyramide, daran drei große abscheuliche Teufel gemahlet waren, mit der Unterschrift: Dieser ist ein Erzketzer. Hierauf befahl der Kaiser Herzog Ludwigen: Er sollte ihn dem Henker übergeben. Zu dem Ende legte der Herzog seinen fürstlichen Ornat ab, in welchem er den Kaiser bedienete, überantwortete Hussen und führte ihn bis zum Richtplatz.

„Es war aber Caspar Graf von Schlick kaiserlicher Kanzler, ein sehr gelehrter, kluger und verständiger Mann der bey drey Königen die hohe Würde als Kanzler ohne einigen Wechsel des Glückes bekleidet hatte, und deswegen von ihnen viele Städte und Güter, als Passau, Weissenkirche (wovon sich die Grafen Schlick noch heutzutage schreiben), Ellnbogen, Grain in Steuermark xc. geschenkt bekommen, gegenwärtig. Von diesem sagt man, als er das Urtheil gehöret, sey er aus der Kirche gegangen, und habe öffentlich betheuert, wie er bei einem so übereilten Urtheil mit gutem Gewissen nicht gegenwärtig sein könne.

„Nachdem nun Huß auf diese Art verdammt war, führten die Henker ihn mit der Krone auf dem Haupte zu dem Scheiterhauffen. Da er auf dem Kirchhofe seine Bücher verbrennen sah, stand er stille und lachte. Darauf ging er fröhlich, ohne ein einziges Zeichen von Furcht von sich zu geben, an den in die Erde geschlagenen Pfahl; an diesen bunden ihn die Henker rücklings mit sechs Stricken. Um den Hals legten sie ihm eine alte verrostete Kette, gleichsam als ob er keiner neuen werth wäre. Unter seinen Füßen, an welchen noch die Stiefel und Fußeisen waren, legten sie zwei Büschel Reißholz, und um ihn rum viel Holz, Stroh und Reißig. Ehe es aber der Henker anzündete, ritte Herzog Ludwig von Bayern und der Marschall einer Reichsstadt zu ihm und befragte ihn noch einmal: Ob er von seinem Irrthum abstehen und seine Lehre und Predigten verschwören wolle? Huß aber rief mit heller Stimme aus dem Holzhauffen: Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich dasjenige, was sie mir durch falsche Zeugen auf den Hals geladen, nicht gelehret, noch geschrieben habe, sondern ich habe alle meine Predigten, Lehren und Schriften dahin gerichtet, daß ich die Leute möge von Sünden abwenden und Gott in sein Reich führen. Diese Wahrheit, die ich gelehret, geprediget, geschrieben und ausgebreitet habe, als welche mit Gottes Wort übereinstimmt, will ich behalten und mit meinem Tode versiegeln. — Wie sie dieses höreten, schlugen sie die Hände zusammen und ritten davon. Darauf zündeten die Henker das Feuer an, welches geschwind aufging, da viel Stroh zwischen das Holz gelegt war. Als Johann Huß den Rauch sahe, sang er ganz vernehmlich: Christe, du Sohn Gottes, erbarme dich mein. Als er aber zum dritten Mal sang: Christe, du Sohn Gottes, von einer Jungfrau gebohren, schlug ihm die Lohe unter das Gesicht und benahm ihm die Sprache; er bewegte aber betend den Mund bey nahe

ein Vater Unser lang, darnach starb er. Als nun das Holz verbrandt war, und der über halbverbrandte Leichnam noch am Pfahle hing, stiessen ihn die Henker mit Stangen über den Hauffen, zerschlugen die Gebeine, damit sie desto eher verbrennen sollten, und legten noch mehr Holz an. Besonders zerschmissen sie seinen Kopf und das Herz, das sie unter dem Eingeweide gefunden, steckten sie an eine spitzige Stangen und liessen es braten. Da man Herzog Ludwigen anzeigte, daß die Henkersknechte Hussens Mantel, Gürtel und einige Kleider hätten: befahl er das alles zu verbrennen, weil es die Böhmen sonst für ein Heiligthum halten möchten, welches auch wohl hätte geschehen können. Die Henker weigerten sich erstlich es zu thun, da er ihnen aber eine gewisse Summe Geldes versprach, warfen sie alles ins Feuer.

„Nachdem nun alles verbrandt war, luden sie die Asche, nebst der Erde, die sie etliche Schuh tief ausgruben, auf Karren und warfen sie in den Rhein. Der Ort, wo dieses geschahe, war zwischen den Gärten der Vorstadt an dem Wege, wo man nach Gottleben gehen will. Einige, die an den Ort gewesen, wollen versichern, daß auf der Stelle, wo Huß verbrandt worden, bis auf den heutigen Tag kein Gras wachse. Ob es wahr sei, weiß ich nicht. Johannes Posinus hat das Jahr, in welchen Huß den Märtyrertod erlitten, in folgendes schönes Dystichon gebracht:

Vitam heu constanti constantia abstulit Husso,
Reliquiis usti Rehnus ubique ulget.

Das heißt:

„An allen Ufern blüht der segensvolle Rhein:
Warum? Man warf dereinst des Hussen's Asche drein.“

So die Darstellung Zach. Theobald's.

„Mich jammert des Volkes!“ Also rief einst der Heiland der Welt, als er bekümmerten Herzens auf die vom Wahn befangene Menge blickte. „Mich jammert des Volkes!“ Dies Wort ertönt, wie jedes andere von dem Heilande gesprochene, durch die Weltgeschichte. Keine Hand, kein Fuß hatte sich geregt, den Gefangenen zu erretten; von Fürst und Volk verlassen, hatte er nach langer schwerer Kerkerhaft den qualvollen Flammentod erleiden müssen. War denn die fast zahllose Menge, die die Richtstätte umgab, so gottvergessen, daß sie, trotz besserer Erkenntniß, den Mord des frommen Dulders gefühllos geschehen ließ? Sicherlich nicht. In ihr stand mehr noch, als in den besseren Fürsten, von denen oben gesprochen wurde, der Glaube fest, daß für die Kirche eine „Reinigung an Haupt und Gliedern“ eine Nothwendigkeit sei, daß sie aber nicht gleichsam zersprengt werden dürfe, wenn der göttliche Inhalt nicht der Menschheit verloren gehen und diese nicht wieder in das finstere Heidenthum zurücksinken sollte. Den Geist des Christenthums hielt man für gebunden an die äußere Form der Kirche. Das war der herrschende Wahn, später erst als ein solcher erkannt. Ein Widerruf des Johann Huß hätte ihn auf lange Zeit hinaus befestigt; sein Tod aber trug wesentlich dazu bei, das baldige Schwinden dieses Wahnes zum Heile der Menschheit vorzubereiten. Ein Jahrhundert später vermochte er nicht mehr die Stimme des von Huß verkündeten Schwanes zu ersticken. An der Flamme seines Scheiterhaufens entzündete sich indeß eine andere Brandfackel, und bald sollte geschehen, was der Dichter in den Worten bezeichnet:

„Es muß die Kirche sich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Pest und wilden Kriegesfeuern
Erschreckend zu: Gedenke mein!“

Friedrich wird Kurfürst und Reichskammermeister.

Der Papst Johann XXIII. war nur in der Hoffnung nach Kostnitz gekommen, mit Hülfe der zahlreich von ihm mitgebrachten italienischen Bischöfe von der Kirchenversammlung als Haupt der Christenheit anerkannt zu werden. Da aber in der Versammlung sich die Ansicht mehr und mehr geltend machte, daß Friede in der Kirche nicht eher zu erwarten sei, bis nicht die gleichzeitigen Päpste ihrer Würde entsagt hätten, so dachte Johann an Flucht, um sich wenigstens so lange wie möglich in seinem angemaßten Rechte zu erhalten. Es gelang ihm, ein Einverständniß mit dem Herzoge Friedrich von Oesterreich zu erzielen. Während eines Ritterspieles, das die Aufmerksamkeit der weltlichen und geistlichen Herren in Anspruch nahm, ritt er in der Verkleidung eines Reiterknechts, die Armbrust in der Hand, zu einem der Stadtthore hinaus und entwich nach Schaffhausen, wohin ihm der Herzog von Oesterreich noch an demselben Abend folgte.

Kaum wurde die Flucht Johann's in Kostnitz bekannt, so waren Schrecken und Entrüstung allgemein. Man konnte sich der ärgsten Dinge von dem ränkesüchtigen und dabei äußerst schlauen Manne versehen, ja es war die vollständige Vereitelung des Zweckes der Kirchenversammlung zu befürchten, wenn es nicht gelang, ihn zur Rückkehr zu bewegen. In dieser bedenklichen Lage nahm Sigismund wiederum Friedrich's Hülfe in Anspruch. Er erklärte den Herzog von Oesterreich in aller Form für einen Feind des Reichs und bestellte den Burggrafen Friedrich zum Feldhauptmann wider ihn.

Aber schon das erste kriegerische Auftreten Friedrich's gegen den Herzog erschreckte diesen dermaßen, daß er sich unterwarf und den Burggrafen bat, sein Fürsprecher bei dem Kaiser zu sein. Mit dreimaliger Kniebeugung vor Sigismund und dem Gelöbnisse, dem Papste seine Hülfe zu entziehen, war die Sache für ihn abgethan.

Johann hatte indeß seine Flucht bis Freiburg fortgesetzt. Dahin begab sich Friedrich in Begleitung von zwei Bischöfen und 300 Reitern. Halb mit Güte, halb mit Gewalt ward nun Johann nach Kostnitz zurückgeführt. Er wurde seiner Würde entsetzt und in den Verwahrsam des Pfalzgrafen Ludwig gegeben. Jetzt erklärte sich der zweite Papst freiwillig zur Abdankung bereit, jedoch unter der Bedingung, daß auch der dritte Papst verzichte, wozu man diesen nun zu bewegen strebte.

Es wurden aber in Kostnitz nicht nur kirchliche, sondern auch weltliche Angelegenheiten verhandelt, da die Anwesenheit so vieler Großen des Reiches dazu eine geeignete Gelegenheit bot. Die wichtigste der von Sigismund vorgenommenen Staatshandlungen war die Erhebung des Burggrafen Friedrich zum Kurfürsten.

Sigismund's Ansehen stand um diese Zeit so fest, daß er dem von ihm langgenährten Wunsche, seinem treuesten fürstlichen Rathgeber und Helfer die Mark erblich zu überlassen, Folge geben konnte, ohne fürchten zu müssen, von seinem Bruder Wenzel, dessen Ansprüche auf die Mark ja noch keineswegs erloschen waren, ernstlich behindert zu werden.

Die brandenburgische Kurwürde ruhte gewissermaßen, und die Ordnung der allgemeinen Angelegenheiten verlangte ihre Inkraftsetzung. Für die Uebertragung dieser Würde an Friedrich sprach Alles. Er war unter den Fürsten die Hauptstütze des Reiches, der Ordner und Leiter aller wichtigen Staatsangelegenheiten. Wie Großes von ihm in so kurzer Zeit und zwar mit verhältnißmäßig so geringen äußeren Mitteln, in der Mark vollbracht worden war, lag vor Aller Augen. Jedermann erkannte in ihm das Haupt der weltlichen Fürsten des Reiches. Selbst wenn nicht Dankbarkeit Sigismund an Friedrich gefesselt hätte, schon die Anerkennung seiner Verdienste würde die Wahl zum erledigten Kurfürstenamte auf ihn gelenkt haben.

Wollte nun aber auch Sigismund seine Rechte auf die Mark aufgeben, so war Friedrich des festen Besitzes derselben doch immer noch nicht sicher. Wenzel besaß noch das Recht, die Mark für die Entschädigungssumme von 150,000 Gulden an sich bringen

zu können. Die Ausübung dieses Rechtes wäre für Friedrich höchst nachtheilig gewesen, da er in den vier Jahren seiner Landeshauptmannschaft schon eine weit größere Summe zum Besten der Mark verwandt hatte, ganz abgesehen davon, daß seine große Mühwaltung in einem solchen Falle völlig unbelohnt geblieben wäre.

Um ihn nun zu sichern, erhöhte Sigismund die Entschädigungssumme auf 400,000 Gulden, nach dem heutigen Gelde etwa 3,377,595 Mark.

Die Beweggründe des Königs zu diesem Schritte sind zum Theil in der diesen Gegenstand behandelnden Urkunde vom 30. April 1415 niedergelegt, und da dieselbe auch zugleich zur Beleuchtung des Charakters Friedrich's dient, so möge Einiges aus derselben folgen.

Der König bekennt sich darin zu der Pflicht, „für das Wohl aller Glieder des Reiches und insonderheit auch für seiner Erblande Nutz und Frommen zu sorgen." Dann bemerkt er, wie ihm der allmächtige Gott so weite und breite Königreiche, auch der Lande und Leute so viele befohlen habe, daß er überirdischer Kräfte bedürfen würde, um Allen würdig vorzustehen. Daher und aus besonderer Liebe zu dem Kurfürstenthume Brandenburg, damit dies Land wohl regiert und, nachdem es jahrelang in Unfrieden gestanden, der Wohlthaten des Friedens und rechtlichen Ordnung wieder theilhaftig werde, sei von ihm schon früher der Burggraf Friedrich dazu berufen, die Bürde der Herrschaft dieses Landes zu übernehmen, und zwar „aus eigner Bewegung, in Betracht der Redlichkeit dieses Fürsten, seiner Vernunft, Macht, Festigkeit und sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott seine Person reich gezieret habe."

„Da sich nun aber seitdem", fährt die Urkunde fort, „unsere Sorgen und Arbeiten in Betreff der heiligen Kirche, des heiligen Reiches und des Gemeinwohls überhaupt so vermehrt haben, daß wir nicht daran denken können, selbst in die Mark zu ziehen und dem Lande vorzustehen; da wir ferner dem heiligen Reiche zu Ehren dringend wünschen müssen und wollen, daß die Zahl der sieben Kurfürsten darum, weil wir die Würde eines römischen Königs neben der brandenburgischen Kurwürde innehaben, nicht gemindert, vielmehr wieder vollständig erfüllt werde, auch die der Mark anklebende Würde der Kur und des Erzkammermeisteramtes nicht veralte und außer Gebrauch komme; da nun ferner auch landkundig ist, wie mit Hülfe des allmächtigen Gottes gedachter Friedrich durch seine Vernunft, mit seiner Macht, Arbeit und Wagniß, sowie auch mit großen Aufwendungen und Kosten, die er aus seinem eigenen Vermögen gemacht hat, die genannte Mark in einen so trefflichen Zustand des Friedens und guter Ordnung gebracht, namentlich Raub- und andere Unthaten dermaßen unterdrückt und ausgerottet hat, daß wir, sowie auch alle Einwohner der Mark, wovon wir wohl unterrichtet, dadurch sehr zufriedengestellt sind; da es uns auch billig zu sein dünkt, daß wir für solche seine Arbeit uns dankbar erweisen, und daß ihm der gemachte Kostenaufwand wieder erstattet werde; ingleichen in Erwägung seiner willigen, nützlichen und getreuen Dienste, die er uns lange Zeit fleißig und unverdrossen gethan, täglich thut und fortan noch thun soll und kann; sowie endlich in der Absicht, daß der Friede und die Besserung, welche die Mark und deren Bewohner in den Zeiten seiner Hauptmannschaft durch Gott und des gedachten Friedrich's Arbeit, Redlichkeit und Macht gewonnen, erhalten bleibe und zunehme, und die Mark nicht unsere Abwesenheit entgelte, so haben wir mit wohlbedachtem Muth und mit gutem Rathe der Mehrzahl der Kurfürsten des Reiches, auch vieler anderer Fürsten, Grafen, Edlen und Getreuen, dem vorgenannten Friedrich und seinen Erben die gedachte Mark und Kurfürstenthum mit der Kur und dem Erzkammermeisteramte und mit allen und jeglichen anderen Würden und Rechten gnädiglich gegeben." — Weiterhin wird in der Urkunde die schon bezeichnete Erhöhung der Entschädigungssumme festgestellt, endlich entbindet Sigismund die Einwohner der Mark von ihren ihm geschworenen Eiden und verweist sie auf Friedrich als ihrem neuen Erbherrn hin. Die Möglichkeit des Rückganges der Mark an das luxemburgische Geschlecht bestand auch jetzt noch, indeß die Ausführbarkeit war sehr erschwert, schon weil die für diesen

Fall zu zahlende Geldsumme sehr groß, so daß nicht zu ersehen war, wie Wenzel eine solche würde herbeischaffen können, fürs Andere fehlten Sigismund wie Wenzel die männlichen Erben.

So sehr nun aber auch Friedrich in Kostnitz von den Reichsangelegenheiten in Anspruch genommen war, so beschäftigte ihn daneben doch fortwährend die Sorge für die Mark. Der Widerstand in derselben war im Großen niedergeworfen worden, doch loderte bald hier, bald da die Flamme des Aufruhrs wieder empor, und fortwährende Wachsamkeit war nöthig. Der flüchtige Dietrich von Quitzow hatte bei den jungen Herzögen von Stettin, die am Kremmer Damme mit den Waffen in der Hand der Macht Friedrich's entgegengetreten waren, Aufnahme und Unterstützung gefunden. Von hier aus war er mit einer Schar in die Mark eingefallen und hatte die Stadt Nauen fast gänzlich in Asche gelegt, Vergeblich hoffte er indeß auf den Anschluß des übrigen, früher aufsässigen Adels, was ihn nun mit um so größerem Grimme gegen Friedrich erfüllte. Indem er seine Schar fortwährend vergrößerte, gelang es ihm endlich, die Herzöge zur Theilnahme an einem neuen Verwüstungszuge in die Mark zu bewegen. — Friedrich's Gemahlin, der zunächst die Sorge über die Mark anvertraut war, wandte sich an die Herzöge von Sachsen und Mecklenburg, die ihr Zuzug versprachen. Mehr aber noch als deren Zusage wirkte auf die Herzöge von Stettin das Eintreffen der Nachricht, daß Sigismund über sie die Reichsacht verhängt habe. Sie suchten um Aufschub nach und versprachen, Dietrich von Quitzow aus ihrem Lande zu verweisen. Letzteres geschah. Doch der ruhelose Empörer wußte sich in Mecklenburg Anhang zu verschaffen, und er bedrohte die Mark jetzt von dort aus.

Da kehrte Friedrich zurück. Es war am 18. Oktober 1415, als er in Begleitung seiner Gemahlin und einer Gesandtschaft Sigismund's in Berlin einzog und in dem „Hohen Hause" (es stand auf der Stelle des heutigen Lagerhauses) abstieg. Er war feierlich empfangen worden, und es wurde ihm hier die Erbhuldigung von den Ständen der Mark geleistet. Danach bereiste er das Land und nahm in verschiedenen Städten ebenfalls die Huldigung entgegen. Ueberall jauchzte man dem Befreier aus schweren Nöthen freudig zu — er hatte das Herz des Volkes gewonnen. Bewegt durch die ihm so vielfach gezeigte Anhänglichkeit, beschloß er, den in Ungnade gefallenen Rittern jetzt schon Verzeihung angedeihen zu lassen. Kaspar Gans von Putlitz, der seit zwei Jahren gefangen gehalten worden war, ward freigelassen, Wichard von Rochow erhielt das Erbe seiner Väter, das Schloß Golzow, Gebhard von Alvensleben den Pfandbesitz von Gardelegen zurück. Sie gelobten ihrem jetzigen Herrn allezeit treu und gewärtig zu sein.

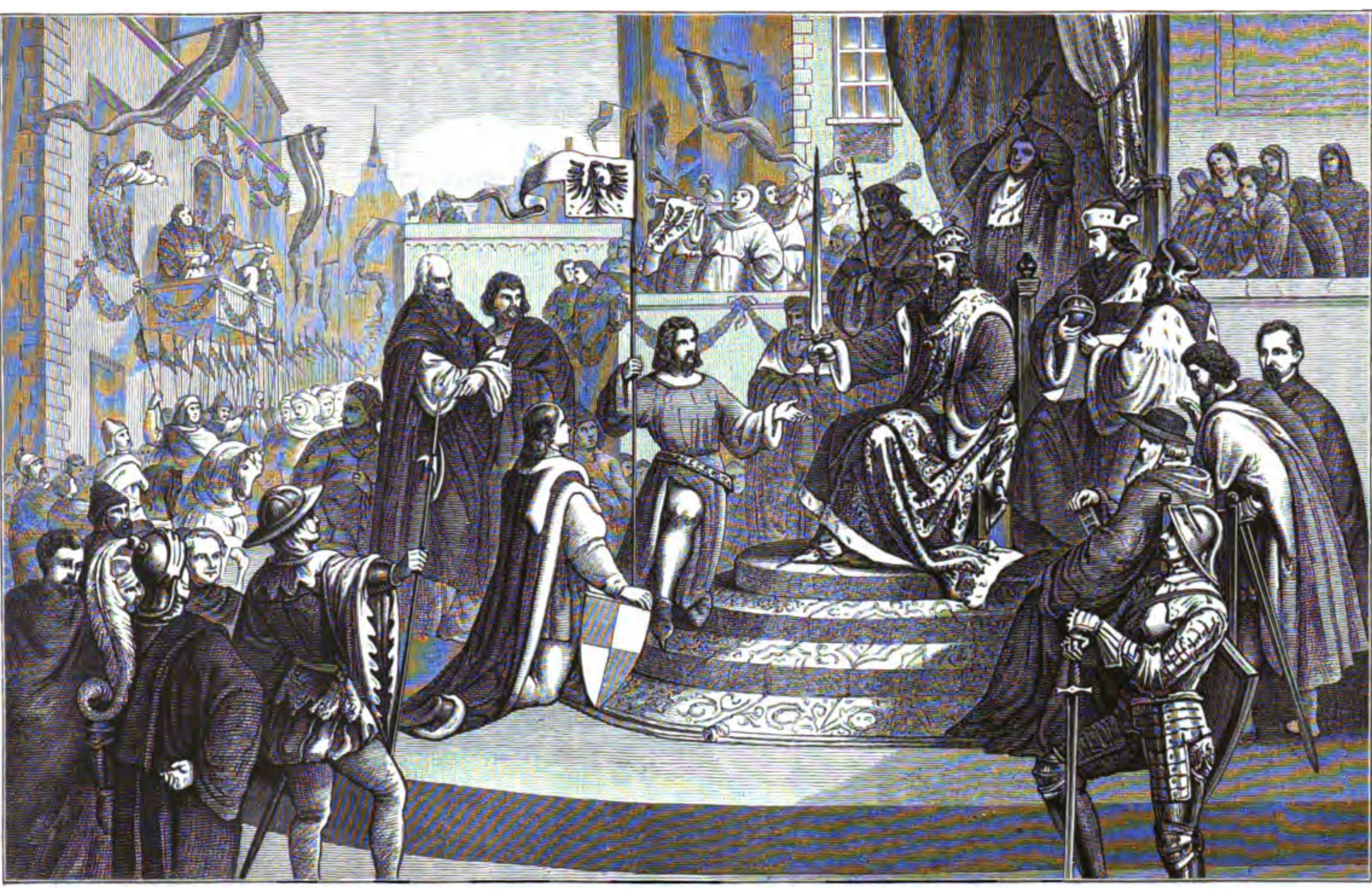
Aus dem Mecklenburgischen, wo er auch ausgewiesen ward, floh Dietrich von Quitzow zu dem Herzoge Erich von Braunschweig.

Nachdem Friedrich mit den Herzögen von Mecklenburg-Stargardt und mit denen von Schwerin Frieden geschlossen und die Reichsacht gegen die Herzöge von Stettin (sie hatten ihren Einfall in die Mark durch Abtretung eines Theils der Uckermark — gegen Pfandzahlung — gebüßt) als erloschen erklärt worden war, machte er sich wieder auf die Reise nach Kostnitz, wo immer noch die Kirchenversammlung tagte.

Friedrich war bereits, wie erzählt worden ist, im Besitze der Kurwürde; nur die förmliche Belehnung hatte noch nicht stattgefunden. Diese Belehnung sollte jetzt vor sich gehen, und es war zu dieser feierlichen Handlung der 18. April 1417 festgesetzt worden.

Die Chronik von Gebhard enthält eine Schilderung des Vorganges, die höchst anziehend ist, und die deshalb in ihren wesentlichen Theilen hier folgen möge:

„Am 18. April, da empfing der hochwürdige Herr, Herr Burggraf Friedrich von Nürnberg, Fürst, in der achten Stunde vor dem Imbiß sein Kurfürstenthum in der Mark Brandenburg an dem obern Markte zu Kostnitz. An demselben Markte war gezimmert an das hohe Haus (genannt zu dem Hasen) eine fast weite und breite Steege uff (eine Freitreppe) über das Gewölbe bis an die Stiegen und vor den Stiegen eine Ebene (ein ebener Raum), da wohl vierzig Mann mochten stehen.



Kurfürst Friedrich's I. Belehnung mit der Markgrafschaft Brandenburg. (Vom Rathhause zu Konstanz.)

„Die Ebene war oben verdeckt mit schönen güldenen Tüchern. Und war neben zu den beiden Wänden auch behängt mit güldenen Tüchern, Alles hoch empor. Und gegen der Mauer hing ein weit schön großes güldenes Tuch. Wenn Einer von der Erde auf sie sah, so wähnte er, es brenne Alles von Golde. Und auf der Ebene war ein hoher Sessel gemacht mit einem güldenen Kissen und darob ein klein gülden Tuch und hinten ein lasurblau Tuch mit Gold. Neben dem Sessel waren zwei Stühle gemacht, zu jedweder Seite einer, da wohl auf einem Stuhl vier Mann sitzen mochten, und waren die Stühle ein wenig niedriger als der Sessel des königlichen Stuhls. Und an demselben Tage früh zu des Tages Anfang, da ritten alle die Posauner, die da zu Kostnitz waren, durch die Stadt allenthalben und die Pfeifer. Und ritten alle mit ihnen des Burggrafen Diener und sonst viel Volks aller Herren, die ihm helfen wollten, und die ihm ihre Herren zu Ehren sandten. Und hatte ihr Jeglicher einen Stecken oder einen Trommel zur Hand, die da wohl eine Elle lang waren, und an jeglichem Stecken war vorn an ein rothes Fähnlein von wullnem rothen Tuch. Und führten zwei köstliche Ritter auf Rossen, der Eine ein Panier mit dem Wappen der Markgrafschaft zu Brandenburg, der Andre des Burggrafen Schild von Nürnberg. Das Reiten thäten sie an die drei Stunden durch die Stadt. Und an dem dritten Ritte, das war vor der neunten Stunde, da sammelten sie sich zusammen alle Fürsten, Kurfürsten, Herzöge, Grafen, Freyen, Ritter und Knechte, die ihm dienen wollten, und ritten für des Burggrafen Herberge auf dem Fischmarkte, vorn an für das Haus, das man nennt das hohe Haus, welches inne hatte Heinrich von Tettenkofen, Bürger zu Kostnitz. Und deren Jeglicher war ein Fürst, Herzog, Graf, Ritter oder Knecht, gab man Stecken mit solch rothem wullnen Fähnlein in die Hand. Und ritten mit ihm also die beiden kleinen Gäßlein aus hin, und durch die Mörder-Gassen und Neuen-Gassen und hernieder um Sanct-Pauls-Gassen inher an dem oberen Markt. Und man führte die zwei Panier allweg an den Spießen vor ihm. Und ward des reitenden Volks allsoviel, daß sie mußten halten an der Ring-Gassen. Ein Theil mußte die Sicht hinabreiten, ein Theil aber vor Sanct Lorenz. Dennoch waren der Rosse so viel, daß sie Sanct Pauls-Gassen auf ihn haben gedrängt in einander und für Sanct Pauls-Brunnen gesteckt in einander, daß Niemand zu Fuß dadurch hinkommen mocht. Und mochten die großen Herrn kaum an dem Markte bleiben vor großem Gedräng. Und alle Häuser und Dächer und alle Gugerlein, die da mochten an dem Markt sein, die waren alle voll Leute, Geistlich und Weltlich, Frauen und Männer, Alte und Junge, Juden und Jüdinnen und noch allerlei Leute. In dem allen Gedrang geschah Niemand nichts, da Niemand getretten, noch sonst Niemand betrübt ward. — Da nun Burggraf Friedrich von Nürnberg mit den Seinigen und den Panieren an den Markt also kam, da hielt er also still. Da ging unser Herr, der römische König, heraus in dem Haus zum hohen Hafen und setzte sich mitten in den Sessel.

„Und gingen ihm zwei Kardinäle nach und drei Bischöfe, nicht darum, daß er ihrer zu dem Lehn bedurfte, sondern sie wollten es durch Wunder schauen (sie wollten Zuschauer sein). Nach diesen ging sein oberster Kanzler. Da sie nun für den König kamen, hieß er einen Kardinal zu einer Seiten neben dem Sessel auf den Stuhl sitzen, und den andern Kardinal zur andern Seiten, und die Bischöfe hieß er sitzen neben die Kardinäle. Und hieß dem obersten Kanzler stehen hinter dem Kardinal zur rechten Hand. Der hatte einen besiegelten Brief in der Hand mit zwei Insiegeln. Und es hatte der König auf seinem Haupte eine guldene Krone mit eitelm Gulde. Und war angelegt als wie ein Evangelier, der das Evangelium singen will. Und also ward ihm von der Bühne gerufen, auf hin zu kommen. Da ging des Ersten auf hin Herzog Ludwig von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, und war angelegt als ein Letzner. Und trug in seiner Hand den Gilgen und das Scepter. Und stund hinter dem Kardinal zu der linken Seite und bot den Gilgen und Scepter hervor. Darnach ging Herzog Rudolf von Sachsen auf hin, und war auch angelegt als ein Letzner. Und hatte ein bloß Schwerdt in seiner Hand.

Wahlspruch des Kurfürsten:
Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht.



Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg.



„Und da er auf hin kam, da stellte er sich hinter den Kardinal zu der rechten Seite, zwischen den römischen König und Kanzler. Und nahm das bloße Schwerdt bei der Handhabe zwischen den Knopf und Gehülz und hob es hoch empor, und steckte die Spitze des Schwerdts in des Königs Haupt zu allervorderst in die Scheidel. Und hub das Schwerdt also still, alldieweil man den Brief las und das Lesen währet. Und um die Bühne saßen auch ein Kardinal und fünf Erzbischöfe und sonst andere Bischöfe.

„Darnach ging auf hin Burggraf Friedrich von Nürnberg und die zwei Ritter mit ihm, die das Panier trugen, Einer zu der einen Seiten, der Ander zu der andern Seiten. Und alsbald sie auf hin kamen zu der obersten Sprosse (Treppenstufe), da knieten sie alle drei nieder. Und stunden bald wieder auf und gingen für den römischen König und knieten abermals alle drei nieder. Und da hieß der König den Kanzler den Brief lesen, der sagte, was er dem heiligen römischen Reiche verbunden wäre zu thun, und was sein Amt wäre, und wie er wählen sollt, so das Reich besetzt wurd, und was er schwören sollte.

„Da nun der Brief gelesen war, sprach der römische König: Herr Kurfürst des heiligen römischen Reichs und lieber Oheim, wollt Ihr das schwören? — Da antwortete Burggraf Friedrich: Mächtiger König, gern! — Also waren die Leute allenthalben nun so züchtig und so still, daß man alles dieses wohl sehen und hören mochte. Und als er nun geschworen hatte, nahm unser Herr der römische König dem Ritter, der das Panier trug, daran war das Wappen Brandenburg, mit dem Speer aus des Ritters Hand und gab das mit seiner Hand in des Burggrafen Friedrich Hand. Darnach nahm er das Scepter, den Apfel mit dem Kreuz, aus Herzog Ludwig von Bayern, Pfalzgrafen bei Rhein Hand und gab ihn auch dem Burggrafen von Nürnberg. Und darnach nahm er das Panier, da die Wappen an waren von Nürnberg, aus des andern Ritters Hand in seine Hand und gab es in Burggraf Friedrich von Nürnbergs Hand. Da das geschah, da nahm erst Herzog Rudolf von Sachsen das bloße Schwerdt aus des Königs Haupt, und stund erst auf. Und fingen alle Pfeifer und Posauner an zu pfeifen und zu posaunen, so strenglich, daß Niemand sein eigen Wort mochte hören. Da er aber also belohnt wurde, da legte ihm Herzog Rudolf das Schwerdt in den Schooß und nahm es anstatt wieder und steckt es ihm wieder in sein Haupt. Und also ritt männiglich heim und zogen sich wieder ab, und aßen den Imbiß bei dem Burggrafen, die er dann geladen hatte. Und des Tages kamen zu dem Imbisse, die er geladen hatte, unser Herr der römische König, alle Kurfürsten, Herzöge, Grafen, Freyen, Ritter und Knechte, Erzbischöfe, Bischöfe und gelehrte Leute und alle Geistliche ohne die Kardinäle, die aßen mit keinem weltlichen Herren nicht. Des Tages begabte er den Kanzler, des Königs Thorhüter, alle Posauner und Spielleute."

Hiermit hatte Sigismund die Abtretung der Mark an das Geschlecht der Hohenzollern vor aller Welt feierlich anerkannt.

„Konstanz, die Stadt, im Festschmuck ihrer Zinnen,
Und auf dem Markt dort Kaiser Sigismund
Zu einem großen fürstlichen Beginnen —
Laut thut sein Wort er kund.

Vor ihm geneigt, empfängt aus seinen Händen
Der edle Zollernfürst sein nordisch Lehn.
Friedrich! Dein Stamm bringt Ruhms- und Segensspenden,
Laß Deine Banner wehn!

Laß hoch sie wehn auf neu erschloss'nen Bahnen!
Ob Haß und Neid sich scharen um dich her —
Erfüllen wird der Spruch sich hoher Ahnen,
Das Wort „vom Fels zum Meer!"

Erklärung der böhmischen Stände. Doch sehen wir jetzt, welchen Eindruck der gewaltsame Tod des Johann Huß und seines Freundes, des feurigen Hieronymus, der aus gleichen Ursachen zum Scheiterhaufen verdammt worden war, auf Böhmen machte.

Um die sich vorbereitende Bewegung, welche, einer verheerenden Feuersbrunst gleich, bald durch die Nacht des Aberglaubens leuchtete, zu verstehen, sei Folgendes vorausgeschickt.

Böhmen, namentlich Prag, war um diese Zeit der Hauptsitz der Bildung in Europa. Auf der in Prag von Karl VI. gestifteten und freigebig ausgestatteten Universität lehrten schon seit langer Zeit erleuchtete Männer, und es strömten, zumal bei dem Mangel an Bildungsanstalten in Deutschland, alle nach Aufklärung dürstenden Geister hierher. Die Universität zählte in der Regel gegen 7000 Hörer. Daher kam es, daß hier im Lichte der Wissenschaft eher als an anderen Orten des Deutschen Reiches kirchliche Irrthümer als solche erkannt wurden. Was Huß lehrte, war das, was Vieler Herzen in Böhmen bewegte. Nun waren unglücklicherweise nicht lange vor dem Beginn der Kirchenversammlung Nationalzwistigkeiten zwischen den deutschen und böhmischen Lehrern an der Universität zu Prag ausgebrochen. Die deutschen Lehrer waren an Zahl stärker als die böhmischen, daher Letztere bei Berathungen stets überstimmt wurden. Dadurch erbittert, wußten ihre Landsleute es durchzusetzen, daß Wenzel den böhmischen Lehrern an der Universität drei, allen Ausländern zusammen aber nur zwei Stimmen gab. Die Folge war, daß ein Theil der deutschen Lehrer und fünftausend Studenten auszogen. Die größere Zahl derselben ging nach Leipzig.

Als nun die Böhmen vernahmen, daß man den Papst Johann, der anerkanntermaßen ein Meuchelmörder war, und der sich außerdem noch anderer schwerer Verbrechen schuldig gemacht hatte, nur entsetzt, dagegen ihren frommen Huß verbrannt habe, entstand in den Kreisen aller Denkenden die größte Erbitterung, und auf einem allgemeinen Landtage, der mit Genehmigung des Königs zusammentrat, vereinten sich 150 der vornehmsten böhmischen und mährischen Herren zu folgender Erklärung an die Kirchenversammlung:

„Ihr habt den Johann Huß, diesen Lehrer des Wortes Gottes, unüberführt, auf falsche, lügenhafte Anklage seiner und des Reiches Böhmen Hauptfeinde hin verurtheilt und schmerzlich hingerichtet, zu unserer und des Vaterlandes ewiger Schmach. Wir betheuern hiermit öffentlich, daß Johann Huß ein rechtschaffener Mann und guter Katholik, ein aufrichtiger Feind aller Ketzerei war und nie etwas gegen die Kirche gelehrt hat, und erklären einen Jeden, weß Standes und Glaubens er sei, der da behauptet, daß in unserem Reiche kirchliche Irrthümer und Ketzereien wären, welche uns angesteckt hätten, den König Sigismund ausgenommen, den wir dessen für unschuldig halten, für einen niederträchtigen Schurken, Verräther des Reichs und selbst schändlichen Ketzer und des Teufels Kind, überlassen die Rache Gott und wollen unsere Sache bei dem künftigen Papste fortführen, jedoch unsere Prediger ohne Menschenfurcht bis aufs Blut schützen." — Damit war von Seiten Böhmens den Deutschen der Fehdehandschuh hingeworfen worden.

Diese Kriegserklärung war nicht das einzige Unheil, welches durch die Kirchenversammlung veranlaßt wurde. Von einer Reinigung der Kirche von Mißbräuchen aller Art war noch keine Rede gewesen, und doch dachte man schon an die Wahl eines neuen Papstes. Alle, denen es Ernst um die Besserung der kirchlichen Angelegenheiten war, drangen darauf, eine Papstwahl erst dann stattfinden zu lassen, wenn neue kirchliche Ordnungen eingeführt sein würden. Die Kardinäle indessen behaupteten, dies könne ohne einen Papst nicht geschehen. So ward Otto Colonna (Martin V.) gewählt. Kaum aber war die Wahl geschehen, so erklärte der neugewählte Papst, daß in Glaubenssachen nur das Kirchenoberhaupt, für jetzt also er, zu entscheiden habe, und damit hatte die Kirchenversammlung ihre Bedeutung verloren. Sie ging auch bald darauf auseinander.

Gutes war aus ihr auf geistlichem Gebiete nicht entsprossen; von dem Uebel, das sie bereitet hatte, und in das auch Sigismund und Friedrich verflochten wurden, soll in dem nächsten Abschnitte geredet werden.

Die hussitische Bewegung. Die böhmischen Stände, nachdem sie ihre geharnischte Erklärung erlassen hatten, schlossen, mit Genehmigung Wenzel's, ein Bündniß, vorläufig

auf sechs Jahre. Die Lehre des göttlichen Wortes sollte frei sein, päpstlicher Bann nicht beachtet werden. Dem gesetzmäßig gewählten Papste verpflichtete man sich zu gehorchen, so lange er nicht vom Worte Gottes abwiche. Der, welcher im Lande dem zuwiderhandeln würde, ward mit dem Verluste von Gut und Ehre bedroht. — In dieser Vereinigung lag der Kern der hussitischen Bewegung.

Hussiten und Papisten. Ihre papistischen Gegner im Lande, geringer an Zahl als sie, wurden von ihnen Mohammedaner genannt; sie selbst nannten sich nach Huß Hussiten oder auch Utraquisten, weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (sub utraque forma) genossen. Die Kirche reichte beim Abendmahle den Laien nur das Brot, nicht den Kelch; bei dieser Feier den Wein zu genießen, war ein Vorrecht der Priester.



Abendmahlsfeier der Hussiten im Felde. Nach Camphausen.

In Böhmen war, mit Huß' Billigung, dieser Gebrauch abgeschafft worden, und auch Laien empfingen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Die Kirchenversammlung hatte dies als ketzerisch verdammt; die Universität von Prag hingegen hielt die Darreichung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt aufrecht, und die Hussiten machten den Kelch zu ihrem Bundeszeichen. Die Geistlichen, die dem entgegen waren, wurden abgesetzt. Dies Alles geschah noch vor dem Schlusse der Kirchenversammlung in Kostnitz. — Auf der Seite der Hussiten standen Anfangs selbst König Wenzel und dessen Gemahlin.

Der Ingrimm des Volkes über den an Huß verübten Mord offenbarte sich bald in Thaten. Klöster wurden geplündert, Mönche und Nonnen gemißhandelt.

Friedrich, der auf seiner letzten Reise nach Kostnitz seinen Weg über Prag genommen und dort den Ursprung der Bewegung genauer kennen gelernt hatte, war weise genug, letztere nicht für ganz unberechtigt zu erklären. Daher empfahl er Mäßigung und versöhnliche Maßregeln. Es gelang ihm, eine Versöhnung Sigismund's mit Wenzel zu Stande

zu bringen. Bei der Kirchenversammlung dagegen fanden seine Worte keinen Eingang, die Böhmen wurden vielmehr mit dem Banne belegt. Damit goß man Oel in die Flamme: der Bann wurde offen verachtet, die Bewegung nahm einen heftigeren Charakter an.

Dies brachte Sigismund außer Fassung. Die Kirchenversammlung hatte nach seinem Wunsche die Schäden der Kirche heilen sollen, und nun sah er mit Schrecken, daß durch ihre Maßnahmen die Flammen des Aufruhrs in einem Lande aufloderten, welches er nach dem Tode seines Bruders zu erben hoffte. Was thun? Auf einer Seite mahnte sein treuer fürstlicher Freund Friedrich, dessen Rathschläge sich ihm schon so vielfach als segensreich erwiesen hatten, mit Schonung zu verfahren, auf der andern hetzte die Geistlichkeit und wurde in ihrer Forderung, die Ketzer mit Feuer und Schwert zu vertilgen, dringlicher. Wie die oben angeführte Erklärung der Stände erweist, hielten die Böhmen Anfangs noch zu ihm und legten den Tod des Johann Huß vornehmlich der Geistlichkeit zur Last. Die ihm günstige Stimmung hielt vor, bis Sigismund, zu seinem Schaden, sich von den Priestern dahin drängen ließ, die Böhmen mit Krieg zu bedrohen, falls sie sich nicht den Beschlüssen der Kirchenversammlung beugten. Papst Martin V. beschloß in Gemeinschaft mit der Kirchenversammlung, daß Diejenigen ebenfalls mit dem Feuertode bestraft werden sollten, die von der hussitischen Lehre nicht ließen. Von dem tieferen Sinne der Bewegung schien man keine Ahnung zu haben.

In Böhmen bildeten sich inzwischen kirchliche Parteien, deren eine so weit ging, daß sie das Fegefeuer, das Weihwasser, die Verehrung der Bilder und die Gebete für Verstorbene verwarf. Der schwache Wenzel vermochte der Bewegung nicht Herr zu bleiben. An die Spitze derselben hatte sich ein äußerst tapferer, verwegener Mann, Zizka, einer der Hofleute des Königs (wir haben ihn bereits in Preußen kennen gelernt), gestellt, der sich mit vierzigtausend Hussiten auf einem nahen Berge, den sie Tabor nannten, zum Genusse des Abendmahls unter beiderlei Gestalt vereinigte, weshalb sie späterhin auch den Namen Taboriten erhielten. Während jener Abendmahlsfeier geschah es, daß in der Stadt Hussiten von Mitgliedern der päpstlichen Partei gemißhandelt wurden. Kaum jedoch vernahmen die Hussiten, was geschehen war, so drangen sie mit Wuthgeschrei in Prag ein, stürmten das Rathhaus und stürzten die Rathsherren zu den Fenstern hinaus. Die Untenstehenden fingen sie mit Spießen auf und ermordeten sie. Nunmehr beschloß Wenzel, die Hussiten zu vertilgen; und bat seinen Bruder Sigismund um Hülfe. Plötzlich starb er.

Sigismund war berechtigter Erbe des Königreichs; die Böhmen wollten ihn nun aber nicht als ihren König anerkennen. Hatte er sich doch jetzt, gegen die Mahnungen Friedrich's, offen ihren Feinden zugesellt! Dazu tauchten Erinnerungen an Benachtheiligungen, die sie durch ihn erlitten hatten, wieder auf. Die Mark Brandenburg, sagten sie, sei von Kaiser Karl mit Böhmen vereint worden, er aber habe sie an Friedrich von Hohenzollern abgetreten. Das schäumende Meer des Aufruhrs schwoll höher und brauste nach allen Richtungen in das Land hinein. Klöster wurden geplündert und verwüstet, Mönche mißhandelt, Zierrathen der Kirchen zerstört. Auch die Anhänger des Papstes scharten sich zusammen und griffen zum Schwerte. Heftig wüthete der Bürgerkrieg in Böhmen.

Friedrich's fortgesetzte Bemühungen, Weltliches und Geistliches zu scheiden und zu verhindern, daß gegen die kirchliche Bewegung Schwertesgewalt angewandt werde, blieben ohne Erfolg. Sigismund hatte ihm zwar, ob er gleich der jüngste der Kurfürsten war, das höchste fürstliche Amt, das der Reichsstatthalterschaft, übertragen, was aufs Neue von der großen Achtung, in der Friedrich bei Allen stand, Zeugniß giebt; aber in Bezug auf die Behandlung der hussitischen Frage war es der Geistlichkeit vollständig gelungen, den Kaiser für ihre Auffassung zu gewinnen, und sie wußte ihn auch bei derselben festzuhalten. Er ließ einen Rathsmann in Breslau, der den Sätzen der Hussiten beistimmte, verbrennen, er ließ es geschehen, daß von der Geistlichkeit ein Kreuzzug gegen Böhmen gepredigt wurde. Das Schwert sollte den Riß der Kirche heilen.

Neue Unruhen in der Mark. Während der Vorbereitungen zum Kriege begleiten wir den Kurfürsten nach der Mark. Wahrlich, er hat der friedlichen Tage nicht viele in seinem Leben gehabt! Eine große Hülfe fand er bei seiner ihm an Gesinnung und Festigkeit gleichen Gemahlin, die unverzagten Herzens und klaren Blickes über seinem Werke wachte, wenn er nicht daheim war, und die ihn fortwährend durch klare Darstellungen über alle wichtigen Vorgänge in Kenntniß hielt. — Zunächst ist noch Einiges nachzuholen, was während seiner Abwesenheit in der Mark geschah.

Im Innern hatte sich das Raubritterthum von dem schweren Schlage, der es getroffen, noch nicht wieder erholt. Die üble Gesinnung wucherte weiter, aber der Muth zur That fehlte. Jedoch jenseit der Landesgrenzen meinte man den alten Gelüsten noch nachgehen zu können. So dachte man hüben und drüben, und bald lagen einzelne der raub- und rauflustigen Herren wieder in Fehde mit einander. Vorzüglich trieben ein Magdeburger Ritter, von Plotho, und von märkischer Seite ein jüngerer Gans zu Putlitz auf den Grenzgebieten ihr Unwesen und zwar dies trotz des Friedensvertrages, den Friedrich mit dem Erzbischofe von Magdeburg geschlossen hatte. Bald betheiligte sich Kaspar Gans zu Putlitz, der doch erst unlängst aus der Gefangenschaft entlassen war, in Gemeinschaft anderer Adeliger an der Fehde, und es ward das Magdeburgische Schloß Sandow erobert. Der Erzbischof kam mit 3000 Mann herzu, aber sein Versuch, das Schloß zurückzugewinnen, mißlang. Erbittert darüber, ließ er Hans von Quitzow, den er bis dahin gefangen gehalten hatte, frei, entbot Dietrich von Quitzow zu sich und hoffte nun, durch die Hülfe Beider Rache an den märkischen Edlen nehmen zu können. Die Quitzow's aber fragten nichts nach seinen Feindschaften, begannen ihr Werk auf eigene Hand zu treiben, und bald vernahm man wiederum von geplünderten und verheerten Dörfern. Mitten in diesem Treiben starb Dietrich eines plötzlichen Todes. Hans setzte seine Raubzüge fort, auch mühte er sich mehrmals, wiewol vergeblich, sich seines Schlosses Plaue wieder zu bemächtigen.

Von Friedrich's Seite, der um diese Zeit Kostnitz nicht verlassen konnte, geschah das Mögliche, jenen Unordnungen Einhalt zu thun. Der Erzbischof erhielt sein Schloß Sandow zurück, und es wurde der Friede zwischen ihm und Friedrich erneuert. Kaspar Gans entsagte dem ferneren Widerstande, andere Adelige aber, unterstützt von Hans von Quitzow, führten ihre Fehde fort. —

Gleichzeitig wurde von Norden her die Mark bedroht. Die beiden Pommernherzöge waren auch in Kostnitz gewesen und daselbst von Sigismund belehnt worden. Bei dieser Gelegenheit hatte Sigismund auf Antrag Friedrich's die Oberhoheit Brandenburgs über Pommern anerkannt, wodurch neue Erbitterung in den Herzögen gegen Friedrich entstanden war. Kaum waren sie in ihr Land zurückgekehrt, so verbanden sie sich mit den Herzögen von Mecklenburg und anderen nordischen Fürsten. Anlaß zum Streite ward gesucht und fand sich. So hatte die nördliche Mark neue schwere Heimsuchungen zu erdulden.

Um diese Zeit nun erschien Friedrich plötzlich in der Mitte seiner Unterthanen, griff sogleich zum Schwert, und schon am zehnten Tage war er im Besitze der beiden wichtigen Grenzfestungen Gorlosen und Dömitz. Nun rückte er gegen Angermünde vor. Die Stadt fiel nach kurzer Gegenwehr in seine Gewalt, die Burg hielt sich. Kasimir von Pommern und der Bischof von Kammin eilten zum Entsatze herbei. Während sie einen Angriff auf Friedrich ausführten, fand ein Ausfall aus der Burg gegen ihn statt. Friedrich schlug den Feind, machte viele Gefangene und eroberte die Burg. Nun erboten sich die Pommernherzöge, Friedrich's Oberhoheit anzuerkennen, wenn er ihnen Angermünde zurückgebe. Friedrich aber erklärte ihnen, daß er die Stadt als Ersatz für den von ihnen angerichteten Schaden behalten werde, und sie mußten sich damit zufrieden geben. Kaspar Gans zu Putlitz und einige andere märkische Edelleute hatten unter Friedrich's Fahnen gefochten und damit zum ersten Male durch Thaten von ihrer veränderten Gesinnung Zeugniß abgelegt.

Jetzt beschloß Friedrich, den Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, der ebenfalls der Mark Schaden zugefügt hatte, zu züchtigen. Diesem aber sowie seinen Freunden, den Herzögen von Mecklenburg, war der Muth entfallen; sie begehrten einen dreijährigen Waffenstillstand und Friedrich willigte in denselben. — Auch die Streitigkeiten märkischer und magdeburgischer Adeliger wurden beigelegt. Auch diese gelobten, von weiteren Fehden abzustehen.

Kaum war Friedrich zu seiner Gemahlin nach Tangermünde heimgekehrt, als eine Nachricht aus Franken kam, die ihm den Tod seines Bruders Johann meldete. Da dieser ohne Erben gestorben war, gelangte Friedrich in Besitz der gesammten fränkischen Lande. Gleichzeitig ward ihm Botschaft von Sigismund, der ihn dringend aufforderte, vor ihm zu erscheinen. Daher mußten sich Friedrich und Elisabeth nach kurzem Beisammensein wieder trennen; Friedrich begab sich zu Sigismund, Elisabeth dagegen mit ihrem ältesten Sohne Johann nach Franken, um an Stelle ihres Gemahls die Huldigung des Erblandes in Empfang zu nehmen und dasselbe zu verwalten, während bereits Ludwig der Bärtige sich rüstete, ihr den Besitz des Erbes streitig zu machen. Friedrich ging somit neuen Kämpfen entgegen.

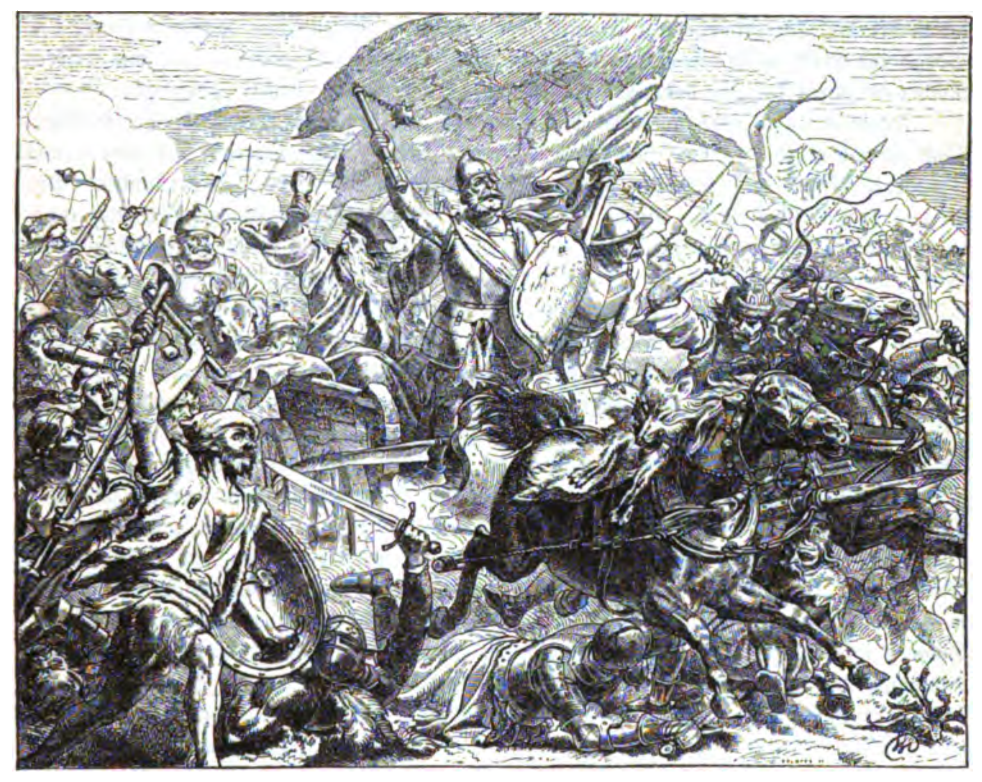
Der Hussitenkrieg. Sigismund hatte inzwischen seine Rüstungen gegen die Hussiten beendet. Nochmals suchte Friedrich vermittelnd einzuschreiten. Vergebens! Denn Sigismund erklärte in seinem Glaubenseifer den Böhmen, nur über die niedergerissenen Mauern seinen Einzug in Prag halten zu wollen. Nun trat für Friedrich zum ersten Male in seinem Leben der mißliche Umstand ein, einen Kampf auf sich nehmen zu müssen, den er innerlich mißbilligte. Doch er entzog sich seiner Pflicht als Reichsfürst nicht und folgte der Reichsarmee.

Sigismund hatte ein großes Heer zusammengebracht, das noch durch Friedrich's märkische und wendische Scharen verstärkt ward; diesem Heere gegenüber stand aber jetzt beinahe ein ganzes Volk in Waffen; erglühend für Freiheit und Glauben und geführt von tüchtigen Feldherren, wie Niclas von Hussinec, Zizka, Procop u. A. — Auch von anderen Gefahren sah sich das Reich bedroht. Die Türken und die Venetianer machten Miene, in Ungarn einzufallen; der Polenkönig Wladislaw (Jagels) grollte dem Kaiser, weil dieser einen Streit Polens mit dem Deutschen Orden zu Gunsten des letzteren entschieden hatte. Es war demnach auch ein kriegerisches Vorgehen von Seiten Polens zu befürchten.

Als die Böhmen vernahmen, Sigismund sei bereits bis Kuttenberg vorgedrungen, hielten sie es für gerathen, einen Friedensversuch zu machen. Sie sandten Botschaft an ihn und gaben die Bedingungen an, unter denen sie bereit seien, sich ihm zu unterwerfen. Sie verlangten: freie Lehre des göttlichen Wortes in böhmischer Sprache, Aufgabe der weltlichen Besitzungen seitens der Priester, strenge Ueberwachung des Lebenswandels derselben und gleiches Gericht für Geistliche und Weltliche. Der Kaiser aber wollte von keinen Unterhandlungen hören, er forderte unbedingte Unterwerfung. Darauf rüsteten sich die Böhmen zum äußersten Widerstande.

Während dies geschah, begannen die Deutschen Greuel aller Art gegen die hussitischen Ketzer auszuüben. Die Kreuzzugprediger gingen mit Ablaßversprechungen nicht sparsam um, und mancher fanatisch aufgeregte Deutsche suchte sich durch Mord und Brand das Anrecht auf die ewige Seligkeit zu erwerben. Hussitische Priester wurden verbrannt, Dörfer in Asche gelegt, Weiber und Kinder ermordet. Dies erweckte glühenden Rachedurst auf Seiten der Hussiten. Das in Hast befestigte Prag war mittlerweile von dem deutschen Heere eingeschlossen worden. Nach blutigen Anstrengungen wurden zwei Schlösser eingenommen, aber weiter kam man, trotz alles Blutvergießens, nicht. Noch einmal und leider wieder vergebens wurde dem Kaiser Unterwerfung bei Anerkennung der genannten Bedingungen geboten. Zizka schlug bei verschiedenen Zusammenstößen die Scharen der neuen Kreuzfahrer. Er hatte seit der Erstürmung des Schloßberges von Prag die ersten Kanonen in seine Gewalt bekommen und sich derselben mit Nutzen bedient, überhaupt eine neue wirksame Kampfweise in Anwendung gebracht. Das deutsche Heer begann Mangel zu leiden, und Sigismund sah sich endlich genöthigt, an den Rückzug zu denken. Er sah

sich genöthigt, Kirchen zu berauben, um das Heer zu bezahlen, mußte aber dennoch aus Mangel an Geldmitteln einen Theil seiner Truppen entlassen. So endete der erste Feldzug, ganz der Vorhersage Friedrich's gemäß. Dieser vergaß inzwischen seines Landes nicht. Die Neumark, die seit Jahrhunderten zu Brandenburg gehört hatte, befand sich im Besitze des Deutschen Ordens. Unterhandlungen mit den Deutschrittern, sie ihm gegen eine Pfandsumme wieder zu überlassen, waren erfolglos geblieben. Deshalb schloß Friedrich mit dem Großfürsten von Lithauen und dem Könige Wladislaw von Polen ein Bündniß gegen den Orden. In demselben wurde zugleich festgesetzt, daß Friedrich's Sohn (der nachmalige Kurfürst Friedrich II.) des Polenkönigs einzige Tochter zur Gemahlin nehmen, und daß im Falle, daß Wladislaw ohne männliche Erben stürbe, die Krone Polens und Lithauens auf ihn übergehen sollte. Der Prinz Friedrich, damals acht Jahre alt, wurde, um Sprache und Sitten der Polen kennen zu lernen, nach Krakau gesandt.



Zizka, der Anführer der Hussiten, in der Schlacht. Nach Camphausen.

Die guten Beziehungen Friedrich's zu Sigismund wurden durch dies Bündniß getrübt. Noch Anderes kam dazu. Mit Albrecht III. erlosch die Kurlinie des anhaltischen Hauses in Sachsen. Weil dies Land früher zu Brandenburg gehört hatte und Friedrich's Sohn Johann mit der Tochter des verstorbenen Albrecht vermählt war, besetzte Friedrich das Land. Der Kaiser erkannte aber des Kurfürsten Recht nicht an, und dieser mußte auf den Besitz des Landes verzichten.

Dies Alles wirkte erkältend auf das Verhältniß Friedrich's zu Sigismund. Dessenungeachtet zog sich Friedrich jetzt, in der Stunde der Gefahr, nicht vom Kaiser zurück, sondern strebte nach wie vor dahin, eine besonnenere Haltung in der hussitischen Frage zur Geltung zu bringen. Es gelang ihm auch wirklich, im Hinblick auf die glücklichen Erfolge der hussitischen Kriegsführung, Sigismund dahin zu bringen, daß er beschloß, die Ordnung

der Kirchenangelegenheiten einer neuen Kirchenversammlung zu überlassen. Als aber der hussitische Heerführer starb, entschied sich Sigismund wieder für Anwendung der Gewalt. Nun ergossen sich, verheerenden Lavaströmen gleich, zahlreiche Heere der Hussiten in die Länder der Fürsten, die sich gegen sie verbunden und ihnen den Krieg ins Land getragen hatten.

Friedrich, Feldhauptmann. Friedrich war indeß von den Reichsständen zum obersten Feldhauptmann erwählt worden, und er hatte dies Amt übernommen, jedoch nur aus Pflichtgefühl, nicht im Glauben an das Gelingen seiner Mission. Jetzt galt es, den Brand zu löschen. Die Heere aber, die er zu führen hatte, waren den für ihre Sache glühenden Feinden nicht gewachsen, und so vermochte auch er die Fortschritte seiner Feinde nicht zu hemmen. Diese wütheten in den überfallenen Landstrichen in der grausamsten Weise. Auch die Mark ward von denselben heimgesucht und Mord, Brand und Raub von ihnen bis in die Mittelmark und Neumark hineingetragen. Nochmals kam ein deutsches Heer zusammen, und Friedrich rückte den Hussiten bis vor Teplitz entgegen. Aber was vermochte die Tapferkeit eines Mannes, der nur über ein von den deutschen Fürsten in Sorge und Hast zusammengewürfeltes Heer gebot? Als die Hussitenscharen mit wildem Racherufe gegen dasselbe dahergebraust kamen, da stob es wie Spreu auseinander.

Friedrich, als Feldhauptmann der Deutschen, traf zumeist der Haß der Hussiten. Noch einmal ward die Mark von ihnen verheert, Lebus, Müncheberg, Strausberg und Landsberg gingen in Feuer und Rauch auf, Frankfurt und Bernau widerstanden. Vor Bernau lagerte Prokop der Große (1432). Der tapfere Widerstand der Bernauer reizte ihn zu immer heftigeren Angriffen — nahe war die Stadt dem Falle. Da erschien der Retter, der Kurprinz Friedrich, den wir elf Jahre früher nach Krakau gehen sahen, und der jetzt zu einem heldenhaften Jünglinge herangereift war. Die Bernauer wagten einen Ausfall, und die Hussiten, von zwei Seiten angegriffen, wurden in die Flucht geschlagen. Noch heut zeigt Bernau erbeutete Waffen der grimmen Feinde.

Wie die Mark, ward auch Franken von anderen hussitischen Scharen verheert.

Nur zu sehr hatte es sich gezeigt, daß Friedrich die hussitische Frage von Anfang an richtig aufgefaßt hatte. Jetzt erklärte er geradezu, „daß die Böhmen nach einem unerforschlichen Rathschlusse Gottes mit den Waffen nicht überwunden werden könnten.“ Mit ihm waren alle Einsichtigen gegen die Wiederaufnahme des Kampfes, und es wurden auf seinen Betrieb hussitische Abgeordnete auf der Kirchenversammlung zu Basel gehört. Endlich kam ein dem Kaiser genehmer Friede zu Stande. Die vier früher so schnöde verworfenen Prager Artikel wurden mit einigen Beschränkungen angenommen und damit die Böhmen wieder als zur christlichen Kirche gehörig anerkannt. Sigismund empfing jetzt die Huldigung der böhmischen Stände; doch schon ein Jahr nachher (1437) starb er.

Friedrich's letzte Zeit. Die letzten Lebensjahre waren für Friedrich, doch keineswegs für ihn damit friedliche Zeiten angebrochen, in denen er sein Schwert hätte aus der Hand legen dürfen. Ehe er jedoch den heimischen Verwicklungen entgegen zu treten vermochte, galt es, sich an der Wahl eines deutschen Oberhauptes zu betheiligen. Er erschien auf dem Reichstage mit seinen drei ältesten Söhnen Johann, Friedrich und Albrecht. Viele sahen in ihm den neuen Kaiser. „Friedrich“, sagt Eberhard Windeck, „kam mit seinen drei herrlichen Söhnen, und es war viel davon Rede, daß er oder seiner Söhne Einer gewählt werden sollte.“ Friedrich bewarb sich aber nicht um die Krone. Er lenkte vielmehr die Aufmerksamkeit auf den tapferen, jugendlichen Albrecht von Oesterreich, und es gelang ihm, dessen Wahl durchzusetzen (1438). Ein späterer Schriftsteller sagt:

„Wie vormals jener Burggraf Friedrich von Nürnberg bei der Wahl Rudolf's I. (von Habsburg) thätig gewesen, so ist auch sein biederer Nachkomme, der Kurfürst Friedrich, gegen Albrecht zurückgestanden und hat ihm bald wesentliche Dienste erwiesen.“

Die Kraft und Zeit, die ihm Gott noch verleihen würde, gedachte Friedrich Franken und der seinem Hause nun erb- und eigenthümlich angehörenden Mark zuzuwenden.

Unter der Regierung der Luxemburger hatten die Pommern einen Gebietstheil, die Uckermark, an sich gerissen. Friedliche Versuche Friedrich's, die Pommernherzöge zur Abtretung des streitigen Landstriches zu bewegen, blieben erfolglos; es kam daher zur Fehde. Friedrich gewann die Uckermark zurück, bis auf einige Stücke, deren Eroberung seinem tapfern Sohne Friedrich vorbehalten blieb.

Kaiser Albrecht starb nach zweijähriger ruhmreicher Regierung. Bei der neuen Kaiserwahl lenkten viele Fürsten ihre Aufmerksamkeit auf den Vetter und Erben des verstorbenen Kaisers, Friedrich von Steiermark. Da dieser jedoch, wie eine Chronik sagt, „ein ruheliebender und bedächtiger Herr war", das Deutsche Reich sich aber in fortschreitendem Verfalle befand, daher eines thatkräftigen, kühnen Oberhauptes bedurfte, so war Friedrich gegen die Wahl des Genannten. Doch zum Schaden des Deutschen Reiches fand seine Stimme kein Gehör, und auch er stimmte endlich, als nichts mehr zu ändern war, für Friedrich.

Die Stunde seines Todes nahte. Ihm galt es nur noch, sein Haus zu bestellen und sich dann, nach einem Leben voll schwerer Mühen, zum Heimgange anzuschicken. Er versammelte auf der Kadolzburg in Franken seine vier Söhne um sich, um wegen der Erbtheilung das Nöthige anzuordnen. Von dem Geiste, der ihn in der letzten Zeit seines Lebens beseelte, giebt der Eingang zu seinem Testamente Zeugniß. Dasselbe beginnt mit dem Hinweise, daß nichts gewisser sei, als der Tod, die Zeit des Todes aber ungewiß, daher nichts so nothwendig, als daß der Mensch mit allem Fleiße seine Sache bestelle, um mit guter Zuversicht seine Seele Gott zu überantworten und zu seligem Scheiden sich zu bereiten. Sein Begräbniß solle im Kloster Heilsbronn stattfinden und zwar in demüthiger Form, man solle ihn bestatten in leinenem Tuche, ohne hoffärtigen Prunk, der Gottes Ehre zuwider sei. Wenn er bei seinen Lebzeiten seine armen Leute und Unterthanen mit Steuern beschwert habe, so sollten seine Söhne und Erben deß gedenken und es nach Möglichkeit und mit gutem Willen gut zu machen suchen. Seine Gemahlin und seine Söhne sollten für ihn eine ewige Messe stiften. Außerdem legt er seinen Söhnen noch besondere Verpflichtungen auf, z. B. der Stadt Berlin das Kupfer für die Glocken wieder zu erstatten, die er (in der Fehde gegen die Quitzow's) nothgedrungen genommen, um Donnerbüchsen daraus gießen zu lassen. Der „Ordnung" gemäß, die er über die Vertheilung des Erbes aufsetzte, sollte nicht Johann, der älteste seiner Söhne, sondern Friedrich, sein zweiter Sohn, die Kurmark Brandenburg nebst der Erzkämmererwürde erhalten. Diese Bestimmung traf er, nicht weil er seinen ältesten Sohn weniger liebte als den zweiten, sondern weil er, echt fürstlichen Sinnes, dem Wohle des Landes jede andere Rücksicht unterordnete. Johann, wegen seiner Beschäftigung mit der Wissenschaft der Alchymist genannt, hatte mehr Sinn für ein beschauliches Leben, Friedrich dagegen war kräftigen Geistes und festen Willens, daher vor Allen geeignet, den Gefahren die Stirn zu bieten, die, aller Voraussicht nach, die Mark noch bedrohen würden. Johann und Albrecht erhielten Franken, der jüngste Bruder, der auch den Namen Friedrich führte, die Altmark und die Priegnitz.

Droysen sagt in seiner „Geschichte der Preußischen Politik" darüber: „Wenn die Brüder erklären, „„daß sie auf ihren lieben Herrn und Vater kommen und gangen sind, wie er sie ordnet, setzet und theilet, und wie er itz gethan, das wollen sie ihm ohne alles Widersprechen folgen und gehorsam sein"", so hat die Folgezeit dieses Versprechen vollkommen bewährt. Des Vaters Wort gilt bei den Söhnen weit über seinen Tod hinaus; in den vertraulichsten Erwägungen unter sich oder mit ihren Räthen kommen sie darauf zurück, was „„unser Vater seliger"" zu sagen pflegte, was er in ähnlichen Fällen gethan haben würde; seinen Fußstapfen zu folgen, an der Herrschaft in seinem Geiste fortzuarbeiten, das ist es, was sie als ihre Pflicht fühlen. So verschieden sie an Geist und Gemüth sind, in diesem Sinne sind sie einig und einander treu. Es ist ein in jener Zeit so gut wie unerhörtes Beispiel, daß in den Fürstenhäusern zwischen theilenden Brüdern nicht Haß und Hader erwächst. Während sich das Wittelsbach'sche Haus in ruchlosem Hader zerfleischt,

während die Wettiner in Sachsen ihre junge Kraft in Bruderkriegen lähmen, stehen die Hohenzollern'schen Brüder in guten und bösen Tage schlicht und fest bei einander. Mindestens in diesem Sinne ist das Wort richtig, das einer ihrer Räthe, sie mit den Fürsten umher vergleichend, gesagt hat: „„Nachdem diese Herrschaft aufgekommen, bisher gestanden hat und noch besteht, sind sie zwischen Dorn und Disteln aufgewachsen als Rosen und gute Blumen zwischen Dorn und Disteln.““

Friedrich starb auf der Burg Kadolzburg eines sanften Todes (1440). Feierlich ward die fürstliche Leiche zu Heilsbronn beigesetzt. Graf Wilhelm von Oettingen trug das brandenburgische Banner, Graf Wilhelm von Kastell das Banner des Burggrafenthums Nürnberg, Ulrich von Rechberg das Zollern'sche Panier und Hans von Wallenrod die Blutfahne. Ritter, zu Zweien, schlossen sich dem Zuge an und trugen die Schilde von Brandenburg, Nürnberg und Zollern. Zuletzt folgten acht, von Rittern geführte geharnischte Rosse.

Auch aus der letzten Zeit Elisabeth's, der liebevollen und verständigen Gemahlin Friedrich's, haben wir noch Rühmliches zu berichten und zwar dies auf Grund von Urkunden, die erst in neuester Zeit zur Veröffentlichung gelangt sind. Um der Aufgabe, die das Geschick ihm auferlegt hatte, zu genügen, hatte sich Friedrich aus seinem Hausgute so schwere Opfer auferlegen müssen, daß die Hinterlassenschaft an seine Söhne nur eine geringe war. Da war es nun die fürsorgende Mutter, die den finanziellen Bedrängnissen der Söhne Abhülfe gewährte. Sie überließ denselben gegen ein Jahrgeld die ihr von ihrem Gemahl als Witthum verschriebenen Güter, gab ihnen ihr Vermögen, das sie von ihrem Vater, dem Herzog von Bayern-Landshut, geerbt hatte, und überließ endlich ihrem Sohne Albrecht Kadolzburg, ihren Wittwensitz. In ihrer Verschreibung bekennt sie sich zu dem echt Hohenzollern'schen Grundsatz des Zusammenhaltens aller Machtmittel, indem sie sagt: „Wir haben wohl bedacht den Spruch der weisen Lehrer, wie eine jegliche Kraft bei- und miteinander zusammen stärker und kräftiger ist, denn so sie getheilt und zerstreut wird" — eine Regel der politischen Weisheit, wie sie Albrecht Achill später durch das von ihm erlassene Hausgesetz trefflich zur Anwendung brachte. — Elisabeth starb schon zwei Jahre nach dem Heimgang ihres Gemahls, an dessen Seite sie ihre Ruhestätte fand.

Rückblick. Werfen wir auf den Gang der Geschichte Brandenburgs einen Blick zurück!

In den frühesten Zeiten war das Land von Deutschen bewohnt. Während der Völkerwanderung rückten die Slaven ein. Von der Zeit Karl's des Großen an wurden unablässig Versuche gemacht, Brandenburg dem Deutschen Reiche wieder zu erobern. Endlich gelang es dem tapfern Askanier Albrecht dem Bären, festen Fuß in der Mark zu fassen. Damit war das Land für immer dem Christenthume und dem Deutschthume gewonnen. In dem Regimente des tapfern, edlen Fürstengeschlechts der Askanier tritt das Streben klar hervor, die Mark zu einem großen deutschen Nordreiche zu erweitern. Plötzlich erlischt der fürstliche Stamm, und für die Mark kommt unter den bayerischen und luxemburgischen Fürsten ein Jahrhundert des Verfalls. Alle Uebel Deutschlands treten am stärksten in der Mark hervor — sie ist das kränkste Glied des deutschen Reichskörpers, so elend, „daß Niemand sie hat haben wollen." — Sie vor dem gänzlichen Untergange zu retten, übernimmt der edelste der damaligen deutschen Fürsten, Burggraf Friedrich, die Herrschaft über dieselbe. Was er gethan — der Leser weiß es. Wieder ist ein Fels der Gesetzlichkeit hier gegründet, den dunklen, gesetzlosen Mächten der geweihte Boden entrissen worden. Das Hohenzollernbanner wird das Zeichen, daß fremde Willkür nicht mehr walten soll im Lande, und daß, wo sie sich zeigt, sie niedergeworfen werden solle.



Heimkehr von der Jagd. Zeichnung von B. Mörlins.

Zweites Buch.

Vom Tode Friedrich's bis zum Beginn der Reformation.

Die Stadt Berlin.

Ehe wir die Geschichte des Landes weiter verfolgen, erscheint es nothwendig, den Lesern ein Bild der Hauptstadt der Marken zu geben.

Ueber Ursprung, Alter und Namen Berlins ist viel gefabelt worden, bis neuerdings zuverlässige Forscher (Klöden, Fidicin und Adler) ein, wie es scheint, abschließendes Urtheil festgestellt haben. Ob in grauester Vorzeit schon Semnonen, ob später erst Wenden hier ihre Lehm- und Strohhütten aufgeschlagen haben, ist nicht zu ermitteln gewesen. Die Bildung der Flußufer ist derartig, daß ein Uebergang leicht war, daher wol eine Verkehrsstraße hier schon seit dem grauen Alterthume bestand. War dies der Fall, so mochten wol auch Leute hier ihre Wohnstätten aufgeschlagen haben.

Zunächst ist festzuhalten, daß das heutige Berlin aus der Vereinigung zweier durch die Spree getrennten Städte, Cöln und Berlin, entstanden ist.

Cöln nannten die Wenden jeden aus Sumpf und Wasser sich erhebenden Hügel; wie denn heut noch inselartige Hügel von den slavischen Bewohnern des Spreewaldes Kollen oder Kullen genannt werden. Ein solcher Hügel war der Boden der früheren Stadt Cöln. Seine bedeutendste Erhebung befand sich in der Gegend des heutigen Petriplatzes; die Abflachung erfolgte nach und nach. Das von beiden Armen der Spree umflossene Cöln

gehörte zum Lande Teltow, mit dem es durch ein Damm- und Brückenwerk verbunden war; das gegenüberliegende Spreeufer, auf dem sich später Berlin erhob, gehörte zu dem Lande Barnim. (Es wurde schon früher darauf hingewiesen, daß die Namen Teltow und Barnim wahrscheinlich bis in die Zeit der Semnonen hinaufreichen.)

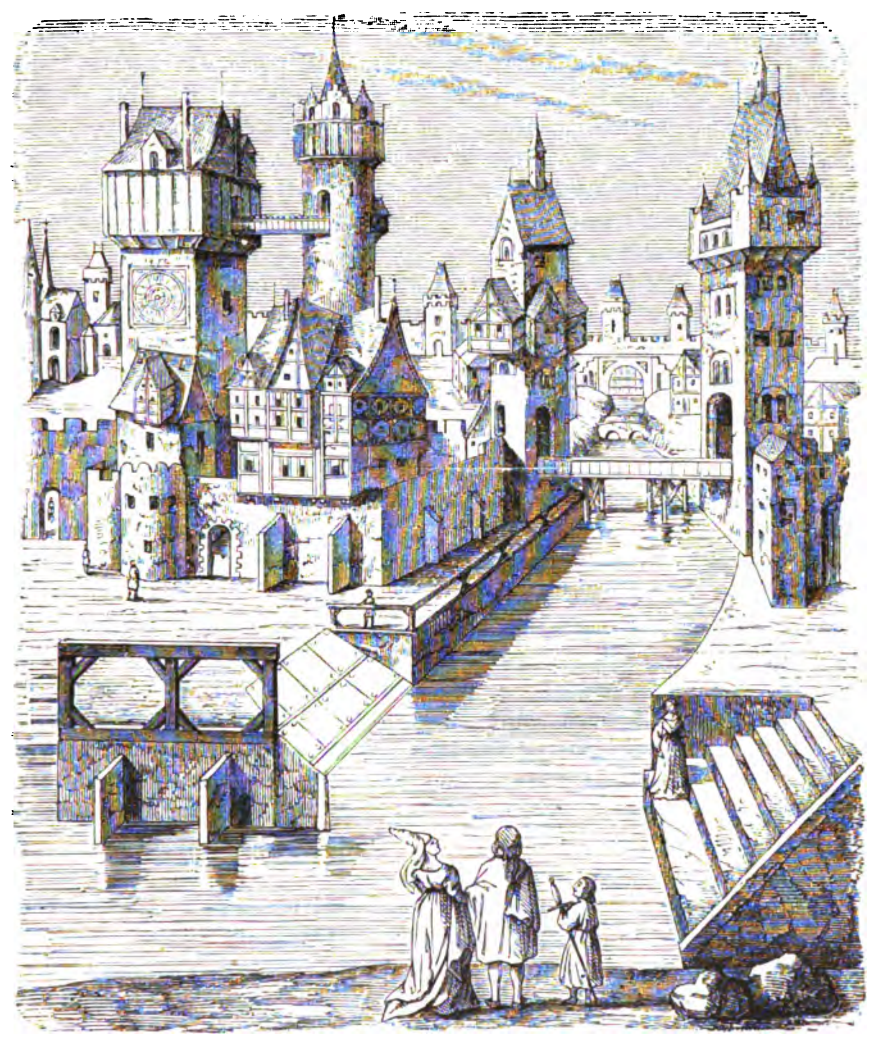
Als nun Albrecht der Bär nach der Eroberung der Stadt Brandenburg seine Macht nach dem Osten auszudehnen suchte, rückte er dem wendischen Orte Cöln immer näher. Spuren von Befestigungen, die heut noch zwischen Spandau und Berlin vorhanden sind, deuten darauf hin, daß um den Besitz des Landes hier gekämpft ward. Belieh Albrecht doch auch die Tempelritter ganz in der Nähe von Berlin mit Gütern. Endlich ward Cöln — damals ein wendisches Dorf — erreicht und eingenommen. Die Deutschen behaupteten sich hier und bauten — auf dem heutigen Petriplatze — eine dem heiligen Petrus (dem Schutzheiligen der Fischer) geweihte Kirche. Durch deutsche Ansiedler, die herangezogen wurden, vergrößerte sich Cöln und ward im Jahre 1232 zur Stadt erhoben. Aber auf dem gegenüberliegenden Ufer müssen sich ebenfalls deutsche Ansiedler lange vorher schon festgesetzt haben, denn zwölf Jahre später (1244) tritt hier unter dem Namen Berlin ein neuer Ort als Sitz eines Propstes auf, und es wird derselbe acht Jahre danach (1252) bereits als Rechtsstadt für Frankfurt a. O. bezeichnet, das um diese Zeit zu einer Stadt erhoben ward. Nicht lange darauf finden wir in Berlin eine dem heiligen Nikolaus, dem Schutzheiligen der Schiffer und Kaufleute, geweihte Kirche, wie auch einen neuen Markt und eine zweite Kirche. Schon um diese Zeit war Berlin in seiner Ausdehnung größer als Cöln. Wahrscheinlich erhielt Berlin etwa um das Jahr 1240 sein Stadtrecht, also um dieselbe Zeit, in welcher der Hansabund gegründet ward.

Cöln und Berlin, nur durch die schmale Spree getrennt, hatten nicht gleiche Rechte. Erst am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts (1307) vereinigten sie sich zu einer einzigen Stadt, indem die Einwohnerschaften beschlossen, eine gemeinschaftliche Rechtspflege und Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten herzustellen, die Befestigung der vereinten Städte gemeinsam zu betreiben, ihre Besitzungen zusammen zu thun und Freud und Leid mit einander zu theilen.

Nun wurde für die gemeinschaftliche Verwaltung ein Rath von zwölf Rathsmännern und drei Aldermännern gewählt, und zwar aus Berlin, als der größeren Stadt, acht Rathmänner und zwei Aldermänner, und aus Cöln vier Rathsmänner und ein Aldermann. Ferner wurden von den sieben gemeinschaftlichen Schöffen vier aus Berlin und drei aus Cöln gewählt. (Das Schöffen- oder Schöppengericht war ein Ueberrest des altgermanischen Geschworenengerichts.) Um die Obrigkeit aus Männern zusammenzusetzen, die möglichst gleichmäßig das Wohl beider Städte im Auge hätten, ward die Bestimmung getroffen, daß die Cölner die Rathsmänner und Schöffen aus Berlin, die Berliner die gleichen Männer aus Cöln zu wählen hatten. Jährlich schied der dritte Theil der Rathsherren aus und es wurden an Stelle derselben neue gewählt. Die Amtszeit der Schöffen dauerte drei Jahre. An ihrer Spitze stand der von dem Landesherrn mit dem Richteramte belehnte Schultheiß. Als Recht galt vor dem Berliner Stuhl das „Magdeburgische Recht“, später der „Sachsenspiegel“ und der „Richtsteig“. Wer mit dem Spruche des Schöffengerichts nicht zufrieden war, konnte sich klagend an die „Klinke“ (den Schöppenstuhl) zu Altstadt-Brandenburg wenden.

Dem Rathe standen Kämmerer und Baumeister zur Seite, ein Stadtschreiber hatte alle Schreiben auszufertigen und die Stadtbücher zu führen. Sein Gehalt war: fünf Schock Groschen des Jahres, ein Schilling und fünfzehn Groschen zum Sommer- und Wintergewande, fünfundzwanzig Schillinge vom ausgeschriebenen Schosse, drei Pfennige von jeder Bürgeraufnahme, drei Pfennige für das Einschreiben eines Kaufes in das Stadtbuch und für das Siegeln des Weines, der von dem Rath als gut befunden war, ein Quart von jedem Faß.

Außerdem gab es einen Marktmeister, ferner — der Zahl der Thore entsprechend — in Berlin drei und in Cöln zwei Thorwächter, einen Heidewärter, Wagenknechte, Kuh- und Pferdehirten, einen Todtengräber und einen Büttel. Letzterer hatte zugleich für die Reinigung der Straßen und Plätze der Stadt zu sorgen. Dafür empfing er von jedem Bürger jährlich einen Pfennig. Aus der Stadtkasse dagegen erhielt er: „für Enthaupten, Henken und Lebendigbegraben 5, für Schlechtbrennen und Brandmarken 6, Jemand in einer Küpe zu braten 10 Schillinge, für das Stäupen 10 Pfennige.“



Stadtbild aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Der Erweiterung Cölns standen Naturhindernisse entgegen — Wasser und Sumpf — alle neuen Ansiedler bauten sich demnach schon aus diesem Grunde in Berlin an. Auch die Markgrafen besaßen bereits ein Wohnhaus in der Klosterstraße, und wie wichtig ihnen Berlin erschien, erhellt aus dem Umstande, daß hier im Jahre 1286 die Stände des Landes zu einem großen Landtage versammelt wurden. Es wird dem Leser erinnerlich sein, daß die Askanier Anfangs Brandenburg zur Hauptstadt des Landes erhoben. Jetzt wurde Berlin als das Haupt aller Städte der Mark betrachtet, Cöln galt bereits als ein bloßer Stadttheil Berlins.

Im Jahre 1289 erhielt die Stadt das Niederlagsrecht (das Recht, von Kaufmannswaaren, die in Berlin lagerten, Zoll zu erheben), ebenso den Budenzoll und den Zoll auf Schiffe und Floßholz. Im Jahre 1319 wußte sich Berlin das Münzrecht zu erwerben. Man prägte zuerst Bracteaten, auch Hohlpfennige und Blechpfennige genannt. Es waren dies dünne, nur auf einer Seite geprägte Münzen aus Silberblech, die das Bild des Schutzheiligen trugen. Dann wurden Denare, Pfennige (nach Pfunden berechnet) und Finkenaugen (es gingen sechsunddreißig auf einen Gulden) geprägt. Später kamen noch Scherpfennige oder halbe Pfennige hinzu, wie auch Prager Groschen. Vierundsechzig Prager Groschen machten eine Mark.

Im Jahre 1308 — beim Beginne der Regierung Waldemar's, des letzten Askaniers, entbot Berlin die mächtigsten Städte des Landes zu sich, um mit ihnen in Berathungen über die Aufrechthaltung des Landfriedens zu treten. Schon aus diesem Umstande erhellt, welches Ansehen die Stadt bereits gewonnen hatte. Das war der Anfang des Städtebundes in der Mark, dessen Haupt Berlin lange Zeit blieb, eines Bundes, der sich in der schweren Zeit unter den Bayern und Luxemburgern als der einzige Schutz gegen die Gefahren des Fehdewesens bewies.

Der Kaland. Es ist hier der Ort, etwas von der geistlichen Brüderschaft „der Kaland“ zu sagen, der einen Hauptort in Berlin hatte. Was war der Zweck dieser Brüderschaft? Darauf antwortet die Bestätigungsurkunde derselben, ausgefertigt von einem Bischofe zu Brandenburg, Folgendes: „Da viele heimatslose und schwache Priester, ohne Unterhalt, Obdach und fast von aller menschlichen Hülfe verlassen, auf den Kirchhöfen von Berlin und Cöln sich aufhielten und aus Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen vor Hunger, Durst und Kälte fast umkämen; da sie, wenn dies geschehen sei, in der dürftigsten Weise, als ob sie nicht Priester und mit dem heiligen Oele gesalbt gewesen seien, ohne alles Ceremoniell beerdigt würden, so wären einige Weltgeistliche jener Städte, von Mitleiden bewegt, zusammengetreten, um sich solcher Unglücklichen zu erbarmen und um nach Forderung der Menschlichkeit ihnen, so viel sie nur könnten, im Leben und im Tode Beistand zu leisten. Auch hätten diese zur Aufbringung der Kosten eine nach gewissen Gesetzen handelnde Gesellschaft eingerichtet, und dieselbe Elendsgilde oder die Brüderschaft der heimatslosen Priester in der Propstei zu Berlin genannt.“ — Hier wird die Brüderschaft Elendsgilde genannt. Den Namen Kalandsbrüderschaft deutet man dahin, daß die Brüderschaft sich am ersten Tage jeden Monats (im römischen Kalender Calendä genannt) versammelt haben soll. Ob dem so war, ist noch nicht erwiesen. Der Zweck, den die Brüderschaft sich vorgesetzt hatte, war gewiß ein löblicher. Die Kalandsbrüderschaft kam bald zu Mitteln, sich Grundstücke zu erwerben, Priesterstellen und Altäre zu stiften. In der Nikolaikirche hatte sie sieben Altäre und eine Kapelle, in der Petrikirche zwei und in der Marienkirche drei Altäre, deren Stiftung und Unterhalt reichliche Mittel voraussetzten. Die Brüderschaft besaß, wie es scheint, in der ersten Zeit ein Haus in der heutigen Brauhausgasse; später erwarb sie sich einen ansehnlichen Hof in der Klosterstraße, der noch heute Kalandshof heißt. Dort fanden die Versammlungen statt. Jedem, der an den Seelenmessen für die verstorbenen Brüder Theil nahm, mochte er nun ein Mitglied des Ordens sein oder nicht, war ein vierzigtägiger Ablaß verheißen.

Die Kalandsbrüderschaft hat im 14. Jahrhundert ohne Zweifel segensreich gewirkt. Die Brüder benutzten indeß die Mittel, die ihnen gegeben wurden, mehr und mehr, statt sie zum Heile Nothleidender zu verwenden, für sich selbst. Die Berathungen waren früher mit einem einfachen Brudermahle geschlossen worden; aber die Einfachheit schwand in dem Maße, in welchem man den ursprünglichen Zweck der Brüderschaft aus dem Auge verlor, und Völlerei in greulichster Gestalt trat an ihre Stelle. Es kam so weit, das „Kalander“ oder „Kalender“ im Munde des Volkes so viel sagen wollte wie Prasser, Schlemmer, Vollsäufer. So geht es im Leben der Gesellschaft. Der Geist schafft sich Formen;

flieht das Leben, das die Formen schuf, so erhalten sich diese, oft mit dem Gegentheile ihres ursprünglichen Inhalts erfüllt, bisweilen noch eine Zeit lang. Dann werden sie von neuen Bildungen zerstört, oftmals nicht ohne schwere Kämpfe.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Die Brüderschaft ist zerfallen, der fromme Sinn aber, der sie schuf, ist mächtiger geworden und hat sich neue unzählige Formen erschaffen. Darin liegt kein Grund, zu trauern und zu zagen, sondern der Antrieb, das Geistesleben zu fördern in uns und Anderen. Dann wird der Menschheit auch mehr und mehr „alles Andere“ zufallen.

Indem wir nun die Geschichte der Stadt in der traurigen Zeit der Bayern und Luxemburger verfolgen, müssen wir, um für die Beurtheilung späterer Ereignisse den richtigen Standpunkt zu gewinnen, sogleich hervorheben, daß in jener Zeit der durch den Sieg des Papstthums geschwächten Kaisermacht sich überall in Deutschland neue Herrschaften zu bilden suchten. Deutschland, wurde bereits gesagt, habe damals im Grunde genommen aus einer sehr großen Zahl kleiner Republiken bestanden, geistlicher sowol wie weltlicher, und es traten auch, muß hinzugefügt werden, allgemach die Städte in die Zahl derselben ein. Von einem allgemein geltenden Rechte war fast keine Rede mehr, eines Jeden Recht erstreckte sich so weit wie seine Macht. Daß die Städte, indem sie sich gegen den Adel wehrten, glücklicherweise zu einer gewissen Selbständigkeit gelangten, ist unzweifelhaft wahr. Eben so wahr ist es, daß sie dem Fürsten zujauchzten und Beistand liehen, der seine Macht dazu verwandte, dem gesetzlosen Treiben des Erbadels Schranken zu ziehen. Sie selbst aber kamen auch, namentlich in dem 14. Jahrhundert, zu sogenannten „Freiheiten“, die der Erreichung des Gemeinwohles sich später vielfach als außerordentlich hinderlich erwiesen. Sie wurden Staaten im Staate, und der Geist der Selbstsucht, der jene Zeit beherrschte, machte sich vielfach auch bei ihnen bemerkbar.

So war es bereits, als der erste Hohenzoller in die Mark kam. Er indeß hatte Anderes zu thun, als sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Das Uebergewicht der Macht, die zum Schaden des Landes thätig war, befand sich bei seinem Eintritte auf Seiten des Adels, und es war die Adelsmacht, wie wir gesehen haben, so bedeutend geworden, daß eine Kraft, wie Friedrich sie besaß, dazu gehörte, sie zu brechen. Was weiterhin noch im Lande zu thun war, ist seinem scharfblickenden Auge sicher nicht entgangen. Er that, was seiner Zeit sich als das Nothwendigste erwies, und hinterließ andere Kämpfe seinen Nachfolgern. — Dies gleich hier ins Auge zu fassen, wird für das rechte Verständniß der Folgezeit sich nützlich erweisen.

Berlin nahm fortgesetzt an Bedeutung zu. Es wurde der bleibende Ort der Landesversammlungen, zu denen Bischöfe, Herren, Mannen und Städte der Altmark, des Landes zwischen Elbe und Oder, der Uckermark und jenseit der Oder berufen wurden. Die vornehmsten Männer des Landes, die Bischöfe von Brandenburg, Lebus und Havelberg, die Aebte von Lehnin und Zinna, wie auch weltliche Große, hatten hier eigene Wohnhäuser.

Unter Jobst war Berlin in den Besitz landesherrlicher Güter und Rechte gekommen, und es war vorauszusehen, daß mit der Befestigung der wieder begründeten landesherrlichen Macht auch manche jener verschleuderten Rechte, die zur Weiterentwicklung des Rechtsstaates in der Hand des Fürsten nothwendig waren, wieder zurückverlangt würden. Das gewerbliche Leben und der Handel hatten die Stadt wohlhabend gemacht. Reinickendorf, Lichtenberg, Friedrichsfelde, Stralow, Tempelhof, Marienhof und Rixdorf waren von Berlin angekauft worden, das Schloß Köpenick befand sich in dem Pfandbesitz der Stadt.

Was Berlin dem ersten Hohenzoller schuldig war, erkannte es sehr wohl. Die Macht des Städtebundes hatte sich mit der Zeit als nicht zureichend gegen die immer drohender anwachsende Macht der Adelsfamilien gezeigt. War doch die Unsicherheit vor Austreten

Friedrich's I. so groß gewesen, daß, wie Urkunden erweisen, die Landtage nicht mehr hatten beschickt werden können. — Was der märkische Städtebund und Berlin an seiner Spitze beabsichtigt hatte, die Herstellung des Landfriedens, ward erst unter Friedrich erreicht.

Doch sehen wir uns die Stadt Berlin, wie sie um jene Zeit aussah, genauer an.

Heut ist die bebaute Fläche der Stadt über 5000 Morgen groß, damals betrug sie nicht den zwölften Theil, etwa nur 400 Morgen. Die Stadtmauer war 30 Fuß hoch, und, wie ihre Trümmer zeigen, unten aus großen Feldsteinen, oben aus Mauersteinen erbaut. Die Thore waren aus dicken eichenen Bohlen gearbeitet und mit mächtigen eisernen Bändern beschlagen. Ueber den Thoren erhoben sich eckige und runde Thürme, auf denen sich Tag und Nacht bewaffnete Wachtmannschaften befanden. Zur Nachtzeit waren die Thore fest verschlossen, und Niemand kam in die Stadt. Eine solche Vorsicht war nöthig, denn ringsum war die Stadt von dichtem Walde umgeben. An Stelle der jetzigen Kurfürstenbrücke verband die Städte Berlin und Cöln die sogenannte lange Brücke. Sie bestand aus Holz und war in der That sehr lang, weil die Ufer damals an dieser Stelle ziemlich weit aus einander lagen. Am Ende der langen Brücke, im alten Berlin, stand das gemeinsame Rathhaus beider Städte. Die zumeist krummen und meist engen Straßen waren ungepflastert, denn die Straßenpflasterung kam in Berlin erst im 17. Jahrhundert auf; die Häuser waren fast sämmtlich aus Holz und Lehm erbaut und mit Stroh gedeckt. Hier und da hatte man begonnen, das Fachwerk eines Hauses mit Steinen auszufüllen; der steinernen Häuser gab es wenige. Zum Bau wurde behufs Erreichung größerer Festigkeit meist Eichenholz verwandt. Die Häuser standen mit den Giebeln nach der Straße zu, und die oberen Stockwerke ragten über die unteren hervor, wodurch die engen Straßen nur noch mehr verdüstert wurden. Die meisten Häuser hatten sicherlich noch keine Schornsteine, die überhaupt erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts in den vorgeschrittenen italienischen Städten aufkamen; der Rauch mußte sich den Weg durch die Thür suchen. Ebenso fehlten den Häusern noch die Fenster mit weißen durchsichtigen Glasscheiben, welche in Deutschland bei bürgerlichen Wohnungen erst im 16. Jahrhundert gebräuchlicher wurden; die Kirchen dagegen wie auch die Burgen und die Häuser reicher Bürger hatten Fenster mit schönen Glasmalereien.

Wer im Sommer durch die Straßen ging, sah ein geschäftiges Treiben in denselben, denn die Werkstätten der Gewandschneider, der Schuhmacher, der Schmiede befanden sich vor den Thüren; die Räume in den meisten Bürgerhäusern waren meist eng und düster, so daß man sich gern hinausbegab in die freie Luft. In den Häusern der „Geschlechter“ freilich war Alles aufs Stattlichste eingerichtet. Der Fußboden, aus Estrich oder geschlagenem Lehm bereitet, war mit Teppichen belegt, bei festlichen Gelegenheiten auch wol mit Binsen, grünem Grase und Strohgeflechten bedeckt. Die Wände waren etwa bis zur Manneshöhe mit schönem Holze getäfelt. Auf dem Sims ringsum standen schöne Gefäße, Krüge und Gläser. Der große, länglich viereckige Tisch bestand aus schweren Tafeln, die entweder auf gewaltigen Füßen oder auf Kreuzhölzer gestützt lagen. Fast ringsum an den Wänden und namentlich um den Ofen standen massiv gearbeitete Bänke von kernigem Eichenholze; nicht mindere Festigkeit hatten die Stühle und Sessel. In den Schlafgemächern befanden sich Betten mit hohen Gestellen, vor ihnen Bänke. Geld, Schmucksachen und werthvolle Zeuge wurden in Laden oder Truhen in besonderen vergitterten Gemächern aufbewahrt. Daß die meisten häuslichen Geräthschaften schon recht kunstvoll gearbeitet waren, wird der Leser nicht bezweifeln, wenn er sich erinnert, was früher über den Kunstfleiß der Städte gesagt worden ist. Eben so wenig, wie von einem Straßenpflaster, wußte man damals von einer Straßenbeleuchtung, in Betreff welcher es noch im 17. Jahrhundert gar übel stand. Zur Nachtzeit ging man überhaupt nur ungern aus, daher waren die Straßen fast gänzlich menschenleer. Wer nothgedrungen das Haus in der Nacht verlassen mußte, versah sich in der Regel mit irgend einer Leuchte. Man kann sich denken, wie schwere

Verwüstungen Feuersbrünste in den dicht gedrängten hölzernen, mit Stroh gedeckten Häusern anrichteten. Feuerwehren bestanden nirgends, höchstens daß Zunftgenossen bereitwillig den Betroffenen Beistand leisteten. An Händen, die nicht selten weniger nutzten wie Schaden brachten, fehlte es bei solchen Gelegenheiten nirgends. Denn brach ein Feuer aus, so lief Alles herzu, was von Mitleid oder Sorge um die eigene Habe getrieben ward, und man that mit Eimern, Feuerhaken und späterhin mit Feuerspritzen, was man konnte; doch nur die Mannhaftesten wußten sich in Bezug auf zweckmäßige Anordnungen Geltung zu verschaffen.

Doch wir wollen uns jetzt mit den wichtigsten Straßen, Plätzen und Gebäuden der Stadt bekannt machen, so weit gewissenhafte Forscher uns dies ermöglichen.

Schon bei Erwähnung der langen Brücke, die sich an der Stelle der heutigen Kurfürstenbrücke befand, ist darauf hingewiesen worden, daß der Theil der Spree zwischen den beiden Städten damals breiter war, als jetzt. Sie dehnte sich in der That auf der Berliner Seite bis zur Ecke der Post- und Heiligengeiststraße aus; ja ein Nebenarm floß sogar durch die Heiligengeiststraße und ging in der Gegend des Wursthofes wieder in das Hauptbett. Nur die rechte Seite der Heiligengeiststraße war bewohnt und zwar von Tuchmachern, deren Walkplätze und Tuchrahmen sich zwischen den Häusern und dem Wasser befanden. Die Straße führte zu dem Hospital und Kirchlein „Zum heiligen Geist“, dessen Gründung in die älteste Zeit fällt. Daher ihr Name. Auch hatte damals die Stadt schon ihr St. Georgen-Hospital, „Jürgenspittel“ genannt. Es war für Aussätzige gegründet, und wir haben bereits gehört, daß die schreckliche Krankheit des Aussatzes von Kreuzfahrern aus dem Morgenlande eingeschleppt worden war. Dieses Krankenhaus befand sich auf derselben Stelle, auf der wir es heut noch finden, nahe am Alexanderplatz. Aber damals lag es außerhalb der Stadt, weil diese sich nur bis zur jetzigen Königsbrücke ausdehnte. Das daselbst befindliche Thor hieß Jürgenthor, die Königsstraße Jürgenstraße (Georgenstraße) letztere erstreckte sich vom Jürgenthore bis zur Poststraßenecke. Der älteste Marktplatz war der Molkenmarkt, in dessen Nähe sich die markgräflichen Mühlen befanden. Der Mühlendamm war damals schon angebaut. Die Stralauerstraße (nächst der Spandauerstraße die bedeutendste) verband den Mühlendamm mit dem Stralauer Thore, das sich an der Stelle der heutigen Waisenhauskirche erhob; im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts hatte sich die Stadt im Süden und Osten nur bis zur Spandauer- und Stralauerstraße ausgedehnt. Hinter diesen Straßen durften sich auch die Juden anbauen. So war die Jüdenstraße entstanden; im Jüdenhof hatten die Juden ihre erste Synagoge. Die Klosterstraße bestand seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts; ihren Namen erhielt sie von dem Grauen Kloster, das hier angelegt ward. Die Mönche — Franziskaner — trugen graue Kleidung, daher der Name „Graues Kloster“; zum Kloster gehörten auf beiden Seiten große Gärten. Lange Zeit galt die Klosterstraße als der vornehmste Stadttheil; hier befand sich nicht nur das markgräfliche „Hohe Haus“, sondern hier hatten sich auch jene vornehmen Herren, von denen wir oben redeten, Häuser erbauen lassen. Der Name der Bischofsstraße, die in die Klosterstraße mündet, erinnert noch an die Häuser und Höfe der Bischöfe von Brandenburg und Lebus. Auch die Kalandsbrüderschaft baute sich, wie erwähnt wurde, in der Klosterstraße ihren Kalandshof. Der Anbau um die Marienkirche war zu jener Zeit spärlich. Die in der Nähe derselben befindliche Papenstraße erinnert an den Bischof von Havelberg, der hier sein Haus hatte. (Bischöfe wie auch Päpste wurden häufig „papa“ [Vater] angeredet, daher der Name Papenstraße.)

In Cöln waren die beiden wichtigsten Gebäude die Petrikirche und das Dominikanerkloster. Die Mönche dieses Klosters wurden nach ihrer Kleidung „Schwarze Brüder“ genannt. Der Name Brüderstraße als Hauptstraße neben dem Kloster ist ebenfalls von dem Namen „Schwarze Brüder“ abzuleiten. Die nach der Spree gehenden Seiten der Breitenstraße waren damals noch unbebaut. Zu den besseren Straßen gehörte die meist von Fischern bewohnte Fischerstraße. In der Roscher-, jetzigen Roßstraße standen wenige Hütten.

Die Gertraudtenstraße war eine unwegsame Sumpfgegend, die Grünstraße eine Wiese, der Ort, auf dem sich jetzt das Schloß erhebt, ein wüster Platz. Hinter demselben, in der Gegend des heutigen Lustgartens und der Museen sah man nichts als Wiesengrün und Sumpf.

Dazu möge der Leser sich noch als Insassen der Stadt denken: ein kernhaftes, widerhaariges Geschlecht, Leute mit gewaltigen Fäusten zur Arbeit und zum Kampfe, und trotz schwerer Nöthe allezeit aufgelegt zu Kurzweil jeglicher Art und zu Festgelagen, bei denen unglaubliche Massen von Speisen und Getränken vertilgt wurden. — Und nun einiges kulturgeschichtlich Interessante, was jedoch für Stadt und Land bemerkenswerth ist.

Strafgerichte. Bezeichnend für den Geist der Zeit, aus welcher wir erzählen, sind die damals geltenden Strafen. Sie stehen in einem Buche, das „Stadtbuch" genannt, verzeichnet, und wir führen aus demselben hier Einiges an:

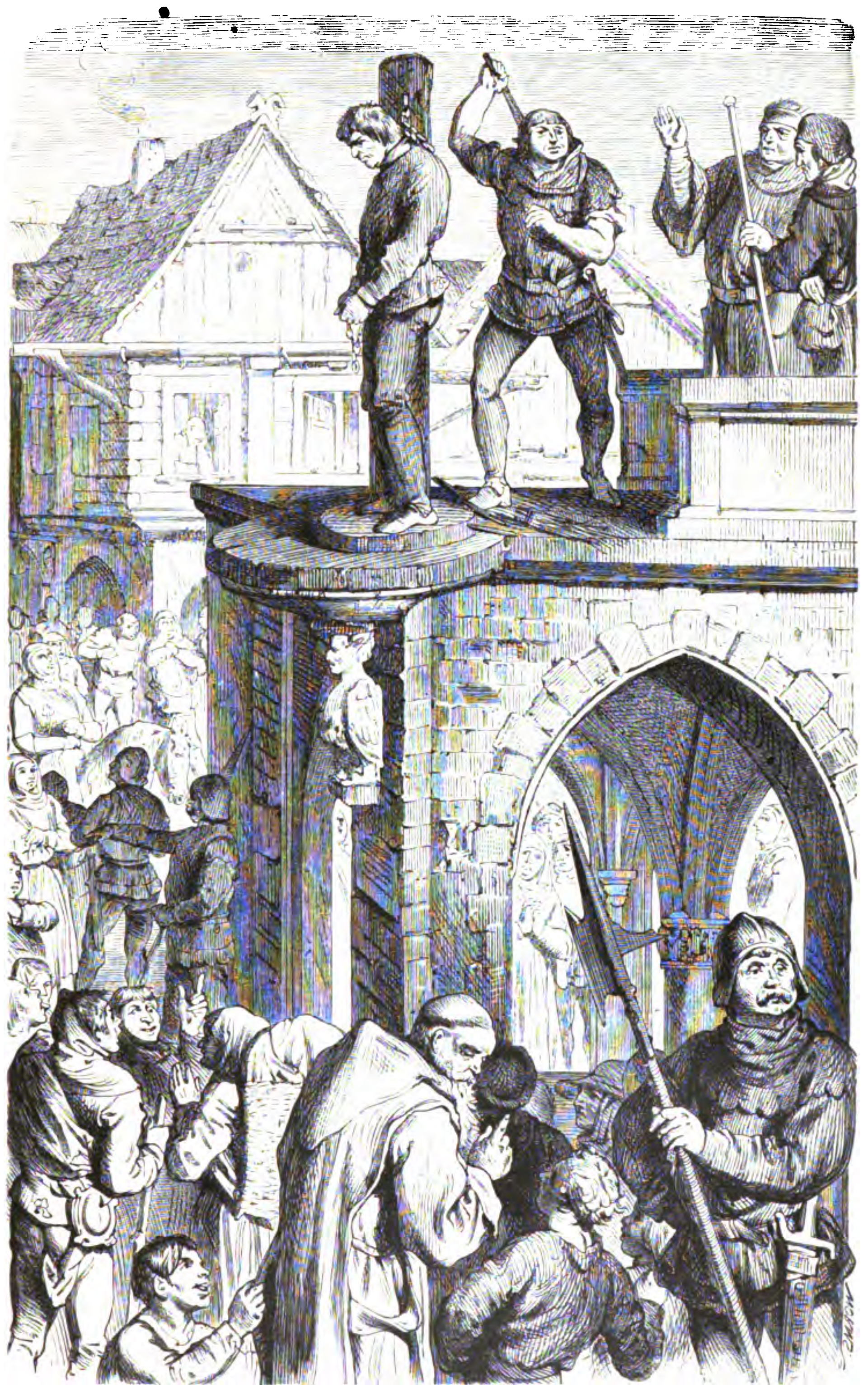
Da heißt es: „Nun vernehmet um Verbrechen, welch Gericht darüber ergehet. Den Dieb soll man hängen. Dasselbe Gericht ergehet über unrechtes Maß und unrechte Wage, und über falschen Kauf, wenn man sie entdeckt. Alle Mörder, und die Pflüge rauben, oder Mühlen oder Kirchen und Kirchhöfe berauben, alle Verräther und Mordbrenner, oder die ihre Botschaft zu ihrem Nutzen werben, die soll man alle radebrechen (rädern)."

„Wer gestohlene Sachen hütet oder Raub, oder irgend einen Mann mit Hülfe dazu stärket, wird er dessen überwiesen, so soll man ihm das Haupt abschlagen. Welcher Christenmann mit Zauberei umgehet, oder mit Vergiftung, und dessen überführt wird, den soll man auf einer Horde verbrennen: offenbare Fälscher in einer Küpe. Stehlen Frauen, die begräbt man (lebendig). Gehen sie mit Zauberei oder Vergiftung, so muß man sie verbrennen. Auch schlägt man einen Mann oder eine Frau zu Kaake (an den Pranger), die gestohlen haben, was weniger denn drei Schillinge (nach jetzigem Gelde etwa 6 Mark 30 Pfennige) werth ist. Frauen, die sich schelten oder schlagen, die sollen den Stein tragen, und sich unter einander prickeln." (Letzteres bedeutet wahrscheinlich, sich mit Staupbesen schlagen.) — In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurden durchschnittlich von fünf zu fünf Jahren 12 Menschen gehängt, geköpft, gerädert oder lebendig begraben, 2 verbrannt und einer am Kaak ausgehauen. Bei dieser Gelegenheit Einiges über die Verrichtungen des Scharfrichters.

Von den „unehrlichen" und fahrenden Leuten. Bei Beginn der Hinrichtung pflegte der Henker den Hinzurichtenden um Verzeihung zu bitten und ihm leise als Trost zuzuflüstern:

„Kurz die Noth, sanfter Tod, Gnad' bei Gott!"

Ein schlimmes Schicksal stand dem Henker bevor, welcher sich ungeschickt bei Verrichtung seiner Pflicht zeigte. Abgesehen davon, daß er meist Ruf, Brot und Dienst verlor, so wurde er nicht selten das Opfer öffentlicher Entrüstung. Denn das Volk, selbst wenn es auch den Spruch des Richters für nicht gerecht hielt, hatte doch so viel Achtung vor dem Gesetze und dem Richterspruch, daß es die Vollziehung des Urtheils vor sich gehen ließ. Es betrachtete den Tod des Verurtheilten dann als eine Fügung des Schicksals; aber es wollte nicht, daß der Gerichtete mehr als länger leide, als ihm durch Urtheil und Recht zuerkannt war. Hatte nun der Scharfrichter ungeschickt oder sonstwie erfolglos gerichtet, so schien den Leuten ein zweiter Akt geradezu als ungerecht. Machte drum der erste Streich mit dem Richtschwert — der „ehrenvollsten", „gnädigsten" Hinrichtungsweise — dem Leben des Verurtheilten kein Ende, riß der Strick am Galgen, so war ein zweiter Hieb oder ein zweiter Strick nicht mehr statthaft. Der Todeskandidat war gerettet durch einen Gottesgerichtsspruch; er war begnadigt nicht von Obrigkeits- oder Rechtswegen, sondern durch „Gottesgerichte". — Man hielt besonders in Westfalen den Verurtheilten nicht für verpflichtet, sich zweimal exekutiren zu lassen. Der Scharfrichter, der einen zweiten Schlag wagte, setzte in der Regel sein eigenes Leben aufs Spiel. — Ebenso war Derjenige, welcher etwa ungeschickt gehängt und wieder zu sich gekommen war, dem Leben wiedergegeben. Er hatte „sein Recht ausgestanden".



Ausstellung am Pranger, „Kaaken", auf der Gerichtslaube in Berlin (1380). Zeichnung von Ludwig Burger.

Auch konnte ein verurtheilter Verbrecher vom Tode befreit werden, „wenn eine ehrsame Jungfrau ihn heirathete"; nicht minder eine weibliche Verurtheilte durch Verheirathung mit einem ehrlichen Manne, ja, der Scharfrichter selbst besaß unter Umständen eine Art Begnadigungsbefugniß. So berichtet die Hamburger Chronik, daß ein Henker, nachdem er hundert Verurtheilte kunstgerecht vom Leben zum Tode gebracht, dies Recht ausgeübt habe, indem er Angesichts einer Kindesmörderin, die er enthaupten sollte, von deren Unglück und Schönheit so hingerissen gewesen sei, daß er durch die Erklärung, sie heirathen zu wollen, sie am Leben erhalten habe.

Noch ein Wort über die dem Gewerbe des Henkers und seiner Knechte, wie auch einigen anderen Verrichtungen anhaftende sogenannte „Unehrlichkeit". — Der Scharfrichter und seine Sippe gehörten zu den Ausgestoßenen der mittelalterlichen Gesellschaft, die gemieden wurden, und die nur unter einander heirathen und Verwandtschaften eingehen durften. Derjenige, welcher in nähere Beziehungen zu der Sippe des Henkers, des Abdeckers, der Gerichts-, auch wol der Frohn- und Stadtknechte, der Schweineschneider, Gassenkehrer gerieth, ging seiner gesellschaftlichen Geltung verlustig und ward den „unehrlichen" oder den „fahrenden Leuten" beigezählt, zu welchen insbesondere Gaukler, Seiltänzer, Schauspieler, Zigeuner, überhaupt alle Diejenigen gehörten, welche ein unstetes Leben und einen leichtfertigen Lebenswandel führten. Der Begriff der Unehrlichkeit ward indessen mit noch manchen anderen Gewerben und Beschäftigungen in Verbindung gebracht; er war in sehr verschiedenartig aufgefaßter, wie der mit jeder Art von Ausschließlichkeit verbundene.

Letztere ging unzweifelhaft aus dem Bestreben hervor, einestheils die Grenzen des zulässigen und zünftigen Handwerksbetriebs möglichst einzuengen, anderntheils aber auch die bürgerliche Stellung und Achtbarkeit des Gewerkes aufrecht zu halten und zu festigen. Daher wurde von den Knaben, für welche Aufnahme als Lehrlinge in eine Werkstatt nachgesucht ward, nicht nur der Nachweis ehelicher Geburt, sondern auch „ehrlichen Herkommens" verlangt, das heißt, es durften die Angehörigen des Knaben sich nicht sträflicher Handlungen schuldig gemacht oder einen anstößigen Lebenswandel geführt oder eine Beschäftigung getrieben haben, welche als „unehrlich" galt.

Das deutsche Handwerk im Mittelalter faßte den Begriff der Unehrlichkeit sehr weit. So gehörten, außer den Obenerwähnten, noch zu den „Bescholtenen" eine Menge anderer Leute. Man sprach selbst den Angehörigen von Todtengräbern, Zöllnern, Kirchnern, den Badern, Barbieren, Schäfern, ja Nachtwächtern die Zulässigkeit zum Handwerk ab, später sogar jungen Burschen, deren Eltern in irgend einem Dienstverhältniß, städtischem oder Herrendienst gestanden hatten. Vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert schloß die Zunft selbst die Gesellen aus, welche zeitweilig Kriegsdienste genommen. Man wollte die in die letzte Gruppe Gestellten, weil sie „unfrei" (Knechte) waren, vom Handwerk fern halten. — Der Erklärung der Unehrlichkeit verfielen selbst eine Zeit lang diejenigen Fremdlinge und Eingewanderten, welche als Wollenweber, Walker und Färber aus Flamland herangezogen worden waren und sich an verschiedenen Orten angesiedelt hatten. — Die Engherzigkeit der Zünftler verstieg sich so weit, daß durch ein Reichspolizeigesetz vom Jahre 1548 ihrer Ausschließlichkeit entgegengetreten und die Weber, Bader und Barbiere, Schäfer, Pfeifer, Trompeter und Zöllner ausdrücklich für ehrlich sowie ihre Söhne für handwerksfähig erklär werden mußten.

Eifersüchtig wachten Hunderte von Augen über Ehre und Ruf des Handwerks. Unehrlichkeit bei Herstellung von Erzeugnissen wurde mit Ausschließung aus der Zunft geahndet. So stieß der Spruch der Schöppen zu Leipzig einen Dresdener Weber aus der Zunft, weil er seine Waaren mit falschem Handwerkszeichen versehen hatte.

Der Pranger oder Kaak in Berlin befand sich an einem Pfeiler des Rathhauses an der Ecke der Spandauer- und Königsstraße. Dem Verurtheilten wurde das Halseisen umgelegt, und der Büttel mußte so lange auf ihn schlagen, bis ihm von dem anwesenden Rathsherrn

Halt geboten wurde. Gab er zufällig oder absichtlich einen Schlag zu viel, so empfing er ihn zurück. Den Staupbesen erhielt der Verurtheilte von dem Rathhause an bis an das Spandauer Thor, das sich in der Gegend der heutigen Garnisonkirche befand. Dort mußten auch Diejenigen, die freigelassen oder die verbannt wurden, Urfehde schwören. Urfehde schwören nannte man das eidliche Gelöbniß, der Stadt fernerhin keinen Schaden zuzufügen. In dem Abschnitte des Stadtbuches über die Büttel-Urfehde heißt es unter Anderm:

„Der Büttel sagt auch Urfehde denjenigen vor, welchen Gnade geschieht, als die den Stein tragen und die Staupe erleiden, welchen die Augen ausgebrochen werden, die die Ohren verlieren, oder durch die Zähne gebrannt werden. (Dem Verbrecher wurde ein glühendes Eisen durch die Zähne gestoßen.) Vor dem Thore sagt er ihm den Eid vor.



Johann von Quitzow im Stocke in der Kirche zu Plaue.

„Um die Bosheit, die du begangen hast“, spricht er, „darum bist du gnädiglich gezüchtigt; das sollst du mit Rache nimmermehr im Argen gedenken und sollst die Stadt immer meiden; dir widerfahre denn von den Herren Gnade, als wahrlich dir helfe Gott und seine Heiligen.“

Auch geächtete Herren vom Raubadel und andere hochgeborene Uebelthäter wurden ausgestellt. Doch verfuhr man meist glimpflicher mit ihnen, indem man sie in geschlossenen Räumen, meist in der Kirche, dem öffentlichen Hohne preisgab. Solches widerfuhr z. B. dem gefürchteten Johann von Quitzow, als er in die Gewalt seines unerbittlichen Feindes, des Erzbischofs Günther von Magdeburg, gerieth. Dieser, hocherzürnt über den ungebeugten Trotz des alten Raubritters, befahl, denselben in die Kirche des nahen Städtchens Plaue zu führen und allda in den sogenannten Stock einzuspannen und wohl zu bewachen.

Da solches nur bei den gemeinsten Verbrechern in Anwendung kam, so sammelte sich eine Menge neugieriges und schadenfrohes Volk, um sich an der Erniedrigung des stolzen Herrn Johann, den jeder Gassenbube im Städtchen kannte, zu weiden und ihn auszuhöhnen. War doch sein Lebtag sein vornehmstes Streben dahin gegangen, Furcht, Schrecken und Aergerniß zu erregen! Ob seiner Demüthigung grämte sich jedoch der Gefangene nicht im Geringsten; er starrte finster vor sich nieder und schaute weder nach rechts noch nach links.

Als er in die Kirche gebracht wurde, drängte eine so große Anzahl Menschen mit hinein, daß es Mühe kostete, den Stock hindurchzubringen, an den er mit Händen und Füßen mittels schwerer Ketten angeschlossen war. So blieb er in der Kirche, die jetzt einer Schaubude glich, allen Blicken schutzlos preisgegeben, den Tag über und die ganze Nacht.

Johann wurde hierauf dem Stocke in der Kirche zu Plaue entnommen, gebunden auf ein Pferd gesetzt und unter ansehnlicher Bedeckung nach seinem Gefängniß abgeführt. Um den Unruhestifter für immer unschädlich zu machen, ließ ihn der Erzbischof von Magdeburg in Uebereinstimmung mit Friedrich I. nach seinem festen Schloß Kalbe an der Saale schaffen und dort in tiefem Kerker sorgsam bewahren.

Verbannungen kamen in jener Zeit sehr häufig vor. Was aber sollten die Verbannten beginnen? In der Regel vermehrten sie die Zahl der Straßenräuber und Stellmeisen.

Die Strafe des Augenausbrechens und des Steinetragens hörte mit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf. — Das Hochgericht befand sich vermuthlich in der Gegend des heutigen Alexanderplatzes; in der Georgenkapelle mögen die armen Sünder ihre letzte Beichte abgelegt haben. Vor derselben wurden auch die Holzstöße für die Verurtheilten aufgethürmt, die den Feuertod zu erleiden hatten, wie auch auf dieser Stelle die Erde diejenigen Frauen empfing, die zum Lebendigbegrabenwerden verurtheilt worden waren.

Der Leser sieht: Das Böse wurde gehaßt, aber das Leben der Menschen galt fast nichts, und von Regungen des Mitleids war wenig zu merken in jenem Geschlechte.

Die deutschen Familiennamen. Damals führte die wohllöbliche Insassenschaft der Städte ganz absonderliche Namen. Ein Stadtförster hieß Kalbsmaul, ein Fleischer Puckelwartze, ein Kürschner (1423) Huppelfrosch, ein Kaufherr Hundepürtzel, ein Buchführer Pumperich. Ein Magister that sich etwas zugute auf den klingenden Namen „Allerleigeld", ein anderer unterzeichnete sich „Blauloch". Es gab 1400 eine Familie Pudernahr, 1419 einen Bauer Haushahn (in der Lößnitz), in Dresden hieß Einer, wie Urkunden darthun, Hundepitz (1699). Jakob Bierbauch war 1521 Rathsherr in Artern und Else Bierbauchin besaß in dem nahen Flecken Gehofen ein Bauerngut. Ein Georg Eyerkuchen findet sich 1445 in Südhausen und Joachim Gernegroß 1518 als Rathsherr in Sangerhausen. Christian Kitzkatz schreibt sich ein Kandidat in Nebra (1544); Dietrich Küchenschwein hieß Einer 1590 in Halle; Hans Meerrettig 1582, Karl Raupennest 1719, Hans Schweinsrüssel 1508; Lorenz Sautrog in Weißensee 1586; Hans Schafkopf war Rathsherr in Halle, 1482. Als Unterthanen der Ballei Griefstädt bei Erfurt finden sich die Bauersleute Gänsefett, Flegel, Hänfling, Puff, Rollzopf, Schwarznase, Freßschnabel, Kröpel und der Nachtwächter Habakuk Runks.

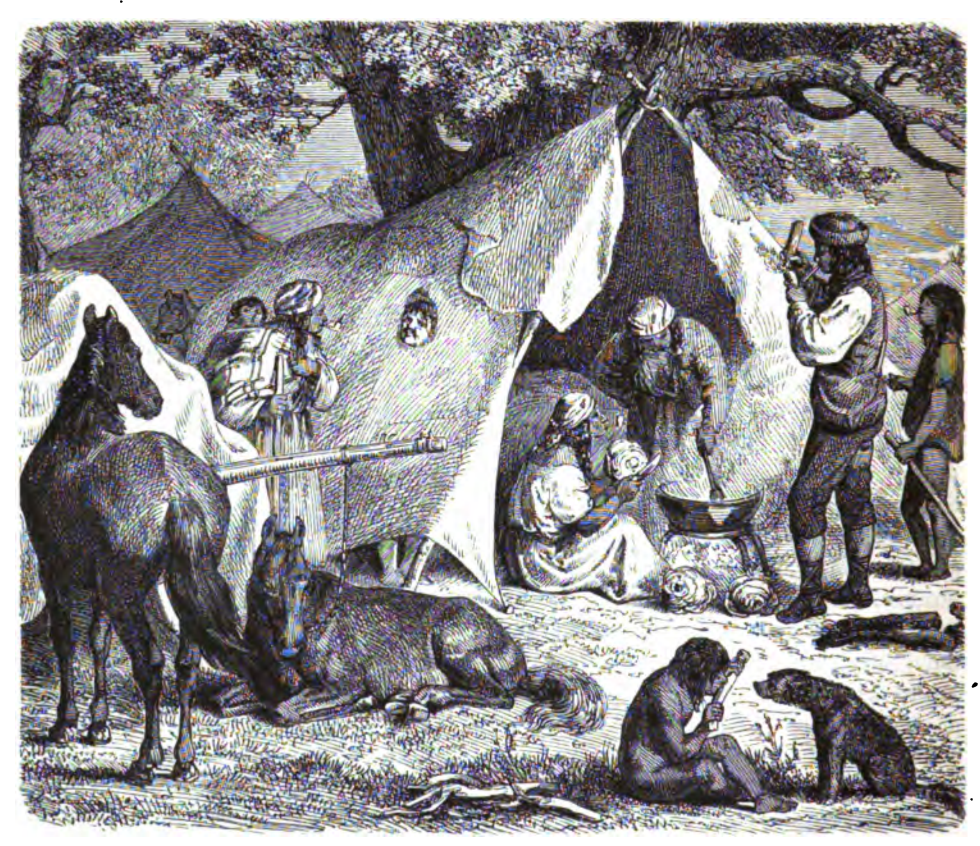
Unsere deutschen Familiennamen sind noch nicht sehr alt. Sie existiren seit vielleicht 500 Jahren. In adeligen Häusern kommen schon zwei Jahrhunderte früher von den Stammsitzen herrührende Namen vor (Hohenzollern, Guttenstein, Hohenwart u. s. w.); allgemein durchgeführt sind die Familiennamen erst seit hundert Jahren. Am längsten sträubten sich (um hier auch späterer Zeiten zu gedenken) dagegen die Friesen und die Juden, welche Letztere im Jahre 1812 durch einen Erlaß des Staatskanzlers von Hardenberg ausdrücklich angewiesen werden mußten, Familiennamen anzunehmen. Daher kommt es, daß die jüdischen Namen etwas so auffallend Modernes haben. Es sei nur an Blumenthal, Rosenstock, Rosenkranz, Kornblum, Feigenblatt, Silberstein, Goldberger, Meyerbeer Rubinstein erinnert.

Früher führte ein Jeder nur einen einzigen Rufnamen, der ihm nach der Geburt vom Vater gegeben wurde, so Dietrich (der Volksherrscher), Walther (Heerwalter), Albrecht (Adalbert, der Adelglänzende) u. s. w. Als die Bevölkerung sich in den Städten mehr und mehr zusammendrängte, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, die Einzelnen besser unterscheiden zu können; man setzte nun dem Sohne den Namen des Vaters im Genitiv bei, Dietrich Friedrich's Sohn, wie auch in Rußland der Name des Vaters dem Sohnnamen hinzugefügt wird, z. B. Alexander Alexandrowitsch, Anna Feodorowna. Weiterhin wurde „Sohn" dem Namen angehängt, Martinsohn, Mendelsohn, Petersohn, Philippsohn, nach norddeutscher Weise in „sen" verwandelt: so Jansen, Klausen, Petersen, Friedrichsen. Nicht minder gebräuchlich war es, den Namen zu knüpfen an Gott, wie Gottfried, Gottwald, Gottschalk u. s. w., oder an eine hochverehrte Person zu erinnern, daher Lukas, Paulus, Andreä (von Andreas); zusammengezogen heißen die Namen: Matthäussohn = Matthes, Mats; Johannes = Jan, Jean; Markus: Marks; Christopheles: Stoffel; Nikolaus: Klaus; Philipp: Lips u. s. w. — Der Stand und die Beschäftigung einer Person als Beinamen wurde erst später gebräuchlich, so: Spaltholz, Schuster, Bäcker. Man hört in kleinen Orten bis zur Stunde viel öfter Pfarrers August oder Pfarr-Ludwig, Müller-Adam, Schneider-Hans, Schmied-Christian oder Schmied-Christel, Thürmerguste u. s. w., als den Namen des Pfarrers, Müllers, Schneiders, Schmieds, Thürmers u. s. w.

Unter den Namenworten spielen Kampf, Krieg und Ehre mit die Hauptrolle. Sie lassen sich herleiten von altgermanischen Worten, wie „bad", „hadu", „gund", „hild", „wick" u. s. w. Daher Badner, Hadubrecht, Hapert, Gumprecht, Gumpert, Hildebrand, Hilbrecht, Wipprecht, Wippert, Wickard u. s. w. Ehre und Sieg sind vertreten in Ehrenfried, Rumbold (Ruhmwalter), Ruppert (Ruodbrecht, gleich Ruhmglänzend), Siegfried, Rüdiger (von Ruod = Ort und Ger = Speer herrührend), Gilbert (Speerglänzend); während „Aegin", „Aege", Spitze oder Schneide, vorwiegt in Namen wie Aeginhard oder Eginhard, Eckard, Einert u. s. w. Sehr häufig auch ist die Zusammenfassung des Namens mit dem Orte der Herkunft und der Oertlichkeit, so: Bismarck von Mark und der Stadt Bismark, Königsberger von Königsberg; Amthor, der am Thor Wohnende; Imhof, der im oder aus dem Hofe; Grünau, der von der grünen Au; Niendorfer, der von Niendorf; Meißner, der von Meißen; Friesen, der Friese; Franke, der aus Franken u. s. w. Wie viel Variationen erinnern nicht in ihrer Zusammensetzung an Franken: So Frankenau, Frankenstein, Frankenberg, Frankenfeld u. s. w. Wie vielen Namen liegen nicht Beschäftigungen zu Grunde, wie bereits oben besprochen, so: Müller, Richter, Schmied, Fischer, Schneider, Meier, Schulze und dergl. mehr. Von den vervielfältigten Zusammensetzungen wird man sich leicht einen Begriff machen können, wenn man erfährt, daß die in der Weise zusammengefügten Familiennamen wie Obermeier, Biedermeier, Schwerdtmeier, Meiermeyer u. s. w. die Zahl von 1000 übersteigen; nicht minder diejenigen, die von Schmied herrühren. Man denke an die Variationen von Schmid, Schmied, Schmidt, Schmiedt, Schmitt, Schmith, Smith, Schmidtgen, Schmidtchen, Schmiding, Schmieder u. s. w. — Am zahlreichsten aber sind wol die zusammengesetzten Namen, deren Schlußsilbe auf „mann" ausläuft, so Ehrenmann, Feldmann, Hofmann, Dietzmann, Lebemann, Großmann, Rathmann, Karlmann u. s. w. — Auch Kleid, Geräthe und Farben haben sehr oft den Namen mit bestimmt, so Schwarz, Roth, Braun, Abendroth; Pflug, Helm, Schuh, Hemd, Spieß, Schild u. s. w.; weiterhin die Körpergestalt, wie Groß, Klein, Lange, Dürr, Kurzhals; endlich auch Thiere und Pflanzen: Löwe, Wolf, Bär, Fuchs, Litfaß (von Lüttvoß = kleiner Fuchs), Ochs, Schaf, Strauß, dann Fichte, Pfeffer, Korn, Bernstein, Kupfer; auch Tage haben herhalten müssen in: Sonntag, Montag, Mittwoch, Freytag u. s. w.

Die Zigeuner. Dieses vorstehend mehrfach genannte seltsame Wandervolk ist in Deutschland zum ersten Male im Jahre 1417 aufgetreten, wenigstens rühren aus dieser Zeit die ältesten sicheren Nachrichten von ihm her. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zigeuner in

den weitgedehnten Gebieten des Ostens schon lange vorher gehaust haben. Wie ein Wunder staunte man damals die fremden dunkelbraunen Wanderer an, deren Züge sich in verschiedenen Strömen über ganz Europa ergossen: nach dem fernen England und Schottland, nach Spanien und Frankreich, überall vom Geheimniß ihrer Herkunft und ihres Wesens mit einem magischen Scheine umhüllt, welchen diese „Menschenkinder", wie sie sich selber nannten, trefflich zu benutzen wußten. Sie waren im Mittelalter weit besitzreicher und besser ausgerüstet als heutzutage; die einzelnen Horden standen mit einander in Zusammenhang und Verkehr. Die Mitglieder der stärkeren Horden wußten sich ein besonderes Ansehen zu geben und dem Landvolk Furcht einzujagen, ja dasselbe sich gewissermaßen zinsbar zu machen.



Zigeunerlager.

Was sie von ihrer Abstammung als Volk Pharaonis den Leuten vorschwatzten, war nicht viel mehr als Schwindel. — Ihre Vorfahren sollten, so gaben sie vor, an der Grenze der Wüste dem Jesuskinde und seinen Eltern die Ruhe vor den Verfolgern nicht gegönnt haben, weshalb über die „Aegypter" der Fluch der Ruhelosigkeit verhängt worden sei. So viel ist gewiß, daß sie und wir bis zur Stunde von ihrer Geschichte blutwenig wissen.

Bereits um 1100 waren Zigeuner, welche damals „Ismaeliten" und Kaltschmiede (Kesselflicker) genannt wurden, nach Oberdeutschland gerathen. Erst im Jahre 1417 erschienen größere Scharen mit bettelarmer Pracht und in sonderbarstem Aufzug, vornehmlich in Schwaben sowie in der benachbarten Schweiz, wohin ihr Oberhaupt (der Herzog) im Jahre 1418 einen großen Reichstag zusammenberufen hatte, zu dem sich die Stammeshäupter aus aller Welt Enden einfanden, zu Wagen, hoch zu Roß mit Rüden und Falken und in Begleitung von wol tausend Männern. Sie mußten sich im Besitz

bedeutender Mittel befinden; denn sie praßten und schlemmten auf der großen Ebene zwischen Winterthur und Zürich nach Wohlgefallen und bezahlten Alles baar. Auch später noch traten „Zigeunerkönige“ auf — „Herzöge aus Aegyptenland“ genannt — in Spanien und Großbritannien, letztere vornehmlich in Deutschland. Ein solcher Herzog, der gewöhnlich „Michall“ (Mischka) hieß, war mit großer Machtvollkommenheit ausgerüstet und übte den Blutbann über seine Leute. Jährlich einmal, am Sonnenwendetag, hielt er — man will wissen, unter einem Hochgericht — „Ding“, und hierzu versammelten sich die Vajda's oder Woiwoden aller Horden seines Herzogsgaues. Dort saß er auf einem kostbaren Stuhl, angethan mit rothem Sammtmantel, eine flimmernde Krone auf dem Haupt, ein entblößtes Schwert in den Händen und geschmückt mit der goldenen Kette, welche Kaiser Sigismund dem ersten „Herzog von Aegypten“ in Deutschland verliehen, welche Verleihung Karl V. gutgeheißen hatte.


Die Alraunwurzel.

(Wir erwähnen diese Umstände hier schon um deswillen, weil wir später bei der Darstellung der Hexenprozesse auf diese verbürgten Thatsachen zurückkommen werden.)

Näheres über die Feierlichkeiten gelegentlich des „Dings“ weiß man freilich eben so wenig, wie von dem Verhältniß des Volks und der Hordenführer zu ihrem Herzog. Starb Letzterer, so wurde unter seltsamen Gebräuchen seine Leiche, mit der Krone auf dem Haupt, in den nächsten Fluß geworfen, damit sie hinunterschwimme zum Meere, dessen Wogen sie in das alte Vaterland Aegypten tragen sollten.

Der großen Versammlung bei Winterthur folgten im Laufe der Jahrhunderte noch andere; hierauf scheint sich das fahrende Volk hinsichtlich des Zieles seiner Wanderschaft gewissermaßen in die europäischen Länder getheilt zu haben. Der eine Wanderstrom ergoß sich unter einem Herzog nach Italien, angeblich um den Papst zu besuchen; der andere, mit zwei Herzögen an der Spitze zweier großen Horden, nach Frankreich, wo sie sich bereits des Segens und Geleits des Papstes rühmten, der dem Volk als Buße auferlegt haben sollte, noch sieben Jahre lang unstet umher zu wandern. Von Jahr zu Jahr gelangten von nun ab neue Nachschübe der „Aegypter“ aus Osten nach Europa; im J. 1438 wanderten nach (kaum glaubhaften) Berichten bei 14,000 Seelen auf einmal ein.

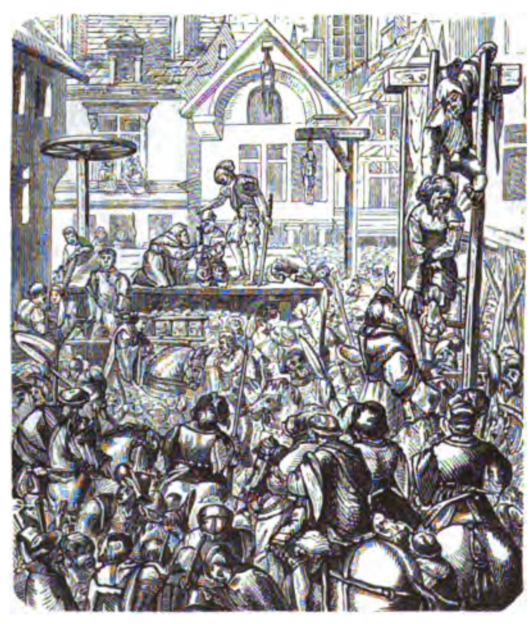

Die Alraunmännchen nach der Vorstellung im Volke.

Mit der größten Schlauheit wußten sie Hoch und Niedrig zu berücken durch das Vorgeben, sie seien die Bewahrer und Kenner der „schwarzen Kunst“ und der „ägyptischen Heimlichkeit“; sie wollten Kenntniß davon haben, wie Schätze zu heben seien, wußten die „Springwurzel“ zu erwerben und das „Galgenmännchen“ oder die schwer auszugrabende Alraunwurzel zu gewinnen, die jämmerlich schrie, wenn sie unter dem Galgen ausgegraben ward; sie vermaßen sich des Blickes in die Zukunft und der Wahrsagung aus den Linien

der Hand, aus Kartenblättern und anderen Zeichen. Daher waren die Zigeuner ebenso gesucht als gefürchtet. — Vor dem Dreißigjährigen Kriege gab es in Deutschland keine anderen Thierärzte, als diese Leute; eben so willig übernahmen sie das Amt des Abdeckers und des Henkers. Die Geschichte von dem Zigeuner, dem im Münster'schen das Leben geschenkt ward unter der Bedingung, daß er zwölf seiner Genossen, darunter Vater und Brüder, hänge, was er ohne Bedenken ausführte, ist verbürgt.

Die Zigeuner gehörten im Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein zu den „verfluchten Rassen", welche das Volk für unehrlich hält und deren Berührung es meidet. Ein alter Chronist, Simplex (1680), erzählt: „Wie ich dann von meinem Kameraden, dem Zigeunerischen Trompeter, so ein Alraun bei sich hatte, viel Dinges gesehen und gehöret. Er war Herr von der Schwarzen Kunst; wie er denn auf einer Schütte Stroh in einem hölzernen Geschirre Rindfleisch kochen konnte, das ganz unversehrt vom Feuer bliebe. Item, er konnte vielerlei, weiß nit was vor Hexen-Salben machen, wo dann, was er damit beschmierte, Häfen, Stühl, Bänke, Pelze, Vieh und Menschen tanzen mußten, wie er dann manchmal solch possirliche Kurzweil prakticirte. Und wann er ein sonderbar zigeunerisch Wort sprach, so fiel Alles über'n Haufen." — Außerdem übten die Zigeuner, besonders auf Messen und Märkten, die „starken Manneskünste", verschlangen Feuer und Schwerter, ließen sich auf der Brust ein Hufeisen schmieden und warfen schwere Kugeln in die Luft — kurz, vertraten die Gaukler, die man heutzutage „Jongleurs" nennt. Aber wehe dem Dorfe, dessen Einwohner zusammenliefen, um die Wunderthaten der starken Männer anzustaunen! Mittlerweile räumten deren schlaue Weiber in Haus, Hof und Hühnerstall auf und schleppten fort, was sich fortschleppen ließ. Und nur in seltenen Fällen entschloß sich der Bauer zur Verfolgung, weil er fürchtete, daß ihm dann der „rothe Hahn" aufs Dach fliege.

Nunmehr nehmen wir die Geschichte des Landes wieder auf und wenden unsere Blicke auf Das, was Friedrich II. zu Nutz und Frommen desselben gethan hat.



Hinrichtung im Mittelalter.

Kurfürst Friedrich II., der Eiserne (1440—1470).

Die Entwicklung im Völkerleben schreitet, nach dem Leben des Einzelmenschen berechnet, langsam vor. Geschlechter sterben dahin, Menschenalter vergehen, ehe die Keime des Bessern zur Entfaltung und Blüte kommen. Es wird sich dies auch in der weiteren Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates bewahrheiten.

Friedrich II. war 27 Jahre alt, als er die Regierung des Landes antrat. Festigkeit des Wollens ist die hervorragendste Eigenschaft an ihm. Dies viel mehr als der Umstand, daß er beständig eine eiserne Rüstung trug, ist der Grund, daß seine Zeitgenossen ihm in der Absicht, ihn zu ehren, den Beinamen des Eisernen oder „Eisenzahn" gaben. Unter seiner eisernen Rüstung schlug ein allen frommen Empfindungen zugängliches Herz. In seinem bald nach dem Regierungsantritte niedergeschriebenen Bekenntnisse heißt es u. A.:

„Ich vergeb auch allen Denen durch Gottes Willen, die je wider mich gethan haben, von ganzem Herzen und bitte Gott für sie. Ich geb auch wieder, was ich unrecht hab, sicher und unsicher, bei lebendigem Leib, daß meine Erben nicht unrecht Gut erben, noch meine Seele übel fahre, wann sie muß ewig bleiben; so schicke ich das und mache das verdienlich bei lebendigem Leib und stifte das nach meinem Tode auf. Wäre es aber, daß es bei meinem Leben nicht so gänzlich geschähe, so bestell ich doch, daß meine Erben und Nachkommen Alles, was das sei, nach meinem Tode vollkommlich wiedergeben und es obgeschriebener Maßen gehalten werde. — Und hab' ich Jemand Unrecht gethan, das mir vergessen ist, so bitt' ich Alle, daß sie mir's vergeben, und wollte gern, daß ich in allem meinem Leben nie hätte gethan wider Gottes Lieb und des Nächsten. — Herr, in deine Hände befehl ich meinen Geist! — ich fürchte dich, gütiger Jesu, ich leb, lieb und hoff in dich, du magst mich behalten oder verdammen!"

In der Haushaltung Friedrich's II. herrschten Sparsamkeit und Einfachheit; galt es aber, die Noth der Wittwen und Waisen zu lindern, treue Diener zu belohnen oder fromme Stiftungen zu unterstützen, so gab er mit vollen Händen. Jedoch war sein Blick nicht so umfassend, wie der seines Vaters, der ein ganzes volles deutsches Herz hatte, und der bei seiner treuen Sorge für Brandenburg nie seines großen Vaterlandes Wohl und Weh aus dem Auge ließ. Mehr noch geneigt als dieser zu friedlichen Verhandlungen, zögerte aber auch er niemals, das Schwert in die Wagschale zu legen, wenn seines Landes Rechte in anderer Weise nicht zur Geltung zu bringen waren.

Bau der kurfürstlichen Burg zu Cöln. Zunächst sprach Friedrich gegen die Stände die Absicht aus, sich in Berlin eine Burg zu erbauen. Der Sitz der Regierung im Mittelpunkte der Mark Brandenburg, könne nach seine Meinung, der einheitlichen Leitung des Landes nur förderlich sein.

Berlin war aber nicht gesonnen, dem Landesherrn gutwillig einen Platz zur Erbauung der Burg einzuräumen. Der Leser wolle sich hier an Dasjenige erinnern, was oben über den Geist des Bürgerthums gesagt worden ist. Die Städte standen jetzt der Landesherrschaft so schroff gegenüber, wie früher der Adel. Hatte doch Berlin dem Kurfürsten Friedrich I. das Oeffnungsrecht verweigert! Sobald aber ein Stand im Staate eine Stellung einnimmt, in der er sich der Leitung der Staatsgewalt zu entziehen vermag, so kann die allgemeine Wohlfahrt nicht gedeihen, mag nun dieser Stand Adel oder Geistlichkeit oder Bürgerstand heißen, oder irgend einen andern Namen haben. Friedrich's Stellung zum Bürgerstande war jetzt gerade so, wie seines Vaters Stellung zum Adel gewesen war. Jetzt galt es, die bürgerlichen Quitzow's zu besiegen, deren Macht wahrlich nicht geringer war, als die Macht der Raubritter Quitzow gewesen war. Berlin fühlte sich als Haupt des märkischen Städtebundes und durch seine Verbindung mit der Hansa stark genug, dem fürstlichen Willen entgegentreten zu können. Innere Zerwürfnisse jedoch und der feste Wille des

Kurfürsten, Dasjenige, was des Landes Wohlfahrt erheischte, durchzuführen, halfen Letzterem zum Siege.

Die Städte Berlin und Cöln waren, wie wir gesehen haben, zu einer gemeinsamen Verwaltung zusammengetreten. Nun entstand um diese Zeit Uneinigkeit zwischen dem Gesammtrathe und den Bürgern der beiden Städte. Von dem Rathe gingen Klagen gegen die Bürgerschaft und von den vier ersten Gewerken Klagen gegen den Rath beim Kurfürsten ein. In der Stadt standen zwei Parteien einander feindselig gegenüber: der Stadtadel mit seinem Anhange und die bürgerliche Partei. Der Stadtadel (Stadtjunker, Geschlechter) wollte von seinem alten Vorrecht, die Verwaltung der Stadt allein zu führen, nicht das Geringste ablassen; der Bürgerstand dagegen strebte danach, womöglich die ganze Gewalt an sich zu reißen. Diese Frage der Machtstellung der adeligen und bürgerlichen Partei war nicht etwa allein in Berlin aufgetaucht, sondern sie spielte in den meisten bedeutenden Städten Deutschlands lange schon eine große Rolle und führte vielfach zu blutigen Auftritten. In Berlin nun verlangte die bürgerliche Partei Auflösung des gemeinsamen Rathes und für jede der beiden Städte eine besondere Verwaltung und Wahl der Rathsherren aus den bürgerlichen Gilden. Es kam zum offenen Aufruhr gegen den Rath (1442). Da erschien Friedrich mit 600 Reitern am Spandauer Thore, und in der Bestürzung, die sein plötzliches Erscheinen in der Stadt hervorrief, und auch wol in der Hoffnung, die jede Partei nährte, daß er zu ihrem Beistande komme, ward ihm das Thor geöffnet.

Damit war Friedrich Herr der Stadt. Er gab nun Berlin sowol als Cöln eine besondere Verwaltung und bestimmte, um den landesherrlichen Einfluß für immer zu sichern, daß dem Landesherrn die Genehmigung der von den Städten erwählten Rathsherren vorbehalten bleibe. Ein neuer Aufruhr brach aus — er war gegen den Kurfürsten gerichtet. Friedrich schlug ihn nieder, und die Städte mußten sich zu einem Vergleiche verstehen. In demselben ward dem Kurfürsten das Recht der hohen und niederen Gerichtsbarkeit zugesprochen, ferner das Zollerhebungs- und Niederlagsrecht; auch mußte sich die Bürgerschaft dazu verstehen, ihm in der Nähe des Dominikanerklosters (nahe der Spree) einen Platz zum Bau einer Burg abzutreten. Es ist dies der Platz, auf dem das heutige ehrfurchtgebietende Königsschloß steht.

Als im nächsten Jahre der Bau der Burg beginnen sollte, ward zunächst ein Theil der den Platz begrenzenden Stadtmauer eingerissen. Dieser Vorgang setzte die Bürgerschaft in Feuer und Flamme. War doch die Mauer der schützende Schild der Städte, hinter dem sich die Bürgerfreiheit entwickelt hatte! Arme und Beine regten sich, und schnell erhob sich an der zerstörten Stelle ein fester Blockzaun, indem man sich vorbehielt, die Mauer wieder herzustellen. Zugleich wurden die Bauarbeiter an der Fortführung des Baues gehindert. Ein ernster Zusammenstoß war zu fürchten. Doch Friedrich ahndete das Geschehene nicht, weil er sich sagen mußte, daß Besorgnisse, wie sie in der Bürgerschaft aufstiegen, nur zu natürlich waren. Es war ein Irrthum im Spiele, den er meinte verzeihen zu müssen. Man mißtraute der neuen Macht, die sich im Staatsleben zu bilden begann, und fürchtete, sie werde einen nicht minderen Druck auf den Bürgerstand ausüben, als es der Adel seiner Zeit gethan hatte.

Nach einiger Zeit wurde der Burgbau wieder aufgenommen, und die Bürgerschaft ergab sich der Nothwendigkeit. Im neunten Jahre ward die Burg vollendet, Friedrich zog in dieselbe ein. Heute noch bildet diese alte Burg einen Theil der Spreeseite des königlichen Schlosses.

Der Schwanenorden. Daß mit der Niederwerfung des Adels in der Mark nicht zugleich auch die Erinnerung an seine „Rechte" in diesem Stande verloren gegangen war, läßt sich leicht ermessen. Nur ein kleiner Theil hatte sich mit Hingebung dem neuen Herrschergeschlechte angeschlossen. Starben auch die Väter hin, die als ungehorsame „Selbstherren" im Lande ihr Wesen getrieben hatten, so lebte doch die Erinnerung und

der Groll in den Söhnen fort. Der Adel war in seiner Gesammtheit nur erst äußerlich besiegt. Um ihn nun zu gewinnen, um seinen tapfern Arm mehr und mehr dem Wohle der Gesammtheit dienstbar zu machen, stiftete Friedrich II. den Schwanenorden und erwählte die denkwürdige Marienkirche auf dem Harlungerberge bei Alt-Brandenburg zum Stiftungsorte desselben.

Einer Schilderung Oskar Schwebel's folgend, sei hier über die Stiftungsfeierlichkeit, die am 15. August 1443 stattfand, in Kürze Folgendes aufgeführt:

Vor dem Altar in der Marienkirche steht Herr Stephan Bodeker, Bischof zu Brandenburg; auf seinen Schultern liegt eine prächtige Casel, welche in glänzender Stickerei die Wappen von Brandenburg, Zollern, Nürnberg und Pommern trägt. Er celebrirt die Messe vor einer großen Versammlung edler Herren und Frauen, welche das geräumige Schiff der Kirche füllen. Da bemerken wir Ritter in glänzender Stahlrüstung, nur den Kopf frei vom Helme, da ältere Herren mit goldenen Gnadenketten über den schwarzen Damastgewändern, dort Damen im fürstlichen Hermelinkleide. Im Chor der Kirche stehen Geistliche um den Altar, sie alle tragen das schwarz und weiße Gewand und den blauen Mantel der Prämonstratenser Chorherren. Die Emporen der Kirche sind überfüllt mit Brandenburger Bürgern im Festgewand aus schwarzem Tuch. Nach der Messe wird ein von dem Markgrafen Friedrich II. verfaßtes Lied angestimmt. Eine Strophe desselben lautet:

„Drum bitt' ich dich inniglich,
O, begnädige du mich,
Daß bei meinen Jahren
Ich, getreu in frommer That,
Ohne Schand' und Missethat,
Fröhlich mög' hinfahren."



Der Schwanenorden.

Aller Augen richten sich jetzt auf den Fürsten, dem ein Hermelinmantel von den Schultern wallt. Er reicht dem Bischof eine Pergamentrolle, welche dieser verliest. Sie enthält das Statut des neugegründeten Ordens. Dann treten nach dem Aufruf des Herolds die Ordensmitglieder zum Altar, zuerst die Fürsten des Zollernhauses, dann die Edlen der Mark, die Schulenburg, Waldow, Jagow, Bredow, Alvensleben, Arnim, Sparr und Schlieffen, dann die Herren aus Niedersachsen, die welfischen, mecklenburgischen, anhaltischen Fürsten, und endlich die alten fränkischen Freunde der Zollern aus den Häusern Kastell, Pappenheim, Rechberg, Seckendorf und Waldenfels. Auch die Markgräfin Katharina, eine bayerische Herzogin, und mehrere Damen des märkischen Adels empfangen aus der Hand des eisernen Friedrich an jenem ersten Feste des Schwanenordens den Schmuck, welchen Friedrich zum Zeichen der Zugehörigkeit zur Gesellschaft bestimmt hat: eine Kette, deren Glieder silberne Sägen sind, die ein Herz von Rubin zusammenpressen, vorn an der Kette das strahlenumgebene Bild der Jungfrau Maria, und darunter, von silbernen Binden umgeben, einen Schwan.

Das Alles hatte eine symbolische Bedeutung. Das blutende Herz und die Sägen sollten auf die vielfachen Sorgen der Welt hinweisen, das Bild der Himmelskönigin an den Frieden jener Welt erinnern, der Schwan aber, der nach der Sage singend stirbt, ein fröhliches Abscheiden versinnbildlichen.

Mit großem Bedacht hatte Friedrich diesen Orden gestiftet. Wie von Brandenburg aus christliches Leben in den unterworfenen Wenden verbreitet worden war, so sollte durch diese Stiftung nun auch dem unterworfenen Adel des Landes ein neuer besserer Geist eingeflößt werden. Der Orden der Schwanengesellschaft hatte demnach eine religiöse Bedeutung für die Mark. Diejenigen, die Aufnahme gewürdigt wurden, hatten zu geloben, sich eines wahrhaft christlichen Lebenswandels zu befleißigen. Im Einzelnen ward unter Anderem das Gelöbniß gefordert, alle Streitigkeiten dem Urtheil der Gesellschaft zu unterwerfen; Alles zu vermeiden, was geeignet sei, die Ehrbarkeit und den guten Ruf zu verletzen, dagegen die Ehre der Genossen, falls diese von Anderen angetastet würde, zu vertheidigen. Die Gesammtheit des Ordens leistete gleichsam eine Gesammtbürgschaft dafür, daß kein Glied den Gesetzen der ritterlichen Ehre entgegen handeln werde.

Der Orden, der, wie hier sogleich bemerkt werden mag, bis zur Zeit der Reformation bestand, wirkte in der That segensreich auf den Geist des Adels.

Erwerbungen. Friedrich war darauf bedacht, Brandenburg in seinen ursprünglichen Grenzen wieder herzustellen; er empfing dazu eine förmliche Ermächtigung vom Kaiser. Die Streitigkeiten mit Mecklenburg wurden nach kurzer Fehde beseitigt. Friedrich verzichtete auf das Land der Wenden, erhielt dagegen die Zusicherung, daß beim Erlöschen des Mannesstammes der Fürsten von Mecklenburg dies Land an Brandenburg fallen solle. Ein Bündniß zu Perleberg hatte den Zweck, die fehdelustigen Adeligen an den Grenzen Mecklenburgs und Brandenburgs niederzuhalten.

Seit Karl's IV. Zeit waren die Herzöge von Pommern-Stettin im Besitz der uckermärkischen Städte Pasewalk und Torgelau. Friedrich erlangte die Zusage, daß dieselben nach dem Aussterben der Herzöge an Brandenburg zurückfallen sollten.

Immer aber noch befand sich (seit der Zeit des Askaniers Otto II.) die Lehnshoheit über die Altmark und einen Theil der Mittelmark bei dem Erzbischofe zu Magdeburg, und wir haben gesehen, wie oftmals dies schon zu Streitigkeiten geführt hatte. Es gelang dem Kurfürsten, diese lästige Fessel zu lösen. Gegen die Abtretung einiger Ortschaften wurde die Lehnshoheit des Erzbisthums für erloschen erklärt.

Wichtiger noch war die Wiedervereinigung des „Landes über der Oder" (der Neumark) mit Brandenburg. Sigismund hatte diesen Theil des Landes dem Deutschen Orden verkauft und später Friedrich I. bei dessen Bemühungen zu seiner Zurückgewinnung nicht unterstützt. Jetzt war der Orden arm geworden, und er gab gegen eine Summe von 40,000 Gulden die Neumark an Brandenburg ab, behielt sich jedoch das Recht vor, dieselbe für 1000 Gulden (nach dem Tode des Kurfürsten) zurückzukaufen.

Die Hoffnung Friedrich's I., seinem Sohne die polnische Königskrone durch eine Heirath zuzuwenden, war nicht in Erfüllung gegangen. Nach dem Abkommen sollte Friedrich König von Polen werden, wenn seine jugendliche Braut die einzige Erbin bliebe. Sie war aber gestorben, und aus einer neuen Ehe des Polenkönigs waren zwei Söhne entsprossen, denen nun das Erbe rechtmäßig zukam. Einer der Söhne fiel in einer Schlacht, der andere Sohn, Kasimir, dem bereits das Großherzogthum Lithauen vom Vater zutheil geworden, war somit der alleinige Erbe. Als sein Vater starb, meinte ein Jeder, Kasimir werde sofort die Erbschaft des Königreichs Polen antreten. Er erklärte jedoch, daß es ihm besser dünke, Großherzog von Lithauen als König von Polen zu sein. Da erinnerten sich die Polen des Vertrages, den Friedrich I. mit ihrem verstorbenen Könige geschlossen hatte, und obgleich die gewünschte Heirath nicht zu Stande gekommen war, erschien ihnen Friedrich doch als der nun zur Thronfolge berechtigtste Fürst.



Frederich van gots gnaden
marggreff zu brandburg kurfurst

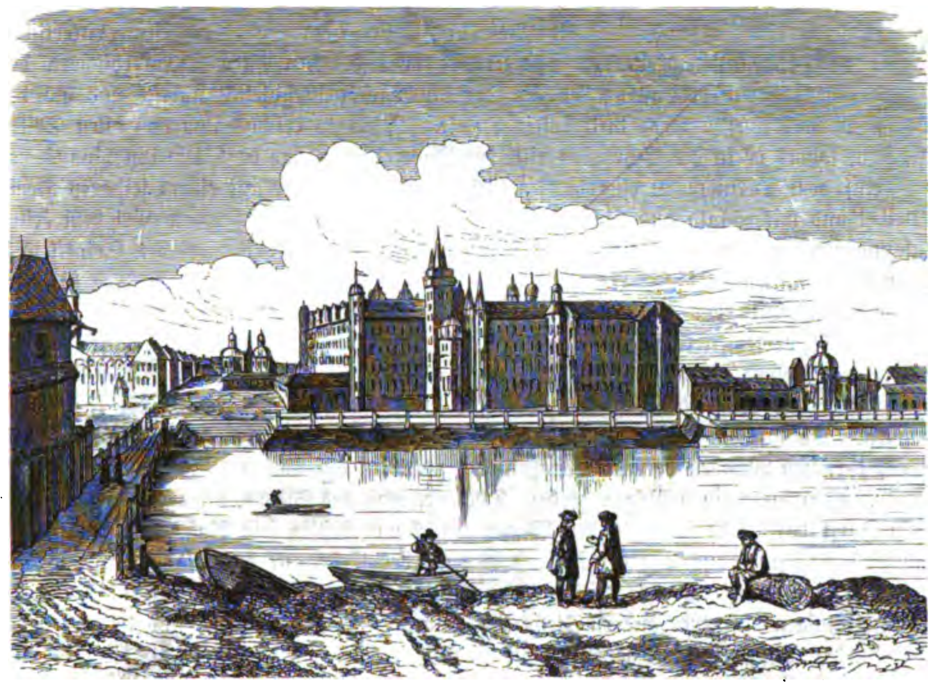
Es begab sich demnach eine Gesandtschaft polnischer Großen nach Berlin und forderte den Kurfürsten auf, die Herrschaft des Landes zu übernehmen. Friedrich ließ sich durch den Glanz der Königskrone nicht blenden, sondern sah ruhigen Auges die Sache an und beschloß, nur den Geboten der Klugheit und Redlichkeit zu folgen. Demnach erklärte er den polnischen Großen, daß er aus den früheren, fich auf die Heirath beziehenden Verträgen nur dann ein Recht für sich abzuleiten vermöge, wenn Kasimir durch Eid und Urkunde auf sein Erbrecht verzichte, oder wenn der Tod ihn dahinraffe, ohne daß er männliche Nachkommen hinterlasse. „Gott wolle es verhüten", sagte er, „daß ich dem rechtmäßigen Erben zum Schaden handle, woraus viel Unruhe, Blutvergießen und Unfriede gar leicht entstehen könnte." Darauf schritten die Polen zur förmlichen Königswahl, und wiederum vereinigten sich ihre Stimmen auf den Kurfürsten von Brandenburg. Aber auch der neuen Gesandtschaft gegenüber bewährte dieser seine rechtliche Gesinnung und seine Festigkeit; seine Erklärung war dieselbe, die er der ersten Gesandtschaft gegeben hatte.

„Solche Mäßigung eines deutschen Fürsten", ruft Aeneas Sylvius (der nachmalige Papst Pius II.) bewundernd aus, „haben wir zu unseren Zeiten gesehen und halten sie werth, dem Gedächtniß der Nachwelt überliefert zu werden." Anerkennend hebt er hervor, daß Friedrich den Ruhm der Gerechtigkeit für den höchsten geachtet habe.

Fehde mit Pommern. Einem länger als hundert Jahre früher geschlossenen Vertrage gemäß sollte Pommern-Stettin nach dem Aussterben der Fürsten an Brandenburg fallen. Nur noch einer der Fürsten der Linie Pommern-Stettin, Otto, lebte, und der Kurfürst richtete daher sein Augenmerk auf die ihm zustehende Beerbung. Bald gewann er Anhänger in Pommern, namentlich den Bürgermeister von Stettin, Albrecht von Glinden. Dagegen befand sich auch eine starke Partei im Lande, die von einem Anschlusse an Brandenburg nichts wissen wollte. Diese war von den Herzögen von Wolgast gebildet worden, die als Seitenverwandte des Herzogs ebenfalls Erbansprüche auf Pommern-Stettin zu haben meinten. Plötzlich ward der Herzog von einer verheerenden Seuche mit hinweggerafft. Als die fürstliche Leiche in die Gruft gesenkt ward, ergriff der Bürgermeister Albrecht von Glinden, der Anhänger des Kurfürsten von Brandenburg, Schild und Helm des verstorbenen Fürsten, und warf sie, gemäß einer alten Sitte, mit den Worten in die offene Todtengruft: „Hier liegt unsre Herrschaft von Stettin!" — Doch sogleich sprang ein beherzter Anhänger der Herzöge von Wolgast ins Grab, holte Helm und Schild wieder heraus und rief: „Nein, nicht also, wir haben noch eine erbliche, geborene Herrschaft, die Herzöge von Pommern-Wolgast; denen gehören Helm und Schild zu!" — Alsbald erhob sich Streit zwischen den beiden Parteien. Die pommersche Partei behielt die Oberhand, und Helm und Schild wurden den Herzögen Erich und Wratislaw zugesandt.

Als aber sämmtliche Stände des Landes zusammentraten, erhoben sich Bedenken gegen die Berechtigung des Geschehenen, und es wurde beschlossen, die Huldigung der Herzöge noch anstehen zu lassen. Diese ließen nichts unversucht, die Stände für sich zu gewinnen, und es hatten ihre Bestrebungen auch Erfolg; es gelang ihnen sogar, den Kaiser, der noch kurze Zeit vorher des Kurfürsten Ansprüche anerkannt hatte, für sich zu gewinnen. Da griff der Kurfürst zu den Waffen. Er hoffte, sein Schwert werde schwerer wiegen, als das Gold, das die kaiserlichen Räthe von seinen Feinden empfangen hatten. Obgleich ein Anschlag auf die Städte Stettin und Garz fehlschlug, kam ein dem Kurfürsten günstiger Vertrag zu Stande, nach welchem den Herzögen von Wolgast zwar der Besitz des streitigen Gebietes zugesagt, aber bestimmt ward, daß dasselbe nach dem Aussterben der fürstlichen Linie Pommern-Wolgast an Brandenburg fallen, auch der Kurfürst sofort schon befugt sein solle, Titel und Wappen Pommerns zu führen. Stettin nahm diesen Vertrag nicht an, und wiederum ward zu den Waffen gegriffen. Die Fehde dauerte längere Zeit, ohne daß auf der einen oder der andern Seite nennenswerthe Vortheile erreicht worden wären. Die Kriegsführung des Kurfürsten ward namentlich durch Mangel an Geldmitteln gehemmt.

Daß der mißlungene Feldzug sein Gemüth verstimmte, ist erklärlich, um so mehr, als körperliche Leiden ihn heimsuchten. Mehr aber noch als Beides wirkte auf seine Stimmung der plötzliche Tod seines einzigen Sohnes Johann, der in blühender Jugend starb. Verdüsterten Gemüths beschloß er, die Regierung des Landes niederzulegen und sich von dem Geräusche der Welt gänzlich zurückzuziehen. Von seinen drei Brüdern lebte nur noch einer, Albrecht, der die fränkischen Länder besaß. An ihn richtete er die Bitte, die Regierung Brandenburgs zu übernehmen. „Er möge nicht glauben", heißt es in seinem Schreiben, „daß er andern Reichthum, Ehre, Macht und Gewalt, Land und Leute suche, was ihm noch in der andern Welt leid sein würde; es wolle ihm aber nicht redlich bedünken, daß alle seine Arbeit in den märkischen Landen und schier den ganzen Seestrand hin, dahin er's gebracht, mit ihm sollte zu Grab gehen. Vielmehr wolle er lieber dieses Alles seinem ehrlichen Stamme zu hinterlassen Handreichung thun."



Das alte Schloß in Berlin.

Albrecht suchte den Bruder aus seinem Trübsinn aufzurichten. Er schrieb ihm, daß der Himmel ihm ja vielleicht einen andern Sohn schenken könne, und daß auch wol seine körperlichen Leiden durch den Gebrauch kräftiger Arzneimittel zu beseitigen sein möchten. Der Kurfürst aber beharrte bei seinem Entschlusse, und es kam ein Vertrag zwischen den Brüdern zu Stande, demzufolge an Albrecht die Mark Brandenburg überging, Friedrich dagegen ein kleines Gebiet im Frankenlande erhielt.

Mit Werken der Frömmigkeit beschloß der Kurfürst hierauf in Brandenburg seine Regierung. Er gründete zu Stendal ein Nonnenkloster und zu Cöln an der Spree eine Pfarrkirche mit einem Domkapitel.

Dann versammelte er noch einmal die Stände des Landes um sich, wies sie mit ihren Eiden und Pflichten an den Bruder, dankte ihnen für alle ihm erwiesene Liebe und Treue und nahm in Thränen Abschied von ihnen. Ein Jahr darauf entschlief er, achtundfünfzig Jahre alt, auf der Plassenburg in Franken; seine sterbliche Hülle fand ihren Ruheplatz in der Gruft seiner Ahnen zu Heilsbronn.

Albrecht Achilles (1471—1486).

Albrecht war an Kraft und männlicher Schönheit der hervorragendste unter seinen Brüdern. Wie sein Vater, hatte auch er schon in seinem sechzehnten Lebensjahre zum ersten Male sein Schwert in einer Feldschlacht versucht. Seit jener Zeit waren vierzig Jahre vergangen (er war nur ein Jahr jünger als Friedrich II., als er die Regierung über Brandenburg antrat) — vierzig Jahre fast ununterbrochener Kämpfe für ihn. „Viele Feldherren seiner Zeit", sagt Aeneas Sylvius, „haben nicht von so vielen Schlachten gehört und gelesen, als er gefochten. Unzählige Male hat er Heere geführt und die tapfersten Feinde geschlagen, immer der Erste beim Angriffe, der Letzte beim Rückzuge; keine Burg und keine Stadt war ihm zu fest. In Polen hat er gekämpft, in Schlesien gefochten, in Böhmen gesiegt; im deutschen Lande giebt es keinen Winkel, den er nicht gepanzert betreten."

War es doch, als ob an seinem Hofe in Franken noch einmal die Blüte ritterlichen Lebens aus der besten Zeit des Mittelalters erstand. In allen Turnierbüchern des fünfzehnten Jahrhunderts glänzt er als der tapferste, gewandteste, stärkste, und als der einzige niemals überwundene Ritter seiner Zeit. Jauchzen erscholl ihm von allen Seiten entgegen, sobald er in die Schranken ritt, der Jubel der Menge begleitete ihn hinaus.

Auf dem Turniere zu Augsburg 1442 überwand er, nur mit einem seidenen Hemd bekleidet und mit Schild und Schwert bewaffnet, siebzehn tapfere Gegner. Bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Feinde in der Nürnberger Fehde stürmte er, den Seinen weit voraneilend, mitten in einen Haufen von 800 Reitern hinein. Sich einen Weg bis zum Bannerträger mit dem Schwerte bahnend, gelang es ihm, auch diesen niederzuschlagen, während Schwerter klirrend seinen Helm und Panzer trafen. Mit beiden Armen das gewonnene Banner ergreifend, brach er mit den Worten: „In der Welt ist kein Ort, wo ich ehrlicher und reputirlicher sterben kann als hier!" unter den Streichen der Feinde zusammen. Doch schon waren die Seinen bei ihm, warfen den Feind und zogen den Feldherrn, der, von Wunden bedeckt, zerstoßen und zertreten am Boden lag, unter den Todten hervor. Man holte einen Wagen herbei. Doch er, froh des Sieges, wies mit den Worten: „Ein Fürst darf nicht fahren!" den Wagen zurück und bestieg sein Roß. Bei der später erfolgenden Erstürmung von Gräfenberg war er der Erste auf der Mauer, sprang von derselben allein in die Stadt, mitten unter 500 Krieger, und vertheidigte sich so lange, bis die Seinigen auf einer andern Stelle sich Eingang erzwungen hatten und ihn befreiten.

In der That, Albrecht gemahnte an die Helden der Kreuzzüge oder an die des Nibelungenliedes. Letzteres war jedoch um jene Zeit noch fast gänzlich unbekannt, sonst hätte man ihm wol, um ihn zu ehren, den Beinamen Siegfried gegeben. So aber verglich man damals Albrecht mit dem vornehmsten Kämpen des Alterthums, und er erhielt von ihm den Beinamen.

Einen so prächtigen Hofhalt, wie er, hatte kein Fürst seiner Zeit. Seine Gemahlin erschien bei festlichen Gelegenheiten in einem vergoldeten Wagen, Perlen glänzten an ihren seidenen Gewändern und an ihrem Kopfputz, die Pagen trugen rothseidene Kleider, die Reitpferde waren mit rothem Sammt bedeckt.

Streng und gewissenhaft in der Erfüllung der Pflichten gegen die Kirche, wußte er gleichwol einen Unterschied zu machen zwischen den Geboten der Lehre des Heilandes und den Gelüsten und Anmaßungen der Geistlichkeit. Bann der Kirche traf ihn oft, doch hat er ihn nie beachtet. Als er im Jahre 1482 in den Bann gethan und ihm aus der Plassenburg berichtet ward, daß die Geistlichen weder Beichte hören noch begraben wollten, schrieb er an den Hauptmann Heinrich von Aufses: „Man müsse sich des Teufels wehren mit dem heiligen Kreuze. Der Hauptmann solle die Todten den Geistlichen ins Haus tragen lassen, dann würden diese sie wol begraben. Sie hätten gern das weltliche Schwert zu dem geistlichen. Hätte Gott ein Schwert haben wollen, er hätte es eben so wol erdenken

können, als zwei. Wenn sie uns mit dem Bann vom väterlichen Erbe bringen wollen, so werden die Bannbriefe nicht lange ausbleiben wegen der Zehnten; denn die Geistlichen meinen, diese gehören ihnen alle auch und vielleicht die neun Theile dazu." Ein anderes Mal, als er mit „Acht und aber Acht" bedroht ward, sagte er scherzend: „Acht und aber Acht macht Sechzehn — wir sind wol schon mit Mehren fertig geworden!"

Daß die Geistlichkeit ihm nach solchen Vorgängen keineswegs hold gesinnt war, läßt sich ermessen. Sie sprengte böse Dinge über ihn aus und machte Spottgedichte auf ihn.



„In der Welt ist kein Ort, wo ich ehrlicher und reputirlicher sterben kann!"

Er lachte dazu. — Mit der Stadt Nürnberg, die sich durch Bündnisse verstärkte, hatte er schwere Fehden auszufechten. Wie in Brandenburg und im übrigen Deutschland rangen auch hier mit einander die Macht der St[illegible] und die Fürstenmacht. Im Süden war der Bürgerstand mächtiger als im Norden, daher der Kampf gegen ihn ungleich schwerer. Acht Siege werden auf Albrecht's Seite gezählt; einmal nur traf ihn eine Niederlage.

Albrecht zweigte den von seinem Bruder Friedrich II. gestifteten Schwanenorden auch nach Franken ab und gab ihm ein erweitertes Statut. Entsprechend dem wohlüberlegten Plane Albrecht's, dehnte sich der Orden allgemach von den nordischen Marken und deren Grenzländern durch Mitteldeutschland bis nach Oesterreich, Bayern und Schwaben aus, so daß sich Hunderte von Familien hoher Geschlechter in der politischen Sphäre der Brandenburger bewegten. Dies Alles war geschehen, ehe der Kurfürst Friedrich II. seine Regierung niedergelegt hatte. Albrecht's Ruhm war durch ganz Deutschland gedrungen, und so ward er auch in Brandenburg hoch gefeiert. Als man nun vernahm, daß er zur

Huldigung erscheinen werde, war die Freude überall groß, und ein Jeder trug Verlangen, den Helden zu sehen und ihn als Fürsten des Landes zu begrüßen.

Aber man wußte nicht, welchen Grad der Erbitterung gegen den Bürgerstand die Kämpfe mit Nürnberg in der Seele Albrecht's erzeugt hatten. So entsprach seine Haltung den Gefühlen der ihn freudig erwartenden Märker leider gar nicht. Auch verstimmte ihn der große Abstand der damals so armseligen Mark gegen das schöne Frankenland, dessen reiche Fluren ihm in lebhafter Erinnerung standen.

Man empfing ihn festlich in der Stadt Salzwedel. Mit Kreuz und Fahnen begleiteten ihn Geistlichkeit, Schulen, Rath, Bürger und deren Frauen in schönen Kleidern zur Kirche, in der ein „Herr Gott, dich loben wir!" angestimmt ward. Nach alter Sitte beschenkte ihn die Bürgerschaft mit Hafer, Fischen, Hammelkeulen und Bier. Doch Alles dies ward sehr geringschätzig von ihm aufgenommen. Eben so wenig wie die Bürger, wurden die übrigen Stände von ihm beachtet.

Wie schwere Tage seinem Vater von dem Adel bereitet worden waren, war bei ihm unvergessen geblieben. Sein Bruder hatte dem Adel zwar ein goldenes Gebiß, in Form eines Ordens, angelegt, aber eine innere Veränderung zum Bessern erfolgte doch nur sehr allmählich. Sagte doch Albrecht (in einer Verordnung gegen die Wegelagerei), es sei fast zum Sprüchwort geworden: „was man allenthalben vermisse, dürfe man in der Mark zu Brandenburg suchen, und was anderswo durchkomme, das werde in der Mark geschieden" (genommen). An einer andern Stelle heißt es: „Der Straßenraub könne doch nicht möglich sein, wo man getreuen Widerstand thun und einhellig dawider handeln wollte."

Als er in Stendal die Huldigung empfangen hatte, gab ihm die Bürgerschaft auf dem Rathhause ein prächtiges Mahl. Es wurden dabei zwei große Mulden voll „Gewürz" (wahrscheinlich Rosinen, Mandeln, eingemachte Früchte und dergl.) aufgetragen, ferner der damals so beliebte Klaretwein und Einbeckisches Bier. Nachdem der Kurfürst davon genommen, machten sich seine fränkischen Ritter darüber her und verzehrten Alles, ohne daß der Fürst oder sie daran gedacht hätten, die ständischen Vertreter, die am Kamin standen, gastlich zum Mahle einzuladen. Der Kurfürst war eben schon zu alt, um sich in der Mark noch gefallen und einleben zu können.

Aber verwundern kann es auch nicht, daß Vorgänge jener Art in den Märkern einen Umschlag der Stimmung nach sich zogen. Nun ward an sie die Forderung gestellt, eine neue Steuer zu bewilligen. Der Kurfürst verlangte von jeder Tonne Bier, wenn sie gebraut wurde, einen Groschen, und wenn sie gekauft wurde, noch einen Groschen (Bierziese). Die Stände weigerten sich, auf diese Forderung einzugehen, doch willigten sie endlich in eine Zahlung von 100,000 Gulden. Dabei aber stellten sie das Verlangen, daß der Kurfürst keine neue Steuer fordern solle, außer „wenn er etwa Krieg mit Beirath der Stände führen, oder im Felde eine bedeutende Niederlage erleiden, oder seine Söhne und Töchter verheirathen würde."

Nun gedachte Albrecht zunächst daran, Brandenburgs Rechte auf Pommern, die sein Bruder mit dem Schwerte in der Hand vergebens zu wahren erstrebt hatte, zur Anerkennung zu bringen. Aber obgleich er den Kaiser für seine Sache gewonnen und ihm von diesem die Belehnung auf Pommern zugesagt ward, bereiteten sich die Herzöge von Wolgast sofort zum Widerstande vor und beeilten sich, Pommern-Stettin zu besetzen. Nach vielen Verhandlungen kam es zu einem Friedensschlusse. Der Kurfürst behielt einige von ihm eroberte Grenzorte, das übrige Land aber blieb den Herzögen von Wolgast als brandenburgisches Lehen, das nach dem Erlöschen des Fürstenhauses ganz an Brandenburg fallen sollte.

Von hoher Wichtigkeit für den Staat war es, daß Albrecht eine Hauserbordnung erließ, durch die festgesetzt ward, daß die Mark Brandenburg stets ungetheilt auf den ältesten der Söhne, oder, falls Söhne nicht vorhanden wären, auf den ältesten Bruder vererben, die fränkischen Besitzungen der jüngeren Linie zufallen sollten.

Das war für die Zukunft eine Wahrung des Länderbesitzes vor Zersplitterung. Ohne dies Hausgesetz wäre aus Brandenburg nimmer der preußische Staat erwachsen!

Albrecht begab sich jetzt nach Franken und ließ seinen ältesten Sohn Johann (den nachmaligen Kurfürsten Johann Cicero) als Statthalter zurück. Johann war damals achtzehn Jahre alt. Der friedfertigste der Herzöge von Wolgast, Erich, starb.



Albrecht Achilles.

Sein Sohn und Nachfolger Bogislaw war das Gegentheil von seinem Vater. Feurig, unternehmend und voll kräftigen Willens, bot er alsbald seine Mannen auf, um die lästigen Fesseln der brandenburgischen Lehnsherrschaft zu brechen. Nun rüstete Johann ebenfalls und sandte Botschaft an den Vater. Dieser kam nach Brandenburg und rückte, da seine Mahnungen an Bogislaw abgewiesen wurden, mit einer ansehnlichen Streitmacht

vor die feste Stadt Pyritz, in der Bogislaw eben verweilte. Albrecht wies einen heftigen Ausfall der Städter zurück, konnte es aber nicht verhindern, daß Bogislaw aus der Stadt entkam. Bald vernahm er, daß derselbe mit neuen Scharen herbeiziehe, und daß ein Heerhaufen der Pommern in die Neumark eingefallen sei und sich im Städtchen Bernstein festgesetzt habe.

Albrecht brach nun auf, um den Feind aus der Neumark zu vertreiben. Den Bemühungen der Herzöge von Mecklenburg gelang es jedoch, einen Zusammenstoß zu verhüten und den Abschluß eines billigen Friedens zu Stande zu bringen. Beide Theile sollten behalten, was sie besetzt hatten, und Bogislaw's gesammte Lande beim Erlöschen seines Stammes an Brandenburg fallen. Von dem brandenburgischen Lehnsrechte über Pommern ward nichts erwähnt. Als nun die Fürsten in Prenzlau zusammentrafen, reichte Albrecht dem Pommernherzoge freundlich die Hand, indem er die verfänglichen Worte sprach: „Lieber Oheim, hiermit leihe ich Euch Land und Leute.“ Bogislaw zog seine Hand zurück und rief in seiner derben pommerschen Weise: „Doar sälen jo ehr de säwen Düwel dörchfoahren!“ bestieg sein Roß und ritt zu seinem Oheime Wratislaw, der mit vielem Kriegsvolke bei Pasewalk stand. Dieser stimmte Bogislaw bei, der die Absicht kundgab, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen; doch wußten die mecklenburgischen Fürsten, die dem Erzürnten nachgeritten, ihn zu bestimmen, daß er wieder nach Prenzlau zurückkehrte. Da rief ihm Albrecht scherzend zu: „Lieber Oheim, Ihr habt einen Hitzkopf und laßt Euch bald irren“, worauf Bogislaw erwiederte: „Ja, Oheim, ich bin also nicht gut zu flechten!“ Indeß ward der bereits aufgesetzte Vertrag vollzogen.

Wol schwerlich wäre Albrecht auf den Vergleich eingegangen, wenn es ihm nicht lebhaft darum zu thun gewesen wäre, dem Kaiser in seiner Noth seinen tapferen Arm zu leihen. Es regierte immer noch der schwache Kaiser Friedrich III., der im Todesjahre des ersten brandenburgischen Kurfürsten Friedrich's I., und zwar gegen dessen Abrathen, gewählt worden war. Darin glich Albrecht vollkommen seinem großen Vater, daß er für des Deutschen Reiches Wohl und Gedeihen allezeit zu kämpfen bereit war, und wie man seinen Vater die rechte Hand Sigismund's genannt hatte, so nannte man ihn die rechte Hand Friedrich's III. Diesmal galt es, die Führerschaft des Reichsheeres gegen den mächtigen Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, zu übernehmen. Doch ward durch päpstliche Dazwischenkunft der Friede vermittelt, so daß es nur zu einigen unbedeutenden Gefechten kam.

Bald jedoch entstanden neue Verwicklungen für Brandenburg im Süden. Albrecht hatte seine Tochter Barbara an den Fürsten Heinrich, Herzog von Glogau, Crossen, Schwiebus und Züllichau, vermählt. Nach zweijähriger Ehe starb der Fürst. Nun traten Verwandte des Verstorbenen auf und bestritten der Wittwe das Erbrecht, namentlich geschah dies von Seiten des Herzogs Hans von Sagan. Unterstützt von dem Könige Matthias von Ungarn, besetzte Hans das Herzogthum Glogau, empfing die Huldigung der Stände und rückte dann in Brandenburg ein, dessen Grenzmarken er mit Feuer und Schwert zu verheeren begann. Der Kurprinz Johann sandte Botschaft an den Vater und bat ihn um Beistand. Hören wir, in welcher ritterlichen Art dieser dem Sohne antwortete! „Ihr habt“, heißt es in Albrecht's Schreiben, „nicht mehr denn einen Fürsten zum Feinde, da ein König und siebzehn Fürsten unsere Feinde waren, und wir wol zehn Städte und Schlösser verloren hatten, auch unsre Ritterschaft dreißig Sitze, und lagen mit vier Heeren auf uns; der König von Behaim (Böhmen) an einem End, der von Bamberg, Pfalz und Herzog Otto am andern End, auf dem Gebirg, die bayerischen Herren am dritten End und der Bischof von Würzburg und die behaimischen Söldner am vierten End, und hatten alle an den vier Enden ab vierzigtausend Menschen im Sold; so hatten unsere Freund am Rhein ein Schlagen verloren und lagen in Stocken und mußt unser Bruder selige von uns reiten, und war all unsere Macht nicht über tausend Pferde und fünftausend zu Fuße der Unsern, denn die andern all in Städten und Schlössern mußten sein, die zu

bewahren — noch dann half Gott, daß wir eine ehrliche Richtigung erlangten, und wollten eher todt sein, denn daß wir eine schändliche Richtigung aufgenommen."

Auf eine Bitte jedoch, die von den Ständen der Mark ausging, erschien Albrecht. Es war zur rechten Zeit. Denn während sich der Kurprinz mit verhältnißmäßig geringen Streitkräften gegen den Herzog von Sagan zu behaupten suchte, hatten sich die Pommernherzöge, den günstigen Zeitpunkt wahrnehmend, wieder in Besitz einiger märkischen Grenzgebiete zu setzen gewußt. Albrecht zog sogleich gegen die Pommern, nahm ihnen Vierraden, das sie bereits eingenommen hatten, wieder ab und eroberte die pommerschen Orte Bahn, Bernstein und Satzig. In derselben Zeit vertrieb der Kurprinz den Herzog Hans von Sagan aus dem Gebiete von Crossen und Kottbus, indem er ihm empfindliche Niederlagen beibrachte. Damit waren die Fehden im Süden und Norden Brandenburgs zu glücklichem Ende geführt. Der frühere Prenzlauer Vertrag mit Pommern wurde erneuert, und im Süden kamen die Städte Crossen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg an Brandenburg.

Doch das Haar war dem heldenmüthigen Albrecht längst grau geworden, und mit seinem Leben ging es zu Ende. Er klagte in seinen letzten Jahren oft über Schmerzen, die ihm seine vielen Wunden bereiteten. Narbenbedeckt waren ihm Antlitz, Hals, Hände und Füße, selbst sein Schädel trug so viele Wundennarben, daß nach seinem Tode an demselben die Nähte nicht erkennbar waren. — Es ist aus jener Periode eine Zahl von Briefen, geschrieben von den Söhnen und Töchtern Albrecht's an den Vater, vorhanden, die Zeugniß geben von der liebevollen Anhänglichkeit, die ihm von den Seinen gewidmet ward. Eine der Töchter, Margaretha, hatte den Schleier genommen und befand sich in dem Kloster zu Bamberg, woselbst ihr Ende des Jahres 1485 die Nachricht zuging, daß es mit der Gesundheit des Vaters nicht gut gehe. Sie schrieb darauf zu Neujahr 1486 an den Vater:

„Erlauchter, hochgeborner Fürst, gnädigster Herr und allerliebster Herr Vater, Ew. Gnaden sei mein tägliches Gebet mit kindlicher Treue und hohem Fleiß mitgetheilt mitsammt meinem stets willigen Gehorsam, und herzlieber Vater, Ew. Gnaden soll wissen und in ganzer Wahrheit glauben, daß in den 18 Jahren, seit ich im Kloster bin, mir kein Jahr und keine Zeit so betrüblich gewesen ist, als die gegenwärtige, da Ew. Gnaden jetzt unterweges ist. Als ich's kürzlich vom Hauptmann von Kulmbach erfuhr, da erschrak ich wahrlich sehr, da ich neulich hatte sagen hören, Ew. Gnaden wäre schwach gewesen. Da war es mir denn ein großes Leid, daß sich Ew. Gnaden einer so beschwerlichen Reise unterzogen hat. Denn ich bezeuge bei Gott, der ewigen Wahrheit, daß ich nie geglaubt habe, es wäre möglich oder natürlich, daß sich ein Mensch nach dem andern so herzlich sehr sehnen könnte, wie ich mich seit einem oder drei Jahren nach Ew. Gnaden gesehnt hab. Ich bin stets der kindlichen Hoffnung, Gott der Herr wird mein tägliches Gebet erhören und seine Barmherzigkeit fügen, daß Ew. Gnaden einst auch zu mir kommen, da ich doch zu Ew. Gnaden nicht kommen darf. Wäre es aber eben so möglich, wie es unmöglich ist, so wollte ich zu Ew. Gnaden kriechen, könnte ich nicht gehen, so sehr zwinget mich die kindliche Liebe zu Ew. Gnaden, wie ich denn auch keinen größeren Trost in aller Welt habe noch weiß, als Eure Liebe."

Der Wunsch Margaretha's sollte sich nicht erfüllen. Den Brief empfing der Kurfürst in Frankfurt am Main, wohin er sich begeben hatte, um sich bei der Wahl Maximilian's zum römischen Könige zu betheiligen. Auf einem Sessel ließ sich der greise Held in die Bartholomäuskirche tragen, in der die Wahl stattfand. Nicht lange darauf verschied er zu Frankfurt im zweiundsiebzigsten Jahre seines Lebens (1486).

Prächtig war sein Leichenbegängniß. Nachdem ihm ein feierliches Todtenamt gehalten worden war, begleiteten der Kaiser und die Großen des Reiches die fürstliche Leiche bis zum Main. Von dort ward sie zu Schiff nach Franken geführt und in der Gruft der Ahnen zu Heilsbronn beigesetzt.

Johann Cicero (1486—1499).

Johann, der schon bei Lebzeiten des Vaters die Statthalterschaft über die Mark geführt hatte, ist der vierte Kurfürst von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. Er kannte die Mark genauer als sein Vater Albrecht, denn er war schon im zwölften Lebensjahre an den Hof seines Oheims, des Kurfürsten Friedrich II., gekommen, in der Mark also aufgewachsen. Bei seinen fürstlichen Vorgängern hatte sich immer noch eine große Hinneigung nach ihrem fränkischen Heimatlande bemerkbar gemacht; er dagegen nahm seinen dauernden Sitz in der Mark; er ist auch der erste der Hohenzollern, der nach seinem Tode in der Mark seine Ruhestätte fand. Die fränkischen Besitzungen gingen an seine Stiefbrüder Friedrich und Sigismund über und waren damit von Brandenburg abgelöst. (Erst nach 300 Jahren fielen sie wieder, jedoch nur auf 25 Jahre, dem brandenburg-preußischen Staate zu und gingen dann, gemäß den Bestimmungen des Wiener Kongresses, an Bayern über.)

Als Johann das Amt des Statthalters mit dem des Kurfürsten vertauschte, stand es mit den staatlichen und kirchlichen Verhältnissen Deutschlands noch im Großen und Ganzen ebenso, wie wir es bei der letzten Rückschau schilderten. Seit dem Versuche Sigismund's und den ernsten Bemühungen des ersten hohenzollerschen Kurfürsten Friedrich, die Kirche an Haupt und Gliedern zu reinigen, waren über siebzig Jahre in nutzlosen Anstrengungen wohldenkender Männer vergangen. Die Fürsten suchten einander in Bezug auf Machtstellung den Rang abzugewinnen, das Kaiserthum war machtlos, die Kirche verweltlicht, das Volk abergläubisch oder ungläubig, wüst und roh. Aber in den Furchen der Zeit gingen neue Saaten auf, welche die Zustände des Völkerlebens in ihrem Grunde umgestalten sollten. Um diese Zeit begannen zwei hochwichtige Erfindungen schon ihren mächtigen Einfluß zu äußern. Mehr und mehr gelangte das Schießpulver — dessen Erfinder, Berthold Schwarz, beiläufig gesagt in Dortmund geboren war, wie ein aufgefundener Grabstein darthut — zur Anwendung, und letzteres führte zu einer völlig veränderten Kriegsführung. Weiterhin machte die Erfindung Joh. Gutenberg's in allen Theilen Deutschlands von Jahr zu Jahr merklichere Fortschritte und verbreitete sich rasch von Ort zu Ort. Wer konnte zu Anfang der daraus hervorgegangenen Bewegung ahnen, von welcher Wichtigkeit beide Erfindungen werden sollten! Das Schießpulver ward eines der Hauptmittel zur festeren Begründung der fürstlichen Gewalt, die Buchdruckerkunst brachte Licht in alle Lebensgebiete und bahnte zunächst der ersehnten Neugestaltung des kirchlichen Wesens den Weg.

Doch greifen wir den Ereignissen nicht vor, denn in dem Jahre, in dem Johann Cicero seine kurfürstliche Würde antrat, war der deutsche Reformator, Martin Luther, dessen Flammenwort den Guten eine Himmelsbotschaft, den Bösen ein Wort des Gerichts sein sollte, erst ein dreijähriges Knäblein, das sinnend hineinschaute in die große Welt, ohne daß Einer der Seinen zu ahnen vermochte, wozu es berufen sei.

Johann ward seiner Leibeslänge wegen auch der Große genannt. Seine Wohlbeleibtheit deutete auf Anlage zur Wassersucht hin, an welcher Krankheit er wirklich später starb. Er sprach mit großer Gewandtheit die lateinische Sprache. „Einmal habe er", heißt es von ihm, „vier Stunden lang auf Kaiser Maxens Reichstag in zierlich fließendem Latein geredet." Daher sein Beiname Cicero.

Gerechtigkeit, Ordnungsliebe und Sparsamkeit waren hervorragende Tugenden an ihm und machten seine Regierung zu einer gesegneten; mit Wohlwollen und Gewissenhaftigkeit suchte er selbst das Geringste im Lande zu verbessern. Wir haben gehört, in wie einsichtiger Weise sein Oheim, Friedrich II., den Adel auf eine höhere Stufe der Gesittung zu heben getrachtet hatte. Johann war von einem gleichen Streben beseelt. Er munterte die jungen Adeligen auf, sich durch den Besuch der Universitäten Deutschlands

und Italiens und durch Reisen Kenntnisse und Bildung zu erwerben, und versprach Denen, die bei ihrer Rückkehr sich als tüchtige Männer erweisen würden, Ehren und Würden zu ertheilen, was er auch getreulich hielt. Gegen Diejenigen dagegen, die, in dünkelvoller Abgeschlossenheit dahinlebend, rohen Sitten fröhnten, war er sehr streng.



Johann Cicero.

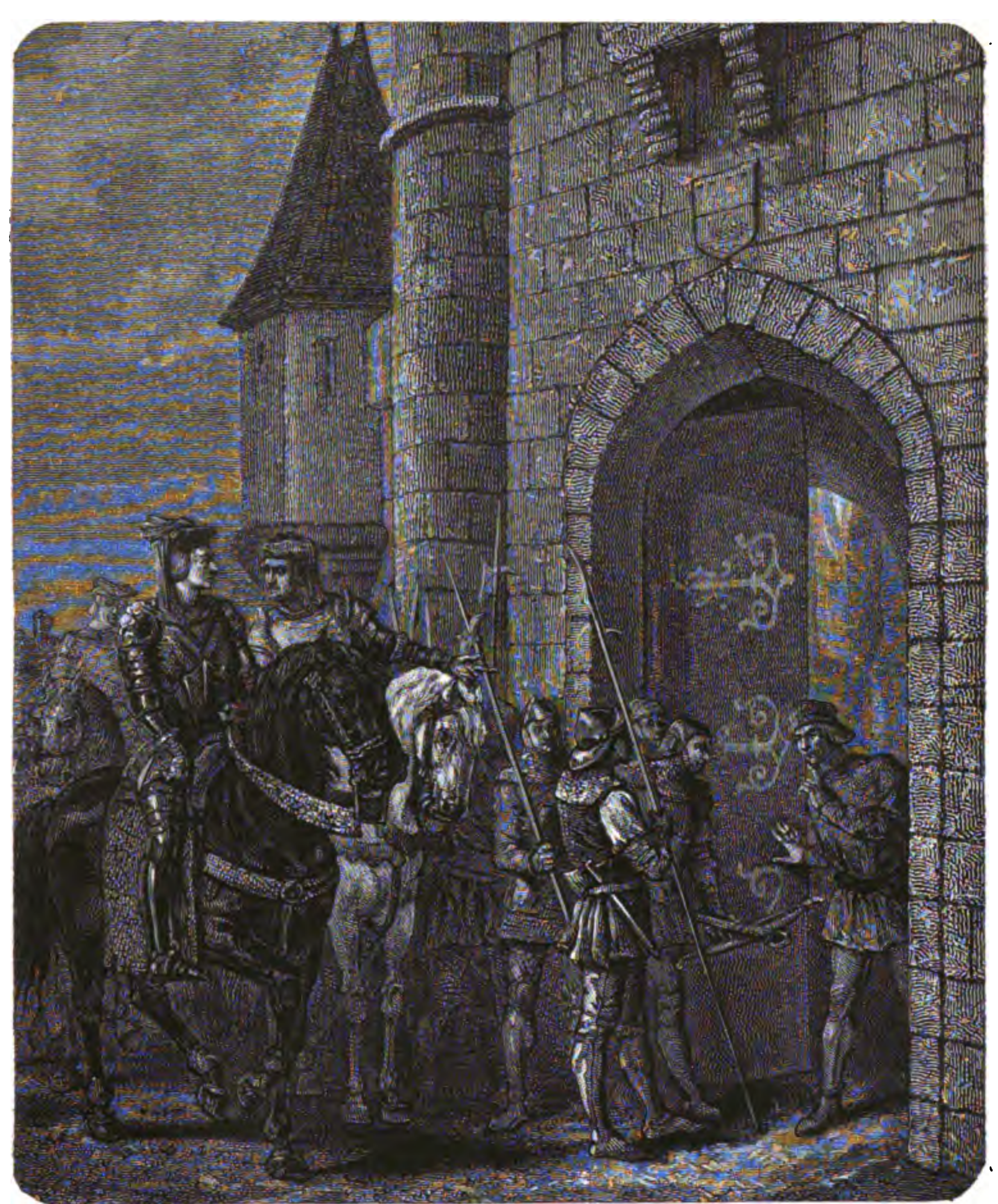
Allein der Geist der Roheit und Widersetzlichkeit lebte nicht nur im Adel, sondern, wie auch schon mehrfach nachgewiesen wurde, im Bürgerstande. Auch folgender Vorgang, der sich in der Altmark zutrug, legt davon Zeugniß ab.

Die Veranlassung war folgende. Die Staatseinnahmen in Brandenburg waren sehr gering. Schon als Statthalter hatte Johann seinem Vater oftmals geklagt, daß es ihm am Nothwendigsten fehle. In einem Briefe sagte er, daß er im Mangel sei „an Teppichen,

Bettgewand, Laken, Sammetpolstern, Tischtüchern und Silbergeschirr" — — obgleich er „zwölf silberne Löffel" habe machen lassen; wie er „alles zur Hofhaltung Nöthige borgen, täglich in Jammer und Aengsten leben und tägliche Mahnung erleiden" müsse. — Damals setzte ihn der angekündigte Besuch einer fürstlichen Person in die größte Unruhe, da er nicht wußte, wie er dieselbe ihrem Stande gemäß aufnehmen sollte, indem es ihm an dem nöthigen Gelde fehlte. Lange Zeit hatte aus demselben Grunde seine Vermählung mit der Tochter des Herzogs Wilhelm von Sachsen aufgeschoben bleiben müssen. Unter welchen Umständen die Vermählung endlich vor sich gegangen war, erhellt daraus, daß der Kurfürst nicht im Stande gewesen war, seiner Tochter mehr als 300 Gulden als Morgengabe zu schenken. Und doch war in den Städten damals ein großer Reichthum vorhanden, und es gab der Bürger viele, die ihren Söhnen wahrhaft fürstliche Hochzeiten auszurichten vermochten. Aber es fehlte der Sinn für das Allgemeine, und damit auch der, den Fürsten mit den Mitteln auszustatten, die ihm nothwendig sind, wenn er seiner Stellung als oberster Vertreter des Landes nach außen hin würdig genügen soll. Die Städte hatten, namentlich in der luxemburgischen und bayerischen Zeit, beständig und zwar mit Erfolg danach gestrebt, Vorrechte zu erlangen, die im Grunde auf nichts Anderes hinzielten, als den eigenen Vortheil auf Kosten des Landes zu mehren, wodurch die Mittel für Staatszwecke und die fürstlichen Einnahmen mit der Zeit geschmälert worden waren. So waren Staatsschulden entstanden, welche bei den Opfern, die die Fürsten den deutschen Angelegenheiten durch Kriegsführung und vielfache kostspielige Besuche der Reichstage zu bringen hatten, mehr und mehr anwuchsen. Dazu kam, daß bei Kriegsführungen die Ritterschaft allein nicht mehr ausreichte, sondern in dem Grade, in welchem der Gebrauch des Schießpulvers zunahm, Söldnerschaaren gegen Löhnung angeworben werden mußten.

So stand es in diesem Punkte in Brandenburg, und da alle Sparsamkeit des Kurfürsten ein Gleichgewicht der Einnahmen und Ausgaben des Landes nicht herzustellen vermochte, sah er sich endlich genöthigt, von den Ständen die Genehmigung einer neuen Steuer zu verlangen, der Bierziese, wie sie längst in allen benachbarten Ländern zur Deckung der Staatsausgaben bestand. Sein Vater Albrecht hatte schon, wie wir wissen, eine Steuer auf Bier einführen wollen, war aber damit nicht durchgedrungen. Johann versammelte die Stände und wies ihnen in so ernster und eindringlicher Weise die Nothwendigkeit der Einführung einer Steuer nach, daß sie sich der Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Darlegung nicht verschließen konnten und demgemäß endlich einwilligten. Doch sollte die Bierziese — auf die Tonne zwölf Pfennige — nur auf sieben Jahre in Kraft sein. Sehr beklagenswerth war es, daß die hohe Geistlichkeit, die Klöster und die Ritterschaft sich dieser Besteuerung hinterher zu entziehen wußten, was allerdings bei den Bürgern, die nun allein von dieser Steuer betroffen wurden, Erbitterung erregen mußte. Um sich indeß vor einem einseitigen Urtheil zu wahren, ist es nöthig, Folgendes zu erwägen: Die Hauptquelle des Reichthums in jener Zeit war der Handel, und dieser lag in den Händen des Bürgerstandes. Er gedieh in dem Grade, in welchem Sicherheit des Verkehrs herrschte, und wenn nun der Staat, um die Sicherheit des Landes zu schützen, sich hauptsächlich an diejenigen Unterthanen wandte, die dadurch unverkennbar ihre Geldeinnahmen erhöhten, so hätte darauf billige Rücksicht genommen werden sollen, zumal der Preis des Bieres für den Einzelnen (bei zwölf Pfennigen auf die Tonne) sich nur unmerklich erhöhte und auch die Ausfuhr dieses Getränkes sehr bedeutend war. Aber das Bier besteuern — das ging den Bürgern ans Leben. Es wird dies weniger befremden, wenn man sich erinnert, wie ausgebreitet die Trunksucht in jener Zeit war. Ueberall gab es Lärm im Lande, in den meisten Städten jedoch brach sich die bessere Einsicht Bahn, und man fügte sich schließlich. Nur in der Altmark kam es zu ernstlichen Ruhestörungen. In der damals reichen Stadt Stendal thaten sich die Innungen der Tuchmacher, Weber, Schuster, Bäcker und Kürschner zusammen und faßten den Beschluß, sich der Einführung

der verhaßten Steuer mit Gewalt zu widersetzen. Sie drangen in das Rathhaus und zwangen unter wilden Drohungen dem versammelten Rathe die schriftliche Erklärung ab, die Bierziese nicht einführen zu wollen. Wahrscheinlich war eine Zahl von Rathsherren selbst mit diesem Gewaltakte einverstanden. Dieser Vorgang fand alsbald Nachahmung in den Städten Seehausen, Gardelegen und Salzwedel.



Kurfürst Johann Cicero vor Stendal. Zeichnung von P. Leyendecker.

Nun sandte der Kurfürst nach Stendal, als dem Hauptorte der Empörung, drei seiner Räthe, welche den Auftrag hatten, die Bürgerschaft durch gütliche Vorstellungen zur Besinnung zu bringen. Sie fanden aber sehr unfreundliche Aufnahme, und als sie nach fruchtlosen Bemühungen sich zur Heimreise anschickten, wurden sie auf der Straße von dem wüthenden Pöbel angefallen und ermordet.

Kaum hatte dies der Kurfürst vernommen, so erschien er mit einer ansehnlichen Kriegsmacht vor Stendal, das sich bereits, wiewol ohne Erfolg, um Beistand an die Hansa gewandt hatte. Anfangs machten die Bürger Miene, dem Kurfürsten Widerstand zu leisten; doch da sie bald erkannten, daß dadurch die unvermeidliche Gefahr für sie sich nur noch steigern würde, öffneten sie freiwillig die Thore. Nun wurden die Mörder eingezogen, und ihre schuldigen Häupter fielen unter dem Beile des Henkers. Außerdem verlor die Stadt einen Theil ihrer Privilegien. Man erkennt deutlich aus diesem Vorgange, welcher Art die städtischen Vorrechte um jene Zeit waren, und wie es schlechterdings unmöglich war, daß sich bei dem Bestehenbleiben derselben eine geordnete Landesregierung entwickeln konnte. Die Bürger von Stendal waren nur verpflichtet, innerhalb der Ringmauer dem Landesfürsten Dienstleistungen zu erweisen; ferner besaßen sie das Recht, sich, wenn der Landesherr Beschwerde gegen sie führte, zu einem andern Fürsten schlagen zu dürfen. Diese und ähnliche Privilegien wurden ihnen nun für immer entzogen; und wie Berlin sich gebeugt hatte, so unterwarf sich jetzt auch Stendal. Aehnliches geschah in den übrigen Städten, die sich an der Auflehnung betheiligt hatten.

Die Verhältnisse mit Pommern blieben im Wesentlichen dieselben. Durch Ankauf der Herrschaft Zossen (für 16,000 Gulden) wurde das märkische Gebiet auf friedliche Weise vergrößert.

Indem Johann mit Eifer daran ging, die Gründung einer Universität zu ermöglichen, ereilte ihn der Tod im vierundvierzigsten Jahre seines Lebens.

Im hohen Grade wichtig ist das Testament, welches er seinem Sohne Joachim hinterließ. Es giebt uns sowol ein Zeugniß von des Fürsten edler Gesinnung, als es uns auch einen Blick in die damaligen Zustände thun läßt. Hier ist ein Theil desselben:

„Es stehen Viele in dem Wahne, man erweise sich alsdann recht fürstlich, wenn man die Unterthanen beschwert und durch gewaltsame Zwangsmittel ihr Vermögen erschöpft. Hiernach prasset man lustig und befleckt die angeerbte Hoheit mit schändlichen Lastern, man führt wol königliche Pracht und verwickelt sich in verderbliche Kriege. Hierdurch aber werden die väterlichen Reichthümer verschwendet, man verliert die Liebe und das Vertrauen der Unterthanen; man führt nicht mehr das Amt eines Vaters, sondern das eines Tyrannen. Ich kann nicht begreifen, was ein solcher Fürst für Ehre habe, und kann mich Niemand bereden, daß er in Sicherheit sitze. Es ist eine schlechte Ehre, über Bettler zu herrschen, und viel ruhmwürdiger, wenn man reichen Unterthanen befehlen kann. Darum wollte Fabricius lieber über Reiche herrschen, als reich sein.

„Von Kriegführen halte ich nichts, es bringt nichts Gutes; wenn man nicht zum Schutze des Vaterlandes, oder große Unbilligkeit abzuwenden, den Degen ziehen muß, so ist es besser, davon zu bleiben.

„Die Armen nehmt in Euren Schutz. Ihr werdet Euren Fürstenthron nicht besser befestigen können, als wenn Ihr den Unterdrückten helfet, wenn Ihr den Reichen nicht nachsehet, daß sie die Geringen überwältigen, und wenn Ihr Allen gleiches Recht widerfahren laßt.

„Vergesset nicht, den Adel in Zaum zu halten, denn dessen Uebermuth verübt viel Böses. Straft sie, wenn sie die Gesetze und Landesordnungen übertreten, und lasset ihnen nicht zu, daß sie Jemand wider die Gebühr beschweren können.

„Hätte Euch Jemand bisher beleidigt, so bitte ich, daß Ihr es vergessen wollet; es stehet keinem Fürsten wohl an, wenn er eine im Privatstande empfangene Unbilligkeit rächt.

„Hingegen strafet die Schmeichler, die Euch Alles zu Liebe und nichts zu des Landes Wohlfahrt reden wollen. Werdet Ihr ihnen folgen, so werdet Ihr Eure klugen Räthe verlieren und Euch in Gefahr vieler schändlichen Neuerungen stürzen. Des Schmeichlers Rede gleichet dem Schlangengifte, welches im süßen Schlafe zum Herzen dringet und den Tod bewirket, ehe man es gewahr wird.

„Liebster Prinz, ich hinterlasse Euch ein großes Land; allein es ist kein deutsches Fürstenthum, in dem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange gehen, als in unserer Mark. Wehret doch solchem Unwesen und schaffet, daß Eure Unterthanen liebreich und sanftmüthig bei einander wohnen mögen.

„Zu diesem Ende bitte ich Euch, Ihr wollet in einem wohlgelegenen Orte eine Universität aufrichten, in welcher die Jugend wohl unterwiesen und zu guten Sitten und Künsten angeführt werde."

Die fürstliche Leiche ward in der Klosterkirche zu Lehnin, in der die Asche einiger der tapferen Askanier ruht, beigesetzt, später jedoch nach dem Dome zu Cöln an der Spree übergeführt. Heut noch erblickt der Beschauer in der Domkirche, in der Nähe des Altars, des Verstorbenen wohlgelungenes Erzbild, ein Meisterwerk des Nürnberger Künstlers Peter Vischer von großer historischer Treue.

Joachim I. Nestor. 1499—1535.

Joachim I., der fünfte Kurfürst von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern, stand in seinem fünfzehnten Lebensjahre, als sein Vater Johann starb. Er war ein blühender Jüngling, fürstliche Hoheit strahlte aus seinem ganzen Wesen, und herrlich war es anzuschauen, wenn er hoch zu Rosse saß. Dietrich von Bülow, ein weitgereister, kenntnißreicher Edelmann, hatte seine frühere Erziehung geleitet; und zwar mit so gutem Erfolge, daß, wie der Körper, auch der Geist des Prinzen der gewöhnlichen Entwicklung weit vorausgeeilt war. Männliche Gedanken, gereifte Lebensanschauungen erfüllten früh schon seine jugendliche Seele. Daher kam es denn auch, daß in den nächstfolgenden Jahren von der vormundschaftlichen Regierung, die seinem Oheime Friedrich von Franken übertragen worden war, fast nirgends die Rede ist, und wir sehen Joachim schon in früher Zeit selbständig in den Gang der Landesangelegenheiten eingreifen. Dies geschah jedoch von seiner Seite keineswegs in eitler Ueberhebung; denn er meinte nicht, mit der Würde auch sofort einen hohen Grad von Einsicht erlangt zu haben. Im Gegentheile, er war voll glänzenden Eifers, sein Wissen zu vermehren; er zog gelehrte und einsichtige Männer an seinen Hof und nahm in Sprachen und Wissenschaften, namentlich in Mathematik, Astronomie und Geschichte, deren Unterweisung an. Bei seinen bedeutenden Anlagen und bei seinem Fleiße brachte er es bald dahin, daß er, außer seiner Muttersprache, geläufig französisch, italienisch und lateinisch sprach. Geschah es doch später auf einem Reichstage, daß er zur Schande der unfähigen Prälaten die Begrüßung des päpstlichen Legaten in lateinischer Sprache übernehmen mußte! — Den Wissenschaften blieb er sein ganzes Leben hindurch hold.

Die ersten Jahre der Regierung Joachim's waren mit schweren Heimsuchungen für das Land verbunden. Eine gefährliche Seuche raffte eine große Zahl von Menschen hinweg; namentlich in Berlin trat die Krankheit mit großer Heftigkeit auf. Dazu kam nach einem furchtbar strengen Winter (von 1502—1503) ein glühender Sommer. Kein Tropfen Regen erquickte das dürstende Erdreich; Quellen, Bäche und Flüsse trockneten aus. Endlich — es war im August — begann es zu regnen; aber der Regen war so heftig und anhaltend, daß die Hoffnung auf eine, wenn auch spärliche Ernte, die man in den Niederungen noch gehegt hatte, vollständig vernichtet ward. Zur Pest und zur Hungersnoth traten endlich noch die Schrecken des Raubwesens. Da kam es zu Tage, welch ein Geist immer noch im Adel wohnte; denn gerade er trieb das Handwerk des Raubens und Mordens am ärgsten. Jedoch hatte er dies unritterliche Gewerbe keineswegs erst wieder in den schweren Jahren der Pest und des Mißwachses aufgenommen, sondern er war schon gleich nach dem Beginne der Regierung Joachim's damit wieder dreister hervorgetreten. Die Jugend des Fürsten mochte im Adel die Meinung erweckt haben, daß er nun wieder ungestraft seinen alten Standesgewohnheiten nachgehen könne. Allein er irrte sich! Dem jugendlich schönen, freundlich blickenden Joachim fehlte keineswegs der Ernst und die Willensstärke

seiner Ahnen; auch stand seines Vaters Testament nicht nur auf Pergament, sondern auch in seinem Herzen geschrieben. Die traurige Zeit reifte früh seinen Geist zu männlichen Entschlüssen.

Joachim's Gerechtigkeitsliebe und Strenge. Ueble Kunde von den verbrecherischen Ausschreitungen des Adels drang von allen Seiten an den kurfürstlichen Hof, ja, es hieß sogar, Ritter am Hoflager ritten zur Nachtzeit vermummt hinaus auf die Straßen, um Raubthaten an Kaufleuten und Wanderern zu begehen.

Der Schweiß des auf der Scholle des Edelmanns lebenden Bauern kam den Adeligen unmittelbar zugute. Aber was haben wir vom Bürgerstande? sagten sich die Herren; früher lag auch er uns zu Füßen und mußte für uns arbeiten. Das waren alte gute Zeiten! Aber im Lauf der Jahrhunderte hat er sich loszumachen gewußt, lebt jetzt hinter Mauern und Thürmen, arbeitet für sich und nicht mehr für uns; und wir müssen Arbeiten bezahlen, die wir früher umsonst hatten! Und nun trägt er das Schwert, das doch nach altem, heiligem Brauche nur uns gehört, und wehrt sich gegen uns; und nun ist er in seinem Wohlleben aufgeschwollen vor Stolz und schaut uns da frech an, wo wir ihm nichts anhaben dürfen! Elendes, aufgeblasenes, dickköpfiges Krämervolk! War nicht rings umher alles Land unser Gebiet, dazu das, was darauf lebte an Menschen und Thieren? Und nun treibt ihr auf unserem Grund und Boden euren Handel und zieht Geld ein? Was haben wir davon? So wird's wol erlaubt sein, euch hier und da einmal, wenn es uns fehlt, gewaltsam Steuern abzunehmen, und, wenn Einer sich wehrt, ihn niederzuwerfen!

So ungefähr dachten die Herren und trieben es danach. Aber es schien fast, als wollten sie Versäumtes nachholen, so arg machten sie es. Einer und der Andere mochte auch denken: Der Joachim wird alle Tage älter, und wer weiß, ob er nicht eines Tages, ähnlich wie seine Ahnen unseren Vätern, auch uns ein Halt zuruft! Darum schnell zugegriffen, jedoch vorsichtig — bei Nacht und Nebel — geschwärzt und vermummt! Man kann der Hohenzollernart nicht trauen; sie schlägt mitunter scharf darein! — Wie bemerkt, es scheint, als mochten solche Anschauungen unter den Herren Platz gegriffen haben; ihre Thaten lassen wenigstens deutlich darauf schließen. Einzelne alte Geschlechter wurden bald der Schrecken der Umgegend. Der Wanderer, wenn er des Morgens seine Reise antrat, betete um Schutz gegen sie, wie gegen die Türken und die Pest; ja, er bekreuzte sich, wenn er ihre Namen aussprechen hörte

„Vor Köckeritze und Lüderitze,
Vor Krachten und vor Itzenplitze
Behüt' uns, lieber Herre Gott!"

ist in Wahrheit ein Gebet aus jener Zeit. —

Da geschah es, daß in der Nähe von Berlin ein Bürger von Vermummten niedergeschlagen, geknebelt, ausgeraubt und darauf schwer verwundet in einen morastigen Graben geworfen wurde. Es gelang ihm jedoch, sich der Fesseln zu entledigen und Berlin zu erreichen. Einen der Vermummten hatte er erkannt; es war ein Herr von Lindenberg, der zum Hofstaate des Kurfürsten gehörte, ein jugendlicher, gewandter Edelmann, den Joachim bisher seiner Freundschaft gewürdigt hatte. Der Bürger erschien auf dem Schlosse, ward vorgelassen, klagte dem Fürsten, was ihm geschehen, zeigte ihm seine Wunden und sagte, der Räuber befinde sich am Hofe; er wisse seinen Namen zwar nicht, wohl aber kenne er ihn von Ansehen. Sogleich mußten sich auf Befehl des Kurfürsten sämmtliche Hofedelleute in einem Saale versammeln, und Joachim führte den Bürger zu ihnen. „Der ist's!" rief der Bürger, auf den Räuber zeigend. Lindenberg ward bleich, zitterte, fiel nieder vor dem Kurfürsten und bat um Gnade. Da blitzte ein Strahl des Zorns aus dem Auge Joachim's, und Lindenberg las auf dem Angesichte des fürstlichen Freundes sein Todesurtheil. Vergebens waren alle Fürsprachen, das Haupt des adeligen Uebelthäters fiel an demselben Tage durch Henkershand.

Es läßt sich ermessen, welch einen Eindruck dieser Vorgang auf den hohen und niedern Adel machen mußte. Um eines in einen Graben geworfenen Krämers willen ein Glied des höchsten Adels dem Henker überliefern: dies erschien den Herren als etwas Unerhörtes! Blutige Rache wurde dem Fürsten geschworen. Ein Herr von Otterstedt schrieb mit frechem Muthe an Joachim's Schlafgemach: „Jochimke, Jochimke, hüyde Dy! Fangen wy Dy, so hangen wy Dy!“

Es sollte dies keineswegs eine bloße Drohung sein, um den Kurfürsten einzuschüchtern, sondern man hatte den festen Willen, ihn zu tödten. Er hatte edles Blut vergossen, daher sollte das seine auch vergossen werden. Eines Tages beabsichtigte Joachim mit geringem Gefolge nach Köpenick zu reiten. Schon befand er sich vor dem Thore; da kam ein Bauer des Weges und sagte aus, auf einer Stelle des Waldes wimmle es von Bewaffneten.



Joachim und der Herr von Lindenberg.

Der Kurfürst begab sich zurück, verstärkte sein Gefolge und suchte die Wegelagerer auf. Es gelang ihm, den größten Theil der Rotte, und namentlich den Führer derselben, jenen Herrn von Otterstedt, einzufangen. Dieser wurde als Hochverräther geviertheilt, und sein Kopf, zum schreckenden Warnungszeichen, an einer eisernen Stange auf dem Köpnicker Thore zur Schau gestellt.

So trat der junge Fürst dem Adel furchtlos entgegen, bereit, wie sein großer Ahnherr Friedrich, den Kampf gegen denselben auf Leben und Tod zu bestehen. Einer persönlichen Gefahr zum Schaden des Landes durch Nachgiebigkeit aus dem Wege zu gehen, das lag nicht in seiner Art. Darum sandte er bewaffnete Reiter, welche Nachrichter im Geleit hatten, ins Land, um auf allen Straßen und Wegen auf die Räuber zu fahnden und sogleich die Bluturtheile an denen zu vollstrecken, deren sie habhaft würden. So wurden in einem Jahre mehr als siebzig „Junker und Knechte“ an den Bäumen der Straßen aufgehängt.

Ein so eisernes Regiment hatte der Adel nicht erwartet. Er wandte sich deshalb mit Vorstellungen und Klagen an den Oheim des Kurfürsten, Friedrich von Anspach, der sich auch wirklich bewegen ließ, seinem Neffen Vorstellungen darüber zu machen, daß er des adeligen Blutes zu wenig schone. Darauf entgegnete, der Gerechtigkeit seines Verfahrens sich wohl

bewußt, der junge Fürst: „Ich habe kein adeliges Blut vergossen, sondern nur Schelme, Mörder und Räuber hinrichten lassen. Wären diese redliche Edelleute gewesen, so würden sie keine Verbrechen begangen haben." Er wich von seinem Wege nicht ab. Bald darauf ward auch ein mecklenburgischer Raubritter auf brandenburgischem Gebiete gefangen. Als dieser dem Kurfürsten sein ganzes Vermögen als Lösegeld bieten ließ, lautete dessen Antwort: „Es ziemt sich nicht, daß ein Fürst die Gerechtigkeit feil habe, oder Strafbares um Geld frei lasse; und wenn dieser oder jeder andere, als Verbrecher ergriffen, wie er, hunderttausend Gulden geben könnte, so würde doch keiner meinen Spruch ändern." Der Gefangene ward hingerichtet.

Solcher Kraft und Unbeugsamkeit gegenüber mußte der Adel sich fügen, und das Raubwesen ließ endlich nach.

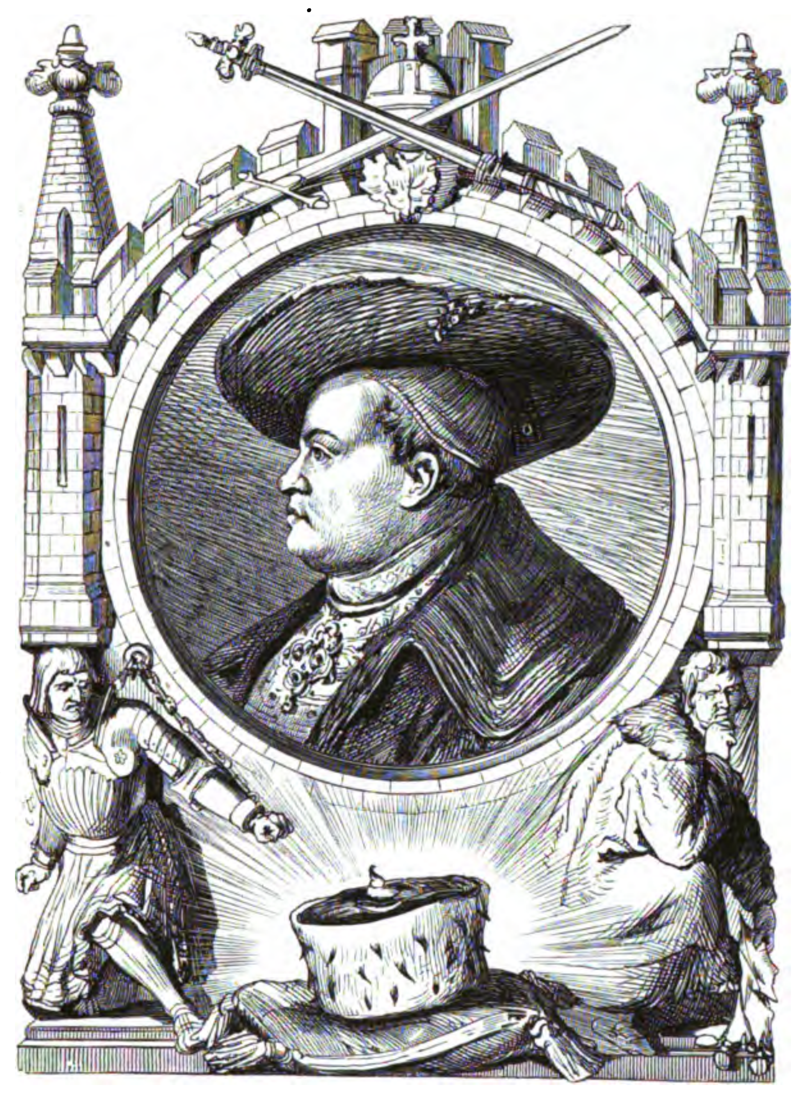
Verhalten gegen das Bürgerthum. Was den Adel in einem so hohen Grade erbitterte, ward in dem Bürgerstande der Grund außerordentlicher Anhänglichkeit an Joachim. Jedoch irrten die Städter, wenn sie meinten, der Kurfürst hasse den Adel als solchen. Nichts lag ihm ferner. Er haßte nur das Verbrechen und fragte bei der Ahndung desselben nichts nach der Person. Das erfuhren die Frankfurter, die eigenmächtig in das Amt der fürstlichen Gerechtigkeitspflege eingriffen. Es gelang ihnen, einen Herrn von Bomsdorf, der kurz vorher Frankfurter Bürger auf der Straße nach Beeskow beraubt hatte, gefangen zu nehmen. Statt nun aber bei diesem Falle die Mitwirkung der Landesregierung, die doch ihren Ernst, das Räuberthum niederzuhalten, hinlänglich bekundet hatte, in Anspruch zu nehmen, oder auch nur die gesetzlichen Formen zu beobachten, ließ man dem Edelmanne ohne Weiteres das Haupt abschlagen. Die Hinrichtung fand am zweiten Pfingstfeiertage statt, ein Beweis mehr dafür, daß die Frankfurter sich von dem Gefühle der Rache zu weit hatten hinreißen lassen.

Ein solches Verfahren mußte ohne Zweifel die Bemühungen des Landesherrn, dem Lande Frieden zu geben, erschweren. Blutige Thaten wurden von Adeligen unmittelbar darauf an Frankfurter Bürgern ausgeübt, und der Rath sah sich genöthigt, hundert Reiter zum Schutz der Reisenden auszurüsten.

Indeß schritt Joachim sogleich ein. Frankfurt verlor sämmtliche Gerichte, hohe wie niedere. Erst fünf Jahre später erhielt die Stadt die Gerichte wieder, jedoch nicht das peinliche Halsgericht.

In derselben ernsten Art trat Joachim auch bei anderen Gelegenheiten gegen die Städte auf. Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß er ihnen günstig gesinnt war. Er förderte sie als die Stätten der Künste, der Wissenschaften und des Handels und somit als Quellen des Wohlstandes für das ganze Land. Wegen seines kräftigen Auftretens nach außen wie nach innen begaben sich auch fremde Städte, z. B. Hamburg, Goslar, Lüneburg, in seinen Schutz. Daß er der Stadt Lübeck, die im Verein mit anderen Hansestädten gegen Dänemark Krieg führte, nicht Beistand leistete, kam daher, weil seine Gemahlin eine Tochter des Dänenkönigs Johann's II. war. Auch mied er als kluger Mann jede Gelegenheit zu Feindseligkeiten. Mit Pommern einigte er sich friedlich nach einem langen kostspieligen Rechtsstreite. Der Vertrag von Grimnitz gestattete dem Kurfürsten, Wappen und Titel von Pommern anzunehmen.

Die Universität und das Kammergericht. Des väterlichen Testaments war Joachim auch in anderer Beziehung eingedenk, indem er von Anfang seiner Regierung an eifrig darauf bedacht war, dem Lande eine Universität zu geben, deren Plan, ausgearbeitet von dem berühmten Simon Pistorius, bereits vorlag. Zum Sitz derselben wurde Frankfurt an der Oder bestimmt. Die Eröffnung fand im Jahre 1506 statt. Konrad Koch aus Büchen, ein berühmter Gelehrter (nach Wimpfen, wo er die Schule besuchte, Dr. Wimpina genannt), war der erste Rektor; Hieronymus Schurf lehrte das Recht, Jodocus Willich die Arzneiwissenschaft. Auch zwei Brandenburger wurden mit Professuren betraut, Johann Lindholz,



Doktor der Gottesgelahrtheit, und Johann Blanckenfeldt aus Berlin, der in Bologna Doktor beider Rechte geworden war. Dietrich von Bülow, der frühere Lehrer Joachim's, jetzt Bischof von Lebus, wurde Kanzler der Universität. Der Eröffnungsfeierlichkeit wohnten außer dem Kurfürsten und seinem Bruder Albrecht, der, obgleich er sich noch in einem sehr jugendlichen Alter befand, bereits zum Domherrn von Magdeburg, Mainz und Trier ernannt worden war, eine große Zahl märkischer Edelleute und Geistlicher bei.

Die Universität sollte, so hoffte und wünschte es ihr fürstlicher Gründer, dem Lande, der aufgehenden Sonne gleich, eine Leuchte werden, geeignet, die dunklen Mächte des Aberglaubens und Wahnes durch geistige Waffen zu besiegen. Wie sie ihre Mission erfüllte, werden wir bald sehen. Denn die Stunde war nahe, in der eine neue Frage göttlichen Ursprungs die Menschheit bewegen sollte. Schon saß der Mönch Luther in dunkler Zelle hinter seinen Büchern „und grub ins Wort sich ein“, ohne indeß zu dieser Zeit eine Ahnung von dem Werke zu haben, zu welchem Gott ihn bestimmt hatte. Auch an die Pforten der Hochschule zu Frankfurt sollte jene Frage anklopfen, Entscheidung heischend, wer Sinn habe für das Wahrheitsbedürfniß der neuen Zeit, oder wer innerlich erdrückt und umgarnt sei von dem herrschenden verfinsternden Kirchenthume. Aeußere Umstände waren dem Aufblühen der Universität, die gleich zu Anfange 1000 Studirende zählte, hinderlich. So mußte sie wegen der Pest 1515 auf einige Zeit nach Kottbus verlegt werden; vor Allem aber war es Wittenberg, das eine Nebenbuhlerin in solcher Nähe nicht aufkommen ließ. (Die Universität bestand bis 1810, in welchem Jahre sie nach Breslau verlegt wurde.)

Wichtiger noch für das Land war die Errichtung des Kammergerichts (1516). Grafen, Ritter und fürstliche Räthe waren bis dahin keinem Hof-, Stadt- oder Landgerichte unterworfen gewesen. Sie wurden jetzt — ein weiterer wichtiger Schritt in der Verbesserung der Gerechtigkeitspflege — an dieses Gericht verwiesen, dem zugleich die letzte Entscheidung in den Urtheilen aller übrigen Gerichte übertragen worden war. Zwölf Richter bildeten das Kammergericht, vier wurden vom Kurfürsten berufen, acht von den Landständen erwählt. Der Kurfürst empfahl ihnen die größeste Unparteilichkeit, Vermeidung aller Weitläufigkeiten und bei jedem Klagefalle die Anwendung des ernsten Versuches, einen gütlichen Vergleich zu Stande zu bringen.

Von großer Bedeutung für die Regelung des städtischen Lebens war der Erlaß einer allgemeinen Städteordnung, in der unter Anderm die Einführung gleicher Gewichte und Maße im ganzen Lande festgesetzt und den städtischen Obrigkeiten befohlen ward, mit größtem Fleiße darüber zu wachen, daß die Bäcker, Schlächter und Brauer vollwichtige und gute Waare lieferten.

Die Periode des Mittelalters ging ihrem Abschluß entgegen. Wir stehen an der Schwelle einer neuen Zeit, deren Anbrechen das Neuaufleben der Wissenschaften und schönen Künste verkündete.

Vorboten der Reformation.

Das große Werk der Reformation oder Kirchenverbesserung, dessen Durchführung dem deutschen Kernmenschen Martin Luther gelang, ist lange vor ihm schon von verschiedenen hochsinnigen Männern versucht, aber nicht zum siegreichen Durchbruch gebracht worden. Schon der kühne Arnold von Brescia (1170) meinte es ernst mit der von ihm verlangten Glaubenserneuerung und der Verbesserung des sittlichen Lebens, vornehmlich der Geistlichkeit. Der große Dante, der Dichter der „Göttlichen Komödie“, einer der erleuchtetsten Männer seiner Zeit, beklagte es aus tiefstem Herzensgrunde, wie sehr die Verweltlichung der Kirche und die Versunkenheit ihrer Diener überhand nahm. Er verwarf entschieden die unantastbare Autorität des Oberpriesters von Rom und verurtheilte in scharfen Worten den von der Kirche geübten Gewissenszwang. „Jedes göttliche Gesetz“, sagt er, „gründet sich auf eines der Testamente. Aber in keinem steht geschrieben, daß der Priesterschaft die Sorge

für die weltlichen Dinge überwiesen sei." Und ein andermal schreibt der große Florentiner: „Vor Entstehung der christlichen Kirche sind das Alte und Neue Testament; nach Stiftung der Kirche Ueberlieferungen. Daraus folgt, daß die Autorität der Kirche sich nicht auf Ueberlieferungen stützt, sondern daß die Ueberlieferungen sich auf die Kirche stützen."

Hören wir, wie die Kirche ihr Recht auf Gehorsam und Oberherrschaft begründet. Jener kühne Gregor VII., welcher den Streit mit der weltlichen Macht aufnahm, der „Statthalter Gottes", begann sein verhängnißvolles Werk, indem er sprach: „Ist nicht der Himmel höher denn die Erde und das Reich Christi höher denn die Welt? So steht auch der Stellvertreter des Erlösers höher als alle Anderen, über den Fürsten der Erde; und das geistliche Schwert ist stärker als das weltliche. Selbst der Kaiser steht unter dem Papste, von dem er ja die Krone empfängt. Er ist nur der Mond, der Papst aber die Sonne. Letzterer kann die Kaiser absetzen und die Unterthanen von ihren Eiden entbinden. Nur er vermag Bischöfe ein- und abzusetzen; nur er kann Gesetze geben, wie seine Weisheit es für gut findet. Seine Aussprüche haben zu jeder Zeit bindende Kraft und können nicht aufgehoben werden. Er kann jede von ihm nicht zu billigende Ordnung und Einrichtung vernichten. Wen er aus der Kirchengemeinde ausschließt, der muß von Allen als ein Verdammter angesehen werden; kein Christ darf sich ihm nahen, Niemand mit einem Solchen in einem und demselben Hause zusammen wohnen."

Und auch nach ihm suchten die Päpste als „Stellvertreter Christi auf Erden" ihre Stellung über Kaiser und Könige zu behaupten, wie sehr auch im Laufe von acht Jahrhunderten die Bildung gewachsen und Kultur- und Machtverhältnisse der Staaten, Fürsten und Völker sich umgestaltet hatten. So ist es bis heute geblieben: das Papstthum stellt sich noch jetzt als eine göttliche Macht hin, die an des ewigen Schöpfers Stelle die Oberherrschaft über Alles auf Erden ausüben solle und dürfe.

Das Papstthum, eigentlich von dem Kaiserthum erst begründet und gehoben, hatte sich nach und nach diesem als eine nur geistliche Macht zuerst zur Seite, dann selbst über den Kaiser gestellt. Bekanntlich war es Papst Leo III., der Karl den Großen zum Imperator salbte und krönte; — doch war es dem damaligen Bischofe von Rom niemals in den Sinn gekommen, daraus eine Abhängigkeit des Kaiserthums von den Inhabern des Stuhles Petri abzuleiten. Der deutsche König Heinrich I. dachte gar nicht daran, sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzen zu lassen; alle späteren Kaiser bis auf Heinrich III., den Schwarzen, erachteten das kaiserliche Recht der Bestätigung der Päpste als eine sich von selbst verstehende Sache. Und dennoch mußte des dritten Heinrich Sohn, Heinrich IV., die verhängnißvolle Wanderung nach Canossa antreten! — so mächtig erstarkt war um diese Zeit bereits das Papstthum. Es sind dunkle Seiten unserer Geschichtsbücher, auf welchen die vor sich gegangenen Wandlungen verzeichnet stehen.

Die Kenntniß der damals herrschenden Zustände ist erforderlich, will man die ganze Tragweite der Reformen und Uebergriffe Gregor's VII. ermessen, die aus dieser Periode herrührenden kirchlichen Einrichtungen würdigen, welche bis zu dieser Stunde als maßgebende sich erhalten haben. Sie bestanden in dem Verbote der Simonie, d. h. des Verkaufs der höheren und niederen geistlichen Aemter; dann in der Einschärfung des Cölibats, d. h. der Ehelosigkeit der Priester; weiterhin aus dem Gesetze betreffend die Investitur, welches darauf abzielte, die Belehnung der geistlichen Würdenträger durch die Landesfürsten zu beseitigen; endlich in der Erneuerung einer älteren, bereits von Gregor VII. empfohlenen Einrichtung in Bezug auf die Papstwahl. Hiernach wurde die Wahl des obersten Kirchenhauptes ausschließlich in die Hände der hohen Geistlichkeit Roms, in das „Kollegium der Kardinäle", verlegt, die alsbald nach dem Tode eines Papstes in verschlossenem Raume, „im Conclave", die Wahl nach eigenem Gutdünken vornehmen und stets auf eine solche Persönlichkeit ihr Augenmerk richten sollten, welche keinen Zweifel übrig ließ, daß sie ganz im Geiste der wahren Kirche, als gälte es nur dem Reiche Gottes auf Erden, regieren werde.

In Betreff des Aemterhandels konnte kein Wohlmeinender das entschiedene Vorgehen des Papstes tadeln. Denn es galt die Abschaffung eines abscheulichen Mißbrauchs zur Bereicherung der Fürsten und deren Gewaltträger. Nur durch Zahlung hoher Summen konnte man zur Bischofswürde gelangen, und daher überließ der Bischof wiederum die Priesterstellen an die Meistbietenden. Die Untüchtigsten und Unwürdigsten, sofern sie nur den größten Ankaufspreis aufwenden konnten, gelangten auf solche Weise in die Kirchenämter. Natürlich führte dieser schamlose Schacher zu immer größerem Verfall der kirchlichen Zustände.

Nicht so verhielt es sich mit der andern Maßregel, durch welche Gregor die Macht der Kirche zu erhöhen gedachte, nämlich mit dem Verbote der Priesterehe. Die große Neuerung bestand allerdings nur in der allgemeinen Durchführung des Cölibats; Gregor hat nur dem schon bestehenden Gesetze durchschlagende Geltung verschafft. Er hat das Cölibat eben allen Graden des Priesterstandes auferlegt; er sprach zuerst das folgenschwere Wort aus: „Die Kirche wird erst frei von der Knechtschaft unter den Laien, wenn die Kleriker frei werden von ihren Weibern. Alle bereits verehelichten Geistlichen müssen daher ihre Frauen entlassen; kein verheiratheter Priester darf hinfort eine Amtsverrichtung vornehmen; nur wer gelobt, Zeit seines Lebens ehelos zu bleiben, darf zum Priester geweiht werden. Denn wer der Kirche dienen will, muß ihr frei und unabhängig von allen Sorgen, muß ihr ganz angehören, ohne durch die Bande des Blutes an die Welt geknüpft zu sein."

In hohem Grade brachte Gregor durch diese harte Maßregel einen guten Theil der Geistlichkeit wider sich in Harnisch; doch er beharrte unbeugsam bei seinem Willen. Ebenso hielt er an der Investitur als einem Vorrecht der Kirche fest, indem er danach trachtete, dasselbe den Fürsten zu entwinden. Er gebot: „Wer künftig noch ein Amt als Bischof oder Abt von einem Laien annimmt, darf das Gotteshaus nicht betreten und wird entsetzt. Jeder Fürst, der die Investitur ertheilt, verfällt in den Kirchenbann und ist aus der Kirche gestoßen!" Da Gregor hiermit althergebrachte und weittragende Rechte des Kaisers, der Könige und Fürsten antastete, beschwor er einen Kampf herauf, der im höchsten Grade erbittert und verhängnißvoll werden mußte.

Endlich — und das ist in der That das Stärkste von Allem, was der gewaltige Mann wagte — stellte Gregor an sämmtliche Machthaber und Fürsten der damaligen christlichen Welt das Ansinnen, daß sie ihm gleich Vasallen und Lehnsleuten den Eid der Treue leisten sollten. Wirklich gelang dieses Wagniß bei den Herrschern von Ungarn und Polen. Den Mächtigeren gegenüber, die sich ihm nicht unterordnen wollten, mäßigte der Papst als kluger Mann einstweilen seine Ansprüche. Nur mit Heinrich IV. erkühnte er sich in trotzigem Uebermuthe den Kampf aufzunehmen, indem er damit begann, den jungen König wegen seines schlimmen Lebenswandels und wegen anderer gegen ihn vorgebrachter Beschwerden vor seinen Richterstuhl zu laden, ganz so, als ob der deutsche König dem Papste in Rom Rede zu stehen hätte in Betreff seines Thuns und Lassens. Diese unerhörte Anmaßung führte zu jener Niederlage der Kaisergewalt, deren wir an einer andern Stelle schon Erwähnung gethan haben. Wir fügen dem Gesagten hinzu, daß der gewaltige Oberpriester bis zu seinem Tode nicht einen Schritt zurückwich. Schon im Sterben liegend, erneute er von Salerno aus den Bannfluch gegen den siegreichen Deutschen Kaiser. Er starb mit den Worten: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Gottlosigkeit gehaßt, deswegen sterbe ich im Exil." So endete der Mönch, der als erstes unumschränktes Kirchenoberhaupt den riesigen Bau der päpstlichen Herrschaft aufgerichtet und durch den infolge des von nun an immer heißer entbrennenden Streites zwischen Staat und Kirche namenloses Elend über die Welt gekommen ist. — Von all' den Nachfolgern Gregor's ist wol keiner glücklicher und mächtiger gewesen als der große Innocenz III. (1198 bis 1216). Er führte das von Gregor begonnene große Werk einer geistlichen Universalherrschaft noch weiter aus. —

Seinen Platz voll und ganz auszufüllen, wog Innocenz sorgfältig alle Mittel und Wege ab, durch welche die Kirche gehoben und der drohenden Gefahren entledigt werden könne. Dies zu erreichen hielt er erst dann für möglich, wenn er sich auch im Vollbesitze der weltlichen Gewalt befände. Vor Allem aber wollte er in der „Ewigen Stadt" als alleiniger Herrscher gebieten; die kaiserliche Oberhoheit sollte fernerhin nichts mehr gelten. In seinem Kampfe gegen die Hohenstaufen erreichte er, getragen von der Gunst der Verhältnisse, dieses Ziel, sodaß er in dem von Parteiungen zerrissenen Deutschland nach Belieben schalten und walten konnte. Seine Nachfolger handelten in seinem Geiste. Sie bestätigten und verwarfen, wie sie es für gut fanden, die Wahl der Könige, zwangen die Fürsten Europa's, ihnen Tribut zu zahlen, und versagten den Erwählten Deutschlands die Kaiserkrönung, sobald sie ihnen nicht zu Willen waren. „Die Gewalt der Fürsten", behauptete Rom, „erstreckt sich nur auf die Erde, die der Priester aber bis in den Himmel."

So gab es keine Schranke für die päpstliche Macht mehr, des Papstes Wille galt wie ein göttliches Gesetz, jeder Widerstand ward verdammt und verflucht. Doch wir müssen noch einmal auf Innocenz III., den Hauptgegner des edlen Hohenstaufen Friedrich II., zurückkommen, dessen Kampfesweise von seinen Nachfolgern (Honorius, Gregor IX. und Innocenz IV.) nachgeahmt wurde und zum Sturz des Hohenstaufengeschlechts führte. Die gesammte Ordnung der irdischen Welt meinte Innocenz in seiner Hand zu haben; selbst die Bischöfe behandelte er lediglich als seine Geschöpfe und zog sie nur zu solchen Aemtern heran, für welche er sie gerade brauchen konnte. Indem er das Mönchswesen begünstigte, schwächte er das Ansehen der Weltgeistlichen und erzog sich durch die harte Zucht der Klöster eine Schar stets unterwürfiger Diener. Den Laien dagegen entzog er bei der Abendmahlsfeier den Kelch, indem er die längst aufgestellte Lehre von der Brotverwandlung feierlich bestätigte; er führte die jährliche Ohrenbeichte als Gesetz ein; kurz, er ließ nichts ungethan, um seine Macht zu erweitern. So erhob er Rom noch einmal zur Beherrscherin der Welt.

Die Inquisition. Zur Durchführung seiner weitgehenden Pläne diente ihm in erster Reihe die Inquisition. Diese Einrichtung sollte jeglichen Ungehorsam brechen und alle Zweifel beschwichtigen, sollte Diejenigen einschüchtern, welche sich im Schoße der alleinseligmachenden Kirche nicht mehr glücklich fühlten, welchen die Herrschsucht und der weltliche Sinn der Geistlichkeit ein Greuel dünkte, kurz — sie sollte alle Ketzer unschädlich machen. — Jenes geistliche Gericht war und blieb auf lange hinaus eine allmächtige geistliche Zwangsanstalt, gegründet auf ein nie versagendes Spürsystem; sie verweigerte nie ihre Dienste, wenn es darauf ankam, zu entdecken, wo sich etwa Ketzer befänden, die sich den Gesetzen des allmächtigen Papstes nicht fügen wollten. Die Kunst dieses Gerichts gipfelte darin, die Schuldigen zu bekehren oder aus der Welt zu schaffen.

Die Waldenser. Jener Gerichtshof mit seinem gewaltigen Rüstzeug ward zuerst gegen die immer wieder auftretenden Bußprediger und deren Anhänger, im dreizehnten Jahrhundert gegen die Feinde der Kreuzzüge, weiter gegen Albigenser und Katharer sowie gegen die Waldenser in Anwendung gebracht.

Der Stifter der letztgenannten Religionsgemeinschaft war Petrus Waldus, ein wohlhabender Bürger von Lyon. Die zunehmende Verweltlichung der Geistlichkeit hatte Verdruß und bange Zweifel in den Herzen vieler wohlmeinenden Christen Frankreichs erregt. Petrus sprach sich laut dafür aus, daß der Papst und die christlichen Priester sich der weltlichen Macht und des eitlen Gepränges entäußern und ihr Augenmerk auf die Werke der Menschenliebe, auf Seelsorge und Bildung des Volkes ausschließlich richten sollten. Die Mahnungen des Strafpredigers fanden allerorten Wiederhall; bald sprach alle Welt im Osten und Süden Frankreichs von der beredten Weise, in der Petrus Waldus die Gemüther zu ergreifen wisse, und wie selbstlos er dem Verlangen nach Heiligung des Lebens Ausdruck gegeben, indem er seinen Reichthum den Armen und Nothleidenden zugute kommen ließ und nur so viel seiner Habe zurückbehielt, um das Wort des Lebens, die

Bibel, in deren Studium er sich versenkte, seinen Mitmenschen zu bieten. Er ließ die Heilige Schrift in die romanische Volkssprache übersetzen und durch geschickte Abschreiber vervielfältigen. Während seines Umherziehens als Prediger der evangelischen Wahrheit sammelte sich ein stetig wachsender Kreis von Gleichgesinnten um ihn. Aber als er selbst vor dem Papste der Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern das Wort redete, sah er sich schnöde zurückgewiesen, nicht minder von den Vätern der Kirche, welche von einem Christenthum der Selbstlosigkeit, des Glaubens und der Buße nichts wissen wollten.

So kehrten die Waldenser betrübt und hoffnungslos in ihre Heimat zurück. Was sie befürchteten, geschah bald genug; sie wurden aus der Kirche gestoßen und, wie es hieß: als dürre Aeste vom Baum des Lebens abgebrochen. Dennoch hielten sie treu und standhaft aus, damit das begonnene Werk nicht unvollendet bleibe.

Durften sie nicht mehr in den stattlichen Münstern und an den weihrauchduftenden Altären beten, so wurde nun das stille, von den Riesen der Schöpfung umsäumte Bergthal ihr Gotteshaus. Durften sie nicht mehr am heiligen Meßopfer in der Kirche Theil nehmen, so feierten sie nun im friedlichen Wohngemach das Abendmahl, wie es Christus gestiftet hat. Wollte man ihre Kinder nicht mehr mit dem Prunke der Kirche taufen, sondern als Heiden verstoßen, so tauften sie selbst, einfach und gläubig wie die Apostel, und erzogen ihre Lieben desto sorgsamer zu Erben des Himmelreiches. An allen Orten geschmäht, vertrieben, verfolgt, immer auf der Flucht und in Lebensgefahr, bald als Handwerker, bald als Händler verkleidet, durchzogen die Waldenser Prediger alle Lande. Ihre Spuren lassen sich verfolgen in Italien, in Frankreich, in den Niederlanden, vom Rhein bis hinein nach Böhmen, wo immer sich unzufriedene Gemüther von der Kirche abwendeten. Verlor sich auch der Name des Stifters bald im Dunkel der Zeiten — es wuchs doch stetig die Zahl seiner Nachfolger und Anhänger, welche von Jahr zu Jahr auf seiner Bahn rüstig vorwärts schritten.

Ihr unsträflicher Lebenswandel, die Lauterkeit ihrer Sitten schützte die als Ketzer verdammten Anhänger des Petrus Waldus nicht vor grausamer Verfolgung; eine Menge ihrer Bekenner erlitt die Marter der Folter oder sie endeten elendiglich im Gefängniß. Aber das Furchtbarste, was ihnen widerfuhr, war der Kreuzzug, welchen der unbeugsame und schreckliche Papst Innocenz III. gegen die in Südfrankreich gewaltig um sich greifende Lossagung vom Papstthume ins Werk setzte. Es handelte sich dabei nicht blos um die Waldenser, sondern um die schon erwähnten Albigenser (Nachfolger der Katharer) überhaupt. Auf einen Schlag — so wollte es der heilige Vater — sollte man sich sämmtlicher Ketzer, welche von der Obergewalt des Papstes und vom Einflusse der Priester nichts wissen wollten, bemächtigen und ihre Güter einziehen. Selbst die Kinder der Verdächtigen sollten ihrer Habe beraubt, jedes Haus sollte niedergerissen werden, in welchem ein Ketzer Aufnahme gefunden. Niemand durfte sich der heiligen Pflicht entziehen, die Verfolgten auszuliefern; selbst die innigste Freundschaft und die nächste Verwandtschaft sollte nicht von dieser Pflicht befreien. Kein Eid, der einem Ketzer geleistet worden war, sollte Giltigkeit haben; denn den Ketzern, das war die Ansicht der Kirche, brauche man weder Treue noch Glauben zu halten. Diese Verfluchten seien nicht mehr werth als die Ungläubigen im Oriente, wol aber noch viel gefährlicher; also gezieme es sich, daß alle Welt die Waffen ergreife, um diese Elenden zu vertilgen. So lautete der schreckliche Ausspruch des Papstes. Ehe aber das Kreuzheer beisammen war und mit Feuer und Schwert an die Vertilgungsarbeit ging, erschienen die geistlichen Vorposten. Ein Haufen Mönche, mit weitgehenden Vollmachten ausgerüstet, wurde auf die Ketzer losgelassen, um sie geistig gefügig zu machen und zum Widerrufe zu bewegen.

Als sich diese Bemühungen erfolglos zeigten, begann das Wüthen der Kriegsknechte. Die Städte Béziers und Albi wurden mit Sturm genommen, mit Feuer heimgesucht und ihre Einwohner ohne Schonung niedergemacht. Und obwol die Waldenser keinen bewaffneten Widerstand versuchten, wurde doch mit ihnen nicht besser verfahren. Fast ein Menschenalter

lang loderten die Scheiterhaufen. Kein Lebensalter, kein Geschlecht wurde verschont. Flüchteten sich die Bedrängten in die Berge und Alpenthäler, so spürte man auch da ihre Zufluchtsstätte auf, umstellte ihre Wohnungen des Nachts, verbrannte die Bewohner sammt den Hütten, erwürgte das Vieh, zertrat die Saaten und hinterließ eine Wildniß. Dies nämliche grausame Verfahren wiederholte sich überall, Jahrzehnt um Jahrzehnt. Und immer wieder erhob sich die Gemeinde der Unvertilgbaren aus der Asche und aus den Trümmern. — So wenig vermag die gemeine Gewalt gegen die sittliche Wahrheit! So ohnmächtig ist das zerstörende Schwert gegenüber dem erbauenden Gedanken!



Petrus Waldus (vom Luther-Denkmal in Worms).

Bei dieser Verfolgungswuth leistete die Ohrenbeichte treffliche Dienste, um die Gläubigen auszuforschen und ihnen jedes Geheimniß zu entlocken. Auf der obengenannten Synode geschah es, daß auch allen Nichtgeistlichen das Lesen der Bibel als ketzerisch verboten wurde.

Die Inquisition aber setzte in Spanien, Frankreich und Italien Jahrhunderte lang ihre Blutarbeit fort. Wer ihr in die Hände fiel, war in der Regel von vornherein verloren. Zweier Zeugen Aussage genügte zur Verdammung; Milde und Schonung war hier nicht zu finden. Dem Dominikanerorden ward der Auftrag zutheil, die kirchliche Polizei zu üben.

Doch wie nachsichtslos auch die Ketzer verfolgt wurden, auf der Waldenser Thun und Leben ruhte der Segen Gottes. Dafür giebt es keinen schlagenderen Beweis als die Anführung der Thatsache, daß dieselben, trotz aller Schrecken und Greuel der römischen Verfolgung, von Geschlecht zu Geschlecht bis zu Ludwig's XIV. nochmals versuchter Ausrottung durch Feuer und Schwert auf die 80,000 Köpfe anwuchsen. Und daß Dasjenige, wofür sie gelebt und gelitten, lautere Wahrheit ist, dafür spricht der Umstand, daß

seit ihrem Entstehen sich immer wieder neue Zeugen für das Evangelium gegen das Papstthum in den verschiedensten Ländern Europa's und aus den mannichfachsten Lebenskreisen erhoben.

Das System der päpstlichen Bedrückung und der priesterlichen Anmaßung blieb auch in der folgenden Zeit dasselbe. Fester und unentwirrbarer zog sich das Truggewebe Roms über alle Lande der Christenheit zusammen. Darum mußten sich aber auch allerorten Frömmigkeit und Vernunft immer kräftiger gegen das von Rom kommende geistliche Verderben und die Unverbesserlichkeit der Kirche erheben.

Wundersam genug! — Jener fürchterliche Gewissenstyrann, Innocenz III., war als Mensch edel und gut, als Christ fromm und treu: ein Vater der Armen, der Wittwen und Waisen, ausgezeichnet durch Reinheit des Wandels. Welche Zustände mußten sich dem auf die Beschaffenheit der Kirche und der ganzen damaligen Gesellschaft gerichteten prüfenden Blick enthüllen, wenn ein sonsthin wohlmeinender Mensch, ein Kirchenoberhaupt, glauben konnte, nur von Anwendung der äußersten Grausamkeit eine Besserung der allgemeinen Verhältnisse erwarten zu dürfen! Und dann wiederum — welch ein Bild bot sich dar, was konnte und mußte erst geschehen, wenn jene höchste geistliche Gewalt, die angethan war, selbst den Guten zu bethören und zum Wahnwitz zu verführen, in die Hände von gottlosen, wollüstigen, goldgierigen Frevlern gerieth, wie in der Folge in die eines Bonifacius VIII. (1294), dessen Rachsucht und Herrschgier nicht davor zurückbebte, den verhaßten Nebenbuhler, den schlichten, schon genannten Papst Cölestin V., im Gefängniß vergiften zu lassen!

Das von Gregor VII. kühn ersonnene und von Innocenz III. mit eiserner Willenskraft weitergeführte hierarchische System führte im Mittelalter zu einer ausschließlich kirchlichen Oberherrschaft — deren Nachwehen noch in unser heutiges Leben hereinzittern.

Dem gewaltigen Rüstzeuge der Kirche gegenüber — dies werden unsere Leser begreiflich finden — mußten hochsinnige, ja selbst in allen Schlichen der Staatskunst wohlbewanderte Fürsten und Kaiser den Kürzeren ziehen und schließlich unterliegen. Und dennoch hat es keiner Zeit an Bekennern der Wahrheit und des wahren Christenthums gefehlt.

Johann von Wykliffe. Ein anderer Vorbote der Reformation erstand in England. — Kein Staat hat ergebener den unerträglichen Druck der römischen Oberpriester über sich ergehen lassen, als das britische Inselreich. Darum brach auch nirgends so zeitig und so überwältigend der fromme Zorn unter den Heimgesuchten hervor, als hier. Der Mann, welcher Muth und Geist genug besaß, als Held der Befreiung voranzugehen und alte Unbill zu rächen, war ein Kind des vierzehnten Jahrhunderts und hieß Johann von Wykliffe. Geboren im Jahre 1324, erwarb er sich früh schon als Lehrer an der Universität Oxford einen geachteten Namen. Indem er die Entartung der Priester, die Habgier der Päpste, den frevelhaften Verkauf der kirchlichen Aemter und Würden an den Meistbietenden offen brandmarkte, weiterhin die Ohrenbeichte sowie die Klostergelübde verwarf und auf Reinigung der Lehre drang, zog er bald den Haß der Mönche auf sich. Dazu kam, daß er bei dem zwischen dem Könige und dem Papste ausgebrochenen Streit in Wort und Schrift die Partei seines Landesherrn ergriff und in einer scharfsinnigen Streitschrift die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes vertheidigte, indem er aussprach, was zu dieser Zeit Niemand zu sagen wagte: „Nicht der Papst, der ein sündiger fehlbarer Mensch ist, sondern Gott ist der Oberherr aller Dinge in der Welt. Von Gott stammt jede Herrschaft her und nicht vom Papste. Die weltlichen Fürsten führen ihre Regierung unmittelbar im Namen Gottes."

Solcher und anderer ketzerischer Lehren wegen ward er vor das geistliche Gericht geladen, um sich vor demselben zu verantworten. Während drinnen die Verhandlungen begannen und man Wykliffe achtzehn angeblich verdammungswürdige Lehren aus seinen Schriften vorhielt, harrte das Volk mit Ungeduld an den Thüren, und es schützte seinen Liebling vor den Uebergriffen der Ketzerrichter. Hierdurch ermuthigt, begann Wykliffe das Volk für seine Lehren weiter zu erwärmen. Unermüdlich eiferte er gegen die Gewaltherrschaft des Papstthums, forderte, daß dessen Macht auf rein kirchliche Angelegenheiten beschränkt,

die fürstliche Gewalt und Herrlichkeit der Bischöfe aufgehoben und ihr Amt auf ein einfaches Pfarramt zurückgeführt würde. Auch die Berechtigung des Bannes bestritt er und wies auf die allein lautere und untrügliche Quelle aller christlichen Erkenntniß hin, auf die Bibel. Und er that dies um so nachdrücklicher, als das Lesen der Heiligen Schrift seit dem Waldenserstreite den Nichtgeistlichen verboten war. Auf die Bibelkenntniß legte Wykliffe das größte Gewicht. Er hielt sich davon überzeugt, daß Jeder, der die Schrift lese, aus ihr die Wahrheit empfangen werde. Daher verlangte er und beharrte dabei, daß dieses ehrwürdige Buch zum Gemeingut des Volkes werde, denn erst dann lasse sich eine Besserung der Kirche erwarten; vor dem Lichte der uralten Wahrheit müßten ja alle päpstlichen Irrlehren von selbst zu Schanden werden. Mit immer mehr Zuversicht wendete er sich an das Volk.



Johann von Wykliffe (vom Luther-Denkmal in Worms).

Unter Bürgern und Bauern fand er die treuesten Freunde, deren Schutz ihm mehr als einmal das Leben rettete. Von zwei Personen, mit denen man sprach, war gewiß eine ein entschiedener Wykliffit. Ein mächtiger Kampf hub an, und das Feldgeschrei war: „Verbesserung der Kirche!" Um die Bewegung noch mehr in Fluß zu bringen, entsendete Wykliffe Hunderte von Reisepredigern; barfuß, den Stab in der Hand, mit langen Gewändern von rothem Tuche bekleidet, so zogen sie von Ort zu Ort, erfüllten die Seelen mit den neuentdeckten Wahrheiten, verbreiteten Volksschriften und Flugblätter ihres Meisters und entflammten die Herzen der Engländer bis in die entlegenste Hütte. Wykliffe's Name lebte in Aller Mund.

Aber gerade dieser Umstand und die wachsende Gefahr rief auch die Gegner wieder unter die Waffen. Eine Synode zu London im Jahre 1382, welcher durch ein Erdbeben

beinahe ein Ende gemacht worden wäre, beschäftigte sich mit der Verdammung seiner Lehren. Zu größerem Nachdruck wurde eine Prozession veranstaltet und den Pfarrern aufgegeben, gegen den Ketzer und seine Anhänger zu predigen; auch wurde dem Könige eine Anklageschrift gegen zwei Reiseprediger überreicht, in welcher es hieß, sie seien Aufwiegler des Volkes.

Der König war schwach genug, die Verhaftung der Angeklagten zu befehlen und damit die Verfolgung der armen Priester ins Leben zu rufen. Viele Freunde Wykliffe's, die bisher zu ihm gestanden hatten, wurden durch diese Gewaltmaßregeln eingeschüchtert und durch Versprechungen gewonnen; nur das Landvolk harrte treu und fest auf seiner Seite aus. Als das Mandat gegen die Anhänger Wykliffe's veröffentlicht wurde, kam es zum Handgemenge. Der Kampf verbreitete sich nach und nach über das ganze Land; es ging gerade in England wie nachmals in Deutschland zur Zeit der Reformation: das unmenschlich gedrückte Landvolk erhob sich in offener Empörung gegen seine Peiniger. Nur mit Mühe und Noth konnte man dieser Unruhen Meister werden.

Wykliffe wurde nochmals vor das geistliche Gericht entboten; er war aber klug genug, nicht zu erscheinen. Ob es aus Furcht, ob es aus Achtung geschah vor ihm — man ließ ihn seine letzten Tage in Ruhe verleben. Gott schenkte ihm die Gnade, die schlimmsten Greuel der ausbrechenden Verfolgung nicht zu erleben. Er starb am letzten Abend des Jahres 1384. Aber Entsetzliches kam nun über seine Anhänger. Den Sieg über die Empörung machte sich die Geistlichkeit zu Nutze. Unter dem Spottnamen der „Lollharden" wurden die Verdächtigen aufgescheucht, von Haus und Hof gejagt und geächtet. Jeder, der nicht vor den Heiligenbildern niederfiel oder sie küßte, Jeder, der die Bibel in englischer Sprache las, oder mit Solchen verkehrte, welche sie besaßen und die Messe versäumten, Jeder, der von einem Priester oder von der Kirche verächtlich sprach, galt als ein Wykliffit. Dreißig Jahre lang wurden Tausende zum Schrecken und zur Warnung für die Anderen verbrannt. Ein Menschenalter — und nur hier und da im Verborgenen sind noch Spuren wykliffitischer Gesinnung zurückgeblieben. Durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch flammen in England die Scheiterhaufen — Wykliffe's Leichenfackeln — aber an ihnen entzündet sich ein neues Licht im fernen Böhmerland!

Das Konzil zu Konstanz (1415) vollendete das begonnene Werk der Lieblosigkeit und des Wahns, indem es beschloß, daß die Gebeine des großen und edlen Glaubenspredigers wieder ausgegraben und verbrannt werden sollten. Die Niederlage schien vollständig.

Wir sind bei einer Phase der Entwicklung des religiösen Lebens angelangt, der wir früher schon näher getreten, als wir Kurfürst Friedrich I. unseren Lesern vorführten. Wir haben damals den Glaubensmann Huß den Scheiterhaufen besteigen sehen, und wir erzählten, wie durch das Geprassel des Feuers hindurch laut des Märtyrers betende Stimme erscholl: „Herr Jesu, Gottes Sohn, erbarme dich mein!" Im Volke erzählte man sich später, Huß habe die Aeußerung gethan: „Heut bratet ihr eine Gans (böhmisch „Hus"), über hundert Jahre wird ein Schwan auferstehen, der wird das Werk vollenden!"

Der Verhaßte wurde zu Asche verbrannt und diese in den Rhein geworfen. Den Körper ihres Widersachers konnte die siegreiche Kirche zerstören, der Geist des Gerichteten und das von ihm ins Volk geschleuderte Wort ließ sich nicht vernichten.

Hieronymus von Prag. Ein Jahr später endigte des Gerichteten Freund Hieronymus in gleicher Weise. Lange Leiden im Kerker und die Lust zum Leben hatten ihn einen Augenblick wankend gemacht und zum Widerrufe verleitet. Aber das Vorbild von Huß gab ihm seine Kraft zurück.

Am 23. Mai 1416, abermals vor das Konzil geführt, beklagte er, anstatt seinen ersten Widerruf zu bestätigen, wie man erwartet hatte, die Schwäche, die er in einer bösen Stunde gezeigt, und erneuerte sein Bekenntniß zu Wykliffe's Lehren. Man höre, was der Sekretär des Papstes, voll Bewunderung für den Ketzer, erzählt: „Er vertheidigte

sich so schön, so bescheiden, so klug, daß ich nicht im Stande bin, es zu beschreiben; obgleich es Leib und Leben galt, so wußte er doch die ernstesten Wahrheiten mit Witz und Laune zu würzen. Er rührte Aller Herzen, so daß Vielen die Thränen in den Augen standen. Er nannte Huß einen frommen und edlen Mann, der durchaus ungerecht verurtheilt sei. Derselbe habe nichts gegen das Christenthum gelehrt, sondern nur geeifert gegen die Mißbräuche der Kirche, gegen den Stolz und Hochmuth der Priester sowie gegen die Ueppigkeit, mit der dieselben die Güter der Armen durch Spielen und Jagen, Fressen und Saufen verpraßten. Voll Muth und Kraft vertheidigte er seinen verstorbenen Freund, und man mußte seine überaus treffliche Rede um so mehr bewundern, als er während 340 Tagen in einem feuchten, finsteren Thurm gesessen hatte. Dessenungeachtet zeigte er eine Geistesgegenwart und Todesverachtung, über die man staunen mußte; und ich kann ihn daher nicht anders nennen, als einen zweiten Cato. Ja, sein Name verdient unsterbliche Ehre!"



Abführung von Ketzern zum Scheiterhaufen.

So urtheilte ein Diener des Papstes, in dessen Namen dasselbe Konzil handelte, welches wenige Tage nachher auch den wackeren Hieronymus dem Tode überlieferte.

Der Märtyrer betrat ohne einen Laut des Schmerzes den Scheiterhaufen und rief dem Henker noch zu: „Nur hierher vor meine Augen; ich fürchte das Feuer nicht."

Sein Tod verursachte kaum geringeres Aufsehen als der seines Glaubensgefährten; denn der vielbekannte Mann zählte Freunde zu Paris, Oxford, Köln, Heidelberg u. a. O., wo er mit und unter ihnen seine Studien gemacht hatte.

Das Konzil war auseinander gegangen ohne irgend eine ruhmwürdige That; aber gewichtige Folgen hatte es doch. Der Zeugentod der Glaubenshelden rief ihre Anhänger, die Hussiten Böhmens, unter die Waffen, zur Rache an dem wortbrüchigen Kaiser, zur Vergeltung an den Papisten und Pfaffen. Vieljähriger Krieg, entsetzliches Blutvergießen folgten, wie wir bereits weiter vorn erwähnten, der Blutthat von Kostnitz. Milder gestimmt

als die Hussiten ließen die sogenannten Calixtiner oder Utraquisten ihren Zorn durch das nächste Konzil, das zu Basel (1431—1449), versöhnen. Die entschiedenere Partei setzte den Kampf unter Prokop dem Großen noch lange Jahre fort und vertilgte ganze Städte vom Erdboden, um „Gottes Wort zu Ehren“ zu bringen, bis dies starke, trotzige Geschlecht an seinem eigenen Eifer zu Grunde ging und in Böhmen jede freie Regung des Geistes erstickt wurde.

Girolamo Savonarola. Was kein Feuer der Ungerechtigkeit verzehren, keine Macht der Erde überwinden kann: das ist die Wahrheit. Mit dem Staube der Märtyrer wird sie getragen durch alle Lande. Um dieselbe Zeit, da die letzten Hussiten in Böhmen verschwanden, erhob sich in Florenz, nahe dem Sitze des Papstthums, ein anderer Zeuge der Wahrheit, der gleichfalls seinen Glauben durch den Feuertod besiegelte, Girolamo Savonarola, der gelehrte Dominikanermönch von San Marco.

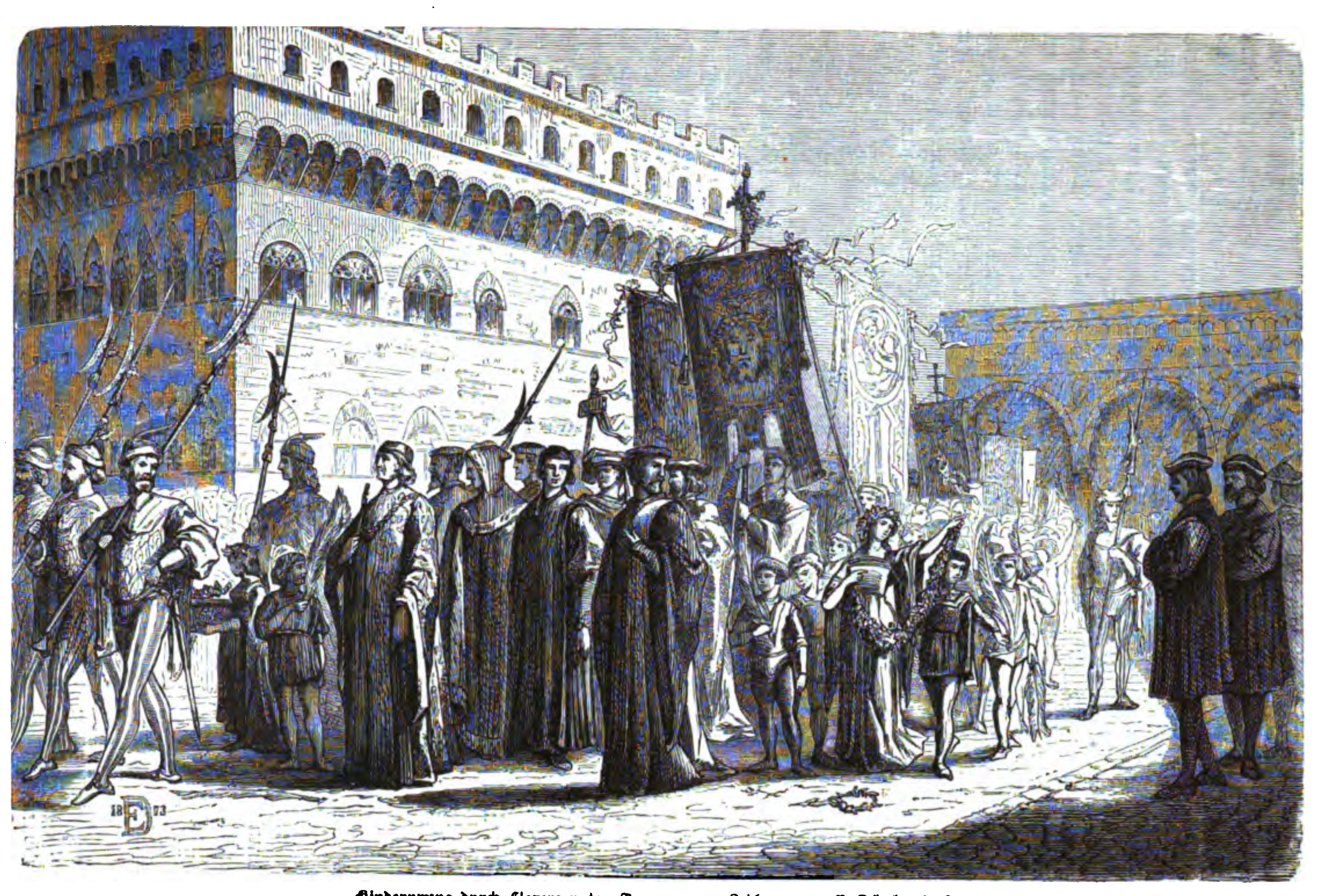
Seit Arnold von Brescia hatte kein Italiener entschiedener gegen das Papstthum das Wort ergriffen als Savonarola (geb. 1452 in Ferrara). Schon als Buß- und Fastenprediger hatte er Aufsehen erregt. Da erschien er um 1490 in Florenz, wo er bald die Seele einer Vereinigung hochsinniger Männer und Jünglinge wurde, welche sich bemühten, der in Florenz zunehmenden Sittenlosigkeit zu steuern und ein Staatsleben auf besserer Grundlage aufzurichten. Laut erhob der Reformator die Forderung, daß vor Allem die Geistlichkeit das Beispiel der Lebensveredlung gebe, insofern dann erst die Kirche von Grund aus reformirt werden könne. Der ernste Sittenrichter erblickte den habsüchtigen Frevler und Giftmischer Papst Alexander VI. damals auf dem erkauften Stuhle Petri. Er sah, wie die Priester, unbekümmert um die Seelen der Christen, den Ausschweifungen sich ergaben; er war Zeuge, wie eine in Aeußerlichkeiten aufgehende Menge die Gebote des inneren Lebens verdrängte und den frommen Glauben verlachte; wie die Kirche immer tiefer sank. „Das Schwert des Herrn“, ruft er, „wird über die ganze Erde mähen und zwar bald!“ Mächtig weiß er hinein in die Gewissen zu greifen und den Menschen ihre Sünde aufzudecken· schonungslos enthüllt er die ganze Schmach des herrschenden kirchlichen Unwesens.

Mit Staunen und Bangen vernahm das reiche, üppige Florenz, in welchem die kunstsinnigen Mediceer zur Herrschaft gelangt waren, die Stimme des kleinen hageren Mannes mit dem überwältigenden Geiste. Der Dom war gefüllt, wenn er redete; zur Nachtzeit kamen die Bewohner der Umgegend herzu, um ihn am Morgen zu hören.

Savonarola war binnen Kurzem eine Macht geworden, die der Welt Trotz zu bieten wagte. Aber er verschmähte es, dem Mächtigsten in Florenz, Lorenzo Medici, dem Wohlthäter seines Klosters, aufzuwarten; ja er trug Bedenken, die ihm von jenem erwiesenen Freundlichkeiten und Geschenke anzunehmen. Wie für Bestechungen, so blieb Savonarola auch für die Bitten des Gebieters unzugänglich. Als dieser ihm sagen ließ, er möge doch weniger scharf gegen die Personen losziehen, antwortete er dessen Abgesandten: „Geht und sagt ihm, daß er Buße thue wegen seiner Sünden; denn Gott will ihn und die Seinigen strafen.“

Als Prior des Dominikanerklosters San Marco begann er die Reformation damit, daß er die alte Einfachheit der Sitten wieder herstellte. Aller Luxus in Bezug auf Kleider, Speise und Trank ward verbannt, ein großer Theil der Besitzungen zum Besten der Armen verkauft, das Betteln der Mönche verboten; diese sollten sich einer regelmäßigen und anstrengenden Thätigkeit widmen. Savonarola selbst gab das beste Beispiel in Enthaltsamkeit und Fleiß. Besondere Sorgfalt wurde den Schulen zugewendet, damit durch eine gründlichere Erziehung der Jugend für die Reformation ein wohl zubereiteter Boden gewonnen würde.

Im Advent des Jahres 1493 begann der Dominikaner in seinen Predigten mit verstärkter Kühnheit aufzutreten. Wie von höherer Macht getrieben, stellte er sich die Aufgabe, die kirchliche Gleißnerei und Hohlheit, die Frevel des Papstthums und der weltlichen Tyrannen an den Pranger zu stellen. In Worten, welche die Zuhörer öfter beben machten, verkündete er das Herannahen des neuen Cyrus, der über Babel kommen und bald erscheinen werde.



Kinderumzug durch Florenz unter Savonarola. Zeichnung von C. Döpler d. J.

Und siehe, noch in demselben Jahre überschritt ein französisches Heer unter Karl VIII. die Alpen, um Italien zu erobern. Savonarola aber gebührt das Verdienst, erwirkt zu haben, daß der König von Frankreich die Freiheiten von Florenz achtete, und daß der Grimm der Republikaner gegen die Franzosen so lange gezügelt blieb, bis der Eindringling wiederum die Stadt verlassen hatte.

Da die Medici geflohen waren, wurde auf Anregung Savonarola's eine neue Staatsverfassung eingeführt, durch welche Florenz eine „Stadt Gottes“ werden sollte. Von innen heraus wollte er Florenz und von dort aus Italien regeneriren, Staat und Kirche reformiren. „Wollt ihr“, hatte er gepredigt, „eine gute Verfassung haben, so müßt ihr sie von Gott euch geben lassen. Wenn dem nicht so wäre, so wollte ich wahrhaftig nichts mit Staatsangelegenheiten zu thun haben.“ Solchergestalt gewann unter seiner Führung das leichtfertige, sittenlose Florenz ein neues christliches Aussehen. Savonarola bestärkte die Behörden, die Sittengesetze unnachsichtlich durchzuführen und Alles aus der Stadt zu entfernen, was dem Dienste Gottes entgegen sei. Spiel und Tanz nahmen ein Ende; am ersten Tage des Karnevals wurde auf einem öffentlichen Platze unter Psalmengesang eine Menge Tand verbrannt. Besonders der Jugend wendete der Reformator seine Sorgfalt zu. Am Palmsonntage veranstaltete er einen feierlichen Umzug durch die Stadt. Etwa achttausend Kinder, bekränzt und geschmückt, der Magistrat und der größte Theil der Bevölkerung folgten unter festlichen Gesängen dem Mönche durch die Straßen der Stadt. Vorübergehend wurde der Zug von den Gegnern bedroht. Vor dem Kloster San Marco endete die Feier unter Hochrufen auf Christus, den Erlöser. Die Becken, welche die Kinder herumtrugen, waren zum Besten der Armen mit Gold, Silber, Ringen und Juwelen gefüllt.

Doch der Sieg des Evangeliums Christi dauerte nur kurze Zeit. Das neue Regiment wurde beseitigt und die alten Gegner erlangten wieder die Oberhand; sie stürzten das Gebäude um, das Savonarola aufgerichtet hatte. Man muß es dem sonst so klar blickenden Manne verzeihen, daß er sich noch dem Wahne hingab, als könnten der Papst und die römische Kirche durch Bußpredigten gebessert und gereinigt werden. Am Himmelfahrtsfeste 1497 bestieg Savonarola nach längerem Schweigen wieder die Kanzel. Man hatte ihn vergebens gewarnt und zurückzuhalten gesucht. Seine Gegner, die in Uebermenge erschienen waren, unterbrachen ihn mitten in der Predigt, und nur mit Mühe vermochten ihn seine Freunde vor den blitzenden Dolchen zu schützen und in das Kloster zurückzugeleiten.

Kurz darauf schleuderte der Papst den Bannstrahl auf den Reformator. Ohne Wirkung blieb es, daß zahllose Stimmen aus dem Volke und der gelehrten Welt sich für Savonarola erhoben; doch ward auch dem Verlangen des Papstes, ihm den Gebannten auszuliefern, nicht Folge gegeben. Unangetastet, muthvoller und freudiger als je widmete sich der Dominikanerprior dem Dienste der Liebe, als in diesen Tagen Hunger und Pest die unglückliche Stadt bedrängten. Kühner als zuvor warf er dem Papste den Handschuh hin, indem er dessen Irrthümer an das Licht zog. „Ich sage euch“, sprach er, „ein Jeder, der diesen Bannspruch hält und sagt, daß ich nicht predigen soll, der befindet sich im Banne und ist ein Ketzer. Meine Lehre stimmt überein mit der heiligen Schrift; wer sie nicht will, der will das Reich des Teufels.“ Am 18. März 1498 predigte er zum letzten Mal. Man müsse, sagte er, sich jetzt zum himmlischen Papste, zu Christo, wenden. „Du, Herr Jesu, bist mein Pfarrherr, mein Prälat, mein Bischof, mein Papst!“

Am Tage darauf schritten die Feinde, die inzwischen ihre Vorbereitungen getroffen hatten, zum offenen Angriff auf den Prior und die Mönche von San Marco. Es wurden die Fenster der Klosterkirche eingeworfen, die Thüren des Klosters erbrochen, die Glocken geläutet zu Kampf und Vernichtung. Der Aufruhr erlosch erst, als nach zärtlichem Abschiede von den Brüdern sich Savonarola und zwei seiner Schüler um Mitternacht selbst auslieferten. Gebunden, unter Fußtritten und Hohngeschrei des Pöbels wurden sie ins Gefängniß geführt. Der Papst aber schrieb vergnügt: „Und wenn er ein Johannes der

Täufer wäre, er muß sterben!" — Am frühen Morgen des 23. Mai 1498 fand die Hinrichtung statt.

Als das Feuer des Scheiterhaufens aufflammte, trieb der Wind die Flammen zum Schrecken des Volkes von den Schlachtopfern hinweg. Dann schlugen sie in der Höhe zusammen. „Ich weiß gewiß, daß die Kirche sich erneuern wird, es gehe wie es wolle!" Mit dieser Weissagung auf bessere Zeiten ist dieser Blutzeuge freier Glaubensanschauung gefallen, ein echter Protestant, an der Grenze des fünfzehnten Jahrhunderts, ein Fluch für das Papstthum, eine Hoffnung für die Kirche der Zukunft.

Ein dunkles Gemälde aus der Zeit Joachim's.

Der Aberglaube, welcher seine „mitternächtigen Schwingen" noch weit ausgebreitet über alles Land hielt, fand seine Förderung in den Zuständen der Kirche, die so wenig zur Aufklärung der Geister beitrug. Auch die Universität zu Frankfurt glich einer Fackel, der das Wesentlichste fehlt — nämlich das Feuer. Dieses Dunkel umlagerte, wie wir noch mehrfach sehen werden, auch den Geist des sonst trefflichen Landesherrn Joachim I. Was wir hier berichten werden, betrifft das Verhalten des Kurfürsten gegen die Juden. Zuvor jedoch möge an dieser Stelle ein kurzer Rückblick auf die Verhältnisse der Juden in Deutschland überhaupt und insbesondere in der Mark gestattet sein.

Die Verfolgungen gegen die Juden, die schon im sechsten Jahrhundert durch den Pöbel in Rom und Ravenna begannen, wurden bald darauf in Deutschland fortgesetzt. Es ist dies ein Beweis mehr, wie weit sich schon damals die kirchliche Auffassung der Lehre Jesu von dem klaren Sinn derselben entfernt hatte. An der Verfolgungswuth ist das Christenthum selbst so unschuldig, wie die Sonne an einem Feuer, das Jemand vermittels eines Brennspiegels entzündet. Zu Anfang und im Fortgange der Kreuzzüge wuchs mit dem Hasse gegen die Muselmänner (die „Ungläubigen") auch der Haß gegen die Juden. Hatten ihre Väter nicht gesagt: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!"? — Allerorten fanden „Judenschlächtereien" statt. Die Priester erklärten, die Juden seien eben so große Feinde Christi wie die Mohammedaner, und es sei gleich verdienstlich, diese wie jene zu tödten. Wurden doch in Jerusalem Hunderte von Juden von den Kreuzfahrern verbrannt! Hinterher freilich scheute man sich nicht, sich mit der Hinterlassenschaft der Opfer zu bereichern; die Kirche jener Zeit hielt an der Meinung fest, solch „ungerechtes Gut" lasse sich „verdauen". So gingen religiöses Vorurtheil und Beutesucht Hand in Hand.

Was den Juden Uebles geschehen ist, erregt ohne Zweifel das Mitgefühl jedes denkenden Menschen. Doch müssen wir uns auch andererseits vor der Annahme hüten, als sei jeder Jude, der getödtet wurde, ein Lessing'scher „Nathan der Weise" gewesen. Daß den Juden, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, nur der Weg des Handels offen gelassen wurde, war der größte Nachtheil für sie selbst, aber auch für unser Volk, was nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Nun wurde für viele Juden das Geld das neue Kanaan der Erlösung, nach dem sie strebten, und die Ausbeutung eines christlichen „Goi" galt in ihrer Pflichtenlehre als etwas durchaus Zulässiges, mochten sie auch unter einander den Anforderungen des siebenten Gebotes im reinsten Sinne des Wortes Genüge thun. (5. Mose, Kap. 23, 19 steht: „Du sollst an deinem Bruder nicht wuchern, weder mit Gelde, noch mit Speise, noch mit Allem, womit man wuchern kann." Im folgenden Verse aber heißt es: „An Fremden magst du wuchern u. s. w.") Dies Wort, so scheint es, wurde für sie eine Quelle des Unsegens. Der jüdische Wucher, die jüdischen Pfandbriefe spielten schon von Alters her eine große Rolle. „Das war auch die Vergift, die die Juden dötete", sagt eine alte Chronik. Sah man es doch gar zu oft, wie sie hier und dort arm einwanderten und nach und nach zu großen Reichthümern gelangten. Man betrachtete sie vielfach im Mittelalter als Wespen und Hummeln, die es trefflich verstünden, den arbeitsamen Bienen den zusammengetragenen Honig ohne große Mühe zu nehmen. So wurde denn bisweilen

wild hineingeschlagen in die Nester, freilich auch wieder von Solchen, die noch weniger Anrecht auf den Honig hatten. Das Grundübel war die Sonderstellung der Juden im Staate.

Im Jahre 1287 wurden zu Bern die Juden beschuldigt, ein christliches Kind, ein Knäblein, geraubt und mit Nadelstichen getödtet zu haben. Sie bedürften, hieß es, des Blutes unschuldiger Christenkinder. Dies brachte schwere Verfolgung über sie. Aehnliches ward von ihnen im Laufe der Zeit hier und da behauptet. Auch sollten sie (wie zu Belitz) es darauf abgesehen haben, Hostien durch Christen zu erhalten, um sie, aus Haß gegen den Heiland, zu zerschneiden und zu zerstechen, „daß das Blut unseres lieben Herrn danach flösse." Im Jahre 1298 sammelte ein Edelmann in Franken, Namens von Rindtfleisch, „ein groß Volk", und erschlug zu Würzburg und Nürnberg an 10,000 Juden, „darum, daß sie große Bosheit getrieben mit unsers Herrn Leichnam."

Wie übel es an vielen Orten den Juden erging, als im vierzehnten Jahrhundert die Pest, der Schwarze Tod Europa heimsuchte, ist bereits erwähnt worden. Dummheit und Bosheit dichtete ihnen an, sie hätten die Brunnen vergiftet. In Rothenburg wurde Jahrhunderte lang ein Fest zum Andenken an die Errettung der Stadt vor Vergiftung durch Juden gefeiert. Ein Schäfer wollte gesehen haben, wie „etliche Juden den Brunnen am oberen Galgenthürlein vergiftet hätten." Was der Schäfer gesehen haben wollte, ließ man sich vermittels Anwendung der Folter aus dem Munde der Beschuldigten bestätigen. Da sind denn „Viele massakrirt worden, Viele haben die Flucht ergriffen, und Viele sind ins Gefängniß geworfen worden, welche ihren wohlverdienten Lohn empfangen haben, wie denn Anno 1393 die letzten vollends alle verbrannt und die Stadt von den Juden gereinigt worden." — Die meisten Städte am Rhein, in der Schweiz und auch bis Mittel- und Norddeutschland hinauf hatten in diesem traurigen Jahrhunderte ihre Judenverbrennungen. Der zu einem Theile von den Juden verschuldete Haß des Volkes war überall mehr oder weniger verdeckt mit im Spiele. Das Urkundenbuch von Freiburg im Breisgau meldet: „In dem Jahre, do man zält von Gottes Geburt drüzehnhundert und nüne und vierzig Jahre, an dem nächsten Freitag vor unsrer Frowen Tag der Lichtmesse, da wurdent alle die Juden, die ze Friburg in der Stadt waren, verbrannt, an Kint und tragent Frowen." In demselben Jahre wurden zu Straßburg auf einem großen hölzernen Gerüste bei 2000 Juden verbrannt, bald darauf in Mainz 3000, in Köln 12,000.

Allen diesen Verfolgungen gegenüber bewiesen die Juden meist einen bewunderns-werthen Heldenmuth; selten geschah es, daß ein Jude, um sein Leben zu retten, den Glauben seiner Väter abschwor. Es ist vorgekommen, daß man jüdischen Müttern, im Angesichte des brennenden Scheiterhaufens, ihre Kinder zu entreißen suchte, um diese zu taufen und ihnen damit das Leben zu erhalten. Sie preßten aber ihre Kleinen an sich und stürzten sich mit ihnen in die lodernden Flammen.

Der Wucher der Juden, der sie so allgemein verhaßt machte, und die Ursache war, daß die Verfolgungen in allen Ständen Theilnehmer fanden, lag in ihrer gesellschaftlichen Stellung begründet. Für den Schutz, den Fürsten und Städte den Juden gewährten, mußten diese verhältnißmäßig große Geldsummen zahlen, und nun hieß es: „Treibt euch auf eure Art die Steuern zusammen!" So entstand in natürlicher Folge auch dadurch Uebervortheilung im Handel und Wucher.

In der Mark Brandenburg treten die Juden zuerst im dreizehnten Jahrhundert auf und werden bald darauf auch in der Altmark häufig angetroffen. In den traurigen Zeiten nach Waldemar's Tode breiteten sie sich auch über die übrigen Theile der Mark aus. Der Haß gegen sie war allgemein, und nur der Geldvortheil, den die Stadtobrigkeiten von ihnen zogen, bewog diese, ihnen Schutz zu gewähren; doch mußten sie in den schlechtesten Stadttheilen und abgesondert von der christlichen Bevölkerung wohnen. Daher noch jetzt die Benennungen: Judenviertel, Jüdenstraße, Judenhof. Auch gegen die märkischen Juden brachen von Zeit zu Zeit Verfolgungen aus. Einen Nachkommen Abraham's zu tödten, erschien

Keinem als ein besonderes Unrecht. Aus dem vierzehnten Jahrhundert liegen Verordnungen vor, aus denen hervorgeht, daß man in der Mark sehr über den Wucher der Juden klagte. Eine Verordnung verbietet ihnen, den leichten Pfennig von dem schweren auszusuchen — zu kippen und zu wippen — und neue Pfennige zu schlagen.

Die Juden wurden im ganzen Mittelalter als Eigenthum (Leibeigene) der Fürsten betrachtet. Später wurden sie vielfach von den Markgrafen benutzt, die Steuern einzutreiben, ein Geschäft, das eben auch nicht geeignet war, die Bevölkerung mit Liebe für sie zu erfüllen. Im fünfzehnten Jahrhundert schenkte die Markgräfin Anna der Stadtobrigkeit von Berlin sämmtliche Juden. Wie groß das Mißtrauen gegen die Juden war, geht sehr bezeichnend aus einem Spruche hervor, der damals allgemein im Schwange war:

„Glaub keinem Wolf auf wilder Heid',
Auch keinem Juden auf sein' Eid.“



Die Juden während der Pest von einem Orte zum andern vertrieben. Zeichnung von B. Mörlins.

Als die Hohenzollern in die Mark kamen, hatten die Juden bereits große Reichthümer aufgehäuft. Die unruhigen Zeiten, die Ausschweifungen der Herren und der Bürger waren ihren Geschäften sehr günstig. Die Meinung über sie aber änderte sich nicht, und ihre Lage blieb daher gleich gefahrvoll.

Aus der Regierungszeit des Kurfürsten Albrecht Achilles liegt eine Eingabe der Stände vor, in welcher der Fürst dringend gebeten wird, „dem Lande zu gut die Juden daraus zu ziehen“, oder doch wenigstens „einen redlichen Wucher zu setzen, damit seiner Gnaden ehrbare Männer nicht so jämmerlich verdorben würden.“ — Doch gehen wir nun an die Schilderung des düsteren Ereignisses, das unter Joachim I. stattfand.

Paul Fromm, ein Kesselflicker zu Bernau, hatte in dem Dorfe Knoblauch Kirchenraub verübt und unter anderen Gegenständen auch eine kupferne, übergoldete Monstranz entwendet. Von Unruhe gequält, sein Diebstahl möchte an den Tag kommen, verließ er gleich darauf seine Vaterstadt. Aber gerade dieser Umstand, verbunden mit dem andern, daß man am Morgen

nach seinem Verschwinden einen zusammengebogenen Theil der Monstranz im Stadtgraben fand, führte auf den Verdacht seiner Thäterschaft. Nichts ahnend davon, kehrte er nach einiger Zeit zurück, ward aber sogleich von Stadtknechten ergriffen und in den Kerker geführt. Auf der Folter gestand er seine That und gab auf die Frage, was er mit den beiden Hostien, die sich in der Monstranz befunden, gemacht habe, die Antwort, er habe die eine gegessen, die andere dagegen an den Juden Salomon in Spandau für 9 Groschen verkauft.

Sogleich ward der unglückliche Jude verhaftet und nach Berlin geführt, wohin auch der Kesselflicker bereits gebracht worden war, weil hier das peinliche Gericht stattfinden sollte. Der Jude leugnete. Nun wurde die Folter angewendet, und wir wissen ja bereits, daß sich mit Hülfe derselben jede Aussage, die man wünschte, erzwingen ließ. Wirklich sagte nun der Jude auch aus, daß er die Hostie gekauft, und unter Verwünschungen und Lästerungen in drei Theile zerschnitten. Ein Stück habe er dann an einen Juden, Namens Jakob, in der Stadt Brandenburg, ein anderes an einen Juden zu Stendal geschickt, den dritten Theil aber für sich behalten habe. Doch da die Richter mehr zu wissen begehrten und ihren Anforderungen durch die verstärkte Anwendung der Folter Nachdruck gaben, machte er, von gräßlichen Schmerzen gepeinigt, noch weitere „Geständnisse". Er habe Anfangs, fuhr er fort, nicht gewußt, was er mit dem zurückbehaltenen Theile der Hostie anfangen solle, auch besorgt, daß derselbe sich weder durch Feuer noch durch Wasser werde vertilgen lassen. Endlich sei er auf den Gedanken gekommen, ihn in einen Teig von Weizenmehl einzurühren. Als er dies nun gethan habe, sei zu seinem Erstaunen der Teig blutig roth geworden und habe, nachdem er ihn in eine Form gebracht und in den heißen Ofen geschoben, einen wunderbaren Glanz ausgestrahlt, in den hellsten Strahlen aber sei plötzlich das Christuskind erschienen. Dies habe ihn bewogen, den Wunderkuchen in dem jüdischen Bethause zu Spandau aufzuhängen. Dort sei er noch zu finden. — — Es wurde in dem Bethause nachgeforscht, und man fand dort wirklich einen rothen Kuchen.

Als der Kurfürst von dem Allen Kenntniß erhalten hatte, befahl er, die beiden von Salomon bezeichneten Juden sowie die Rabbiner des Landes, erstere in Ketten geschmiedet, nach Berlin zu führen, außerdem aber sämmtliche Juden bis auf weiteren Befehl gefänglich einzuziehen. Der Jude Jakob ergriff auf dem Wege nach Berlin zur List seine Zuflucht; es gelang ihm nämlich zweimal, sich seiner Handfesseln zu entledigen, und nun behauptete er, es sei dies das Werk der Mutter Gottes, die in himmlischer Schöne bald vor ihm hergehe, bald ihm nahe trete. Seine Betheuerungen hatten einen solchen Ausdruck der Wahrhaftigkeit, daß über die Wächter ein geheimes Grauen kam. In Berlin wiederholte er seine Aussagen und fügte zugleich den lebhaften Wunsch hinzu, die Taufe zu empfangen. Dies bewirkte, daß ihm vorläufig wenigstens eine bessere Behandlung als seinen Glaubensgenossen zutheil ward. Seinem Beispiel, das dringende Verlangen nach der Taufe zu erheucheln, folgte nur noch einer der gefangenen Juden, deren Zahl sich auf achtunddreißig belief; alle übrigen blieben dem Glauben ihrer Väter getreu. Sie sagten hiernach aus, daß die Stücke der entwendeten Hostie von Einem zum Andern gesandt worden seien, daß ein Jeder an dem ihm zugesandten Theile die größten Frevel verübt, ihn z. B. auf den Tisch genagelt habe, wobei jedesmal Blut aus der Hostie geflossen sei. Ferner gestanden sie, sie hätten Christenkinder aufgekauft, um sie zu tödten. Diese seien Anfangs von ihnen mit Nadeln gestochen worden, dann habe man ihnen die Adern geöffnet und sie zuletzt durch das Abschneiden des Halses vom Leben zum Tode gebracht. Das Blut aber hätte man aufgefangen, um es unter Arzneien zu mischen. Heilmittel dieser Art bewährten sich vortrefflich gegen die verschiedenartigsten Krankheiten; ein jeder Jude suche dergleichen vorräthig zu halten, weshalb sie von Zeit zu Zeit sich genöthigt sähen, Christenkinder zu schlachten. Die Unglücklichen sagten nicht nur dies Alles auf der Folter aus, sondern betheuerten auch noch obenein, bei diesen Aussagen bleiben und die Wahrheit derselben mit ihrem Tode bestätigen zu wollen.

Waren sie doch dahin gebracht worden, daß ihnen der Tod gegen die entsetzlichen Qualen, die ihrer nach jedem Widerrufe harrten, als eine Seligkeit erschien. —

Warf denn nun die „Leuchte der Wissenschaft“ zu Frankfurt an der Oder keinen Strahl erlösenden Lichtes auf dieses schauerliche Gemälde? Wenn die Menge aus Thoren bestand, was sagten denn da die Weisen des Landes? Leider wandten die hochgelahrten Herren ihre Weisheit nur an, dem Wahne Methode zu verleihen; man gedenkt unwillkürlich hierbei an das Wort des großen britischen Dichters:

„Weisheit im Narr'n ist minder scharf geprägt,
Als Narrheit, die im weisen Mann sich regt;
Denn alle Kraft des Geistes muß er nützen,
Auf Weisheit seine Albernheit zu stützen.“

Ob sich auch wol — dieser Frage gegenüber — hier und da in der Menge gesunder Sinn regte? Ohne Zweifel. Doch die Mauern, mit denen sich die mittelalterliche Kirche umgeben hatte, waren noch so dick, und die Todeswerkzeuge, die überall hervorstarrten, noch von so drohender Gestalt, daß ein Jeder, in dem ein besseres Bewußtsein erwacht war, sich auch sagen mußte, es gälte Kopf und Kragen, wenn nur ein ketzerischer Zweifel seinem Munde entschlüpfte. Nur ein Riesengeist konnte den Kampf unternehmen gegen das Kirchenthum des Mittelalters, von dem das ganze Leben beherrscht war.

Da die gefangenen Juden erkannt hatten, daß der Tod ihr unvermeidliches Los sei, waren sie nur noch von dem Wunsche beseelt, diesen sobald als möglich zu erleiden. Daher blieben sie wirklich auch bei ihrer Aussage, als sie von der Folter befreit worden waren.

Nun empfing Hans Grakkau, der kurfürstliche Richter zu Berlin, den Befehl vom Kurfürsten, „aus Kraft seines Amtes und gegebener Vollmacht nach dem Gesetze zu verfahren.“ Grakkau setzte das Gericht aus „Schöppen, Beisitzern, Anwälten, Gerichtsschreibern und Zeugen“ zusammen und forderte nun — es klingt wie ein Hohn auf die Gerechtigkeitspflege! — die Angeklagten „frei und ledig, wie Rechts Sitte und Gewohnheit ist“, vor die Schranken. Die Beschuldigten wiederholten ihre Aussage, und der längst beschlossene Urtheilsspruch erfolgte.

Nunmehr ging es an die Vollstreckung des Urtheils, über die uns Engel's märkische Chronik umständliche Nachrichten giebt. Es war am Freitage nach St. Margarethen 1510, als sich die Straßen Berlins mit Leuten aus allen Ständen füllten, die dem freien Platze vor der Marienkirche (dem jetzigen „Neuen Markt“) zuströmten, um der Hinrichtung der verurtheilten Juden beizuwohnen. In der Mitte des Platzes waren drei Bühnen stufenartig hinter einander aufgebaut. Auf der obersten Bühne saßen jene „hochgelahrten und rechtsverständigen Leute“, die ihr Urtheil dahin abgegeben hatten, daß Alles unzweifelhaft der Aussage entsprechend geschehen, demnach der Spruch wohlbegründet sei. Die mittlere Bühne hatte der Richter mit seinen Schöppen, Beisitzern, Anwälten, Gerichtsschreibern und Zeugen inne, die unterste Bühne war für die Angeklagten bestimmt. Diese, ihrer 36, kamen jetzt in feierlichem Aufzuge zu Zweien daher. Sie trugen ihre uralte Volkstracht, lange Kaftane und spitze weiße oder gelbe Hüte. Als sie dem Platze nahe waren, stimmten sie einen frommen Gesang in ihrer Volkssprache an. Nachdem sie nun auf der Gerichtsstätte ihre Plätze eingenommen hatten, las der Gerichtsschreiber auf Befehl des Richters die ganze Verhandlung vor. Der Richter fragte die Angeklagten, ob sie sich zu dem ihnen zur Last gelegten Verbrechen bekennten, worauf ein Jeder derselben mit einem lauten Ja antwortete. Es erfolgte eine kurze Berathung von Richter und Schöppen. Dann sprach jener:

„Sintemalen der böse Christ Paul Fromm sich an dem heiligen Sakrament vergriffen, dasselbe gestohlen und verkauft hat, darum soll man ihn auf einen Wagen binden, die Gassen auf- und niederführen, mit Zangen reißen und in ein Feuer legen. Und dieweil die boshaftigen, schnöden und verstockten Juden ihre böse Mißhandlung des heiligen Sakraments und ihren grausamen Mord an unschuldigen Christenkindern auch zu mehrmalen vor uns

außerhalb des Gerichts bekannt, darum so soll man sie zu Pulver verbrennen, darum, daß alle Andern ein Beispiel und Exempel an ihnen nehmen mögen, daß sie solche und dergleichen Uebelthaten auch nicht begehen mögen."

Nun erhoben die Juden einen lauten Gesang, um Stärke zu gewinnen, dem grauenvollen Tode mit Ergebung entgegenzugehen, indeß Paul Fromm, dessen Kirchenraub die unselige Ursache des schauerlichen Schauspiels war, von dem Pfahl, an den man ihn angekettet hatte, losgelöst und auf eine Schleife gebunden wurde. Mittels derselben fuhr man ihn in den Straßen umher. An jeder Straßenecke ward angehalten, der Henker trat herzu und riß ihn mit glühenden Zangen an seinem Leibe. Endlich ward er auf die Richtstätte zurückgeschleift. Hier war inzwischen, wie die Chronik sagt, „von dem Scharfrichter und seinen Helfern, ein wunderlicher Bau zu ihrer Straf, dreier Mann hoch aufgerichtet, aus hölzernen Rüsten bestehend, die mit Stroh, Pech und anderem Brennmaterial belegt waren." Nun wurden die Verurtheilten an einzelne, aus dem Scheiterhaufen hervorragende Pfähle angekettet, während ein Rabbiner ihnen mit lauter Stimme aus dem alten Testamente Worte des Trostes vorlas, bis auch er an einen Pfahl geschlossen ward. Paul Fromm erhielt seinen Platz abgesondert von den bedauernswerthen Opfern seiner Anklage.

Jetzt gab der Richter das Zeichen, die Henker zündeten den Scheiterhaufen auf mehreren Seiten gleichzeitig an, und die Flammen loderten empor. Priester, Kreuze mit dem Bilde des Heilands in den Händen haltend, traten herzu; einzelne der Verurtheilten spieen nach den Priestern. — Bald erstickten Rauch und Flammen die Verwünschungen, welche die Israeliten gegen ihre Peiniger ausstießen. — Die zum Christenthum übergetretenen Juden Jakob und Joseph wurden am Tage darauf mit dem Schwerte hingerichtet. Das war die einzige Vergünstigung, die man ihnen infolge ihres Uebertritts zum Christenthume zugestanden hatte. Dennoch ward dies Alles noch nicht als vollständige Sühne für den angeblichen Frevel angesehen, denn es erfolgte nun das Verbannungsurtheil gegen sämmtliche, bis dahin gefangen gehaltene Juden des Landes. Jedoch mußten sie, ehe man sie frei ließ, Urphede schwören. Der ihnen abgenommene Eid lautete:

„Ich gelobe und schwöre eine rechte Urphede dem durchlauchtigsten Fürsten Joachim, seinen Erben und Nachkommen, allen Städten und Leuten und überhaupt allen denen, die Rath und That gegeben, daß ich ins Gefängniß gekommen bin, sie mich aber doch, obwol ich schwerere Strafe verdient hätte, aus Gnaden wieder befreit haben. Würde ich oder Eins von den Meinigen wider diesen meinen Eid handeln, so sollen mir die fünf Bücher Moses niemals zu Hülfe kommen; so müsse ich mich verunreinigen, wie der König von Babylon; so müsse Schwefel und Pech aus meinem Halse rinnen, wie einst über Sodom und Gomorrha geronnen sind; so müsse mich die Erde überfallen und verschlingen, als sie that Dathan und Abiram; so müsse die Erde nimmermehr kommen zu meiner Erde. Dann müsse mir nicht mehr helfen Jehovah, der Gott meiner Väter; ich müsse aussätzig werden, wie Naëman, mich müsse angehen der Ausschlag, der das israelitische Volk anging, da sie fuhren durch Aegyptenland; es müsse über mich kommen das Blut, und der Fluch müsse an mir wachsen und nimmermehr abnehmen, der Fluch, den mein Geschlecht sich wünschte, da sie Jesum verurtheilten und sprachen: sein Blut komme über uns und unsere Kinder! — Daß ich diese Urphede fest und unverbrüchlich halten will, dazu helfe mir der Gott, der Mose erschien in dem brennenden Busche, der doch blieb unverbrannt. Ich schwöre dies bei meiner Seele, die ich auf den jüngsten Tag vors Gericht bringen muß vor Gott durch Abraham, Isaak und Jakob. Ich entsage auch hiermit aller päpstlichen und kaiserlichen Freiheit und Gnade; ich will ihrer nimmermehr wieder gebrauchen, sondern von Stund an stracks aus dem Lande ziehen und niemals wieder hereinkommen. Ich will auch alle Juden, die mir begegnen, warnen, daß sie sich dieses Landes, bei Verlust ihres Lebens und ihrer Güter, enthalten, so wahr mir helfe der Gott, der einst schuf Himmel und Erde, Thal und Berg!" — „Aus besonderer Gnade" ward den Verbannten freies Geleit bis zur Grenze zugestanden.



Judenverbrennung auf dem Neuen Markt zu Berlin. Zeichnung von Ludwig Burger.

Papstthum und Kaiserthum.

Der Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Macht mußte gerade zu einer Zeit am schärfsten hervortreten, in welcher infolge der Kreuzzüge mit einer neuen Völkermischung neue Interessen und Bildungsaufgaben entstanden. Vaterlandslose Abenteurer aus aller Herren Ländern und von allen Völkerzungen in Italien, dem Tummelplatz der Kämpfe, lassen das grause Bild von Greueln und Unthaten noch häßlicher erscheinen, je mehr sie sich nur von niederen Beweggründen, hauptsächlich von der Gier nach Beute, in zweiter Reihe erst von eitler Ruhmsucht, treiben ließen.

Den Kampflärm vor und nach der kaiserlosen Zeit, alle mit dem Schwerte unterstützten Forderungen der Fürstengewalt, den Wirrwar in der vor unserm Auge sich enthüllenden Trümmerwelt, übertönt mächtig die Stimme der Kirche. Mit berechtigtem Stolze mag der Anhänger des Papstthums auf die kühnen Oberpriester Roms hinweisen, welche mit allen ihnen zu Gebote stehenden Strafmitteln, mit Verdammung und Bannstrahl Diejenigen bekämpften, die ihnen als Widersacher bei Verwirklichung ihrer Weltbeherrschungspläne im Wege standen. Um solche Gegner unschädlich zu machen, brachten die Päpste und Väter der Kirche ohne Scheu jegliches Mittel in Anwendung. Sie verfolgten selbst die tüchtigsten und wohlwollendsten Herrscher, beraubten sie als Usurpatoren ihrer Krone und vertrieben sie aus ihrem Erbe, wenn sich dieselben nicht dem Ausspruche der unfehlbaren Kirche, in deren Namen die Großwürdenträger Roms sprachen, beugen wollten.

Der Jahrhunderte währende Kampf zwischen Kaiser- und Fürstenmacht und Papstthum war im fünfzehnten Jahrhundert so gut wie erloschen. Es wäre unrecht, wenn man das Verschulden aller der aus Herrschsucht und Ehrgeiz hervorgegangenen Uebel nur auf Seite des Papstthums suchen wollte. Denn nicht selten vertraten die erleuchteten Inhaber des Stuhles Petri die fortschreitende christliche Bildung gegenüber der Starrheit mittelalterlicher Barbarei.

So lange Deutschland noch die Vormacht des christlichen Europa war, bildeten die Deutschen und Italiener ein gemeinsames großes Ganze und genossen die Segnungen dieser ihrer Verbindung. Als aber Kaiser und Papst und mit denselben auch die von ihnen abhängigen Fürsten und Priester, namentlich die geistlichen Würdenträger, sich nicht vertragen konnten, ward die weltgebietende Stellung Deutschlands unhaltbar. Die Päpste gelüsteten nach Erweiterung nicht blos ihrer geistlichen, sondern auch weltlichen Herrschaft, bis schließlich die Ansprüche der Stellvertreter Christi auf Erden in der Entscheidung jenes Papstes gipfelten, welcher im Zeitalter der Entdeckungen die neu aufgefundenen und etwa noch aufzufindenden Länder, Menschen und Meere zwischen den damals seetüchtigsten Nationen, den Spaniern und Portugiesen, zur Vertheilung brachte.

Dem römisch-deutschen Kaiserthum ist im Grunde nur eine kurze Periode des Glanzes und im Gegensatze dazu ein langsamer, während vieler Jahrhunderte sich vollziehender Niedergang beschieden gewesen. So oft auch die römisch-deutschen Kaiser es versuchten, als solche wieder festeren Fuß in Italien zu fassen, wie es die Hohenstaufen gethan: es gelang ihnen nicht. Nur mittels Heirath und Vererbung kamen Theile von Italien unter das Scepter österreichisch-deutscher Kaisergeschlechter.

Maximilian I. Kaiser Friedrich III. hatte leider dreiundfünfzig Jahre lang sein klägliches Regiment über Deutschland ausgeübt, und das Papstthum hatte ihm gegenüber leichtes Spiel gehabt. Ihm folgte (1493) sein Sohn, der blondlockige Maximilian. Anfangs meinte man, es sei das Deutsche Reich unter ihm gut berathen. Dazu schien er durch die Vermählung mit Maria, der Tochter Karl's des Kühnen, wodurch die Niederlande an das Haus Oesterreich gelangten, zu ansehnlicher Macht gelangt zu sein. Aber es schien auch nur so; denn aus dem neuen Besitz erwuchsen ihm und seinen Nachfolgern eine Menge von Verlegenheiten. Die neu erworbenen Lande lagen ja weit entfernt vom Kern der österreichischen

Hausmacht, und ihre Bewohner waren nicht so leicht zu regieren wie Oesterreicher, Steiermärker und Tiroler. Die Hoffnungen, welche man auf Kaiser Maximilian gesetzt hatte, schwanden dahin, je mehr man erkannte, daß nicht des Deutschen Reiches Erstarkung, sondern die Vermehrung des Habsburgischen Besitzstandes sein Hauptbestreben war. — Maximilian ist der eigentliche Begründer der österreichischen Hausmacht.

Es gelang dem klugen Kaiser, die Vermählung seines Sohnes Philipp mit Johanna, der Tochter Isabella's von Spanien, zu Stande zu bringen. Der aus dieser Ehe entsprossene Sohn Karl ward im Jahre 1516 König von Spanien. Wir werden ihm bald in Deutschland wieder begegnen.



Kaiser Maximilian, der letzte Ritter. Nach Burgkmaier.

Seit Eroberung von Konstantinopel, im Jahre 1453, waren die Türken immer weiter nach Westen vorgedrungen; sie hatten einen guten Theil von Ungarn sich unterthänig gemacht, ihre riesigen Heeresmassen ergossen sich gegen die östlichen Grenzen Deutschlands.

Die deutsche Kaisermacht, die wir im Laufe der deutschen Geschichte zuerst am Rhein, dann an der Elbe, dann in Schwaben wurzeln sahen, hatte ihren Thron jetzt an der Donau aufgeschlagen, und an der Erhebung des Hauses Oesterreich war bei mehr als einer Gelegenheit, der bedrohten Reichslande wegen, festgehalten worden. Maximilian verlangte nun die Hülfe der deutschen Reichsstände zur Bekämpfung der Türken. Es ward ihm geantwortet: Schaffe uns zuvor Ruhe im Innern!

So übel stand es in der That bereits um Deutschland. Unter den Umschlingungen der Kirche war des Reiches Kraft erlahmt; dagegen machte sich bei den Völkern ringsum

ein kräftiger Aufschwung bemerkbar, und vielfach trat das Gelüste zu Tage, Stücke aus dem immer wehrloser erscheinenden deutschen Reichskörper zu reißen. „Wollen wir ferner ruhig mit ansehen", ward auf den Reichstagen gesagt, „wie das Reich stetig abnimmt? Es ist wahrlich Zeit, daß man sich zu Herzen nimmt und ernstlich dazu gethan wird, mehr Eintracht im Reiche zu schaffen. Es ist zu besorgen, wo man sich nicht anders als bisher in die Sache schicken, getreulich und fleißig sich zusammenstellen will, daß eines Tages etwa ein Fremder kommt, der uns Alle mit eiserner Ruthe regieren wird. Sehet — das will leider Keinem zu Herzen gehen, so geht ein Stück nach dem andern hinweg; will man nicht anders und besser dazu thun, so werden wir Alle zum Scheitern gehn."

Kaiser Maximilian war ein ritterlicher Herr, welcher Turnierspiel, Dichter und Künstler begünstigte; — den „letzten Ritter" nannten ihn seine späteren Lobredner.



Taufe des Prinzen. Aus Burgkmaier's Weißkuning.

Seine Ritterlichkeit sprach sich vornehmlich in Dem aus, was er selbst dichtete oder dichterisch anregend zur Welt kommen ließ. Den Beweis hierfür liefert der am Ende des 16. Jahrhunderts entstandene allegorische gereimte Roman „Theuerdank", welcher theilweise vom Kaiser Maximilian entworfen ist. Vollendet wurde das Buch von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing. Auch seine Gewandtheit auf der Gemsjagd wurde dem Kaiser als „Ritterlichkeit" angerechnet.

Der Roman behandelt die Werbung um die Prinzessin Maria von Burgund und deren Heimführung durch den Kaiser, der als Theuerdank (Einer, der nur an Theures und Edles denkt) auftritt. — Die Reimerei ist allerdings etwas nüchtern und im Grunde so werthlos wie die Prosa des Werkes: der „Weißkuning", welches jedoch für den Kultur- und Literaturforscher von Interesse ist. Dasselbe bespricht historische Verhältnisse, doch ohne Nennung der bezüglichen Namen. Auch dieses Werk ist vom Kaiser Maximilian entworfen, aber von einem andern seiner Geheimschreiber geschrieben. Man sieht aus diesen Schriften den schon praktischer gewordenen Geist der Zeit hervortreten und merkt, daß für die Pflege der Poesie in früherer Zeit weder Raum noch Bedürfniß mehr vorhanden war.

Leider war Maximilian trotz seiner „Ritterlichkeit" kein rechter Hort, kein Schirmherr und Mehrer der höheren geistigen Güter des deutschen Vaterlandes. Ein Jahr vor seinem Tode (1518) schrieb er: „Sein Lebtag habe er daran gearbeitet, sein Haus groß zu machen; alle seine Mühe sei vergebens, wenn er nicht sein letztes Ziel, die Wahl seines Enkels zu seinem Nachfolger, erreiche!" — Von der großen Umwälzung, die sich in den Ideen und Gemüthern des Volkes vorbereitete, spricht er nichts. Wir werden das Bestreben, das Haus Oesterreich auf Kosten des Reiches groß zu machen, auch weiterhin bei den Habsburgern, bei denen die deutsche Kaiserkrone bis zu Anfang dieses Jahrhunderts verblieb, wahrnehmen.

Kaiser Karl V. Jener Enkel, von dem Maximilian redete, war Karl, der als Karl I. seit zwei Jahren die Königskrone von Spanien trug.

Im Jahre 1519 war Maximilian gestorben. Nun bewarben sich drei der mächtigsten Herrscher: eben Karl von Spanien sowie die Könige von Frankreich und England, um die erledigte Kaiserkrone. Karl I. von Spanien und Franz I. von Frankreich, betrieben die Sache am eifrigsten. Gegen die Oberherrschaft von Frankreich sträubte sich jedoch der alte Widerwille der Deutschen gegen die Franzosen ganz entschieden. Für Karl I. dagegen sprach der Umstand, daß er von väterlicher Seite ein Deutscher war, und daß schon seine Ahnen die deutsche Kaiserkrone getragen hatten. Auch hoffte man von ihm wegen der Lage der österreichischen Erblande Schutz gegen die Türken. So ward er denn zum Reichsoberhaupte gewählt, und er regierte als deutscher Kaiser von 1519 bis 1556.



Die Trauung. Aus Burgkmaier's Weißkuning.



Kaiserliche Tafel. Aus dem Weißkuning.

Das war der Fürst, dessen ebenso tapfere und unternehmungslustige als engherzig-glaubenseifrige Landeskinder, seit Christoph Columbus Amerika entdeckt hatte, immer mehr in den Vordergrund der Weltbühne getreten waren. In fast märchenhafter Weise hatten durch vier Jahrzehnte thatenlustige, nach Gold, Ruhm und Ehre dürstende Scharen unter begabten Führern, wie Ferdinand Cortez, Franz Pizarro, Diego Almagro, und anderen glücklichen Conquistadoren eine Reihe Königreiche: Mexiko, Peru und Chile, in der Neuen Welt erobert. Stolz durfte sich seitdem Spaniens König „Herr beider Welten“ nennen und behaupten: „in seinem Reiche gehe niemals die Sonne unter.“

Wohl ihm und unserm Volke, wenn der Großmächtige seine Macht nur im Dienste der Erleuchtung der Geister, zur Mehrung von Wahrheit und Gerechtigkeit angewandt hätte! Dann würde jener Ausspruch in höherem Sinne zur Wahrheit geworden sein.

Die Päpste. Werfen wir nun einen Blick auf die Reihenfolge der Päpste, welche seit Kaiser Sigismund den Thron der Christenheit inne hatten; es waren Paul II., Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI., Pius III., Julius II. und Leo X.

Alle, außer dem greisen dritten Pius, der kurze Zeit nach seiner Erwählung starb, verfolgten selbstsüchtige Zwecke, und die meisten von ihnen führten ein höchst sittenloses Leben. Sixtus IV. war, bei aller Gelehrsamkeit, ein Hauptförderer der Blutgerichte in Spanien und trieb den schamlosesten Wucher mit geistlichen Stellen. — Innocenz VIII. hat die Hexenprozesse hervorgerufen; unter ihm, dem Vater von zehn oder gar sechzehn Kindern, konnte jedes Verbrechen mit Geld gesühnt werden. — Auf Alexander VI., einen Spanier aus dem Hause Borgia, der sich der niedrigsten Sinnenlust in schamlosester Weise ergab, könnte man das Wort anwenden: „Der Teufel schämt sich, eines Mönches Thaten nur zu denken!“ Er nahm, um sich in den Besitz von Geldmitteln zu setzen, zu jeder Art von Erpressung seine Zuflucht. Reiche Leute, die dem Tode nahe waren, wurden gezwungen, ihn zu ihrem Erben einzusetzen, oder es wurden nach ihrem Tode ihre Güter ohne Weiteres eingezogen. Sündenbeladen, wie je ein Sterblicher, schied er aus diesem Leben. In der Absicht, einige Kardinäle zu ermorden, waren sie von ihm zur Mahlzeit eingeladen worden. Da trank er aus Versehen von dem für jene bestimmten vergifteten Weine und mußte qualvoll sterben. — Julius II. war ein Kriegsmann durch und durch. Statt des Kreuzes trug er beständig das Schwert und befand sich fast immer im Felde. Kaiser Maximilian nannte ihn einst „einen trunkenen Pfaffen“.

Der letzte dieser Reihenfolge von Päpsten, der im Jahre 1513 den Stuhl Petri bestiegen hatte, Leo X., der Sohn des berühmten Lorenzo von Medici, war ein feiner, kunstliebender Weltmann, der in Prachtbauten ungeheure Summen, die durch Ablaßhandel und auf andere sündhafte Art zusammengebracht wurden, aufgehen ließ. — Es war so, wie ein Kirchenlehrer der neueren Zeit sagt: „Judas Ischarioth hatte den Platz des Heilandes eingenommen.“

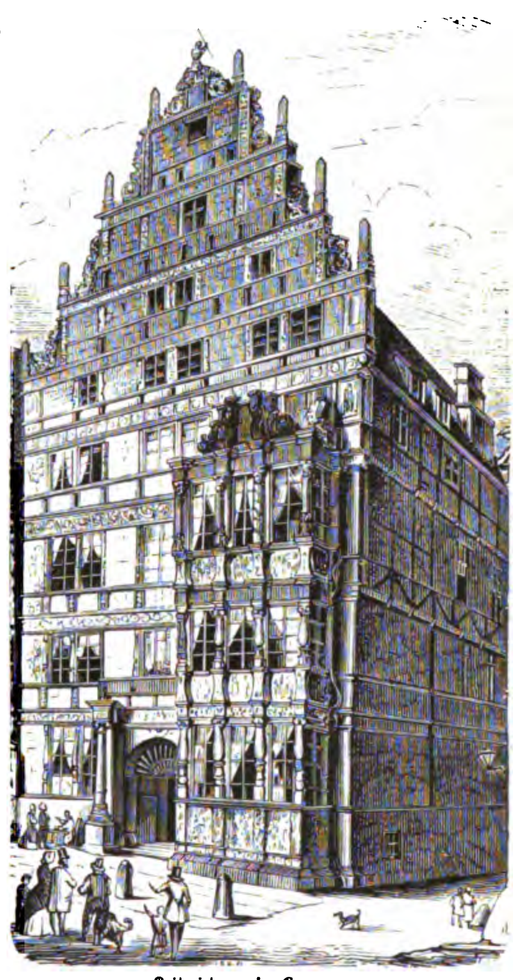
Die Frage mag sich schon Manchem aufgedrängt haben, wie es gekommen ist, daß die Deutschen sich von solchen Oberhäuptern der Christenheit nicht schon längst losgesagt hatten? — Der Hauptgrund war die Ferne des päpstlichen Sitzes. Sahen auch die Deutschen die Sünden und Uebelthaten der Priester in ihrer Nähe zur Genüge, so hielten sie es doch in ihrem frommen Glauben nicht für möglich, daß die Väter der Christenheit sich je ähnlicher Vergehen schuldig machen könnten. Diese gute Meinung herrschte zuverlässig bei der Mehrzahl der Deutschen vor. Christenthum und Papstthum war ihnen damals noch Eins. Sie waren noch nicht zu der Erkenntniß des unermeßlichen Widerspruchs gekommen, der zwischen der ursprünglichen Lehre des Heilandes und der Apostel im Gegensatze zu den herrschenden Kirchenlehren bestand. Was noch dazu beitrug, sie von dieser Erkenntniß fern zu halten, war der Umstand, daß die geistlichen Fürsten in Deutschland zugleich im Besitze weltlicher Macht waren. Ein Fünftel des Grund und Bodens gehörte der Geistlichkeit. Indem diese die Person des Papstes hoch und theuer hielt und die Volksmeinung in dieser Beziehung bestärkte, hielt sie sich selbst. „Er ist“, so hieß es, „euer größter Wohlthäter auf Erden, er giebt euch euer kaiserliches Oberhaupt; — er, der heilige Vater, übt sogar Macht aus über die Heiligen und Engel.“ Und auch weltliche Fürsten benutzten das päpstliche Gespenst gegen einander, und bei Vorkommen mit gutem Nutzen gegen die in gewaltsamen Ausbrüchen sich kundgebende Unzufriedenheit des Volkes. Weltliche und geistliche Interessen griffen ja von jeher in einander, wie die Ranken eines undurchdringlichen Dornengebüsches.

Doch wenn auch der einfältige Sinn des guten, ehrlichen Deutschen die Person des Papstes nicht von der Voraussetzung des lautersten und heiligsten Lebenswandels zu trennen vermochte — nicht so der Italiener, und am wenigsten der Römer. In ganz Italien

herrschten viel freiere Sitten, und bei weitem vorurtheilsfreiere Anschauungen, was lange vorher schon der große Dichter Dante bekundete. Und der Italiener sah oder erfuhr das Thun und Lassen des heiligen Vaters, sowie die Missethaten der Väter des heiligen Kollegiums aus nächster Nähe, und wenn auch ja einmal ein wohlmeinender Papst den Stuhl Sankt Petri einnahm, so konnte der Beste selbst das Schlimme nicht überschauen, was sich alle die Kirchenfürsten, Kardinäle, Erzpriester ꝛc. zu Schulden kommen ließen.

Die Periode der Renaissance.

Nicht nur der Wille, der Ehrgeiz und die Politik der römisch-deutschen Kaiser hatte die Deutschen von Neuem über die Wälle der Alpen nach dem Sehnsuchtslande Italien getrieben. In verschwenderischer Weise hat die Natur ihre Gaben über die sonnige Halbinsel ausgestreut. Ihre so günstige Lage im mittelländischen Meeresbecken zog, gleich den Strahlen eines Leuchtthurmes die Blicke der Völker und vornehmlich die Begehrlichkeit der Germanen bei ihrem Drange nach der Ferne — nach dem Lande, „wo die Goldorangen glühen.“ Die große Empfänglichkeit einer mit Recht auf ihre große, unerreichbar scheinende Vergangenheit stolzen Bevölkerung für eine höhere Kulturströmung machte es den Italienern, beziehentlich den Bürgern der einzelnen Staaten, nicht schwer, sich an der Spitze des Geisteslebens im Mittelalter zu erhalten. Die Reichthümer, die Genüsse, die uralte Kulturwelt — mit einem Worte die Zauber Italiens sind es gewesen, welche Jung und Alt daheim nicht rasten und immer wieder über die Wälle der Alpen wandern ließen.



Leibnizhaus in Hannover.
Aus der deutschen Renaissancezeit.

Das vielfach getheilte Italien befand sich im fünfzehnten Jahrhundert in ganz außerordentlicher Blüte. Reiche Handelsherren und kühne Söldnerführer waren in Florenz und Mailand zu fürstlichen Thronen emporgestiegen; die mächtigen Republiken Genua und Venedig, aber auch andere freie kleinere Gemeinwesen waren im Stande, es mit den Machthabern zweiten Ranges getrost aufzunehmen. In den italienischen Städten hatten seit Jahrhunderten Künste und Wissenschaften eifrige Pflege gefunden, die Zunahme des Wohlstandes von Jahrzehnt zu Jahrzehnt begünstigt. Der Zwischenhandel nach ganz Europa lag in den Händen der rührigen italienischen Kaufleute. Kriege und Unruhen unterbrachen nur zeitweilig diese Periode sich mehrenden Wohlbefindens.

Bereits im fünfzehnten Jahrhundert begann die alte Ideenwelt immer merklicher zu wanken; neue weltbewegende Gedanken — der Anstoß zu großen Begebenheiten — treten aus dem bisherigen Düster hervor zur Tageshelle. Infolge der herrschenden Regsamkeit auf allen Gebieten konnten am wenigsten in Italien die tiefgehenden Wandlungen, die sich

nach und nach im gesammten Bereiche des Geisteslebens vollzogen, nur einem Kreise Bevorzugter zugute kommen. Vielmehr brachen sich von da aus eine Reihe wichtiger, vornehmlich künstlerischer und kommerzieller Fortschritte Bahn. Der Blütenreichthum Italiens, welcher von Zeit zu Zeit ganz Europa verjüngt hatte, brachte im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert neue herrliche Früchte zur Reife. An Stelle der einseitig und lebensmatt gewordenen Gothik gedieh in Anlehnung an die unübertroffenen Meisterwerke des Alterthums eine neue Formgebung in der Architektur, welche man mit dem Namen des „Renaissancestiles" bezeichnet. Die längere Zeit mißachteten Schätze der antiken Welt, vornehmlich auch die Literaturen Griechenlands und Roms, gelangten wieder zur vollen Geltung, und damit im Bunde vollzog sich jene Wiedergeburt der Künste, welche zugleich der neueren Periode den Namen verlieh und der aufsteigenden Epoche mit ihren kreißenden Ideen einen eigenartigen, wundersamen Schimmer verlieh.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst (1440). Die Bewegung der Geister hatte durch die Buchdruckerkunst, die sich schon nach zehn Jahren mit riesiger Schnelle über alle Theile der damaligen gebildeten Welt verbreitete, stetig neue Nahrung erhalten.

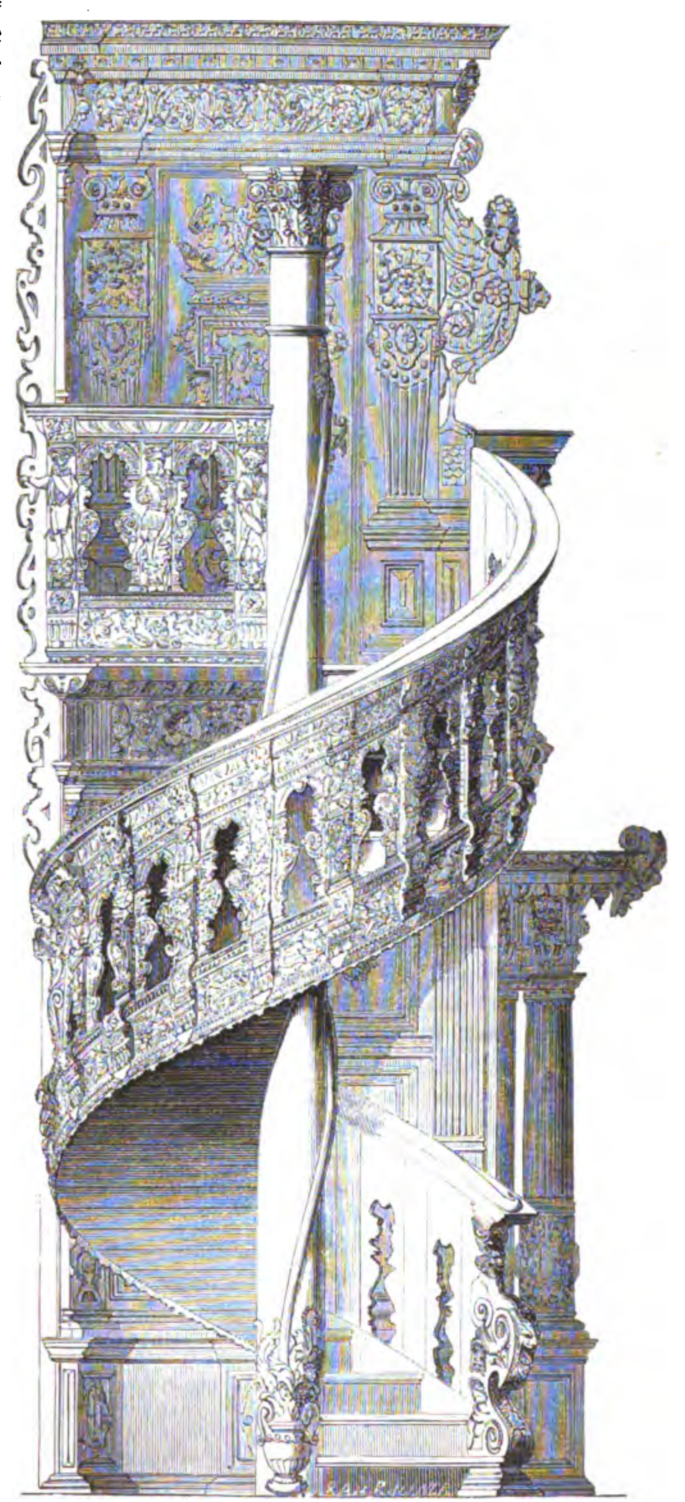
Gleich der völligen Umwandlung der alten Welt in den Jahrhunderten der Völkerwanderung, vollzieht sich auch in der Epoche der Renaissance eine Wiedergeburt aus dem innersten Kern des Lebens heraus; in der Kunst bedeutet jener Ausdruck die Rückkehr zur Natur, ein Aufgeben der in der vorhergehenden Periode zum Stillstand gekommenen Bildung. Allein dieser Vorgang vollzog sich hauptsächlich in rein geistiger Weise. Die Meister der Renaissance suchen ihre Größe nicht in einem gänzlichen Abwerfen oder in Verleugnung aller bisher gewonnenen Kultur, sondern es beruht Alles, was niederländische und italienische Malerkunst zu jener Zeit Großes geleistet, auf einer feinen geistigen Durchdringung der Natur und ihrer Werke. — Anmuthig und herzgewinnend tritt die Kunst der Renaissance auf. Statt wilden Hörnerklanges, wie damals, als die alte Welt Roms vom Schauplatz verschwand, verkünden Madrigale und zarte musikalische Weisen das Herannahen einer Periode der Läuterung geistigen Strebens. Auch die das Leben verschönernde Muse der Tonkunst entzückt das Menschenherz; hochbegabte Musiker erstehen in Italien, am Rhein und in Flandern, und auch ihre Weisen lassen das Herannahen einer neuen Zeit ahnen. Und wie durch die Kunst das Schöne, der Uebergang aus weniger anmuthigen Formen zu denen edlerer Menschlichkeit, zu höherer Schönheitsempfindung gefördert wird, so verkünden lichtvollere Anschauungen auf den Gebieten der Wissenschaft, tiefgehende neue Geistesströmungen die Neigung zur Erhebung und Reinigung der Gemüther.

Auch die Romantik des Zeitalters der Kreuzzüge leuchtete nochmals auf und gab der fieberhaften Erregung der Geister neue Zielpunkte in den Jahrzehnten der großen geographischen Entdeckungen. Handel und Wandel, Verkehr, Schiffahrt und Unternehmungsgeist schlugen neue Bahnen ein, seit Bartolomeo Diaz den Seeweg nach Indien um das Kap der guten Hoffnung (1487) gefunden, und nachdem Cristoval Colon fünf Jahre nachher (1492) einen neuen Erdtheil entdeckt hatte. — Von nun an ergossen sich die Schätze Indiens und die Reichthümer Amerika's über einen guten Theil von Europa. Handel und Verkehr veränderten ihre Physiognomie und wandelten auf neuen Pfaden, die Schiffahrt trat aus dem Bereiche der Küsten- und Binnenmeer-Schiffahrt in das Gebiet des transatlantischen Weltverkehrs. Mit den großen italienischen Handelsmetropolen wetteifernd traten die großen Seeplätze Lissabon, Antwerpen, Amsterdam u. s. w. immer entschiedener in den Vordergrund und drängten jene zurück.

Der Boden schien wohl vorbereitet, um noch eine weitere Blüte der Renaissance emporkeimen und zeitigen zu lassen: die Wiedergeburt der gläubigen Seelen, infolge einer religiösen Bewegung von der weitgreifendsten Bedeutung. Auch in dieser Beziehung bekundet die Periode der Renaissance ihre Vollkraft im Neuschaffen; ihr Aufbauen erfolgt nach geläuterten Ideen, die aus dem Urborn des ewig Schönen und Wahren entquellen.

Wenn die Kunst der Renaissance bisher nicht betretene Wege einschlägt und in selbstbewußter Weise vor den Augen der staunenden Künstler einer kaum überwundenen Periode neue Meisterwerke hervorruft: — so zeigt sich auch in der Wiedergeburt des religiösen Lebens der Grundton der Renaissance. Während die Reformation der Kirche kühn das Veraltete, Ueberlebte niederreißt, hält sie um so zäher am seelenvollen Inhalt des Evangeliums fest und wendet sich mit um so innigerer Begeisterung dem Quell aller Wahrheit zu.

Gleich selbständig und eigenartig schaffen und wirken die Dichter, Redner und Gelehrten in diesem blütenreichen Zeitalter. Und so gründlich wie die Werkleute dieser Epoche den Schutt der Vergangenheit auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst hinweg räumen, so gewissenhaft geht in derselben Zeit die Renaissance des frommen, glaubensbedürftigen Gemüths zu Werke, die rechten Wege zu neuem Leben suchend. Die sich vorbereitende kirchliche Reformation strebt demselben Ziele zu, dem der Befriedigung des inneren, besseren Theiles des Menschen, und auch sie findet auf ihrem dornigen Pfade viel des gänzlich Verkommenen, Unhaltbaren durch andere höhere Lebensbildungen zu ersetzen. Die Philosophen und Humanisten des Renaissancezeitalters, die der Theologie, Moral, Rhetorik und den Naturwissenschaften frischen Lebensodem einhauchen und die Rechte der gesunden Vernunft auf den Schild erheben wollen, brachten es dahin, daß die Renaissance



Treppe der Güldenkammer im Rathhaus zu Bremen. Deutsche Renaissance.

der „Barbaren" — d. h. der Leute über den Bergen drüben — sich immer entschiedener der geistigen Atmosphäre der römischen Kirche, des römischen „Babel", wo Unglaube und heidnische Sitten selbst in den Palästen der Päpste Eingang gefunden, entzieht. Die sich von Wittenberg aus beginnende Umwälzung findet überaus schnell in den Centren der Geistesbildung und Kunstpflege, in Städten wie Nürnberg, Straßburg, Rotterdam, Paris u. s. w., eifrige Anhänger, und konnte sich bei der Empfänglichkeit jener Bildungsstätten mit dem Gesammtleben infolge des vornehmlich im deutschen Volke immer mächtiger sich geltend machenden Bedürfnisses nach Wiedererweckung des sittlich-religiösen Lebens aufs Innigste vermischen. Die Vorkämpfer einer edleren freiheitlichen Lebensgestaltung, die Anwälte für Befreiung der Gemüther vom Druck der kirchlichen Bevormundung, die Apostel der Gewissens- und Lehrfreiheit, die entschiedenen Gegner der Dunkelmänner, Geisteshelden, wie Ulrich von Hutten, Reuchlin, Petrus Ramus (Pierre de la Ramée), der eifrige Widersacher der Aristotelischen Philosophie: Alle gehören eben so der Renaissance wie der Reformation an.

Nur wenige unter denselben sehen wir zwischen den Gewohnheiten der alten und den Forderungen einer neu aufbrechenden Zeit schwanken (so ein Erasmus von Rotterdam) — und dies vielleicht ebenso sehr aus kluger Vorsicht wie aus religiöser Weitherzigkeit oder selbst aus Gleichgiltigkeit. — Auch in das Herz des Volkes hatte ein erfrischender Lebensstrom sich ergossen, seit alle Diejenigen, welche lesen gelernt — und deren gab es doch mehr, als man gemeiniglich denkt — die gedruckten Bibeln zur Hand nehmen und selber sich Gottes Wort vor Augen und Seele führen konnten. — Solch herrliche Blüten und Früchte gelangten im Zeitalter der Wiedergeburt oder Renaissance vollständig zum Aufsprossen und zur Reife.

Was aber hatte der Stellvertreter Christi auf Erden zur Verbesserung und Reinigung der Kirche „an Haupt und Gliedern" während des ganzen fünfzehnten Jahrhunderts gethan?

Das letzte große Konzil, das zu Pisa am Ende des vierzehnten Jahrhunderts tagte, vermochte dem entstandenen großen Schisma ein Ende nicht zu machen; es wiederholte nur die bereits bestehende Satzung, daß der Papst unter dem allgemeinen Konzil stehe, (was freilich inzwischen anders geworden ist. Infolge der Mißerfolge der bisherigen Widersacher der Uebermacht der Kirche waren die Päpste aus dem zeitweilig wieder entbrannten Kampfe nur immer stärker hervorgegangen. Den leichtblütigen Italienern und Franzosen aber verursachten die weltlichen Interessen und die Forderungen des Tages damals hinlänglich Beschäftigung, ihr Seelenheil bereitete ihnen weniger Sorge. Fanden sie doch ihr Genüge darin, in vollen Zügen zu schwelgen in den Hochgenüssen, welche die Meisterwerke der griechischen und römischen Klassiker, die mit Recht hochgehaltenen Muster der Klarheit und Lebensweisheit, darboten, und die Künstler und deren Mäcene versenkten sich immer eifriger in das Studium der Hinterlassenschaft altklassischer Kunst.

Die Vorliebe für die großen Dichter und Schriftsteller des Alterthums hatte sich zwar auch der Deutschen bemächtigt, und der Geist derselben war bei den Gebildeten des Volkes nicht ohne Rückwirkung geblieben. Aber der Deutsche verlangte nach mehr Inhalt, nach größerer Tiefe der Empfindung, wie das Christenthum sie ahnen ließ.

Als das Mittelalter seinem Ende zuging, lag Vieles im Argen. Von woher sollte Rettung zu erwarten sein aus der glaubenslosen Dürre und der sittlichen Versumpfung? — Aber die Vorsehung weiß jederzeit die rechte Stunde für das Heil des Einzelnen und der Völker, und wohl Denen, welche dann die Gabe erkennen, die sie ihnen darreicht!

„Und wie die Menschheit also lag in Ketten,
Da trat ein Mönch von Wittenberg hervor,
Mit seinem Donnerwort die Welt zu retten."



Philipp Melanchthon. Martin Luther. Justus Jonas. Johannes Oekolampadius.

Drittes Buch.

Vom Eintritt der Reformation bis Joachim II.

Eintritt der Reformation.

Fünfzehn Jahrhunderte waren vergangen, seitdem das Christenthum, die frohe Botschaft von der Liebe Gottes zur Beseligung Aller, in die Welt gekommen war. Wir haben gesehen, was Menschen aus dieser göttlichen Lehre gemacht hatten. Der reine Quell göttlichen Lebens war überbaut von Menschensatzungen; ein Gottesmann sollte die Satzungen mit starker Hand niederreißen. Luther war der Mann, der Held, der mit Muth und Gottvertrauen an das schwere Werk ging. Doch die Bekanntschaft mit seiner Person wird erst das richtige Licht auf die Sache werfen, von der wir reden.

Martin Luther, eines armen Bergmanns Kind, war geboren zu Eisleben in der Nacht um 11 Uhr, den 10. November des Jahres 1483. Martin's Eltern, in deren Haus Armuth der tägliche Gast blieb, ließen sich bald darauf in Mansfeld nieder. „Meine Eltern sind erstlich recht arm gewesen", erzählte später Martin Luther selbst, „mein Vater war ein armer Häuer und die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken getragen, damit sie uns Kinder erzogen; sie haben sich's lassen blutsauer werden; jetzt thäten's die Leute fürwahr nimmer."
Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, denn es ist wahr, was der Dichter sagt: „Meist aus Hütten kommt das Heil der Welt." Wer die Menschheit von Unwahrhaftigkeit, von Lug und Trug erlösen soll, muß früh schon durch die harte Schule des Lebens gehen, in der er die Dinge selbst sieht und nicht ihren Schein. So ging's auch dem Bergmannssohn. Was für Veranlassung sollten die Menschen haben, das arme Knäblein durch Verstellung

und Schmeichelei zu bethören? Er sah die Menschen um sich, wie sie wirklich waren, sowol während seiner Jugendzeit wie nachher in Magdeburg und dann in Eisenach. Dort mußte er sich sein Brot durch Singen vor den Thüren verdienen, oft empfing er aber statt Brot harte Worte. Dennoch erlosch in ihm der Drang nach Belehrung nicht, und er trieb zur Erholung von der Arbeit Musik; er lernte die Flöte blasen und die Laute spielen. „Wer Musikam nicht lieb hat, den sehe ich nicht an", sagte er später öfters. Sein Leben als Jüngling verlief derartig, daß sein Vater wol hoffen durfte, es würde etwas Rechtes aus ihm werden in der Welt. Das sollte es auch, aber auf andere Art, als der Vater meinte. „Studire die Rechtswissenschaften, mein Sohn", sagte der Vater wiederholt; „bei deinem Fleiße und deinem Verstande wird's nicht fehlen, daß du aufsteigest in der Welt und es dir dereinst gut geht!"

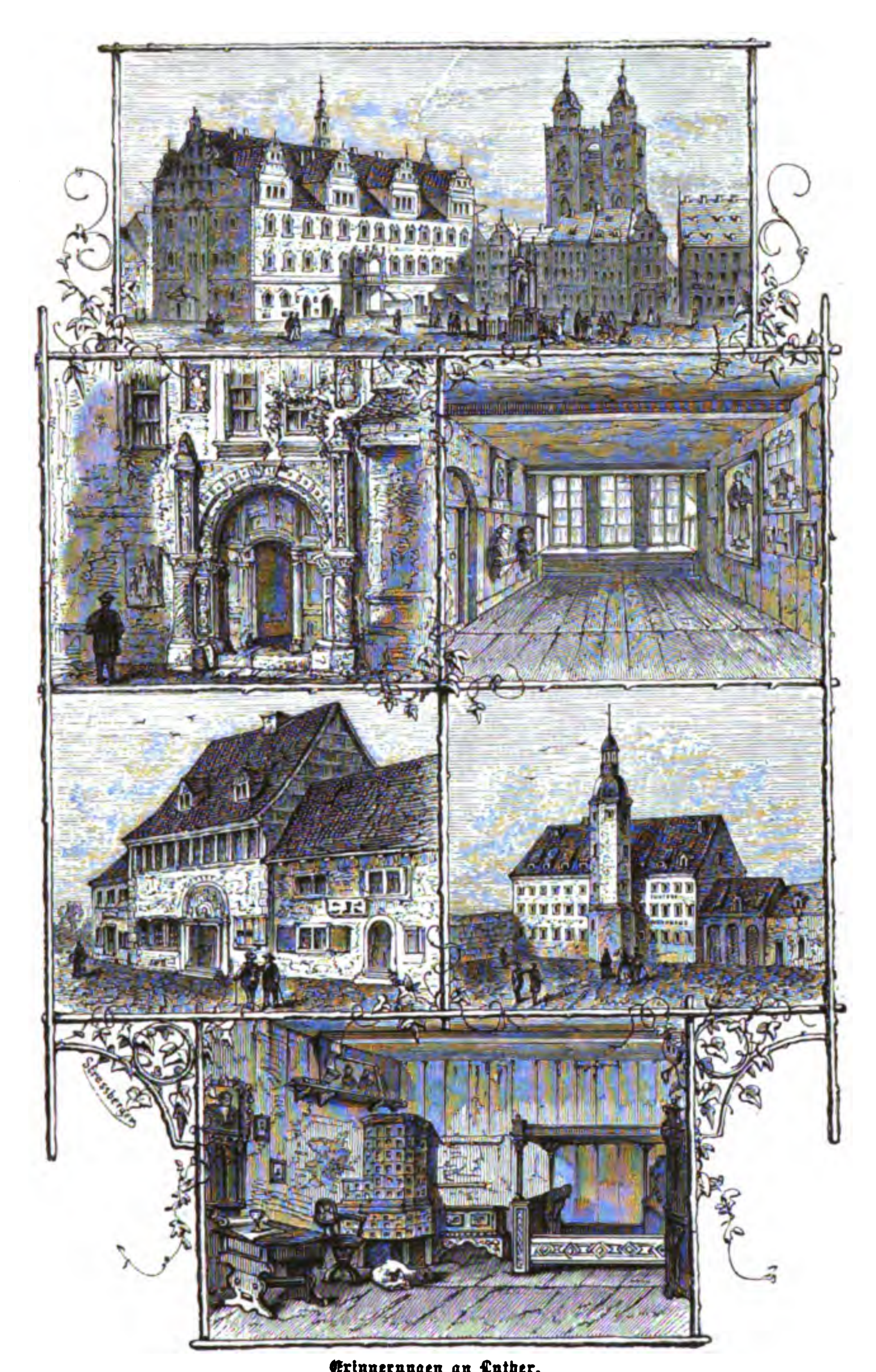
Aber der Menschen Gedanken sind nicht Gottes Gedanken, und der Menschen Wege nicht Gottes Wege. Luther war 19 Jahre alt, als eines Tages, so erzählt die Sage, sein Freund Alexis, vom Blitz getroffen, neben ihm niedersank. Dieser Vorfall ist allerdings nicht historisch beglaubigt; die Erzählung wird sogar von der neueren Geschichtsforschung, gleich der Teufelsvision Luther's auf der Wartburg, den zahlreichen Dichtungen zugezählt, durch welche die Volkspoesie ihre Lieblinge verschönert; aber sicher ist, daß in jenen Jahren eine tiefgehende innere Veränderung in Luther stattfand. Mit ungewöhnlichem Ernst erfaßte er die Frage über die Wahl seines Lebensberufs. Er wandte sich nicht, wie sein Vater gewünscht, der Rechtswissenschaft zu, sondern widmete sich der Theologie. Damit entsagte er völlig der Welt; er wurde Augustinermönch.

Es folgten schwere Jahre; als Novize hatte er im Kloster Sklavenarbeit zu verrichten. Mit frommer Ergebung that er jedoch Alles, was man ihm auftrug. „Ich bin ein frommer Mönch gewesen", sagte er später, und wahrlich, wir können ihm dies glauben. Er legte sich selbst die schwersten Büßungen auf und mühte sich, durch Beten, Fasten und Geißeln seinem Gott zu dienen. „Herzlich und mörderisch sauer habe ich mir's werden lassen", bekennt er, „daß ich nur mein Herz und Gewissen vor Gott zur Ruhe bringen möchte, und doch denselben Frieden in der greulichen Finsterniß nirgends finden können." — „Mein Beichtvater sagte einmal zu mir, da ich immer närrischere Sünden vorbrachte: du bist ein Narr, Gott zürnt nicht mit dir, du zürnst mit Gott!"

Schwer zu Herzen ging es ihm, wenn die Mönche ihn ohne Noth beim Lesen heiliger Bücher störten, wenn sie ihm sagten, nicht durch Studiren helfe ein Mönch seinem Kloster, sondern durch Betteln von Brot, Eiern, Fischen, Fleisch und Geld. Weder die Werke, die er that, noch die Worte, die er vernahm, befriedigten ihn. Er wurde namenlos elend; er suchte Gott in den Klostermauern — er fand ihn da nicht. „Gott, mein Gott, wo finde ich dich?" rief er verzweifelt. Die Werke, die er that, gaben ihm nicht Sicherheit, auf dem rechten Wege zu sein. Er fing an zu erkennen, daß Schein und Wesen der Dinge ein Zwiefaches sei; er, der wahrhafte Mensch, hatte ja ein Auge dafür!

Aber er hatte noch nichts Anderes, er hatte das noch nicht, was verdeckt lag, das, was Andere gar nicht sehen wollten. Eines fühlte er stärker und stärker: „Alles das, was du thust, führt dich nicht zum Vater des Lichtes!" — Trüben Auges schlich er dahin, Grauen des Todes überschattete ihn, Verzweiflung führte ihn an den Rand des Grabes. Einst hatte er mehrere Tage lang seine Zelle nicht verlassen. Man erbrach endlich die Thür. Da lag er ohnmächtig am Boden, der suchende, ringende, verzweifelnde Jüngling; nur der Ton seiner Flöte vermochte ihn wieder ins Leben zurückzuführen!

Welch ein Augenblick muß es für Luther gewesen sein, als er auf der Erfurter Bibliothek jene alte lateinische Bibel im Staub vergraben fand! Und mit welch einer heiligen Inbrunst versenkte er sich nun in diese ehrwürdigen Urkunden! Aber in denselben stand nichts davon geschrieben, daß man nur durch Geldspenden und Messelesen, durch Fasten und Kasteiungen selig werden könne!



Erinnerungen an Luther.

1. Marktplatz zu Wittenberg mit dem Lutherdenkmale.
2. Lutherhaus zu Eisenach. 3. Stube in Eisleben, in welcher Luther geboren ward.
4. Lutherhaus in Eisleben. 5. Augustinerkloster in Wittenberg.
6. Lutherzimmer auf der Wartburg.

Da trat ihm des Heilandes hochheilige Person unverhüllt entgegen, und die Erkenntniß stieg in ihm auf: Nicht durch äußere Werkheiligkeit, sondern allein durch Glauben kannst du selig werden, wenn du dich ihm, dem Mittelpunkt alles Lebens, ganz ergiebst! Sein Leben, sein Wort werde dir alleiniger Maßstab, mit dem du Alles um dich beurtheilst! Nur das ist wahre Buße, die mit der Liebe zu Gott anfängt. Liebe zu Gott und innere Erhebung ist nicht die Folge der Gnadenmittel, welche die Kirche lehrt, sie muß ihnen vorangehen. — Er fühlte nach einer Zeit der Qualen und des Zweifels wieder Boden unter seinen Füßen; er stand auf einem Felsen, der unerschütterlich war.

Damit war auch die Nacht der Schwermuth von ihm gewichen. Er hatte Leid getragen, nun war er getröstet worden. Aber was er noch Alles thun sollte und thun würde für seine Mitmenschen, das wußte, das ahnte er noch nicht. Hatte er doch vorerst genug mit sich selber zu thun. Sich selbst zu berathen, schien dem demuthsvollen Manne damals alleinige Pflicht. Aber er betete zu Gott: „Wie du dich, Allbarmherziger, mein erbarmtest und mir Frieden gabest, so erbarme dich auch meiner armen Mitmenschen!" —

Er war jetzt schon Lehrer an der Hochschule zu Wittenberg und Prediger daselbst. Da geschah es, daß unter den Augustinermönchen Streitigkeiten entstanden waren, die durch das Oberhaupt der Kirche entschieden werden sollten. Luther ward erwählt, nach der ewigen Stadt zu reisen und dem Papste Julius II. die Sache zur Entscheidung vorzulegen. Auch in Luther's Seele stand um diese Zeit noch das Bild des heiligen Vaters in unantastbarer Heiligkeit da. Er pries Gott, daß ihm die Gnade zutheil werden sollte, das erhabene Haupt der Christenheit von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Als endlich die Thürme Roms vor seinen Blicken aufstiegen, erbebte seine Seele in heiligen Schauern, wie die Seelen frommer Kreuzfahrer beim Anblick Jerusalems erbebt waren. Den Trug des Klosterlebens hatte er erkannt; aber dort — dort wohnten Heiligkeit und Wahrheit! Was kann der heilige Vater, was können die hohen Kirchenfürsten für die Thorheit und Laster Derer, die in der Ferne von ihnen leben? — So dachte der fromme Mann.

Aber wie sollte er enttäuscht werden! Statt eines frommen Statthalters Gottes auf Erden fand er in Julius II. einen in Sünden versunkenen Soldaten; statt frommer Kirchenfürsten lernte er meist Buhler und Betrüger kennen. Bald erkannte er mit Entsetzen, Rom sei der Herd der kirchlichen Versunkenheit. Staunend betrachtete er eines Tages die Trümmer der riesigen Säulen, die der Sage nach einst von dem germanischen Volke der Gothen zerbrochen worden waren. Er konnte nicht ahnen, daß er von der Vorsehung bestimmt sei, die Säulen des mittelalterlichen Papstthums in Trümmer zu schlagen. — Wohl ihm und uns, daß er die Reise nach Rom unternehmen mußte! Er wäre wol nimmer sonst der Erretter des deutschen Volkes aus römischer Finsterniß geworden! Oft sagte er später: „Ich wollte nicht tausend Gülden nehmen, daß ich Rom nicht sollte gesehen haben." Ja, Rom hatte Mancher gesehen. Nun aber kam ein Mann, der in der Wahrhaftigkeit groß geworden war, der erstarkt war in dem ernsten Ringen nach Dem, was noth that, der dem Heilande als treuer Jünger im Geiste und in der Wahrheit schon viele Jahre nachgefolgt war. Bisher hatte man gelehrt: „Die Kirche ist mehr als die Bibel; die Bibel gilt nur so viel, als die Kirche für gut findet." In Luther's Seele befestigte sich nun der Gedanke: Die reine Quelle des Christenthums ist einzig und allein die heilige Schrift.

Ganz ein Anderer war Luther, als er zurückkehrte! „Der Menschen Werke", so predigte er, „sind viel zu unvollkommen, als daß irgend Jemand für sich, geschweige denn für Andere, Ruhm und Glück bei dem gerechten und heiligen Gott verdienen könnte. Am wenigsten taugen aber hierzu diejenigen Werke, welche zwar nach außen gleißen, aber innen selbstsüchtig und heuchlerisch sind, als Fasten, Wallfahrten, Geißelungen und dergleichen. Der Mensch muß zuvor in sich fromm sein oder böse, ehe er gute oder böse Werke thut. Seine Werke machen ihn nicht gut oder böse, sondern er macht seine Werke gut oder böse. Darum ist erst der Glaube und danach sind die Werke, erst die Quelle und danach der Bach."



Luther schlägt die 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg an. Zeichnung von V. Mörlins.

Aber er sollte noch mehr reifen, um zu dem großen Werke wahrhaft vorbereitet zu sein. Ein Oberer verreiste und übertrug ihm die Aufsicht über vierzig thüringische und meißnische Klöster. Luther konnte nun Vergleiche anstellen zwischen Dem, was er hier sah, und Jenem, was er in Rom erlebt hatte. Neben alten Mängeln fand er neue, die ihm bisher noch unbekannt gewesen waren. Er lehrte, strafte, besserte, empfahl besonders das Lesen der Bibel und die Gründung von Schulen. „Ohne Schulen", sagte er, „werden die Menschen Bären und Wölfe. Es kann nicht so bleiben, wie es ist. Darum wollen wir Hand anthuen und Schulmeister anordnen. Wäre ich kein Prediger, so weiß ich keinen Stand auf Erden, den ich lieber haben wollte." — Durch dies Alles wuchs in ihm der Gedanke, daß nur ein Hingeben an die Lehre Christi allein Rettung aus dem Uebel schaffen könne. In diesem Geiste und Sinne wirkte er als echter Priester Gottes in seinem Amte.

Die große Welt hatte von dem Allen bis jetzt noch nichts erfahren. Es wäre auch wol so geblieben, wenn nicht der Nachfolger Julius' II., der kunstliebende Mediciäer Papst Leo X., auf den Gedanken gekommen wäre, die Deutschen vornehmlich eines prächtigen Kirchenbaues halber zu einer neuen Steuer in Form des Ablasses heranzuziehen. Welche Summen hatte das deutsche Volk schon nach Rom gesendet! Der Verlust des Geldes aber war der geringste Schaden. Viel schlimmer war, daß man durch den Ablaß die Menschen in Wahrheit um ihre Seligkeit betrog, indem man sie zu dem Gedanken brachte, Sinnesänderung und Besserung seien nicht nöthig, sondern Geld — der Kirche gegeben — thue es schon.

Der Ablaßhandel. An dem neuen Sündenhandel war auch der Bruder des Kurfürsten Joachim I., der Kurfürst Albrecht von Mainz, der zugleich Erzbischof von Magdeburg war, betheiligt. Ihm hatte Leo X. die Erlaubniß ertheilt, den Ablaß verkündigen zu lassen, jedoch unter der Bedingung, daß er die Hälfte der Einnahme nach Rom sende. — Tetzel, ein sittenloser, schlauer und frecher Mensch, ward zu dem Sündengeschäft abgesandt. Es war eine Sündentaxe festgesetzt worden. Für einen Mord bezahlte man acht, für Kirchenraub neun Dukaten, doch konnte man auch schon für einen Schneeberger Groschen Ablaß erhalten. Nun kam der schamlose Ablaßkrämer in die Nähe von Wittenberg, und es geschah, daß Glieder der Kirchengemeinde Luther's zu ihm liefen, um ihrer Sünden durch Darbringen von Geld ledig zu werden. Dazu konnte Luther nicht schweigen. Er eiferte gegen den Sündenhandel von der Kanzel herab. — So begann die Großthat der Reformation.

Die 95 Thesen. Luther wandte sich auch an die Oberhirten und bat um Abstellung jenes himmelschreienden Mißbrauchs. Er ward kühl zurückgewiesen. Da „ergriff ihn Gottes Geist", und er schlug — es war am 31. Oktober des Jahres 1517 Mittags 12 Uhr — fünfundneunzig Sätze an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg, die nicht etwa gegen den Papst oder gegen die Kirchenverfassung, sondern allein gegen Tetzel's Ablaßkram gerichtet waren. Das war eine That von den ungeheuersten Folgen. In vierzehn Tagen durchflogen diese Sätze, Dank der Vervielfältigung durch die Buchdruckerkunst, ganz Deutschland. „Es war", schreibt ein Zeitgenosse, „als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's für aller Menschen Augen."

Damit hatte der bescheidene, demüthige, fromme Luther den offenen Schauplatz der großen Welt betreten, den er nun nicht mehr verlassen sollte. Er hatte eine Bewegung auf Jahrhunderte hinaus hervorgerufen, deren Ende wir noch nicht erreicht haben.

Aber, wie schon bemerkt, jene Sätze enthielten nichts gegen den Papst und gegen die Kirchenverfassung, und wir sehen daraus, wie fest die Meinung in der Christenheit begründet war, daß nur Verbesserung und nicht Spaltung nöthig sei. Luther wollte nur Verbesserung, Abstellung der Mißbräuche, vor allen Dingen des Ablaßkrams. Man drängte ihn aber weiter und weiter. Der Papst nahm sich die Sache nicht zu Herzen, nur der Lärm war ihm unangenehm. Es wurden Versuche gemacht, Luther zum Schweigen zu bringen. Man erinnerte ihn an Huß; doch konnte ihn dies nicht schrecken. Er suchte den Weg zum Himmel, und dies ist der Weg der Wahrheit und nicht der der Lüge, wenn

gleich neben der Lüge alle Freuden der Welt aufgehäuft liegen. „Die Welt vergeht mit ihrer Lust" — das stand unverlöschlich in seiner Seele geschrieben. Das Ziel, welches Huß erreicht, er wollte es auch erreichen, und wenn es Gott wolle, alle Fährlichkeiten tragen. Hier rief man: „Mönchlein, kreuch in deine Zelle und singe: ein Gott erbarm' dich mein!" dort: „Lieber Bruder Märten, wenn du das Fegefeuer und die Ablaßmarketenderei wegschleudern kannst, bist du fürwahr ein großer Herr!" Luther ließ sich weder durch Kleinmuth niederdrücken, noch durch Hochmuth blenden, er blieb festen Sinnes, ein echter deutscher Mann.

Doch die Gefahr wächst; man will ihn fangen und ihn nach Rom führen. Nun appellirte er von dem Papste an eine allgemeine Kirchenversammlung. Seine Briefe an den Papst zeigen, daß er sich nun von ihm innerlich losgesagt hatte. „Dir ist es ja wol selbst nicht verborgen", schrieb er an Leo X., „wie viel nun jahrelang aus Rom in alle Welt nichts anders denn Verderben des Leibes und der Seelen, der Güter und aller bösen Stücke die allerschändlichsten Exempel hergeschwemmt haben, also, daß die römische Kirche, die vor Zeiten das Allerheiligste war, nun worden ist eine Mördergrube über alle Mördergruben und ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Reich und Haus aller Sünden, des Todes und der Verdammniß. Es ist aus mit dem römischen Stuhle, Gottes Zorn hat ihn überfallen ohne Aufhören." Dabei warnte er den Papst, sich nicht von Schmeichlern vorlügen zu lassen, daß er mehr sei als Mensch.

Bemerkenswerth ist ein späteres Wort Luther's: „Hätte ich in der Erste, da ich anfing zu schreiben, gewußt, was ich jetzt erfahren habe, so wäre ich nimmermehr so kühn gewesen, den Papst und schier alle Menschen anzugreifen und zu erzürnen. Ich meinte, sie sündigten nur aus Unwissenheit und menschlichem Gebrechen. Aber Gott hat mich hinangeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind. Selten wird ein gutes Werk aus Weisheit oder Vorsichtigkeit unternommen."

Eine päpstliche Bulle erging, die den Bann über Luther aussprach, sofern er nicht widerrufe. Jetzt aber ward es erkennbar, wie die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts nicht vergebens gewesen waren. Der Kurfürst von Sachsen verbot, die Bulle anzuschlagen; Leute verließen die Kirchen, in denen sie abgelesen wurde; in Erfurt wurde sie von den Studenten zerrissen. Edle Ritter in Franken boten dem geistigen Kämpen Schutz auf ihren Burgen, unter ihnen der wackere Franz von Sickingen. Aber es war noch nicht Noth, der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen hatte dem Reformator seinen Schutz zugesagt. Auch der hochsinnige Ulrich von Hutten erhob sich gegen das Papstthum. Mit den Worten:

„Um Wahrheit ich ficht,
Niemand mich abbricht;
Es brech oder gang:
Gottes Geist mich bezwang",

begann er seinen Kampf gegen dasselbe.

Nun griff der Papst zum letzten Mittel, zum Feuer! Luther selbst konnte man nicht verbrennen; denn man hatte seine Person nicht in der Gewalt. Aber Luther's Schriften wurden den Flammen überantwortet. Das erweckte gerechten Zorn in Luther's Herzen. Was hatte er gethan? Er hatte immer und immer wieder auf die Person Christi, auf sein Wort hingewiesen, und dieser Hinweis sollte mit Feuer von der Erde vertilgt werden?

Verbrennung der päpstlichen Bulle. Nun und nimmermehr durfte Luther dagegen unthätig bleiben. Er stand als Vertreter des göttlichen Wortes einem Mächtigen gegenüber, der Menschenwort höher stellte als Gottes Wort, und die Christenheit in der Dunkelheit des Aberglaubens erhalten wollte. Er zog demnach mit Lehrern und Studenten am 10. Dezember 1520 vor das Thor von Wittenberg und warf die Bulle des Papstes nebst Schriften seiner Gegner in ein dort angezündetes Feuer. Jetzt erfolgte eine noch heftigere Bannbulle von Rom, und der Papst forderte zugleich den Kaiser Karl V. auf, seine Macht zu gebrauchen, um der Bannbulle Geltung zu verschaffen. — So war die Frage, um die es sich handelte, bis an den Kaiser gedrungen. Er, der mächtigste Mann der Christenheit, sollte jetzt eine Stellung für oder gegen die erwachte geistige Erhebung im Volke einnehmen.

— Um es weder mit dem Papste, noch mit dem Kurfürsten von Sachsen zu verderben, berief der Kaiser zum 17. April 1521 einen Reichstag nach Worms.

Man warnte Luther, sich vor demselben zu verantworten. Es sei ihm zwar freies Geleit versprochen, aber er solle bedenken, wie man Huß vor hundert Jahren Wort gehalten habe! — Luther, schon am Thore von Worms, wurde von den Freunden beschworen, umzukehren. Sein felsenfester Glaube an den Herrn des Weltalls machte ihn zum Helden. „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, wie Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein", ruft er aus; „ist schon Huß zu Asche verbrannt, so ist doch die Wahrheit nicht mit verbrannt." Wahrlich, Jean Paul hat Recht, wenn er von Luther sagt: „Seine Worte sind halbe Schlachten!" Was er hier von Teufeln redet, ist nicht so figürlich gemeint, wie es heut noch gebraucht wird; Luther glaubte in Wirklichkeit an Teufel, wie das aus seinen Schriften vielfach hervorgeht. Aber gerade der Umstand, daß er nicht allein den mächtigsten Fürsten, geistlichen wie weltlichen, furchtlos entgegenging, sondern daß er sogar dem „Höllenfürsten" Trotz bot, zeigt, welch hoher Muth ihn beseelte.

Ganz Worms befand sich in Aufregung. Am Abende vor dem verhängnißvollen Tage, an dem Luther der Macht und Hoheit der Welt als Gottesstreiter entgegentreten sollte, hatte er vielen Zuspruch von Grafen, Rittern und Bürgern. Um Mitternacht, als Alle, alte und neue Freunde, von ihm gegangen waren, vernahm man noch den Ton seiner Laute. — Wann kommt wol der Dichter, der Seher, der uns Luther's Seelenleben bis in seine tiefsten Tiefen enthüllt, der uns hineinschauen läßt in die große, herrliche Welt dieses Geistes!

Luther vor dem Reichstag in Worms. Am nächsten Morgen ward er von dem Reichsmarschall zur Reichsversammlung entboten. Straßen, Fenster und Giebel waren gedrängt voll Menschen. Durch ein kleines Seitengäßchen, den Augen der Menge verborgen, führte man ihn zunächst nach dem Palast, in welchem die Fürsten sich versammelt hatten. Vergebens bemühte sich das Volk, ihn zu schauen, aber die Menge wartete geduldig vor dem Palast auf das Ergebniß der Verhandlungen; denn die große Mehrzahl des Volkes war Luther zugethan. Auch Stimmen wurden laut, zumeist Mahnungen, nicht zu widerrufen. „Befreie uns vom Uebel", riefen sie, „es steht bei dir; verlaß uns nicht!"

An der Thür des Saales stand der ehrwürdige, ergraute Feldherr des Kaisers, Georg von Frundsberg. Zwei Helden verschiedener Art trafen hier auf einander.

„Wie unter Blitzesflammen,
Wie unter Sturmeswehn,
Zwei Eichen dicht beisammen
Auf zähen Wurzeln stehn:

So stehen kühngestaltig
Die beiden Helden dort;
In Waffen der gewaltig
Und jener in dem Wort."

Frundsberg, der die Gefahr, welcher Luther entgegenging, vollständig erkannte, legte ihm die Hand auf die Achsel und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen schweren Gang, dergleichen ich auch in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gegangen bin; bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre nur in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen!"

Luther trat ein in den Saal. Da saßen im weiten Kreise umher die Fürsten dieser Welt: Kaiser Karl V., der König Ferdinand, Bruder des Kaisers, 6 Kurfürsten (unter ihnen auch der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg), 24 Herzöge, 8 Markgrafen, 30 Bischöfe und Prälaten, fünf königliche und viele andere Abgesandte, Fürsten, Grafen und Herren.

Die Macht und Herrlichkeit der Welt auf einer, des armen Bergmanns Sohn, Martin Luther, auf der andern Seite. Eine Bibel ruhte in seinem Arm.

An diesem Tage bekannte er, die Bücher, die ihm vorgelegt wurden, geschrieben zu haben. Am zweiten Tage ward Widerruf von ihm verlangt. Er vertheidigte seine Schriften in einer zweistündigen Rede, von der Ohrenzeugen sagen, daß sie „fein sittig, züchtig und bescheiden, doch von großer christlicher Frömmigkeit und Beständigkeit war." Als ihm der Kanzler heftig in die Rede fiel und meinte, man verlange eine runde

Antwort, da sprach Luther: „Nun, so will ich eine Antwort geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll: Es sei denn, daß ich durch Zeugniß der Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen der Vernunft überwunden werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil es weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Dem Papst und den Konzilien glaube ich nicht, überführt bin ich nicht, widerrufen kann ich nicht. Hier stehe ich — ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Hier liegt der größte Augenblick der neueren Geschichte, der Keim zu Allem, was von jener Zeit bis heut Großes und Erhabenes in protestantischen Ländern geschehen ist.

Groß und maßlos wurde die Erbitterung der Gegner Luther's. Namentlich die italienischen Prälaten drangen darauf, ihn auf die eine oder andere Art „zu beseitigen". Der Kaiser bedrohte auf der Reichsversammlung ihn und seine Anhänger mit Acht und Bann. Den Deutschen gelang es, drei Tage Bedenkzeit zu erwirken. Man versuchte, Luther zu einer milderen Antwort zu bewegen. Er erklärte, Alles, was in seinen Kräften stehe, für den Frieden thun zu wollen, nur solle man von ihm nicht verlangen, daß er Gottes Wort verleugne. Weiter bestürmt und aufgefordert, zu rathen, was zur Herstellung des Friedens zu thun sei, sagte er: „Kein besser Rath noch Hülfe ist, denn so Gamaliel, Apostelgeschichte 5, gegeben: Ist der Rath oder das Werk aus Menschen, so wird's untergehen; ist's aber aus Gott, so werdet ihr's nicht dämpfen können. Ehe will ich Leib und Leben, Stumpf und Stiel darüber fahren lassen, denn Gottes klar und wahr Wort verrathen."


Luther-Statue zu Worms.

Nun suchte man den Kaiser zu bereden, das dem Ketzer gegebene Wort zu brechen. Entrüstet rief der Pfalzgraf Ludwig: „Das muß man den Pfaffen nicht zu Gefallen thun, daß wir Deutschland durch Verletzung des öffentlichen Ehrenwortes einen Schandfleck zuziehen. Wenn Treu und Glauben überall vertrieben würden, so sollen sie bei deutschen Fürsten Hülfe und Sicherheit finden!" — Der Kaiser entschied: Was man gesagt, müsse man halten; auch wolle er nicht roth werden, wie Kaiser Sigismund einst geworden sei, als er Huß sein Wort gebrochen habe. Er befahl aber Luthern, ungesäumt Worms zu verlassen, und gab ihm 21 Tage freies Geleit. Hernach sollte ihn tödten können, wer da wolle. —

Luther auf der Wartburg. Hierauf erließ der Kaiser einen Befehl, das „Wormser Edikt" genannt, worin Luther und seine Anhänger in die Reichsacht erklärt wurden. — Luther aber ward unterwegs in der Wetterau angehalten und gefangen fortgeführt — jedoch glücklicherweise von Freunden, die ihn nach der Wartburg brachten, um ihn vor seinen Feinden sicherzustellen. Das hatte er seinem Landesherrn, dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, zu danken. Man gab ihm auf der Wartburg die Kleidung eines Ritters, und er lebte nun hier unter dem Namen Junker Jörge. Nur der Hauptmann der Wartburg wußte, wer er war. — Er blieb nun eine Zeit lang der Welt entrückt. Freunde bangten um ihn, seine Feinde freuten sich in der Hoffnung, daß er „beseitigt" sei.

Er aber arbeitete in der Stille weiter an seinem unvergeßlichen Gotteswerke, indem er die heilige Schrift klar und kräftig in die deutsche Muttersprache zu übersetzen begann.

„Du biederes, deutsches Volk, ich will dir Gottes Wort in deiner Sprache geben, damit du vergleichen mögest, was Gott von dir fordert, mit Dem, was Rom und sein Anhang von dir verlangen!" — Das war der Sinn des nunmehrigen Wirkens Luther's.

Zu Christus zurückzuführen, das hielt der treue Bekenner des Evangeliums für die alleinige Rettung aus Trübsal und Noth der Zeit. Die Menschheit sollte wieder seine Stimme hören, sich um ihn scharen, wie einst im heiligen Lande es die Jünger gethan. — Auch darin glich diese Zeit jener Epoche, in der die erlösende Lehre in die Welt trat.

So ward der ruhigste, friedfertigste, demüthigste Mann, Luther, ohne sein Begehren und Suchen der Leiter, die Seele einer geistigen gewaltigen und sich täglich noch erweiternden Bewegung, einer Bewegung, deren innerster Gedanke es war, Gesundheit an die Stelle geistiger und leiblicher Verkrüppelung, Klarheit und Willensfreudigkeit an die Stelle der Dumpfheit und des Zwanges zu setzen, einer Bewegung, der zu vergleichen, die der Frühling über die Erde bringt. Da sinkt auch Manches nieder, was zur Winterszeit glänzte und in der Erstarrung Halt gab; da grollen auch „dumpfe Frühlingswolken durch die Luft, schwarz von Gewittern." Ohne Kampf weicht das Alte nicht, weder in der Natur, noch im Geistesleben, und im Kampfe um das Bessere geht sogar hier und da Gutes zu Grunde. Aber dafür kann das Neue nicht, sondern die Zähigkeit des Alten ist schuld daran.

Innere Ursachen des ausbrechenden Religionskampfes.

Wir wissen, welche Folgen die Reformation hatte, denn eine Zeit von mehr als vierthalbhundert Jahren liegt jetzt seit jenen großen Tagen von Worms hinter uns. Hätten Luther und seine Freunde im Geiste die Blutströme voraussehen können, die in den Kämpfen um die staatliche Anerkennung des Protestantismus fließen sollten, so möchte wol ein klares Schauen in die Zukunft sie mit Beben erfüllt, möchte Einen oder den Andern kleinmüthig gemacht haben. Doch wenn sie heiße Kämpfe auch vermutheten, waren sie dann berechtigt, von ihrer Sache zu lassen? Nimmermehr. Kann die Tugend mit dem Laster, die Wahrheit mit der Lüge, die Unschuld mit der Schuld ein wahrhaftiges Bündniß schließen? Was war der eigentliche Kern der neuen Lehre? Gott zu verehren im Geiste und in der Wahrheit. Dadurch wurden freilich die weltlichen Interessen der herrschenden Priesterschaft verletzt. Diese aufrecht zu erhalten, griff man zu Feuer und Schwert. So entstand der Kampf.

Freilich traten in zweiter Linie auf beiden Seiten bald noch andere Beweggründe hinzu. Hier der Irrthum, dort zu weit gehender Eifer. Auf Beides muß hier sogleich hingewiesen werden.

Es gab auf katholischer Seite der frommen Seelen viele, die in der That, trotzdem auch sie die Verbesserungsbedürftigkeit der kirchlichen Zustände vollständig erkannten, besorgt waren, daß durch eine Glaubensspaltung der göttliche Inhalt der Lehre Christi verschüttet werden und damit der Menschheit verloren gehen könnte. Kurfürst Joachim I. von Brandenburg hielt diesen Standpunkt inne, und zu ihm stehen auf katholischer Seite heut noch viele. Doch wo die Menschen sich um die Person Christi scharen und sein Wort auf sich wirken lassen wollen, da kann man immerhin unbesorgt sein. Was durch die Einwirkung seines Geistes geschieht, wird nicht von Uebel sein. Aber man hatte nur die sichtbare Kirche Christi im Auge. Man wollte durch diese zu Christus kommen, der Protestantismus aber wollte erst Christum selbst und dann die Kirche. Sein Geist sollte eine neue Kirche bauen.

Auf protestantischer Seite mischte sich bald Weltliches in die Anfangs lautere Bewegung. In einzelnen Fürsten erwachte die Lust, sich des Klostergutes zu bemächtigen; auch in den Herzen der im irdischen Sinne Mühseligen und Beladenen begannen sich unlautere Wünsche zu regen. Der Leser vergegenwärtige sich die Schilderungen des grauenvollen Schicksals der „armen Leut", der Bauern (S. 316 ff.). Man wollte hier und da in stürmender Hast neue, bessere Zustände herbeischaffen und griff zu Mitteln, die mit der göttlichen Lehre des Christenthums nichts gemein haben und immer verderblich wirken.

„Wo der Held die Bande des Geistes bricht,
Fehlt auch der Thor, der frevelnde, nicht,
Der zwar von der Fessel los sich reißt,
Doch mit der Fessel zugleich vom Geist." —

Die schwerste Schuld an den unheilvollen Kämpfen, die erfolgten, an den Bruderkriegen in Deutschland, tragen Diejenigen, die um weltlicher Rücksichten und Vortheile willen den Kampf gegen das neuerwachte Licht des Evangeliums eröffneten.

Den Völkern Oesterreichs, Spaniens, Italiens, Frankreichs, Polens ward die Reformation angeboten, aber sie ist dort nur örtlich zum Durchbruch gekommen. Wo sie mehr Boden gewinnen konnte, da sorgten später die Ketzergerichte, die Jesuiten und fürstliches Kriegsvolk dafür, daß die tiefer ins Erdreich eingedrungenen Wurzeln dem empfänglicheren Boden wieder entrissen wurden. Es ist nicht uninteressant, auf den Geschichtsblättern zu verfolgen, was aus den Völkerschaften, die nicht auf das Evangelium der Wahrheit und Glaubenserneuerung hören wollten, geworden ist. Während die germanisch-protestantische Welt sich immer wieder von Neuem verjüngte, erstarrte das blütenreiche Leben Italiens auf Jahrhunderte, und das stolze Spanien sank unaufhaltsam immer tiefer herab von der weltgebietenden Stufe, auf welche es sich im sechzehnten Jahrhundert erhoben. Was ist aus Polen geworden? In Frankreich hat der Alles überwiegende Einfluß der Kirche den allgemeinen Umsturz nicht zu verhindern vermocht. Nordamerika's zukunftreicher Staatenbund dagegen ist durch germanisch-protestantische Elemente und deren Kulturtüchtigkeit Das geworden, was er heute ist.

Tetzel in Berlin und der Mark. Ehe noch Luther seine 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen hatte, erschien Tetzel, der unverschämteste unter den Ablaßkrämern des Mittelalters, auch in Berlin. Dieser Mensch war früher, so erzählt man, wegen grober Verbrechen von Kaiser Maximilian verurtheilt worden, in einem Sacke ersäuft zu werden, und nur auf Fürsprache des Kurfürsten von Sachsen war ihm Begnadigung zutheil geworden. Als Ablaßkrämer hatte er monatlich 80 Gulden Besoldung, freie Kost, einen Wagen, drei Pferde und monatlich für einen Bedienten 10 Gulden, „ohne das, was er gestohlen hat." — Wie es in jener Zeit mit dem kirchlichen Sinne der Berliner und der Märker überhaupt stand: das ist nöthig zu wissen, um die Bewegung würdigen zu können, von der bald die Mark ergriffen werden sollte.

Der Abt Tritheim fällt über die Berliner im Jahre 1505 folgendes Urtheil: „Sie besuchen die Kirchen sehr fleißig, feiern mit Andacht die Feste und halten auf das Genaueste die angesagten Fasten. Sie sind überhaupt um so eifriger in der Verehrung Gottes, als sie zu den am letzten zum christlichen Glauben bekehrten Völkern von Deutschland gehören." Um so trauriger, daß man ihnen statt des Wassers aus dem Brunnen der Lehre Christi das trübe Wasser kirchlicher Heiligensagen reichte. Die Franziskaner im Grauen Kloster z. B. erzählten von ihrem Ordensstifter Folgendes: Einmal sei er bei einer Predigt auf einem freien Platze durch das Geschrei eines Esels gestört worden. Da habe er sich denn endlich an den Esel gewandt und gesagt: „Bruder Esel, ich bitte dich, zu schweigen und Gottes Wort nicht zu stören, das ich diesem danach dürstenden Volke vortrage!" Sogleich habe der Esel sein Haupt geneigt und andächtig der Predigt zugehört. Ein andermal seien die Schwalben auf seine Aufforderung verstummt. Ein Schaf aber sei mit ihm eines Tages in die Kirche gegangen, habe mit den Mönchen die Hora's geblökt und jedesmal das rechte Knie gebeugt, so oft die Monstranz bei der Messe erhoben worden sei. Diese und unzählige andere Lug- und Truggeschichten bot man dem gläubigen Volke statt der Lehre des Heilandes.

Dabei wurden die Sinne der Kirchgänger umnebelt durch das Vorzeigen von Reliquien, die man sich auch in Berlin in großer Zahl zu verschaffen gewußt hatte. Namentlich war die Marienkirche reich an dergleichen Mitteln des Truges. Hier wurden gezeigt: ein Stück der Säule, vor welcher Christus gegeißelt worden, ein Stück des heiligen Kreuzes,

Knochenüberreste der Apostel Andreas, Jacobus, Bartholomäus, Simon und Judas, der Heiligen, als: Johannes des Täufers, der heiligen Stephan, Georg, der Frauen Maria Magdalena und Agnes; Ueberreste des Grabes Christi, des Papstes Sixtus, der Jungfrau Maria, der heiligen Margaretha; auch Erde, wo des Herrn Jesu Körper niedergesunken, Theile von dem Hirn des heiligen Eucharius, Reliquien von den Elftausend Jungfrauen, Milch der Jungfrau Maria.

Die märkischen Bauern bezeichnet der oben genannte Abt als überaus faul, dem Trunke und dem Müßiggange ergeben. „Die Märker", sagt er, „werden durch Gelage und Müßiggang arm, durch Fasten krank und durch Trinken beschleunigen sie ihren Tod. Sie sind gleichsam von der Natur zum Müßiggange bestimmt, und weil sie an so vielen Festtagen nicht arbeiten dürfen, so befinden sie sich, vornehmlich die Bauern auf dem Lande, in beständiger Dürftigkeit. Das Fasten halten sie strenger als andere Völker, die ich kennen gelernt habe, und dafür allein verdienen sie mit Recht großes Lob." Hiernach befanden sich die Bauern der Mark in derselben traurigen Lage wie „die armen Leut" in anderen Theilen Deutschlands; es sind an verschiedenen Stellen dieses Buches die Ursachen ihrer Nothlage angeführt worden.

Wie es nach dem Obenangeführten mit dem Bildungszustande der Berliner stehen mußte, kann man sich leicht denken. Die zwei Schulen Berlins, eine bei St. Nicolai, die andere bei St. Marien, konnten wenig zur Verscheuchung der kirchlichen Verdummung beitragen. Das Ziel des Unterrichts war kein anderes, als die Schüler zum Singen vor den Thüren, bei Prozessionen, bei Leichenbegängnissen und Hinrichtungen einzuschulen. Auch ward nicht einmal ein regelmäßiger Unterricht ertheilt, da die Lehrer zugleich „Platzmeister" waren und als solche bei Hochzeiten und Gelagen die Anordnungen zu treffen hatten. Dazu kam, daß zwischen den beiden Lehrern fortwährender Zwist herrschte. Ein jeder strebte danach, den größten Chor zu haben, und suchte daher einer dem andern die Knaben wegzulocken und sie dadurch an sich zu fesseln, daß er ihnen allen Muthwillen gestattete. Wenn man dies Alles in Erwägung zieht, ist es begreiflich, daß Tetzel für seine Wirksamkeit in Berlin einen guten Boden fand.

Tetzel erschien im Frühlinge des Jahres 1517 in Berlin. Es läßt sich vermuthen, daß ihn die Priesterschaft, wie es auch in anderen Städten geschehen war, mit Fahnen und Kerzen feierlich einholte. „Jetzt stehet noch der Himmel offen", redete er die Berliner an, „sehet doch, wie viel Seelen ihr könnt erretten! Aber, o ihr harten und nachlässigen Seelen! Du kannst deinen Vater für zwölf Groschen aus dem Fegefeuer herausziehen, und du bist so undankbar und willst deinem Vater in so großer Pein, die er leiden muß, nicht zu Hülfe kommen? Ich will am jüngsten Tage entschuldigt sein, ihr mögt zusehen, wie ihr auskommt. — Legt ein, legt ein, legt ein!" —

Es fehlte, wie man sieht, dem Betrüger nicht an der nöthigen Redegewandtheit.

Nun kam ihm in Berlin noch der besondere Umstand zu statten, daß hier seit einem Jahre eine außerordentliche Sterblichkeit geherrscht hatte. Auch die Todtengräber waren gestorben, so daß eine jede Familie für die Bestattung ihrer Todten selbst sorgen mußte. Es gab fast kein Haus, in welchem nicht einige Todesfälle vorgekommen waren. Dies benutzte der Ablaßkrämer, indem er behauptete, das infolge der vielen Todesfälle über die Berliner gekommene Elend sei eine unmittelbare Strafe ihrer Sünde, und er wandte sich nun an die wunden Herzen mit folgenden Worten:

„Höret ihr nicht eurer Eltern und anderer Verstorbenen Stimmen, die mit Klagen und Jammergeschrei euch zurufen: Erbarmet euch mein, erbarmet euch mein! Denn des Herrn Hand ruhet schwer auf uns, wir sind mit den härtesten Strafen und Martern geplagt, von denen ihr mit geringer Almosengabe uns erlösen könnet. Und ihr wollet es nicht! O öffnet eure Ohren, vernehmt des Vaters und der Mutter Stimme, die den Söhnen und Töchtern zurufen: Wir haben euch erzeugt, ernährt, erzogen, haben unser

Gut euch zurückgelassen, und ihr seid so hart und grausam, daß ihr es zugebt, daß wir in den Flammen liegen und gehindert werden, zu der verheißenen Herrlichkeit einzugehen! Kommt herbei, hier könnt ihr den vollständigsten Ablaß erhalten! Ihr Zauberer, ihr Wucherer, ihr Räuber, ihr Todtschläger, ihr Verbrecher, noch ist es Zeit, Gottes Stimme zu hören, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und ewiglich lebe. So bekehret euch denn! Kommt, kommt, lasset euch nicht abhalten und verführen durch die Klugheit der Welt! O, ihr Widersprecher, Afterredner und Lästerer, die ihr offen oder heimlich dies Gnadenwerk zu hindern unternehmet, wie gar schlecht besteht ihr!



Tetzel in Berlin.

Ihr seid außerhalb der Gemeinschaft mit der Kirche. Nicht Messen, noch Predigten und Gebete, noch Sakramente, noch Fürbitten können euch etwas helfen; ja selbst die Quellen des geistlichen Weinstocks verdorren und werden trocken, wie dies durch Beispiele in Menge bewiesen werden kann. Zögert daher nicht länger! Bekehret euch zu mir mit eurem ganzen Herzen und nehmet die Arznei, von welcher das Buch der Weisheit redet." —

Wie der Geschäftsmann seinen Schild an seinem Gewölbe anbringt, so prangten vor den Kirchen die mit päpstlichen Wappen versehenen rothen Ablaßkreuze. Tetzel's Helfer in Berlin, ein Dominikanermönch, verschwor sich, er sähe Christi Blut aus den Ablaßkreuzen herniederfließen. So wurden die Berliner bethört; sie öffneten ihre Truhen oder ihre ledernen Säckel und trugen dem Betrüger von ihren ererbten Schätzen oder ersparten Groschen hin." Es wollte traun Keiner sein", berichtet Angelus, „er wollte denn seiner Seele Rath schaffen, Ablaß holen, Gnade und ewiges Leben ums Geld kaufen, weil sonderlich der Markt vor der Thür war, und ward also eine große Summe zusammengebracht." — Auch die Umgegend Berlins steuerte dem Römling in bereitwilliger, eifriger Weise.

Ein Ablaßbrief, am 5. Oktober 1517 dem Köpnicker Bürger Thielemann ausgestellt, hat sich bis auf unsere Zeit erhalten. Hier ist er im Auszuge:

„Bruder Johann Tetzel, Prediger, Ordens des Convents zu Leipzig, der heiligen Schrift Baccalaureus und der ketzerischen Bosheit Aufsucher und Richter, von dem hochwürdigsten Vater in Christus, dem Papst Leo X., und von Albrecht zu Magdeburg und Mainz Erzbischof u. s. w. wünscht dem in Christus geliebten Thielemann von Köpenick in dem brandenburgischen Sprengel Heil und Segen in dem Herrn! Du hast uns berichtet, daß du, als du nach deinem Schwein schlagen wolltest, deinen Knaben gegen deinen Willen und zu deines Herzens großer Betrübniß und Trauer getroffen und getödtet hast, indem derselbe unversehens unter den Schlag gekommen. Da du nun dieses sündenvolle Uebel im innersten Herzen betrauerst und Rath für das Heil deiner Seele suchest und von uns bittweise gefordert hast, daß wir dir die Heilmittel der Sündenvergebung sollen zukommen lassen, so sprechen wir dich, da wir das Heil aller Menschen wünschen und suchen, und du nach deinen Kräften und Vermögen zu oben gedachtem Bau deine Beisteuer gegeben hast, kraft der uns zuertheilten apostolischen Machtvollkommenheit aus Barmherzigkeit von gedachtem Todtschlage los und verkündigen öffentlich durch gegenwärtigen Brief, daß du durch uns absolvirt worden; befehlen auch Allen, zu denen dieser Brief gelangen wird, daß sie ihm Glauben beimessen, dich als vollkommen absolvirt gelten lassen, und daß Niemand dieses Mordes dich anklage und beschuldige, bei Androhung der Bußen und Strafen, die zu verhängen uns zustehen. Gegeben zu Berlin im Jahre 1517 den 5. Oktober, im fünften Jahre der Regierung des allerseligsten Vaters."

Noch in demselben Monate war es, als Luther's erstes Wort, einem Donner gleich, gegen den Ablaßkram durch Deutschland rollte. Auch über Brandenburg wurden die 95 Sätze „wie von Engeln getragen", verbreitet. Tetzel bekam sie zu Gesichte; er schickte sich sogleich an, gegen Luther in die Schranken zu treten. Er schrieb erst 95, dann noch 106 Sätze gegen Luther.

Die Frankfurter Universität gab sich leider dazu her, ihm Beistand zu leisten, ja es heißt sogar, der Rektor derselben, der oben schon erwähnte Wimpina, habe die von Tetzel herausgegebenen Thesen niedergeschrieben. Damit Letzterer seinem Gegner ebenbürtig gegenübertreten könne, ernannte ihn Wimpina zum Doktor der Gottesgelahrtheit. So wurde die Frankfurter Universität der Anwalt Tetzel's, ja des angegriffenen Papstthums überhaupt; während Wittenberg und vor Allen der dort lehrende, mildgesinnte Melanchthon sich immer entschiedener für Luther aussprach. Damit war zugleich das Schicksal beider Hochschulen entschieden: Frankfurt siechte hin, die Wittenberger Universität blühte auf.

Zu bedauern ist es, daß Joachim sich hatte durch seinen Bruder bewegen lassen, dem Ablaßkrämer den Eintritt in Brandenburg überhaupt zu gestatten. Er selbst hegte gegen den Ablaßkram die entschiedenste Abneigung und verbot seinen Hofleuten, Ablaßzettel zu kaufen.

Tetzel ging mit seinem vollen Kasten zunächst nach Jüterbogk, um auch dort sein unheiliges Werk zu betreiben. In dem Walde zwischen Trebbin und Jüterbogk ward er von einem märkischen Edelmanne — es soll ein Graf von Haake gewesen sein — seines Geldes beraubt, und als er alle Himmelsstrafen über das Haupt desselben herabrief, zeigte ihm dieser mit Lachen einen Ablaßzettel, ausgefertigt von Tetzel selbst, worauf die Erlaubniß zu einer zukünftigen Sünde, einem Raube, ausgesprochen war. Der Zettel hatte dreißig Thaler gekostet und brachte dem schlauen Edelmanne eine bedeutende Summe Geldes ein.

Die Verbreitung dieser Erzählung, selbst wenn sie nur eine gut erfundene Fabel sein sollte, war natürlich nicht dazu geeignet, Tetzel's Ansehen in der Mark zu heben.

Aufschwung im Volke. Dem Umsichgreifen der neuen Ideen kam, wie wir gesehen haben, die Weiterverbreitung der Buchdruckerkunst zugute, ebenso die unter Kaiser Maximilian erfolgte Einführung des Postwesens. Einen dritten Weg, und zwar den wirksamsten, schuf sich die Reformation selbst: die geistliche und weltliche Dichtung. Auf Liedesschwingen zog der Blütenstaub der neuen Lehre durch die Lande dahin und befruchtete die Herzen.

In den ältesten Zeiten war die Theilnahme der Gemeine an dem Kirchengesange auf das Singen des Kyrie eleison beschränkt; später wurden kurze Reimstrophen gesungen.

Jetzt tauchten Lieder aus dem Grunde begeisterter Herzen empor, und was sie aussprachen, drang auch wieder zu Herzen. Man versetze sich nur im Geiste in jene Zeit zurück, um ermessen zu können, von welcher Wirkung Lieder, wie z. B. die Luther'schen „Nun freut euch liebe Christengemein"; „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir", sein mußten! Der geistliche Druck hatte schwer auf Allen gelastet, Rettung fast unmöglich geschienen. Da brach der Morgen eines neuen Tages an. Doch wie auch das aufblitzende Licht die Seelen erquickte, so ahnte doch ein Jeder, ohne Kampf und Fährniß werde das neu gebotene Gottesgut nicht inmitten der Gemeinen Halt gewinnen. Man rüstete sich gleichsam zur geistigen Befreiungsschlacht und rief Gott um Beistand an. Weil jetzt die Zeiten andere sind, wissen Viele jene Lieder nicht zu würdigen. Drohten jetzt der evangelischen Lehre gleiche Gefahren wie damals, man würde sich wieder um die alten Lieder scharen, oder es brächen wol neue Rufe aus begeisterten Herzen hervor, deren Wirkung unzweifelhaft ähnlich sein würde.

Lieder dieser Art ertönten nun plötzlich allerorten in Deutschland und auch von den Lippen Solcher, die sich, nach Luther's Ausdruck, bisher nur an „Buhlliedern und fleischlichen Gesängen" ergötzt hatten. Ein wahrhaftiger geistlicher Feldherr war aufgestanden, nun fanden sich auch die begeisterten Krieger. So wird es immer sein.

Hans Sachs. Auch Männer weltlichen Standes, wie der schlagfertige, ehrliche von Hutten griffen in die Saiten. Unter ihnen verdient noch besondere Erwähnung der wackere Nürnberger Schuhmacher und Volksdichter Hans Sachs, der zur Verbreitung der neuen Lehre mächtig beitrug. Schon im Jahre 1522 veröffentlichte er ein Gedicht: „Die Wittenbergische Nachtigall, die man jetzt höret überall." Der Inhalt desselben ist in Kürze dieser: Eine Herde (die christliche Gemeine) hat, von dem falschen Mondscheine geblendet, ihren guten Hirten verlassen und sich in eine Wüste verirrt, wo sie von reißenden Thieren bedroht wird. Eine große Zahl von Schafen wird von einem Löwen (Papst Leo) zerrissen. An der Rettung fast verzweifelnd, vernimmt plötzlich die Herde süßen Nachtigallengesang (die Stimme Luther's), folgt dem himmlischen Rufe und wird auf eine schöne blumige Aue geführt, auf der goldenes Sonnenlicht ruht und frische Quellen sprudeln. Vergebens trachtet der Löwe nach dem Blute des himmlischen Sängers, den Gott mit Flügeln begabt hat, indeß sein blutgieriger Feind am Boden haften muß. Nun erheben Waldesel, Schweine, Katzen und Frösche ihr wüstes Geschrei, um der Nachtigall Gesang zu übertäuben.

„Aber ihr Heulen ist alles fehl,
Die Nachtigall singt zu hell
Und thut sie all darnieder legen."

Keines der Schafe sehnt sich zurück nach der von Otterngezücht und reißenden Thieren bewohnten Wüste. — Das Gedicht schließt mit einer ernsten Aufforderung, des Papstes Wüste zu verlassen und sich dem guten Hirten Jesus Christus wieder anzuvertrauen.

Joachim gegenüber der reformatorischen Bewegung. Dichtungen der geschilderten Art drangen nun auch in Brandenburg ein. Joachim wollte, wie schon erwähnt worden ist, von der neuen Lehre nichts wissen, und da ein Jeder wußte, daß er ein gar gestrenger Herr war, der das hart angriff, was ihm mißfiel, so war lange von der Bewegung, welche die Märker immer mehr ergriffen hatte, äußerlich nichts zu merken. Zunächst machte sich ihr Dasein dadurch erkennbar, daß die Prozessionen in Berlin weniger zahlreich wurden. Joachim suchte dem durch Verordnungen Einhalt zu thun.

Was bewog den Kurfürsten zu seinem ablehnenden Verhalten? Keineswegs die Meinung, daß es um die Kirche gut stehe. Er war ihrer Gebrechen sich wohl bewußt, aber der Weg, den die Bewegung nahm, mißfiel ihm. Er war, gleich vielen im Grunde wohldenkenden Männern, seiner Zeit, immer noch in den Glauben gebannt, die zu Tage liegenden Uebel ließen sich durch Kirchenversammlungen beseitigen. Anderes trat dazu. Die Astrologie beherrschte die aufgeklärtesten Geister — sogar einen Melanchthon! Am Himmel, meinte man, stehe die Wahrheit geschrieben und aus der Stellung der Sterne sei sie zu lesen.

Mit regstem Eifer hatte Joachim schon seit längerer Zeit der Sterndeuterei obgelegen; da war ihm denn durch die goldene Himmelsschrift verkündet worden, auf sein Haupt würden sich die größten geistlichen und weltlichen Würden niedersenken: Kaiserthum und Papstthum zugleich! Daran glaubte er wie an das Dasein seiner eigenen Person, und nun suchte er Papstthum und Kaiserthum zu schirmen und zu hegen, indem er vertrauend dem Tage entgegensah, an welchem die große Verheißung sich erfüllen werde.

Alle Zeiten haben ihren Aberglauben, und wer über eine abgethane wahnvolle Vorstellung lacht, der sehe wohl zu, ob nicht etwa andere, eben so seltsame Hirngespinste ihn umgarnen! Kein Aberglaube aber ist gefährlicher als derjenige, der sich wissenschaftlich aufputzt. So war es mit der Sterndeuterei.

Plötzlich las man eine neue Weissagung aus den Sternen. Joachim's astrologische Freunde hatten berechnet, daß Berlin im Jahre 1522 an einem bestimmten Tage während eines Gewitters untergehen werde. Der Kurfürst, der an der Richtigkeit dieser Berechnung nicht im Geringsten zweifelte, begab sich nach dem vor Cöln gelegenen Templower Berge, um von dem Verderben nicht ereilt zu werden. Seine Gemahlin hatte ihm folgen müssen. Deren Seele aber hatte bereits einen Grund gefunden, auf dem fester zu bauen ist, als auf die Astrologie; ihr Herz war, ohne daß sie es dem Kurfürsten zu gestehen wagte, von der neuen religiösen Bewegung ergriffen worden. Wirklich gelang es ihren eindringlichen Bitten und Vorstellungen, ihren Gemahl gegen Abend zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen. Ob aber die klare Luft und der unbewölkte Himmel, der nirgends die leiseste Spur eines Gewitters zeigte, nicht auch einen großen Antheil an dem Entschlusse des Kurfürsten hatten, Berlin noch vor Abschluß des Tages wieder zu betreten, bleibe dahingestellt.

Nun kehrte Joachim doch wol der Sterndeuterei den Rücken? Keineswegs! Er mochte sich sagen, was ein Jahrhundert später der der Sterndeuterei ebenfalls mit Leib und Seele ergebene Wallenstein meinte, als ein Ereigniß, dessen Eintritt man aus den Sternen gelesen hatte, ausblieb: „Die Sterne lügen nicht; nur wir haben uns in der Berechnung geirrt!"

Jetzt traten jene Hoffnungen auf Erringung der höchsten Ehren wieder lebhafter in seiner Seele auf. Trug doch sein Bruder Albrecht bereits den Kardinalshut und vereinigte in seiner Person so viele kirchliche Ehrenstellen und kirchliches Einkommen, wie damals kein anderer deutscher Prinz. — Der Prophezeiung Erfüllung rückte ersichtlich heran!

Mehr und mehr wandten sich indeß die Brandenburger der neuen Lehre zu. Die Universität zu Frankfurt, auf deren Wirken Joachim so viel Hoffnung gesetzt hatte und die sich nun zur geistlichen Warte der päpstlichen Lehre in Deutschland zu machen strebte, ward immer spärlicher besucht; die Jugend der deutschen Nation wandte sich zu Luther nach Wittenberg, der jetzt mitten im Kampfe stand, und dessen Kraft inmitten des Kampfes wuchs. Ein offenes Erklären für Luther durften brandenburgische Gemeinen nicht wagen. Desto mehr wurden im Stillen die Schriften des muthigen Mannes gelesen und seine und seiner Freunde Lieder gesungen. Wie weit es damit schon im Jahre 1526 gekommen war, zeigt eine Verordnung Joachim's (gegeben Sonntag nach Viti) an die Stände. In derselben heißt es: „Wir werden berichtet, daß etliche unserer Unterthanen auf dem Lande und in Städten deutsche Lieder, Weisen und Gesänge, auch etliche Psalmen, welche durch Martin Luther oder seine Anhänger zu Wittenberg oder anderswo genannt sind, singen, lesen, lehren und andere unterweisen sollen. Dieweil denn dieselbe ketzerisch und wider alte Ordnung der christlichen Kirchen sind, und hievor ernstlich Gebot empfangen, bei schwerer Strafe der heiligen christlichen Kirche alte Ordnung zu halten, und Martin Luther's Lehre und Zwisten-Einführungen, ihnen nicht anzuhangen: so werden wir verursacht, solche neue Lieder, Weisen und Gesänge in unserm Lande zu verbieten. Demnach ist unser Begehr an euch, hiemit ernstlich befehlend, ihr wollet allen und jeglichen kleinen Städten in eure Sprach gehörend, und euren Bürgern und Einwohnern bei euch, von unsertwegen ansagen, daß unsre ernstliche Meinung und Verbot ist, daß Niemand unsrer Unterthanen, weß Standes

und Wesens der sei, hinführo solche deutsche Weisen, Lieder, Psalmen und Gesänge, so von Martin Luther oder seinem Anhang gemacht, in Kirchen, im geistlichen Amt, Prozessionen, Häusern oder sonst an andern Orten, nicht singen, lesen, noch auch solches zu thun den Ihren nicht gestatten sollen bei Vermeidung unserer schweren Straf und Ungnade: was sie aber von Alters nach Ordnung und Zulassung und Gewohnheit der christlichen Kirche gesungen, das mag ein Jeglicher nach altem Gebrauch singen, lesen und lernen ...."

In gleicher Weise verbot Joachim die Verbreitung des durch Luther verdeutschten neuen Testamentes. Hatten ihm doch die Gelehrten in Frankfurt die Versicherung ertheilt, daß Luther's Uebersetzung voll von Irrthümern sei und dem Worte Gottes Abbruch thue!



Die Kurfürstin Elisabeth.

Die Kurfürstin Elisabeth. Wie mußte es nun den Fürsten, der sein Leben lang in allen anderen Dingen seinem Willen Achtung zu verschaffen gewußt hatte, erregen, daß diese seine Gebote sich unfruchtbar bewiesen; ja welch ein Zorn mochte in ihm auflodern, als er vernahm, daß mitten in seinem Hause die ihm verhaßte Bewegung Anhang gewann!

Seine Gemahlin Elisabeth ließ sich (es war im März 1528) in ihren Gemächern heimlich das Abendmahl nach Christi Einsetzung unter beiderlei Gestalt reichen. Der Kurfürst erfuhr dies durch seine älteste Tochter Elisabeth, die späterhin ebenfalls eine standhafte Bekennerin der evangelischen Lehre wurde. Nach dem Vorhergehenden möge der Leser nun selbst ermessen, welcher Ausbruch des Zornes bei dem Kurfürsten erfolgte!

In der That, unter Denen, die sich mit Geschichtschreibung beschäftigen, sind manche da, wo es sich um Vorführung hervorragender fürstlicher Personen handelt, nicht selten beflissen, wenn möglich noch „das Gold zu vergolden und die Lilie zu färben".

Es ist damit weder der Sache der Wahrheit noch den Personen selbst gedient. Wahrheit ist allezeit gut und heilsam, und wenn man die guten Seiten eines tüchtigen Menschen hervorhebt, so darf man auch seine Schwächen nicht vertuschen, wenn nicht das Bild verblassen soll. Fürsten sind auch Menschen mit Tugenden und Fehlern, und wir werden auch bei ihrer Beurtheilung verfahren müssen, wie bei der des übrigen Theiles unseres Geschlechts, nämlich ihnen nur da Ehre erweisen, wo dies ihnen nach ihrer persönlichen Würdigkeit gebührt.

Joachim soll seine Gemahlin aufs Schwerste bedroht, ja von Einsperrung, sogar von Einmauerung geredet haben, sofern sie nicht von ihrem Irrthum lasse. Ist das von einem Manne zu verwundern, der seinem besten Freunde das Haupt abschlagen ließ, als er vernahm, er habe sich einer verbrecherischen That schuldig gemacht, und der danach siebzig „Junker und Knechte", die Straßenraub getrieben hatten, dem Henker überlieferte? Der Umstand, daß die Kurfürstin glaubte, Rettung in der Flucht suchen zu müssen, zeigt darauf hin, wie schwer sie bedroht gewesen sein mag. Joachim hatte sein Herz ihr früher schon entzogen und sich einer Frau zugewandt, deren Gatten er zwar nicht tödten ließ, wie weiland David den Urias, den er aber vom Hofe fern hielt, um ungestört jenen Umgang fortsetzen zu können. Dieses schwere Leid hatte Elisabeth lange schon in Ergebung ertragen.

In einer dunklen Nacht (am 25. März 1528) verließ die Kurfürstin in der Kleidung einer Bäuerin unter dem Beistande der beiden Edelleute Joachim von Götzen und Achim von Bredow das Schloß, nur von der Kammerfrau Ursula von Zedlitz und einem Diener begleitet. Elisabeth bestieg einen vor dem Thore ihrer harrenden Bauernwagen, und es ward nun die Richtung nach der sächsischen Grenze eingeschlagen. Da brach ein Rad. In ihrer Angst riß Elisabeth ihr Tuch vom Haupte und reichte es den Männern, um damit das Rad zusammen zu binden. Ohne weitere Gefährde gelangte man auf das sächsische Gebiet. Ueber ihre Ankunft in Torgau berichtet Hofprediger Spalatin unter Anderm: „Im Jahre 1528 am Dienstag nach Lätare kam des brandenburgischen Kurfürsten Gemahlin auf einem Bauernwagen nach Torgau zu dem Kurfürsten Johann. Sie soll einige Tage auf ihrem Zimmer von ihrem Gemahl gefangen gehalten worden sein, weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen." In Torgau befand sich damals ihr Bruder Christian von Dänemark, der seines Thrones verlustig gegangen war und bei dem Kurfürsten Johann dem Beständigen von Sachsen Aufnahme gefunden hatte. Johann sagte nun auch der Kurfürstin seinen Schutz zu und wies ihr das Schloß Lichtenburg zum Aufenthalte an.

Kaum vernahm Joachim, daß seine Gemahlin in Sachsen eine Zufluchtstätte gefunden hatte, so verlangte er ihre augenblickliche Zurückführung. Es entstand nun ein lebhafter Briefwechsel zwischen beiden Höfen, der damit endete, daß Johann erklärte, er werde der Kurfürstin so lange seinen Schutz angedeihen lassen, bis Joachim verspreche, sie in der Ausübung ihres Glaubens nicht stören zu wollen. Joachim ging darauf nicht ein, unterließ aber auch weitere Schritte in dieser Sache. Daß den kurfürstlichen Kindern gestattet worden sei, der Mutter Besuche zu machen, ist wol nicht richtig. Es hätte wahrlich dem Kurfürsten weniger Ernst mit seinem Glauben sein müssen, als es ihm war, wenn eine solche Behauptung begründet wäre. Indeß hatte die Mutter wol schon vor ihrer Flucht einen guten Samen in die Herzen ihrer Kinder zu senken gewußt. So wird von dem Kurprinzen Joachim (später Kurfürst Joachim II.) Folgendes erzählt. Als er sich 1529 in Speyer befand, suchten die dort versammelten Priester die römische Auffassung der Abendmahlslehre gegenüber der Luther'schen mit biblischen Gründen zu vertheidigen. Man behauptete, daß beim Abendmahle nur dem Priester der Kelch gebühre, weil das Wort Christi: „Trinket alle daraus!" sich nur auf die Geistlichkeit beziehe, worauf der Kurprinz treffend fragte, ob denn das Wort alle in dem Ausspruche: „Ihr seid rein, aber nicht alle", sich etwa auch nur auf die Priester beziehe. Die gelehrten Herren verstummten.

Die Kurfürstin trat mit Luther in Verbindung, ja sie besuchte ihn selbst mehrmals in Wittenberg. Auch unterhielt sie fortgesetzt einen lebhaften Briefverkehr mit ihm.



Zwingli und Calvin. Vom Lutherdenkmal zu Worms.

Zwingli, Calvin und die Reformirten.

Es scheint für die richtige Würdigung mancher späteren Begebenheiten nothwendig, schon hier ein Wort über die Entstehung der reformirten Kirche zu sagen.

Man schrieb das Jahr 1516, als der zeitherige Pfarrer von Glarus zum großen Leidwesen seiner Gemeinde nach Zürich übersiedelte, um in der untergeordneten Stellung eines Laienpredigers die fremden Wallfahrer zu erbauen und in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften zu leben. Was ihn zu diesem Schritte bestimmte, ist unbekannt. Denn Huldreich Zwingli — so hieß der zweiunddreißigjährige Priester — galt keineswegs für einen blinden Knecht des Aberglaubens, der sich an diesem Orte eingenistet. Er, der Sohn des wohlhabenden und edlen Ammans von Wildhaus, hatte sich auf Reisen und durch den Besuch fremder Universitäten zu der Freiheit des Geistes erhoben, durch welche die Gebildeten jener Tage sich allgemein auszeichneten, und er erfreute sich mit Recht des Rufes der Gelehrsamkeit; manchen der alten Schriftsteller kannte er auswendig, weiterhin auch fast das ganze Neue Testament. Auch für einen Mann von Herz und Muth galt er, und wiederum mit Recht. Als der Glarner Heerbann im Solde des Papstes nach Italien auszog, begleitete Zwingli seine Landesgenossen, und er hat auch an der unglücklichen Schlacht bei Marignano Theil genommen.

Dieser beliebte und aufgeklärte Mann war jetzt in das Kloster übergesiedelt, wie Einer, der von Gott in die Einsamkeit geführt wird, um da Kraft zu einem großen Werke zu sammeln. Während der zwei Jahre, welche Zwingli hier verlebte, predigte er an den Wallfahrtstagen zwar nicht von den Wundern der Reliquien und Heiligenbilder, auch nicht vom Ablaß, der hier zu finden sei, aber desto feuriger und hinreißender von der Gnade Gottes, welche der Menschheit in Christus erschienen ist, und von den sittlichen Pflichten des Christen. Unter der Hand verschwanden durch ihn allerlei offenbare Mißbräuche, und das Lesen der Bibel fand weitere Verbreitung. Denn er stand nicht allein. Es befanden sich im Kloster Viele, welche wie er über die nothwendige Reform der Kirche dachten und darüber, wie das Volk besser, gründlicher erzogen werden müßte.

Zürich, die angesehenste Stadt der Eidgenossenschaft, bot ein günstiges Arbeitsfeld. Nirgends empfand man das sittliche Verderbniß der Mönche und Pfaffen tiefer, nirgends übte sich der Spott rücksichtsloser, um ihre Trunksucht und Zuchtlosigkeit an den Pranger zu stellen. Als der Ablaßhändler Samson, nachdem er aus Bern an 120,000 Dukaten

davongeschleppt, auch die Züricher Seelen aus dem Fegefeuer erretten wollte, verweigerte ihm der Rath von Zürich den Eintritt. Daneben regte es sich auch in anderen Schweizerstädten. In Basel, wo sich mit Erasmus der helle und heitere Geist der Freidenker verbreitet hatte, arbeiteten nach einander Capito, Hedio und Oecolampadius an dem Sturze des Papstthums. Doch war Zwingli nach Charakter und Schicksal der hervorragendste dieses unsichtbaren Geisterbundes der christlichen Freiheit. Auf ihn schaute bereits das Ausland; zu ihm begab sich der von Luther vertriebene Carlstadt; bei ihm fand der gehetzte und vertriebene Ulrich von Hutten, auf der Flucht vor seinen Verfolgern, Schutz und Pflege. Kein Wunder, daß sich gegen Zwingli der ärgste Haß nicht blos der Papisten, sondern auch vieler Vornehmen und auswärtiger Machthaber erhob.

Schon früher hatte Zwingli seine warnende Stimme erhoben; jetzt drang er noch nachdrücklicher auf Abstellung der alten Schäden. Und als auch das nicht half, deckte er schonungslos die allgemeine Verderbniß auf. Entschlossen warf er sogar dem päpstlichen Zwischenhändler, dem Kardinal von Sitten, das Wort ins Gesicht: „Der Römling trage seinen rothen Hut und Mantel mit Recht; denn man brauche ihn nur zu riechen, so werde man das Blut der Brüder und Söhne daraus fließen sehen."

Von Zürich aus verbreitete sich das neue Licht über einen guten Theil der Eidgenossenschaft. Schritt für Schritt ging die Erneuerung des kirchlichen Lebens vor sich. Bald regte es sich in den Klöstern; Mönche und Nonnen kehrten zum werkthätigen Leben, zur Arbeit zurück. Die überreichen Kirchengüter wurden zu Schulstiftungen verwendet; die Prediger, Zwingli voran, traten in den Ehestand. Nur die Messe und die Bilder hatte Zwingli noch geschont, um den Gefühlen der Leute nicht allzu nahe zu treten. Allein bald erschienen auch in Zürich unduldsame Dränger, welche die Kirche mit Gewalt säubern wollten, die übereifrig die heiligen Gefäße, die Bilder und Kreuze umstürzten, ja sogar die Orgeln zertrümmerten, damit nichts von dem „abgöttischen Geräthe des Papstthums" übrig bleibe.

Der Bildersturm. Diese Vorgänge bilden in ihren Ausschreitungen eine der häßlichsten Seiten des religiösen Wahns jener Periode. Doch datiren sie nicht erst aus der Zeit der Reformation; vielmehr sind dergleichen Uebergriffe schon unter den byzantinischen Kaisern vorgekommen, als sich das christliche Gewissen gegen die überhandnehmende Verehrung der Heiligenbilder, gegen die heidnischen Weihrauch- und Lichtspenden, gegen den heiligen Gruß und eine Menge auf Berauschung der Sinne abzielende Ceremonien und Gebräuche der herrschenden Kirche auflehnte. Erst seit dem zehnten Jahrhundert war vom Oriente aus die Bilderanbetung in die abendländischen Gotteshäuser eingedrungen. Der katholischen Kirche paßte dieses halbwegs heidnische Wesen, und sie milderte erst nach Ausbreitung der Reformation das weitere Umsichgreifen der Bilderverehrung. — Als sich nun in der Schweiz der Bildersturm erhob, wurden zwar die ärgsten Unruhstifter verhaftet und bestraft; indeß bei einer nächsten Unterredung der Kirchenleuchten ward kurz nachher entschieden, daß die Aufstellung der Bilder und die Messe wider Gott und Christi Ordnung seien, und daß man nur um der übrigen Eidgenossen willen, von denen man hoffte, daß sie noch für das Evangelium zu gewinnen seien, schonend zu Werke gehen wolle. An anderen Orten ließen sich die Gemüther nicht so rasch beruhigen, vielmehr wiederholten sich in Deutschland wie in den Niederlanden die ärgerlichen Scenen der Zerstörung der ältesten und werthvollsten wie interessantesten Schätze alterthümlicher Kunst. Verständigen Männern gelang es später erst, den Kirchenbildern, soweit sie nicht Gegenstand der religiösen Verehrung waren, den Verbleib an frommer Stätte zu sichern. Während selbst Luther dem anfänglich so gereizten Drängen nachgeben mußte und die Bilder zum Theil wenigstens ohne Geräusch aus der Kirche entfernen ließ, gestattete eine mildere Auffassung ihnen die Wiederaufnahme in den protestantischen Gotteshäusern und in den der Kirche verwandten Anstalten. — Die Reformirte Kirche der Schweiz und die Anglikanische in England zeigte sich jedoch in dieser Beziehung viel strenger und ausschließlicher.



Religionsgespräch zu Marburg.

Streit zwischen Zwingli und Luther. Leider geriethen die beiden herrlichen Männer Luther und Zwingli 1527 in Uneinigkeit über die Lehre vom heiligen Abendmahle. Zwingli behauptete, daß Brot und Wein im Abendmahle nicht Christi Leib und Blut selbst, sondern nur dessen Sinnbilder seien; Luther dagegen wollte die Worte „das ist mein Leib“, wie auch die von dem Blute wörtlich verstanden haben. Wohldenkende Männer und begeisterte Anhänger der Reformation, wie Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen und Andere, wünschten zum Heile des evangelischen Glaubens eine Beilegung des ärgerlichen Streites und veranstalteten zu Marburg eine Zusammenkunft der beiden Reformatoren, die ja, verbunden durch das gemeinsame Streben nach einem hohen Ziele, im Grunde sich so nahe standen. In sanftmüthiger Weise trug Zwingli seine Ansicht vor, der viel heftigere Luther verblieb jedoch bei seiner Auffassung. Mit Thränen in den Augen bat Zwingli den von ihm so hochverehrten Luther, sich mit ihm zu vereinigen. Luther, von der Richtigkeit seiner Auffassung tief durchdrungen, hielt an derselben fest.

So kam es, daß die Unterredung leider ohne Erfolg blieb. Die Anhänger Zwingli's und Calvin's, welchem wir gleichfalls einige Worte zu gönnen haben, bildeten nun eine einige Religionsgesellschaft und nannten sich Reformirte, gegen die Luther in seiner feurigen Weise späterhin bisweilen ein zu hartes Wort sprach. Es geschah dies zum Schaden der evangelischen Sache, der ja doch beide Parteien angehörten und immer angehören werden; leider wußten die Feinde späterhin, wie wir noch sehen werden, manchen Nutzen aus der leidigen Trennung zu ziehen. Ein schönes Wort schrieb Luther den reformirten Schweizern am Abende seines Lebens: „Wo wir je einander noch nicht gänzlich verständen, so ist das Beste, daß wir gegen einander freundlich seien und uns immer das Beste gegen einander versehen, bis alles trübe Wasser sich vollends gesetzt hat.“ — Wenn er selber nur danach gehandelt hätte!

Während Zwingli im nordöstlichen Theile der Schweiz der Reformation zum Siege verhalf, bewirkte ein anderer begeisterter Held der christlichen Kirche auf der Westseite das Gleiche.

Johannes Calvin oder **Cauvin**, am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie geboren, hatte sich zeitig schon zum geistlichen Stande bestimmt, aber auf Wunsch seines Vaters die in Aussicht stehende kirchliche Pfründe mit dem Studium der Rechte vertauscht. Indeß sein nicht zu stillender Wissensdurst hatte ihn weit über die Grenze der Jurisprudenz in die gelehrten Bahnen jener Periode hineingezogen. Hohe Geistesgaben, eiserne Festigkeit des Willens und seltene Strenge gegen sich selbst wiesen ihm eine der ersten Stelle unter den Gelehrten Frankreichs an, schon zu einer Zeit, als er kaum das Jünglingsalter überschritten. Er war von lutherischen Einflüssen, welche in Südfrankreich weite Verbreitung gefunden, nicht unberührt geblieben. Schon seine erste Schrift „Ueber die Milde“ machte seinen Namen in allen erleuchteten Kreisen Frankreichs berühmt. Kühn und schonungslos hatte er das Unrecht der Gewaltthaten gegen die „Ketzer“ aufgedeckt und für Duldung der Protestanten das Wort ergriffen. Doch erst im Jahre 1532 ging ihm im Umgang mit Gliedern der evangelischen Gemeinde zu Paris das Licht auf, infolge dessen er die Irrthümer, in denen er sich befunden, erkannte. In tiefer innerer Erregung griff er zur Bibel und versenkte sich in die Schriften der deutschen Reformatoren. Bald war seine Umwandlung eine vollständige; er brannte von nun an danach, dem neuen Evangelium zum Siege zu verhelfen.

Nachdem er den Hof der Königin Margarethe von Navarra besucht und in seinem großen bedeutungsvollen Werk „Institutio religionis christianae“, einer Rechtfertigung der evangelischen Lehre, sich eifrig bestrebt hatte, das Herz des Königs Franz I. von Frankreich dem neuen Bekenntniß zuzuwenden, zogen seine mächtigen Worte die öffentliche Aufmerksamkeit in einer Weise auf sich, daß es dem Ruhe bedürftigen Gelehrten oft recht angst und bange wurde. Gegenüber der Unempfänglichkeit des französischen Königs und seiner Umgebung beschlichen ihn nicht selten recht bange Zweifel, und sein Gemüth verdüsterte sich immer mehr. In häßlich dunklem Lichte erschien ihm die Sündhaftigkeit der Menschen.

Auf Grund seiner Bibelauslegung gelangte er dahin, die trostlose Lehre von der „Gnadenwahl“ aufzustellen, derzufolge Gott von Ewigkeit her aus der „Masse des Verderbens“ die Einen bestimmt zur Seligkeit, die Anderen zur Verdammniß. „Wer die Gnade einmal besitzt, verliert sie niemals, und nur ein Solcher kann wahrhaft glauben, beten, Gott fürchten. Der Verworfene ist und bleibt ein Gefäß des Zornes; Alles gereicht ihm zur Verdammniß; selbst seine Tugenden sind nur leerer Schein. Alles ist zuvor bestimmt und von Ewigkeit her zum voraus festgesetzt.“ So betrachtet auch Calvin nur die Erwählten als Glieder der wahren Kirche. Das Gemeindeleben bedarf darum einer strengen Sittenzucht. Disziplin ist der Nerv der Kirche, ohne solche giebt es nur Auflösung, Zerrüttung, Verfall. Zur Festigung seiner Ueberzeugung begab sich Calvin nach Genf, wo er die Bekanntschaft des damals schon in hohem Ansehen stehenden Farel zu machen suchte. Die Unterredung Beider entschied über Calvin's Zukunft. Er entschloß sich, die Reformation in Genf vollenden zu helfen, und wandte sich nach kurzem Aufenthalt in Basel für immer nach Genf, welches durch Calvin's Einfluß das protestantische Rom zu werden bestimmt war. Calvin begann alsbald im September 1536 als Prediger und Professor der Theologie seine tiefgehende Wirksamkeit. Mit Bewunderung vernahm man seine geistvollen Vorträge über die heilige Schrift, und er gewann bald solchen Einfluß auf Rath und Bürgerschaft, daß er jene strenge Zucht der Sitten durchzuführen vermochte, wie es seinem Vorgänger Farel nicht hätte gelingen wollen.

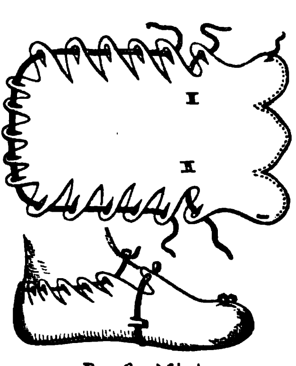
Der Besuch der Kirchen wurde nun von Staatswegen angeordnet, das Fluchen, Kartenspielen und alle Ausschweifungen wurden mit harten Strafen belegt; der Schulzwang wurde eingeführt und den Eltern, welche beharrlich ihre Kinder von der Schule zurückbehielten, das Bürgerrecht entzogen. Auch verfaßte Calvin einen Katechismus, welcher von allen Bürgern als Glaubensbekenntniß beschworen werden mußte, indem man je zehn von ihnen zu diesem Zwecke vor den Rath lud. Die Wiedertäufer, auf deren Treiben wir zurückkommen werden, durchschwärmten, nachdem ihr Reich zu Münster in Westfalen ein so schmähliches Ende genommen hatte, die Welt und zeigten sich um diese Zeit auch in Genf. Calvin widerlegte in einer öffentlichen Versammlung ihre verhängnißvollen Lehren und geißelte ihre Thorheiten so gründlich, daß sie alsbald das Feld räumten.

Bei Darstellung der Art und Weise, wie Calvin, oder vielmehr die von ihm beeinflußte Regierung ihr Regiment übte, erregt manch dunkles Blatt aus der Chronik des sechzehnten Jahrhunderts unsere Aufmerksamkeit. Es läßt sich des Reformators herrisch-unbarmherziges Schalten und Walten nur erklären, wenn man sich der tiefgesunkenen sittlichen Zustände in jenem Theile der Schweizerlande erinnert, und wenn man vor Allem die Geschichte der Dogmenstreitigkeiten aller Zeiten ins Auge faßt. Während der Jahre 1541—1546, berichtet Galiffe, wurden in Genf über Tausend, meist Gegner der neuen Einrichtungen, prozessirt oder genauer gesagt: 58 Menschen hingerichtet, 76 verbrannt, 800—900 eingekerkert. Unter den wegen Hexerei verbrannten Personen befand sich die Mutter des Scharfrichters, welcher der eigene Sohn die Hand abzuhauen und die er hierauf dem Scheiterhaufen zu überliefern hatte. Das Schlimmste von Allem aber, was sich damals ereignete, bleibt der im Jahre 1553 vollzogene Justizmord an dem Spanier Miguel Pervede (Michel Servet), der „als Ketzer“ (in der Dreieinigkeitslehre) verbrannt wurde.

Die Wirksamkeit Calvin's reichte weit über die Grenzen hinaus, innerhalb deren er lebte und webte. Sie ist im Zeitalter der Reformation weitaus vornehmlich Frankreich zugute gekommen. Nicht allerorten, selbst in der Schweiz nicht, wird jedoch das Thun des strengen Genfer Sittenpredigers so gepriesen, wie in der Stadt am Lemansee. Ja, es fehlt selbst unter den Reformirten nicht an Stimmführern, welche ihrem Helden sein eigenwilliges, unduldsames Gebaren zum Vorwurfe machen, und die es für ungerechtfertigt halten, wenn seine übereifrigen Anhänger den Mann ihres Herzens so unbedingt den Größten unter den Wohlthätern der Menschheit beizählen.

Der Bauernkrieg.

Schon oben ist hervorgehoben worden, daß zu gleicher Zeit mit dem neu erwachenden religiösen Leben, welches in der Kirchenreformation und ihrer schnellen und weiten Verbreitung sich kundgab, auch politische Bestrebungen mannichfacher Art sich geltend zu machen suchten. Ueberall in Deutschland und unter allen Ständen gährte es längst; Jeder empfand den auf ihm lastenden Druck oder fühlte sich in den bestehenden Schranken seiner Standesrechte beengt; vergeblich kämpften die Muthigeren nach Kräften gegen diese Schranken an. Vornehmlich der Bauernstand war zum Bewußtsein des harten Druckes gelangt, unter welchem er seit lange hoffnungslos seufzte. Bitterer Haß gegen den Herrenstand erfüllte die Gemüther der Landleute, und wiederholt brach dieser Groll in helle Aufstandsflammen aus, so schon im Jahre 1476. Nicht ohne Einwirkung auf unsere Bauern konnte es bleiben, daß die Schweizer und die Dithmarsen (Völker, deren Hauptbestandtheil die freien Bauern waren) siegreiche Kämpfe um ihre Freiheit bestanden hatten. Innere und äußere Einflüsse wirkten zusammen, um einen umfassenden Ausbruch dieser Art auch in Deutschland hervorzurufen. Dieses Aufbrausen des geknechteten Volkes, diese tiefgehende Bewegung im deutschen Volke ist lange genug falsch verstanden und übel gedeutet worden. Im Lichte unserer heutigen Weltanschauung erscheint uns der Bauernkrieg als ein Versuch zu einer welterlösenden That, zu Gunsten der sozialen Vollendung der Reformation. Alle Keime der Errungenschaften des Jahres 1789, alle Tendenzen der Französischen Revolution spiegeln sich bereits im Bauernkrieg ab.


Der Bundschuh.

Schon zur Zeit der hussitischen Wirren hatte die Fackel des Hussitenaufruhrs den Brandstoff nach allen Seiten hingeschleudert, und bereits im Jahre 1512 erstreckte sich eine geheime, durch und durch demokratische Gesellschaft unter dem Namen: „Der Bundschuh“ über den Schwarzwald, das Elsaß und die Schweiz. Der mit Riemen festgehaltene Schuh war um jene Zeit die Fußbekleidung des Leibeigenen. Das Losungswort der Bundschuher war gewöhnlich das Folgende: „Loset“, fragte der Eine, „was ist das nun ein Wesen.“ Darauf antwortete der Andere: „Wir mögen von Pfaffen und Adel nicht genesen.“ Als „Armer Konrad“ tauchte der schwäbische Bundschuh zwei Jahre später wieder auf, und abermals einige Jahre später nannte er sich die „Evangelische Brüderschaft“.

Thomas Münzer. Den prägnantesten Ausdruck aber erlangten die Grundsätze der Bauern in den 12 Artikeln des Thomas Münzer, sozusagen die Grundrechte, welche jene Revolution proklamirte. Thomas Münzer, der „Knecht Gottes wider die Gottlosen“, wie er sich nannte, gerieth durch sein Vorgehen in eine feindliche Stellung zu Luther, und wir sehen zwischen Beiden höchst unerquickliche Gegen- und Widerreden sich entspinnen. Luther's Verhalten der Sache der Bauern gegenüber bleibt nicht frei von Tadel. Als Bauernagitator in Schwaben und Thüringen nimmt Münzer neben Florian Geyer, dem tapfern Feldhauptmann der Bauern, eine höchst einflußreiche Stellung ein. Thomas Münzer, eine fast dämonische Erscheinung, der — wie ein neuerer Geschichtschreiber bemerkt — sein Zeitalter um vier Jahrhunderte übersprang, erregt heute noch hohes Interesse. Mit zündender Rede sprach er zu der unter die Waffen gerufenen Menge: „Ein Volk, das nicht frei ist, ist nicht christlich“; „nur freie Menschen leben nach dem Gesetze Gottes“, und an der Spitze der Bauernschwärme schleuderte er dem Adel den Mahnspruch zu: „Hierum, tummel dich, und kurzum! Du mußt doch herum und fähst du noch so krumm!“

Wir folgen nun der Bewegung, die sich zur blutigsten Revolution steigerte.

Thomas Münzer, gebürtig aus Stolberg, tritt uns zuerst als Haupt der sogenannten Wiedertäufer, auf welche wir später zu sprechen kommen werden, entgegen. — Nachdem seine sozialen Reformgedanken in Sachsen an Luther's Auftreten gescheitert waren, wandte er sich nach Thüringen und benutzte die im Hennegau ausgebrochenen Bauernunruhen für seine Zwecke. Die Absichten der Aufständischen waren Anfangs auf Herbeiführung von Maßregeln zur Erleichterung der bäuerlichen Lasten gerichtet. Durch jahrelangen harten Druck ohnehin erbittert, fanden bei ihnen Lehren, wie die Tyrannei der Großen zu brechen sei, sowie die Aufforderung zur Wiedervergeltung williges Gehör. Nur eines Anstoßes bedurfte es, um einen gewaltsamen Ausbruch hervorzurufen. Eine günstige Gelegenheit schien sich darzubieten, als gegen Ende des Jahres 1524 ein Theil der fürstlichen Streitkräfte Süddeutschlands über die Alpen zog, um sich dem Heere Kaiser Karl's V. in Oberitalien anzuschließen.



Aufrührerische Bauern im Elsaß. Zeichnung von Johann Burger.

In Haufen rotteten sich die Landleute und die Armen der Umgegend zusammen; sie tagten bald da, bald dort auf einsamen Heiden, in entlegenen Waldschenken; ihre Anführer zogen verkleidet als wandernde Zigeuner oder Scherenschleifer von Ort zu Ort, überallhin trugen sie das Losungswort und das Bundeszeichen: den „Bundschuh". Die Bauern der Abtei Kempten und die Bürger dieser Stadt (1. Jan. 1525) gaben zuerst das Beispiel zur Erhebung des Landvolkes, die sich weiter verbreitete vom Bodensee nach der Donau. Anfangs begünstigten noch mancherlei Umstände den Aufstand. Der weltliche Adel sah es nicht ungern, wie sich die erregten Massen vorzugsweise gegen die geistlichen Herren wendeten, und manchem Fürsten kam es erwünscht, der kaiserlichen Macht auf diese Weise Verlegenheiten bereitet zu sehen. Erzherzog Ferdinand, dem der Kaiser das Regiment in diesen Gegenden übertragen hatte, säumte daher auch nicht, durch Unterhandlungen mit seinen Nachbarn und durch Rüstungen auf Unterdrückung der Bewegung hinzuwirken. — Als er in den ersten Tagen des Januar 1525 die Nachricht vom Ausbruch derselben erhielt, beschleunigte er die Rüstungen und

übertrug den Oberbefehl über das sich sammelnde Heer dem Truchseß von Waldburg. Gleichzeitig trat er zum Schein in Unterhandlung mit den Bauern und bot zu einem Vermittlungsversuche zu Radolfszell die Hand. Zu gleicher Zeit hielt Herzog Ulrich von Württemberg, welcher sich durch Gewaltthätigkeiten in seinem Lande verhaßt gemacht hatte, in die Reichsacht erklärt und vertrieben worden war, diese Gelegenheit für günstig, seine an Ferdinand kaufsweise übergegangenen Lande zurückzuerobern. Er sammelte in der Schweiz Söldner und bereitete sich vor, in Württemberg einzubrechen. Ferdinand dagegen wandte sich an die Häupter der Schweizer Eidgenossenschaft und bewog diese, ihre Landsleute von dem Heere des Herzogs Ulrich zurückzurufen. Bereits war Letzterer bis gegen Stuttgart vorgedrungen, als sich nach Heimkehr der Schweizer sein Heer fast völlig auflöste, so daß Ferdinand nun seine ganze Macht gegen die massenhaft auftretenden Bauern verwenden konnte.

Unter den vielfachen Forderungen, welche von Seiten derselben aufgestellt wurden, waren die wichtigsten in den sogenannten zwölf Artikeln enthalten. Ihre zum Theil billigen Ansprüche richteten sich darauf, daß 1) die Gemeinden das Recht erlangen sollten, ihre Prediger zu wählen und zu entsetzen; 2) der Pfarrer nur den Getreidezehnten erhält, von dem der Ueberschuß den Armen zugute kommt; 3) die Leibeigenschaft aufhört, da die Erlösung durch Christus auch den Bauern zugute komme; 4) Jagd und Fischfang allen Menschen, also auch den Bauern, freistehe; 5—8) betrifft die Rückgabe nicht verkaufter Gemeindeforsten an die früher in deren Besitz gewesenen Gemeinden; Aufhören der willkürlichen Vermehrung der Dienstleistungen, sowie der allzu schweren Belastung mit Abgaben; 9) das Strafrecht gegen die Bauern solle nach dem alten geschriebenen Rechte geübt werden; 10) Aecker und Wiesen, die einer Gemeinde entzogen worden, sollen ihr wiedergegeben werden; 11) Abschaffung des Todfalles; 12) Vorbehalt der Abänderung dieser und der Aufstellung neuer Forderungen.

Im Schwarzwald hatte sich ein großes Bauernheer unter Hans Müller von Bulgenbach, im Odenwalde ein solches unter Georg Metzler von Ballenburg, an anderen Orten andere sich gebildet und den Adel ihrer Distrikte durch Drohungen und blutige Gewaltthaten zur Annahme ihrer Bedingungen gezwungen. Fälle, wie die grausame Ermordung des Grafen Helfenstein, waren nicht selten und zeigten dem Adel die Nothwendigkeit eines scheinbaren Anschlusses. Auf solche Weise halb gezwungen, vielleicht auch durch die Abenteuerlichkeit des Unternehmens angeregt, hatte sich der Ritter Götz von Berlichingen bereit finden lassen, den Oberbefehl über das Odenwalder Bauernheer zu übernehmen; dazu kam noch, daß er als alter Gegner des Schwäbischen Bundes diese Gelegenheit, demselben etwas auswischen zu können, nicht unbenutzt lassen wollte. Unterdessen aber hatten die zunächst bedrohten Fürsten und Städte umfassende Rüstungen vorgenommen und der Schwäbische Bund den Angriff auf die noch vereinzelten Bauernscharen bereits begonnen; so hatte am 4. April der Truchseß von Waldburg einen Haufen von 8000 Bauern bei Leipheim, am 14. April einen zweiten bei Wurzach überfallen und zu wilder Flucht genöthigt. — Die schonungslose Niedermetzelung der Gefangenen steigerte die Erbitterung der Aufrührer bis zu blinder Zerstörungslust und Grausamkeit gegen den Adel.

Dagegen fiel ein drittes Treffen für den Truchseß so ungünstig aus, daß er sich, um der Vernichtung seines Heeres zu entgehen, genöthigt sah, zu Weingarten einen Vertrag mit den Bauern zu unterzeichnen. Dieser Erfolg trug wesentlich dazu bei, daß der Aufstand immer weiter um sich griff: von Böhmen bis Lothringen, von Oberbayern bis zum Harz schien die Empörung allen Widerstand überwältigen zu wollen. Freilich schlug der günstige Stand der Dinge gar rasch um, zum Schaden der Bauern. Einheit und Ordnung unter diese wirren Massen — deren Forderungen nun schon recht Unsinniges, z. B. Abschaffung jeder Art von Obrigkeit, enthielten — zu bringen und aufrecht zu halten, war nicht möglich. Klöster und Burgen wurden angegriffen und zerstört, und nach dem Siege überließen sich die Scharen der Völlerei und Befriedigung ihres Racheburstes. Umsonst war es, daß erfahrene Männer ernstlich zur Mäßigung ermahnten. Götz von Berlichingen hatte

sich den Bauern verpflichtet unter der Bedingung, daß sie ablassen sollten zu rauben und zu morden. Wie aber schon seine Ernennung zum Heerführer bedeutenden Widerstand bei einer Partei der Aufständischen gefunden hatte, so zeigte es sich bereits in den ersten Tagen, daß seine Stellung eine unhaltbare geworden war. Als er merkte, daß alle seine Anstrengungen, die Ordnung herzustellen, vergebens waren, legte er (schon nach acht Tagen) sein Amt nieder.

Durch die große Verbreitung des Aufstandes waren viele Reichsfürsten und ein bedeutender Theil des ritterlichen Adels zum Kampfe gegen diese Massen aufgerüttelt worden. Ueberall in Mittel- und Süddeutschland rüsteten die Fürsten und Ritter.

Einen kräftigeren Aufschwung im Kampfe gegen die Bauern veranlaßte der Bischof Konrad von Würzburg, welcher in seinem festen Schlosse Liebfrauenberg bei Würzburg den angreifenden Scharen entschlossenen Widerstand entgegensetzte.



Thomas Münzer verheißt vor der Schlacht bei Frankenhausen ein Zeichen des Himmels. Nach Trenkwald.

Auch Kurfürst Ludwig von der Pfalz, Markgraf Kasimir von Brandenburg, Kurfürst Johann von Sachsen, Herzog Georg von Meißen, Landgraf Philipp von Hessen u. A. hatten sich aufgerafft und ihre Heerhaufen den Bauernschwärmen, welche Hunderte von Schlössern und Klöstern geplündert und zerstört hatten, entgegengesendet. Die fürstlichen Streitkräfte rückten nun in geschlossenen Massen gegen die vereinzelten Scharen der Empörer vor, deren Zahl einige Tausende in der Regel selten überstieg. Im Hinblick auf die bessere Führung und Bewaffnung sowie die Waffenübung der fürstlichen Truppen konnte der Ausgang des Kampfes nicht lange zweifelhaft bleiben. Im Süden schlug der Truchseß nach einander die fränkischen Bauernheere im Mai bis August (bei Königshofen und Giebelstadt) bis zur Vernichtung.

Mit blutigster Grausamkeit ward das Vorgehen der Bauern gerächt; Tausende wurden niedergeschossen oder massenweise niedergemetzelt, selbst die Fliehenden wurden größtentheils

getödtet, die wenigen Gefangenen entgingen meist nicht dem Tode durch Galgen oder Beil. Mit gleichem Erfolge und in ganz ähnlicher Weise verfuhren Herzog Anton von Lothringen und Kurfürst Ludwig von der Pfalz. Im Süden konnte der Aufstand im August schon als völlig erstickt betrachtet werden; in Thüringen, einem Hauptschauplatz der Erhebung, entschied Mitte Mai die Schlacht bei Frankenhausen das Schicksal der Aufständischen.

Hier hatte die religiöse Richtung, welche Thomas Münzer der Sache zu geben wußte, beim ungebildeten Volke großen Anklang gefunden. Die wundergläubige Menge erwartete nur günstige Anzeichen oder Erfolge, um sich in Masse dem Aufstande anzuschließen. Manche von Denen, welche in Wittenberg wenige Jahre vorher zur Bilderstürmerei getrieben hatten, dort aber an Luther's Einflusse gescheitert waren, unterstützten das Treiben Münzer's, so Karlstadt in Orlamünde u. A. — Thomas Münzer selbst gewann in Mühlhausen so großen Einfluß, daß er den dortigen Magistrat stürzen und sich selbst an die Spitze der Bürgerschaft stellen konnte. Seine Maßregeln waren von da an aber eben so gewaltsam wie schädlich. Auf der einen Seite suchte er Gütergemeinschaft herzustellen und unternahm Raubzüge in die Umgegend; auf der andern verfuhr er in der Verwaltung mit ärgster Willkür, aber immer erhielt er seine Anhänger in dem Wahne, er werde durch Offenbarungen geleitet. Die Predigten, Briefe und Schriften Luther's und Melanchthon's brachten zwar Manchen wieder zur Besinnung und trugen viel dazu bei, der Ausbreitung des Aufstandes Schranken zu setzen. Aber gegen Münzer und seine leidenschaftlich verblendeten Anhänger konnte nur Waffengewalt helfen. Die Truppen des Landgrafen Philipp von Hessen, an welche sich die des Herzogs Heinrich von Braunschweig, des Herzogs Georg von Meißen u. a. angeschlossen hatten, rückten gegen Mühlhausen heran. Münzer hatte Geschütze gießen lassen und nahm mit nur ungenügend im Gebrauch der Waffen geübten 8000 Bauern eine feste Stellung auf einer Höhe bei Frankenhausen, wobei er sich auf eine Art von Wagenburg stützte. Die Fürsten wollten erst den Weg gütlicher Unterhandlungen betreten und ließen Münzer Unterwerfungsvorschläge machen; dieser aber wies jeden Vergleich zurück, ja er forderte gegen sich die blutigste Vergeltung heraus, indem er den fürstlichen Abgesandten enthaupten ließ. Sein muthlos gewordenes Heer suchte Münzer dadurch zum Kampfe anzueifern, daß er einen zufällig erscheinenden Regenbogen als Anzeichen göttlicher Hülfe bezeichnete und die Kanonenkugeln mit seinem Mantel auffangen zu wollen versprach. Ein geistliches Lied singend, erwarteten die Bauern den Angriff. Furchtbar wütheten die Geschütze in den dicht gedrängten Massen der Bauern; schnell war die Wagenburg erstürmt, und in wilder Flucht suchten Münzer und seine Scharen die Rettung. Die Schlacht fand am 15. Mai 1525 statt. Die meisten der Bauern fielen im Kampfe oder auf der Flucht; nur verhältnißmäßig Wenige wurden gefangen und dann hingerichtet, darunter Thomas Münzer selbst und sein Genosse Pfeiffer. — Nachdem auch Johann von Sachsen seine Truppen nach Thüringen geführt hatte, gelang es, die noch übrigen vereinzelten Haufen der Bauern in Meiningen, im Erzgebirge u. s. w. zu zerstreuen oder zu vernichten.

Nach dem Kriege war die Lage der Landleute mindestens eben so gedrückt wie vorher. Nur in wenigen deutschen Ländern wurde der Aufstand als eine schwer gebüßte Verirrung angesehen und milder beurtheilt, in den meisten dauerte das Rachegefühl der Sieger noch lange fort. Die Kurlande, wo Luther's Einfluß mächtig war, waren von der Bewegung nicht ergriffen worden. Luther selbst aber bekannte später, daß er sich hinsichtlich der Fürsten und an den Bauern geirrt habe!

In Süddeutschland waren dem Sieg der Fürsten und Ritter über die Bauern Maßregeln zum Schaden der Reformation gefolgt; auch in Sachsen suchte Herzog Georg von Meißen die norddeutschen Großen gegen Luther's Lehre einzunehmen, „in Betracht des Bösen, das daraus geflossen"; in seinem eigenen Lande trat er der Ausbreitung der neuen Lehre mit steigender Härte entgegen. Die Fürsten und Städte fingen nun an, für oder gegen die alte Kirche Partei zu nehmen; Besprechungen fanden statt, welche die späteren

Religionsbündnisse einleiteten. — Während aber eine große Anzahl der Gebildeteren im Volke in Süd und Nord der reformatorischen Richtung sich anschlossen, blieb die Zahl der dafür eintretenden Machthaber eine geringe. Die wenigen der Reformation geneigten Fürsten hielten daher engeres Zusammenhalten um so mehr für geboten, und so traten, als am 11. Dezember 1525 der Reichstag zu Augsburg eröffnet wurde, die Strengkatholischen unter Herzog Wilhelm von Bayern und die Evangelischgesinnten unter Kurfürst Johann von Sachsen einander geschlossen gegenüber. Doch nur etliche der einflußreicheren Reichsstände hatten sich hier eingefunden, so daß beschlossen ward, einen neuen Reichstag nach Speyer für den 1. Mai 1526 auszuschreiben, wo man unter Zuthun der Fürsten ein Ueberein-kommen in Betreff des „heiligen Glaubens" herbeiführen wollte.

Bis dahin hatte der Kaiser, welcher sich noch immer im Kampfe gegen den König Franz von Frankreich befunden, sich entschieden dem Papstthum günstig gezeigt; nun erhielten die katholischen Fürsten von Karl die bündigsten Versprechungen. Dem gegenüber schlossen nunmehr etliche evangelische Fürsten zu Gotha im Februar 1526 ein Bündniß, dem bald noch andere Reichsstände beitraten. Beiderseits gerüstet, begannen die Reichsstände zu Speyer die Unterhandlung. Besonders die städtischen Abgeordneten trugen dazu bei, den Verhandlungen einen Charakter zu geben, wie ihn die katholische Partei nicht erwartet hatte. Ein vermittelnder Vorschlag gelangte zur Berathung; den Ausschlag gab der Umstand, daß inzwischen die Beziehungen des Papstes zum Kaiser offen feindselige geworden waren. Im Reichstag kam man dahin überein, jeder Reichsstand möge es in Religionssachen so halten, wie er es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten sich getraue. Dadurch war den evangelischen Fürsten und Städten die Befugniß von Reiches wegen zugestanden, ihren Landen eine von der römischen Hierarchie unabhängige, durch Reichssatzungen nicht nothwendig bedingte kirchliche Organisation zu geben, wie sie den Bedürfnissen ihrer Länder entsprach. — Mancherlei Anläufe in dieser Richtung traten ins Leben; auf die Kirchenorganisation Sachsens wirkte Luther selbst thätig ein. Sobald dies erreicht war, ließ Luther den Streit gegen die katholische Kirche zurücktreten; seine Predigten enthielten weniger Angriffe und Kritiken auf katholische Glaubenssätze, sie wurden vielmehr anregende und belehrende Ansprachen an das Volk. — Der gelehrte Streit wurde meist mittels Druckschriften fortgeführt.

Unterdessen gewann auch die Kirchenreform eine festere Begründung, wobei es den Evangelischen sehr zu statten kam, daß die Führer der katholischen Partei in Zwiespalt gerathen waren. Denn als Erzherzog Ferdinand 1526 Böhmen und Ungarn erwarb, hatte er die ehrgeizigen Absichten des Herzogs Wilhelm von Bayern auf Böhmen durchkreuzen müssen und diesen sich zum Gegner gemacht. — Der unterdessen abgeschlossene Friede mit Frankreich schien Karl V. freiere Hand gegen die Evangelischen gewähren zu wollen; der im Jahre 1529 drohende Türkensturm aber bewog den Kaiser, Gewaltmaßregeln zu verschieben. Zapolya, welcher in Ungarn als Thronbewerber dem Erzherzog Ferdinand erlegen war, hatte den Sultan Soliman zum Kriege gegen Oesterreich angespornt, und der Kaiser konnte gegen die furchtbare Macht der Türken der Hülfe sämmtlicher Reichsfürsten nicht entbehren. Um diese zu erlangen, schrieb er einen Reichstag nach Speyer aus (Februar 1529), auf welchem die katholische Partei jedoch zu entscheidendem Uebergewicht gelangte. Sie meinte, den Evangelischen viel zugestanden zu haben, als sie ihnen nur jede weitere Förderung der religiösen, Bewegung untersagte und die definitive Entscheidung über die künftige Ordnung der Dinge einer neuen, binnen Jahresfrist abzuhaltenden Versammlung vorbehielt. Dagegen protestirten die evangelischen Stände feierlich; indeß auch sie, obgleich in ihren theuersten Interessen schwer bedroht, bewilligten dem Kaiser Unterstützung gegen die Türken. Infolge dessen gab Soliman die Belagerung von Wien bald auf und beschränkte sich darauf, sich in Ungarn festzusetzen.

Kurfürst Johann legte den verbündeten Fürsten zu Schmalkalden 17 Glaubenssätze in lutherischem Geiste vor, von deren Annahme der Eintritt in den Bund evangelischer Stände abhängig erklärt wurde. Der Kaiser beeilte sich, den Protest der Evangelischen mit

Drohungen zu beantworten. Unter sich zwiespältig, besuchten und beschickten die Letzteren, worauf wir später zurückkommen werden, im Juni 1530 den Reichstag zu Augsburg.

Schon 1525 waren eine Anzahl katholischer Fürsten, und unter ihnen auch Joachim, zu einem Bündnisse wider die Anhänger Luther's zusammengetreten. Der eifrige Landgraf Philipp brachte im folgenden Jahre ein Gegenbündniß zu Stande. Häupter dieses Bundes wurden, wie wir wissen, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen.

Die Protestation von Speyer. Auf dem Reichstage zu Speyer 1529 war seitens der katholischen Fürsten durchgesetzt worden, jener früher in Speyer gefaßte Beschluß solle für aufgehoben gelten, die Katholiken mithin ihre Religion nicht ändern dürfen; wo Luther's Lehre noch nicht eingedrungen sei, solle sie auch nicht eingeführt werden; wo sie aber sei, solle man es damit nicht weiter treiben. — Gegen diesen Beschluß legten die evangelischen Stände eine Gegenerklärung, Protestation, ein. — Daher der Name Protestanten.

In dieser Erklärung heißt es: „In Sachen, die Gottes Ehre und jeder Seele Heil und Seligkeit beträfen, und worin sie Gott, den Erhalter des christlichen Glaubens, vor Allem und allein anzusehen schuldig: darin könnten sie Menschen nicht gehorchen. Sie forderten Glaubens- und Gewissensfreiheit; das Ansehen Gottes gelte ihnen mehr, als das des Papstes; die Aussprüche der Bibel ehrten sie über Menschensatzungen.“ Nun schrieb der Kaiser den in der Geschichte dieser großen kirchlichen Bewegung ewig denkwürdigen Reichstag zu Augsburg aus. Der Kurfürst von Sachsen gab dem Reformator und seinen geistlichen Mitstreitern auf, die vornehmsten Unterscheidungslehren des evangelischen Glaubens schriftlich aufzusetzen. So entstanden die „Torgauer Artikel“. —

Der vom Kaiser angesetzte Tag nahte, und von allen Seiten strömten jetzt wieder geistliche und weltliche Herren zusammen. Am 13. Mai zog Joachim in Begleitung seiner beiden Prinzen, Joachim und Johann, des Bischofs von Lebus, Georg's von Blumenthal, der Frankfurter Gelehrten Ruprecht, Elgersmann und Wimpina sammt einem Gefolge von Edelleuten und Dienern von Berlin aus, um sich nach Augsburg zu begeben. Er traf eher als der Kaiser dort ein, weshalb er diesem bis Innsbruck entgegenzog.

Zehn Jahre früher hatte ein armer, bis dahin unbekannter Mönch vor Kaiser und Reich gestanden, jetzt traten an seiner Stelle Fürsten und Herren auf, bereit, wie er, Gut und Blut für Glaubens- und Gewissensfreiheit zu wagen. — Luther verweilte während des Reichstages auf der Feste Koburg, wo er nach der Bestimmung seines Landesherrn wie ein Fürst gehalten wurde und auf brieflichem Wege den Seinen Rath ertheilte. Hier dichtete er auch das herrliche evangelische Glaubens- und Siegeslied: „Ein feste Burg ist unser Gott.“

Der Reichstag zu Augsburg. Am Abend vor dem Fronleichnamsfeste, den 15. Juni, hielt der Kaiser seinen feierlichen Einzug in die altberühmte Reichsstadt. Sogleich begannen die Verhandlungen mit den Ständen. Joachim bezeigte sich dabei äußerst thätig, und es kamen seine Kenntnisse und seine Beredsamkeit den Katholiken sehr zu statten. Bei allen öffentlichen Gelegenheiten bat man ihn, das Wort zu ergreifen, ja die Bischöfe hatten ihn sogar bei Bewillkommnung des Kaisers zu ihrem Sprecher gewählt. Was man nun zunächst von den evangelischen Fürsten verlangte, war, daß sie der Fronleichnamsprozession beiwohnen, wie auch, daß die evangelischen Prediger in den Kirchen Augsburgs ihre Predigten einstellen sollten. Fest und bestimmt lehnten die Fürsten dies Ansinnen ab; daraus ließ sich erkennen, welche Schwierigkeiten weiterhin hervortreten würden. —

Schon ehe der Kaiser erschienen war, hatte Melanchthon das Glaubensbekenntniß der evangelischen Stände in einfacher, klarer, bündiger Sprache angefertigt. Dies Glaubensbekenntniß hat später unter dem Namen der „Augsburgischen Konfession“ eine große geschichtliche Bedeutung erlangt. Bis zur Stunde ehrt es die evangelische Kirche als ihre vornehmste Bekenntnißschrift. Luther gab seine Zustimmung zu derselben, fügte aber lächelnd hinzu: „So sanft und leise kann ich nicht treten als Magister Philipp.“

Kurfürst Johann von Sachsen meinte, daß den Gottesgelehrten bange werden könnte.

„Liebe Herren“, sagte er zu ihnen, „trauet Ihr's nicht zu behaupten, so sehet, daß Ihr Land und Leute nicht ins Unglück bringt.“ Aber sie antworteten: „Gnädiger Herr, wollt Ihr nicht bei uns stehen, so lasset uns allein bei Kaisers Majestät uns verantworten.“ Jetzt sprach Johann zuversichtlich: „Da sei Gott vor, daß Ihr mich ausschließt; ich will meinen Herrn auch mit bekennen, mein Kurhut und mein Fürstenmantel sind mir nicht so theuer, denn das Kreuz Christi; jene bleiben in der Welt, dieses begleitet mich in den Himmel. Thut, was Recht ist, Gott zu Lob und Ehren; mich und mein Land müsset Ihr nicht ansehen.“ Und der Fürst von Anhalt fügte hinzu: „Ich habe Anderen zu gefallen manchen schönen Ritt gethan; sollte ich denn nicht, wenn es vonnöthen, auch meinem Herrn und Erlöser Jesu Christo zu Ehren und zu Gehorsam mein Pferd satteln und mit Daransetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein in das himmlische Leben eilen?“

Die Augsburgische Konfession. Am 25. Juni 1530 wurde die Bekenntnißschrift in der bischöflichen Kapelle vor der Reichsversammlung durch Dr. Christian Bayer, dem Kanzler des Kurfürsten von Sachsen, mit kraftvoller Stimme vorgelesen, und zwar so, daß selbst die Tausende von Menschen, die auf dem Schloßhofe in lautloser Stille standen, die Worte verstehen konnten. Dann wurden die Schriften in deutscher und lateinischer Sprache dem Kaiser überreicht. Kurfürst Johann sagte dabei: „Dies ist mein Bekenntniß, hiervon ich keinen Nagel breit weichen will. Es gehe mir darüber, wie Gott will!“

So traten die wackeren Fürsten ein für ihren Glauben, der ihnen „über Gut und Namen hochheilig“ war. Einzelne der bisherigen Gegner waren durch dies glaubensmuthige Auftreten für die evangelische Sache gewonnen worden, andere wurden milder und versöhnlicher gegen die Lutherischen gestimmt. Zu den Letzteren gehörte Joachim's Bruder, der Erzbischof von Mainz. Joachim dagegen blieb in entschiedenster Gegnerschaft und sprach für strenge Maßregeln. Eine friedliche Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche wurde unmöglich, als der Kaiser durch Eck, Cochläus und Wimpina eine sogenannte „Resolution“ zur Abschwächung des Eindrucks, welchen die Augsburger Konfession hervorgerufen hatte, ausarbeiten ließ und den Evangelischen eine Vertheidigung nicht gestattete. So recht aus Herzensgrund hatte der Kaiser jener Resolution seinen Beifall nicht schenken können, dennoch erklärte er die Protestanten hierdurch für widerlegt. Gewaltsame Gegenreformation wurde in Aussicht gestellt, und die Noth drängte den Protestanten jetzt die Ueberzeugung auf, daß man um der reinen evangelischen Lehre willen selbst der höchsten irdischen Obrigkeit, dem Kaiser, den Gehorsam verweigern dürfe.

Nun erfolgte der kaiserliche Reichstagsabschied. In demselben ward gesagt: alle von den Protestanten vorgenommenen Aenderungen der Lehre oder der Kircheneinrichtung seien verdammt; man wolle ihnen noch eine Frist bis zum 15. April des nächsten Jahres (1531) lassen, Alles in den früheren Zustand zurückzuführen und sich mit den höchsten weltlichen und geistlichen Mächten, mit Kaiser und Papst, wieder zu vereinigen; wer sich deß weigere, solle gestraft werden an Leib, Leben und Gut. — Damit war der Reichstag geschlossen.

Der Schmalkaldische Bund. Das Jahr 1531 kam heran, und die evangelischen Fürsten und Stände mußten auf das Schlimmste gefaßt sein. Sie traten nun — sieben Fürsten, zwei Grafen und elf Stände — am 26. Februar in Schmalkalden unter Sachsens und Hessens Vorstandschaft zu einem zunächst auf sechs Jahre giltigen Schutz- und Trutzbündnisse zusammen, um, sollte man Gewalt gegen sie anwenden wollen, den evangelischen Glauben mit dem Schwerte in der Hand zu schützen. Auch Luther wurde in eine neue Stellung gegen den Kaiser gedrängt. Bis jetzt hatte er von jeder gewaltsamen Widersetzlichkeit gegen das Reichsoberhaupt abgemahnt. Nun aber erklärte er: „Ich mag zwar nicht fürchten, der sonst so gnädige Kaiser werde gegen die Freunde des Evangeliums das Schwert ziehen. Sollte es aber dennoch geschehen, so sage ich, daß er als ein Knecht des Papstes und des Teufels handelt, und nicht als ein edler, echter deutscher Kaiser. Dann gilt das Wort: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen!“ —

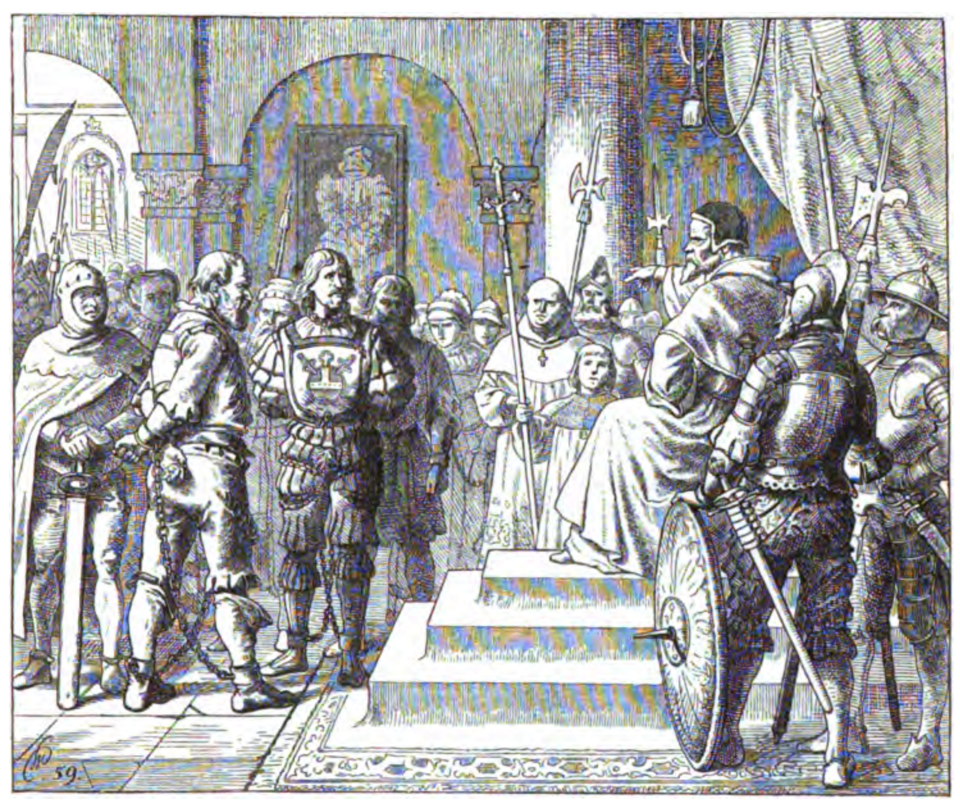
Der Nürnberger Religionsfriede. Die Rüstungen der Evangelischen verfehlten ihren Eindruck auf den Kaiser nicht. Dennoch wären ohne Zweifel die Verbündeten unterlegen, wenn der Kaiser schon damals zu einem Angriffe hätte schreiten können. Aber die inneren Zerwürfnisse der katholischen Partei hatten durch die Wahl Ferdinand's zum römischen König eine erbitterte Form angenommen und zwangen den Kaiser, vorläufig von allem gewaltsamen Vorgehen gegen die Evangelischen abzustehen. Als er es betrieb, daß sein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, König von Ungarn, zum König von Deutschland erwählt würde, drohte ernster als je äußerste Gefahr von Seiten der Türken, und um derselben mit Aussicht auf Erfolg begegnen zu können, war er auf des gesammten Deutschen Reiches Hülfe angewiesen. Daher nahm er eine freundliche Miene gegen die evangelischen Reichsstände an und bot die Hand zum Frieden. Luther gab den Letzteren den Rath: „Wenn Gott grüßt, ist es Zeit, ihm zu danken.“ So kam am 23. Juli 1532 der „Nürnberger Religionsfriede“ zu Stande. Nach ihm sollte bis zu einem endgiltigen Reichsbeschluß kein Reichsstand des Glaubens wegen belästigt und angegriffen werden. Doch ward diese Vereinbarung von Seiten des Kaisers nur als ein vorläufiges Auskunftsmittel angesehen, und die Evangelischen, die das recht gut durchschauten, blieben wach. Und sie thaten wohl daran. Denn der Kaiser brachte ein solches Heer auf, daß Soliman den Zusammenstoß mit demselben nicht erst erwartete, sondern die Ausführung seiner feindlichen Absichten auf günstigere Zeiten verschob. Doch auch nachher nahm das von den Türken besetzt gehaltene Ungarn sowie das Verhältniß zu Frankreich und dem Papst die Aufmerksamkeit und Kraft des Kaisers Karl V. fortwährend in Anspruch, so daß nun die Protestanten zur Kräftigung ihrer Stellung weitere Schritte thun konnten. — Ungeachtet dessen fanden auch jetzt Bewegungen sozialer Natur, die ihren Gegnern Schädigung zu bereiten drohten, bei ihnen eben so wenig Unterstützung, ja auch nur Duldung, wie früher während der bäuerlichen Aufstände.

Wiedertäufer. Mit dem Bauernaufstande fallen die Bestrebungen jener Sekte zusammen, welche, die Kindertaufe verwerfend, die Taufe nur an Erwachsenen vollzog und Jeden, der zu ihnen übertreten wollte, noch einmal taufte. — Sie erhoben sich in Schwärmen, nachdem Luther seine große That vollführt hatte. Sie fanden Anhang namentlich in Sachsen; aber ihr Einfluß reichte weiter, durch Franken nach der Schweiz hinein. Sie rühmten sich göttlicher Offenbarungen, träumten von dem Herankommen des himmlischen Reiches auf Erden, forderten die Fürsten auf, zu ihnen überzutreten, wenn sie nicht das Schwert der Gewalt verlieren wollten, verkündeten Gütergemeinschaft und Gleichheit aller Christen, nachdem die Neugewonnenen auch die geistige Wiedergeburt erlangt hatten.

Es war keineswegs im Jahre 1525 gelungen, diese Fanatiker völlig zu vernichten. Trotz der härtesten Verfolgungen verbreiteten sich ihre Anhänger immer weiter, nach dem Rhein, Westfalen, Holstein bis in die Niederlande, von wo aus Jan Matthys aus Harlem seine Apostel zur Verbreitung der neuen Lehre aussandte, die in Münster sowol an den bisherigen protestantischen Geistlichen wie an den Bürgern fanatisch aufgeregte Mitarbeiter „am heiligen Werke der Wiedergeburt“ fanden. Münster ward der Sammelpunkt der eifrigsten Anhänger dieser Sekte und es gelang ihnen hier im Jahre 1534, den Rath der Stadt durch ihre Glaubensgenossen auf ihre Seite zu bringen, einen der Ihrigen, Knipperdolling, zum Bürgermeister zu erheben, ja endlich alle Magistratswürden an Leute ihres Schlages zu bringen. Jetzt wurden alle Andersgläubigen verjagt und ihrer Habe beraubt. Ausbreiten konnte sich aber diese Sekte nicht weiter, da der Bischof von Münster mit Hülfe benachbarter Fürsten die unbotmäßige Stadt schon im April 1534 zu belagern begann. — Mit Ausdauer vertheidigten die Wiedertäufer „das neue Zion“; der Prophet Jan Matthys fiel im Kampfe; es trat an seine Stelle der aus Leyden übergesiedelte Jan Bockold, gemeinlich Johann von Leyden genannt. Lebhaften Geistes und beredt, belesen in der heiligen Schrift, wußte dieser maßgebenden Einfluß zu gewinnen, und nun setzte er im Verein mit Knipperdolling und dem hessischen Prediger Rothmann allerlei Neuerungen durch, welche

Recht und Sitte ins Gesicht schlugen. Wer sich widersetzte, verfiel dem Schwerte. Während dieser Schreckenszeit, als der wollüstige Schwärmer Jan von Leyden im Königsmantel das Regiment führte, herrschte unter diesem „Heiligen“ die widerwärtigste Mischung von Frömmigkeit und Heuchelei, Genußsucht und Blutdurst.

Der Hauptsturm auf die Stadt am 30. August 1534 ward tapfer abgeschlagen, selbst Knaben und Frauen unterstützten die Männer. Jetzt ließen der Bischof Franz von Waldeck und der Landgraf von Hessen der Stadt die Zufuhr abschneiden, um die Belagerten auszuhungern. Die einzige Hoffnung, welche denselben noch blieb und sie zur Ausdauer veranlaßte, war auf Holland gerichtet, wo sich Glaubensgenossen von ihnen zusammenscharten und dem Rheine zuzogen. Unterdessen griffen in der Stadt Hunger und Mangel immer empfindlicher um sich und die Verkündigungen der Propheten erwiesen sich als unzuverlässig.



Die gefangenen Wiedertäufer vor dem Bischof von Münster. Nach Camphausen.

Doch blieben die Führer entschlossen, den Tod der Ergebung vorzuziehen. Endlich erleichterte Verrath der Losungsworte den Belagerern einen nächtlichen Ueberfall. — In der Nacht vom 24. Juni 1535 ward die Stadt erstürmt, die Mehrzahl der Wiedertäufer niedergehauen oder gefangen; auch der „König des neuen Zion“ gerieth in die Gewalt des unerbittlichen Feindes. Jan, Knipperdolling und Krechting wurden unter furchtbaren Martern hingerichtet, Jan's Körper in einem Käfig an einem hohen Thurm der Stadt aufgehängt. — Hier und an anderen Orten wurden die Verirrungen der Wiedertäufer auf das Grausamste geahndet. Nachdem dieselben eine Zeit lang heimatlos umhergeirrt, geriethen sie allmählich in Vergessenheit. Lutheraner sowol wie Katholiken hatten zu ihrer Unterdrückung eifrig beigetragen; aber nur gegen diesen gemeinsamen Feind hatten sie zusammengestanden, ihre Feindschaft war dabei immer dieselbe geblieben; während der Papst immer lebhafter in Karl V. drang, die lutherischen und reformirten Ketzer mit Feuer und Schwert auszurotten.

Die letzten Jahre Joachim's I. Joachim war fast ein ganzes Jahr von der Mark entfernt geblieben. Während er aber auswärts gegen die evangelische Lehre kämpfte, faßte diese immer festeren Fuß in seinem eigenen Lande. Vorzüglich wurde sie gefördert durch den 1526 zum Bischofe von Brandenburg gewählten Matthias von Jagow, der recht eigentlich als Gründer der neuen Lehre in der Mark zu betrachten ist. Luther sagte in Bezug auf ihn: „Ach, Gott gebe uns solche Bischöfe mehr!" Namentlich sorgte er für Verbreitung der lutherischen Bibelübersetzung und regte auch außerdem evangelischen Sinn und evangelisches Wesen an, so viel er es vermochte. Stände und Adelige thaten ebenfalls das Ihrige; auf Schlössern und in den Städten wurden die Geistlichen genöthigt, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen, einzelne Adelige und Stadtobrigkeiten stellten geradezu evangelische Geistliche als Haus- oder Kirchenprediger bei sich an. Letzteres geschah z. B. in Königsberg in der Neumark, in Drossen, in Belitz, in Züllichau. Aus Brandenburg machten sich schon 1531 die Mönche heimlich davon und schafften somit Gelegenheit, bessere Geistliche zu berufen. Wittenberg, die Pflanzschule des evangelischen Geistes, war nicht im Stande, so viele Geistliche heranzubilden, als in Deutschland allerorten verlangt wurden.

Religiöse Wirren. In Stendal kam es leider zu einem förmlichen Aufstande. Der als Kanzelredner sehr beliebte Franziskanermönch Kuchenbecker trat zur evangelischen Lehre offen über und veranlaßte die Gemeine, lutherische Lieder zu singen. Die Bewegung ward allgemeiner, der Zulauf zu dem Prediger größer, und die Rathsherren waren in nicht geringer Besorgniß, wenn sie der Folgen gedachten, die bei der Rückkehr Joachim's nach Brandenburg für sie entstehen könnten. Da sie nicht meinten, allein der Bewegung Herr werden zu können, sandten sie zu den Markgrafen Joachim und Johann, die bereits von Augsburg zurückgekehrt waren, und denen der Vater während seiner Abwesenheit die Verwaltung des Landes übergeben hatte, und baten diese um Beistand. Bald erschien auch der Landeshauptmann Busso von Alvensleben nebst zwei Räthen in Stendal, forderten die Bürgerschaft auf das Rathhaus und verlangten, der kurfürstlichen Verordnung gegen das Singen und Lesen lutherischer Lieder und Schriften von Stund an Folge zu geben, was auch versprochen ward. In der nächsten Nacht wurden einige Leute verhaftet, auch hieß es, der Franziskanermönch Kuchenbecker wäre „gejagt und gestochen" worden. Es war dies nicht der Fall. Kuchenbecker hatte nur aus Besorgniß vor der Gefangennehmung das Kloster verlassen und hielt sich bei einem Bürger versteckt. Es entstand ein Auflauf, und man begehrte mit wüstem Geschrei die Freilassung der Gefangenen. Plötzlich erschien der Mönch unter der Menge. Aber statt in evangelischem Sinne von allen Gewaltthätigkeiten abzumahnen, forderte er die Leute zum Widerstande auf und sagte: „So Jemand um seinetwillen etwas thun wolle, so wäre es jetzt Zeit." Das ward Veranlassung zu einem offenen Aufruhr. Den fürstlichen Räthen gelang es kaum, sich durch eilige Flucht auf das Rathhaus zu retten. Dort aber wurden sie nun vom Pöbel förmlich belagert. Man zertrümmerte die Fenster und suchte die Thür zu erbrechen. Auf den Hülferuf der Bedrohten gelang es endlich den besonneneren Bürgern, den Pöbel von weiteren Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten. In der folgenden Nacht wurden jedoch einige Häuser der Priester geplündert.

Vorgänge dieser Art konnten der guten Sache nur schaden. Die Strafe blieb auch nicht aus. Kaum war Joachim ins Land zurückgekehrt, so sandte er seinen Sohn Johann mit 1000 Reitern nach Stendal, um Gericht zu halten. Die Stadt mußte allen Schaden ersetzen und 10,000 Goldgulden Strafe zahlen. Außerdem verlor Stendal — und das war der härteste Schlag, der die Stadt traf — die bisherige Zollfreiheit in der Altmark und Priegnitz. Die Rädelsführer wurden zum Tode verurtheilt; doch heißt es, der Kurfürst habe, auf Fürbitten seines Sohnes Johann, diese Strafe in Verbannung verwandelt.

Wiewol sich der Kurfürst aller Religionsverfolgungen in seinem Lande enthielt, soll er doch alsbald darauf bei der Nachricht von dem Abschlusse des „Nürnberger Religionsfriedens", durch welchen den Evangelischen Duldung zugesagt ward, in großer Heftigkeit erklärt haben:

„Lieber wolle er Land und Leute verlieren, ja sterben und verderben, als in einen solchen Frieden willigen.“

Wieder gegen die Türken. Der Kaiser hatte von den deutschen Fürsten Hülfe gegen die Türken verlangt, und auch die evangelischen Fürsten entzogen sich dem Rufe nicht.



Kurprinz Joachim vom Kaiser zum Ritter geschlagen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Das Reich stellte 24,000 Mann. Diese Macht vereinte sich mit der des Kaisers und des Königs Ferdinand. So konnte jetzt dem drohenden Feinde, der verheerend durch Ungarn heranzog, um den Halbmond zum zweiten Male vor den Mauern Wiens aufzupflanzen, ein Heer von 87,000 Mann entgegengestellt werden. Die einzelnen Heerhaufen der Türken wurden vernichtet, und der Großherr Soliman mußte sich (1532) auf den Rückzug begeben.

Des Kurfürsten Sohn Joachim, der die brandenburgische und sächsische Reiterei befehligte, zeichnete sich in diesem Kriege durch ritterliche Tapferkeit in dem Maße aus, daß ihn der Kaiser im Angesichte des Heeres zum Ritter schlug. Erst im folgenden Jahre kehrte der Kurprinz nach Brandenburg zurück, und die Berliner bereiteten ihm einen prächtigen Empfang. Im Festtagsschmucke zogen ihm im Gefolge des Kurfürsten die Geistlichkeit, der Adel sowie die Stadtobrigkeit entgegen. Mit Thränen der Rührung schloß ihn der Vater in seine Arme, Gott preisend, daß er ihm den Sohn erhalten und ihm durch dessen Wiedersehen so große Freude in seiner Bekümmerniß bereitet habe. Unter Glockengeläute und dem Schalle kriegerischer Musik zog der Kurprinz durch die mit Ehrenpforten geschmückten Straßen, die bis zum Schlosse mit Blumen bestreut waren. Türkische Gefangene folgten dem Sieger; erbeutete Waffen, Fahnen und Roßschweife wurden ihm nachgetragen. Was aus den türkischen Gefangenen geworden ist, findet man nirgends verzeichnet. „Vielleicht", sagt ein neuester Chronist, „hat man sie christianisirt, und müßte man Etymologen fragen, ob nicht vielleicht die den Namen Türck führenden Berliner noch ein Milligramm osmanischen Blutes in sich haben." —

Bald danach fühlte der Kurfürst das Herannahen seines Lebensendes. Er schrieb nun seinen letzten Willen nieder und bestimmte, mit Umgehung des von Albrecht Achilles aufgestellten Hausgesetzes, daß nach seinem Tode der jüngere Sohn, Johann, die Neumark, das Herzogthum Krossen und die brandenburgischen Besitzungen in der Lausitz, Joachim dagegen die märkischen Stammlande nebst der Kurwürde erhalten sollte. Er blieb bis zum letzten Augenblicke seines Lebens ein Gegner des „wittenbergischen Wesens", was nicht nur daraus zu ersehen ist, daß er sein Verhalten gegen seine Gemahlin Elisabeth nicht änderte (sie kehrte erst nach seinem Tode ins Land zurück), sondern auch aus dem Umstande, daß er seine Söhne beschwor, der „Ketzerei des Lutherthums" mit allen Kräften entgegenzutreten und „dem alten christlichen Glauben" treu zu bleiben. Wenn es klar zu Tage liegt, daß er in diesem Punkte dem Irrthum verfallen war, so wird ein Jeder bei seiner Erinnerung billig desjenigen Guten gedenken, das sein reger Wille dem Lande bereitet hat. Er starb im Jahre 1535. Die fürstliche Leiche ward im Kloster Lehnin neben der seines Vaters beigesetzt. Später wurde auch sie nach dem Dome zu Cöln an der Spree übergeführt. Außer den Söhnen überlebten ihn drei Töchter: Anna, Elisabeth und Margaretha.

Joachim II., genannt Hector, und Johann von Küstrin. (1535—1571.)

Der letztwilligen Verfügung des Vaters gemäß trat nun Joachim II. als sechster Kurfürst die Herrschaft der eigentlichen märkischen Stammlande an, indeß sein Bruder Johann, gewöhnlich Johann von Küstrin genannt, die Verwaltung der Neumark, des Herzogthums Krossen und der brandenburgischen Besitzungen in der Lausitz übernahm.

Beide Söhne hatten, wie mitgetheilt wurde, von ihrem den Wissenschaften mit ganzer Seele ergebenen Vater eine außerordentlich sorgfältige Erziehung erhalten. Joachim's II. wissenschaftliche und gesellige Bildung gewann ihm die Achtung und Bewunderung des Kaisers Karl V. wie auch der Gelehrten seiner Zeit. Der große Mitbegründer der Reformation, Philipp Melanchthon, dieses milde, sonnige Gemüth, bezeugt Letzteres, indem er an Joachim II. schreibt: „Da Euer Wohlwollen für wissenschaftliche Bestrebungen in ganz Deutschland bekannt ist, so pflegen die Gelehrten ihre Studien Euch zu zeigen und vorzulegen." Von Charakter war Joachim durchaus versöhnlich und wohlwollend, ja mild bis zur Schwäche, obgleich es auch Augenblicke gab, in denen der den Hohenzollern gemeinsame Zornesblitz aus ihm hervorbrach. In der fürstlichen Tugend der Freigebigkeit ging er offenbar bisweilen zu weit, wie denn auch seine Prachtliebe dem Lande theuer zu stehen kam. „Des gemeinen Friedens", heißt es in einer von Steinheim in Wittenberg herausgegebenen Chronik, „hat er sich alleweg aufs Höchste angenommen. Allen Afterreden, Verleumdungen und aller Heuchelei, welche Gifte sonsten an Höfen sehr regieren, war er todfeind."


BIBEL

Erste Beziehungen des Kurfürsten mit Luther. In welchem Grade Joachim's II. Gedankenkreis von der protestantischen Lehre bereits berührt war, sahen wir schon bei der Schilderung des Reichstages zu Worms, wo er die Priester durch eine Frage in nicht geringe Verlegenheit gesetzt hatte. Mit Luther's Schriften war er längst schon vertraut. Daß das Beispiel seiner frommen Mutter Elisabeth, die von den Söhnen gleich nach des Vaters Tode ins Land zurückgeführt worden war, keinen geringen Einfluß auf ihn ausgeübt hatte, läßt sich ermessen. Vier Jahre vor des Vaters Tode hatte Joachim eine Unterredung mit dem Reformator, wobei er ihn unter Anderm fragte, weshalb er so heftig gegen die großen Herren eifere. Luther antwortete: „Gnädiger Herr, wenn Gott will das Erdreich fruchtbar machen, so muß er lassen vorhergehen einen guten Platzregen mit einem Donner und danach darauf fein mählich regnen lassen; item, ein weidenes Rüthlein kann ich mit einem Messer zerschneiden, aber zu einer harten Eiche muß man eine scharfe Axt, Keile und Sägen haben, man kann sie dennoch kaum spalten." Auch sind aus jener Zeit Briefe des Kurfürsten vorhanden, die von einem schriftlichen Verkehr mit Luther zeugen.

Von dem Bruder Joachim's II., dem Markgrafen Johann, sind ebenfalls Thatsachen bekannt geworden, die auf seine Hinneigung zu der neuen Lehre vor dem Antritte seiner Herrschaft schließen lassen. Es mag schon das heldenmüthige, gottbegeisterte Auftreten Luther's in Worms auf ihn, der als zwölfjähriger Prinz dem Reichstage beiwohnte, einen unverlöschbaren Eindruck gemacht haben. Als junger Mann begab er sich, gleich seinem Bruder Joachim, mehrmals heimlich zur Mutter und trat durch Vermittlung derselben in Verkehr mit Luther.

Die Stellung der Söhne gegenüber der die Welt immer mehr bewegenden religiösen Frage war freilich vor dem Tode des Vaters heikelig genug. Hier der Vater als der entschiedenste Gegner, dort die Mutter als die eifrigste Anhängerin der Reformation. So wurden ihnen von den Eltern, den ihnen theuersten Menschen, völlig widerstrebende Gegensätze mit gleicher Glut angepriesen. Ihre Herzen mochten früh schon auf Seiten der Mutter schlagen, und doch der Vater — welch ein Mann! Er vertrat die alte, in ihrer Art ebenfalls ehrwürdige Anschauung, daß die Kirche sich erneuen solle auf dem Grunde ihrer Verfassung. Es war dies ein Gedanke, mit dem die deutsche Nation, wie wir wissen, bereits länger als einhundert Jahre lang gerungen, und den zu verwirklichen leider der römische Oberpriester und die Geistlichkeit auch nicht den geringsten ernsten Willen bezeugt hatten! „Verbesserung an Haupt und Gliedern!" — die Priesterschaft lächelte im Stillen über solch eine Forderung, wenngleich sie die Miene annahm, als finde sie dieselbe gerecht und billig. Doch ihr nachgeben, auch nur um einen Finger breit, würde ja darauf hinauslaufen, den Deutschen Macht über die Kirche einzuräumen! „Die tollen, trunkenen Deutschen werden ja auch weiterhin hoffen und harren — sie sind ja — geduldig!" — Nun war aber die deutsche Geduld endlich zu Ende gegangen, und die Römlinge wurden mit Schrecken inne, wie wenig sie in die Tiefe des deutschen Charakters zu blicken vermocht hatten.

Als Joachim und Johann ihre Herrschaft antraten, zeigte es sich, daß bereits fast das ganze Land von dem Geiste der Reformation durchdrungen war. Melanchthon sagt darüber in einem Briefe an Justus Jonas: „Das Volk dürstet wunderbarlich nach der heiligen Lehre, ein großer Theil des Adels begehrt ihrer, und der Kurfürst billigt sie, indem er nämlich nicht ohne Gründlichkeit über sie urtheilt und seinem Volke die Hoffnung erhält, daß er die Kirche reformiren werde. Es widerstreben aber die Pfaffen, davon das Land eine große Menge hat, und die ich nirgends verderbter und dümmer, ich möchte sagen barbarischer gefunden habe. Sie sind unwissend, roh, anmaßend, widerwärtig, von unglaublicher Halsstarrigkeit und aufgeblasen durch die Meinung, die sie von ihrer Weisheit und Gelehrsamkeit haben. Die sind es, die theils mit Gewalt, theils mit List widerstehen."

Johann, entschiedener von Charakter als sein Bruder, ging zunächst in der Anerkennung der protestantischen Lehre vor, er berief Prediger aus der Wittenberger Schule ins Land

und nahm selbst im Jahre 1538 das Abendmahl auf evangelische Weise. — Joachim dagegen verfuhr zögernd. In ihm behauptete immer noch der Gedanke, daß den Mißständen durch allgemeine Kirchenversammlungen abzuhelfen sei, die Oberhand, wie das aus einem Schreiben an seinen Schwiegervater, den König Sigismund von Polen, hervorgeht, der ihm wegen seiner dem Protestantismus sich zuneigenden Gesinnung Vorhaltungen gemacht hatte.

„Es sei ihm Gewissenssache", heißt es in diesem Schreiben, „bei dem Zwiespalte in der Religion tüchtige Lehrer anzustellen, um das Ansehen des Gottesdienstes und die Kirchenzucht aufrecht zu erhalten, die völlig danieder lige. Als ein gerechter Fürst könne er alle Gebrechen und Irrthümer der Kirche nicht mit Feuer und Schwert vertheidigen. Weit entfernt, sich von der allgemeinen Kirche zu trennen, bekenne er sich zu der wahren Lehre derselben, werde sich einer Kirchenversammlung, auf die er bisher vergeblich gewartet habe, und welche die Päpste nicht berufen wollten, nicht entziehen, das Christenthum auch ferner, wie er bereits im Felde gegen die Türken bewiesen, mit Gut und Blut vertheidigen und wünsche Eintracht." Auch gegen den Kaiser ließ er sich in ähnlicher Weise aus.

Joachim nimmt das Abendmahl nach evangelischer Weise. Indeß gingen drängendere Schreiben von den Ständen und auch von mehreren Städten bei Joachim ein, in denen die Bitte ausgesprochen wurde, der evangelischen Lehre die öffentliche Anerkennung nicht länger zu versagen. So kam das Jahr 1539 — das vierte Jahr seiner Regierung — heran. Da beschloß er, wie sein Bruder Johann schon ein Jahr zuvor gethan hatte, das Abendmahl nach evangelischer Weise zu nehmen. Zu dem Orte, an welchem dies geschehen sollte, wählte er Spandau, den Wittwensitz seiner frommen Mutter Elisabeth. Zahllose Scharen des Volkes aus den umliegenden Städten und Dörfern strömten zu dem für die Feier bestimmten Tage — dem 1. November — herzu. Die Stände des Landes und die berühmtesten evangelischen Prediger der Kurmark waren dazu berufen worden. Jetzt noch zeigt man das Haus in Spandau, in welchem Joachim den Beginn der Feier mit Sehnsucht erwartete. Unter dem Läuten der Glocken bewegte sich, den Kurfürsten und seine Familie an der Spitze, der feierliche Zug nach der Nicolaikirche. Der zum Propst von Berlin erwählte Prediger Georg Buchholzer hielt die Predigt, und der Kurfürst nebst seiner Familie, viele Hof- und Staatsbeamte, eine große Anzahl von Edelleuten und Alle, die sonst noch Verlangen danach trugen, empfingen aus der Hand des ehrwürdigen Bischofs von Brandenburg, Matthias von Jagow, das heilige Abendmahl in evangelischer Weise.

Das war ein großer Augenblick für die Zukunft des Landes. Von da ab nahm das brandenburgische Herrschergeschlecht, wie auch das Volk, Abschied auf immer von jenem Geiste, der unsere Nation der Knechtschaft einer auswärtigen Macht unterworfen hatte.

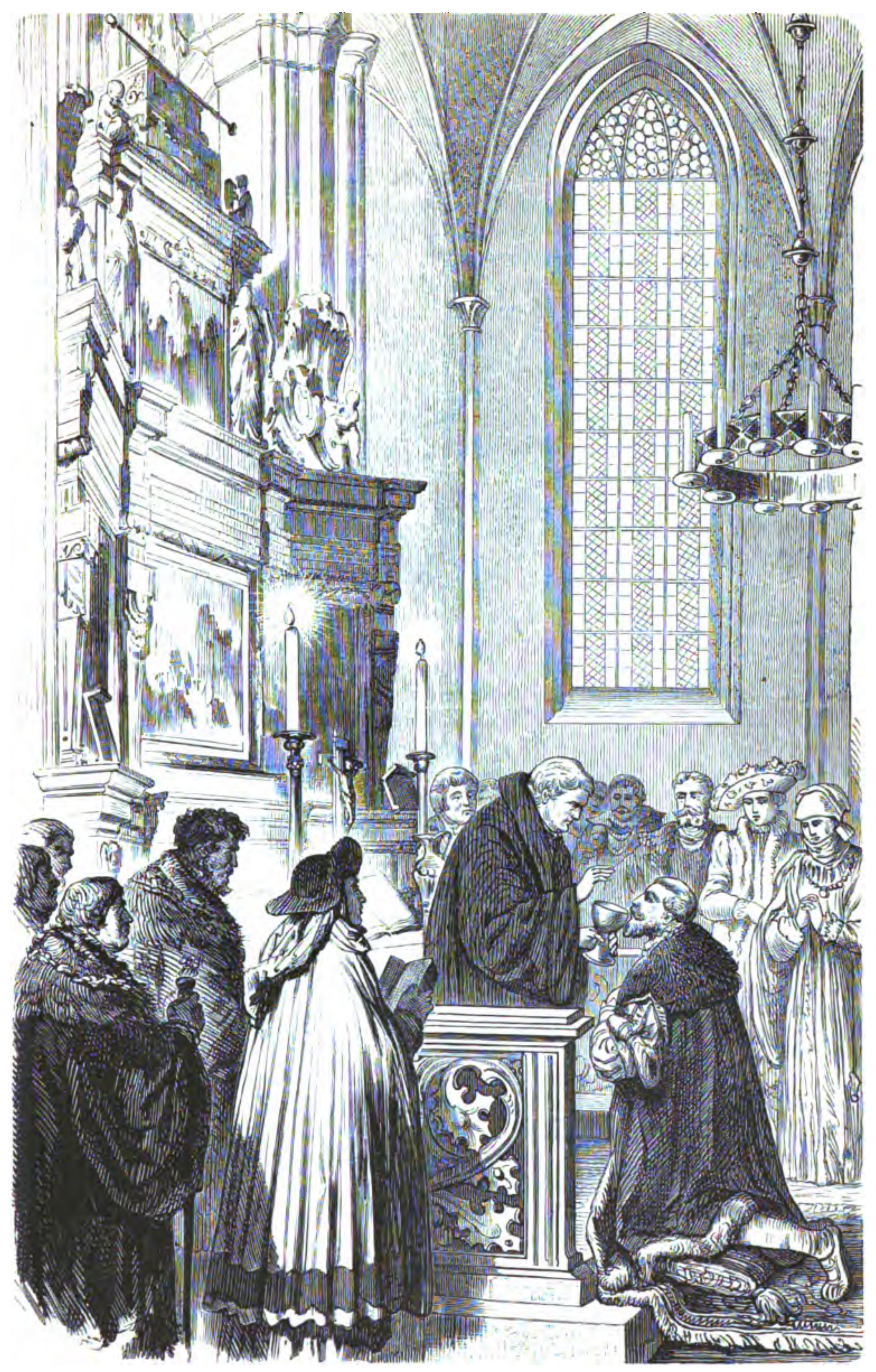
Zugleich erließ der Kurfürst eine Verordnung, durch welche den Gemeinden anheimgegeben ward, ihren Gottesdienst nach evangelischer Weise einzurichten. Der größte Theil des Adels und die meisten Städte machten davon sogleich Gebrauch. Berlin schon am folgenden Tage. — Bald darauf ward eine Kirchenordnung verkündigt, bei deren Bearbeitung der Kurfürst Luther, Melanchthon und andere berühmte Gottesgelahrte zu Rathe ziehen ließ.

Kirchenordnung für die Mark. In derselben heißt es unter Anderem: „Alle Bemühungen des Kaisers, die vorhandenen erschrecklichen Irrthümer und Mißbräuche in der Kirche zu heben, wären vergeblich gewesen, und eine allgemeine Kirchenversammlung sei sobald nicht zu hoffen. Ihm sei die Sorge für seine Unterthanen von Gott aufgetragen, und damit nicht teuflische Sekten und Lehren überhand nähmen, habe er, nach Berathung mit den besten, gottesfürchtigen, treuherzigen, erleuchteten Gelehrten und den vornehmsten Prälaten und Räthen, eine Kirchenordnung, die dem Worte Gottes gemäß, verfaßt, um abscheuliche Mißbräuche abzuschaffen, gute Kirchengebräuche als gute Mitteldinge beizubehalten, wodurch er sich nicht von der wahren Kirche trenne, bei welcher er immer verharren wolle."

Manche alte Kirchengebräuche wurden demgemäß noch beibehalten, was eifrigen Protestanten Sorge machte und sie bewog, sich an Luther zu wenden. Dieser beruhigte sie, indem er Gebräuche dieser Art als Nebendinge bezeichnete und auf die Hauptsache, die gewonnen sei, die Predigt des Evangeliums und den Gebrauch der beiden Sakramente nach den Einsetzungsworten, verwies. Wenn es dem Kurfürsten gefalle, schrieb er an den Propst Buchholzer, so möge er ein silbernes oder goldenes Kreuz tragen, ein sammtenes, seidenes oder leinenes Meßgewand anlegen. „Und hat Euer Herr der Kurfürst“, fährt er fort, „an einer Chorkappe nicht genug, die Ihr anziehet, so ziehet deren drei an, wie Aaron der Hohepriester drei Röcke übereinander anzog, die herrlich und schön waren, daher man die Kirchenkleider im Papstthum Ornata genannt hat. Haben auch Ihre Kurfürstlichen Gnaden nicht genug an einer Prozession, daß Ihr umhergehet, klingt und singt, so gehet siebenmal mit herum, wie Josua mit den Kindern Israel um Jerichow gingen.“ — „Denn solche Stücke, wenn nur Abusus (Mißbrauch) davon bleibet, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts; doch daß nur nicht eine Noth zur Seligkeit und das Gewissen damit zu verbinden, daraus gemacht werde. Und könnt ich's mit dem Papst und Papisten so weit bringen, wie wollt ich Gott danken und so fröhlich sein! Und wenn mir der Papst diese Stücke frei ließe gehen und predigen, und hieße mich (mit Urlaub) eine Bruch umhängen, ich wollt's ihm zu Gefallen tragen.“ — — — „Denn es ist ein frei Ding und menschlicher Andacht Ordnung und nicht Gottes Gebot. Denn Gottes Gebot ist allein nöthig, das andere ist frei.“

Die Mönche. Aus vielen Klöstern gingen die Mönche heimlich davon und nahmen an Kirchengut, so viel sie vermochten, mit. Manche Schätze wurden vergraben, um gelegentlich geholt zu werden. Ein gewaltsames Vertreiben der Mönche oder Priester, die bei ihrem Glauben verblieben, fand nirgends statt. Das Kloster Lehnin ward im Jahre 1542 aufgehoben. (Es hatte dasselbe also 362 Jahre bestanden.) Die wenigen Mönche, die im Kloster blieben, empfingen dort ihren Unterhalt bis an ihr Lebensende. Auch der Prior, Subprior und Senior blieben im Kloster. Ihr Schreiben an den Kurfürsten, in welchem sie ihre Bitten über die Art ihrer Verpflegung aussprachen, ist wichtig genug, um hier angeführt zu werden. Man sieht aus demselben, an welch ein gutes Leben sie sich gewöhnt hatten, und wie sehr sich dies unterschied von der Enthaltsamkeit ihrer Vorgänger, die unter den Askaniern das Kloster gebaut hatten. Dabei ist noch zu erwägen, daß sie, um nicht den Vorwurf der Prasserei auf sich zu laden, ihre Forderungen ihren Wünschen gegenüber sicherlich um Vieles ermäßigt haben. Sie baten „um nachgeschriebene Provision: zum Mittagsmahl vier Essen (Gerichte), zum Abendbrot drei Essen, für einen jeden Bruder vier Brote, alle Woche eine Tonne Bier, alle Jahr acht Tonnen Wein, alle Nothdurft an Kleidern, Schuhen und Bettgewand, einmal in der Woche barbiren, alle vierzehn Tage einmal baden, alle Monzeit für vier Groschen Semmeln, die Woche einmal frische Butter, Käse nach Bedarf, nach Gelegenheit der Jahreszeit Obst, als Aepfel, Birnen u. s. w., für die Kranken Gewürz, als Pfeffer, Safran, Ingwer und Näglein, Muscat, Rosinen, Mandeln, Zucker, auf Neujahr einen Pfefferkuchen und zu Mitfasten ebenfalls, einem jeden Bruder sein Kleid jährlich zu waschen: wofern Jemand Freunde bei sich hat, daß man die aus der Küche speise; Fische drei Tage in der Woche, in der Fastenzeit aber durchaus.“

Sowol ihre, als auch die Wünsche anderer Klosterbrüder gingen in Erfüllung. Die Klöster wurden theils als Kammergüter des Landesherrn eingezogen, theils an Adelige als Lehen gegeben, theils in wohlthätige Anstalten oder Schulen verwandelt. Für Schulen wurde überhaupt in der Mark eifrig Sorge getragen; auch die Universität zu Frankfurt, die als Hauptgegnerin der Reformation so außerordentlich heruntergekommen war, suchte der Kurfürst durch Heranziehung tüchtiger Lehrerkräfte wieder zu heben. — Der Uebergang Brandenburgs zur Reformation war somit in friedlicher und damit dem Geiste des Evangeliums vollkommen entsprechender Weise vor sich gegangen.



Joachim II. empfängt das Abendmahl. Nach Ludwig Burger.

Die ersten Religionskriege.

Der Lebensabend Luther's war herangekommen. Manches gestaltete sich trüber, als er erwartet und gewünscht hatte. Viel war noch zu thun, um Das zu erringen, was ihm als das Bild evangelischer Freiheit vorschwebte. „Das ist nun meine Arbeit", sagte er, „Gott gebe, daß Andere nach mir es besser machen. Bittet Gott für mich, daß er mir ein gutes Stündlein verleihe." Im Jahre 1546 baten ihn die Grafen von Mansfeld, die Schlichtung eines Streites zwischen ihnen zu übernehmen. Obgleich schon sehr schwach, entzog er sich einem solchen Friedenswerke nicht, sondern er unternahm eine Reise, die für den gewünschten Zweck nöthig war. „Wenn ich", sagte er, „die Grafen von Mansfeld werde versöhnt haben, so will ich heimziehen und mich in meinen Sarg legen." In Eisleben angekommen, fühlte er sich ernstlich krank, und am 17. Februar ahnte er, daß seine letzte Stunde gekommen sei. „Wie, wenn ich hier bleiben müßte, wo ich getauft bin?" sagte er. Freunde eilten herbei und umstanden sein Lager. Als er das Nahen des Todes fühlte, sprach er: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Freunde, betet zu Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohl gehe, denn der leidige Papst zürnt hart mit ihm. — Ich gehe dahin, aber wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet." Er schloß die Augen. Da ihn aber Dr. Jonas fragte: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf die Lehre, die Ihr gepredigt habt, sterben?" so antwortete er mit kräftiger Stimme: „Ja, ja!" — und entschlief. Es war am 18. Februar 1546.

In ihm starb der erste große Volkslehrer der Deutschen, der Gottesmann, dessen Wort auf sein Volk wie ein fruchtbarer Gewitterregen auf ein dürstend Erdreich herniedergefallen war.

Luther, der es ahnte, daß man auch das Mittel des Schwertes nicht würde unversucht lassen, die gewonnene evangelische Freiheit wieder zu vernichten, hatte zu Gott gefleht, ihn nicht den Ausbruch eines Religionskrieges erleben zu lassen. Kaum war er entschlafen, da rührten sich die Römlinge und Karl V. begann heimlich gegen die protestantischen Fürsten zu rüsten. Es gelang ihm, durch Versprechungen den Herzog Moritz von Sachsen zur Untreue gegen seine Glaubensgenossen zu bewegen, und nun erklärte er öffentlich — dies geschah noch im Todesjahre Luther's — er werde einige Fürsten züchtigen, die unter dem Scheine der Religion ihn in seinen kaiserlichen Rechten gekränkt und damit den Frieden des Reiches gestört hätten. Bald darauf sprach er über den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und den Landgrafen Philipp von Hessen die Reichsacht aus, entband damit also deren Unterthanen von Pflicht und Gehorsam gegen sie. Der Papst weihte dies rücksichtslose Verfahren durch fromme Worte und bot Allen, die an dem Kreuzzuge gegen die protestantischen Ketzer Theil nehmen würden, Ablaß.

Da loderte die alte Begeisterung für die gute Sache in den protestantischen Fürsten empor, und sie traten zu einem engen Schutz- und Trutzbündniß zusammen.

Die verbündeten Fürsten hatten sich kurz zuvor zu Gewaltthätigkeiten gegen den Herzog von Braunschweig, den Schwiegervater Johann's, hinreißen lassen. Darüber empört, war dieser von dem Bündnisse zurückgetreten. Dazu kam, daß er sich, wie auch sein Bruder, der Kurfürst Joachim, durch des Kaisers Wort, „es handle sich keineswegs um Religionssachen", täuschen ließ. Als von den protestantischen Fürsten an Joachim die dringende Mahnung erging, ihrem Bündniß beizutreten, da es sich, trotz der kaiserlichen Versicherung, in der That um nichts Anderes als um Unterdrückung des evangelischen Glaubens handle, antwortete er daher: „Es wäre den Verbündeten heilsamer, wenn er nicht zu ihnen überträte. Denn geschähe das Unglück, daß der Kaiser sie besiege, so könnte er dann als Vermittler und Friedensstifter für sie eintreten. Sollte es aber offenbar werden, daß der Kaiser wirklich im Sinne habe, den evangelischen Glauben auszurotten, dann wolle auch er nimmer fehlen."

Schlacht bei Mühlberg. Die vereinigten protestantischen Fürsten erklärten, daß sie nun zur Vertheidigung ihres Glaubens zum Schwerte griffen und zogen den Kaiserlichen, ehe diese es sich versahen, entgegen. Nachdem es ihnen gelungen, den Feind zum Rückzuge zu nöthigen, kehrte der Kurfürst von Sachsen nach seinen Erblanden zurück, um den auf des Kaisers Seite stehenden Moritz von Sachsen daraus zu vertreiben. Aber schon im Frühling des nächsten Jahres fiel der Kaiser mit großer Macht in Sachsen ein und nahm seine Stellung bei Mühlberg. Beide Heere trennte die Elbe. Da ward den Kaiserlichen von einem Bauer eine seichte Stelle im Flusse verrathen, das Heer der Sachsen unvermuthet überfallen und trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr geschlagen; ja es gelang den Kaiserlichen sogar, den Kurfürsten Johann Friedrich gefangen davonzuführen. Philipp von Hessen zog sich mit seiner Heeresabtheilung zurück.



Die Verkündigung des Todesurtheils über Kurfürst Johann Friedrich während des Schachspiels.

Jetzt glaubte der Kaiser, gewonnenes Spiel zu haben, und er beschloß, den Widerstand beider Fürsten schwer zu ahnden. Sein vermuthlich meist aus Spaniern bestehendes Hofgericht verurtheilte den Kurfürsten von Sachsen zum Tode. Der Kurfürst empfing die Benachrichtigung von dem harten Spruche, als er gerade mit dem berühmten Maler Lucas Cranach dem Aelteren, der seinem Gebieter freiwillig während seiner Gefangenschaft getreulich Gesellschaft leistete, beim Schachspiele saß.

Kaum hatte Joachim von Brandenburg von der Verurtheilung Kenntniß erlangt, als auch er sich beeilte, seinem Worte getreu, ins Lager des Kaisers zu gelangen. Er wußte es durchzusetzen, daß das Todesurtheil zurückgenommen wurde. Doch blieb der Kaiser bei der Forderung, daß Friedrich von dem ferneren Besitz seines Landes abstehe, weil es dem Vetter desselben, Moritz von Sachsen, zugesagt worden war.

Ruhig unterschrieb der fromme Fürst die Verzichtserklärung. Als man aber von ihm forderte, er solle seinem evangelischen Glauben entsagen, antwortete er fest: „Er wolle lieber noch den Hals verlieren, als von seiner Religion sich abwendig machen lassen."

Auch der Landgraf Philipp von Hessen gerieth durch Hinterlist und Wortbruch in die Gefangenschaft des Kaisers. Es war ihm unter der Bedingung, daß er sich unterwerfe, Verzeihung zugesichert worden. Er erklärte sich bereit dazu. Das Schriftstück, das er zu unterzeichnen hatte, enthielt die Klausel: „Ohne einigen Gefängniß." Der Landgraf kam, „ließ sich öffentlich zu des Kaisers Füßen auf beide Kniee nieder, indeß der Kanzler, wie man übereingekommen war, die Unterwerfung und Abbitte vorlas".

Am Abende waren die Fürsten beim Herzog Alba zu Tafel, unter ihnen auch Joachim. Als sie sich vom Tische erhoben, erklärte Alba den Landgrafen für seinen Gefangenen, indem er sich auf die von ihm unterzeichnete Erklärung berief und sie vorzeigte. Da war das Wort „einigen" in „ewigen" verwandelt, so daß es nun hieß: „Ohne ewigen Gefängniß!" Ueber eine solche Falschheit gerieth Joachim dermaßen in Zorn, daß er sein Schwert aus der Scheide riß und mit den Worten: „Das sind Bösewichtsstücke und spanische Ränke!" auf den Herzog Alba eindrang. Seine fürstlichen Freunde vermochten ihn nur mit Mühe zurückzuhalten. — — Der Kaiser war als Sieger aus dem ersten Religionskriege hervorgegangen. Der Landgraf Philipp saß in harter Gefangenschaft, den Kurfürsten Friedrich schleppte der Kaiser überall mit sich umher. Sollte der junge schöne Baum der evangelischen Freiheit wieder gänzlich verdorren? —

Das Interim. Der Kaiser ging nun noch entschiedener vor. Er sprach wieder von einer Kirchenversammlung, die Alles, was das religiöse Leben beträfe, regeln solle. Bis dahin hätte eine Vorschrift, die er aufstellte, zu gelten (das „Interim"). Hierdurch ward den Protestanten nur die Priesterehe und das Abendmahl in beiderlei Gestalt zugestanden. Johann Friedrich war empört über diese Vorschrift, und er soll, als man seine Unterschrift zu derselben begehrte, ausgerufen haben: „Lieber Blut als Tinte!" Joachim machte Versuche, dem Interim in der Mark Eingang zu verschaffen, aber die evangelischen Geistlichen wollten davon nichts wissen, und das Volk meinte:

„Das Interim, das Interim,
Das hat den Schalken hinter ihm."

Der neue Kurfürst Moritz von Sachsen wurde der ihm vom Kaiser zugewandten Beute nicht froh. Er erkannte jetzt, zu welchem unheilvollen Werke er durch seinen Ehrgeiz sich hatte verführen lassen; besonders schmerzte es ihn, daß der Kaiser den Fürsten, dessen Land er jetzt inne hatte, nun schon fünf Jahre lang gefangen mit sich umher führte. Er rüstete sich daher heimlich gegen den Kaiser, wußte den günstigen Augenblick zu wählen und stand plötzlich mit einem Heere vor Innsbruck, wo Karl zur Zeit gerade Hof hielt. Nur mit genauer Noth vermochte sich dieser durch die Flucht zu retten.

So wurde der Kaiser der Folgen seines Sieges durch den Fürsten beraubt, mittels dessen Hülfe er denselben errungen hatte. Er gab jetzt nicht nur seinen Gefangenen frei, sondern schloß auch mit den Fürsten (1552) zu Passau einen Vertrag, durch welchen den Evangelischen das freie Bekenntniß ihrer Lehre und die Religionsfreiheit zugestanden wurde.

Augsburger Religionsfriede. Drei Jahre nachher, im Jahre 1555, kam endlich zu Augsburg der nach dieser Stadt genannte Religionsfriede zu Stande. Beide Parteien gelobten sich in demselben, sich einander fernerhin nicht mehr feindlich begegnen zu wollen. Den Protestanten ward das Recht zuerkannt, die vor dem Passauer Vertrage eingezogenen geistlichen Güter zu behalten; bei späteren Uebertritten von Geistlichen sollten dagegen die Kirchengüter der katholischen Kirche verbleiben. Den weltlichen Fürsten ward das Recht zugesprochen, verlangen zu dürfen, daß ihre Unterthanen sich zu ihrer, der Fürsten, Religion bekannten; jedoch sollte einem jeden Unterthan gestattet sein, auszuwandern, wenn er willens sei, sich einem andern Bekenntniß anzuschließen.

Damals entstand das Sprüchwort: „Weß das Land, deß der Glaube“, welcher Grundsatz ebenso unberechtigt als unheilvoll war. — Die Katholiken befanden sich durch das neue Abkommen jedenfalls gegen die Protestanten im Vortheil. Dennoch war den Letzteren das unschätzbare Gut der Gewissensfreiheit zugesichert worden, ein Gut, das immer noch nicht genugsam gewürdigt wird, für das die Menschheit jedoch Denen, die mit geistigen und leiblichen Waffen für dasselbe gestritten, zu ewigem Danke verpflichtet ist.

Karl's V. Weltmonarchie und ihr Ausgang. Seine hochfliegenden Pläne hätte Karl V., welcher der Aufrichtung einer Weltherrschaft zustrebte, vielleicht in Erfüllung gehen sehen und dann auch ganz Italien wieder unter seine Herrschaft gebracht, wäre er zur Höhe seiner großen Aufgabe emporgestiegen, als die Auffindung einer neuen Welt eine neue Zeit mit neuen Ideen gebar und zu neuen Zuständen neue Menschen und erleuchtete Herrscher verlangte. So aber verkannte der von pfäffischen Menschen erzogene und sein Leben lang von Römlingen umgebene Karl V. seinen weltgeschichtlichen Beruf. Statt entschlossen an die Spitze der Reformation zu treten, statt sich über das Papstthum zu stellen in richtigem Begreifen nothwendig gewordener neuer Lebens- und Glaubensformen gegenüber dem Abgestorbenen, gänzlich Veralteten — gestattete er dem römischen Kirchenoberhaupte womöglich noch größere Gewalt über die Geister und Gewissen.

Als Karl V. es verschmähte, der Nationalheld der Reformation zu werden und sich im Kampfe gegen den Geist einer neuen Zeit immer neue Enttäuschungen gefallen lassen mußte, da war es keineswegs der Gedanke allein, die Einheit des Glaubens zu retten, der sein Verhalten vorherrschend bestimmte.

Ehrgeiz und religiöser Eifer hatten gleichen Antheil, als er im Jahre 1541 zur Bekriegung der Ungläubigen Seezüge nach Tunis und Algier unternahm. Er ließ sich hierbei sowol von einer engherzigen, kostspieligen Politik leiten, als er der Sucht des spanischen bigotten Volkes nach Abenteuern und neuen Kreuzzugsfahrten folgte. So wenig ihn nun auch bei diesen Seezügen das Glück begünstigte, so sehr berechtigte ihn doch, nach dem glücklich beendeten Schmalkaldischen Kriege, das erlangte Uebergewicht in Deutschland zu der Hoffnung, seine ganze Machtfülle an seinen Sohn, den düstern Philipp II., vererben und auch dessen Wahl zum deutschen Reichsoberhaupt durchsetzen zu können. Bereits hatte er zu solchem Endzwecke auf dem Reichstag zu Augsburg seinen Bruder Ferdinand, der, wie wir wissen, von ihm mit den österreichischen Erblanden belehnt worden war und alle Aussicht hatte, Nachfolger Karl's zu werden, zurückzutreten, ja mittels Vertrags vom 9. März 1551 vermocht, seinen Absichten Vorschub zu leisten.

Ferdinand I. Im Geheimen aber widerstrebte derselbe sammt seinem Sohne, dem Erzherzog Maximilian, den weitausschauenden Plänen Karl's, und Beide unterstützten nach Kräften die Abneigung der Kurfürsten, welche die Uebermacht Spaniens keineswegs zu besiegeln gedachten und daher Ferdinand zum König erwählten. Damit sah der „Gebieter zweier Welten“ das Werk seines Lebens vernichtet. — Man denke sich die Folgen, wenn der finstere Philipp auch über Deutschland geherrscht und mit seinen glaubenseifrigen Spaniern und Wallonen die frischen Blüten eines kaum erwachten religiösen und nationalen Lebens hätte völlig niedertreten lassen können! — Nur infolge des widerwilligen Verhaltens Ferdinand's ward es dem Kurfürsten Moritz, dem späteren „Arm der Reformation“, und vormaligen Waffenbruder des Kaisers, mit verhältnißmäßig geringen Streitkräften möglich, diesen zu überrumpeln und ihm den obengedachten Religionsfrieden abzuzwingen.

Aber auch Ferdinand und seine Nachfolger waren nicht die Männer, den Glanz des deutschen Kaiserthums wieder heller aufleuchten zu machen. Derselbe verblich vielmehr trotz der päpstlichen Gunst immer mehr, und seitdem drängte sich Frankreich mit Geschick, Glück und Erfolg in den Vordergrund der politischen Schaubühne; unser Vaterland aber ist in dem Grade tiefer und tiefer gesunken, je höher sich Frankreich erhob. Und aus dieser tonangebenden Stellung sind die Franzosen bis zum Jahre 1870 auch nicht wieder gewichen.

Die Nachfolger Karl's V. blieben nur dem Scheine nach die weltlichen Oberhäupter der europäischen Christenheit als „Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation".

Unzufrieden mit sich und der Welt faßte Kaiser Karl V. im J. 1556, für Viele unerwartet, den Entschluß, der Herrschaft über zwei Welten zu entsagen, Ferdinand in Deutschland, seinen Sohn Philipp II. dagegen in Spanien regieren zu lassen. Er führte seine Absichten auch wirklich aus und begab sich nach dem Mönchssitz St. Juste in Spanien, wo er als Klosterbruder sein Leben beschloß. Doch hat er auch hier seinen Frieden nicht finden können. In seinem Grübeln wollte er durchaus ein Mittel ersinnen, um die Uhren, welche er zum Theil selber verfertigt hatte, sämmtlich gleichmäßig gehen zu machen. Da ihm dies aber nicht glücken wollte, soll er eines Tages entmuthigt ausgerufen haben: „Ich Thor! diese winzigen Dinger wollen schon nicht übereinstimmen, und doch meinte ich die Macht zu besitzen, so viele verschiedene Menschen aus verschiedenen Völkern, so verschieden an Religion, Sitten und Charakter, zur Uebereinstimmung zu bringen? Wie konnte ich Wurm nur solches glauben!"

Dergleichen Betrachtungen machten ihn nur noch schwermüthiger; zudem schadete die gänzlich veränderte Lebensweise seiner Gesundheit. Zu seinem tiefen Seelenleiden gesellte sich eine tödliche Erkrankung — er starb am 21. September 1558.

Die Bücher-Censur. Noch vor Luther's Auftreten gegen das Papstthum, schon im Jahre 1501, war von Papst Alexander VI. eine Bulle erlassen worden, welche das Erscheinen aller Bücher und Schriften von einer vorher stattzufindenden Prüfung ihres Inhaltes seitens der Erzbischöfe oder ihrer Stellvertreter und der Inquisitoren abhängig machte. Es schien dies der Kirchengewalt um so nothwendiger, als gerade in den Sprengeln der Erzbischöfe von Köln, Mainz, Trier, Magdeburg Preßerzeugnisse hervortraten, welche die Inquisition als „ketzerische Pest" bezeichnete. Alexander's Nachfolger verfuhren in demselben Sinne. In allgemeiner Ausdehnung trat jedoch die geistliche Censur erst durch die Bulle von Leo X. (15. Mai 1515) in Kraft. Alles ohne Erlaubniß Gedruckte, besonders ketzerische Schriften, sollte, gemäß dem Verlangen des zum Reichstag abgeordneten päpstlichen Abgesandten in Beschlag genommen und verbrannt oder sonstwie vernichtet, die Urheber gefährlicher Preßerzeugnisse, Drucker und Verkäufer, aber zur Strafe gezogen werden. Auch die Kaiser fanden Maßregeln gegen die durch rasche Weiterverbreitung der Buchdruckerkunst entstandene Erregung der Gemüther ersprießlich. Es verbreitete sich im Jahrhundert der großen Kirchenverbesserung die Censur bald über alle Länder Europa's — Der Reichstag von Speyer verbot im Jahre 1570 nicht nur alle Schmähschriften, schmähende Abbildungen und Gedichte, sondern die Polizeiverordnung aus dem Jahre 1577 verlangte ausdrücklich, daß innerhalb des gesammten Reichsgebietes nichts gedruckt werden sollte, ohne daß die zuständige Behörde Kenntniß davon genommen habe. Das Bestehen von Druckereien wurde auf die Universitäts-, Reichsstädte und Residenzen beschränkt. Ferner wurde bestimmt, daß die Verfasser oder Dichter stets ihren Vor- und Zunamen anzugeben hätten und daß auf jeder Schrift der Ort und die Jahrzahl des Erscheinens aufzuführen sei.

Die Censur erstreckte sich natürlich auch auf die Zeitungen, welche allerdings erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus der handschriftlichen und brieflichen Gestalt in gedruckte Form überzugehen begannen. — Die über die Presse verhängten Hemmungen erscheinen uns heute in einem ganz andern Lichte. Denn bisher hatten die Neuigkeits- oder Zeitungsblätter es für angemessen gehalten, ihre Geburtsstätte mit einem Geheimniß zu umgeben. Nur die größeren Blätter, wie die Nürnberger und Augsburger Zeitung, trugen an ihrer Stirn regelmäßig einen und denselben Druckort; im zweiten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts begegnen wir zahlreichen Nummern, deren einziges Merkmal hinsichtlich ihres Zusammenhanges mit dem bezüglichen Zeitungsunternehmen in der Nummer oder Signatur besteht. — In Berlin genoß die Presse eine gewisse Freiheit, die später Ursache eines ernsten Meinungsaustausches zwischen dem Grafen

von Schwarzenberg und den österreichischen Staatsmännern wurde. — In den Reichsstädten bildete entweder der Rath die Censurbehörde, oder eine von ihm abhängige Revisionsbehörde hatte den Zeitungsvertrieb, alle Schriften, Flugschriften &c. zu überwachen. Nur in Frankfurt am Main, dem damaligen Hauptorte des Buchhandels und Bücherdrucks bestand eine „kaiserliche Bücherkommission“, die auch die Flugschriften und die sogenannte „kleinere Literatur“ zu beaufsichtigen hatte. Das erste Privilegium für ein Wochenblatt wurde vom Kaiser Ferdinand II. 1619 dem Frankfurter Buchhändler Joh. Theob. Schönwetter verliehen; jedoch bereits am 31. Juli 1621 zurückgezogen, da die Haltung des Blattes den kaiserlichen und katholischen Interessen mißgünstig erschien, „allerhand Schmähungen ohne Diskretion verbreitete und durch Bestechung erlangte Geheimnisse in einer dem Gemeinwesen schädlichen Weise veröffentlichte und dadurch nicht geringes Mißtrauen verursachte.“

Erbverbrüderung mit dem Herzoge von Liegnitz. Joachim II. war mit dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau befreundet und auch weitläufig verwandt. Beide Fürsten schlossen nun eine Erbverbrüderung, das heißt einen Vertrag, dem gemäß im Fall des Aussterbens des einen Herrscherhauses dessen Besitzthümer an das andere fallen sollten, wie Verträge dieser Art bereits mit Pommern (Grimnitzer Vertrag), Sachsen und Hessen bestanden. Es sollte demnach, je nach den Umständen das Herzogthum Liegnitz an Brandenburg, oder ein Theil von Brandenburg an Liegnitz fallen.

Die Herzöge von Liegnitz hatten sich zwar schon vor zweihundert Jahren freiwillig unter böhmische Lehnsherrschaft begeben; aber das Recht, über ihr Land nach freiem Ermessen verfügen zu können, war von den böhmischen Königen nicht bestritten worden. Dies Recht war dem jetzt regierenden Friedrich II. sogar etliche Jahre früher von dem Könige von Böhmen, Wladislaus, bestätigt worden, indem es in der darüber ausgestellten Urkunde hieß: „die Fürsten von Liegnitz können besagte Lande schriftlich durch Testament, oder mündlich auf ihrem Sterbebette vergeben, verkaufen, versetzen, verwechseln u. s. w.“ Der folgende böhmische König Ludwig hatte diese Urkunde bestätigt; ja selbst der Bruder Kaiser Karl's V., Ferdinand, dem acht Jahre früher die Krone von Böhmen zugefallen war, hatte Anfangs gegen diese Berechtigung der Herzöge von Liegnitz nichts einzuwenden gehabt.

So wurde denn die Erbverbrüderung zwischen Joachim und Friedrich auf Grund klaren Rechtes am 18. Oktober 1537 abgeschlossen, in ihrem Haupttheile dahin lautend, „daß, wenn Herzog Friedrich's Linie aussterben sollte, dessen sämmtliche Liegnitz'sche Lande, Liegnitz, Brieg, Wohlau, den Hohenzollern-Brandenburgern — dagegen, wenn die Linie von Hohenzollern-Brandenburg zuerst erlöschen sollte, alle und jede böhmische Lehen Brandenburgs (als Krossen, Züllichau und sieben andere dort aufgezählte Herrschaften) dem Hause Liegnitz zufallen sollten.“ Als dieser Vertrag abgeschlossen war, verheirathete Joachim seinen ältesten Sohn, den Kurprinzen Johann Georg, mit des Herzogs Friedrich Tochter Sophie, und seine Tochter Barbara mit Georg, dem zweiten Sohne des Herzogs.

Neun Jahre später erklärte König Ferdinand diesen Vertrag für ungiltig. Jetzt sei er, wie seine Meinung lautete, Lehnsherr, und was der Herzog von Liegnitz mit den früheren Lehnsherren, den Königen von Böhmen, abgemacht habe, kümmere ihn nicht.

Was vermochte der Herzog von Liegnitz gegen Ferdinand, dem ja außer seiner eigenen bedeutenden Macht auch noch die seines Bruders, des Kaisers Karl V., zu Gebote stand? Er mußte auf dem Kaisertage zu Breslau die Urkunde jenes Erbvertrages herausgeben. Tief gekränkt kehrte er nach Hause heim und starb bald darauf aus Verdruß über die ihm widerfahrene Unbill. Kurz vor seinem Tode aber hielt er in einer Nachschrift zu seinem Testamente die Erbverbrüderung dennoch als noch zu Recht bestehend aufrecht. Nun stellte Ferdinand auch an Joachim das Verlangen, die Urkunde herauszugeben. Dieser aber weigerte sich standhaft, das ungerechte Verlangen zu erfüllen. So verblieb die Urkunde in Berlin, in der Folge oft begehrt von österreichischer Seite, aber immer verweigert von den Hohenzollern, bis Der erschien, der jenem klaren Rechte Achtung zu verschaffen wußte.

Zustände im Innern.

Unter der langen Regierung beider Fürsten erfreute sich die Mark eines ungestörten Friedens. Handel und Gewerbe gediehen, namentlich blühte die Tuchweberei in der Altmark empor; es wird behauptet, daß allein Stendal gegen 800 Meister dieses Gewerbes zählte, die jährlich bedeutende Massen von Tuchen ins Ausland versandten. Ebenso einträglich erwies sich der Hopfenbau, auf dessen frühe Anpflanzung in Brandenburg hinzuweisen ist. Die Kultur des Hopfens, eine der am schwierigsten anzubauenden Pflanzen, ist zugleich ein Beweis für den gesunden Verstand und den Fleiß der brandenburgischen Bevölkerung. In einem der bedeutendsten Hopfenländer des Rheinlands, dem Unterelsaß, brach sich diese Pflanze erst Anfang dieses Jahrhunderts Bahn. — Den reichsten Gewinn aber warf der Heringshandel ab, jährlich, wie behauptet wird, nahe an eine Million Thaler.



Sauhatz. Nach einem alten Holzschnitt von Feyerabend.

Weiterhin befanden sich im Lande bei Neustadt-Eberswalde zwei Kupferhämmer und bei Freienwalde eine Papiermühle, die noch heute bestehen, im Gange, und die bei Belitz aufgefundenen Salzquellen boten dem Lande ein Erzeugniß, das bisher theuer von auswärts hatte bezogen werden müssen. Beiläufig sei hier noch erwähnt, daß während der Regierungszeit Joachim's II. die ersten Thaler in der Mark geprägt wurden.

Joachim war ein lebensfroher Herr, der Pracht und Feste mehr liebte, als dem Lande gut war. Im Thiergarten bei Berlin konnte man Wild allerlei Art sehen; mitunter wurden zur Belustigung des Landesvaters und des Volkes wilde Thiere, Auerochsen, Bären, Wölfe, gegen einander gehetzt. Jährlich fand ein Wettrennen in Berlin statt, und Edelleute und Bürger kamen von weit herzu, um an dem Rennen Theil zu nehmen. Die Preise waren: ein festlich aufgeputzter Stier, ein Schwert, ein Bogen und ein — Schwein. Wer das Schwein erhielt, empfing das schallende Gelächter des Volkes als Zugabe.

Bei Gelegenheit fürstlicher Besuche oder zur Feier froher Familienereignisse drängten sich Feste an Feste, namentlich hielt Joachim noch viel auf Turniere, und er hatte zur Abhaltung derselben zwischen der Domkirche und der Spree eine Stechbahn bauen lassen. — Ein prächtiges Turnier fand zur Feier der Doppelheirath zwischen Joachim's und des Herzogs von Liegnitz Kindern statt. Sechzig Ritter in schwerem Zeuge (in voller Rüstung)

rannten gegen einander. Beinahe hätte auf diesem Feste Johann von Küstrin, der durch Wilhelm von Braunschweig in die Schranken gefordert worden war, sein Leben verloren. Als nämlich beide Fürsten auf einander trafen, glitt der Speer des Herzogs von dem Schilde seines Gegners ab, und die Spitze fuhr nach dem Halse Johann's. Glücklicherweise waren die eisernen Halsberge, die Johann trug, so fest, daß die Spitze sie nicht zu durchdringen vermochte. Von dem gewaltigen Stoße war indessen der Lanzenschaft zerbrochen. — Wie kostspielig die Hofhaltung des Kurfürsten war, geht unter Anderm daraus hervor, daß allein täglich 285 Hofbediente aus der fürstlichen Küche gespeist wurden. Kostbare Tapeten wurden aus den Niederlanden für schwere Summen bezogen; dem Dome zu Berlin schenkte Joachim eine aus gediegenem Golde gearbeitete und mit Edelsteinen verzierte Gruppe des Erlösers und der heiligen Jungfrau und die aus Silber gearbeiteten Bildsäulen der Apostel.



Turnierscene aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Die alte Hofburg wurde niedergerissen und prächtiger wieder aufgebaut. Da der Fürst ein großer Liebhaber der Jagd war, entstanden auch an vielen Orten Jagdschlösser.

Joachim's Prachtliebe sowie seine Freigebigkeit erforderten natürlich gesteigerte Einnahmen. Dazu kamen noch die Ausgaben für einen Feldzug gegen die Türken, für den Besuch der Reichstage, auf denen es Sitte geworden war, mit großem Pomp aufzutreten, für Gesandtschaften sowie für Umwandlung Spandau's in eine Festung. Alles dies bewirkte, daß die kurfürstliche Kammer in Schulden gerieth. Die Stände mußten sich dazu verstehen, die Bierziese zu erhöhen; auch die Geistlichkeit und der Adel blieben in Bezug auf diese Steuer nicht in ihrer bisherigen Ausnahmestellung. Bald jedoch war wieder eine neue Steuer nöthig, deren Genehmigung die Stände aber an die Gegenbewilligung knüpften, „keine wichtige Sache, die das Land anging, auch kein Bündniß mit fremden Fürsten, ohne Beirath und Bewilligung der Stände einzugehen", wozu sich auch Joachim verstand. Die Ritterschaft trat infolge dieser Genehmigung zu einem engern Verbande (die Landschaft) zusammen, der späterhin sich bedeutenden Einfluß zu verschaffen wußte.

Zurückberufung der Juden. Da auch die neue Steuer noch nicht hinreichte, neben der Erhaltung des fürstlichen Hofstaates die aufgelaufenen Schulden zu decken, so kam der

Kurfürst auf den Gedanken, die Juden wieder ins Land zu rufen, um durch das von ihnen zu beziehende Schutzgeld der kurfürstlichen Kasse aufzuhelfen. Es geschah, und bald bezog Joachim jährlich über 42,000 Thaler an Schutzgeld von den Nachkommen Abraham's. Was halfen nun die früher erlassenen strengen Gesetze gegen den Wucher? Schon um das bedeutende Schutzgeld zusammenzubringen, mußten sich die Juden dem Wucher zuwenden, wie sich ihnen dazu Gelegenheit bot, wodurch wiederum der Haß der Landeseinwohner gegen sie heraufbeschworen wurde. Man nannte sie allgemein „Hamansgesindel". Infolge der fortdauernden Geldverlegenheiten des Kurfürsten gewann namentlich der schlaue Jude Lippold durch seine glücklichen, dem Landesherrn zugute kommenden Unternehmungen des Letzteren Gunst. Daß Lippold selbst dabei am besten fuhr, geht daraus hervor, daß er, der arm ins Land gekommen war, nach wenigen Jahren bereits über einen großen Reichthum gebot. Er wußte stets Geld herbeizuschaffen, sobald der Kurfürst ihn dazu aufforderte — natürlich nicht aus seiner Tasche, sondern aus den Taschen des Volkes; und er ist nur insofern als ein „gerechter Mann" zu bezeichnen, als er seine Glaubensgenossen eben so wenig schonte wie die Landeskinder. Lippold, vom Kurfürsten zum Münzmeister ernannt, hatte die Kostbarkeiten seines Herrn zu verwalten, ebenso seine geheimen Ausgaben, die nicht immer guten Zwecken dienten. So lud Lippold schweren Haß auf sich, freilich ohne zu ahnen, welch einem Verderben er entgegenging.

Trotz seiner Mängel war der Kurfürst bei seinen Unterthanen beliebt. Es lag in seiner Natur ein Zug ungeheuchelten Wohlwollens, der ihm alle Herzen gewann, so daß man wol über seine Schwächen seufzte, doch auch ihn wieder entschuldigte und auf das viele Gute hinwies, das dem Lande durch ihn bereitet worden war. Oeffnete er nicht bereitwillig den trefflichen Männern, die ihn umgaben, seinen Räthen, das Ohr?

Die kurfürstlichen Räthe. Da ist vor allen Dingen zu nennen der Kanzler Lamprecht Diestelmeyer, ein Mann von erprobter Rechtlichkeit und vorzüglicher Kenntniß in Staatsgeschäften. Er war es, der in dem Kurfürsten den Gedanken anregte, auf die Mitbelehnung seines Hauses mit dem freilich damals weit entfernten Preußen hinzuarbeiten, worüber weiterhin ein Mehreres zu sagen sein wird. Ferner ist zu nennen Thomas Matthias, Bürgermeister von Berlin und fürstlicher Rentmeister, von dem die Zeitgenossen nicht Rühmens genug zu machen wissen. Während mancher augendienerische Günstling am Hofe sich zu bereichern wußte, blieb Matthias arm; ja er verwandte seine wenige Habe noch zum Wohle seines Fürsten und seines Landes. Die Liebe und das Vertrauen, das der Kurfürst zu beiden Männern hegte, ehrt sie sowol als ihn selbst.

Johann von Küstrin. Ganz anderer Art war sein Bruder Johann von Küstrin. Dieser führte eine fast bürgerliche Haushaltung. Sparsamkeit, Keuschheit, Einfachheit, Fleiß hatten ihre Stätte in seiner Hofburg aufgeschlagen. Die frühe Morgenstunde findet ihn schon wach; ehe er nicht ein Kapitel der heiligen Schrift gelesen hat, geht er an kein irdisches Geschäft. Dann aber nimmt ihn die Sorge für seines Landes Wohl vollständig hin. Jetzt empfängt er Gesandte, um mit eigenen Ohren die Botschaften fremder Fürsten zu vernehmen, oder ihnen Antwort zu ertheilen; dann liest er Eingaben seiner Unterthanen, prüft Entwürfe seiner Räthe, oder erscheint plötzlich in den Sitzungen der Gerichte, um zu hören, wie das Recht in seinem Lande gehandhabt wird. Nach allen Seiten hin erstreckt sich seine landesväterliche Thätigkeit. Da er in der Größenlehre und Meßkunst von Jugend auf wohlerfahren war, wird nach seinem bis ins Kleinste gehenden Entwurfe eine Geschützgießerei angelegt; unter seiner Leitung werden Küstrin und Peitz zu Festungen umgeschaffen. Pulvermühlen werden angelegt, und bald erhebt sich in Küstrin ein Zeughaus, das eine bedeutende Zahl von großen und kleinen Feuerwaffen birgt. Bei den Uebungen der Mannschaft ist der Unermüdliche gewöhnlich gegenwärtig, und die Mannszucht, die er eingeführt hat, wird so streng gehandhabt, daß auf leichtsinniges Schwören und Ausstoßen gotteslästerlicher Worte nach einer dreimaligen Uebertretung unabwendbar Todesstrafe erfolgt.



Schlittenfahrt und Lustbarkeit auf dem Eise in einer nordostdeutschen Stadt. Nach N. de Bruyn.

Eifrig befördert Johann den Ackerbau, legt Land- und Wasserstraßen an und sucht die Gewerbe zu heben. Wie er sich kriegsbereit hält, um, wenn es sein muß, einem Feinde die Stirn bieten zu können, so trifft er andererseits durch Aufsammeln von Getreide Vorkehrungen, einem etwa eintretenden Mißjahre sorglos entgegengehen zu können. Wie sparsam er sonst ist — an Schulen, Kirchen, an Arme giebt er mit vollen Händen, so daß das Volk ihn durch den Namen „Vater der Armen und Geistlichen" ehrt. Aber er weiß auch, wie der beste Wille des Fürsten nicht selten am schlaffen Willen oder am Widerstande Derer scheitert, die ihn ausführen sollen. Darum durchreist er das Land, und um zu hören und zu sehen, wie es zugeht, verschmäht es nicht, sich in die niederen Kreise des Volkes zu mischen, der Leute Gespräche zu belauschen und sie auszufragen.

Einst tritt er in der Kleidung eines dänischen Gesandten in eine Dorfschenke. Er spricht mit der Wirthin dies und das, und fragt endlich auch, ob man mit dem Landesherrn zufrieden sei. Das redselige Weib fängt nun an zu klagen. Es sei wol Manches an dem Fürsten zu loben, aber da sei die schwere Bierziese und dann der Bau der unnützen Jagdschlösser, die viel kosteten, ohne daß das Land etwas davon habe. In diesem Augenblicke tritt ein Edelmann in die Schenke. Er erkennt den Fürsten und begrüßt ihn als seinen Landesherrn. Die Frau steht wie vom Donner gerührt, aber Johann reicht ihr die Hand und sagt, gegen den Edelmann gewandt: „So gut deutsch, wie dieses Weib, hat noch keiner von meinen Räthen mit mir gesprochen!"

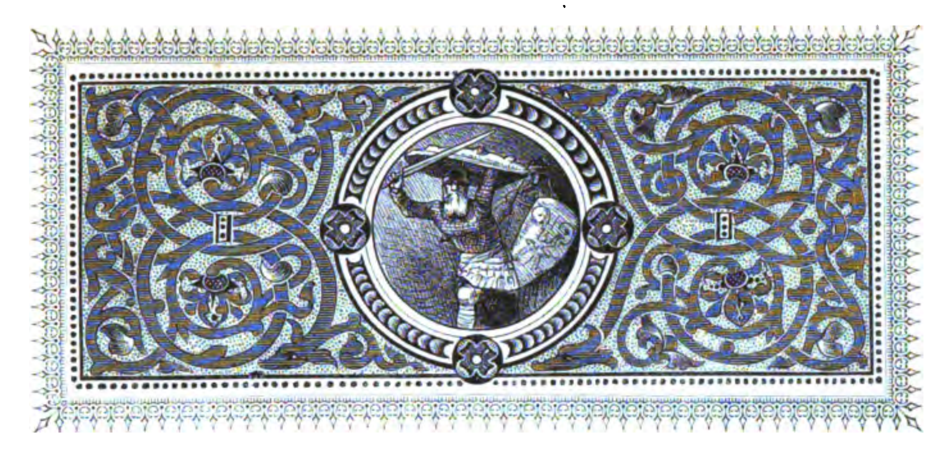
Ihm gleicht in der Sorge für des Landes Wohlfahrt seine Gemahlin. Sie legt kleine Wirthschaften an, verwaltet sie selbst und verwendet die Einnahmen zu Wohlthaten für Arme. Sie ist die Gründerin der ersten Apotheken in der Neumark, denen sie die Verpflichtung auferlegte, an Arme unentgeltlich Arzeneien auszuliefern. Wie Joachim oft die Freigebigkeit übertrieb, so Johann die Sparsamkeit, die bisweilen in Geiz und Härte ausartete. Dennoch war Beider Wirken vorherrschend von Nutzen für ihre Länder.

Joachim stand bereits im sechsundsechzigsten Lebensjahre und erfreute sich noch einer rüstigen Gesundheit, so daß weder er noch irgend Jemand an seinen nahen Tod dachte. Im November des Jahres 1570 ward der lebensfrohe Fürst während einer Schlittenfahrt umgeworfen; aber statt darüber auf seine Diener zu zürnen oder sich zu beklagen, rief er scherzend: „Hier liegt das Haus Brandenburg und thut einen tiefen Fall!" — Bald darauf begab er sich nach Köpenick zur Jagd. Bei dieser Gelegenheit empfing er die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Bruders Johann. Von diesem Augenblicke an war seine Stimmung wie umgewandelt. Nur Gedanken an Gott, Tod und Ewigkeit erfüllten seine Seele und bildeten den Stoff zu seinen Gesprächen. Heiterer Scherz war für immer aus seiner Umgebung verschwunden. Am Abende des 2. Januar 1571 ließ er sich von seinem Hofprediger Luther's Predigten über die Weissagung Simeon's vorlesen, wonach er sich mit ihm und mit seinen Räthen über Tod und Auferstehung, über das Leiden und Sterben Jesu unterhielt. Dies dauerte bis Nachts 2 Uhr. Dann begab er sich in tiefer Bewegung in sein Schlafgemach, zeichnete das Bild des Kreuzes auf sein Bett und starb in derselben Nacht. Sein letztes Wort war: „Das ist gewißlich wahr und ein theures, werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen."

So war er eher heimgegangen als sein Bruder Johann, dessen Erkrankung ihn so sehr aufgeregt hatte. Dieser überlebte ihn indeß nur um elf Tage. Joachim ward im Dome zu Cöln an der Spree beigesetzt; Johann fand in Küstrin seine Ruhestätte.

Aus der Regierungszeit Joachim's bleibt uns ein wichtiger und auch bereits berührter Gegenstand zu erörtern übrig: die Mitbelehnung über das Herzogthum Preußen, aus der ganz außerordentliche Folgen für das Land hervorgingen.

Dies legt uns die Pflicht auf, einen Blick auf die Geschichte dieses Landes zu werfen.



Viertes Buch.

Die Hohenzollern in Preußen.

Das alte Preußenland.

Die Länder an der Ostsee, welche das eigentliche Königreich Preußen, heute die Provinz Preußen, bilden, über hundert Meilen nordöstlich der Mark Brandenburg gelegen, waren den Alten schon durch den Griechen Pytheas (etwa 300 Jahre v. Chr.) bekannt; sie sind jedoch nur genannt worden, wenn von dem schon in grauer Vorzeit sehr beliebten Bernstein, welcher durch die Seefahrer von der Küste des Samlandes geholt wurde, die Rede gewesen ist. Heute wissen wir jedoch aus Oppert's Erforschung der Keilinschriften, daß schon im zehnten Jahrhundert v. Chr. Karawanen aus Asien über Rußland nach der Ostsee abgingen, um jenes fossile, bald wachsgelbe, bald braunrothe Harz zu fischen. Der kaum erwähnte griechische Reisende nannte das Land Mentenomon, die Bewohner „Guttonen" (Gothen) und deren Nachbarn „Teutonen", beides unzweifelhaft deutsche Stämme. Nach der großen Wanderung der Gothen nahmen Stämme slavischen Ursprungs die verlassenen gothischen Wohnsitze ein, setzten sich in dem Küstenhinterland fest und vermischten sich mit den zurückgebliebenen Resten der früheren germanischen Bevölkerung.

Die Skandinavier des Mittelalters nannten das Festland nördlich von Polen Gotaland; das in der Mitte des zwölften Jahrhunderts geschriebene Igorlied spricht von den schönen gothischen Mädchen am Ufer des blauen Meeres. In polnischen Schriften aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts werden die Preußen Geten genannt; der Polenkönig Boleslaus I., welcher siegreich gegen die Preußen kämpfte, wird auf seinem Grabdenkmal als Sieger über die Gothen gefeiert. Der Alterthumsforscher Wilhelm Kellner behauptet, es seien die Preußen Nachkommen und Reste jener Gothen, die im Laufe des zweiten Jahrhunderts n. Chr. nach Süden an die Grenzen des Römischen Reiches zogen; die altpreußische Sprache aber sei eine Mischung von Altgothischem mit der Mundart der unterworfenen finnisch-ugrischen Urbevölkerung gewesen. — Der im elften Jahrhundert lebende Bischof Adam von Bremen berichtet in seiner Kirchengeschichte über die Preußen: „In ihren unzugänglichen Sümpfen halten sie sich frei von fremdem Joche."

Der aus verschiedenen Clanschaften bestehende Volkszweig, durch welchen das Land östlich der Weichsel den Namen erhielt, die Porussi (Borussi, Prussi), betritt erst gegen Ende des zehnten Jahrhunderts den geschichtlichen Schauplatz. Ueber diesen Namen spricht sich Johannes Voigt dahin aus, daß derselbe aus der polnischen Präposition po — bei, an, nach — und dem Namen Russen, zusammengezogen „Po-Russen, P'Russen und

Prussen", stamme, also „die gegen die Russen hin Wohnenden" bedeute. Gaudentius, der Begleiter und Lebensbeschreiber des heiligen Adalbert, nannte den Namen zuerst.

Das Vorwiegen des germanischen Ursprungs bei den Preußen geht daraus hervor, daß die Ueberreste der germanischen Urbevölkerung, wenigstens nach dem Meere zu, kräftiger und stärker als die Slaven erscheinen. Die äußere Erscheinung der Bewohner, ihr schlanker, kraftvoller Körperbau, die blühende, ja fast röthliche Gesichtsfarbe, das blaue Auge und das blonde Haar der Prussi wies auf ihre Abstammung hin, während die landeinwärts hausenden Stämme entschiedener auf den Typus der Slaven schließen lassen. Sie werden schwarzhaarig, dunkeläugig und minder kraftvoll gebaut geschildert.

Die Männer trugen einen bis zum Knie reichenden kurzen Rock oder einen weiten Kittel von grobem weißen Stoff. Der Rock wurde von einem mit glänzendem Erz und Bernstein geschmückten breiten Gürtel zusammengehalten. Der Unterkörper war durch Beinkleider, der Fuß durch Bastschuhe geschützt. Ein langer Bart wallte bis auf die offene Brust herab, eine spitze Mütze von Pelzwerk oder Wollenzeug deckte das Haupt. Die Frauen trugen ein langes Gewand von lichtem oder hellfarbigem Linnen, das auf der Schulter vermittels einer Spange zusammengehalten ward. Ohrringe, Armspangen, Halsketten, gefertigt aus Erz, Bernstein oder farbigem Thon, dienten Alt und Jung zum Schmuck.

Die kriegstüchtigen Männer bedienten sich im Handgemenge eines schweren Streitkolbens, wogegen sie mit kleineren Wurfkeulen, die sie sicher zu schleudern wußten, den Feind schon aus der Ferne empfingen. Gerade diese kleinere Waffe ward dem Feinde oft in hohem Grade verderblich. Außerdem wußten sie auch Wurfspieße, Lanzen, Streitäxte, Bogen und Pfeile mit seltener Geschicklichkeit zu handhaben. Ihre Edlen liebten es, kostbare Waffen, besonders ein prächtiges Schwertgehänge, zu führen, ebenso ihre Rosse zu schmücken. Der schon genannte Adam von Bremen berichtet zum Lobe dieses wenn auch sehr rohen, so doch gar streitbaren und freiheitliebenden Volkes, daß es in hohem Grade menschenfreundlich gesinnt, stets willig und bereit gewesen sei, Schiffbrüchigen oder von Seeräubern Verfolgten Hülfe entgegen zu bringen. Zu betteln erlaubten sie Keinem. Der Dürftige ging frei von Haus zu Haus und aß, so viel ihm behagte; wie ihre gastlichen Bräuche, so wird ihnen auch die strenge Einhaltung des gegebenen Wortes und das treue Festhalten an den überlieferten Sitten nachgerühmt. — Die Prussi bewohnten die dichten, meist unzugänglichen Wälder, welche sich aus dem Innern des Landes bis ans Frische Haff erstreckten. Hier hausten noch zahlreiche Wölfe, das mächtige Elen sowie der gefürchtete riesige Auerochs. An lichten Stellen der Wildniß befanden sich ihre Ansiedelungen, aus rohen, nicht selten buntbemalten Hütten bestehend. Brüche, Moräste, Seen und eine Menge Gewässer, welche, gleich der Sirguna, öfters einen Theil des Landes unter Wasser setzten, erschwerten den Zutritt zu diesen Dörfern; denn zwischen den Sümpfen und auf dem meist grundlosen Boden konnte sich nur der Bewohner des Landes zurechtfinden.

Von dem Religionswesen der Preußen ist wenig bekannt. Sie verehrten ihre Götter, wie die Germanen, in heiligen Hainen, den sogenannten Romove. An diesen schwer zugänglichen, tief in dem Walde gelegenen, geheimgehaltenen Stätten, um moosbewachsene, tausendjährige heilige Eichen versammelte sich das Volk zur Begehung seiner religiösen Feste und zur Darbringung der Dankopfer für den Beistand der Götter oder zu deren Besänftigung. Ihr Götterkönig hieß Perkunos, ihr Frühlingsgott Potrimpos, der Segenspender. Dem Pikullos, dem düstern Gott des Todes, dienten die Leichenpriester, Tulissonen und Liegaschonen, die in dem heiligen Bergwalde hausten und einer alten Sitte des Volkes gemäß unter schauerlichen Klageliedern die Scheiterhaufen umringten, auf denen die Leichname der Helden verbrannt wurden. Magila, die Quälerin, hieß die Sühnegöttin, welche in Fällen der Bedrängniß vielfach von den Frauen angerufen wurde. — In dem Romove am Pregel hütete der „Kirweit" oder Oberpriester des Volkes das heilige Feuer. Als vornehmste Opfer galten weiße Rosse, welche besonders dem Todesgotte dargebracht wurden.



Preußische Geschichte. I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Opfer der Preußen im heiligen Haine. Zeichnung von Hermann Vogel.

Aber es waren leider auch Menschenopfer gebräuchlich. Kriegsgefangene Helden überlieferte man mit Roß und Rüstung dem Flammentode. Nach jedem Siege hatten die Gefangenen das Los unter sich zu ziehen; wer eine der hellen Bernsteinkugeln aus der Urne hervorlangte, kam mit dem Leben davon, wenn er auch dem Schicksal der Sklaverei verfiel; wer unter den Kugeln aber die schwarze zog, war unfehlbar verloren.

Der Götterkönig Perkunos redete zu den Priestern in den heiligen Hainen, unter denen die Göttersitze Wallewona und der Romove auf Samland mit obenan standen, und verkündete ihnen hier im Windesgebrause und unter Sturm und Wettern seinen Willen. Ihm zu Ehren lassen die Griwe, die hochgeachteten Priester, in ihren wallenden weißen Kleidern, an deren Saum Runenzeichen hinliefen, auf den Altären und den Jahrhunderte alten Baumstümpfen den Wohlgeruch der heiligen Bernsteinfeuer emporlodern. Weiß gekleidete Priesterknaben schüren das heilige Feuer; sie hüten und füttern auch die heiligen Schlangen, das Sinnbild des ewig sich erneuernden Frühlings, dem diese Reptile geweiht waren. Willig und gehorsam folgt jeder Prusse, weß Standes er auch sei, dem Griwule, einem kleinen weißen Stabe mit eingeschnittenen Runen, sei es zum Feste, sei es zu Berathungen oder Volksversammlungen, oder zum Kampfe gegen die Landesfeinde.

Der Oberpriester übte eine außerordentliche Gewalt über diese Naturkinder aus, wie denn überhaupt die Priester als Richter und Gesetzgeber bei weitem größeren Einfluß hatten, als die Fürsten und Häuptlinge. Zur Aufrechterhaltung ihrer Macht unterließen sie es nicht, im Volke die Begeisterung für den alten Glauben zu nähren, indem sie den Verlust desselben als den Untergang der Freiheit des Landes hinstellten.

Das Volk war noch zu roh und unbändig, als daß es sich zu einem politischen Ganzen oder Staat hätte vereinigen lassen. Es ließ sich nur die Herrschaft seiner Stammeshäuptlinge oder der gewählten Kriegsfürsten gefallen. Ueber die einzelnen Gaue, Sam- und Ermland, Notangen, Pogesanien, Barten, Pomesanien, Sudauen u. s. w., herrschten einzelne Fürsten, die von ihren Wehrburgen aus, etwas sorgfältiger ausgeführten Festen aus Stein und Holz, ihre unbotmäßigen Landsleute in Zucht und Gehorsam zu halten suchten. Diese Wehrburgen lagen meist auf den Gipfeln der Hügel, und von ihnen loderten die Feuerzeichen empor, wenn Feinde das Land bedrohten. So lange die Deutschen noch nicht dem Banner des Schwarzen Kreuzes gefolgt waren, gab es unaufhörlich Streit mit den benachbarten Polen, deren Fürsten die Unabhängigkeit der Preußen während Jahrhunderte langer Kämpfe anfochten. Doch glückte es ihnen, nur über den Landestheil, welcher Pommerellen heißt, zu einer beschränkten Oberhoheit zu gelangen. Ihre Versuche, die Prussi zu regelmäßigem Tribut zu zwingen, endigten ohne Erfolg. Ebenso erwehrten sich diese der öfters die Küsten beunruhigenden Dänen; auch die Grenzgebiete nach Pommern hin waren Jahrhunderte lang reichlich mit Blut getränkt.

Die ersten christlichen Sendboten in Preußen.

Bischof Adalbert von Prag. Kein slavisches Volk hat mit solcher Zähigkeit an seinem alten Glauben festgehalten wie die alten Preußen, was sich aus den örtlichen Eigenthümlichkeiten des Landes leicht erklärt; bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lassen sich noch Spuren heidnischer Sitten verfolgen.

Es war um das Jahr 996 oder 997, als der aus edlem böhmischen Geschlecht hervorgegangene Adalbert (Edelganz), Bischof zu Prag, den hochherzigen Entschluß faßte, den heidnischen Preußen das Evangelium zu predigen. Der Herzog Boleslav von Polen, zu welchem er sich zunächst begab, bestärkte ihn in seiner guten Absicht, wahrscheinlich um deswillen, weil er hoffte, daß in dem Maße, in welchem der Glaube an die heidnischen Götter dahinschwände und das Christenthum Aufnahme bei den Preußen fände, diese von ihrem Widerstande gegen die polnische Oberherrschaft ablassen möchten, und hierdurch das längst erstrebte Ziel, die Unterwerfung des Landes, um so gewisser erreicht werden würde.

Begleitet von Gaudentius, dem Bruder des Herzogs, dem Priester Benedikt und dreißig Bewaffneten, fuhr Adalbert nun zu Schiffe den Weichselstrom hinab und landete bei Danzig. Hier hatten seine Predigten den besten Erfolg, denn es ließen sich eine große Zahl der von allen Seiten herbeiströmenden Zuhörer taufen. Ob Adalbert sich eines Dolmetschers, ob er, wie es die sächsischen Priester früher in der Mark gethan hatten, sich der lateinischen oder seiner Landessprache bediente, ist aus den geschichtlichen Nachrichten nicht ersichtlich.

Erhobenen Herzens segelte er am nächsten Tage weiter, erreichte das Meer und landete an der Küste Samlands. Nur von dem Priester und dem Bruder das Herzogs begleitet, ging er hierauf landeinwärts, indeß das Schiff mit den Bewaffneten zurücksegelte. Bald kam er in eine Ortschaft, es sammelten sich die Bewohner um ihn, und er begann seine Predigt. Als man vernahm, daß er gekommen sei, die alten Götter zu stürzen, drang man zornig auf ihn ein; doch nahm ihn der Häuptling des Ortes in seinen Schutz. Von diesem, der ihm Herberge und Speise bot, ward ihm am nächsten Morgen bedeutet, seinen Glaubenseifer zu bezähmen, da ihn sonst unfehlbar der Tod treffen werde. Der Häuptling bot ihm sogar ein Schiff an, um in die Heimat zurückzukehren. Adalbert begab sich an die Küste, bestieg auch das Schiff, fuhr jedoch nicht in die Weichsel zurück, sondern stieg nach einer fünftägigen Fahrt auf einem andern Punkte der Küste ans Land und begab sich wiederum in eine Ortschaft, um seinen Bekehrungsversuch zu wiederholen. Er fand jedoch den gleichen Widerstand und ward genöthigt, den Ort zu verlassen.

Psalmen singend, hatten die drei Männer eben einen im Walde gelegenen sonnigen Platz erreicht und sich niedergelassen, um von den gehabten Anstrengungen ein wenig auszuruhen, als sie von einer Schar Preußen, an deren Spitze sich ein Griwe (heidnischer Priester) befand, eingeholt wurden. Es scheint, als sei der Ort, auf dem sich Adalbert mit seinen Begleitern befand, den Preußen besonders heilig gewesen; denn sie gaben ihm mit wilden Geberden und Ausrufungen zu erkennen, daß er denselben verlassen solle. Seine Begleiter folgten der Aufforderung, er jedoch nicht. Nun stürmten die ergrimmten Feinde auf ihn ein und legten Hand an ihn, indem sie ihn fesselten. Die Genossen erschraken, doch er rief ihnen zu: „Trauert nicht, meine Brüder! denn ihr wisset, wir erleiden solches Alles nur um des Namens unseres Herrn Jesu Christi willen, welcher allein ist Herr über Leben und Tod!" Da trat aus dem Haufen der Feinde ein Priester hervor und schleuderte ihm einen Wurfspieß in die Brust. Indem er Blick und Hände gen Himmel hob und zu Gott für seine Mörder betete, ward er noch von sieben Lanzen durchbohrt. Seinen Begleitern fügte man kein Leid zu, und sie erreichten glücklich die Heimat.

Nach dem edlen Adalbert sind noch manche glaubenseifrige Männer unter den starrsinnigen Preußen erschienen, um ihnen das Evangelium zu lehren — doch gleich erfolglos. Fischhausen bei Pillau wird als der Ort bezeichnet, wo Adalbert seinen frommen Eifer mit dem Leben bezahlen mußte. Boleslav erhielt den Leichnam — wie es heißt gegen Silber, das ihn aufwog — zurück, und Adalbert fand in Gnesens Hauptkirche seine Ruhestätte, wohin als einem hoch angesehenen Wallfahrtsort die gläubige Menge bis zur Stunde pilgert.

Christian von Oliva. Unweit Danzig, dem Meere nahe, erhebt sich am Fuße waldiger Höhen das Kloster Oliva, eine Gründung des pommerschen Herzogs Sambor, der zu Danzig residirte. Hier walteten zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Cisterciensermönche in segensreicher Weise. Einer der Mönche, Christian mit Namen, ein vom Geiste des Christenthums tief durchdrungener Mann, ward von dem Gedanken ergriffen, den heidnischen Preußen das Evangelium zu predigen, somit das Werk Adalbert's wieder aufzunehmen, und er ließ sich durch keine Vorstellung von seinem Entschlusse abbringen. Er hatte sich in solcher Absicht sowol mit der Sprache als auch mit dem Charakter und der Lebensweise der Preußen vertraut gemacht und lebte der Hoffnung, sein Werk werde nicht ohne Segen bleiben. An den Grenzgebieten zunächst predigend, gewann er wirklich in kurzer Zeit eine ansehnliche Zahl heidnischer Preußen für das Christenthum, ja es begehrten sogar im

Jahre 1208 zwei Häuptlinge von ihm die christliche Taufe. Um sie in der neuen Lehre zu befestigen, sandte Christian die Häuptlinge nach Rom, woselbst an ihnen von dem Papste Innocenz III. unter großer Feierlichkeit die Taufe vollzogen wurde. Hocherfreut über den Erfolg und die an denselben sich anschließenden Hoffnungen erhob Innocenz den frommen Mönch zum Bischofe von Preußen. Doch nun brach der Zorn der heidnischen Landesbewohner gegen die Bekehrten aus, und Feuer und Schwert wütheten in den Grenzgebieten, die Christian schon für immer dem Christenthum gewonnen zu haben glaubte. Nur wenige Anhänger des neu ernannten Bischofs kamen mit dem Leben davon.

Die Preußen begnügten sich nicht damit, die Bekehrer und die Bekehrten zu verjagen, sondern sie rächten sich durch Einfälle in benachbarte christliche Gebiete. Namentlich ward das polnische Herzogthum Masovien schwer von ihnen heimgesucht. Dort sanken über dreihundert christliche Kirchen und Kapellen in Asche.



Tod des heiligen Adalbert.

Nun verzweifelte der Bischof daran, durch die Macht des Wortes allein das Christenthum befestigen zu können. Auf seine Vorstellung erhielt er von dem Papste die Erlaubniß, die Hülfe der Nachbarn zu einem Kreuzzuge wider die Preußen anzurufen; den Theilnehmern am Zuge wurde reicher Ablaß zugesagt.

Es währte nicht lange, so war ein starkes Heer beisammen. Ein ansehnlicher Landstrich an der Weichsel ward in Besitz genommen, und es wurde in den nächsten drei Jahren durch Anlegung von Ortschaften und Aufbau von Burgen eifrig daran gearbeitet, die Besitzergreifung zu sichern. Leider aber blieben die Kreuzfahrer nur so lange im Lande, bis nach ihrer Meinung der Ablaß verdient war. Kaum waren sie hinweg, so erschienen die Preußen in den schutzlosen Landstrichen aufs Neue, und wiederum wütheten Feuer und Schwert. Da auch die Pommern an dem Kreuzzuge Theil genommen hatten, wurden auch sie von den Preußen heimgesucht. Das Kloster Oliva ging in Flammen auf, ein Theil der Mönche wurde hinweggeschleppt und ermordet. Aerger noch als bei dem ersten Ueberfall erging es dem Lande Masovien, über das Herzog Konrad herrschte.

Nun strebte der Bischof Christian danach, einen geistlichen Ritterorden ins Leben zu rufen, der seinen Wohnsitz in dem gewonnenen Landstrich nehmen und ein dauernder Schutz desselben werden sollte. Hatte doch ein solcher Orden, die Schwertbrüder, in Livland Bedeutendes zur Befestigung und Verbreitung des Christenthums beigetragen. Christian

erlangte auch hierzu die Bewilligung des Papstes und die Zustimmung des Herzogs Konrad von Masovien, und so kam es zur Stiftung des Ordens der „Ritter Christi in Preußen". Ihr Ordenskleid war ein weißer Mantel mit rothem Stern und Schwert. Es ward ihnen die Burg Dobrin an der Drewenz als Hauptort angewiesen, und nach dieser Burg nannte man sie auch die „Ritterbrüder von Dobrin".

Die Preußen, beunruhigt durch die Einfälle der Ritter, und mehr und mehr erkennend, worauf es schließlich abgesehen sei, unternahmen einen Zug gegen die Burg. Herzog Konrad zog ihnen mit den Rittern entgegen, und es kam in der Gegend des heutigen Straßburg zu einem zweitägigen mörderischen Kampfe. Derselbe endigte zu Ungunsten der christlichen Streiter. Der Herzog Konrad und seine Masovier mußten ihr Heil in der Flucht suchen, und die Ritterbrüder hatten es nun allein mit dem ergrimmten überlegenen Feinde zu thun. Die Preußen blieben Sieger. Alle Ritter bis auf fünf, die sich mit ihren Knechten in die Burg retteten, erlagen im Kampfe, und es war dadurch der Landstrich, auf dem man sich zu halten gehofft hatte, wiederum in die Gewalt der Preußen gefallen.

Der Deutsche Ritterorden in Preußen.

Einer andern Ritterverbrüderung war es vorbehalten, das Werk wieder aufzunehmen und zu vollenden. Wie die Ritterorden der Templer und Johanniter, war auch der Deutschorden während der Kreuzzüge in Palästina entstanden. Sein Hauptzweck ging ursprünglich ebenfalls dahin, das Evangelium im fernen Morgenlande verbreiten zu helfen. Der Deutschorden führte Anfangs den Namen „Ritter Hospitaliter unserer Lieben Frauen vom Berge Zion", dann „Deutsche Ritter des Marianischen Ordens" und später abgekürzt „Deutsch-Ordensritter" oder „Deutschorden". Schon in den ersten dreißig Jahren seines Bestehens hatte er sich kräftig emporgearbeitet und besaß in Europa ansehnliche Besitzungen. Jetzt stand als vierter der Hochmeister an seiner Spitze Hermann von Salza, ein Mann von großer Einsicht und Tapferkeit.

Der begeisterte Wille, im Morgenlande sich zu behaupten, war bei den europäischen Völkerschaften zu dieser Zeit in dem Maße abhanden gekommen, als man zu erkennen begonnen hatte, daß in der Nähe für die Befestigung und Ausbreitung des Christenthums vorerst noch übergenug zu thun sei. Deshalb war auch von Hermann von Salza der Hauptort des Ordens von Akka in Syrien nach Venedig verlegt worden. An diesen Orden sich zu wenden, schlug Bischof Christian dem Herzog Konrad vor, wozu dieser, der um dieselbe Zeit von den wilden Lithauern hart bedrängt ward, sich sogleich auch anschickte.

So ward denn eine Gesandtschaft an den Hochmeister des Deutschordens mit der Bitte abgeordnet, einen Theil seiner tapferen Ritter nach Preußen zu senden, damit das fromme Werk der Bekehrung dort nicht länger gehemmt werde. „Der Herzog Konrad", so lautete die Botschaft, „verheißt deinem Orden für die Hülfe das Kulmerland und noch ein anderes Gebiet zwischen Masoviens und Preußens Grenzen zum ewigen freien Eigenthum."

Hermann von Salza, der eben damit beschäftigt war, sich zu einem neuen Kreuzzuge gegen die Sarazenen zu rüsten, konnte nicht alsbald zu einem Entschlusse gelangen. Allerdings hatte die Aussicht auf Erringung einer unabhängigen Stellung und Verbreitung des Christenthums in den Gebieten der Weichsel für Hermann, der für den Zweck des Ordens wie für dessen Größe und Wohlfahrt gleich begeistert war, etwas Lockendes. Die Besitzungen der Deutschritter im Morgenlande versprachen überdies, das sah er wohl, nicht lange Dauer; ja es schienen schon zu ihrer zeitweisen Erhaltung außerordentliche Opfer erforderlich zu sein. Dennoch ging er vorsichtig zu Werke. Hatte nicht auch vor kurzer Zeit der König von Ungarn dem Orden unter ähnlichen Umständen das Land Burzen in Siebenbürgen versprochen, es ihm aber, nachdem es von den Deutschrittern erobert und durch Ansiedelungen blühend gemacht worden war, wieder abgenommen? Nach langen Verhandlungen wurde endlich dem Orden der Besitz aller der Landstriche, die er in Preußen erobern

würde, mit allen Rechten eines deutschen Reichsfürstenthums feierlich zugesagt. Im Jahre 1227 oder 1228 kam der Vertrag zu Stande.

Im Jahre 1237 erfolgte die Vereinigung des Ordens mit dem der „Schwertbrüder" in Livland. Freilich ging die Unterwerfung der unbotmäßigen Preußen noch nicht so rasch vorwärts. Es folgten vielmehr während eines Zeitraums von etwa fünfzig Jahren Kämpfe auf Kämpfe, die endlich nach außerordentlichem Blutvergießen mit dem Siege des Christenthums endeten. — Betrachtet man den Geist, der den Orden in der ersten Zeit erfüllte, so erregt die Erhabenheit und Reinheit des Strebens der Ritter unsere Bewunderung; es gilt hier Dasselbe, was in Bezug auf die erste Zeit des Cistercienserordens gesagt ward. Ein Blick in die Verfassung des Ordens und in das Leben der Ordensbrüder wird diese Behauptung rechtfertigen. Mußte es nicht ein Strahl aus dem innersten Kerne der Christuslehre sein, der die jungen Edelleute aus der Heimat, der Familie hinweglockte und sie bewog, allen Freuden des Lebens zu entsagen, indem sie in den Kreis von Männern traten, die unter den strengen Gelübden der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth standen? Ein Strohsack war des Ritters Lager, eine leichte Decke sein Schutz vor dem Erstarren in ungeheizten Räumen; ein einfacher weißer Mantel mit dem schwarzen Kreuze und darunter ein langer schwarzer Rock bildeten den递Haupttheil seiner Kleidung, zumeist Brot und Wasser seine Nahrung. Gebet, Waffenübungen und schwere Kämpfe gegen eine verwegene, kriegsgewohnte, stets neuen Kämpfen entgegenjauchzende Bevölkerung boten den einzigen Wechsel in der ewigen Einförmigkeit eines unwirthlichen Landes. Und das Alles, um dem Christenthum eine neue Stätte zu bereiten! Ob der eingeschlagene Weg zur Verbreitung desselben der rechte war? Noch war der Wille der Ordensbrüder rein; er entsprang aus dem damaligen Höhenpunkte der Erkenntniß, die selber wieder ein Ausfluß der Kultur des dreizehnten Jahrhunderts war.

Nun sandte der Hochmeister im Jahre 1231 den tapfern und klugen Hermann Balk mit einer kleinen Schar von Rittern nach der Weichsel. Unterhalb des heutigen Thorn, am linken Ufer der Weichsel gelegen, befand sich eine hölzerne Burg, Vogelsang geheißen — sie ist als die Wiege des Deutschordens-Staates Preußen zu betrachten, denn von dieser Burg aus, die von den Rittern besetzt ward, begann die Eroberung Preußens, zunächst die der Landschaft Kulm. Der Hauptort dieser Landschaft, Alt-Kulm, gerieth durch Verrath eines preußischen Edeln in die Gewalt der Deutschritter. An der Stelle der Burg wurde im folgenden Jahre die Stadt Kulm gegründet. Flamländer aus dem nordwestlichen Deutschland waren die ersten Ansiedler, die von den Deutschrittern herbeigezogen wurden. Mit ihnen zog das flämische Städterecht in ihre neue Heimat ein, und das Stadtrecht von Kulm (das „Kulmer Recht") ward weiterhin auch den übrigen deutschen Städten, die sich in Preußen erhoben, verliehen. Der Eroberung der preußischen Landschaft Kulm folgten bald danach die der zunächst gelegenen Landschaften Pomesanien und Pogesanien.

Aufblühen des Deutschordens. Nach mehreren Jahrzehnten gebot das schwarze Kreuz über den ganzen Ostseestrand. Je mehr der Deutschorden die Grenzen seines Gebietes vorschob und sie zu behaupten wußte, desto mehr wuchs in Deutschland das Vertrauen zu ihm, und es kamen in steigender Anzahl deutsche Ansiedler herzu, die sich in seinem Gebiet niederließen und Ortschaften gründen halfen. Bald blühten, Dank der deutschen Thatkraft, empor: Elbing, Kulm, Thorn, Stuhm, Memel und an den Bischofssitzen sowie den Orten, wo die Ritter Komthureien, Burgen oder Vogteien errichtet hatten, so um Bartenstein, Braunsberg, Christburg, Heilsberg, der Königsburg (das heutige Königsberg), Lenzenburg, Marienwerder ꝛc., bildeten sich neu emporstrebende Mittelpunkte deutschen Kulturlebens, und von hier aus befestigten sich mehr und mehr der Einfluß und die Macht der deutschen Ordensritter.

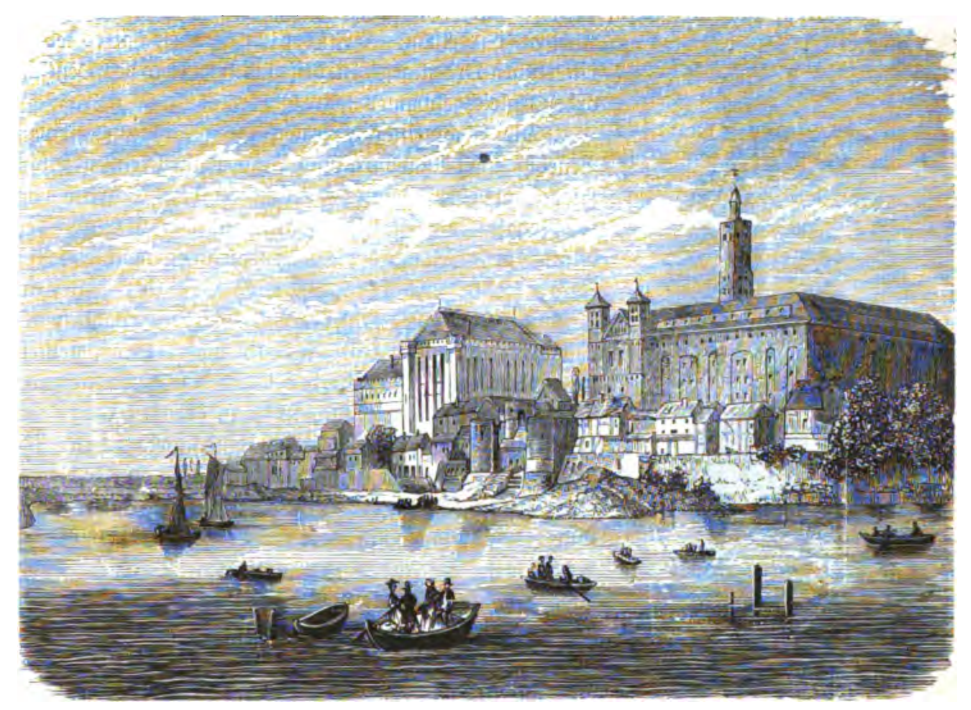
Um Mitte des zwölften Jahrhunderts waren Pomesanien und das Kulmer Land von Deutschen besetzt und größtentheils kolonisirt, und Gaue, welche sich noch in leidlicher

Unabhängigkeit erhalten, wie Sudanen, Schalauen und Nadrauen, sahen sich in ihrer Selbstständigkeit nur zu oft von ihren sich weiter ausbreitenden Nachbarn bedroht. Der Geist, welcher bis dahin die Ritterschaft beseelte, hatte in den letzten Jahrzehnten mancherlei Wandlungen erfahren. Den mit herangezogenen Bischöfen kam es damals schon mehr darauf an, weltliche Güter für sich zu gewinnen, als am Seelenheil der schwer zugänglichen heidnischen Landesbewohner unverdrossen fortzuarbeiten. Den Heißspornen unter den Rittern dagegen war das verstockte heidnische Wesen der Prussi ein Greuel, und für ihre barbarischen Sitten fehlte ihnen das rechte Verständniß. Die Oberen sahen sich nicht selten genöthigt, harte Strafen über Diejenigen zu verhängen, welche sich in ihrem Eifer zu bedenklichen Uebergriffen hatten hinreißen lassen. Solch ein Vorfall war es auch, der den zwölf Jahre andauernden Rassenkampf im Jahre 1261 verursachte, als der Komthur Walrad, um einige der unbotmäßigsten Clane aus dem Samlande und Notangen unschädlich zu machen, jene Edlen zu sich verlockte und den Ort, wo sie sich zum Trinkgelage versammelten, in Flammen aufgehen ließ. Schon vorher hatte sich allerorten Zündstoff in Menge angehäuft. Empfanden die Preußen schon die ihnen aufgezwungenen Dienste bei Erbauung oder Verstärkung der Ordensburgen Balga, Christburg, Kreuzburg u. a. als eine unerträgliche Last, so waren ihnen seitdem noch mehr Frohnden, eine Erhöhung der Abgabe des Zinskorns 2c. auferlegt worden. Rücksicht auf die Gewohnheiten und Ueberlieferungen der Landesbewohner zu nehmen, fand man für unnütz. In ihrem christlichen Eifer führten die Ritter den Unterworfenen selbst die Kinder hinweg, um diese, entfernt von ihrer Haimat, in deutscher Sitte und im alleinseligmachenden Glauben erziehen zu lassen. Trauernd sah der Preuße seine Göttereichen niederstürzen, seine heiligen Haine schänden und die Bilder seiner Götter in den Staub sinken. — Damals, als jene Gewaltthat zu Lenzenburg am Frischen Haff verübt wurde und jene zwanzig Häuptlinge den Feuertod erlitten — da zerstreuten sich deren im Burghof auf Rückkehr ihrer Gebieter harrende Schildträger und Mannen nach allen Theilen des Landes und verkündeten die gräßliche, unerhörte Mär. Es traf sich, daß just zur selben Zeit viele der jungen Edlen, deren Erziehung in Deutschland erfolgt war, nach ihren Wehrburgen und ihren Wäldern zurückgekehrt waren. Auf diese richteten sich nun die Blicke und die Hoffnungen des in seinen innigsten Gefühlen verletzten, nach Wiedergewinnung seiner Freiheit verlangenden Volkes. Die jungen Edlen hatten draußen im Reiche die deutsche Kriegsführung kennen gelernt und wußten nun, worauf sich die Ueberlegenheit der Ordensritter gründete. Im Jahre 1261 verbanden sich die Samländer unter ihrem Kriegsfürsten Glande, die Ermländer unter dem riesigen Glappo, die Barten unter Dievane, die Pogesanier unter Auctumo, die Notanger unter dem edlen Heinrich Monte, dem Bundesoberhaupte, und überfielen in der Nacht vom 20. auf den 21. September 1261 die Burgen und Sitze der Ritter und die deutschen Ansiedelungen. Die wilden Scharen richteten unter den Ueberraschten ein entsetzliches Blutbad an. Die Ritter wie die herangezogenen deutschen Kolonisten unterlagen in mehreren gräßlichen Kämpfen, so bei Pokarmen und Löbau, hielten sich jedoch in den wichtigsten Ordenssitzen, in Kulm, der Königsburg 2c., bis ihnen von den Ordenshäusern in Deutschland Hülfe zugeführt werden konnte. Aber diese Kraftanstrengungen der Deutschordensritter hätten doch nicht ausgereicht, um sich die Preußen zu unterjochen, wenn nicht ansehnliche Kreuzfahrerheere ihnen in den Zeiten größter Bedrängniß wieder Luft gemacht hätten. Preiswürdige Thaten wurden in jenen schweren Tagen von Männern wie Hanno von Sangerhausen, dem Hoch- oder Deutschmeister, durch Dietrich von Bernheim, Konrad von Thierberg, Ludwig von Kronberg, Helwig von Goldbach u. A. vollbracht.

Die Besiegung des tapferen Preußenvolkes erforderte mindestens eben so großartige Anstrengungen, wie diejenigen, die einige Jahrhunderte früher zur Niederwerfung der Sachsen nöthig gewesen waren. Denn in ganz verzweifelter Gegenwehr spannten die Aufständischen immer von Neuem wieder ihre Kräfte an, in der Hoffnung, die verhaßten Deutschen doch noch

mit Stumpf und Stiel ausrotten zu können. Aber auch von Seiten der Preußen wurde Alles aufgeboten, um den grimmen Feind zu vernichten; bis über die Weichsel, ja in die Gebiete der pommerschen Herzöge hatten die Aufständischen ihre Waffen getragen, die Bewohner erschlagen oder als Sklaven hinweggeführt.

Die ganze glaubenseifrige Christenheit ward nun aufgeboten, und der Papst erklärte die Heereszüge nach Preußen als auf gleicher Linie mit den Kreuzzügen ins heilige Land stehend. Jahrein, jahraus zogen jetzt deutsche Fürsten, ja Herren aus allen Theilen von Europa an der Spitze tapferer Scharen herzu, um sich an den Heldenkämpfen in den Küstenländern des Baltischen Meeres zu betheiligen. So erschienen ein Markgraf von Meißen, ein Herzog von Braunschweig, ein Graf von Barby, ein Landgraf von Thüringen, ein Herzog von Oesterreich, ein Markgraf von Mähren.



Schloß Marienburg um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts.

Schon vorher, im Jahre 1255, war der mächtige König **Ottokar** von Böhmen um Beistand angegangen worden, und auch er erschien im Lande der Heiden mit gewaltiger Heeresmacht, begleitet von einer zahlreichen Ritterschaft. Doch wie sehr seine Ritter, Knappen und Mannen auch dareinschlugen — selbst ihm war die Niederwerfung der streitbaren Preußen mißlungen. Er büßte in den unzugänglichen Wäldern, Sümpfen und Morästen des wilden Landes den besten Theil seines Heeres ein. Dessen gedachten die Landesbewohner, wenn neue Bedrängnisse, neue Kreuzzüge gegen sie ins Werk gesetzt wurden.

Gründung von Königsberg. Damals, als an König Ottokar's Erscheinen so große Hoffnungen geknüpft wurden, nannte man ihm zu Ehren einen gerade im Bau befindlichen neuen Ordenssitz die **Königsburg** (das heutige Königsberg). Zu jener Zeit war auch im Gefolge des Böhmenherrschers ein tapferer junger Degen herzugekommen, der Besitzer einer in den Schweizerlanden gelegenen kleinen Herrschaft: **Rudolf von Habsburg**, der nachmalige deutsche Kaiser; dann ein anderer deutscher Held, der Askanier Otto III., der zu Ehren seines Landes und dessen Hauptstadt im Preußenlande eine Burg gleichen Namens (Brandenburg) anlegte, welche der Mittelpunkt einer Stadt wurde, die heute noch blüht.

In langjährigem Kampfe hatte sich die beste Manneskraft der Preußen verblutet; das Land war entvölkert, die Wohnstätten waren verwüstet, brachliegende Felder dehnten sich von einer Ordensburg zur andern aus. Den Rittern vom Deutschen Orden dagegen, wie schwer auch sie gelitten, fehlte es nicht an frischem Zuzug und zu heiliger Begeisterung erglühenden Kämpfern. Und so gelangte das Kreuz zuletzt zum Siege über das Heidenthum; aber es herrschte geraume Zeit nur über Leichenstätten und Einöden. Ein tapferes Volk, das sich nicht hatte in eine neue Zeit finden können, hatte sich zu Tode gerungen. Der Kampf war ein grausig blutiger gewesen; der Sieg des Ordens um so entschiedener.

Welche Weisheit, wie viel Thatkraft und Ausdauer waren erforderlich, um auf Trümmern und Gräbern einen neuen Staat aufzurichten! Aber der Orden zeigte sich der großen Aufgabe gewachsen. Er hatte im heißen Ringen um sein Fortbestehen nicht nur seine Kraft und seinen Beruf zum Herrschen, er hatte auch seine Weisheit, zu regieren und Neues zu schaffen, dargethan. — In der Christenheit hat es keinen ritterlichen Orden gegeben, dessen Ruhm dem des Deutschordens gleichgekommen wäre.



Hermann v. Salza. Nach R. Schweinitz.



Die Hochmeister verlegten ihren Sitz zunächst von Venedig nach Marburg und dann nach Preußen selbst. Hier baute der Orden — etwa hundert Schritte von der Nogat — eine stattliche Burg, die man zu Ehren der Mutter des Heilandes die Marienburg nannte. Im Jahre 1276 ward der großartige Bau (der später in Trümmer sank, aber in neuerer Zeit wieder erstanden ist) vollendet; im Jahre 1306 schlugen hier die Hochmeister ihren Sitz auf. Das in der Nähe der Burg liegende Dorf ward zur Stadt, Marienburg, erhoben.

Eine halbe Stunde weit ins Land hinein dehnten sich bald die drei Burgen der Ordensresidenz von der Nogat aus, wo die schlanke Warte des sagenreichen Buttermilchthurmes mit seinen finsteren Kerkern die Grenze bezeichnete, hinter welcher feste Mauern, Kirchen, Vorraths- und Wohngebäude wechselten, bis das „hohe Schloß" mit hochansteigendem Kirchthurme den gewaltigen Bau schloß. Schon Konrad von Thierberg hatte 1274 eine Burg, „das oberste Haus", gebaut; Siegfried von Feuchtwangen fügte 1309 den Prachtbau seiner Residenz als mittlere Burg hinzu; die Vorburg lagerte außerhalb des Schlosses. — Mit dem Orden verfiel auch die prachtvolle Burg: polnische Starosten hausten in ihr; dann diente sie bald als Fabrik, bald als Magazin, bald als Speicher, indem man die prächtigen Säle durch eingezogene Böden trennte, Fenster vermauerte und andere verderbliche Aenderungen vornahm, — ja man wollte sie sogar abbrechen, um die Steine zu verwerthen. Unter König Friedrich Wilhelm IV. ward nicht allein der Zerstörung Einhalt gethan, sondern man stellte sogar einen Theil der Burg in seiner alten Gestalt wieder her.

Hinter der Zugbrücke an der Nordfaçade wölbt sich das prachtvolle Eingangsthor, geschützt von zwei gothischen Spitzthürmchen, zwischen denen an rother Schloßwand von grauem Steinschild das hochmeisterliche Wappen zu schauen ist, den schwarzen Adler in der Mitte. Rechts und links ziehen sich die stattlichen Zinnen der Vormauern hin, hinter denen in dreifacher Reihe die gothischen Fenster blinken. Nach der Stadt zu wendet sich das kolossale Viereck des obern und hohen Schlosses mit dem großen Kapitelsaal und der Annengruft in der Schloßkirche und dem Pfaffenthurm daneben. Durch einen Graben und eine Zugbrücke getrennt, liegt ihm am Schloßhofe gegenüber die mittlere Prachtburg mit

ihren hochsteigenden Stockwerken, wo sich der „große Remter“, die Meisterwohnung, mit schlanken Zinnen und schmuckreichen Giebeln befindet.

Von den drei langen Flügeln des mittleren Schlosses ist nur der prachtvolle westliche ganz erhalten, welcher die Wohnung des Hochmeisters und einige Remter enthielt. Vier Stock hoch thürmt sich die Schloßwand an der Nogatseite auf; Fenster reiht sich in schlankem Spitzbogen an Fenster, die von zierlicher Stukkatur eingefaßt sind; Pfeiler steigt kühn empor über Pfeiler, Gewölbe über Gewölbe, und sechs vortretende schlanke Granitpfeiler mit Reliefsiguren tragen die obere Mauerwand mit ihren Zinnen.

Durchwandern wir rasch das Innere des Schlosses. Vom Burghofe aus gehen wir durch das Gemach des Thorwarts, um zur Haupttreppe zu gelangen, welche zu dem hochgewölbten Bogenflur des „Ganges“ leitet. An der äußern Mauer steigt der Brunnen 17 m durch alle Stockwerke hinauf, so daß man in jedem Stockwerk Wasser schöpfen kann, und in des „Meisters Handfaß“, einem steinernen Becken im obersten Stock, sich noch immer Wasservorrath sammelt. Links vom Gange zieht sich des Meisters großer Remter fast durch das ganze Stockwerk. Ein einziger Granitpfeiler von $1\frac{1}{2}$ m Stärke ragt schlank und leicht in der Mitte des sonnenhellen Saales empor und stützt oben zahlreiche Gurtbogen, einem steinernen Palmbaum vergleichbar. Er trägt das prachtvolle Gewölbe, in welches das Sonnenlicht von drei Seiten durch bunte Glasfenster fällt und sich in magischen Lichtspielen über Wand, Decke und Boden ergießt. Achteckige Granitpfeiler streben zwischen den Spitzbogenfenstern empor, aus denen man eine reizende Aussicht auf die grüne unabsehbare Niederung mit ihren Dörfern und Bauernhöfen, auf die blinkenden Stromadern und die bewaldeten Höhen mit ihren Burgen und Städten hat. Dort erinnert die am Kamin eingemauerte steinerne Kugel an die Gefahr, als 1410 durch Verrath die Granitsäule zerschossen und die Ordensherren von dem einbrechenden Gewölbe zerschmettert werden sollten; drüben vergegenwärtigt uns die marmorne Schenkbank an der Wand die heiteren Festtage der Ritter; droben vom Fenster aus schauen wir im bunten Glasgemälde des Hochmeisters Bild, wie er aus des Kaisers Hand den schwarzen Adler für seinen Wappenschild empfängt. In mannichfacher Weise umwehen uns hier Erinnerungen an die glänzenden Tage des Ordens, als hier Gesandte empfangen und festlich bewirthet wurden, als die Stände sich hier versammelten, oder die Gebieter des Ordens rauschende Feste feierten unter Musik und Becherklang.



Hermann v. Balk. Nach R. Schweinitz.

Der prachtvolle „Bogenflur“ bringt uns durch ein Vorzimmer in des Meisters kleinen Remter, wo derselbe mit wenig auserlesenen Ordensgebietern tafelte. Die Wappen der Hochmeister schmücken die Wände und Fenster, ein Tragpfeiler trägt die gewölbte Decke; Steinsitze, welche an den Wänden entlang laufen, laden zu behaglicher Ruhe und traulicher Unterhaltung ein; Oeffnungen im Fußboden lassen im Winter erwärmte Luft aus dem Kellergewölbe durch alle Zimmer und Säle dringen. Neben diesem Remter befinden sich des Meisters freundliches Wohngemach, seine Hauskapelle mit drei kleinen Spitzbogenfenstern und sein Schlafgemach. Die Raths- und Aktenzimmer waren in dem Erdgeschoß angebracht, unter diesem wohnte die Dienerschaft in dem geräumigen oberen Kellergeschoß.

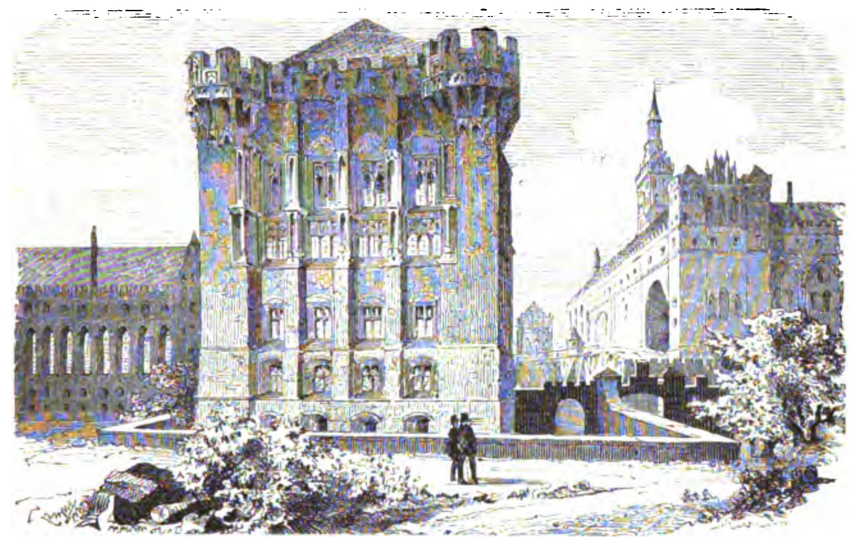
In dem Seitenflügel des Schlosses nach Norden zu befindet sich der große Prachtsaal des Konventremters, welcher durch zwei Stockwerke emporsteigt und den Ordensrittern

als Sammelplatz zu geselliger Unterhaltung diente. An Schönheit und Sinnigkeit des Schmuckes ist er von keinem ähnlichen mittelalterlichen Bauwerk erreicht, und in diesem Geiste von den Förderern des Schloßbaues wiederhergestellt worden. Drei schlanke achteckige Pfeiler tragen gleich Lilien das leicht geschwungene kelchartige Gewölbe des 19 m langen Saales, farbige Mosaikbilder mit Blumenarabesken schimmern und schillern auf dem Boden, wenn das Licht durch die bunten Glasscheiben der hohen Fenster über sie hinstreift, während die steinernen Bänke am Fenster zur Aussicht auf das malerische Panorama der Niederung einladen. Welch ein heiteres Leben hat sich vormals hier am Schenktisch der gewaltigen Halle entfaltet! An der nördlichen und östlichen Wand aber haben Meister der Gegenwart die leeren Räume mit zehn Bildern gefüllt, in denen die ehrwürdigen Gestalten der Ordensmeister auf Goldgrund strahlen. Da beschwört Walpot von Bassenheim als erster Hochmeister mit erhobener Rechten die Ordensregel, indem er aus dem weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz die Linke hervorstreckt, um sie auf ein Buch zu legen. Daneben erscheint der erste Hochmeister Hermann von Balk, in der Linken die Ordensfahne mit dem Marienbilde, in der Rechten das gesenkte Schwert, die Ordenstracht leicht über den Kettenpanzer geworfen und mit dem rechten Fuße über ein gestürztes Götzenbild schreitend. Auf das Schwert gestützt, schaut Meinhard von Querfurt in die Ferne, sinnend, wie er des Landes Wohlfahrt fördern könne, während Hermann von Salza, auf dem Helm die Krone und den goldenen Adler auf dem schwarzen Kreuze, seine Heldengestalt kühn emporreckt; Siegfried von Feuchtwangen, die Linke aufs Schwert gestützt, trägt in der Rechten das Modell des Schlosses, Luther von Braunschweig dagegen als Minnesänger die Laute in der Hand; der greise Dietrich von Altenburg Winkel, Zirkel und Kirchenmodell, Winrich von Kniprode steht unter rankendem Weine kampfbereit, das Schwert fest gefaßt, das Gesetzbuch in der Linken; auch Ulrich von Jungingen, die breitgewölbte Brust ganz in Eisen gehüllt und die Sturmhaube fest aufs Haupt gedrückt, hat Lanze und Schild zum Kampfe ergriffen, wogegen Heinrich von Plauen mit sorgenvollem Antlitz die Linke auf die Ordensfahne hält und das schartige Schwert mit der Rechten schwingt. — Wie ein Bilderbuch veranschaulicht uns der farbenreiche Saal das vielbewegte Leben, das sich in dieser Ordensburg in Freud und Leid, in Eifer und Thatkraft entfaltete. Wenn dort am Schenktisch heimkehrende Ritter festlich bewirthet wurden, wenn zum Becherklang in froher Stimmung das Trinklied erscholl, wenn Abenteuer und Schwänke erzählt wurden, saß hier am Fenster vielleicht ein Novize und gedachte wehmuthsvoll seiner fernen Eltern, seiner verlassenen Braut und seiner dahingeschwundenen Jugendtage; denn er hatte ja den Lockungen der Welt, der Familie und dem äuslichen Glück entsagt, und es galten für ihn nur noch Kampf um des Glaubens willen, Gehorsam und klösterliche Enthaltsamkeit.

Doch wir steigen das Schloß hinab und begeben uns über den Burghof nach der ehrwürdigen Marienkirche mit ihren hohen Fenstern und der goldenen Pforte, so genannt, weil die prächtige Eingangsthür dereinst vergoldet war. Ihre reich verzierten Pfeiler und Bogen sind phantastisch umweht von Blättern, Bildern und sinnigem Figurenwechsel und trotz aller Mannichfaltigkeit doch wieder in schönem Ebenmaß gehalten. Rauten, Thürmchen und Zickzacklinien von schwarzglasirten Ziegeln auf rothem Grunde steigen in geraden Linien an den Giebeln empor, leichte Bogen aus Ziegeln schwingen sich von einem Fächerwerk der Rautenlinie zum andern, hier und da wölben sich zierliche Nischen, so daß die Wand wie mit einem Schleier behangen erscheint.

Unter himmelblau strahlender Nische, von goldenen Sternen funkelnd, findet sich an der Nordseite der Burg, da, wo die Mauer hoch aus dem Graben aufsteigt, das 8 m hohe Mosaikbild der heiligen Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arme. Golden scheint das Unterkleid durch das rothe Obergewand, aus der Hand steigt schlank das Liliensceptер empor, mit dem sie die Christenwelt regiert.

Verschollen und verklungen ist jene thatenreiche Zeit; das Rittergeschlecht ist ausgestorben und das moderne Leben hat es sich in den ehrwürdigen Räumen bequem zu machen gesucht; unten aber in der Annengruft der Marienkirche ruhen die Deutschmeister unter schweren Grabsteinen. Nicht mehr sammeln sich Priester und Ritter vor dem prachtvollen Altarbild der Mutter Maria oder auf den steinernen, reich verzierten Emporkirchen; verstummt ist der Weckruf: „Winrich, der Orden wankt!“ — denn das gewaltige Bauwerk ist nur ein stummer Zeuge vergangener Herrlichkeit und Thatkraft. Doch nein! seine Wiederherstellung ist auch ein beredter Zeuge des in den Herzen der Preußen lebenden Patriotismus. Einflußreiche Männer vereinten sich, dieses ehrwürdige Denkmal deutscher Baukunst zu retten. Der Oberpräsident von Schön regte zum Aufbau an, der Superintendent Häbler entdeckte die alten Zeichnungen, der Oberdeichinspektor von Gersdorff schmückte die Gemächer mit bunten Fenstern, Prof. Johannes Voigt sammelte Nachrichten über den alten Bau, und Städte und Landschaften, Adel, hohe Militärs und die königliche Familie traten zusammen, um die besten Reste des Schlosses zu retten.



Die Marienburg von der Nogatseite.

Da liest man denn über den erneuten Zinnen über dem großen Remter als Förderer u. A. die Namen eines Dohna, Hülsen, York; ein Königsberger Buchhändler stellte das „Handfaß“ wieder her, der König das Fundament u. s. w., so daß der Bau auf volksthümliche Weise restaurirt worden ist. So kann man mit Max von Schenkendorf singen:

„Oft, wenn im wunderbaren Schimmer
Des Schlosses Trümmer vor mir stehn
Im Sonnenschein, glaub' ich noch immer
In seiner Jugend es zu sehn.

Dann nehm' ich als ein gutes Zeichen
Den Neubau für die Gegenwart,
Daß auf den Trümmern, auf den Leichen
Sich Kraft und Heimatsliebe paart.“

Des Ordens goldene Zeit. Als nun der Widerstand der Preußen gebrochen war, begann statt des nach Blut lechzenden Schwertes die Pflugschar in dem von der Natur gesegneten Lande zu walten. Fortgesetzt langten neue Scharen Ansiedler aus Norddeutschland, vornehmlich aus Westfalen, an und sicherten den Besitz des mit der Pflugschar nun gänzlich eroberten Landes. Mit dem Christenthum bürgerten sich immer mehr deutscher Sinn und deutscher Fleiß ein, und bald blühten überall neue Städte und Dörfer empor; Saatfelder grünten, wo sonst wildes Gethier in undurchdringlichem Dickicht gehaust hatte, und Hirt und Herden sah man auf grünen Auen, die früher unzugängliche Moore gewesen waren.

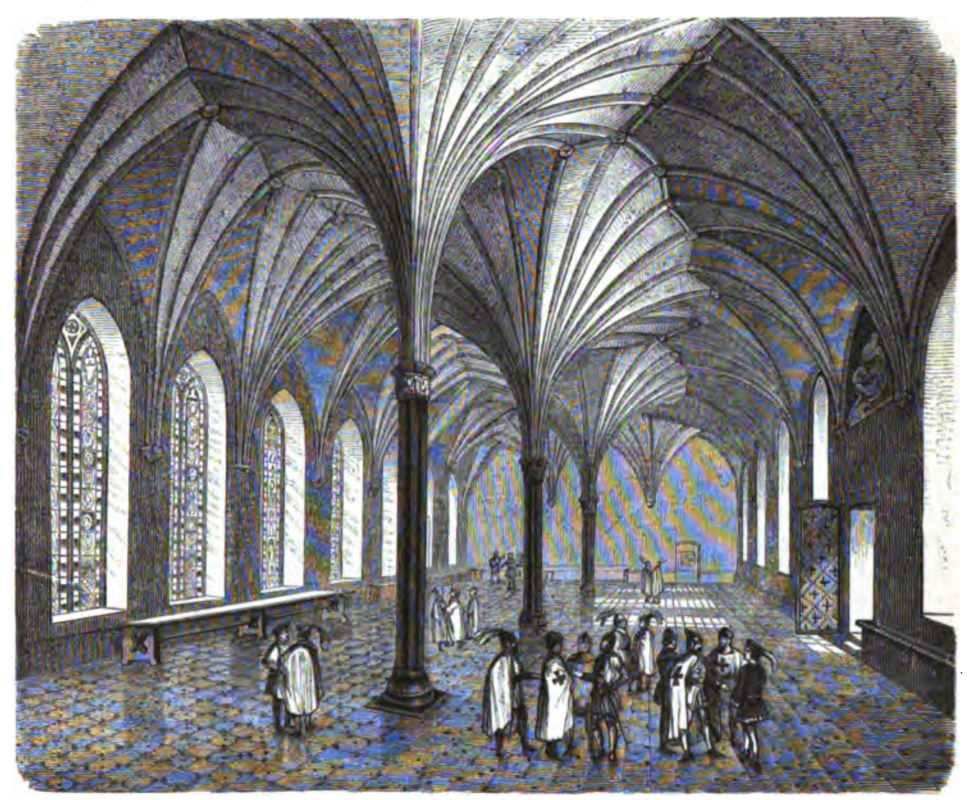
Seine höchste Blüte erreichte der Orden unter dem Hochmeister **Winrich von Kniprode** (1351—1381). Das Landgebiet des Ordens umfaßte die ganze heutige Provinz Preußen, die hinterpommerschen Kreise Lauenburg und Bütow und von den zum heutigen Regierungsbezirk Bromberg gehörigen Kreisen Chodziesen und Czarnikau den nördlich von der Netze und westlich von der Küddon gelegenen Theil — im Ganzen etwa 1230 Geviertmeilen. Das Land zählte 480 Ordensschlösser, 55 befestigte Städte, 2000 Höfe und 19,000 Dörfer. Die Jahreseinkünfte des Ordens betrugen 1,600,000 Dukaten. Das Ordensland Preußen war nächst den burgundischen Niederlanden und dem maurischen Spanien das bevölkertste Land Europa's, und es stand hinsichts der Wohlhabenheit nur den Niederlanden und allenfalls den Handelsrepubliken Venedig und Genua nach. Man nannte später die Regierung Winrich's von Kniprode des Ordens goldene Zeit. Landbau, Gewerbe, Handel, Rechtspflege, Kunst, Wissen, kirchliches Leben — auf allen diesen Gebieten war Segen und Gedeihen. Wie bedeutend die Bevölkerung in den Städten war, und in welchem Umfange der Handel getrieben wurde, geht unter Anderem daraus hervor, daß im Jahre 1352 die Pest in Danzig 13,000 Menschen dahinraffte, ohne daß die Stadt dadurch zu Grunde gegangen, und daß bei einem Sturme allein 60 Kauffahrteischiffe im Hafen der Stadt untergingen, ohne daß deren Wohlstand vernichtet worden wäre. Der Orden gebot um diese Zeit, außer über zahlreichen Besitz, vorzüglich in Deutschland, in Livland, Kurland, Preußen und Pommerellen, vom Peipussee bis zur Leba und beherrschte nicht weniger als 150 Meilen Küstenland der Ostsee.

Verfall des Ordens. Der Orden hatte seine Mission nach einer gewissen Richtung hin erfüllt. Preußen war erobert, das Christenthum eingeführt. Jetzt galt es, das gewonnene Gebiet zu sichern und das Land in geordneter Weise zu regieren. Reichthümer hatten sich aufgehäuft, die zu Genüssen verlockten.

Umwandlungen in Bezug auf die Sitte geschehen unmerklich, allmählich. Als es endlich mit Händen zu greifen war, wie weit der Orden sich von seinem ursprünglichen Geiste entfernt hatte, erwachte das Gewissen in Einzelnen, und diese mahnten, in das frühere Geleis wieder einzulenken. Es war zu spät. Ein ernster Versuch dieser Art ging im Jahre 1302 von dem Hochmeister **Gottfried von Hohenlohe** aus, aber er fand im Ordenskapitel den entschiedensten Widerstand. Dreißig Jahre später stand **Werner von Orselen** an der Spitze des Ordens. Seine Bemühungen, die Ritter zu der früheren Entsagung zurückzuführen, fanden wenig Nachahmer und endeten damit, daß ihn einer derselben niederstach.

Die meisten Ordensmeister waren aber keineswegs von einem gleichen Geiste beseelt, wie die eben genannten. Ihre Tafelgenüsse legten Zeugniß davon ab, daß sie die Regeln der Stifter nicht mehr achteten. Da gab es Koriander-, Caneel- (Zimmt-) und Cubebenkonfekte, Datteln, Rosinen, Mandeln, englischen Käse, italienische, ungarische Weine und Rheinweine. Für Rheinweine, bestimmt für die Tafel des Hochmeisters, war in der letzten Zeit allein jährlich eine Summe von 400 Dukaten ausgesetzt gewesen. Gaukler, Sänger, Pfeifer, Fiedler, Lautenschläger aus Bremen, Schweden, Prag, Mailand, Burgund und Schwaben traf man beständig in der Marienburg. Die fromme Andacht war verstummt an der ehrwürdigen Stätte. — Bei den Mahlzeiten der Ritter, sagt ein Chronist, hörte man nichts Anderes, als von schönen Frauen, Pferden und Hunden reden. Und wenn es noch dabei geblieben wäre! Die jungen Ritter, die Aufnahme in den Orden fanden, mußten noch am Altare das Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ablegen, aber das Halten des feierlichen Gelübdes ward nicht mehr verlangt. Ein Regiment solcher Art untergrub sein eigenes Bestehen. Geistlichkeit, Städte und Landbewohner fühlten mehr und mehr den Druck des ihnen auferlegten Joches, und wer weiß, was jetzt schon geschehen wäre, wenn nicht Gefahren von außen her den Orden und das Land bedroht hätten.

Kriege mit Lithauen und Polen. Die Lithauer, die in ältester Zeit den Russen zinsbar gewesen sein sollen, wurden im dreizehnten Jahrhundert von einem Großfürsten regiert. Sie zeichneten sich durch Kühnheit, Kraft, List und Grausamkeit aus, und es standen ihre Kriegszüge mit blutiger Schrift in der Erinnerung der Zeitgenossen verzeichnet. Ihr Gebiet erstreckte sich eine Zeit lang von der Düna bis zum Dnjestr, vom Niemen und dem polnischen Bug bis zu den Quellen des Dnjepr und Donetz, war also viel größer als das Polnische Reich. Noch im vierzehnten Jahrhundert wurden öfters Kreuzzüge gegen diese unmenschlichen Horden unternommen. Ungezählte Schlachten und Gefechte hatte der Deutschorden mit ihnen zu bestehen, ohne daß es ihm gelungen wäre, ihre Kraft zu brechen.



Der Konventremter zu Marienburg.

In der Schlacht bei Rudau 1370, in der die Deutschritter Sieger blieben, fielen allein auf Seiten der Letzteren mit dem Ordensmarschall 20 Komthure und 200 Ritter. Im Jahre 1328 wurden 70,000 gefangene Lithauer nach Preußen in die Knechtschaft geführt, die an den Festungswerken der Städte und der Burgen arbeiten mußten. Die Zahl der Gefallenen und der weggeführten Gefangenen mag auf jeder Seite in einem Zeitraume von fünfundachtzig Jahren leicht eine Viertelmillion betragen haben. Längst war es dem Orden bei Bekriegung dieser Barbaren keineswegs mehr um Verbreitung des Christenthums, sondern nur noch um die Ausdehnung seiner Herrschaft zu thun.

Im Jahre 1381 ward Jagiello Großfürst von Lithauen. Er begehrte die Hand der polnischen Königin Hedwig und gelobte, wenn er nicht zurückgewiesen würde, das Christenthum anzunehmen, es in seinem Lande einzuführen und Lithauen mit Polen zu vereinigen. Als nun das gewünschte Ehebündniß zu Stande gekommen war, wurden in Lithauen die Götzenbilder mit ihren Hainen zerstört; das Christenthum ward wol eingeführt, aber in Formen, die von seinem Inhalte kaum eine Ahnung zu erwecken vermochten.

Jagiello hatte bei der Taufe den Namen **Wladislaus** angenommen. Der fromme Vorwand, die Lithauer im Namen des Christenthums zu bekämpfen, fiel nun für den Deutschorden weg. Gleichwol drangen seine Scharen unter ihrem weniger glücklichen Hochmeister **Konrad Wallenrod**, unterstützt durch Zuzug vieler Ritter aus Deutschland, wiederum in Lithauen ein; doch wurde das Ritterheer des Deutschordens geschlagen und völlig zersprengt.

Trotz der großen Summen, die der Krieg mit den Lithauern dem Orden kostete, war dieser doch noch reich genug, von Kaiser Sigismund, dessen trauriger Verwaltung der Mark Brandenburg wir bereits gedachten, die Neumark zu kaufen. Da nun ein kriegerisches Zusammengehen Lithauens mit Polen zu befürchten war, so richtete sich das Streben des Ordens zumeist darauf, beide Länder zu entzweien. Dem friedliebenden Hochmeister **Konrad von Jungingen** gelang es, Polen, das schon Miene machte, seine Waffen ebenfalls gegen den Orden zu kehren, durch einen ihm günstigen Vertrag zufriedenzustellen. Zu früh nahte seine Todesstunde. Da sprach er, keine andere Rücksicht, als des Volkes Wohl im Auge habend: „Wählt nicht meinen Bruder Ulrich, den tapfern Kriegsmann, zum Meister; denn ich fürchte, seine wilde Kriegslust wird den ganzen Orden in unsägliches Leid versetzen!“ Doch der Orden war des Friedens satt und wählte trotz der Warnung des trefflichen Jungingen den kriegslustigen Bruder desselben.

Kaum hatte Ulrich sein Amt angetreten, so verschlechterten sich die Beziehungen zu Polen. Dazu kam eine gegen die Lithauer verübte Grausamkeit. Eine Heeresabtheilung der Lithauer, über die, seitdem Jagiello durch seine Vermählung mit Hedwig König von Polen geworden war, Witold als Großfürst herrschte, gerieth in große Noth, da es ihr an Lebensmitteln fehlte. Nun sandte Jagiello, der, wie eben erzählt, bei der Taufe den Namen Wladislaus angenommen hatte, auf Bitten der Lithauer Schiffe mit Getreide für sie den Niemen aufwärts. Dies mißfiel dem Hochmeister, der große Getreidevorräthe besaß und darauf gerechnet hatte, dieselben den Lithauern für hohe Preise zu verkaufen. Er ließ Schiffe und Getreide wegnehmen und verweigerte darauf mit stolzen Worten die Rückgabe. Gereizt durch diese räuberische und grausame Handlung, zog der Großfürst Witold sein Schwert gegen den Orden. Natürlich drohte nun auch das den Lithauern befreundet gewordene Polen. Der Orden wandte sich an Sigismund und Wenzel, die vergebens zu vermitteln suchten. Es kam zum Kriege, und die Deutschritter hatten es nun mit den vereinten Heeren der Lithauer und der Polen zu thun. Im polnischen Heere befand sich damals auch ein böhmischer Edelmann, Namens **Ziska**, der sich später in den böhmischen Hussitenkämpfen hohen Ruhm erwarb. Wladislaus eroberte Gilgenburg, brannte es nieder und ließ alle Einwohner grausam hinmorden. Der Ordensmeister zog in der Absicht, Rache zu nehmen, heran.

Schlacht bei Tannenberg. Im Walde bei Tannenberg trafen (1410) beide Heere auf einander. Der Ordensmeister sandte dem Könige durch den Herold zwei bloße Schwerter und ließ ihn auffordern, aus dem Walde hervorzukommen, damit die Schlacht beginnen könne. Wladislaus ergriff mit beiden Händen die Schwerter, indem er rief: „Ich bedarf ihrer nicht, aber ich nehme sie zum Zeichen des Sieges!“ Nun bewegte sich sein Heer hinaus ins Feld, dem Ordensheere entgegen, das sich etwas zurückgezogen hatte, um dem Feinde zur Entfaltung seiner Macht Platz zu machen. Wladislaus gebot über mehr als hunderttausend Mann, hundert Banner flatterten im Morgenwinde. Der Hochmeister hatte seine ganze Streitmacht zusammen, bis auf den Komthur Heinrich von Plauen, der Pommerellen deckte. Sein Heer zählte einundfünfzig Banner.

Die Schlacht begann. Mit Ungestüm warfen sich die Deutschritter auf den Feind. Aber sie fanden tapfern Widerstand. Das Blut floß in Strömen; das Schlachtfeld bedeckte sich mit Todten. Endlich wurden die Lithauer und Tataren zurückgedrängt, die böhmischen und mährischen Hülfsvölker flohen, das Hauptbanner der Polen sank. Da ergriff die Polen der Grimm der Verzweiflung. Eine neue allgemeine Anstrengung!



Preußische Geschichte. I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Sieg über die heidnischen Litthauer.

Jagiello hatte bei der Taufe den Namen Wladislaus angenommen. Der fromme Vorwand, die Lithauer im Namen des Christenthums zu bekämpfen, fiel nun für den Deutschorden weg. Gleichwol drangen seine Scharen unter ihrem weniger glücklichen Hochmeister Konrad Wallenrod, unterstützt durch Zuzug vieler Ritter aus Deutschland, wiederum in Lithauen ein; doch wurde das Ritterheer des Deutschordens geschlagen und völlig zersprengt.

Trotz der großen Summen, die der Krieg mit den Lithauern dem Orden kostete, war dieser doch noch reich genug, von Kaiser Sigismund, dessen trauriger Verwaltung der Mark Brandenburg wir bereits gedachten, die Neumark zu kaufen. Da nun ein kriegerisches Zusammengehen Lithauens mit Polen zu befürchten war, so richtete sich das Streben des Ordens zumeist darauf, beide Länder zu entzweien. Dem friedliebenden Hochmeister Konrad von Jungingen gelang es, Polen, das schon Miene machte, seine Waffen ebenfalls gegen den Orden zu kehren, durch einen ihm günstigen Vertrag zufriedenzustellen. Zu früh nahte seine Todesstunde. Da sprach er, keine andere Rücksicht, als des Volkes Wohl im Auge habend: „Wählt nicht meinen Bruder Ulrich, den tapfern Kriegsmann, zum Meister; denn ich fürchte, seine wilde Kriegslust wird den ganzen Orden in unsägliches Leid versetzen!“ Doch der Orden war des Friedens satt und wählte trotz der Warnung des trefflichen Jungingen den kriegslustigen Bruder desselben.

Kaum hatte Ulrich sein Amt angetreten, so verschlechterten sich die Beziehungen zu Polen. Dazu kam eine gegen die Lithauer verübte Grausamkeit. Eine Heeresabtheilung der Lithauer, über die, seitdem Jagiello durch seine Vermählung mit Hedwig König von Polen geworden war, Witold als Großfürst herrschte, gerieth in große Noth, da es ihr an Lebensmitteln fehlte. Nun sandte Jagiello, der, wie eben erzählt, bei der Taufe den Namen Wladislaus angenommen hatte, auf Bitten der Lithauer Schiffe mit Getreide für sie den Niemen aufwärts. Dies mißfiel dem Hochmeister, der große Getreidevorräthe besaß und darauf gerechnet hatte, dieselben den Lithauern für hohe Preise zu verkaufen. Er ließ Schiffe und Getreide wegnehmen und verweigerte darauf mit stolzen Worten die Rückgabe. Gereizt durch diese räuberische und grausame Handlung, zog der Großfürst Witold sein Schwert gegen den Orden. Natürlich drohte nun auch das den Lithauern befreundet gewordene Polen. Der Orden wandte sich an Sigismund und Wenzel, die vergebens zu vermitteln suchten. Es kam zum Kriege, und die Deutschritter hatten es nun mit den vereinten Heeren der Lithauer und der Polen zu thun. Im polnischen Heere befand sich damals auch ein böhmischer Edelmann, Namens Ziska, der sich später in den böhmischen Hussitenkämpfen hohen Ruhm erwarb. Wladislaus eroberte Gilgenburg, brannte es nieder und ließ alle Einwohner grausam hinmorden. Der Ordensmeister zog in der Absicht, Rache zu nehmen, heran.

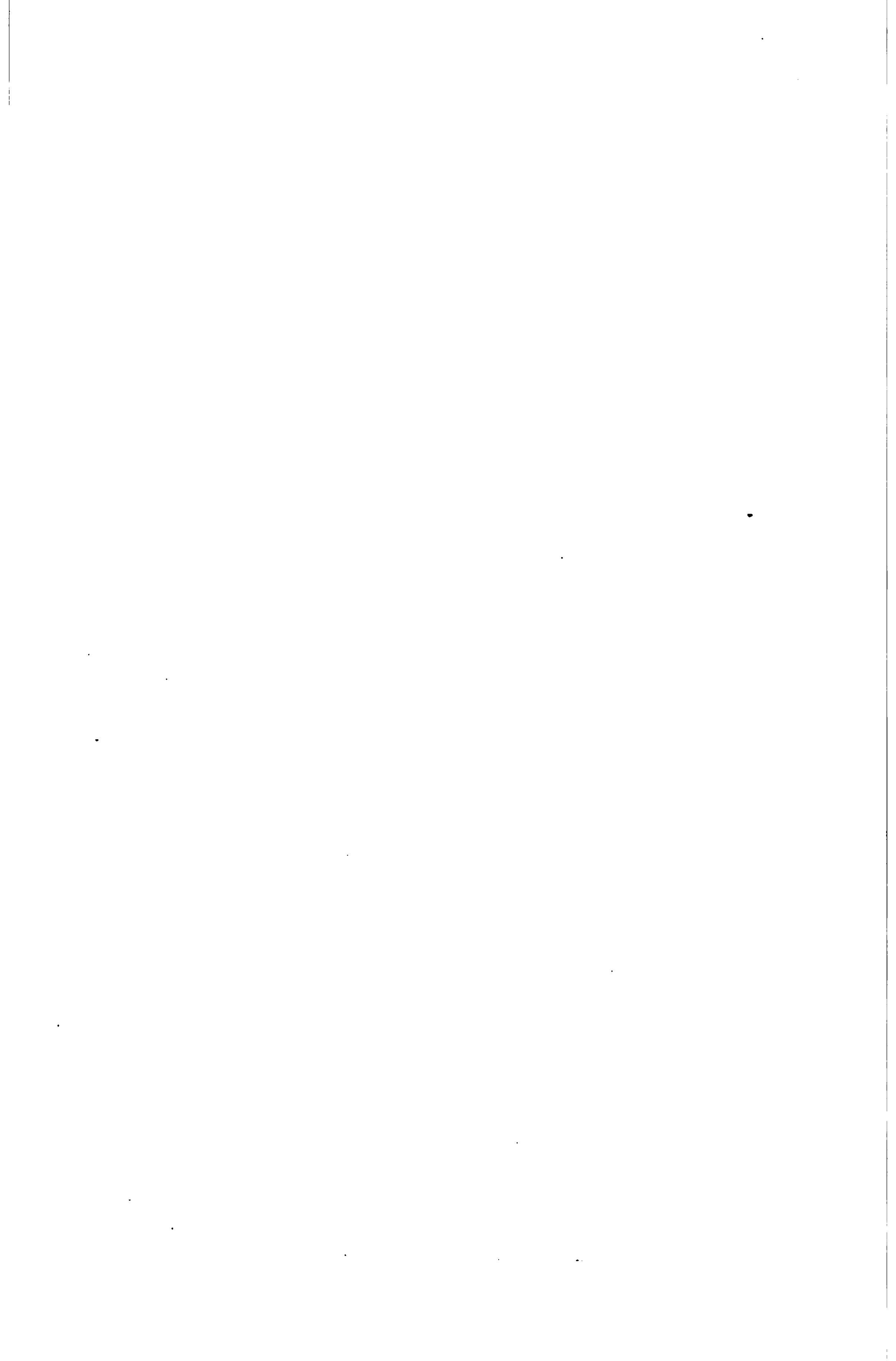
Schlacht bei Tannenberg. Im Walde bei Tannenberg trafen (1410) beide Heere auf einander. Der Ordensmeister sandte dem Könige durch den Herold zwei bloße Schwerter und ließ ihn auffordern, aus dem Walde hervorzukommen, damit die Schlacht beginnen könne. Wladislaus ergriff mit beiden Händen die Schwerter, indem er rief: „Ich bedarf ihrer nicht, aber ich nehme sie zum Zeichen des Sieges!“ Nun bewegte sich sein Heer hinaus ins Feld, dem Ordensheere entgegen, das sich etwas zurückgezogen hatte, um dem Feinde zur Entfaltung seiner Macht Platz zu machen. Wladislaus gebot über mehr als hunderttausend Mann, hundert Banner flatterten im Morgenwinde. Der Hochmeister hatte seine ganze Streitmacht zusammen, bis auf den Komthur Heinrich von Plauen, der Pommerellen deckte. Sein Heer zählte einundfünfzig Banner.

Die Schlacht begann. Mit Ungestüm warfen sich die Deutschritter auf den Feind. Aber sie fanden tapfern Widerstand. Das Blut floß in Strömen; das Schlachtfeld bedeckte sich mit Todten. Endlich wurden die Lithauer und Tataren zurückgedrängt, die böhmischen und mährischen Hülfsvölker flohen, das Hauptbanner der Polen sank. Da ergriff die Polen der Grimm der Verzweiflung. Eine neue allgemeine Anstrengung!



Preußische Geschichte. I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Sieg über die heidnischen Litthauer.



Das polnische Hauptbanner erhebt sich wieder, die Ritter beginnen zu weichen. Es währt nicht lange, so wird das Vordringen der Polen unwiderstehlich; die Reihen der Ritter beginnen sich zu lösen, ihr Hauptbanner geräth in die Hände der Polen — diese sind Sieger.

Ueber 100,000 Todte bedeckten das Schlachtfeld, unter ihnen vom Ordensheere der Hochmeister, alle obersten Anführer, die meisten Komthure, 600 Ritter und 40,000 gemeine Krieger.

Die Polen machten viele tausend Gefangene und erbeuteten das reiche Lager der Feinde. Heut noch sieht man auf öder Heidefläche die Ruinen einer vom Orden errichteten Gedächtnißkapelle mit der Inschrift: „Hunderttausend sind hier gefallen!“ —

Nun wälzten sich Wladislaus' Heerscharen im Fluge über das Land, nirgends fand er Widerstand; alle Ortschaften erklärten ihm ihre Unterwerfung. So große Untreue und schneller Wechsel, sagt ein Chronist, war nie erhört worden! — Und doch war es begreiflich — der Orden hatte längst schon keinen Boden mehr im Volke. Er hatte nur durch Gewalt geherrscht, diese aber war verhaßt geworden. — Nur ein Mann hielt noch Stand!

Heinrich von Plauen hieß der Wackere. Der Komthur war, wie schon erwähnt, von dem Hochmeister mit einer Schar zur Deckung Pommerellens zurückgelassen worden. Kaum vernahm er den unglücklichen Ausgang der Schlacht, so warf er sich in die Marienburg. Mit ihr, das sah er, stand oder fiel die Ordensmacht in Preußen; daher beschloß er, sie bis auf den letzten Athemzug zu vertheidigen. Wladislaus erschien vor der gewaltigen Feste, und als er vergebens die Uebergabe verlangt hatte, schritt er zum Sturm. Heinrich schlug diesen sowie alle ferneren Angriffe zurück. Zehn Wochen währte die Belagerung. Da begann es im polnischen Heere an Lebensmitteln zu fehlen; Seuchen rafften Menschen und Thiere dahin. Als nun Wladislaus überdies Nachricht von einem Einfall der Ungarn in Polen empfing, zog er ab, und der Orden ward wieder Herr des Landes.



Ritter vom Deutschen Orden.
Nach Jost Amman aus dem Jahre 1585.

Der tapfere Heinrich ward nun Hochmeister. Ihm kam es zunächst darauf an, das Land schnell in Vertheidigungszustand zu setzen. Die Mittel jedoch, die er anwandte, erbitterten Ritterschaft und Städte. Er ward — „weil sein harter Sinn nur nach neuen Kriegen mit Polen stehe“ — abgesetzt und starb nach fünfzehnjähriger Gefangenschaft im Elende. So lohnte man den Mann, der nach besten Kräften dafür thätig gewesen war, den Orden aus höchster Bedrängniß zu retten.

Die Schlacht von Tannenberg hatte über das Geschick des Deutschen Ordens entschieden. Hierdurch ward dessen Vorherrschaft ein Ende gemacht und die ganze Kolonisationsarbeit der Deutschen am Baltischen Meere und in dem Weichselgebiete durch die Polen theils vernichtet, theils auf Jahrhunderte hinaus in Frage gestellt.

Infolge der fortgesetzten Einfälle der Polen sahen sich die Ritter auch weiterhin gezwungen, schimpfliche Friedensbedingungen anzunehmen. Das Ansehen des Ordens sank unaufhaltsam. Seine Gegner, die herrschsüchtigen Bischöfe, die Städte und die „landgesessenen“ Adeligen, erhoben sich immer mehr, je weniger sie sich den Ordensgesetzen hatten unterordnen wollen, weshalb ihnen auch die Antheilnahme an der Regierung des Landes versagt worden war. Unter den „Landgesessenen“ befanden sich eine große Zahl von Nachkommen der altpreußischen Stammeshäuptlinge, welche für ihren Uebertritt zum Christenthume ansehnliche Ritterlehen empfangen hatten. — Mehr noch als alle erlittenen Niederlagen ward der sittliche Verfall des Ordens Ursache, daß die Unbotmäßigkeit ihm gegenüber

im Lande fortgesetzt zunahm. Er mußte sich dazu verstehen, den „großen Landesrath“ zu errichten, in welchem Vertreter der Geistlichkeit, der Landadeligen und der Städte Sitz und Stimme hatten. Schon dieser „große Landesrath“ sicherte der Geistlichkeit, dem Landadel und den Städten das Uebergewicht, da diese in demselben 18 Vertreter gegen 7 des Ordens hatten. Die Bemühungen des Ordens, die Bischöfe auf seine Seite zu ziehen, hatten weiter keinen Erfolg, als daß Letztere eine zuwartende Stellung einnahmen. Desto entschiedener hielten die Landadeligen und die Städte zusammen. Sie schlossen im Jahre 1440 den „Ewigen Bund, zu Schutz und Trutz gegen Jedermann.“ Damit war dem Orden der Krieg erklärt, dessen förmlicher Ausbruch sich dadurch nur verzögerte, daß zur Zeit ein kluger und mildgesinnter Mann an der Spitze des Ordens stand.

Preußen wird ein polnisches Lehen. Der Orden hatte den Papst durch Geschenke zu gewinnen gewußt, und dieser schickte auch einen Abgesandten, der den Bund in seinem Namen auflösen sollte. Er fand entschiedenen Widerstand. Ein Edelmann sprach in der Versammlung der Bundesmitglieder: „Der Abgesandte ist Bischof in Portugal; da, wo die Rosinen und Feigen gefallen, da sind noch Leute, die alle Woche drei Sonntage haben: Christen, Juden und Heiden, — warum bekehrt er die nicht? Hier ist er nicht nöthig, hier sind nur gute Christenleute.“ Der Orden versprach Abstellung von mancherlei Uebelständen, aber der Bund traute den bloßen Versprechungen nicht mehr.

Um diese Zeit regierte der schwache Kaiser Friedrich III. über Deutschland; an ihn wandte sich der „Ewige Bund“, schenkte ihm und seinen Räthen eine Summe von 54,000 Goldgulden und erhielt dafür das Recht, sich versammeln zu können. Nun rüstete der Bund und brachte eine Anklage gegen den Orden bei dem Kaiser an. In derselben beschwerte er sich über den Druck, welchen das Ordensregiment übe; des Ordens Münze sei Kupfer statt Silbers; das Hufenmaß um ein Fünftheil verkürzt worden; Kinderlosen habe man das Recht abgenommen, ihr Gut zu veräußern, damit es nach ihrem Tode dem Orden als Eigenthum zufalle. Gewaltsame Eingriffe in das Stadtrecht, Hinrichtungen ohne Verhör und Urtheilsspruch, Ermordung Derer, die gegen den Papst Beschwerde zu erheben beabsichtigten, Beseitigung vieler Ehemänner, um sich ihrer Frauen zu bemächtigen, seien an der Tagesordnung. Die Herren hüteten ihre Rechte, aber dürfe man denn die Unterthanen als völlig rechtlos betrachten? Dies könne weder bei Heiden noch bei Christen gelten. Wenn ein Sohn schuldlos im Angesicht des Vaters ermordet, sein Weib verunehrt würde, habe dieser dann nicht das Recht, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen? „Wir haben uns“, lautete der Schluß der Anklage, „zu jedem Recht erboten; wenn das fruchtlos bleibt, soll der Vergewaltigte nicht das Recht haben, sammt seinen guten Freunden und Gönnern sich gegen solche Rechtsübung aufzulehnen? Zur Nothwehr hat der Ochs seine Hörner zum Stoßen, das Kind in der Wiege die Nägel zum Kratzen.“

Aeneas Sylvius, des Kaisers kluger Kanzler, mißbilligte zwar den Bund der Unterthanen gegen den Orden; doch erkannte auch er an, daß dieser der Unterthanen Recht mißachtet habe. Daher sei es wohlgethan, wenn der Papst vermittelnd einschreite. Davon jedoch wollten die Deutschordensherren nichts wissen. Beim Papst sei die kleinere oder größere Summe Geldes, die gegeben werde, allein entscheidend, wie sein Spruch ausfalle; der Kaiser solle sprechen. Dieser erwiederte: „Was wird euch mein Spruch helfen, wenn Niemand ihn halten will?“ Darauf entgegnete man von Seiten des Ordens: „Wir werden ihre Städte und Mauern zerstören und sie durch Krieg zum Gehorsam zwingen.“ „Wohl“, sagte der schwache Kaiser, „da ihr lieber Krieg als Frieden wollet, so thut nach eurem Begehr!“

Auf beiden Seiten ward nun gerüstet. Am 4. Februar 1454 erschien der Absagebrief des Bundes. „Wir haben euch“, hieß es in demselben, „gehuldigt, weil ihr versprochen, uns bei unseren alten Rechten und Freiheiten zu erhalten und mit uns zu richten Gewalt und Unrecht. Ihr aber habt uns lassen schänden und lästern und uns Meineids und Verrathes beschuldigt, da doch unsere Väter dem Orden treue Dienste gethan; ihr habt uns für

eigen (leibeigen) angesprochen, in lästerlichen Schriften bei Kaisern, Königen, Fürsten und Städten Hülfe gegen uns gesucht, und uns an Leib, Ehre und Würdigkeit beleidigt."

Die Städte gegen den Orden. An demselben Tage schon begannen die Feindseligkeiten des Bundes, und nach vierzehn Tagen befanden sich 56 Burgen in seiner Gewalt. Die Marienburg ward belagert, das Anerbieten des Hochmeisters, den Bund anzuerkennen, zurückgewiesen. Eine Gesandtschaft des Bundes begab sich zu Kasimir IV. von Polen, um ihm die Herrschaft über das Land anzutragen. Der König zögerte, er fürchtete den Einspruch anderer Mächte. Als ihm aber gesagt ward, daß man, wenn er sich nicht für den Antrag ungesäumt entscheide, die Herrschaft des Landes einem andern Fürsten übertragen werde, willigte er ein. Er erklärte dem Orden den Krieg, kam nach Preußen und nahm in einer Anzahl von Städten die Huldigung entgegen. Der Orden raffte an Söldnern auf, so viel er aufzutreiben vermochte, und schlug das ihm um das Sechsfache überlegene polnische Heer. Mit dieser einen Schlacht war aber die Gefahr keineswegs beseitigt. Der Bund gebot über reiche Mittel und gewann neue Söldnerscharen; der Orden dagegen konnte nicht einmal den Söldnern, die er im Dienst hatte, Zahlung leisten; er mußte sich entschließen, alle Burgen, Städte und Leute Preußens und der Neumark den Söldnern zu verpfänden, außerdem versprechen, in fünf Monaten den rückständigen Sold zu zahlen. Als nun die Zahlung ausblieb, nahmen die Hauptleute der Soldatesca Besitz von der Marienburg und duldeten daselbst nur noch den Hochmeister. In dieser Noth verpfändete der Orden 1454 die Neumark für 100,000 Gulden an den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg, wie bereits früher erwähnt worden ist.

Doch reichte diese Summe keineswegs hin, die Söldner zu bezahlen. Die Ordensritter sahen sich daher gezwungen, die Marienburg und eine Zahl anderer Burgen den Söldnern zu verpfänden; letztere aber verkauften, nachdem am Verfallstage Zahlung nicht erfolgt war, sämmtliche Burgen für 436,000 Gulden an den König von Polen.

Das war das Ende der Herrschaft des Ordens in der Marienburg. — 148 Jahre hatte er dieselbe innegehabt. Weinend verließ sie der letzte Hochmeister; ein polnischer Statthalter nahm jetzt seinen Sitz in derselben.

Friede zu Thorn. Nun besaß der Orden nur noch im östlichen Theile Preußens Stützpunkte, von denen aus er seinen Kampf gegen den Bund und Polen fortsetzte. Es wurde noch viel gefochten, ohne daß eine Entscheidung herbeigeführt worden wäre. Endlich kam es zu Thorn (1466) zum Friedensschluß. Der Deutsche Orden trat von seinem Gebiet fast die Hälfte, nämlich 563 Geviertmeilen, ab. Er entsagte „für ewige Zeiten" der Herrschaft über die Lande Marienburg, Kulm und das Ermland, nach der heutigen Begrenzung über die Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder (doch mit Ausschluß der ihm verbliebenen, heutigen landräthlichen Kreise Marienwerder und Rosenberg); weiterhin über die vorbezeichneten hinterpommerschen und posenschen Grenzbezirke und über die vier, in ihrer Vereinigung das Ermland bildenden heutigen ostpreußischen Kreise Braunsberg, Allenstein, Rössel und Heilsberg. Schwerer noch als diese Landabtretung, so beträchtlich sie auch war, wog der Umstand, daß der Deutsche Orden über den ihm verbleibenden Rest von Ostpreußen (zusammen 667 Geviertmeilen) die Lehnshoheit Polens anerkennen und die Bedingung eingehen mußte: ohne dessen Genehmigung keinen Krieg zu führen und keinerlei Bündniß einzugehen, dagegen Polen bei allen Kriegen mit einer (allerdings nur kleinen) Hülfsmacht zu unterstützen. Damit verschwand der so ruhmreiche und seiner Zeit so mächtige Deutschritterorden aus der Zahl der unabhängigen europäischen Mächte.

Der Hochmeister kam nach Thorn, um den Frieden zu beschwören. Als er sein Knie vor dem König von Polen beugte, hob ihn dieser auf und schloß ihn weinend in seine Arme. Zum Abschiede machte er ihm reiche Geschenke an Rossen, Marderpelzen, Silbergeräth; auch gab er ihm 15,000 Gulden, um seine Söldner bezahlen und entlassen zu können. In Bezug auf die von dem Deutschorden abgetretenen Gebiete wurde Folgendes festgesetzt.

Jagiello hatte bei der Taufe den Namen **Wladislaus** angenommen. Der fromme Vorwand, die Lithauer im Namen des Christenthums zu bekämpfen, fiel nun für den Deutschorden weg. Gleichwol drangen seine Scharen unter ihrem weniger glücklichen Hochmeister **Konrad Wallenrod**, unterstützt durch Zuzug vieler Ritter aus Deutschland, wiederum in Lithauen ein; doch wurde das Ritterheer des Deutschordens geschlagen und völlig zersprengt.

Trotz der großen Summen, die der Krieg mit den Lithauern dem Orden kostete, war dieser doch noch reich genug, von Kaiser Sigismund, dessen trauriger Verwaltung der Mark Brandenburg wir bereits gedachten, die Neumark zu kaufen. Da nun ein kriegerisches Zusammengehen Lithauens mit Polen zu befürchten war, so richtete sich das Streben des Ordens zumeist darauf, beide Länder zu entzweien. Dem friedliebenden Hochmeister **Konrad von Jungingen** gelang es, Polen, das schon Miene machte, seine Waffen ebenfalls gegen den Orden zu kehren, durch einen ihm günstigen Vertrag zufriedenzustellen. Zu früh nahte seine Todesstunde. Da sprach er, keine andere Rücksicht, als des Volkes Wohl im Auge habend: „Wählt nicht meinen Bruder Ulrich, den tapfern Kriegsmann, zum Meister; denn ich fürchte, seine wilde Kriegslust wird den ganzen Orden in unsägliches Leid versetzen!“ Doch der Orden war des Friedens satt und wählte trotz der Warnung des trefflichen Jungingen den kriegslustigen Bruder desselben.

Kaum hatte Ulrich sein Amt angetreten, so verschlechterten sich die Beziehungen zu Polen. Dazu kam eine gegen die Lithauer verübte Grausamkeit. Eine Heeresabtheilung der Lithauer, über die, seitdem Jagiello durch seine Vermählung mit Hedwig König von Polen geworden war, Witold als Großfürst herrschte, gerieth in große Noth, da es ihr an Lebensmitteln fehlte. Nun sandte Jagiello, der, wie eben erzählt, bei der Taufe den Namen Wladislaus angenommen hatte, auf Bitten der Lithauer Schiffe mit Getreide für sie den Niemen aufwärts. Dies mißfiel dem Hochmeister, der große Getreidevorräthe besaß und darauf gerechnet hatte, dieselben den Lithauern für hohe Preise zu verkaufen. Er ließ Schiffe und Getreide wegnehmen und verweigerte darauf mit stolzen Worten die Rückgabe. Gereizt durch diese räuberische und grausame Handlung, zog der Großfürst Witold sein Schwert gegen den Orden. Natürlich drohte nun auch das den Lithauern befreundet gewordene Polen. Der Orden wandte sich an Sigismund und Wenzel, die vergebens zu vermitteln suchten. Es kam zum Kriege, und die Deutschritter hatten es nun mit den vereinten Heeren der Lithauer und der Polen zu thun. Im polnischen Heere befand sich damals auch ein böhmischer Edelmann, Namens **Ziska**, der sich später in den böhmischen Hussitenkämpfen hohen Ruhm erwarb. Wladislaus eroberte Gilgenburg, brannte es nieder und ließ alle Einwohner grausam hinmorden. Der Ordensmeister zog in der Absicht, Rache zu nehmen, heran.

Schlacht bei Tannenberg. Im Walde bei Tannenberg trafen (1410) beide Heere auf einander. Der Ordensmeister sandte dem Könige durch den Herold zwei bloße Schwerter und ließ ihn auffordern, aus dem Walde hervorzukommen, damit die Schlacht beginnen könne. Wladislaus ergriff mit beiden Händen die Schwerter, indem er rief: „Ich bedarf ihrer nicht, aber ich nehme sie zum Zeichen des Sieges!“ Nun bewegte sich sein Heer hinaus ins Feld, dem Ordensheere entgegen, das sich etwas zurückgezogen hatte, um dem Feinde zur Entfaltung seiner Macht Platz zu machen. Wladislaus gebot über mehr als hunderttausend Mann, hundert Banner flatterten im Morgenwinde. Der Hochmeister hatte seine ganze Streitmacht zusammen, bis auf den Komthur Heinrich von Plauen, der Pommerellen deckte. Sein Heer zählte einundfünfzig Banner.

Die Schlacht begann. Mit Ungestüm warfen sich die Deutschritter auf den Feind. Aber sie fanden tapfern Widerstand. Das Blut floß in Strömen; das Schlachtfeld bedeckte sich mit Todten. Endlich wurden die Lithauer und Tataren zurückgedrängt, die böhmischen und mährischen Hülfsvölker flohen, das Hauptbanner der Polen sank. Da ergriff die Polen der Grimm der Verzweiflung. Eine neue allgemeine Anstrengung!



Preußische Geschichte. I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Sieg über die heidnischen Litthauer.

Das polnische Hauptbanner erhebt sich wieder, die Ritter beginnen zu weichen. Es währt nicht lange, so wird das Vordringen der Polen unwiderstehlich; die Reihen der Ritter beginnen sich zu lösen, ihr Hauptbanner geräth in die Hände der Polen — diese sind Sieger.

Ueber 100,000 Todte bedeckten das Schlachtfeld, unter ihnen vom Ordensheere der Hochmeister, alle obersten Anführer, die meisten Komthure, 600 Ritter und 40,000 gemeine Krieger.

Die Polen machten viele tausend Gefangene und erbeuteten das reiche Lager der Feinde. Heut noch sieht man auf öder Heidefläche die Ruinen einer vom Orden errichteten Gedächtnißkapelle mit der Inschrift: „Hunderttausend sind hier gefallen!" —

Nun wälzten sich Wladislaus' Heerscharen im Fluge über das Land, nirgends fand er Widerstand; alle Ortschaften erklärten ihm ihre Unterwerfung. So große Untreue und schneller Wechsel, sagt ein Chronist, war nie erhört worden! — Und doch war es begreiflich — der Orden hatte längst schon keinen Boden mehr im Volke. Er hatte nur durch Gewalt geherrscht, diese aber war verhaßt geworden. — Nur ein Mann hielt noch Stand!

Heinrich von Plauen hieß der Wackere. Der Komthur war, wie schon erwähnt, von dem Hochmeister mit einer Schar zur Deckung Pommerellens zurückgelassen worden. Kaum vernahm er den unglücklichen Ausgang der Schlacht, so warf er sich in die Marienburg. Mit ihr, das sah er, stand oder fiel die Ordensmacht in Preußen; daher beschloß er, sie bis auf den letzten Athemzug zu vertheidigen. Wladislaus erschien vor der gewaltigen Feste, und als er vergebens die Uebergabe verlangt hatte, schritt er zum Sturm. Heinrich schlug diesen sowie alle ferneren Angriffe zurück. Zehn Wochen währte die Belagerung. Da begann es im polnischen Heere an Lebensmitteln zu fehlen; Seuchen rafften Menschen und Thiere dahin. Als nun Wladislaus überdies Nachricht von einem Einfall der Ungarn in Polen empfing, zog er ab, und der Orden ward wieder Herr des Landes.



Ritter vom Deutschen Orden.
Nach Jost Amman aus dem Jahre 1585.

Der tapfere Heinrich ward nun Hochmeister. Ihm kam es zunächst darauf an, das Land schnell in Vertheidigungszustand zu setzen. Die Mittel jedoch, die er anwandte, erbitterten Ritterschaft und Städte. Er ward — „weil sein harter Sinn nur nach neuen Kriegen mit Polen stehe" — abgesetzt und starb nach fünfzehnjähriger Gefangenschaft im Elende. So lohnte man den Mann, der nach besten Kräften dafür thätig gewesen war, den Orden aus höchster Bedrängniß zu retten.

Die Schlacht von Tannenberg hatte über das Geschick des Deutschen Ordens entschieden. Hierdurch ward dessen Vorherrschaft ein Ende gemacht und die ganze Kolonisationsarbeit der Deutschen am Baltischen Meere und in dem Weichselgebiete durch die Polen theils vernichtet, theils auf Jahrhunderte hinaus in Frage gestellt.

Infolge der fortgesetzten Einfälle der Polen sahen sich die Ritter auch weiterhin gezwungen, schimpfliche Friedensbedingungen anzunehmen. Das Ansehen des Ordens sank unaufhaltsam. Seine Gegner, die herrschsüchtigen Bischöfe, die Städte und die „landgesessenen" Adeligen, erhoben sich immer mehr, je weniger sie sich den Ordensgesetzen hatten unterordnen wollen, weshalb ihnen auch die Antheilnahme an der Regierung des Landes versagt worden war. Unter den „Landgesessenen" befanden sich eine große Zahl von Nachkommen der altpreußischen Stammeshäuptlinge, welche für ihren Uebertritt zum Christenthume ansehnliche Ritterlehen empfangen hatten. — Mehr noch als alle erlittenen Niederlagen ward der sittliche Verfall des Ordens Ursache, daß die Unbotmäßigkeit ihm gegenüber

im Lande fortgesetzt zunahm. Er mußte sich dazu verstehen, den „großen Landesrath“ zu errichten, in welchem Vertreter der Geistlichkeit, der Landadeligen und der Städte Sitz und Stimme hatten. Schon dieser „große Landesrath“ sicherte der Geistlichkeit, dem Landadel und den Städten das Uebergewicht, da diese in demselben 18 Vertreter gegen 7 des Ordens hatten. Die Bemühungen des Ordens, die Bischöfe auf seine Seite zu ziehen, hatten weiter keinen Erfolg, als daß Letztere eine zuwartende Stellung einnahmen. Desto entschiedener hielten die Landadeligen und die Städte zusammen. Sie schlossen im Jahre 1440 den „Ewigen Bund, zu Schutz und Trutz gegen Jedermann.“ Damit war dem Orden der Krieg erklärt, dessen förmlicher Ausbruch sich dadurch nur verzögerte, daß zur Zeit ein kluger und mildgesinnter Mann an der Spitze des Ordens stand.

Preußen wird ein polnisches Lehen. Der Orden hatte den Papst durch Geschenke zu gewinnen gewußt, und dieser schickte auch einen Abgesandten, der den Bund in seinem Namen auflösen sollte. Er fand entschiedenen Widerstand. Ein Edelmann sprach in der Versammlung der Bundesmitglieder: „Der Abgesandte ist Bischof in Portugal; da, wo die Rosinen und Feigen gefallen, da sind noch Leute, die alle Woche drei Sonntage haben: Christen, Juden und Heiden, — warum bekehrt er die nicht? Hier ist er nicht nöthig, hier sind nur gute Christenleute.“ Der Orden versprach Abstellung von mancherlei Uebelständen, aber der Bund traute den bloßen Versprechungen nicht mehr.

Um diese Zeit regierte der schwache Kaiser Friedrich III. über Deutschland; an ihn wandte sich der „Ewige Bund“, schenkte ihm und seinen Räthen eine Summe von 54,000 Goldgulden und erhielt dafür das Recht, sich versammeln zu können. Nun rüstete der Bund und brachte eine Anklage gegen den Orden bei dem Kaiser an. In derselben beschwerte er sich über den Druck, welchen das Ordensregiment übe; des Ordens Münze sei Kupfer statt Silbers; das Hufenmaß um ein Fünftheil verkürzt worden; Kinderlosen habe man das Recht abgenommen, ihr Gut zu veräußern, damit es nach ihrem Tode dem Orden als Eigenthum zufalle. Gewaltsame Eingriffe in das Stadtrecht, Hinrichtungen ohne Verhör und Urtheilsspruch, Ermordung Derer, die gegen den Papst Beschwerde zu erheben beabsichtigten, Beseitigung vieler Ehemänner, um sich ihrer Frauen zu bemächtigen, seien an der Tagesordnung. Die Herren hüteten ihre Rechte, aber dürfe man denn die Unterthanen als völlig rechtlos betrachten? Dies könne weder bei Heiden noch bei Christen gelten. Wenn ein Sohn schuldlos im Angesicht des Vaters ermordet, sein Weib verunehrt würde, habe dieser dann nicht das Recht, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen? „Wir haben uns“, lautete der Schluß der Anklage, „zu jedem Recht erboten; wenn das fruchtlos bleibt, soll der Vergewaltigte nicht das Recht haben, sammt seinen guten Freunden und Gönnern sich gegen solche Rechtsübung aufzulehnen? Zur Nothwehr hat der Ochs seine Hörner zum Stoßen, das Kind in der Wiege die Nägel zum Kratzen.“

Aeneas Sylvius, des Kaisers kluger Kanzler, mißbilligte zwar den Bund der Unterthanen gegen den Orden; doch erkannte auch er an, daß dieser der Unterthanen Recht mißachtet habe. Daher sei es wohlgethan, wenn der Papst vermittelnd einschreite. Davon jedoch wollten die Deutschordensherren nichts wissen. Beim Papst sei die kleinere oder größere Summe Geldes, die gegeben werde, allein entscheidend, wie sein Spruch ausfalle; der Kaiser solle sprechen. Dieser erwiederte: „Was wird euch mein Spruch helfen, wenn Niemand ihn halten will?“ Darauf entgegnete man von Seiten des Ordens: „Wir werden ihre Städte und Mauern zerstören und sie durch Krieg zum Gehorsam zwingen.“ „Wohl“, sagte der schwache Kaiser, „da ihr lieber Krieg als Frieden wollet, so thut nach eurem Begehr!“

Auf beiden Seiten ward nun gerüstet. Am 4. Februar 1454 erschien der Absagebrief des Bundes. „Wir haben euch“, hieß es in demselben, „gehuldigt, weil ihr versprochen, uns bei unseren alten Rechten und Freiheiten zu erhalten und mit uns zu richten Gewalt und Unrecht. Ihr aber habt uns lassen schänden und lästern und uns Meineids und Verrathes beschuldigt, da doch unsere Väter dem Orden treue Dienste gethan; ihr habt uns für

eigen (leibeigen) angesprochen, in lästerlichen Schriften bei Kaisern, Königen, Fürsten und Städten Hülfe gegen uns gesucht, und uns an Leib, Ehre und Würdigkeit beleidigt."

Die Städte gegen den Orden. An demselben Tage schon begannen die Feindseligkeiten des Bundes, und nach vierzehn Tagen befanden sich 56 Burgen in seiner Gewalt. Die Marienburg ward belagert, das Anerbieten des Hochmeisters, den Bund anzuerkennen, zurückgewiesen. Eine Gesandtschaft des Bundes begab sich zu Kasimir IV. von Polen, um ihm die Herrschaft über das Land anzutragen. Der König zögerte, er fürchtete den Einspruch anderer Mächte. Als ihm aber gesagt ward, daß man, wenn er sich nicht für den Antrag ungesäumt entscheide, die Herrschaft des Landes einem andern Fürsten übertragen werde, willigte er ein. Er erklärte dem Orden den Krieg, kam nach Preußen und nahm in einer Anzahl von Städten die Huldigung entgegen. Der Orden raffte an Söldnern auf, so viel er aufzutreiben vermochte, und schlug das ihm um das Sechsfache überlegene polnische Heer. Mit dieser einen Schlacht war aber die Gefahr keineswegs beseitigt. Der Bund gebot über reiche Mittel und gewann neue Söldnerscharen; der Orden dagegen konnte nicht einmal den Söldnern, die er im Dienst hatte, Zahlung leisten; er mußte sich entschließen, alle Burgen, Städte und Leute Preußens und der Neumark den Söldnern zu verpfänden, außerdem versprechen, in fünf Monaten den rückständigen Sold zu zahlen. Als nun die Zahlung ausblieb, nahmen die Hauptleute der Soldatesca Besitz von der Marienburg und duldeten daselbst nur noch den Hochmeister. In dieser Noth verpfändete der Orden 1454 die Neumark für 100,000 Gulden an den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg, wie bereits früher erwähnt worden ist.

Doch reichte diese Summe keineswegs hin, die Söldner zu bezahlen. Die Ordensritter sahen sich daher gezwungen, die Marienburg und eine Zahl anderer Burgen den Söldnern zu verpfänden; letztere aber verkauften, nachdem am Verfallstage Zahlung nicht erfolgt war, sämmtliche Burgen für 436,000 Gulden an den König von Polen.

Das war das Ende der Herrschaft des Ordens in der Marienburg. — 148 Jahre hatte er dieselbe innegehabt. Weinend verließ sie der letzte Hochmeister; ein polnischer Statthalter nahm jetzt seinen Sitz in derselben.

Friede zu Thorn. Nun besaß der Orden nur noch im östlichen Theile Preußens Stützpunkte, von denen aus er seinen Kampf gegen den Bund und Polen fortsetzte. Es wurde noch viel gefochten, ohne daß eine Entscheidung herbeigeführt worden wäre. Endlich kam es zu Thorn (1466) zum Friedensschluß. Der Deutsche Orden trat von seinem Gebiet fast die Hälfte, nämlich 563 Geviertmeilen, ab. Er entsagte „für ewige Zeiten" der Herrschaft über die Lande Marienburg, Kulm und das Ermland, nach der heutigen Begrenzung über die Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder (doch mit Ausschluß der ihm verbliebenen, heutigen landräthlichen Kreise Marienwerder und Rosenberg); weiterhin über die vorbezeichneten hinterpommerschen und posenschen Grenzbezirke und über die vier, in ihrer Vereinigung das Ermland bildenden heutigen ostpreußischen Kreise Braunsberg, Allenstein, Rössel und Heilsberg. Schwerer noch als diese Landabtretung, so beträchtlich sie auch war, wog der Umstand, daß der Deutsche Orden über den ihm verbleibenden Rest von Ostpreußen (zusammen 667 Geviertmeilen) die Lehnshoheit Polens anerkennen und die Bedingung eingehen mußte: ohne dessen Genehmigung keinen Krieg zu führen und keinerlei Bündniß einzugehen, dagegen Polen bei allen Kriegen mit einer (allerdings nur kleinen) Hülfsmacht zu unterstützen. Damit verschwand der so ruhmreiche und seiner Zeit so mächtige Deutschritterorden aus der Zahl der unabhängigen europäischen Mächte.

Der Hochmeister kam nach Thorn, um den Frieden zu beschwören. Als er sein Knie vor dem König von Polen beugte, hob ihn dieser auf und schloß ihn weinend in seine Arme. Zum Abschiede machte er ihm reiche Geschenke an Rossen, Marderpelzen, Silbergeräth; auch gab er ihm 15,000 Gulden, um seine Söldner bezahlen und entlassen zu können. In Bezug auf die von dem Deutschorden abgetretenen Gebiete wurde Folgendes festgesetzt.

Das 76 Geviertmeilen umfassende Ermland wurde zu einem geistlichen Fürstenthum umgewandelt, dessen Regent unter der Lehns- und Schutzherrlichkeit der Krone Polen sämmtliche Regierungsrechte, mit Ausnahme des Rechts über Krieg und Frieden, übte. Die drei großen Städte Westpreußens Danzig, Elbing und Thorn bildeten mit ihren vereinzelten Gebieten (zusammen 34 Geviertmeilen) kleine aristokratische Städterepubliken unter polnischem Schutze.

Der Hauptheil des Abgetretenen, etwa 453 Geviertmeilen, sollte den Bestimmungen des Friedensvertrages im Namen des Königs von Polen durch einen von ihm aus den Landeseingeborenen zu wählenden Statthalter verwaltet werden. Das Land durfte jedoch keineswegs — dies hatten der Landadel und die Städte sich ausdrücklich ausbedungen — als ein Bestandtheil Polens gelten, dasselbe sollte vielmehr im Besitze seiner Rechte, Sprache, Gesetze und ständischen Einrichtungen bleiben.

Bemerkt möge hier gleich werden, daß von Seiten des Königs von Polen diese Vereinbarung, die „pacta confoederationis", je länger, je weniger respektirt wurde. Schon Kasimir IV., der sie beschworen, verletzte sie dadurch, daß er die General-Statthalterschaft aufhob und dafür Westpreußen nach polnischer Weise in drei Woiwodschaften — Kulm, Marienburg und Pommerellen — theilte. Seine Nachfolger gingen noch weiter in der Polonisirung des Landes, so daß Westpreußen bereits zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ein zu einem großen Theile slavisches Land geworden war. Im Jahre 1569 erfolgte auf dem Reichstage zu Lublin seine völlige Verschmelzung mit Polen, nur das reiche Danzig vermochte seine Rechte zu erhalten. — Sühne zu fordern für die Schuld, die Polen damit auf sich geladen, blieb der Zukunft vorbehalten.

So war also Preußen in ein Ost- und ein Westpreußen gespalten. Beide Landestheile fühlten gar bald, daß sich ihre Lage durch den Frieden keineswegs gebessert hatte, weder der östliche, unter dem schwachen, von Polen abhängigen Orden, noch der westliche, der schließlich ganz in dem Polnischen Reiche aufgegangen war.

Der letzte Hochmeister von Preußen. Die Erinnerung an die frühere Macht lebte jedoch fort im Deutschorden, und es fanden von Zeit zu Zeit Versuche statt, das drückende Lehnsverhältniß zu Polen zu lösen. Auch von Deutschland her wurden die Ordensglieder dazu aufgemuntert, indem man darauf hinwies, daß Preußen zum Reiche gehöre. Da weder Kaiser noch Reich den Lehnsverband mit Polen anerkannt habe, so gelte er auch nicht. Freilich waren dies nichts mehr als schlechte Trostgründe; denn wenn ein neuerwählter Hochmeister, auf solche fußend, sich weigerte, dem Könige von Polen den Huldigungseid zu leisten, durfte er kaum auf Hülfe von Deutschland rechnen und mußte sich schließlich der polnischen Uebermacht fügen. So war es gegangen bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Da glaubte man zur Wiedergewinnung der Unabhängigkeit etwas Entscheidendes thun zu sollen, und man wählte zum Hoch- und Deutschmeister einen Prinzen aus einem deutschen Fürstenhause, in der Erwartung, daß ein solcher, gestützt auf seine Stellung im Reiche, eher etwas zu Gunsten des Ordens durchführen könne.

Albrecht von Brandenburg. Die Wahl fiel auf den Sohn Friedrich's von Ansbach und Enkel Albrecht Achill's (1511).

Diese Wahl des Markgrafen Albrecht von Brandenburg schien in der That eine glückliche zu sein, da dieser zugleich mit dem Brandenburgischen Fürstenhause und mit dem polnischen Königsgeschlechte verwandt war. In ersterer Beziehung ist das verwandtschaftliche Verhältniß bereits bezeichnet worden; in letzterer ist zu sagen, daß Albrecht der Schwestersohn Sigismund's, des zur Zeit regierenden Königs von Polen, war.

Von Albrecht hoffte man nun bestimmt, er werde die Lehnskette, die Preußen an Polen fesselte, nicht durch einen Lehnseid aufs Neue befestigen, sondern danach streben, sie für immer zu zerreißen; von Sigismund, daß er wol auf seinen Schwestersohn einige Rücksicht nehmen werde! — Aber wie irrte man sich!

Sigismund erwies sich zwar seinem Neffen in mancherlei Dingen entgegenkommend, willfährig, jedoch das Erlassen des Huldigungseides meinte er mit Rücksicht auf die Empfindungen seines Landes nicht verantworten zu können. Joachim I., der damals in Brandenburg regierte, legte ein gutes Wort für Albrecht ein, ohne daß das erwünschte Ziel erreicht worden wäre. Es kam zuletzt zum Kriege, der aber von Seiten Sigismund's matt im Angriffe und von Seiten Albrecht's ebenso matt in der Vertheidigung geführt wurde.



Albrecht von Brandenburg, der letzte Hoch- und Deutschmeister.

Ueberdies war die Zahl der Söldner, die Albrecht hatte anwerben lassen können, gering gegen die Heeresmacht, die der König von Polen ihm entgegenstellte; dazu trat der üble Umstand, daß die Mittel zum Kriegführen nur zu bald erschöpft waren. Den Geworbenen konnte infolge dessen der Sold oftmals nicht gezahlt werden, und sie meinten nun um so mehr das Recht zu haben, im Lande mit Gewalt wegnehmen zu dürfen, was sie gebrauchten. Dadurch schwer bedrängt, leitete Albrecht in geschickter Weise Unterhandlungen mit dem Könige von Polen ein, und es kam zu einem vierjährigen Waffenstillstande.

Von Deutschland aus ward leider dem Hochmeister keine Hülfe geleistet. Dort war die Reformation in Gang gekommen, für die und gegen die man zu streiten begann. Auch bis nach Preußen hin blitzten die Strahlen des neuen Lichtes, und es gab auch hier der Geister genug, die Luther's Wort als den Anfang einer bessern Zeit begrüßten. Albrecht ward ebenfalls von der Wahrheit der evangelischen Lehre ergriffen; namentlich machten die Auseinandersetzungen des feurigen Osiander in Nürnberg tiefen Eindruck auf ihn. Auf einer Reise durch Deutschland traf er auch mit Luther zusammen, der es ihm mit kräftigen Worten ans Herz legte, den Orden, der gegen Gottes Gebot bestehe, aufzuheben, sich zu vermählen

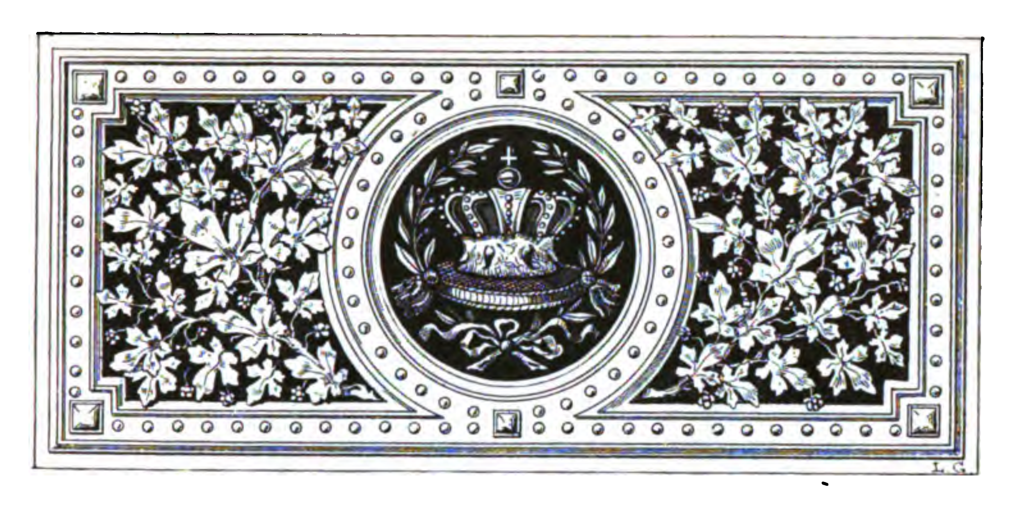
und ein weltliches Fürstenthum in Preußen zu gründen. In gleicher Weise äußerte sich Melanchthon. Es währte nicht lange, so beschloß Albrecht, den Rath der Reformatoren zu befolgen; er ließ sich durch das Widerstreben einer großen Zahl von Ordensrittern nicht irre machen, und es kam im Jahre 1525 ein Vertrag zu Stande, dahin lautend: 1) Albrecht nimmt den Titel eines weltlichen Herzogs in Preußen an und huldigt in dieser Eigenschaft seinem Oheim Sigismund; 2) die Ordensbeamten, die aus dem Ordensverband austreten, nehmen die Güter, die sie innehaben, als Lehen von Albrecht; 3) Polen sagt dem neuen Herzoge seinen Schutz zu; 4) die Brüder Albrecht's werden mitbelehnt, und das Herzogthum kann erst nach dem Aussterben des Mannsstammes an Polen zurückfallen. — Die Mitbelehnung des Kurfürsten von Brandenburg ward jedoch erst später ausgesprochen.

Was sollten die widerstrebenden Ordensritter thun? Der Orden war machtlos — todt, und es war ein Segen für den besseren Theil der Ritter, daß sie aus den Fesseln, in denen der Orden sie gefangen hielt, frei wurden. Der Vertrag wurde von den Abgesandten der Ritter und der Städte unterzeichnet, und Sigismund belehnte seinen Neffen durch ein Panier mit einem schwarzen Adler feierlich als Herzog in Preußen. Nachdem Albrecht seinen Lehnseid geleistet hatte, schlug ihn der König zum Ritter und sicherte ihm ein Jahrgeld von 4000 rheinischen Gulden zu.

Einer der eifrigsten Beförderer der Reformation in Preußen war der Bischof von Samland. Dieser übergab dem neuen Herzoge alle geistlichen Güter, und bald folgten andere Priester seinem Beispiele. Viele der Ritter traten in den weltlichen Dienst des Herzogs, nahmen Ehrenstellen und Landgüter an und vermählten sich. Die Ritter, deren Zustimmung Albrecht nicht erhalten hatte, riefen Kaiser und Papst an, sie in ihren Rechten zu schützen. Sie konnten jedoch nur erreichen, daß ihnen die außerpreußischen Güter blieben, wo der Orden mühsam, einflußarm und unbeachtet noch lange Zeit hinsiechte. Kaiser und Papst hätten gern ernstlicher geholfen, wenn es nur möglich gewesen wäre. Acht und Bann, die über Albrecht ausgesprochen wurden, entbehrten in Preußen jeglicher Wirkung, indem die Mehrzahl der Unterthanen sich ebenfalls, wie es Albrecht gethan, von der katholischen Kirche losgesagt hatte. — Albrecht lebte bis in die Regierungszeit Joachim's II., des brandenburgischen Kurfürsten, der in der Reihe der Hohenzollern zuletzt vorgeführt und von dessen Tode auch schon berichtet wurde. Eines ist indessen noch nachzutragen: die Mitbelehnung Brandenburgs in Preußen. Damit haben wir den Gesichtspunkt gewonnen, der zum Verständniß der nachfolgenden Ereignisse nothwendig ist.

Als Herzog Albrecht bereits im hohen Alter stand, waren von der fränkischen Linie der Hohenzollern nur noch zwei Fürsten vorhanden, die mit ihm zugleich belehnt wurden. Nun bewarb sich Joachim II. bei dem Könige Sigismund von Polen, dessen Tochter er zur Gemahlin hatte, sowie bei dessen Sohne Sigismund August eifrig um die Mitbelehnung, erreichte jedoch nicht den erwünschten Erfolg. Mit dem Tode Albrecht's erneuerte Joachim auf den Rath seines wackeren Kanzlers Lamprecht Distelmeyer seine Bewerbung. Auch jetzt noch stieß er auf mannichfache Schwierigkeiten, die aber seine Anstrengungen nur verschärften. Es kam zu dem Reichstage von Lublin, auf dem Sigismund erschien, um den Sohn des verstorbenen Herzogs, den jungen Herzog Albrecht, zu belehnen. Dieser war unterdessen für Joachim gewonnen worden. Auch unter den preußischen Ständen hatte sich eine starke Partei gebildet, die dem Antrage Joachim's das Wort redete. Es schien ihnen viel erwünschter, daß Preußen einmal ganz an Brandenburg falle, als daß es über kurz oder lang dem polnischen Reiche vollständig einverleibt würde. Anders dachten natürlich die polnischen Stände. Doch hier thaten Geschenke die erwünschte Wirkung, und so ward dann dem Könige der Wunsch als ein allgemein gehegter vorgetragen und endlich von ihm erfüllt.

Diese Mitbelehnung erfolgte im Jahre 1569. — Joachim feierte dies Ereigniß in Berlin mit großer Pracht, ohne daß er oder irgend wer die volle Bedeutung des Erfolges hätte ahnen können, welchen die Belehnung bald genug für Brandenburg haben sollte.



Fünftes Buch.

Von Johann Georg bis zu Johann Sigismund.
(1571—1619.)

Johann Georg. (1571—1597.)

Johann Georg, der siebente Kurfürst aus dem Hause Hohenzollern, war bereits fünfundvierzig Jahre alt, als er zur Regierung gelangte. Er war ein haushälterischer, ordnungsliebender Herr, erfüllt von Mißmuth lange Zeit schon, daß seines Vaters Freigebigkeit und Sinn für frohen Lebensgenuß von Schmeichlern zu seinem und des Landes Schaden vielfach in schnödester Weise ausgebeutet wurde. Als er kaum zur Herrschaft gelangt war, wurden von ihm die Räthe seines Vaters in Ungnaden entlassen; nur den redlichen Kanzler Distelmeyer bestätigte er in seinem Amte. Sein im Grunde berechtigter Widerwille gegen die Umgebung seines Vaters trieb ihn jedoch zu weit. Redlich und treu, wie der Kanzler Distelmeyer, hatte auch Thomas Mathias, der Bürgermeister von Berlin, dem verstorbenen Kurfürsten gedient. Doch auch über ihn wurde eine strenge Untersuchung verhängt, und sein Vermögen mit Beschlag belegt. Obgleich sich nun herausstellte, daß er sich nicht nur nicht bereichert, daß er vielmehr noch Forderungen an die kurfürstliche Kasse habe, konnte er sein Vermögen dennoch nicht zurück erhalten. Nun traten seine Gläubiger mit ihren Forderungen auf, und da er nicht zahlen konnte, ließen sie ihn ins Gefängniß werfen. Dort starb der redliche Mann im Elende.

Uebler noch erging es dem Juden Lippold, der sich als Geldeintreiber dem Volke außerordentlich verhaßt gemacht hatte. Die Untersuchung gab keine Anhaltspunkte gegen ihn. Aber er war vor nicht langer Zeit als armer Bursche in Berlin eingezogen, und jetzt war er, der Münzmeister und Günstling des verstorbenen Kurfürsten, ein steinreicher Mann. „Das kann nicht mit richtigen Dingen zugehen“, sagten seine erbitterten Ankläger; „er muß sich der Zauberei ergeben haben, die es ihm möglich macht, die Handhaben, die wir gegen ihn suchen, unseren Augen zu verdecken! Auf die Folter mit dem ruchlosen Zauberer, bis er gesteht!“ Neue Anklagen wurden erhoben. „Er hat“, hieß es, „dem Kurfürsten einige Tage vor seinem Tode Wein gereicht — er hat ihn vergiftet!“ — Das war jedenfalls eine sehr unsinnige Anklage. So viel mußte ohne Zweifel Lippold voraussehen können, daß mit dem Tode Joachim's seine gute Zeit vorbei sein würde. Der Leichnam des Kurfürsten ward untersucht, von einer Vergiftung indeß nicht die geringste Spur entdeckt. Doch hielten die

Feinde an der Thatsache fest, daß Lippold blutarm ins Land gekommen und unterdessen steinreich geworden; folglich war er in ihren Augen ein vermaledeiter-Schurke, der den Tod verdient hatte! Neue Anklagen zogen sich daher über seinem Haupte zusammen. Man wollte von einer Unterredung gehört haben, die er mit seinem Weibe im Gefängniß geführt haben sollte. Letztere hätte ihm im auflodernden Zorn vorgeworfen, daß er ein Zauberer sei, der dem verstorbenen Kurfürsten Tränkchen gereicht, wodurch er sich dessen Gunst für die Dauer zu erringen gewußt habe. Der arme Lippold! In einer Beziehung war er allerdings ein Zauberer gewesen. Er hatte als geschickter Finanzmann dem Geldbeutel der Unterthanen beizukommen gewußt, und das wird schwer vergeben, zumal, wenn man sieht, daß die Steuern eine schlechte Verwendung finden, ja, wenn geglaubt werden kann, daß der Steuererfinder einen Theil des Ertrages der Abgaben in seine eigene Tasche fließen läßt.

Die Folterqualen preßten endlich jedes Geständniß aus ihm heraus, das man zu hören wünschte. Darauf hin wurde er gerädert. Seine Eingeweide wurden verbrannt, mit ihnen ein angebliches Zauberbuch, das man bei ihm gefunden haben wollte; die Stücke des geviertheilten Körpers wurden an vier Galgen aufgehängt. Daß unter der vorigen Regierung große Summen Geldes vergeudet und dem Lande eine schwere Schuldenlast aufgebürdet worden war, hatte jedenfalls Lippold in selbstsüchtiger Ueberdienstfertigkeit mit bewirkt. Darin lag seine Schuld, die sich jetzt so schwer rächte. Nur das Verfahren und das Maß der Strafe ist anzufechten. Die Kosten für das Strafverfahren, die man aus seinem Vermögen bestritt, beliefen sich sehr hoch. Für die Wittwe, die mit ihren Kindern zum Lande hinausgetrieben wurde, blieben nur tausend Gulden zurück. Der Judenhaß war wieder erwacht. Was helfen uns die 42,000 Thaler Schutzgeld, die sie der kurfürstlichen Kasse zahlen? hieß es; sie wissen das Zehnfache dafür dem Lande auszupressen! — Die Juden boten eine höhere Summe; der Kurfürst ließ sich jedoch auf keine Verhandlungen ein, und sie mußten das Land verlassen.

Ein schweres Gericht ließ Johann Georg auch über Anna Sydow, die Frau des kurfürstlichen Stückgießers, ergehen. Ihrer Schönheit wegen ward sie die schöne Gießerin genannt. Diese ihre Schönheit war ihr Verderben geworden; denn Joachim hatte sich durch dieselbe verleiten lassen, ein mißfälliges Verhältniß mit ihr zu unterhalten. Sie wurde von dem Kurfürsten „zu ewiger, schmachvoller Gefangenschaft in Spandau“ verurtheilt. Nach ihrem Tode entstand im Volke der Glaube, daß sie von Zeit zu Zeit im Schlosse zu Berlin als „weiße Frau“ erscheine, und daß ihr Erscheinen jedesmal ein nahendes Unheil für das Fürstenhaus verkünde.

Nun galt es, die schwere Schuldenlast des Landes — 2,600,000 Thaler — zu tilgen. Es ward ein Landtag berufen, auf dem die Prälaten und die Ritterschaft eine verhältnißmäßig größere Summe zu tilgen übernahmen, als es in ähnlichen Fällen sonst üblich gewesen war. Aber dies den Herren als einen Beweis von besonderer Hochherzigkeit anzurechnen, kann nur Dem in den Sinn kommen, der die Umstände, unter denen die Schuldübernahme geschah, nicht kennt, oder der absichtlich die Verhältnisse verkennen will. Es wurde ihnen dafür der nicht unbedeutende Kornzoll erlassen, der, nach Droysen, „wahrscheinlich schon hinreichte, das Schuldkapital, welches sie übernommen hatten, reichlich zu verzinsen.“ Fürs Andere wurde ihre Macht über „die Bauern und Unterthanen“ in bedeutender Weise ausgedehnt. So kam es dahin, „daß die Bauern nur noch mittelbar, als Untergebene ihrer Gutsherrschaft, Unterthanen des Landesherrn waren. Und das Patronat gab dem Edelmanne auf seinem Gute auch kirchlich eine herrschaftliche Stellung.“

Vielen von Spanien aus den Niederlanden vertriebenen Protestanten gewährte Johann Georg eine Freistätte in Brandenburg, und die Werkthätigkeit dieser frommen, geschickten Leute, von denen ein Theil sich in den Städten Stendal, Brandenburg, Krossen und Züllichau niederließ, ein anderer Theil sich in den Weichselniederungen ansiedelte, kam dem Lande reichlich zugute.

Gymnasium zum grauen Kloster. Der Kurfürst ließ das Schloß in Berlin erweitern, so daß es, wie eine Chronik sagt, „auf das Herrlichste und Prächtigste vollendet ward und in ganz Deutschland seinesgleichen nicht hatte.“ Wichtiger für Berlin war die Gründung des Gymnasiums zum grauen Kloster. Die bisherigen beiden Schulen Berlins genügten nicht mehr.



Hans George Curfürst Manu ppria

So wurde denn auf die Bitte des Rathes ein Theil des grauen Klosters zur Errichtung einer höheren Schule zugestanden. Es gereicht der damaligen Bürgerschaft Berlins zur hohen Ehre, daß sie hauptsächlich die Mittel zur Errichtung der Schule darbot. Distelmeyer, der wackere kurfürstliche Kanzler, steuerte freiwillig fünfhundert Speziesthaler bei.

Der erste Rektor der Anstalt hieß Jakob Bergemann. Die Einweihung des Gymnasiums fand am 2. November 1574 statt. In den Statuten stand unter Anderem: „Die Professoren und Lehrer sollen nicht über zwei Tage bei ihren Verwandten zur Hochzeit gehen, die Schüler sollen nicht Tanzböden besuchen, nicht im Freien baden, nicht aufs Eis gehen, sich des Fischens und Vogelfangens enthalten und keine Degen und Dolche tragen."

Wie im Laufe der letzten Jahrhunderte vielfach von Fürsten sowol als auch von Stadtobrigkeiten Versuche gemacht worden, die Sitten in Bezug auf Kleidertracht und Aufwand bei häuslichen Festlichkeiten durch strenge Gesetze in engere Grenzen zu bannen, so geschah auch ein Gleiches von Johann Georg. Mochten sich nun die nach ersterer Richtung getroffenen Maßnahmen zum Theil schon als unzureichend erweisen, so zeigte sich ihre Durchführung, was Speisen und Trinken betrifft, noch schwieriger. Hierin ward unausgesetzt Erkleckliches geleistet. Der Vorliebe unserer Altvordern für einen kräftigen Trunk entstammt auch ihre Freude an kunstreichen und kostbaren Trinkgefäßen, woran es nicht fehlte. Um so auffallender erscheint die Geringfügigkeit ihrer Ansprüche hinsichtlich der Tischgeräthschaften, die uns heute durchaus unentbehrlich sind. So war selbst in den besten Zeiten des Mittelalters der Gebrauch der Speisegabel nicht üblich, wenn auch jener der Eßlöffel älteren Ursprunges ist. Karl der Große, Friedrich der Rothbart, Richard Löwenherz, Rudolf von Habsburg, benutzten ihre Finger, wie heutzutage noch unsere Kinder. Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg fand die Gabel in weiteren Kreisen Eingang; bis dahin kam das Fleisch, wie schon zur Zeit der Römer, verkleinert auf den Tisch und statt der Löffel bediente man sich immer noch vielfach der Brotkruste, in deren Gebrauch Viele große Fertigkeit erlangt hatten. Ja, selbst im vorigen Jahrhundert waren die dreizinkigen Gabeln noch sehr selten und erst in diesem sind die vierzinkigen Silbergabeln und Messer (mit Stiel aus verziertem Holz, Elfenbein oder Metall) aufgekommen.

Johann Georg starb 1597 im zweiundsiebzigsten Jahre seines Alters. Unter seiner friedlichen Regierung hatte sich der Wohlstand des Landes merklich gehoben.

Joachim Friedrich. (1597—1608.)

Joachim Friedrich, des verstorbenen Kurfürsten einziger Sohn aus erster Ehe, hatte bereits dreiundzwanzig Jahre lang das Erzbisthum Magdeburg verwaltet, und trat nun, zweiundfünfzig Jahre alt, die Herrschaft über Brandenburg an. Er war ein durch bedeutende Bildung, Mäßigung und Milde sich auszeichnender Fürst, dessen zehnjähriges Wirken dem Lande großen Segen brachte.

Nach einer letztwilligen Verfügung des Vaters sollte ein Sohn dritter Ehe, Christian, die Neumark erhalten. Diese Bestimmung gab Anlaß zu Zwistigkeiten in der Familie. Joachim Friedrich wollte das vor 124 Jahren von Albrecht Achilles erlassene Hausgesetz zu durchgehender Anerkennung bringen. Hiernach sollten die märkischen Lande sammt allem Zubehör und allen Rechten immer dem ältesten Sohne des Kurhauses ungetheilt zufallen. Schon einmal war es verletzt worden und zwar durch Joachim I., der seinem zweiten Sohne (Johann von Küstrin) die Neumark zugesprochen hatte. Johann war kinderlos gestorben. Diesem glücklichen Umstande war es zu danken, daß die Neumark wieder an die märkischen Stammlande zurückfiel.

Das Aufblühen des Staates war offenbar bedingt durch die strenge Innehaltung des Hausgesetzes. Dies war es, was den jetzt regierenden Kurfürsten Joachim Friedrich bewog, sich mit einer Vorstellung an den Kaiser Rudolf II. zu wenden, der seines Vaters letztwillige Verfügung gutgeheißen hatte. Der Kaiser sagte, er habe das Testament nicht gelesen, sondern es mit der Bemerkung „vorbehaltlich der Rechte Dritter" bestätigt. So konnte denn der Kurfürst hoffen, seinen Willen zur Anerkennung zu bringen. Zunächst gedachte er nun, seinem jüngeren Bruder Christian, dem eben die Neumark zugesagt worden war, Entschädigung zuzuwenden. Dies schien sich leicht ausführen zu lassen. Denn Markgraf

Georg Friedrich von Ansbach, das Haupt der fränkischen Linie der Hohenzollern, war hochbetagt und kinderlos. Mit seinem Tode mußten seine Besitzungen an Brandenburg fallen. An ihn wandte sich der Kurfürst und bat ihn um Vermittlung. Der Markgraf ging bereitwillig darauf ein, und so kam der Hausvertrag zu Gera (1598) zu Stande, dem jedoch die Brüder des Kurfürsten erst nach dem Tode des Markgrafen vorbehaltlos beitraten.



In diesem Vertrage wurde das Hausgesetz des Kurfürsten Albrecht Achilles als bindendes Staatsgesetz anerkannt. Demnach sollten die gesammten Marken mit den zu ihnen gehörigen Herrschaften in der Lausitz, dem Herzogthume Krossen und den Anwartschaften auf Pommern und andere Länder immer dem Erstgeborenen des kurfürstlichen Hauses zufallen und in Franken nie mehr als zwei Fürstenthümer bestehen.

Als nächste Erben der fränkischen Fürstenthümer wurden des Kurfürsten Brüder, Christian und Joachim Ernst, bestimmt. (Die Linien derselben starben, beiläufig bemerkt, gegen das Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aus. Das Herzogthum Jägerndorf erhielt Johann Georg, der zweite Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich. Allen übrigen Prinzen wurde eine standesgemäße Versorgung zugesagt.

Ohne diesen Vertrag hätte sich das kurfürstlich-brandenburgische Haus kaum zur heutigen preußischen Königsmacht entwickeln können. Doch auch in einer andern Beziehung ist die Regierungszeit Johann Friedrich's von Wichtigkeit. Er war es, der den Grund zu einer geordneteren Verwaltung legte. Von nun an wurden zu Gunsten des ganzen Landes die verschiedenartigsten Beziehungen nach innen und nach außen eifrig im Auge behalten. Um diesen Zweck zu erreichen, erwählte der Kurfürst acht erfahrene Männer, welche zu einer Behörde zusammentraten und alle Angelegenheiten des Landes zu berathen hatten. Die Behörde führte den Namen „Geheimer Staatsrath". Diese Einrichtung ward der Grundstein einer Verwaltung, die in ihrer fortgesetzten Verbesserung sich mehr und mehr segensreich erwies und später einen Beamtenstand von einer Tüchtigkeit hervorrief, wie kein anderes Land einen solchen aufzuweisen hat.

Der übermäßige Glaubenseifer, wie er später unter Johann Sigismund in der widerwärtigsten Weise sich geltend machen sollte, war unter seinem Vorgänger nicht in so auffallendem Grade hervorgetreten, wie sehr auch seitens der Geistlichkeit die Empfänglichkeit des Volkes angeregt wurde. — War unter Kurfürst Joachim II. auf den Gebieten der Kunst ein gewisser Aufschwung bemerkbar geworden, so hatte dieser doch nur vorübergehend Sprossen getrieben. Denn mehr als die Kunst lag Joachim Friedrich die Förderung des wissenschaftlichen Lebens am Herzen. Er gründete in dem Jagdschlosse Joachimsthal (1605) eine sogenannte Fürstenschule, die er freigebig ausstattete. Bestimmungsgemäß sollten auf derselben 120 Schüler aus dem Stande des Adels und der Bürger zu tüchtigen Staatsbürgern ausgebildet werden. Später wurde die Anstalt unter dem Namen „Joachimsthal'sches Gymnasium" nach Berlin verlegt, wo sie bis heute erfolgreich gewirkt hat.

Mehrung der Aussichten auf den Besitz Preußens. Doch wir müssen nun noch einen Blick auf das Herzogthum Preußen werfen, in dem seit 1568, nach dem Tode Albrecht's an Stelle von dessen geisteskrankem Sohne Friedrich die Edelleute schlimm genug wirthschafteten. Wie dem Orden früher das Land gehörte und die Hochmeister nur kraft des Willens der Ordensmitglieder herrschten, so, meinten sie, gehöre jetzt den Edelleuten das Land, und der Herzog übe nur in ihrem Auftrage eine Art Verwaltung aus. Sie strebten mit einem Worte nach Zuständen, wie sie in Polen herrschend geworden. Später bedurfte es großer Anstrengung von Seiten der Hohenzollern, um den Adel, der seine „Rechte" namentlich unter der Herrschaft des kranken Friedrich hatte bedeutend erweitern können, in die ihnen gebührenden Schranken zurückzuweisen. Für jetzt konnte Brandenburg, da ihm blos Mitbelehnung zugestanden worden war, noch keine Macht über Preußen üben.

Trotzdem dachte man daran, dem jungen Herzoge Friedrich eine Gemahlin zu geben, und es ward eine Gesandtschaft an den Hof des Herzogs Wilhelm von Kleve geschickt, um von demselben die Hand seiner ältesten Tochter, Marie Eleonore, für Friedrich zu begehren. Der Herzog willigte ein, und die bedauernswerthe Eleonore ward nach Preußen geführt und dort mit Friedrich vermählt, dessen Krankheit wol damals noch keinen so hohen Grad erreicht hatte. Bald nachher aber steigerte sich dieselbe derartig, daß eine Regentschaft eingesetzt werden mußte. Die aus den Ständen erwählten Räthe, die dem Herzoge zur Seite gestanden hatten, mühten sich vergebens, die Landesgewalt ganz an sich zu reißen; der König von Polen übertrug die Regentschaft (1577) an den Markgrafen Georg Friedrich von Jägerndorf. Dieser starb 1603, und nun ging die Regentschaft an den Kurfürsten Joachim Friedrich über. Darin lag wieder ein Zuwachs der brandenburgischen Aussichten und Ansprüche auf Preußen.

Anderes trat hinzu. Aus der Ehe des kranken Herzogs mit der kleve'schen Herzogstochter Eleonore waren nur Töchter hervorgegangen, und um nun die Rechte Brandenburgs auf Preußen zu erhöhen, verheirathete Joachim Friedrich seinen ältesten Sohn und späteren Nachfolger, Johann Sigismund, mit der ältesten Tochter des preußischen Herzogshauses; ja er zog die Fäden noch enger, denn er selbst, der inzwischen Wittwer geworden war, nahm eine jüngere Tochter des herzoglichen Hauses zur Gemahlin.

So konnte nun wol mit ziemlicher Sicherheit darauf gerechnet werden, daß Preußen über kurz oder lang dem brandenburgischen Kurhause zufallen würde. Und dies nicht allein. Die preußische Herzogin Eleonore war die Schwiegermutter Joachim Friedrich's und seines Nachfolgers, des Kurprinzen Johann Sigismund. Sie aber hatte Erbansprüche auf das Herzogthum Kleve und damit hatten sich noch weitere Aussichten für das Haus eröffnet.



Am Krankenbette der Nothleidenden. Zeichnung von Ludwig Burger.

Segensreich wie Joachim Friedrich waltete seine vortreffliche Gemahlin, die Kurfürstin Katharina, im Lande. Oft wurde sie als Trösterin und Wohlthäterin in den Hütten der Armen und Kranken gefunden. Sie gründete die Schloßapotheke, aus welcher den Armen die Arzneien umsonst gereicht wurden. Die Mittel zu ihren Wohlthätigkeitserweisungen entnahm sie zum Theil aus Melkereien, welche sie in der kölnischen Vorstadt anlegte. Die Milch wurde auf dem Molkenmarkte verkauft, der eben diesem Umstande seine Benennung zu verdanken haben soll. Ihr Name blieb lange im Andenken des Volkes.

Die Herzogin Eleonore starb im Jahre 1608. Der Kurprinz Johann Sigismund — damals bereits in einem Alter von 35 Jahren — brach nun sogleich nach Preußen auf, um den Aufträgen seines Vaters wegen Wahrung der brandenburgischen Interessen in Preußen nachzukommen.

Johann Sigismund. (1608—1619.)

Auf dieser Reise nach Preußen ereilte Johann Sigismund die Botschaft von dem plötzlichen Tode seines Vaters. Was nun thun: weiter reisen, oder umkehren? Er glaubte im Sinne und Geiste seines Vaters zu handeln, wenn er die Reise fortsetzte. Mit dem Tode desselben war ja die brandenburgische Vormundschaft über den kranken Friedrich zerrissen. Sich jetzt auf längere Zeit von Preußen fernhalten, hieß so viel als: dem widerstrebenden Adel und den eifersüchtigen Polen möglicherweise Gelegenheit geben, sich von dem brandenburgischen Einflusse zu befreien.

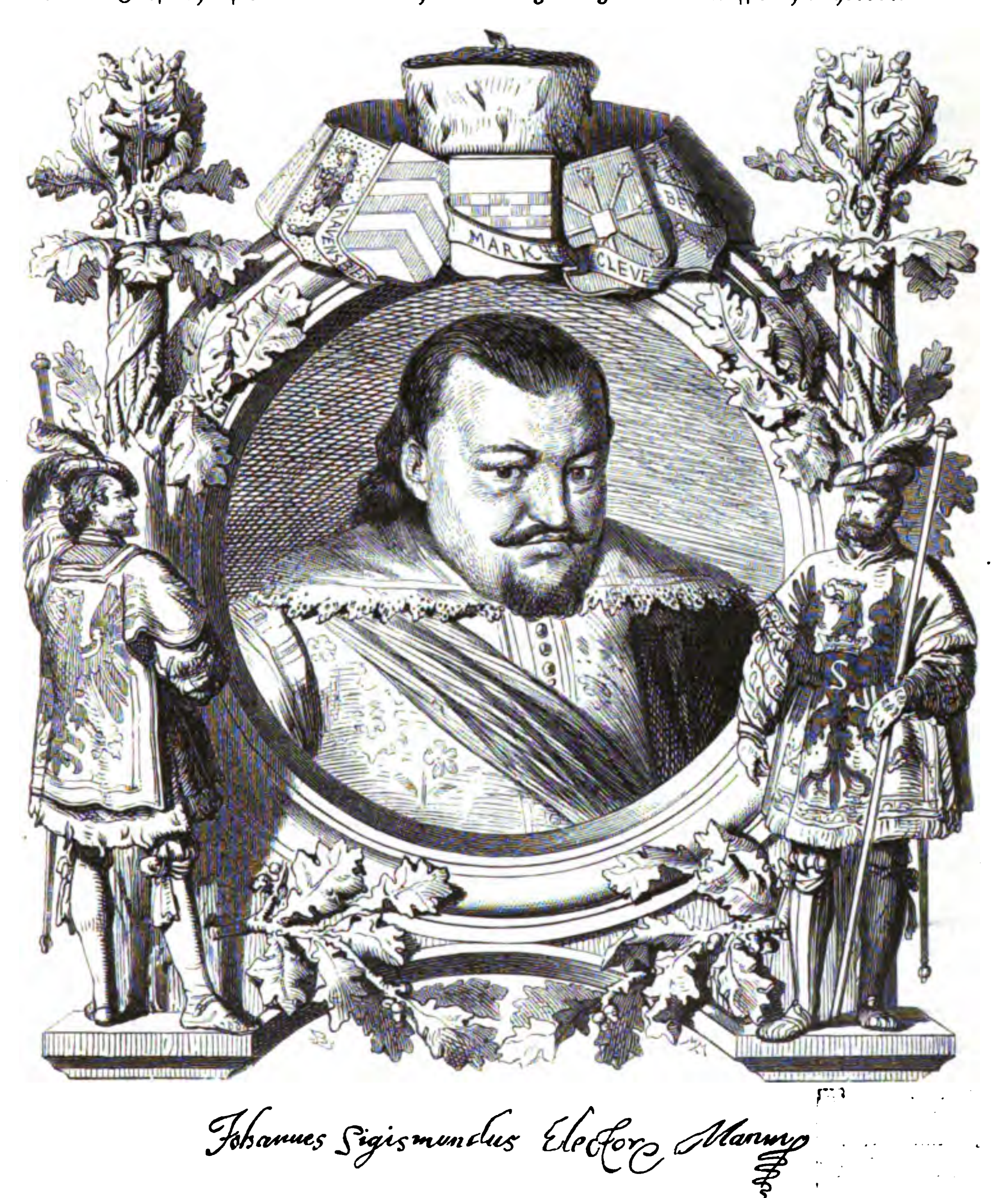
So sah er die Sache an, und er hatte sich nicht geirrt. Denn er fand beim Adel das heftigste Widerstreben gegen seinen Wunsch, in die Rechte seines verstorbenen Vaters einzutreten, nämlich die Mitbelehnung und die vormundschaftliche Regierung über Preußen zu erlangen. Mit Hülfe der Stände erreichte er aber dennoch beim Könige von Polen sein Ziel, und der Adel mußte endlich sich bequemen, ihm den Huldigungseid zu leisten. Nun aber richtete der kluge und thatkräftige Herr sein Hauptaugenmerk zunächst auf das Herzogthum Kleve. War doch seine Gemahlin die älteste Tochter der Herzogin Eleonore von Preußen und diese die älteste Tochter des Herzos Wilhelm von Kleve, und seine Ansprüche waren daher völlig berechtigte, was aus Folgendem hervorgeht. Ein Jahrhundert früher bestanden auf beiden Seiten des Niederrheins zwei Fürstenthümer, das eine dem Herzoge von Kleve, das andere dem Herzoge von Jülich und Berg gehörig. Dem Herzog von Kleve gehörte zugleich die Grafschaft Mark.

Durch Erbverbrüderung der fürstlichen Häuser wurden die Länder vereinigt, und so entstand 1521 das vergrößerte Herzogthum Kleve. Der zweite Herzog der vereinigten Lande vermählte sich mit einer Tochter Kaiser Ferdinand's I., und es wurde ihm im Jahre 1559 von seinem kaiserlichen Schwiegervater das Privilegium ertheilt, daß beim Aussterben des Mannsstammes die Herrschaft ungetrennt auf die Töchter übergehen sollte, eine Bestimmung, die in nicht zu ferner Zeit dem brandenburgischen Kurhause zugute kommen sollte!

Nach ihrer Vermählung mit dem geisteskranken Herzog Friedrich von Preußen hatte Maria Eleonore die Zusicherung empfangen, daß nach dem Tode ihres Bruders Wilhelm, des nächsten Erbberechtigten, ihr das Herzogthum zufallen solle. Ihr Bruder Wilhelm war aber, wie ihr Gemahl, geisteskrank, und Kleve wurde ebenfalls von Räthen in seinem Namen regiert. Eleonore war nun gestorben, doch ihre Erbansprüche waren, wie bereits erwähnt, auf ihre älteste Tochter Anna und durch die Vermählung derselben mit dem jetzt regierenden Kurfürsten Johann Sigismund auf diesen übergegangen. Was war wol natürlicher, als daß Sigismund diese Angelegenheit nicht aus dem Auge ließ! Man vermählte zwar den Herzog Wilhelm, doch entsprossen seiner Ehe keine Nachkommen; und so blieb die Hoffnung Brandenburgs auf den Anfall des Herzogthums ungeschwächt bestehen.

Dies erkannte die katholische Partei am kleve'schen Hofe gar wohl, und sie setzte noch mancherlei Mittel in Bewegung, um den Kurfürsten von Brandenburg nicht zu der Erbschaft des Landes gelangen zu lassen. Auf den Rath eines katholischen Priesters und einer Nonne wurde dem kranken Herzoge das Evangelium St. Johannis in das Wamms genäht, auch gab man ihm Austern und andere Speisen, die mit geweihten Hostien zubereitet waren. Natürlich bewirkten diese und ähnliche Mittel seine Genesung nicht. Seine Geisteskrankheit ging endlich in völligen Wahnsinn über. Er meinte, von gedungenen Mördern umgeben zu sein, schlief gewöhnlich in voller Rüstung, ging stets mit blanker Waffe einher, ja er verwundete eines Tages einige Hofleute, die er für Mörder hielt, in gefährlicher Weise. Endlich mußte er eingesperrt werden. — Am 25. März 1609 ward er durch den Tod von seinen Leiden erlöst, und schon am 4. April heftete der Bevollmächtigte Sigismund's das brandenburgische Wappen an das Regierungsgebäude zu Kleve. Am 5. April geschah ein Gleiches zu Düsseldorf und in den nächstfolgenden Tagen zu Jülich und in den übrigen Städten.

Aber es traten auch andere Fürsten mit Erbansprüchen auf. Zunächst erschien der junge Wolfgang Wilhelm, Erbprinz von Pfalz-Neuburg. Er suchte sein Recht auf das Herzogthum darauf zu begründen, daß er der Sohn der noch lebenden Schwester des verstorbenen Wilhelm sei. Die übrigen beiden Schwestern verlangten Theilung des Erbes. Andere Fürstenhäuser traten mit noch viel weniger begründeten Ansprüchen hervor.



Brandenburgs wachsende Macht war am kaiserlichen Hofe schon längst übel vermerkt worden, und nun sollte dies protestantische Land schon wieder einen so reichen Zuwachs erhalten! Das durfte und wollte man nicht geschehen lassen. Aber dem jungen Fürsten Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg gönnte man die Erbschaft auch nicht. War doch dieser auch Protestant und vielleicht gar künftiger Erbe der Kurpfalz, welche zur Zeit als die Hauptstütze der reformirten Lehre galt. Man hielt es unter solchen Umständen für das

Veste, das von so vielen Seiten begehrte Land vorläufig von Reichswegen verwalten zu lassen, um dann späterhin selbst Ansprüche, die sich ja ohne große Mühe würden erdenken lassen, darauf begründen zu können.

Sigismund und Wilhelm erkannten die Gefahr, von der sie bedroht waren, und es kam eine vorläufige Verständigung zwischen ihnen zu Stande (Vertrag zu Dortmund 1609), dahin lautend, daß sie Beide einstweilen das Land gemeinschaftlich in Besitz nehmen wollten. Es geschah. Die Stände huldigten Beiden und schworen, bis zu einer künftigen Entscheidung über das Erbrecht zu Gunsten des Einen oder des Andern, Beiden zu gehorsamen. Dieser Vertrag kreuzte die anderseitigen Pläne, weshalb Kaiser Rudolf II. ihn nicht anerkannte. Er ließ Truppen ins Land rücken, aber Sigismund und Wilhelm setzten sich zur Wehr und behaupteten sich in ihrem Besitze.

Nun ward das Land gemeinschaftlich regiert. Sigismund sandte seinen jüngeren Bruder Ernst als Statthalter nach Kleve. Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg vertrat sein Recht in eigener Person. Mißhelligkeiten konnten bei der gemeinschaftlichen Herrschaft nicht ausbleiben. So kam das Jahr 1613 heran. Da trat offene Feindschaft zwischen Sigismund und Wolfgang Wilhelm ein, worüber Folgendes erzählt wird. Der Kurfürst sei durch eine im höchsten Grade unpassende Aeußerung Wilhelm's so aufgebracht worden, daß er diesem — eine Ohrfeige gegeben habe. Dieser Vorfall hatte schlimme Folgen. Voll Scham und Rache eilte der junge Pfalzgraf sogleich zu Maximilian von Bayern, dem Haupt der katholischen Fürsten, vermählte sich mit der jüngeren Schwester desselben und trat zur katholischen Religion über. Nun glaubte er natürlich zur Durchführung der von ihm erhobenen Ansprüche guten Rückhalt zu haben.

In demselben Jahre erklärte sich Sigismund öffentlich für das reformirte Bekenntniß, was auf seine lutherischen Unterthanen in Brandenburg einen sehr üblen Eindruck machte, den Reformirten in dem Herzogthum Kleve aber um so angenehmer war.

Daß später gesagt worden ist, der Kurfürst sei von dem lutherischen zum reformirten Bekenntnisse nur übergetreten, um die zum größten Theile reformirte Bevölkerung Kleve's um so fester an sich zu ketten, darf nicht Wunder nehmen. Es mag dies wol mit zu dessen Entschließung beigetragen haben; jedoch den Hauptgrund gab diese Angelegenheit keineswegs ab, wie sich leicht nachweisen läßt. Der Eifer, ja der Haß des Lutherthums gegen die Reformirten war zu solcher Höhe gestiegen, daß Sigismund längst schon innerlich ihm entfrembet war, und es nur noch eines Anstoßes bedurft hatte, sich dem um unwesentlicher Dinge willen so arg verketzerten reformirten Bekenntnisse anzuschließen.

Welche unselige Folgen aus dem Haß der Lutheraner gegen die Reformirten entsprangen, wird weiterhin noch eingehender dargestellt werden. Hier sei nur bemerkt, daß es bei den lutherischen Predigern in Berlin und in der Mark zu Wuthausbrüchen kam, als sie vernahmen, daß der Kurfürst sich für den reformirten Glauben erklärt habe. Ja, in Berlin fanden sogar Volksaufläufe statt, bei denen Markgraf Georg durch einen Steinwurf getroffen und das Haus des flüchtigen reformirten Hofpredigers zerstört wurde.

Es bedurfte der ganzen Festigkeit Sigismund's, um die Wogen der von lutherischen Geistlichen genährten Volkserbitterung einigermaßen zu beschwichtigen. „Er werde“, hieß es unter Anderm in seiner Ansprache, „nach wie vor bei der erkannten Wahrheit verharren, da er sich gar nicht aus Vorwitz, eitler Ehre, oder um einigen zeitlichen Respekts willen, sondern blos aus Ueberzeugung in seinem Herzen und Gewissen zu der, als calvinistisch ausgeschrieenen reformirten Religion, die nach seinem ganzen Wissen der heiligen Schrift gemäß sei, bekannt habe.“

„Er habe“, heißt es weiter in dieser Ansprache, „keinen seiner Unterthanen in der Freiheit des Glaubens angetastet, werde sich selbst aber durch Andere auch nicht irre machen lassen.“ Unter dem 24. Februar 1614 erließ er ein Edikt, in welchem er mit christlichem Ernst sämmtlichen Geistlichen seines Landes verbot, „ihre Gegner von den Kanzeln herab

mit Schimpfwörtern zu belegen, Jemand öffentlich zu verdammen und zu verketzern, und sich überhaupt das Richteramt in göttlichen Dingen anzumaßen; jeder solle sich vielmehr bemühen, das Wort Gottes unverfälscht vorzutragen. Wenn aber Jemand glaube, daß durch das Edikt seinem Gewissen zu nahe getreten sei, dem solle es frei stehen, sich ungehindert ins Ausland zu begeben. Wer dagegen um seines dem Edikte bewiesenen Gehorsams willen angetastet werden möchte, den werde der Kurfürst zu schützen wissen."



Volksauflauf zu Berlin bei Johann Sigismund's Uebertritt.

Hiernach erinnerte der Kurfürst im Vorgefühl des herannahenden Religionskriegs daran, „wie jene unzeitigen Eiferer, welche von der Kanzel herab immerfort alle Andersdenkenden verdonnerten und lästerten, gegen sie schrieen, stürmten und schälten — solche, die, wenn es zum Treffen käme, wol am wenigsten zu reden wissen sollten, oder auch, ob sie nur ein Gewinnstlein hiervon hinwegzutragen wüßten, sich wol gar zum Papstthum erklären dürften, — den allgemeinen Feinden der Protestanten, den Jesuiten und Papisten, ein Frohlocken

und Gelächter anrichteten." Deshalb mahnte der Kurfürst schließlich: „an die Einigkeit in der Liebe, wenn Einheit des Glaubens auch nicht vorhanden sei. Die göttliche Schrift gebiete ja: daß Alles mit christlicher Liebe, sanftmüthigem Geiste, Freundlichkeit, Geduld und mit herzlicher Erbarmung gegen die Irrenden zugehen und geschehen solle. Jene müßigen, vorwitzigen und hoffährtigen Theologen gäben sich nur deshalb mit allen den thörichten Glossen ab, weil sie dadurch den primatum in der Kirche und das brachium seculare gesuchet und affectiret, statt allein Gottes Ehre und der Leute Seligkeit zu fördern."

Wahrlich — denkwürdige Worte, die in der Geschichte des Landes noch von höchster Bedeutung wurden und im Laufe der Zeiten viel dazu beitrugen, den verscheuchten Frieden in der protestantischen Kirche herstellen zu helfen!

Doch wenden wir uns wieder der weiteren Entwicklung der Dinge im Herzogthum Kleve zu. Zu Gunsten des Pfalzgrafen rückten nun die Spanier, zu Gunsten Sigismund's die Holländer ins Land. Drohend standen sich die feindlichen Kriegsvölker gegenüber, und das Land litt schwer darunter. Dies bewog endlich die streitenden Parteien dazu, einen vorläufigen Vertrag (zu Xanten 1614) zu schließen, nach welchem Kleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg fallen sollten. Den Spaniern aber war es um etwas ganz Anderes zu thun, als um einen den Pfalzgrafen zu leistenden Beistand. Von Kleve aus dachten sie neue Anstrengungen zur Niederwerfung Hollands zu machen. Aus diesem Grunde erkannten sie den Vertrag nicht an, und nun blieben auch die Holländer in dem von ihnen besetzten Landestheil.

Da die Streitigkeiten um Kleve mit dem Einmarsch der Spanier und Holländer in den Kreis größerer Begebenheiten getreten sind, über die noch zu berichten sein wird, so verlassen wir sie für jetzt. Nur sei vorläufig bemerkt, daß der endliche Abschluß, und zwar ganz nach den Grundzügen obigen Vertrages, erst 52 Jahre später erfolgte.

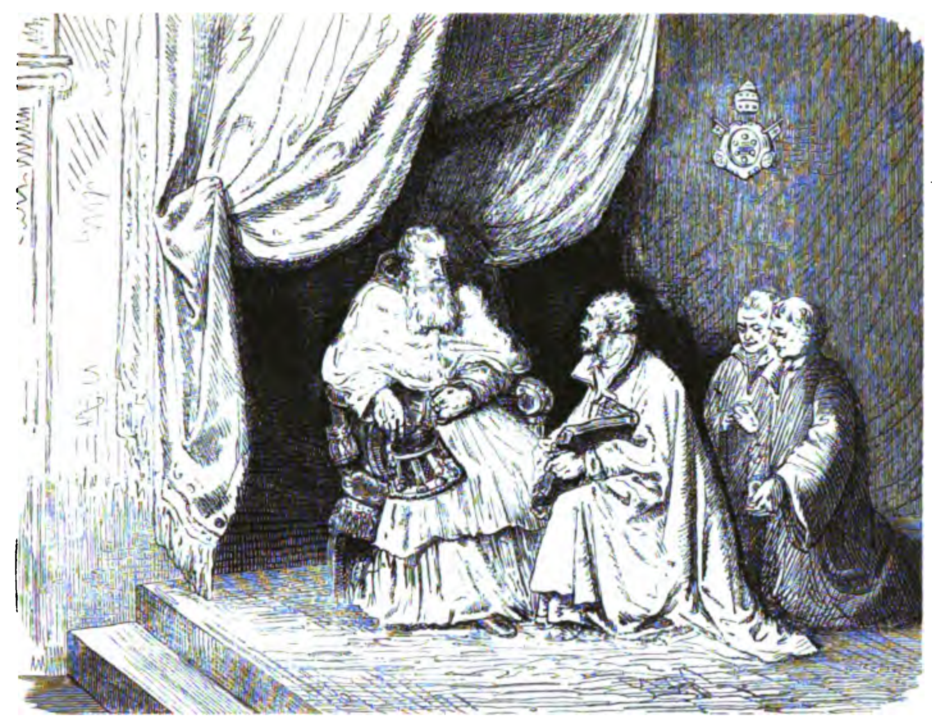
Preußen an Brandenburg. Endlich — im Jahre 1618 — starb auch der blödsinnige Herzog **Albrecht Friedrich** von Preußen, und das Herzogthum ging nun als polnisches Lehen an Brandenburg über. —

Wir sehen, der preußische Aar dehnt bereits seine Schwingen weithin nach Ost und nach West aus; sein Haupt ist umleuchtet von protestantischem Lichte.

Im November 1619 übergab Sigismund die Regierung des Landes seinem Sohne Georg Wilhelm; kaum einen Monat später (am 23. Dezember 1619) legte er sein sorgenbeschwertes Haupt zur ewigen Ruhe nieder.



Waffen aus dem 17. Jahrhundert.



Ignatius Loyola übergiebt Papst Paul III. die Konstitutionen des Ordens Jesu.

Sechstes Buch.

Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Die Ausbreitung der evangelischen Lehre und des Jesuitenordens.

„Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden."

So hatte Luther gesungen; und in der That, dieser Zuruf schien sich auch außerordentlich schnell bewahrheiten zu wollen. Wahrlich, wie Regen auf ein dürres Land, so troff seine Lehre auf die Menschenherzen; echtes, freudiges Religionsgefühl und christliche Bürgertugenden sproßten als reiche Ernte unter ihr hervor. Von Wittenberg, dem neuen Bethlehem oder Jerusalem, war die bessere Erkenntniß in alle Welt ausgegangen, und die Hohenpriester und Schriftgelehrten der damaligen Zeit hatten nicht vermocht, sie zu ersticken. Ein heiliger Geist wehte durch die Lande.

Folgen wir dem Gange, den die Reformation in Europa nahm. Von Sachsen und Hessen aus hatte sie sich zunächst über ganz Norddeutschland bis nach Kur- und Livland und durch die fürstlichen Gebiete Frankens und Schwabens nach dem Elsaß und Lothringen verbreitet. Der unfruchtbarste Boden für sie blieb Bayern, aus Gründen, auf die wir später zurückkommen werden. Große Fortschritte machte der Protestantismus in Oesterreich, Kärnten, Ungarn, Siebenbürgen und natürlich in Böhmen, dem Heimatlande des Huß,

ferner in Dänemark, Schweden und Norwegen. Ein Gleiches geschah in der Schweiz, in den Niederlanden, Polen, England; ja selbst in Italien und Frankreich faßte die neue Lehre Wurzel.

Ganz natürlich! Auf der Seite der Protestanten stand die stets siegreiche Macht der Wahrheit und deshalb auch die echte Opferfreudigkeit. Das böse Gewissen des Papstthums bewirkte, daß man in Rom nach einigen verhältnißmäßig schwachen Versuchen gegen Luther und seine Anhänger die Arme sinken und zunächst die Sache gehen ließ, wie es eben gehen wollte. Freilich standen noch ganz andere Dinge als die Gefährdung himmlischer Güter in Gefahr — weltliche Errungenschaften, die man unter dem Scheine der Religion sich anzueignen gewußt hatte; die Herrschaft über Geister und Leiber, über Hab und Gut der getäuschten Gläubigen — und diese wollte und durfte man nicht verloren geben.

Der Protestantismus hatte sich einzuwurzeln vermocht, ohne daß ihm, nachdem er die ersten Angriffe siegreich abgeschlagen hatte, nennenswerthe Hindernisse in den Weg gelegt worden waren. Günstige äußere Umstände hatten mitgewirkt. Schon zu Lebzeiten Karl's V. hätte der Bruder desselben, Ferdinand, als er noch König von Böhmen und als solcher auch Herr von Schlesien war, den Protestantismus gern in seinen Ländern unterdrückt. Politische Rücksichten ließen es ihm als rathsam erscheinen, sich die Zuneigung der protestantischen Fürsten nicht zu entfremden. Auch während seiner kurzen Regierung als Kaiser geschah nichts Bedeutendes gegen die Protestanten.

Sein edler, hochbegabter Sohn Maximilian II., der ihm auf dem Kaiserthrone folgte, war sogar der neuen Lehre im Herzen zugethan. Den Aufhetzungen der päpstlichen Partei, gegen die Protestanten vorzugehen, begegnete er mit den Worten: „Ueber die Gewissen meiner Unterhanen habe ich keine Macht!" Er ließ einen Jeden unangefochten nach seinem Glauben leben. Ebenso blieb es unter dem folgenden am spanischen Hofe erzogenen Kaiser Rudolf II., obgleich derselbe die Protestanten haßte.

Daß bei dem Uebertritt zum Protestantismus auch hier und da vielfach Eigennutz und andere unlautere Gründe mit im Spiele waren, ward schon erwähnt. Es gab Fürsten, in denen der Gedanke, daß ihnen ja das Kirchengut zufalle, wenn sie sich vom Papste abwendeten, nicht wenig dazu beitrug, dem Protestantismus Thor und Thür zu öffnen.

Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts war der größte Theil des deutschen Volkes der protestantischen Lehre zugethan, und es erschien dem oberflächlichen Beobachter, als werde in kürzester Zeit das Papstthum auch seine letzten Stützpunkte in Deutschland verloren haben. Tieferblickende aber hatten eine mehr oder weniger deutliche Erkenntniß von dem Nahen unheimlicher Kräfte, die sich zusammenscharten, um die junge Saat des erneuten Glaubens von Grund aus zu zerstören. Luther hatte, wie wir wissen, schon von den Schrecken, die im Anzuge waren, eine Ahnung gehabt und Gott inbrünstig gebeten, ihn vor dem Einbruch derselben heimzurufen. Auch der milde, fromme Melanchthon blickte sorgenvoll in die Zukunft; Andere fühlten die gleiche Beängstigung. „Die Wolken senken sich bis zur Erde nieder, aber noch regnet es nicht!" Dies Wort Paul Sarpi's bezeichnet die allgemeiner werdende Stimmung des denkenden Theiles der Deutschen zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Worauf beruhten so trübe Ahnungen, Sorgen, Stimmungen? Zwei Feinde waren vorhanden, ein äußerer und ein innerer, die wir nun kennen lernen wollen.

Die römische Partei begann sich aufzuraffen, Heerschau über ihre Kräfte zu halten und Kriegspläne zu entwerfen; Anfangs Alles im Stillen, während die Protestanten, der inneren Kraft und Wahrheit ihrer Sache vertrauend, sich einer gefährlichen Sicherheit hingaben. „Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts." — Endlich ward der Feldzug begonnen, zunächst nicht in Deutschland, sondern in den südlichen Ländern Europa's. Man wußte es, daß der Deutsche, wenn es gilt, die Religion zu vertheidigen, opferfreudig sein Alles daran setzt, während die südlichen Völker zu solch einem Aufschwung nicht so leicht gelangen. So ward denn die Inquisition in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich in Thätigkeit gesetzt.

Die Jesuiten. Gehoben und großgezogen durch die Staatsweisheit, welche diese Verfolgungen ins Leben rief, erhob nun ein finsterer Bund zur Niederhaltung der Geister sein Haupt, die gefährlichste Gesellschaft, die je die Welt gesehen hat — der Orden der Jesuiten. — Nie ist wol der Name Jesu schmählicher gemißbraucht worden, als durch diesen Orden, der sich nach ihm nannte. Der Deutsche Johann Fischart nannte ihn mit Recht den Orden der „Jesuwider".

Seine Stiftung fällt schon in das Jahr 1540. Ueber seinen von ihm selbst ausgesprochenen Zweck giebt uns die beste Auskunft der Entwurf der Ordensverfassung, die der Stifter desselben, der Spanier Ignatius von Loyola, dem Papste zur Bestätigung vorlegte.

„Die Gesellschaft Jesu ist eine gerüstete Schar, allezeit bereit, zu kämpfen für Gottes Statthalter, den heiligen Vater in Rom, und für die alleinseligmachende römisch-katholische Kirche. Damit dieser Zweck erreicht werden kann, ist strenge Ordnung nöthig, wie bei einem Kriegsheer, und auf daß die Ordnung erhalten werde, muß jedes Mitglied der Gesellschaft dem Obersten derselben blind gehorchen, wie ein Soldat seinem Feldherrn, ja, er muß in dem Obersten gleichsam Christum selbst demüthig verehren; denn in dessen Kriegsdienst steht jeder einzelne Mann der Gesellschaft, kampfgerüstet gegen eine ganze Welt. Wer zur Fahne der Gesellschaft geschworen, der hat keinen eigenen Willen mehr, der darf nicht fragen wohin? noch warum? Wohin ihn der Papst durch den Obersten der Gesellschaft sendet, dahin muß er gehen, wie der Soldat ins Feuer, sei's zu Heiden, Juden, Ketzern oder Gläubigen. Wo ihm gesagt wird: bleib! da muß er mauerfest stehen bis zum letzten Athemzuge. Die geistlichen Waffen aber sind Predigten, Beichtehören, geistliche Uebungen und Erziehung der Jugend. Die Würden vertheilt der Ordensoberste nach dem Werthe der Einzelnen. Den Sold bezahlt Gott; darum soll kein einzelnes Mitglied der Gesellschaft Einkünfte genießen, hingegen darf die Gesellschaft nach Einkünften sich umthun, um auf Universitäten Kollegien zu gründen und zu erhalten, in welchen Jünglinge studiren und erzogen werden."

Der Orden begann mit 60 Mitgliedern. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts belief sich die Zahl derselben schon auf 10,000. Die Mitglieder der Mönchsorden hatten sich von der Welt zurückgezogen, die Jesuiten zerstreuten sich über den Erdkreis und wurden von einem Willen gelenkt. Eine Ordenstracht war vorhanden, auch gab es Ordensregeln; jedoch brauchten, je nach Umständen, von den Mitgliedern weder die Ordenskleider getragen noch die Ordensregeln beobachtet zu werden. Es lag in der Absicht des Ordens, den größeren Theil seiner Mitglieder der Welt nicht als solche erkennbar zu machen. So wirkte der Jesuit vielfach — ohne daß seine Umgebung in ihm ein Mitglied jenes Ordens ahnte, sei es als Gelehrter, als Staatsmann, als Künstler, als Erzieher, immer für den einen großen Zweck der Unterdrückung des freien Geistes. Der Orden glich einer großen künstlichen Maschine, die von einer Hand geleitet wird, bis in das kleinste und feinste Rädchen hin. Einer ward vom Andern überwacht, und auch der Wächter hatte wieder seine geheime Wache, bisweilen Den, den er als unter sich stehend betrachtete. So kam es, daß der Ordensgeneral stets einen klaren Ueberblick über die Wirksamkeit der Ordensmitglieder hatte. Galt es, einen bestimmten Zweck zu erreichen, so mußte der Jesuit hier den Tugendhaften, dort den Lasterhaften spielen — Alles „zur größeren Ehre Gottes", wie es im Ordensgelübde hieß. Die Mitglieder sollten weder Herz noch Gewissen haben, Beides hatte nur der Orden — sie sollten blind ausführende Glieder desselben sein. Um die Menschheit desto gründlicher gängeln zu können und für sich zu gewinnen, hatten die Mitglieder, die als solche in der Welt erkennbar waren, gute Werke zu verrichten. So entstand manche wohlthätige Anstalt, es wurden Missionen zu fernen Völkern auf Befehl des Ordensgenerals unternommen. Es galt hierbei jedoch nicht, Christi Reich zu gründen, sondern die Gewalt des Papstes, „das Zerrbild des Reiches Gottes auf Erden", zu erweitern. Unterwühlung des Protestantismus war und blieb der Hauptzweck.

Die wichtigsten Orte der Wirksamkeit für die Jesuiten waren die Höfe der Fürsten, zunächst die fürstlichen Berathungszimmer. Wie mancher Fürst ist gestorben, ohne geahnt zu haben, daß dieser oder jener seiner geheimen Räthe ein verkappter Jesuit war, und daß die Angelegenheiten seines Landes, das er zu regieren wähnte, von Rom aus geleitet wurden! Hatte doch vielleicht derselbe geheime Rath den Fürsten oft genug vor dem lichtscheuen Orden der Gesellschaft Jesu gewarnt, vielleicht gar den erkennbaren Mitgliedern seines Ordens mit offener Feindschaft gegenüber gestanden! Wichtiger aber noch war der Beichtstuhl der Fürsten und namentlich der der Fürstinnen. Hier wurden flüsternd Saaten gesäet, die oft im Donner der Geschütze, unter Blut und Thränen, unter dem Schmerzensschrei der Völker aufgingen. Man wußte seine Leute gut zu wählen und jedem Mitgliede nach seinen Fähigkeiten die rechte Stelle anzuweisen.

Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Diesem Satze entsprechend, richteten die Jesuiten Lehranstalten ein. Natürlich herrschte in diesen, trotz mancher Verdienste, besonders um die klassischen Wissenschaften, derselbe Trug, wie der Orden ihn sonst übte. Er gab mit reichen Händen, um der Menschenseele eines der köstlichsten Güter, den Wahrheitssinn, zu rauben, und um aus seinen Zöglingen Werkzeuge seiner Pläne zu machen. Wir werden bald einen Maximilian (von Bayern), einen Kaiser Ferdinand (II.), einen Tilly kennen lernen — Männer, die, in Jesuitenschulen gebildet, dem Protestantismus in feindlichster Weise gegenüber traten. Da es die Jesuiten darauf anlegten, den Menschengeist nicht zur Entfaltung seiner ihm von Gott gegebenen Fähigkeiten kommen zu lassen, den Sinn für freie Forschung in ihm zu ertödten; da sie nicht unterrichteten, sondern abrichteten — so mußte prunkender Schein an die Stelle wirklicher Bildung treten. Emsig trachteten sie danach, Zöglinge aus den höchsten Ständen zu gewinnen; doch nahmen sie auch Söhne armer Leute in ihre Erziehungsanstalten auf, wenn diese bedeutende Fähigkeiten hatten und es sich erwarten ließ, daß sie sich später für die Zwecke des Ordens verwendbar erweisen würden.

Der christlichen Priesterschaft war es gelungen, die Seite des christlichen Glaubens, wodurch der niedergedrückten Menschheit durch Uebung der Gebote der Brüderlichkeit, der opferwilligen Hingabe Trost, Erhebung und Beistand geboten werden sollte, bis zur Unkenntlichkeit zu verdunkeln; doch leuchtete sie in der Reformationszeit wieder heller auf.

Fragen wir nach der tiefinnersten Bedeutung der Reformation, so kann die Antwort im Wesentlichen keine andere sein als diese: die Menschheit, lange von einer selbstsüchtigen Priesterschaft geführt, scharte sich, wie es einst die Jünger Jesu gethan hatten, wieder um die hochheilige Person Jesu. Die Sehnsucht nach ihm war erwacht und mit ihr der Glaube, sein Wort werde Erlösung bringen von geistigen und leiblichen Uebeln, den Einzelnen und den Völkern. Der Nebelschleier, den die Selbstsucht der Priester über die Menschheit ausgebreitet hatte, war zerrissen, die Sonne — des Heilandes Wort — stand wieder da vor Aller Augen, Licht und Leben spendend den wahrheitsdurstigen Seelen.

Innere Feinde. Unglücklicherweise fanden jedoch auch protestantischerseits nicht selten Abirrungen vom Geiste der göttlichen Lehre, Uebereilungen und Ausartungen statt, so namentlich zur Zeit der Bauernaufstände, und diese Fehler benutzten die Jesuiten trefflich, um das ganze Wesen der Reformation zu verdächtigen. „Auflehnung gegen göttliche und menschliche Obrigkeit: das ist der wahre und tiefe Sinn der kirchlichen Bewegung. So war es hier und wieder dort. Darum die Waffen geschärft! Und wenn Hunderttausende fallen — die Menschheit wird doch noch gerettet!“ Solcherart war die Sprache der Jesuiten, und diese Sprache fand leider geneigte Ohren und Herzen.

„Dem Herrlichsten, das auch der Geist empfangen“ — immer und immer drängt sich ihm „fremder Stoff“ an. Also geschah es auch auf dem Gebiete der Reformation. Es währte nicht lange, so trat innerhalb der protestantischen Kirche dieselbe Erscheinung ein, die wir bei der römischen Kirche wahrgenommen haben: es bildete sich eine hochmüthige,

herrschsüchtige Priesterschaft. Es wurde schon erwähnt, daß sich zwei Hauptrichtungen in der protestantischen Christenheit ausgebildet hatten, die strengen Lutheraner und die Reformirten; auch ist auf die Unterscheidungslehren beider hingewiesen worden. Die Reformirten, deren bedeutendstes Haupt nach Zwingli's Tode Calvin geworden war, wurden meist jetzt Calvinisten genannt. Beide Parteien, statt friedlich neben einander dahin zu leben und in der Liebe zu einander ihren Vereinigungspunkt zu finden, ließen den verderblichsten Feind, die Zwietracht, unter sich aufkommen — er herrschte fort und fort im Lager der Protestanten, während man auf der Seite der Katholiken einig war. Wittenberg, der Ort, von dem das Licht der Reformation hundert Jahre früher ausging, war jetzt die Hauptfeste des strengen Lutherthums geworden, das sich namentlich im Nordosten Deutschlands ausgebreitet hatte. Der Haß gegen die Calvinisten war so groß geworden, daß ihr Name den Schimpfwörtern Atheist, Ketzer, Türke, Teufelsanbeter, Bestie gleichgeachtet wurde. Ein Leipziger Magister stellte in einer 1620 erschienenen Schrift die Behauptung auf, er könne mit zweihundert, ja, wenn es verlangt würde, mit dreihundert Gründen die Behauptung rechtfertigen, daß die calvinische Lehre ärger sei als die Lehre des Teufels. Andere unchristliche Eiferer behaupteten: der Koran sei gegen die Schriften der Reformirten ein gottseliges Buch. In Frankfurt a. d. O. erschien eine Schrift unter dem Titel: „Calvinischer Bettlermantel". Ein Holzschnitt zeigte einen in Lumpen gekleideten Bettler, dem eine Teufelsgestalt noch einige Lumpen auf einem Haken hinreicht. Unter dem Bilde stand als Erklärung desselben:

„Hier sitzt ein Bettler auf dem Stock,
Der hat 'nen gar geflickten Rock.
Der Bettler ist der Calvinist,
Der Rock sein Lehr' und Irrthum ist. —
Die Flecken aber sind die Lehr',
So von den Heiden und Ketzern kommt her;
Denn, ohn' was er lehrt mit uns gemein,
Nimmt er aus'm Haufen Lumpen unrein:
Der Gottlosen, Heiden und Ketzern, heraus,
Und macht ihm kein Gewissen draus.
Drum folg' ihm nicht, rath ich von Herzen.
Daß du nicht kommst in ew'ge Schmerzen."

Es wurden Versuche zur Einigung gemacht. Vergebens! Die lutherischen Zeloten ließen es nicht dazu kommen. „Vor lauter theologischen Spitzfindigkeiten vergaß man das Christenthum selbst; in manchen Universitätsstädten suchte man bald in den Buchläden vergeblich nach einer Bibel!" Die Flugschriften, die gegen die Reformation erschienen, waren zum Theil „Kunstwerke frommer Bosheit und gifträufelnder Salbung."

Hatten es doch die lutherischen Prediger durch ihr Eifern, wie wir es in der Geschichte des Kurfürsten Johann Sigismund gesehen haben, bis zu einem Aufstande, ja endlich dahin gebracht, daß der Kurfürst seufzend ausrief: „er wäre des Lebens müde und matt, und wenn sein lieber Gott kommen wollte und ihn auflösen: er wäre bereit."

Der große Papst war abgethan; jetzt wimmelte es von kleinen Päpsten, von denen ein Jeder auf seine Unfehlbarkeit pochte und ohne Weiteres an ein Verdammen Derjenigen ging, deren Glaubensausdruck nicht mit dem seinen buchstäblich übereinstimmte. Ihr Glaube war groß, doch bezog sich derselbe vornehmlich auf die Vortrefflichkeit der eigenen Meinung; in Bezug auf die Allmacht der Lehre Jesu waren sie aber in der That Kleingläubige. Böser Wille war wol weniger im Spiele, als verderbliche Selbsttäuschung und hochmüthige Zuversicht auf sich selbst, die hinter frommen Worten sich verbargen. Sie haben uns in ihren Lehrsätzen gar manches „Fläschchen ägyptischer Finsterniß" hinterlassen.

Daß die „Väter Jesu" im Hinblick auf die Zerwürfnisse im Lager ihrer Gegner heimlich aufjubelten, kann man sich denken; zuversichtlich läßt sich vermuthen, daß sie, die ja nicht einmal vor Gift und Dolch zurückschreckten, die Spaltung zwischen Lutheranern und Reformirten durch Hineinschleudern von Flugschriften noch mehr erweiterten. — So war die Lage zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.



Vorzeichen des Dreißigjährigen Krieges.

Wie bereits angedeutet ward, begann in den südlichen Staaten Europa's der Kampf gegen den Protestantismus. In Spanien wüthete der finstere Philipp II., dem sein Vater (Kaiser Karl V.) die Niederlande übergeben hatte, unerbittlich mit Feuer und Schwert. Welches Entsetzen uns auch beschleicht, wenn wir der Hunderttausende gedenken, die dort der Glaubenswuth zum Opfer fielen, so dürfen wir darüber doch auch nicht der Frevelthaten auf der gegnerischen Seite vergessen. Auch die Reformirten oder Hugenotten in Frankreich und die Evangelischen in den Niederlanden ließen, wenn ihnen die Umstände günstig waren, nicht so leicht eine Gelegenheit unbenutzt, um an ihren Feinden durch Martern und Pein, Richtschwert und Scheiterhaufen bei ihrer Gegenwehr Wiedervergeltung zu üben. Erschüttert verhüllt der Genius der Menschheit sein Haupt im Hinblick auf all die Greuel, welche durch den Fanatismus auf beiden Seiten im Namen der heiligen Lehre Jesu Christi ausgeübt wurden. Freilich steht in der Geschichte der Blutthaten der Intoleranz mit obenan der Massenmord vom 23. auf den 24. August 1572.

In der Bartholomäusnacht wurden auf Anstiften der verwittweten Königin Katharina von Medici und auf Befehl ihres Sohnes, des Königs Karl IX. — der selbst vom Fenster des Königsschlosses herab auf seine wie ein Wild gescheuchten andersgläubigen Unterthanen schoß — in Paris und anderen Städten Frankreichs gegen 50,000 Reformirte niedergemetzelt. Auch in den Niederlanden leistete der Wütherich Philipp II. das Menschenmögliche, um die Ketzer auszurotten mittels der auch hier eingeführten spanischen Glaubensgerichte. Nach einer genauen Berechnung fielen der Unduldsamkeit in Spanien, Frankreich und den Niederlanden, und zwar in einem Zeitraum von nur dreißig Jahren, zum Opfer: 148 Grafen, 235 Freiherren, 147,518 Edelleute und 700,060 Personen aus dem Bürger- und Bauernstande. Aufs Aeußerste gebracht, erhob sich jedoch das edle Volk der Niederländer und begann den heldenmüthigen Kampf für seine Freiheit, den es auch nach langen Jahrzehnten siegreich durchführte.

Bildung der Union und der Liga. Es war wol an der Zeit, daß die protestantischen Fürsten an ihre und ihrer deutschen Glaubensgenossen Sicherheit zu denken begannen, und so traten im Mai 1608 zu Ahausen der Kurfürst von der Pfalz, der Markgraf von Baden-Durlach, der Herzog von Württemberg, der Pfalzgraf von Neuburg und zwei Markgrafen von der fränkischen Linie der Hohenzollern zu einem Bunde, Union genannt, zusammen. An der Spitze der protestantischen Verbindung stand der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz. Man faßte den Beschluß, zur Vertheidigung ein Heer aufzustellen. — Diesem Bunde der Protestanten gegenüber kam ein Jahr darauf (1609) ein Bündniß der katholischen Fürsten, die Liga, zu Stande, geführt von dem Herzoge Maximilian von Bayern. Beide Bündnisse stützten sich, was im Laufe der Zeit sich schwer rächte, auf die Hülfe des Auslandes: die Union auf Frankreich, Dänemark und Schweden, die Liga auf den Papst und die spanische Macht.

So war das Jahr 1614 herangekommen, in welchem Kurfürst Johann Sigismund, der während dessen auch der Union beigetreten war, zu Xanten jenen Vergleich mit dem Pfalzgrafen von Neuburg einging, kraft dessen Kleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, die übrigen Theile des Herzogthums Kleve an Pfalz-Neuburg fallen sollten.

Der Streit um Kleve war nicht blos für Brandenburg, Pfalz-Neuburg, sondern für die beiden großen Heerlager der Protestanten und Katholiken überhaupt von Bedeutung. Die Niederlande befanden sich noch in vollem Kampfe gegen Philipp. Kleve bildete nach den Niederlanden hin das Grenzland, und der Besitz dieses Herzogthums mußte jeder der streitenden Mächte im Hinblick auf die schließliche Entscheidung von großer Wichtigkeit erscheinen.

Beide Mächte beachteten demnach jenen Vergleich nicht, sondern drangen, wie schon oben erwähnt — die Spanier von der einen, die Holländer von der andern Seite — in Kleve ein, begnügten sich indeß, da ein Waffenstillstand zwischen ihnen abgeschlossen war, vorläufig damit, sich die festen Plätze des Landes zu sichern.

Auf diese Weise war in Deutschland Alles herangereift zum Religionskriege. Es fehlte nur ein zufälliger Anlaß, und die Schwerter fuhren aus den Scheiden.

Den Protestanten war freilich Glaubensfreiheit feierlich zugesichert worden, aber welch eine Moral herrschte jetzt im Lager der Katholiken!

Der Jesuit Gerhard äußerte darüber öffentlich: „Den Religionsfrieden habe man der bösen Welt einstweilen zugestanden, wie etwa in einer kleinen Stadt bösen Buben ein gemein Haus zugelassen wird, bis der Rath wieder mächtig ist, es abzuthun.“ —

Kaiser Matthias. Rudolf's II. Art war, sich mehr mit unnützem Zeitvertreib als mit Regierungsangelegenheiten abzugeben. Desto thätiger war auf politischem Gebiete sein Bruder, der unheimliche Matthias, den er zum Statthalter von Oesterreich bestellt hatte. Dieser strebte nach der Kaiserwürde und machte, um seine ehrgeizigen Zwecke zu erreichen, den Protestanten, gegen seine Ueberzeugung, bedeutende Zugeständnisse. Dadurch beunruhigt, gewährte Rudolf II. im Jahre 1609 den Böhmen in dem berühmten „Majestätsbriefe“ völlige Religionsfreiheit. Dennoch aber gelang es Matthias, seinem Bruder nach und nach Oesterreich, Ungarn und Böhmen zu entreißen, so daß dem Letzteren zuletzt nichts übrig blieb als der nichtssagende Kaisertitel. Tiefgebeugt starb er im Jahre 1612.

Der schon bejahrte Matthias folgte ihm auf dem Throne. Bald genug zeigte es sich, in welchem hohen Grade er den Protestanten abhold war. Schon der Umstand wies darauf hin, daß er seinen Vetter Ferdinand (wir werden ihn bald als Kaiser Ferdinand II. näher kennen lernen) zum Nachfolger in seinen Erblanden einsetzte. Dieser, ein Zögling der Jesuiten, galt für einen Erzfeind der Protestanten und hatte sich in Steiermark bereits als ein solcher hinlänglich zu erkennen gegeben. Da sein bisheriges Verhalten namentlich die Böhmen im höchsten Grade beunruhigte, so beschwor er nun den von Rudolf verliehenen Majestätsbrief. Doch welche Sicherheit gewährt der Schwur eines Menschen, dessen Geist von unlauteren Lehren vergiftet ist?

Im katholischen Lager lebte man bester Hoffnung; denn infolge des vorgeschrittenen Alters des Kaisers Matthias mußte Ferdinand bald an die Regierung gelangen, und dann winkte den Jesuiten reiche Ernte! Bereits hatte ja Maximilian von Bayern, welcher mit Ferdinand gleichzeitig in derselben Anstalt von den Vätern Jesu erzogen worden war, die Liga der katholischen Fürsten um sich geschart. Beide Fürsten waren Jugendgenossen, Freunde — ein gleicher Haß gegen die Protestanten beseelte sie — was ließ sich demnach erwarten, wenn sie künftig einmüthig und vereint vorgingen!

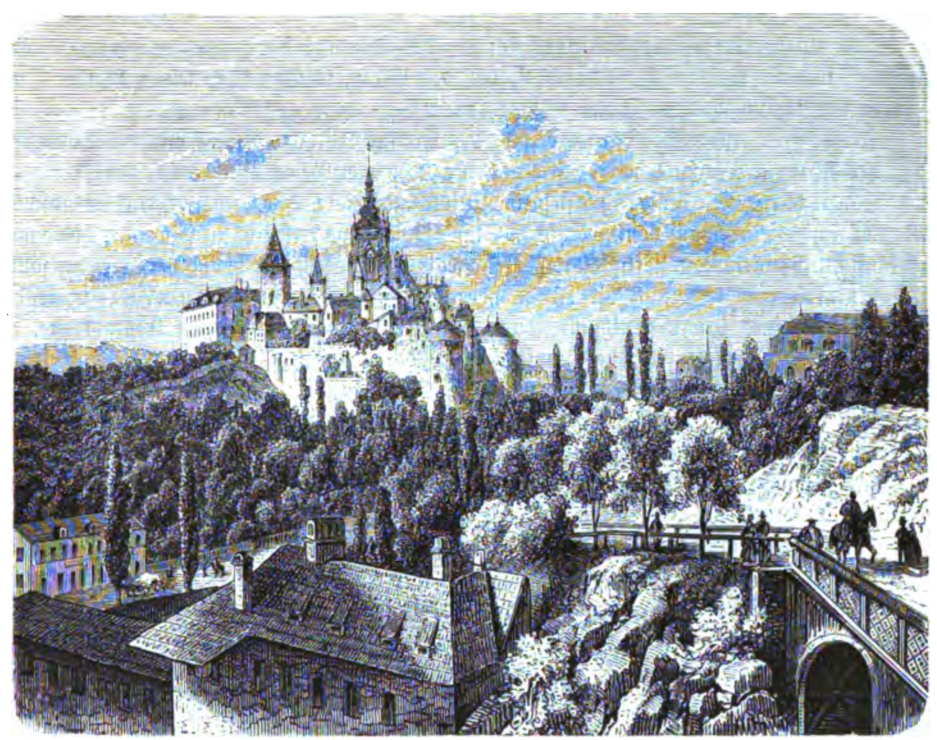
Indeß fand der auf der einen Seite gefürchtete und auf der andern Seite gewünschte Ausbruch schon früher statt. Matthias, wiewol den Protestanten ebenfalls feindlich gesinnt, wagte es doch nicht, so rücksichtslos vorzugehen, wie später sein Nachfolger Ferdinand; doch geschah genug, um die Böhmen zu leidenschaftlichen Schritten hinzureißen. So ward zu Braunau eine protestantische Kirche geschlossen, zu Klostergrab eine zerstört. In dieser Noth machten die böhmischen Protestanten von dem Rechte, das ihnen von Rudolf zugesichert worden war, Gebrauch; es traten je sechs Männer aus jedem Kreise des Landes zu Prag zusammen und reichten eine Beschwerde beim Kaiser ein. Matthias wies dieselbe jedoch zurück und befahl Auflösung der Versammlung.

Graf Matthias von Thurn. Ein entschlossener Mann stellte sich nun an die Spitze der durch den offenbaren Rechtsbruch erbitterten Protestanten und begab sich mit ihnen, Alle in Wehr und Waffen, auf das Schloß zu Prag, wo gerade die kaiserlichen Statthalter beriethen, unter denen namentlich zwei, Wilhelm von Slawata und Martinitz, bei den Protestanten außerordentlich verhaßt waren. Sagte man ihnen doch nach, daß sie ihre sich zum Protestantismus hinneigenden Leute mit Hunden zur Messe gehetzt hätten. Nach einem heftigen Wortwechsel wurden sie, wie auch ihr Schreiber, ergriffen und nach altböhmischem Gebrauche — einfach zum Fenster hinausgeworfen. Doch kamen alle Drei mit dem Leben davon, da sie auf einen Düngerhaufen fielen. — Damit war der Bruch mit dem Kaiser besiegelt, und die Böhmen erkannten, daß nun das ganze Land zum Schwerte greifen müsse, wenn sie die ihnen zugesagten Rechte nicht preisgeben wollten. Man schritt sogleich zur That. Die kaiserlichen Güter und Einkünfte wurden eingezogen, die Jesuiten vertrieben und dreißig Direktoren zur Verwaltung der Landesangelegenheiten ernannt, die alsbald den Grafen Matthias von Thurn zum obersten Heerführer bestellten.

Kaiser Matthias, erschreckt von diesen Vorgängen, wollte nachgeben und beauftragte den Bischof von Wien, Kardinal Knesel, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Dagegen sträubte sich Ferdinand, der jetzt schon den Kaiser beherrschte, wie dieser einst seinen Vorgänger beeinflußt hatte. Ihm, der den Aufstand „eine Schickung zum Verderben der Ketzer" nannte, war es erwünscht, daß es nunmehr zum Kampfe kommen sollte; er ließ daher, um eine Beilegung des Streites zu verhindern, den Kardinal, der dem Kaiser beigestimmt hatte, gefangen nach Tirol führen. Die Angelegenheiten gingen nun ihren Weg; bald rief die Werbetrommel allerorten in Deutschland die Kämpfer auf die Waffenplätze, und von Kanzeln und in Beichtstühlen ward der Krieg gegen die Ketzer gepredigt.

Für die Katholiken gestaltete sich die Sache zunächst nicht günstig. Die protestantischen Stände in Oesterreich verweigerten dem Kaiser jede Hülfe, Graf Thurn schlug das kaiserliche Heer; der kühne Graf Ernst von Mansfeld, ein Kriegsmann ersten Ranges, führte den Böhmen 4000 Mann zu. Ueberall im Reiche regte sich der Geist des Widerstandes zu Gunsten der Aufrechthaltung der vielfach bedrohten Glaubensfreiheit.

Da starb plötzlich Kaiser Matthias (1619), und Ferdinand bestieg den Thron.



Der Hradschin in Prag.

Ferdinand II. und der Winterkönig.

Des neuen Kaisers Lage war für den Augenblick überaus kritisch. Die österreichischen Stände erklärten, ihm erst dann huldigen zu wollen, wenn er den Religionsbeschwerden abgeholfen haben würde; Graf Thurn drang bis Wien vor und belagerte es — schon schlugen die Kugeln in die Mauern der kaiserlichen Hofburg. Ferdinand blieb jedoch allen Bedrohungen gegenüber standhaft, obgleich sich auch der Unmuth unter den Protestanten Wiens zu regen begann. — Da dringen eines Tages als Abgeordnete der Letzteren 16 Edelleute in die Hofburg und verlangen ungestüm die Unterzeichnung einer Schrift zu Gunsten der böhmischen Angelegenheit. Einer faßt den Kaiser am Knopfe seines Wamses, indem er ruft: „Nandel, gieb dich, du mußt unterschreiben!“

Ferdinand, der verzweiflungsvoll vor dem Bilde Christi auf den Knieen liegt, verharrt bei seiner Weigerung. Der Augenblick ist verhängnißvoll — doch unerwartete Hülfe ist nahe. Plötzlich erschallt Trompetengeschmetter vom Burghofe herauf — 500 Kürassiere vom Regimente Dampierre, geführt vom Obersten St. Hilaire, reiten ein. — Der kaiserliche Feldherr Bouquoi hatte sie zum Schutze Ferdinand's nach Wien gesandt, und es war ihnen gelungen, mit Beistand der katholischen Bürger unvermerkt durch das Fischerthor in die Stadt einzudringen.

Nach der Errettung des Kaisers aus größter Noth hielt es Graf Thurn für rathsam, die Belagerung Wiens aufzuheben und sich nach Böhmen zurückzuziehen.

Hier war die Bewegung indeß einen Schritt weiter gegangen. Die Stände des Landes hatten mit den Ständen von Mähren, Schlesien und der Lausitz, von Ober- und Niederösterreich ein Bündniß zur Aufrechthaltung ihrer Religions- und bürgerlichen Freiheit geschlossen und Ferdinand, als den erklärten Feind der Gewissensfreiheit, der Herrschaft über ihre Länder verlustig erklärt. Darauf schritten die Böhmen zu einer neuen Königswahl.

Ihr Augenmerk richtete sich natürlich auf das Bündniß der protestantischen deutschen Fürsten, und sie wählten Friedrich V. von der Pfalz, welcher nach seines Vaters Tode Führer der Union war, zu ihrem Könige (1619).

Friedrich V. war der Schwiegersohn des Königs Jakob von England, der Schwestersohn des Prinzen Moritz von Oranien und der Schwager Georg Wilhelm's, des Kurfürsten von Brandenburg. Die hinter ihm stehende Union und seine nahe Verwandtschaft in Anschlag gebracht, schien seine Wahl vom politischen Standpunkte eine treffliche zu sein; nur hatte man sich hinsichtlich seiner Mannhaftigkeit leider sehr getäuscht, wie sich bald genug herausstellen sollte.

An Friedrich trat nun die Frage heran: Annehmen oder ablehnen? — Hier der sichere Besitz eines Kurfürstenthums, dort die von Böhmen dargebotene Königskrone, die aber freilich erst dem Kaiser abgekämpft werden sollte. Er schwankte — der Stolz seiner Gemahlin, der schönen englischen Prinzessin Elisabeth, entschied endlich. „Konntest du dich vermessen", sagte sie, „die Hand nach einer Königstochter auszustrecken, und dir bangt nun vor einer Königskrone, die man dir freiwillig bringt? Ich will lieber trocken Brot essen an einer Königstafel, als an einer kurfürstlichen Tafel schwelgen!" — Dies entschied. Friedrich V. begab sich nach Prag und seine Krönung ward mit großer Pracht vollzogen.

Was hätte Großes für die Sache des Protestantismus geschehen können, wenn Friedrich der rechte Mann gewesen wäre! Seine Lage war in hohem Grade günstig, insofern, durch die Verbindung Böhmens und der zu diesem Königreich gehörenden Länder mit Oesterreich und Ungarn, er über sehr bedeutende Mittel gebot. Aber er zeigte sich nur eitel, einsichtslos und beging Fehler über Fehler. Das Volk verstimmte er durch seinen zu großen Eifer für Einführung des reformirten Gottesdienstes, die höheren Stände dadurch, daß er nicht dem tapfern Grafen Thurn, sondern dem Fürsten Christian von Anhalt den Oberbefehl über das Heer anvertraute. Dies verdroß nun auch noch den Grafen Mansfeld, diesen Kriegsmann auf eigene Hand, der den Böhmen bereits aus freien Stücken eine so ansehnliche Streiterschar zugeführt hatte. Statt für schleunige Vervollständigung des Heeres zu sorgen, feierte Friedrich Fest auf Fest; seine Gemahlin, durch den Glanz der Königskrone geblendet, beleidigte gleichfalls durch ihren Stolz. Friedrich erkannte so wenig die Wirklichkeit, daß er endlich sogar wähnte, es werde sich durch friedliche Unterhandlungen die Anerkennung der katholischen Fürsten gewinnen lassen.

Diese jedoch, voran der Kaiser, beeilten sich nach Kräften mit Ausführung des vorbereiteten Schlages. Der Papst öffnete seine gerade um jene Zeit, zumeist durch deutsche Beisteuern gefüllten Schatzkammern, und Ferdinand empfing von dorther die Mittel zur Niederhaltung des protestantischen Geistes. Sein Söldnerheer ward mit jedem Tage vermehrt. Nun knüpfte er eine noch festere Verbindung mit seinem Schwager, dem Herzoge Maximilian von Bayern, dem Haupte des Bündnisses der Liga, indem er diesem die Kurwürde Friedrich's V. und auch den größten Theil der Pfalz zu verleihen versprach, da der bisherige Inhaber Würde und Besitz durch Annahme der böhmischen Königskrone verwirkt habe. Der König von Spanien, Philipp III., sagte dem Kaiser ebenfalls seine Hülfe zu.

Während so auf katholischer Seite ein fester Kern sich bildete, trat im protestantischen Lager die durch Uneinigkeit hervorgerufene Schwächung immer deutlicher zu Tage. Der Haß der Lutheraner gegen die Reformirten begann verhängnißvoll zu werden. Längst schon war es dem eifrig der lutherischen Lehre anhängenden Kurfürsten Johann Georg von Sachsen zuwider gewesen, daß die Union in Friedrich V. einen Reformirten zu ihrem Haupte erwählt hatte; jetzt grollte er den Böhmen, weil Friedrich von ihnen zum König erwählt worden war. Sprach er doch seinen Mißmuth darüber unverhohlen aus, daß durch diese Wahl „so viele edle Länder dem Calvinismus in den Rachen gesteckt würden!" —

Dieses Zerwürfniß nutzten die Katholiken sogleich zu ihrem Zwecke aus, und bald vernahm man, daß der König von Böhmen nicht nur keine Unterstützung von Sachsen zu erwarten, sondern daß Johann Georg sogar dem katholischen Bunde sich angeschlossen habe.

Als Köder hatte man ihm den Besitz der Lausitz vorgehalten, ihm auch die Zusage gemacht, weder ihn wegen der eingezogenen geistlichen Güter zu bedrängen, noch die Lutheraner in Sachsen und Böhmen in Bekenntniß und kirchlichem Leben zu belästigen. Man that also, als habe man es überhaupt nur auf die Reformirten abgesehen, indeß man doch in Wahrheit die Unterdrückung sämmtlicher Protestanten im Sinne führte! Daß die Lutheraner solchen Zusagen Glauben schenkten, zeigt, bis zu welchem Grade trauriger Selbstverblendung sie es in ihrem Hasse gegen die Reformirten gebracht hatten.

Verwicklungen. So kam das Jahr 1620 heran. Der Kaiser hatte die Böhmen für Rebellen erklärt; hierauf ging Maximilian gegen die Union vor, indem er von ihr eine bestimmte Erklärung darüber verlangte, ob sie Krieg begehre oder Frieden. Das Haupt der Union war in Böhmen — der Bund löste sich auf. Dadurch sah sich Friedrich einer großen Stütze beraubt. Aber was thaten nun nach dieser Schwächung sein Schwiegervater, der König von England, und sein Schwager, Georg Wilhelm von Brandenburg, für ihn?

Der Erstere, durch spanische List hingehalten, that — wenigstens in der ersten Zeit — nichts, der Zweite wenig. Einiges Geschütz ging von Brandenburg nach Böhmen ab, auch ward im Lande freie Werbung für Friedrich gestattet. Dies war jedoch Alles.

So war Friedrich fast gänzlich auf sich selbst angewiesen, und er hatte die Zeit nicht benutzt. Maximilian von Bayern, der die Hauptleitung auf gegnerischer Seite in der Hand hatte, brach zunächst in Oberösterreich ein und unterwarf es; Kosaken, von dem Könige von Polen gesandt, begannen in Niederösterreich zu wüthen und hielten dasselbe in Schach. Die Unterpfalz war bereits von dem spanischen General Spinola unterworfen; der Kurfürst von Sachsen rückte in die Lausitz ein. Indeß war es den Schlesiern noch möglich geworden, eine Kriegsschar unter Anführung des tapfern Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf dem Kurfürsten von Sachsen entgegenzuführen. — Markgraf Johann Georg, Oheim des regierenden Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, war, wie schon erzählt, unter Joachim Friedrich in das Herzogthum Jägerndorf eingesetzt worden, als es an Brandenburg gefallen. Es möge dies hier um so mehr in Erinnerung gebracht sein, als später eintretende Ereignisse — unter Friedrich dem Großen — mit den Verhältnissen dieses Herzogthums in Verbindung stehen. — Markgraf Johann Georg schlug sich tapfer gegen die Sachsen, mußte sich aber bald vor der Uebermacht zurückziehen.

Nun rückte Maximilian mit der vereinten Macht der Liga und des Kaisers in Böhmen ein und zwar gerade auf Prag los, wohin sich Friedrich zurückgezogen und eine halbe Stunde von der Stadt auf dem „Weißen Berge" eine vortheilhafte Stellung eingenommen hatte.

Johann Tzerklas, Graf Tilly. Die feindliche Heeresmacht rückte gegen die Stellung Friedrich's vor. Auf Seite der Katholiken ward Kriegsrath gehalten, an dem auch der General Tilly Theil nahm. Dieser, Niederländer von Geburt, war ein alter, vielgeprüfter Kriegsheld, von strengen Sitten und dem katholischen Glauben mit Leib und Seele ergeben. Seine ganze Person machte einen unheimlichen Eindruck; finster blickten seine großen Augen drein, die Stirn war voller Runzeln, spitz wie der graue Knebelbart waren Nase und Kinn, die Wangen eingefallen; graues, wirres Haar sah unter seinem kleinen Hute, auf dem eine lange rothe Feder steckte, hervor. Von Person klein, ritt er im Felde stets ein sehr großes Pferd und trug in der Regel ein grünes Atlaswams; unter demselben trug er auf der bloßen Brust die von Priesterhand geweihte und ihm überlassene Hostie, deren Schutz er fest vertraute. So sah der Feldherr aus, der den Priestern das Gelöbniß gethan hatte, für den katholischen Glauben den letzten Blutstropfen einzusetzen. — Tilly drang nun im Kriegsrathe darauf, den Feind sogleich anzugreifen, Maximilian stimmte ihm bei; Andere riethen, den Feind zu umgehen. Plötzlich tritt ein Mönch unter sie, ein Marienbild emporhaltend, dem die Augen ausgebohrt waren. Ob die Verstümmelung desselben von Protestanten oder von dem Mönche ausgegangen war, bleibe dahingestellt; genug, der Anblick des augenlosen Muttergottesbildes bewirkt, daß man sich für den sofortigen Angriff entscheidet.

Die Schlacht am Weißen Berge. Der Kampf begann um zwölf Uhr Mittags. Mit Ungestüm drangen die Katholiken unter ihrem Feldgeschrei „Heilige Maria!“ gegen das böhmische Heer vor. Galt es doch, „die Schänder des Allerheiligsten, welche die Hand selbst an die hochgelobte Mutter des Erlösers frevelnd gelegt hatten“, zu verderben! Unter der Leitung des tapfern Christian von Anhalt hielt sich das böhmische Heer, obgleich an Zahl nur halb so stark als die Katholiken, Anfangs vortrefflich, ja die Bayern wurden zurückgeworfen.

Maximilian gelingt es jedoch, die Ordnung wieder herzustellen, und ein neuer Sturm beginnt. Nun weicht die von Ungarn aus den Böhmen zu Hülfe gesandte Reiterei und reißt auf ihrer Flucht Friedrich's Fußvolk mit sich fort. Doch behaupten die Grafen Schlick und Thurn eine kurze Zeit standhaft das Feld. Da aber Ersterer in Gefangenschaft geräth, muß Graf Thurn sich den Fliehenden anschließen. Die Schlacht ist verloren; 4000 Böhmen liegen todt auf dem Schlachtfelde, 10 Geschütze und 100 Fahnen fallen in die Hand des Siegers.

König Friedrich saß zu dieser Zeit an der Tafel und ahnte nicht, daß unterdessen die eisernen Würfel des Krieges über sein Schicksal entschieden. Jetzt empfing er die Nachricht vom üblen Stande der Schlacht; der König eilte nach dem Walle und überzeugte sich, daß sein Heer in voller Flucht sich befand. Er sandte Botschaft zu dem Sieger und bat um einen Waffenstillstand von 24 Stunden. Man sagte ihm nur acht zu. Er benutzte sie zur — Flucht, obgleich noch gar nicht Alles verloren war. Mansfeld stand mit einer Kriegsschar in der Nähe und Friedrich konnte sich noch auf Schlesien stützen. Die Flucht des Pfälzers ging so eilig vor sich, daß die Krone und die geheimsten Staatsschriften zurückgelassen wurden, die Maximilian nach seinem Einzuge in Prag in die Hände fielen. Spottweise nannte man nun Friedrich den „Winterkönig“, weil er gerade von einem Winter zum andern regiert hatte.

Friedrich rief nach seiner Ankunft in Schlesien die schlesischen Stände zusammen, und diese gelobten ihm, treu zu ihm zu stehen und Gut und Blut für die Sache des Glaubens einzusetzen. Auch kamen gute Nachrichten von Bethlen Gabor, dem Großfürsten von Siebenbürgen, den man in Ungarn zum König ausgerufen hatte. Dennoch floh der feige König und nahm noch dazu 60,000 Gulden mit, die von den Ständen des Landes zur Kriegführung bestimmt waren. Er begab sich nun zu größerer Sicherheit nach Küstrin. Mit den Mitteln zur Kriegführung war den Schlesiern die Möglichkeit der Vertheidigung genommen. Der Kurfürst von Sachsen rieth ihnen, sich zu unterwerfen, indem er die Verpflichtung übernahm, beim Kaiser für sie die Erhaltung ihrer Freiheiten und die Geltung des Majestätsbriefes zu erwirken. Friedrich erklärte sich von Küstrin aus zustimmend; er hatte jetzt keinen Wunsch mehr, als wieder zu werden, was er gewesen war — Kurfürst von der Pfalz.

Der Kaiser hatte sich schon vorher zur Annahme der genannten Bedingungen bereit erklärt. War er doch jetzt noch nicht vollkommen Herr der Lage, da ihm noch tapfre Feinde genug — Bethlen Gabor, Graf Mansfeld und Markgraf Johann Georg von Jägerndorf — entgegenstanden. So wurden den Schlesiern gegen Unterwerfung jene Punkte zugesichert. Doch mußten sie dem Kaiser sogleich 300,000 Gulden und Ende des Jahres noch beinahe eine halbe Million zahlen. Zunächst stellte nun der Kaiser die katholische Religion in Mähren wieder her. Den Böhmen gegenüber verhielt er sich ganz still, um sie erst in Sicherheit zu wiegen. In der That fing man auch an zu glauben, er denke aufrichtig an Versöhnung, und Mancher, der sich beim Aufstande stark betheiligt und sich versteckt gehalten hatte, wagte es, nach Hause zurückzukehren.

Plötzlich aber streckt auf seinen Wink das von ihm heimlich eingesetzte Gericht seine Tigerkrallen aus, und es erfolgt (am 20. Februar 1621) die Gefangennahme einer großen Zahl der wackersten Männer. Denn des Kaisers Beichtväter verlangen ein blutiges Strafgericht, und er leiht ihnen willig sein Ohr. Am 21. Juni werden 27 vom hohen Adel hingerichtet, der Rektor der Universität, Jessenius, wird, nachdem ihm die Zunge aus dem Halse gerissen, enthauptet, eine Anzahl von Gelehrten durch Stockschläge zu Tode geprügelt und 728 Edelleuten, sowie einer großen Zahl von Leuten aus dem Volke werden Hab' und

Gut hinweg genommen. Außerdem füllen sich die Kerker mit Gefangenen, die nie mehr das Licht des Tages sehen sollten. Das waren die Thaten des „blutigen Landtages zu Prag", die unvergessen im Volke blieben. Die Blüte des Landes war dahin.

Ferdinand hatte sich mit seinem Gewissen abzufinden gewußt, seit der päpstliche Botschafter ihn von dem Eid, den er den Böhmen geschworen, entbunden hatte.

Jetzt zogen die Jesuiten im Triumphe auf der mit Blut gerötheten Bahn in Böhmen ein; sie nahmen einen großen Theil der Güter in Beschlag, und auch die Universität gelangte in ihre Hände. Dem Kurfürsten von Sachsen war feierlich zugesagt worden, daß die Lutherischen verschont bleiben sollten; aber die Jesuiten hatten dem Kaiser ja volle Vergebung für alle Verbrechen, die „zur Ehre Gottes" nöthig seien, zugesichert, und so mußten denn nun die lutherischen Prediger den reformirten bald nachfolgen und zum Pilgerstab greifen. Nur Wenige kehrten in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurück.



Tilly um Schonung angefleht. Zeichnung von A. Beck.

In den Häusern der Protestanten hauste unterdessen kaiserliche Einquartierung nach Wohlgefallen; die kaiserlichen Befehlshaber sahen der Soldateska jede Unbill gegen die Bewohner nach, so daß viele der schwer Bedrängten zum katholischen Glauben zurücktraten. Gegen 30,000 protestantische Familien aber wanderten aus. — Doch der verhaßte Majestätsbrief war noch vorhanden, unterzeichnet und besiegelt vom Kaiser. Ferdinand zerschnitt ihn als Merkzeichen, daß Böhmens Freiheit auf immer vernichtet sein solle.

Der **Markgraf Johann Georg von Jägerndorf** hatte sich dem Kaiser nicht unterworfen. Von dem flüchtigen Könige Friedrich zu seinem Feldobersten ernannt, war er kühn genug, den Kampf auf eigene Hand in Schlesien fortzuführen. Er eroberte Neisse, dann Glatz und hielt sich eine Zeit lang in Oberschlesien. Endlich begab er sich nach Siebenbürgen zu Bethlen Gabor, der aber nicht lange nachher mit dem Kaiser Frieden schloß.

Wie weit derartige Erwägungen bei dem Kurfürsten Ausschlag gebend waren, als er sich den Grafen, den er in Kleve während seiner Statthalterschaft kennen gelernt hatte, zum Rathgeber erwählte, wissen wir nicht; — genug er fand Gefallen an ihm und vertraute ihm unbedingt. Ob Schwarzenberg ein verkappter Jesuit gewesen, ein Verräther, der es auf den Sturz des Kurhauses abgesehen hat, mag der Leser nach des Grafen Handlungen beurtheilen.

Als nun die Nachricht von der Schlacht am Weißen Berge bei Prag und der Flucht Friedrich's nach der Mark kam, war der Jubel unter den Lutheranern groß. Da sehe man wol, hieß es, daß Gott an den Calvinisten keinen Gefallen finde! Von dem Kaiser ging ein „sehr ungünstiges, hartes und bedrohliches Schreiben" an Georg Wilhelm ein, weil dieser seinem Schwager Friedrich Geschütze nach Prag gesandt und auch den Engländern den Durchzug gestattet habe. So recht zur Unzeit kam jetzt der flüchtige Winterkönig ins Land, und man war froh, daß er sich bald darauf nach Dänemark begab. Die Berliner drohten: komme der Bettelkönig je wieder, so werde man ihm die Thore vor der Nase schließen!

Brandenburg wirbt Kriegsvolk. Wie bei jedem Kriege der Handel und Verkehr auch in den umliegenden Ländern leidet, so geschah es auch in Brandenburg während des böhmischen Krieges; dazu kam, daß durchziehende Söldnerscharen Gewaltthätigkeiten allerlei Art verübten. Schutz dagegen war nicht vorhanden, denn ein stehendes Heer während des Friedens gab es damals so wenig in Brandenburg, als in irgend einem andern Lande. So war denn in Brandenburg beschlossen, „einiges Volk in Bestallung zu nehmen", wodurch den Einwohnern Schutz gegen die Gewaltthätigkeiten fremder Durchzügler gewährt werden sollte. Aber da es an Gelde fehlte, die Mannschaften regelmäßig zu besolden, so ward ihnen für die Zeit, in der sie feierten, das Betteln oder — wie es in ihrer Kunstsprache hieß — das „Garden" gestattet. Es wurde festgesetzt, daß zehn Gardenbrüdern drei Groschen gegeben werden sollten, einem einzelnen ein oder zwei Pfennige, je nachdem der Angesprochene ein Kossäth oder ein Hüfner war. Das war für Brandenburg eine neue Landplage, da sich die umherstreifenden Söldner nicht überall, wo sie mit unverschämten Forderungen auftraten, hinausprügeln ließen, wie es das Gesetz den Belästigten zu thun erlaubte.

Aber wo waren in dieser Zeit die Ritter, wo die tapferen Städter, die der Kurfürst aufrufen konnte zu Schutz und Schirm des Landes?

Es hatten seit länger als einem Jahrhunderte nicht blos in der Mark, sondern fast überall in ganz Europa große Veränderungen in Bezug auf Kriegführung stattgefunden, seitdem das Feuerrohr allerwärts in Aufnahme gekommen war. Was galt jetzt noch der Ritter in seiner Waffenherrlichkeit? Der unbedeutendste Mann, der ein gutes Auge hatte und im Zielen geübt war, vermochte ihn aus der Ferne niederzuwerfen, und, mit leichter Kleidung angethan, ward jener von seinem Rosse schnell hinweggetragen. Dies ermunterte den Adel nicht zum Kriegsdienste, und außerdem fehlte es ihm auch an Uebung, da das Fehdewesen unterdrückt war. Bei den Städtern stand es ähnlich. Größere Uebelstände waren zwar gewichen, aber mit der Abnahme der Städtefreiheit war auch leider die Mannhaftigkeit gesunken. Stehende Heere bildeten sich erst im Verlaufe und infolge des begonnenen Krieges. Deshalb eben führte man damals die Kriege zumeist durch geworbene Leute, über die später ein Mehreres gesagt werden soll. Große Summen gehörten dazu, solche Söldnerscharen zu unterhalten, und da nun nicht allein die Führung der Angelegenheiten Preußens und Kleve's große Ausgaben erforderten, sondern auch der Kurfürst durch die Drohungen des Kaisers geschreckt wurde, so blieb eben das Land in vertheidigungslosem Zustande.

Georg Wilhelm im Bunde mit Holland. In Kleve hatte nach Ablauf des Waffenstillstandes zwischen Holland und Spanien der Krieg wieder begonnen. Der Pfalzgraf von Neuburg, unterstützt von den Spaniern, errang Vortheile über die Brandenburger. Jetzt schloß Georg Wilhelm zur Behauptung des Landes ein förmliches Bündniß mit Holland; dennoch aber gelang es der feindlichen Partei, sich der meisten festen Plätze des streitigen

Gebietes zu bemächtigen. Das Land litt unsäglich, und die Bitten der Stände bewirkten endlich, daß der Kurfürst und der Pfalzgraf abermals einen vorläufigen Theilungsvertrag schlossen, der aber von den Spaniern und den Holländern wiederum nicht anerkannt wurde.

Fast jede Post brachte dem Kurfürsten Nachricht von neuem Unheile. Als er die Achterklärung über seinen Oheim Johann Georg vernahm, protestirte er gegen die Ausführung derselben und wies darauf hin, daß nach klarem Rechte das Herzogthum Jägerndorf, wenn Johann Georg den Besitz desselben verwirkt habe, an Brandenburg fallen müsse.



Auch das Schicksal seines unglücklichen Schwagers Friedrich, dessen Land und Kurwürde der Kaiser, ganz gegen das herkömmliche deutsche Recht, aus eigener Machtvollkommenheit an einen andern Fürsten vergeben hatte, ging ihm zu Herzen. Diese Gewaltthat erschreckte auch den Kurfürsten von Sachsen, der zu erkennen begann, welch' gewissenlosem Manne er seine Beihülfe zugewendet habe. Beide thaten Einspruch dagegen. Dabei blieb es aber.

Am Tage der Schlacht am Weißen Berge, die dem Könige Friedrich seine Krone kostete, stand Graf Mansfeld in Pilsen. Tilly hatte es zunächst auf ihn abgesehen, aber Mansfeld wußte seinen Gegner zu überlisten und zog sich nach der Unterpfalz zurück, wo er Werbeplätze errichtete und seine Macht in kurzer Zeit auf 20,000 Mann brachte.

Christian von Anhalt, der so tapfer auf dem Weißen Berge dreingeschlagen hatte, war nach Westfalen gegangen, sammelte hier gleichfalls Kriegsvolk um sich und zog nun mit demselben zu Mansfeld nach dem Oberrheine. An seinem Hut trug er den Handschuh der unglücklichen und schönen Königin Elisabeth; er hatte geschworen, für ihre Sache bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen. — Auch in dem tapfern Markgrafen Georg Friedrich von Baden erhob sich ein Streiter für den thatenlosen Friedrich.

Christian von Braunschweig, nicht minder ein erbitterter Gegner der katholischen Kirche, war unbedenklich in der Wahl seiner Mittel. Er brandschatzte Klöster und Kirchen, um den Sold für seine Krieger zu erschwingen. Von dem geraubten Silber ließ er Thaler schlagen, mit der Umschrift versehen: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!"

Mansfeld und Christian, beide in der That arge Geißeln ihrer Zeitgenossen, verheerten vereint Westfalen und Niedersachsen und wendeten sich nach dem Elsaß, wo sie sich aber entzweiten. Von dem Braunschweiger entwirft Villermont eine Schilderung, welche mit derjenigen von Bougeand, die bereits über zweihundert Jahre alt ist, in den Hauptzügen übereinstimmt. Er sagt: „Es giebt Menschen, welche die Vorsehung erweckt, um die Nationen für ihre Verbrechen zu züchtigen. Keiner hat ein unbestreitbareres Recht, unter diese Bilder des göttlichen Zornes eingereiht zu werden, als Christian von Braunschweig, der Halberstädter genannt, der Attila auf kleinem Fuße, dessen schauerliche Raubzüge das Elend der armen Deutschen auf den Gipfel brachten." Nicht minder fürchterlich hauste Mansfeld, dessen Name auf lange hin den Müttern dazu diente, die Kinder zu schrecken.

Friedrich war eine Zeit lang mit beiden Parteigängern umhergezogen. Eine Zeit lang hegte er noch die Hoffnung, seine Kurwürde und damit die Pfalz wieder zu erlangen, worin man ihn von gegnerischer Seite bestärkt hatte. In der Erwartung, der Kaiser werde ihn ohne Weiteres begnadigen, wenn er sich von den Feinden desselben trenne und seiner Großmuth vertraue, gab er jenen tapferen Anhängern, die aus freien Stücken den Kampf für ihn aufgenommen hatten, förmlich den Abschied und begab sich zu seiner Gemahlin nach Holland.

Diese trügerische Vertrauensseligkeit vereinte Mansfeld und Christian wieder, und sie begaben sich zu den Holländern, die ihre Hülfe begehrt hatten. Die Spanier wollten ihnen den Weg verlegen, aber sie schlugen sich durch. Christian war bei dem stattgehabten Kampfe so schwer am Arme verletzt worden, daß er sich in Breda entschließen mußte, denselben sich abnehmen zu lassen. Es geschah nach seiner Anordnung unter Trompeten- und Paukenschall, und er ließ gleich nach der Operation dem feindlichen General sagen: der tolle Herzog habe zwar einen Arm verloren, aber den andern behalten, um sich an seinen Feinden zu rächen! —

Die Krieger beider Heerführer hausten indeß in Holland so übel, daß man dort froh war, als man einen Vorwand fand, sich ihrer wieder zu entledigen.

Bald darauf finden wir Mansfeld, durch Brandenburg ziehend, auf dem Wege nach Schlesien und Ungarn. In letzteres Land kam er zur Unzeit, denn Bethlen Gabor trug sich bereits mit dem Plane, mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Nun beabsichtigte er, über Venedig nach England zu gehen und dort neue Truppen zur Fortsetzung der Kriegführung in Deutschland anzuwerben. Aber seine Zeit war um. Von der Schwindsucht ergriffen, starb er fern von der Heimat, doch auf welche seltsam heldenmüthige Art! Als die Stunde der Auflösung herangekommen war, ließ er sich Harnisch, Helm und Schwert anlegen, erwartete, von zwei Offizieren unterstützt, stehend den Tod, und in dieser Stellung verschied er auch wirklich. Fast um dieselbe Zeit starb auch Christian von Anhalt, ohne daß es ihm möglich geworden, der Gemahlin Friedrich's die Krone wieder aufs Haupt zu setzen.



Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland.

Erstes Auftreten Wallenstein's.

Kaiser Ferdinand II. hatte die Erfolge zum allergrößten Theile seinem Schwager Maximilian von Bayern und den mit diesem verbundenen katholischen Fürsten zu verdanken; seine eigene Kriegsmacht war unbedeutend. Es mußte nun bei seinem Streben, die kaiserliche Macht auszudehnen, in ihm die Frage entstehen: wie weit werden jene Fürsten deinem Willen sich unterordnen? und wenn er sich fernerhin sagen mußte, daß sie wol schwerlich bereit sein würden, so weit zu gehen, als er beabsichtige, so war damit für ihn die Nothwendigkeit ausgesprochen, seine eigene Kriegsmacht bedeutend zu erhöhen, um allenfalls auch ohne Beihülfe Jener seinen Zielen nachstreben zu können. Es kam nun vor Allem darauf an, einen tüchtigen Mann zu finden, der es verstand, ein Heer zu werben und zu führen.

Ein solcher Mann war vorhanden; es war Albrecht von Waldstein, gewöhnlich Wallenstein genannt. Dieser tiefblickende Mann, der, aus einer uralten Adelsfamilie Böhmens stammend, zum Katholizismus übergetreten war, hatte dem Kaiser bereits gute Dienste gegen die Venetianer geleistet. Die Verheirathung mit einer reichen Wittwe machte ihn zum Erben eines großen Vermögens. Zum Statthalter von Böhmen erwählt, sorgte er, wie man sagte, mehr für seinen eigenen Beutel als für die Staatskasse; er ward von einer schweren Untersuchung bedroht, wußte aber seinen Anklägern durch Darreichung einer Summe von hunderttausend Thalern noch rechtzeitig den Mund zu stopfen. Darauf focht er gegen Mansfeld in Böhmen, kämpfte gegen Bethlen Gabor und wußte auch dem Markgrafen Johann Georg schwere Verluste beizubringen. Der Kaiser gab ihm dafür die böhmische Herrschaft Friedland und erhob ihn in den Fürstenstand.

Wie sich der Leser erinnern wird, zog der Kaiser alle Güter der hingerichteten und verjagten Protestanten in Böhmen ein. Der größte Theil derselben kam durch Kauf an Wallenstein. Im Jahre 1622 kaufte er sechzig größere und kleinere Herrschaften vom Kaiser für eine Summe von beinahe 7 Millionen Gulden, und ein Jahr darauf machte er neue Ankäufe für 3½ Millionen Gulden.

Sein ungeheures Vermögen erlaubte es ihm, die Welt durch einen wahrhaft königlichen Aufwand in Staunen zu setzen; und es mochte zu damaliger Zeit wol kaum an einem Fürstenhofe in Europa so glanzvoll hergehen, wie in seinem Palaste zu Prag. Um einen Platz für denselben zu gewinnen, hatte er hundert Häuser gekauft und sie niederreißen lassen. Mit verschwenderischer Pracht waren alle Schloßgemächer ausgestattet. Im Vorsaale hielten 50 Trabanten Tag und Nacht Wacht, 12 Adlige waren zu seiner Aufwartung bestellt. Auf der Reise brauchte er für sich und seine Umgebung 60 Wagen, eben so viele Wagen zur Mitführung des Tafelgeschirrs. Zehn der Wagen waren Staatskutschen mit Glasfenstern (damals Karreten genannt); 50 Stallmeister, deren jeder noch ein gutes Handpferd hatte, gehörten stets zu seiner Begleitung. In den letzten Jahren hatte Wallenstein in Prag meist in geheimnißvoller Zurückgezogenheit gelebt; man erzählte sich im Volke mancherlei Wunderlichkeiten von ihm, z. B. daß er das Hahnengeschrei und das Hundegebell nicht ertragen könne und dergleichen. Seine früheren Krieger rühmten seinen Muth, ob sie gleich nicht ohne Grauen an ihn zu denken vermochten. In der That, seine ganze Erscheinung hatte etwas Dämonisches. Wenn seine hohe, hagere Gestalt mit hoher Stirn und argwöhnischen Blicken sich durch die Reihen der Krieger bewegte, so klopfte selbst dem Stärksten das Herz. Sein Anzug erhöhte den Eindruck der Schreckensgestalt. Mantel und Beinkleider waren von Scharlach, der Reiterrock war von Elenleder, die Leibbinde roth; von dem Hute hing eine rothe Feder herab, ein gekräuselter spanischer Kragen umschloß den Hals.

Das war der Mann, von dem Ferdinand hoffte, er werde ihm ein kaiserliches Heer aufstellen, das ihn in den Stand setzen würde, unabhängig von der Macht der Liga, ja allenfalls auch, je nach Umständen, gegen dieselbe handeln zu können. Der kaiserliche Wunsch entflammte den Ehrgeiz des verschlossenen Wallenstein in einem hohen Maße. Ferdinand wünschte das Heer auf 20,000 Mann gebracht zu sehen; Wallenstein entgegnete: „Fünfzigtausend Mann lassen sich leichter ernähren, als zwanzigtausend!" Auf die verwunderte Frage des kaiserlichen Rathes, wie das zu verstehen sei, versetzte Wallenstein: „Wohin ich mit 50,000 Mann komme, bin ich Herr! Der Krieg muß die Soldaten ernähren!"

Man willigte ein. Während der Zauber des Namens „Wallenstein" Scharen von Kriegern herbeilockt, wird ein anderer Kämpfer für die Protestanten wichtig.

Christian IV. Die protestantische Partei hatte in dem Könige Christian IV. von Dänemark einen neuen Kampfgenossen für ihre Sache gewonnen. Zu dem damaligen niedersächsischen Kreise gehörten das Magdeburgische und Halberstädtische Gebiet, Braunschweig, Hannover, Holstein, Lübeck, Bremen, Hamburg und die Herzogthümer Mecklenburg. Die gefährliche Lage der protestantischen Sache erkennend, beschlossen die Stände dieser Länder, ein Kriegsheer anzuwerben, und bald waren 60,000 Mann zusammen, die unter den Oberbefehl des Königs von Dänemark gestellt wurden. Man wollte wenigstens in Niederdeutschland die evangelische Lehre nicht unterdrücken lassen; auch lag es in der Absicht, die auch von auswärts unterstützt ward, dem vertriebenen Friedrich von der Pfalz wieder zu seinem Rechte auf die Pfalz und auf die Kurwürde zu verhelfen und dadurch die Macht des Kaisers auf ein geringeres Maß zurückzuführen.

Beide Kämpfer, Wallenstein und Christian IV., waren schon auf die Kriegsbühne getreten, als die Parteigänger Mansfeld und Christian von Braunschweig noch rüstig für die protestantische Sache stritten. Wallenstein, der in kurzer Zeit ein Heer von 30,000 Mann zusammengebracht hatte, verfolgte Mansfeld's Truppen durch Schlesien und Mähren bis nach Ungarn hinein, wo er den Markgrafen Johann Georg zurückdrängte und Bethlen Gabor zwang, Frieden mit dem Kaiser zu schließen.

Schlacht bei Lutter. Die Lage des Königs Christian IV. von Dänemark, dem die beiden gewaltigen Gegner Wallenstein und Tilly Anfangs entgegengerückt waren, um ihn durch gemeinsamen Angriff zu vernichten, hatte sich durch den Abzug Wallenstein's wesentlich gebessert; doch suchte er zunächst noch einen Zusammenstoß mit Tilly zu vermeiden.

Seine Absicht ging dahin, den Kriegsschauplatz nach Thüringen zu verlegen. Tilly aber, der ihm die Vortheile, die er in Bezug auf eine bessere Stellung suchte, nicht zu Theil werden lassen wollte, hielt sich ihm zur Seite und richtete nach und nach seine Bewegung so ein, daß Christian die ganze feindliche Macht plötzlich vor sich entfaltet sah. Sogleich zog er sich zurück, aber Tilly folgte ihm unmittelbar und nöthigte ihn endlich, beim Dorfe Lutter, unweit der Grenze des Bisthums Hildesheim, ihm Stand zu halten.

Nun kam es (27. Aug. 1626) zu einer heißen Schlacht, in der Christian heldenmüthig, aber unglücklich kämpfte. Er ward geschlagen, 4000 Todte bedeckten das Schlachtfeld, alle Kanonen und die meisten Fahnen fielen in die Hand Tilly's, der rastlos den fliehenden Feind verfolgte und dabei einen festen Platz nach dem andern einnahm.

Die Kaiserlichen in der Mark Brandenburg. Als Wallenstein bei Glatz in Schlesien sein Heer musterte, hatte es eine Stärke von 40,000 Mann. In der Mark vernahm man mit Schrecken, daß das kaiserliche Heer sich den Grenzen nahe, und unter den Räthen des Kurfürsten ward lebhafter als je darüber gestritten, ob fernere Parteilosigkeit oder ein förmlicher Anschluß an den Kaiser das Bessere sei. Wallenstein hatte zwar die Versicherung ausgesprochen, er wolle Brandenburg, wenn es nicht den Feinden des Kaisers Vorschub leiste, schonen, „als sei es mit einem seidenen Faden umzogen"; aber man kannte den gewaltthätigen Mann bereits zu gut, um darauf zu bauen; auch wußte man, welch ein Geist in seinen Scharen lebte. In der That sollte Brandenburg über die Frage: „ob bei einem Kriege zwischen benachbarten Staaten Parteinahme selbst für den schwächeren Gegner nicht der Neutralität noch vorzuziehen sei?" die nachhaltigste Belehrung empfangen. Die Kaiserlichen überschwemmten die Mark, denn „sie wollten leben". — Um über die Art ihres Auftretens ein möglichst richtiges Verständniß anzubahnen, muß ein Wort über die Kriegsweise der damaligen Zeit vorangeschickt werden.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß seit länger als einem Jahrhundert die Kriege meist durch geworbene Truppen, Söldner, geführt wurden, und in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges hatte das Söldnerwesen die höchste Stufe seiner Entwicklung erreicht.

Die Söldner fochten weder für Vaterland, noch für Freiheit, noch für Glauben; sie betrachteten die Kriegführung einzig und allein als eine Art des Erwerbes und als eine Gelegenheit, den wildesten Lüsten Raum zu geben. Solcher Art waren die Krieger sowol auf katholischer als auf protestantischer Seite. Meist scharte sich der Auswurf der Menschheit um die Kriegsobersten, die für die Fürsten Heere anwarben. Da aber der Soldatenstand mehr und mehr als der einzig herrschende emporkam, und dem Söldner gegenüber der Landmann, der Bürger und auch der Adlige wehrlos wurde, preisgegeben jeglicher Willkür, so trat nach und nach der größte Theil der thatkräftigen männlichen Bevölkerung in die Heere ein. Der eherne Ruf der Zeit lautete nun einmal: „Amboß oder Hammer!" und je mehr er in das Bewußtsein der Menge drang, um so mehr strebte ein Jeder, der noch Arme und Beine rühren konnte, danach, lieber Hammer zu sein als Amboß, lieber zu schinden, als sich schinden zu lassen.

„Auf des Degens Spitze die Welt nun ruht,
Es giebt nur Herren und Knechte!"

So heißt's in dem bekannten Soldatenliede, durch welches unser großer Nationaldichter so treffend die Söldner jenes greuelvollen Krieges schildert.

Durch jede Zeit geht ein eigenthümlicher Zug, dem die Menge folgt, und der einmal zum Segen, ein andermal zum Verderben ausschlägt. Italien! das war das Losungswort der Deutschen lange gewesen, und sie zertrümmerten den römischen Staat. Dann wieder hieß die Losung auf einen Zeitraum von zweihundert Jahren: Jerusalem! Jetzt war der Krieg als solcher Zweck der Deutschen geworden, und die Söldner waren von nicht weniger begeisterten Hoffnungen auf Beute erfüllt, als es Diejenigen gewesen waren, die jenen Römerzügen und dem Kreuzheere gefolgt waren, um Gold aus fernen Landen zu holen.

Wallenstein in Berlin. Als Wallenstein sich der Mark näherte, besuchte ihn Schwarzenberg und bat um Schonung. Bei dieser Gelegenheit lud er ihn, während sich der Kurfürst in Preußen befand, zu einem Besuche nach Berlin ein. Der kaiserliche Generalissimus nahm die Einladung an und kam mit 30 Fürsten, Grafen und Freiherren, 16 Pagen, 25 Trabanten, 12 Lakaien, außerdem mit einer großen Zahl von Kammerdienern, Köchinnen, Wäscherinnen u. s. w. — zusammen mit 1500 Personen und mit 1000 Pferden. — Schon am nächsten Tage begab er sich zu seinem Heere zurück.

Dieser Besuch mag der kurfürstlichen Kasse theuer genug zu stehen gekommen sein. Aber da, wo Wallenstein ungebeten kam, mußten erst recht außerordentliche Anstrengungen gemacht werden. Bei der Ankündigung seines Kommens, die einen Tag oder einige Tage vor seinem Eintreffen erfolgte, wurde ein „Provisionszettel" übergeben, der das, was für die Küche und als Luxusgegenstände verlangt wurde, aufführte. In solch einem Ansagebrief werden u. A. als Lieferung verlangt: 2 Ochsen, 20 Hammel, 10 Schweine, 4 Kälber, 59 Hühner und Gänse, 6 Schock Eier, 600 Laib Brote, 8 Tonnen Bier, 6 Tonnen Wein, eine Menge Gemüse und Früchte, Gewürz, Zitronen und Pomeranzen, Zucker, Pfefferkuchen, Konfekt; dazu Kohlen, Holz u. s. w. Dergleichen wallensteinischer „Provisionszettel" wurden überall eingereicht, wo er Quartier nahm. Wird es aller Orte möglich gewesen sein, ihnen zu entsprechen? — Man sieht, welche unerhörten Anforderungen von Seiten Wallenstein's gestellt wurden, der damit nicht nur seinen Unterfeldherren sondern dem ganzen Heere das böseste Beispiel gab.

Die Wallenstein'schen Scharen ergossen sich nun über die Mark; und es kam Drangsal über dieselbe, die noch diejenige übertraf, von der sie unter der Herrschaft der Quitzow's heimgesucht worden war. Nur einige Züge aus dem Schauergemälde jener Zeit.

Zwei kaiserliche Generale, Pappenheim und Arnim (Letzterer war ein brandenburgischer Edelmann), denen Wallenstein die Altmark und die Uckermark überwiesen hatte, verlangten von der Bevölkerung für jeden Musketier 7, für jeden gewöhnlichen Reiter 12, für jeden Kürassier aber 15 Gulden als Monatslöhnung; und doch verfuhren diese beiden Gewalthaber noch verhältnißmäßig glimpflich! Viel schrecklicher hauste in dem Winter von 1634 auf 1635 der Oberst Hebron in der Mittelmark. Er legte den Städten Brandenburg, Rathenow, Treuenbrietzen, Belitz, Spandau, Potsdam, Nauen und deren Umgegend eine Kriegssteuer von monatlich 7700 Gulden auf. — Montecuculi in der Neumark forderte von den Ständen monatlich für seinen Stab und sein Regiment nicht weniger als 29,220 Gulden, außerdem für seine Tafel 12,000, für die Tafel jedes seiner Oberstleutnants 6000, für die Compagnien des Putlitz'schen Regiments 1940 und zu Werbegeldern 4800 Gulden. Nur mit der größten Mühe vermochten es die Stände, etwa ein Drittel der gesammten Summe aufzutreiben. Als sie vor ihm erschienen und flehentlich um Schonung baten, rief er: „Ihr Hunde, warum schafft ihr mir nicht, was ich verlange?"

Die Bevölkerung sei schon zu sehr ausgepreßt, entgegneten die Abgeordneten.

„Ausgepreßt?" rief er mit Hohn. „Nun gut, so will ich es euch einmal zeigen, wie man es mit Denen zu machen hat, die sich weigern, die ihnen auferlegten Steuern zu zahlen!"

Die Bevölkerung ward aufs Aeußerste gemißhandelt. Man nahm den Leuten das Letzte.

Selten ist wol größerer Ueberfluß neben der bittersten Noth in einem Lande gewesen, als zu jener Zeit in Brandenburg. Während der Oberst bei 30, 40, ja bei 60 Gerichten und der geringste Offizier bei 6 bis 12 Gerichten praßte, gingen Scharen von Bettlern von Haus zu Haus und flehten Leute, die auch nichts mehr hatten, um Gaben an. Am erbarmungslosesten hausten die Söldner auf den Dörfern, und man behauptete, daß selbst Teufel nicht erfinderischer in Qualen sein könnten, als es die kaiserlichen Soldaten waren. Um die Leute zum Geständnisse eines etwa verborgenen Nothgroschens zu bringen, band man sie an die Oefen, heizte dieselben und wartete nun gefühllos das Ergebniß ab. Bisweilen lockte dies barbarische Verfahren Geständnisse hervor; wer aber weder Geld noch

Geldeswerth in irgend ein Versteck gebracht hatte, konnte doch auch, trotz aller Qualen, kein Geständniß machen, und mußte Gott danken, wenn er von dem Ofen noch zur rechten Zeit abgeschnitten wurde und nicht Brandwunden tödlicher Art davontrug. Ein anderes vielgeübtes Verfahren war dies: Man band das erwählte Opfer auf eine Bank und bestrich seine Fußsohlen mit Salzwasser. Dann holte man Ziegen oder Schafe herbei, die das Salzwasser gern lecken, und brachte sie den Füßen des Angebundenen nahe.



Die Kaiserlichen in Brandenburg. Zeichnung von Ludwig Burger.

So wie die Thiere nun das Salz rochen, begannen sie gierig die Fußsohlen zu belecken. Dies bewirkte, daß die Opfer in ein krampfhaftes Lachen verfielen, das ihnen den Schaum aus dem Munde trieb und nicht selten den Tod oder Wahnsinn zur Folge hatte. An manchen Orten erschlug man die Bewohner, nachdem sie auf irgendwelche Art gepeinigt worden, und schoß dann in die Strohdächer, so daß ganze Dorfschaften in Feuer aufgingen.

Nicht blos über Brandenburg, sondern auch über Pommern hatte sich das Wallenstein'sche Heer, das sich jetzt schon auf 100,000 Mann und wahrscheinlich noch weit darüber hinaus vergrößert hatte, ergossen.

Der Leser weiß es, daß Pommern, alten Verträgen zufolge, nach Aussterben der Fürstenlinie an Brandenburg fallen sollte. Da nun der Herzog des Landes, Bogislaw XIV., kinderlos und schon hoch bejahrt war, so schien der Augenblick der von den Fürsten des Hohenzollernstammes ersehnten Vereinigung Pommerns mit Brandenburg nahe zu sein. Wallenstein betrachtete jene Verträge als nicht vorhanden, und es liegen Anzeichen vor, daß er die Absicht hegte, Pommern als Reichslehen für den Kaiser einzuziehen.

So wenig wie Brandenburg war auch Pommern dem Kaiser feindselig entgegengetreten, aber dennoch hatte es sich eben so wenig wie jenes irgend welcher Schonung zu erfreuen. Die Städte, die sich weigerten, die Wallenstein'schen Truppen gütlich aufzunehmen, wurden dazu gezwungen; nur Stettin, als Sitz des Herzogs, blieb von Einquartierung frei, mußte aber für diese Vergünstigung nicht weniger als 50,000 Thaler bezahlen.

Der Sieg Tilly's über Christian IV. hatte zunächst die beiden Herzöge von Mecklenburg in die übelste Lage gebracht. Sie sandten eine Entschuldigung beim Kaiser ein, in der sie sagten, sie seien von dem Könige von Dänemark und den übrigen protestantischen Fürsten gezwungen worden, an dem Kriege Theil zu nehmen.

Der Kaiser aber erklärte ohne Weiteres die Herzöge für ungehorsame Reichsfürsten, die Land und Leute verwirkt hätten, und gab Mecklenburg als Entschädigung für aufgelaufene Kriegskosten an den von ihm bereits zum Reichsfürsten erhobenen Wallenstein. Die Herzöge waren nicht in der Lage, dem einrückenden Wallenstein die Stirn bieten zu können, weshalb sie sich auf die Flucht nach Schweden begaben, nachdem sie feierlich gegen die ihnen widerfahrene Gewaltthat protestirt hatten.

Wie der Hochmuth Wallenstein's durch diese neue Erhebung gewachsen war, geht unter Anderem daraus hervor, daß er, als der Kurfürst Georg Wilhelm durch eine Gesandtschaft Fürsprache für die vertriebenen Herzöge einlegte, finsterblickend äußerte: „Georg Wilhelm solle doch sorgen, daß er sein eigenes Land behalte!" — In der Seele des vom Glücke begünstigten Emporkömmlings erhoben sich bald neue ehrgeizige Pläne. Der ganze Norden bis zur Ostsee lag zu seinen Füßen; jetzt ließ er sich vom Kaiser zum „Admiral des ozeanisch-baltischen Meeres" ernennen und knüpfte auch sofort wegen Erbauung von Schiffen mit den Hansestädten Unterhandlungen an. Es galt, eine kaiserliche Seemacht in der Ostsee zu gründen, wobei es auf eine Verbindung mit Spanien und Italien abgesehen war, durch die Holland und England in ihrem Seehandel vernichtet und Dänemark und Schweden in engeren Schranken gehalten werden sollten.

Stralsund. Alle Städte in Brandenburg, Pommern und Mecklenburg hatten sich dem kaiserlichen Adler gebeugt; nur eine Stadt hielt noch trotzig der riesig angewachsenen Macht Wallenstein's die Thore geschlossen, gleichsam fühlend, daß es mehr als je Noth thue, den verzagten Glaubensgenossen in Deutschland zu zeigen, was Vaterlandsliebe und Glaubensmuth zu leisten vermögen. Es war Stralsund, die reichste und mächtigste Stadt in Pommern, in der noch die Erinnerungen an die große Zeit der Hansa lebendig waren. — Es kam nun den Kaiserlichen vor allen Dingen darauf an, sich der Schiffe und des Hafens zu bemächtigen.

Da die Bürgerschaft das Ansinnen, Wallenstein'sche Soldaten in die Stadt aufzunehmen, hartnäckig verweigerte, so stellte der kaiserliche Oberst Arnim an sie das Begehren, ihm freien Durchzug durch die Stadt zu gewähren, da dies für ihn eine Nothwendigkeit sei, um sich Rügens bemächtigen zu können. Doch erkannten die Bürger nur zu wohl die in dieser Forderung liegende Falle und hielten ihm die Thore verschlossen. Dagegen erklärten sie sich bereit, den Kaiserlichen eine Summe von 15,000 Thalern zu zahlen. Arnim forderte 150,000 Thaler und ging nach und nach auf 50,000 Thaler zurück, wogegen die Stralsunder ihr Anerbieten bis auf 30,000 Thaler erhöhten. Dabei aber blieben sie stehen, trotz der Drohungen Arnim's und der Ermahnungen des schwerbesorgten Herzogs von Pommern.

Plötzlich bemächtigte sich Arnim der Insel Dänholm, die den Hafen der Stadt beherrschte. Die Bürger ließen sich jedoch dadurch nicht entmuthigen; sie griffen vielmehr kraftvoll zur Wehr und schwuren: „für ihrer Stadt Freiheiten und Rechte bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten, ohne Scheu und Eigennutz und Ersparung Leibes, Gutes und Blutes des Vaterlandes und der Stadt Bestes in Acht zu nehmen", wiesen auch mehrere Angriffe der Kaiserlichen kräftig zurück. Die Belagerung begann.

Als Wallenstein, der sich gerade beim Kaiser in Prag befand, Kunde von den Vorfällen empfing, fuhr er, einem gereizten Löwen gleich, zornig empor und sandte einen Eilboten mit dem Befehl an Arnim, die Stadt für ihre Verwegenheit aufs Härteste zu züchtigen.

Die Bürger hatten indeß die kleine Insel Dänholm mit ihren Schiffen eingeschlossen, wodurch die kaiserliche Besatzung sich in kurzer Zeit genöthigt sah, dieselbe zu räumen.

Nun begannen die Unternehmungen gegen die Stadt ernsthaft zu werden. Es erfolgte von Arnim eine förmliche Einschließung derselben, wogegen die Bürgerschaft von König Christian IV. drei große Schiffe mit 16 Kanonen und einigem Schießbedarf empfing. Arnim stellte jetzt seine letzte Forderung, dahin gehend: die fünf größten Schiffe herzugeben, die „Rädelsführer" auszuliefern und sich außerdem zur Zahlung von 100,000 Thalern zu verstehen, wogegen sich die Kaiserlichen verpflichten wollten, ganz Pommern zu räumen. Da Arnim bei seiner Forderung, die Bürgerschaft aber bei ihrer Erklärung stehen blieb, wurden die Verhandlungen abgebrochen, und es begannen nun die eisernen Feuerschlünde außerhalb der Stadt ihre Arbeit. Schon am ersten Tage fielen zwei Außenwerke in die Gewalt der Gegner, jedoch schon nach wenigen Stunden wußten sich die Bürger durch einen kühnen Angriff der eroberten Werke wieder zu bemächtigen. Tags darauf kam ein aufmunterndes Schreiben des Schwedenkönigs Gustav Adolf; zugleich sandte derselbe der Stadt einen großen Vorrath von Schießbedarf, woran es gerade am meisten gefehlt hatte. Die Kaiserlichen verstärkten ihre Anstrengungen.

Es erfolgten im Laufe dreier Tage drei heftige Stürme, die jedoch blutig zurückgewiesen wurden. Vier zu Schiffe herangekommene Fähnlein Dänen ersetzten die Verluste der Bürgerschaft.

Unterdessen hatte die Bürgerschaft einen Abgeordneten an den Kaiser gesandt, der ihm über die wahre Sachlage Nachricht geben und ihn durch Vorstellungen bewegen sollte, die Fortsetzung der Gewaltthätigkeiten zu verhindern. Der Gesandte ward zunächst an Wallenstein gewiesen. Dieser ließ ihn zehn Tage warten, ehe er ihm Zutritt gewährte, offenbar, weil er von Tag zu Tag hoffte, ein Eilbote von Arnim werde ihm Nachricht von der Einnahme der Stadt bringen. Als endlich der Gesandte vor Wallenstein erscheinen durfte, fuhr dieser ihn zornig an und schwur ihm, daß sein Wille, den Widerstand der Stadt zu brechen, durchgesetzt werde, möge geschehen, was da wolle. „Ich werde selbst kommen", sagte er voll Ingrimm, „und nicht von dannen weichen, bis ich euern Trotz gebrochen habe! Ich will es mit euch so machen, daß von eurer Stadt nichts übrig bleiben soll, und sollte ich 100,000 Mann und mein eigenes Leben daran setzen müssen!"

Gleich danach brach Wallenstein auf, um sein Wort wahr zu machen, während der Gesandte in Prag blieb und den Kaiser flehentlich bat, die Stadt, welche ja doch an dem Kriege nicht Theil genommen habe, daher bei der Rückweisung der Forderungen Arnim's und Wallenstein's in ihrem guten Rechte sei, nicht verderben zu lassen. Wirklich händigte ihm der Kaiser ein Schreiben ein, in welchem ausgesprochen war, daß die Belagerung sofort aufgehoben werden solle. Frohen Herzens eilte nun der Gesandte dem kaiserlichen Feldherrn nach, holte ihn in Prenzlau ein und überreichte ihm die kaiserliche Willenserklärung. Aber wie erschrak er, als ihm Wallenstein die Worte entgegendonnerte: „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre, es muß herunter!" Ja, Wallenstein that einen gräßlichen Schwur, nicht des Säuglings, nicht des Kindes im Mutterleibe zu schonen, sobald er der Stadt sich bemächtigt haben würde. Er äußerte auch: „Ich will

ein Feuer anzünden, daß die Heiligen im Himmel die Beine an sich ziehen sollen!“ — War der Hochmuth des furchtbaren Mannes bereits so gewachsen, daß er des kaiserlichen Wortes, wenn es seinen Absichten sich entgegenstellte, nicht mehr achtete, oder war der Kaiser mit ihm einverstanden, und wünschte jener nur, sich vor der Welt, gegenüber empörender Gewaltthat, schuldlos hinzustellen? —

Als nun der Abgeordnete von Stralsund seinen Mitbürgern Bericht von dem Ergebnisse seiner Reise abstattete, wurden viele von ihnen von solchem Schrecken ergriffen, daß ihnen die Uebergabe der Stadt als eine unumgängliche Nothwendigkeit erschien. Bald jedoch trat wieder männliche Fassung an die Stelle des starren Schreckens; und während nun Wallenstein Scharen auf Scharen herbeizog, während Geschütze und Schießbedarf von allen Seiten anlangten, und der eherne Gürtel um die Stadt von Tag zu Tag sich verstärkte, knüpften die Stralsunder mit dem Könige von Schweden Unterhandlungen an, die zu einem Bündnisse führten, infolge dessen ihnen von Schweden eine Hülfstruppe von 600 Mann zugesandt ward.

Am 7. Juli (1628) war endlich Wallenstein mit seinen Vorbereitungen so weit vorgeschritten, daß er meinte, ein einziger Sturm werde genügen, die Stadt in seine Gewalt zu bringen, „und wenn sie mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre!“ —

Aber der Sturm, mit welcher Umsicht und Kraft er auch betrieben ward, führte nicht zu dem gehofften Ziel, es wurden vielmehr die Kaiserlichen auf allen Punkten mit blutigen Köpfen zurückgeworfen. Tausende von getödteten Feinden füllten die Gräben vor den Mauern.

Ein neuer Sturm am nächsten Morgen war eben so ergebnißlos und kostete den Belagerern 1500 der besten Soldaten.

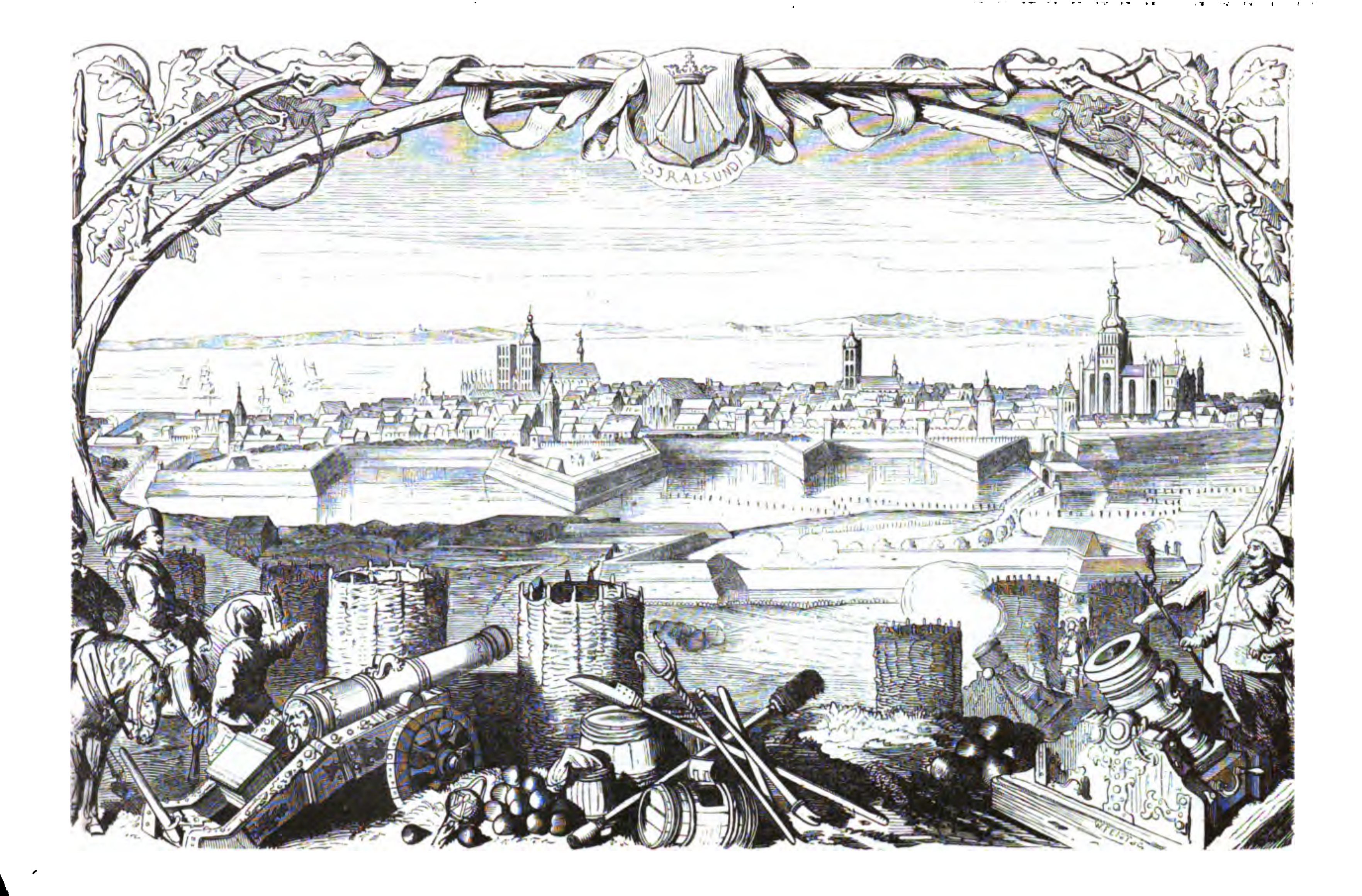
Heilige Kampfesglut erfüllte jetzt die Bürger, die schon zweimal sich so herrlich gegen die Uebermacht der Feinde zu halten vermocht hatten. Den Schwur erneuend, für Glauben und Recht Alles zu wagen, waren sie nun zunächst darauf bedacht, Weiber und Kinder, die ja der grimme Feind im Fall des Sieges mit Vernichtung bedroht hatte, und die auch durch die unaufhörlich in die Stadt geschleuderten Geschosse in steter Gefahr schwebten, in Sicherheit zu bringen. Welch ein Abschied! Auf Schiffen wurden sie hinweggeführt, um in Schweden auf einige Zeit ein gastliches Unterkommen zu suchen. Nun achteten die Bürger nicht mehr der glühenden Geschosse, die unaufhörlich in die Stadt geschleudert wurden, ja ihre Stimmung war in dem Grade gehoben, daß sie Ausfälle wagten, durch die sie dem Feinde die empfindlichsten Verluste beibrachten.

Neue Hülfe ward den Wackeren; 2000 Schweden landeten, jubelnd von den Bürgern begrüßt; auch bedrohte Christian IV. mit einer ansehnlichen Flotte die Küsten Mecklenburgs. Dazu stellte sich Regenwetter ein, das die Laufgräben und das Lager der Feinde, die schon über 12,000 Mann eingebüßt hatten, zum Theil unter Wasser setzte.

Der Vermessene mußte endlich erkennen, daß es außer seinem Vermögen lag, die Stadt zu nehmen, und sich, um weitere Verluste zu vermeiden, entschließen, die Belagerung aufzuheben. Es war ihm nur noch darum zu thun, den Abzug zu bemänteln, wie aus einem Schreiben an Arnim zu erkennen ist, in dem es heißt: „Er soll disponiren, daß wir mit Ehren bestehen und abziehen können.“ Im höchsten Grade erwünscht kam ihm ein erneutes Gesuch von dem Herzoge von Pommern, der für die Stadt bat. Wallenstein nahm ihm gegenüber die Miene an, als ob er Gnade für Recht wolle ergehen lassen, und hob (am 1. August 1628) die Belagerung auf.

Es fehlte nun nicht an Spottliedern auf die Kaiserlichen. In einem derselben wird Stralsund mit einem Dörflein verglichen:

„Darin nur Fischer und Weber,
Kuhhüter und Erdgräber
Sich gern aufhalten frei.“


STRALSUND

Nun rücken die Kaiserlichen heran und besprechen sich schon über die Art und Weise ihres Lebens, das sie in der Stadt führen wollen:

„Was dünkt dich, Bruder Flud? *)
Hat man auch in der Stadt gut Sup **)
Auf'n Abend, wenn man trummt?
Die Bürger uns müssen schaffen
Gut Bier, kalten Wein und Waffeln,
Fürwahr es uns ist Lust."

In einem „lustigen Kriegslied" heißt es über Wallenstein:

„Du hast Gott gar vergessen,
Indem du dich vermessen,
Die gute Stadt umzureißen,
Ja, wenn sie schon am Himmel hoch
Mit Ketten gebunden, wolltest du
Sie schleifen und zerschmeißen."

Eine Stelle in einem dritten Liede zeigt, welche hochfliegenden Pläne man ihm zutraute:

„Floriren thut mir das Glück;
Zum Fürsten bin ich erkoren!
Schlagt zu! Her bringt nun unsere Stück,
Laßt uns schrecklich rumoren!
In dieser Stund
Will ich Stralsund
Gänzlichen thun zerschleifen,
Mein Ordenanz
Bringt in die Schanz:
Arnim soll es angreifen!
Aufschlage, wer da schlagen kann;
Die Bestia giebt verloren,
Ich schlage sie todt, wie einen Mann,
Schwör ich bei meinem Zornen,
Daß nicht allein
Stralsunde mein,
Sondern Dänemark daneben,
Dazu die Kron'
Soll mir zum Lohn
Der Kaiser gänzlich geben."

Um die Scharte auszuwetzen, belagerte Wallenstein die Stadt Wolgast und nahm sie mit Sturm. Glückstadt und Krempe wagten nicht zu widerstehen.

Bald darauf kam es zwischen ihm und dem Könige Christian IV. zu Friedensunterhandlungen, bei denen Letzterer die Rechte der Herzöge von Mecklenburg nicht wahrnahm, auch der gegen Schweden übernommenen Verpflichtung, nur in Gemeinschaft mit ihm zu handeln, nicht eingedenk war. Dänemark erhielt die ihm genommenen Landstriche gegen die Zusicherung zurück, sich fernerhin in die deutschen Angelegenheiten nicht mischen zu wollen.

Das Restitutions-Edikt. Zehn Jahre schon hatte der Krieg in Deutschland gewüthet, und Alles sehnte sich nach Ruhe. Man hoffte und wünschte, das Heer der Liga, das von Tilly befehligt ward, werde sich nach Bayern und das Heer Wallenstein's in die kaiserlichen Erblande zurückziehen. Jedoch fehlte dem Kaiser die Mäßigung in seinem fast beispiellosen Glücke, und die Jesuiten flüsterten ihm zu: „Vernichte den Protestantismus in seiner Wurzel! Benutze die erlangte Macht! Hüte dich, dem Ziele so nahe, lau zu werden!"

Um die Mittel zu weiteren Maßnahmen zu erhalten, unterbreitete man dem Kaiser eine Schrift, in der das Verlangen ausgesprochen ward, alle seit dem Passauer Vertrage von den Protestanten eingezogenen Bisthümer, Prälaturen und Pfründen wieder herausgegeben zu sehen, in der ferner jedem katholischen Fürsten das Recht zugesprochen war, seine Unterthanen zur Annahme seines Bekenntnisses zu zwingen, und in der endlich alle Widersetzlichen, ja sogar die Säumigen, mit der Reichsacht bedroht wurden.

Diese Schrift unterzeichnete der Kaiser auf dem Reichstage in Regensburg (im März 1629), und sie wurde unter dem Namen des Restitutions-Ediktes (Wiederherstellungs-Erlaß) zum Reichsgesetz erhoben.

Dies berüchtigte Edikt erregte auf der Seite der Katholiken die größte Freude, auf protestantischer Seite dagegen Schrecken und Bestürzung. Das Eigenthumsrecht über unermeßlichen Besitz war damit in Frage gestellt; standen doch allein zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer auf der Liste!

Im Süden begann man sofort mit der Ausführung des Gesetzes vorzugehen, und gleich Heuschreckenschwärmen fielen die Kapuziner und Jesuiten, denen kaiserliche Soldaten auf

*) Ein Mann, der Federvieh rupft.
**) Einen guten Trunk.

ihren Raubzügen beigegeben worden waren, über die ihnen zugewiesenen Güter her, um den neuen Rechtstitel geltend zu machen. In Süd- und Mitteldeutschland entstand alsbald grenzenlose Verwirrung. Man begnügte sich an vielen Orten keineswegs damit, den Protestanten ihre Besitzthümer zu nehmen, sondern man ging auch sogleich an die Ausführung desjenigen Theiles des Edikts, nach welchem die Unterthanen zwangsweise zur Annahme des Religionsbekenntnisses ihrer Fürsten angehalten werden durften.

In Schlesien wütheten die Liechtenstein'schen Dragoner als Bekehrer. Man nannte sie Seligmacher, weil viele Protestanten, die nicht ihren Glauben sofort auf die Aufforderung jener abschwören wollten, von ihnen getödtet wurden und zwar zum großen Theil unter so entsetzlichen Martern, daß die Feder sich sträubt, sie zu schildern.

Das reiche Augsburg mußte sechs Kirchen herausgeben und einen Bischof anerkennen; die protestantischen Einwohner wurden aus der Stadt vertrieben. Aehnlich ging es in anderen Städten. Magdeburg widerstand und ließ sich selbst durch eine regelmäßige Belagerung nicht beugen.

Im Norden Deutschlands ging man nicht so schnell vor, weil man sich dort nicht ganz sicher fühlte und an dem Widerstande Stralsunds erkannt hatte, zu welchen Anstrengungen der norddeutsche Bürger fähig sei, wenn man ihm zu viel zumuthe. Mit Dänemark war zwar Friede geschlossen worden, aber es drohte Schweden, und wie leicht konnte nicht eine Vereinigung Schwedens und Dänemarks zu Stande kommen! Absichtlich schritten demnach die Jesuiten in Brandenburg, Pommern, Mecklenburg u. s. w. nur vorsichtig mit Ausführung des Edikts vor. Es lag jedoch noch ein anderer Grund vor, der den Jesuiten diesen Weg als den zweckmäßigsten erscheinen ließ: die verdächtige Haltung, die Wallenstein angenommen. Man traute ihm nicht mehr, ihm, der ja den Norden Deutschlands jetzt in seiner Gewalt hatte. Und welche Folgen hatte dies Mißtrauen? Davon wollen wir jetzt reden.

Wallenstein's Entsetzung. Als Wallenstein nach und nach eine Heeresmacht um sich geschart hatte, der die Macht der Liga nicht mehr gewachsen war; als der Kaiser sich mehr und mehr auf ihn, der im Grunde doch nichts Anderes als sein General war, stützte; ja als Wallenstein sich an Stelle der vertriebenen Herzöge von Mecklenburg zum Reichsfürsten erheben ließ — da erwachten Besorgniß und Eifersucht in den katholischen Fürsten, besonders in Maximilian von Bayern, der sich in seinen Bestrebungen gegen den Protestantismus am meisten von dem „böhmischen Edelmanne" überflügelt sah. Und in der That, das hochfahrende Benehmen des schweigsamen, finsteren Mannes ließ vermessene, besorgnißerregende Pläne vermuthen.

Selbst am kaiserlichen Hofe herrschte keine gute Stimmung für Wallenstein. Der Oberstkanzler von Böhmen, Slavata, ein vertrauter Freund des Generalissimus, schrieb diesem aus Wien, daß Tilly den Befehl habe, ihn gefangen zu nehmen, wenn es anders nicht gelänge, „Höchstdieselben auf eine andere Art aus der Welt zu schaffen." Von Wallenstein kam ein verweisender Brief an Slavata zurück, worin er diesen ermahnte, auf so thörichte Reden nichts zu geben. „Sein Herr, der römische Kaiser, sei ein gerechter und erkenntlicher Herr", und „Herr Tilly ein Cavalier, der es verstehe, die Aufwiegler zu Paaren zu treiben, fern davon aber sei, mit Meuchelmord umzugehen." Darauf wurde ihm von einem andern Freunde von Wien ein Gegengift gesandt, „um es, wenn es Noth thue, zu gebrauchen." Da nun auch, wie sich von selbst versteht, die protestantischen Fürsten gegen Wallenstein eingenommen waren, so hatte er sämmtliche Kurfürsten gegen sich. Unter dem Einfluß solcher Stimmungen fand die Eröffnung des Reichstages zu Regensburg (1630) statt. Der Kaiser, der hier mit den besten Hoffnungen eingetroffen war, hegte besonders zwei Wünsche: völlige Unterdrückung der Protestanten und die Wahl seines Sohnes zu seinem Nachfolger.

Wallenstein war mit vielem Kriegsvolke in die Nähe von Regensburg gerückt, ohne Zweifel, um durch eine drohende Haltung auf die Beschlüsse der Fürsten zu Gunsten der

kaiserlichen Wünsche einzuwirken. Von seinem Hochmuthe verblendet, hatte er keine Ahnung davon, daß gerade gegen ihn ein Sturm im Anzuge war.

Der Kaiser ward von allen Seiten mit Klagen gegen Wallenstein bestürmt. Am heftigsten trat Maximilian von Bayern auf. „Wallenstein", sagte er, „sei doch im Grunde nichts als General der kaiserlichen Streitmacht, die er auf Deutschlands Kosten in unerhörter Zahl gemehrt habe. Sei es nicht himmelschreiend, daß die Kurfürsten, des Reiches Säulen, sich einem kaiserlichen Heerführer unterordnen müßten, was z. B. in Brandenburg, und zwar dort am ärgsten, schon einige Jahre lang stattgefunden habe?" — Der Kurfürst Georg Wilhelm war auf dem Reichstage nicht persönlich erschienen und zwar, wie sein Gesandter öffentlich aussprach, aus keinem andern Grunde, als weil Brandenburg von kaiserlichen Truppen in dem Grade verwüstet worden, daß es seinem Herrn nicht möglich gewesen sei, die Mittel für die Reise nach Regensburg und für den Aufenthalt daselbst aufzutreiben. Man berechnete die Erpressungen Wallenstein's in Hessen auf sieben, in Pommern auf zehn, in Brandenburg sogar auf — zwanzig Millionen Thaler.

„Er habe", so lautete die Klage des Pommernherzoges, „die kaiserlichen Soldaten als Freunde aufgenommen, aber sie peinigten seine Unterthanen bis aufs Blut. Man nähme den armen Leuten Alles, selbst das nöthige Zugvieh, ja sogar das Hemd' vom Leibe. Das ganze Fürstenthum reiche nicht mehr hin, um seinen eigenen Tisch zu bespeisen, und es seien bereits sieben Städte in Asche gelegt worden. Dabei würden Frauen und Mädchen von den viehischen Kriegsknechten geschändet, getödtet und dann ihre Körper den Hunden zum Fraß vorgeworfen. Bittrer Hohn und gesteigertes Elend aber sei die Antwort der kaiserlichen Kriegsobersten auf alle Klagen des unglücklichen Landes".

Der Kaiser, von den Fürsten fortgesetzt bestürmt, den Verhaßten abzusetzen, befand sich in einer üblen Lage. Der allgemeinen Stimme der Fürsten das Ohr zu verschließen, durfte er nicht wagen — Wallenstein abzusetzen, schien aber ein gefährliches Unternehmen. Wie, wenn derselbe, auf seine Macht pochend, sich ihm widersetzte? Wenn er die schon außerordentlichen Mittel, die er besaß, vermehrte und seinem Ehrgeize die Zügel schießen ließ? Welche furchtbaren Erschütterungen Deutschlands vermochte dieser Mann hervorzubringen, wenn er wollte! — Und doch, der Kaiser mußte sich endlich zu dem Wagniß entschließen, Wallenstein's Absetzung auszusprechen. Ein kaiserlicher Abgesandter begab sich nach Memmingen, wo der Generalissimus zu dieser Zeit weilte. Wallenstein hatte bereits Nachricht von Dem, was geschehen war, empfangen. Er nahm das kaiserliche Schreiben in vollkommener äußerer Ruhe entgegen und lud den Abgesandten zu einem prächtigen Gastmahle, bei dem er unter Anderm in gleichgiltigem Tone bemerkte: „Ich habe Ferdinand's und Maximilian's Sterne beobachtet. Der Spiritus des Kurfürsten von Bayern dominirt jetzt den des Kaisers. Ich gebe diesem darum keine Schuld und werde Gehorsam leisten."

Er zog sich auch wirklich, wie der Kaiser befohlen, auf seine Güter in Böhmen zurück, wo er, in verschwenderischer Pracht lebend, ohne Zweifel die Zuversicht hegte, man werde eines Tages wieder seiner Hülfe begehren. Hier, in düsterer Einsamkeit, brütete er über Plänen des Ehrgeizes und der Rache, und sein Grollen war sehr begreiflich, da ihm zugleich seine Rechte auf Mecklenburg abgesprochen worden waren. Wallenstein's Heer wurde bis auf 40,000 Mann entlassen und diese, wie es mit dem Heere der Liga schon geschehen war, unter Tilly's Oberbefehl gestellt. Der Wunsch des Kaisers, seinen Sohn zu seinem Nachfolger erwählt zu sehen, ward nicht erfüllt, weil, wie Maximilian vorschützte, eine solche Wahl nur in Frankfurt vollzogen werden könne.



Gustav Adolf, König von Schweden. Denkmal auf der Domshaide zu Bremen.

Gustav Adolf in Deutschland.

Es ist in dem bisher Geschilderten mehrmals der Name des Königs Gustav Adolf genannt worden, dessen Auftreten uns nun zunächst beschäftigen soll.

Sein Vater, Karl IX., war der Sohn jenes berühmten Gustav Wasa, der die Selbständigkeit Schwedens errungen und in seinem Lande den Protestantismus eingeführt hatte. Karl's Vorgänger, Sigismund, hatte die polnische Königskrone angenommen, jedoch um den Preis des Abfalls von dem protestantischen und der Annahme des katholischen Glaubens, was ihm die Schweden, bei denen der Protestantismus bereits große Verbreitung gefunden hatte, sehr übel deuteten. Gleichwol meinte er beide Länder regieren zu können, ja er ging darauf aus, in Schweden die katholische Religion wieder einzuführen. Dies brachte ihn um die Herrschaft des Landes, die nun seinem Oheim, dem Vater Gustav Adolf's, zufiel. Als derselbe im Jahre 1611 starb, erneuerte Sigismund von Polen, den wir in seinen Beziehungen zu Brandenburg bereits mehrfach kennen gelernt haben, seine Ansprüche auf Schweden; jedoch der jugendliche Held Gustav Adolf wußte das auf ihn überkommene Recht tapfer zu vertheidigen. So waren die Kriege zwischen Schweden und Polen entstanden, die zunächst den eifrigen Protestanten Gustav Adolf den Kämpfen in Deutschland fern gehalten hatten.

Ueber des jungen Königs ritterlichen Sinn mögen zunächst hier einige Züge aus der ersten Zeit seines Heldenlebens vorgeführt werden.

Im polnischen Kriege geschah es, daß er in einem Treffen von Feinden umringt wurde, so daß ihn ernstlich die Gefahr, gefangen genommen zu werden, bedrohte. Einem tapfern schwedischen Reiter gelingt es, den König glücklich aus den Feinden herauszuhauen. Nicht lange darauf geräth derselbe Reiter in gleiche Bedrängniß. Alsbald stürzt Gustav Adolf sich ins Gewühl, befreit den Umringten und sagt, nachdem er ihn in Sicherheit gebracht hat, zu ihm: „Nun, Bruder, nun sind wir quitt! Jeder schuldet dem Andern gleich viel Verbindlichkeit!“ —

Bisweilen riß der Jähzorn den heißblütigen König zu Uebereilungen hin. So geschah es, daß er bei einer Musterung einen Obersten, Namens Seatow, schlug. Derselbe nahm seinen Abschied und wollte das Land verlassen. Der König aber, begleitet von einigen Freunden, ritt ihm bis zur nahen Grenze des Landes nach. Als dieselbe überschritten war, näherte er sich ihm und sprach: „Steigt herab, Kamerad! Ihr seid beleidigt worden, das weiß ich, und darum komme ich, Euch als Edelmann Genugthuung zu geben! Wißt, daß wir außer Schwedens Grenzen sind! Ihr und Gustav sind sich hier gleich! Wir Beide haben Schwerter und Pistolen; wählt, und die Sache soll gleich entschieden sein!“ Seatow stieg vom Pferde, aber nicht, um sich mit dem Könige zu schlagen; er sank ihm vielmehr zu Füßen und war einige Augenblicke nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Dann sprach er: „Gott verhüte es, daß mein Schwert je gegen einen so tapfern, braven und gnädigen Fürsten gezogen werde! Vergebt meinen raschen Entschluß und erlaubt mir zurückzukehren, um in Euren Diensten zu leben und zu sterben!“

Gustav Adolf hob ihn gnädig auf, schloß ihn in seine Arme, und Beide kehrten als Freunde zurück. Es läßt sich leicht ermessen, welchen Eindruck Züge der Art auf die Soldaten des Königs ausübten. So kam es, daß Gustav Adolf der Abgott seines Heeres ward.

Um nun zuvörderst Gustav Adolf's Auftreten gegen Polen zu würdigen, insoweit es in Beziehung zu dem Herzogthume Preußen und dadurch zu Georg Wilhelm von Brandenburg steht, gehen wir in unserer Darstellung um vier Jahre zurück. Gustav Adolf war in seiner Kriegführung gegen Polen meist glücklich gewesen, und nur mit Hülfe des Kaisers vermochte sich Sigismund aufrecht zu erhalten.

Gustav Adolf vor Pillau. Es galt nun dem Könige, entschiedenere Erfolge zu erzielen; Gustav Adolf erschien deshalb mit einer Flotte vor Pillau (1626) und bemächtigte sich dieses festen Platzes, was dem Kurfürsten schon aus dem Grunde höchst unwillkommen sein mußte, weil seine Absicht dahin ging, in dem Kriege zwischen Schweden und Polen ganz neutral zu bleiben. In den Verhandlungen, die infolge dessen stattfanden, äußerte sich Gustav Adolf gegen die ihm zugesandten Bevollmächtigten unter Anderem: „Ich habe nicht gewünscht, des Kurfürsten, meines Schwagers, Land zu betreten, aber die natürliche Lage des Ortes nöthigt mich, meinen Zug dahin zu richten, um Rache an Polen zu nehmen, welches mich und meinen Vater öffentlich für Reichsfeinde erklärt hat. Ich will nur die Pfaffenknechte im Bisthum Ermeland aufsuchen; nach Preußen komme ich als Freund und verlange keinen Beistand, sondern nur den schlechten Sandplatz (Pillau) zu meinem Rückhalte. Nicht ein Huhn soll von meinen Soldaten genommen werden; schießt ihr aber auf mich, so werde ich des Landes Feind sein und euch rechtschaffen in die Wolle greifen. Ich will auch weiter über die Weichsel gehen, denn ich bin eine große Sache eingegangen, auf welcher meiner Krone Wohlfahrt ruht, und bei der es mir an den Hals geht.“

Er rieth den preußischen Bevollmächtigten, dem Kurfürsten von Brandenburg mit Geld an die Hand zu gehen, damit dieser sich der Kaiserlichen erwehren könne; dann forderte er sie auf, sich ihm gegen Polen anzuschließen. „Ihr solltet“, sagte er, „Anwerbungen machen, um auf die Pfaffenknechte loszuschlagen. Tretet zu mir über, ich will euer General sein und euch schützen helfen!“ — Dagegen erfolgten Einwendungen verschiedener Art, namentlich, daß die Pflichten gegen Polen wie auch die gegen den Kurfürsten es nicht erlaubten. Man wollte offenbar Zeit gewinnen.

Gustav Adolf drängte, sich ihm als Freund oder als Feind zu erklären. Er wies darauf hin, daß eine männliche Entschließung hier durchaus nöthig sei. „Danket Gott", sagte er, „daß ihr nicht unmittelbare Unterthanen des Königs von Polen seid, sondern daß der Kurfürst von Brandenburg euer Lehnsherr ist; wollet ihr aber auf dessen Entscheidung warten, so würde diese doch weder kalt noch warm sein."

„Geht nicht", fuhr er fort, „den Mittelweg. Seht nur nach Deutschland hin, da haben sie es auch gethan und Keinen erzürnen wollen; was ist darauf erfolgt? Sie haben Haus und Hof, Etliche ihre Seligkeit verloren; in Livland ist es ebenso gegangen. Die Polen wollen aus Preußen wie aus Livland Starosteien machen, die Einwohner wie Sklaven halten und à coup de baton traktiren. Ihr mögt thun, was ihr wollt; die Polen werden euch doch für Verräther halten und sengen und brennen; denn ihr habt den Pillauer Hafen nicht gegen mich vertheidigt, die Schanzen nicht vollendet und auch nicht gehörig besetzt. Schlagt auf sie los, ich will euer General sein. Die Kosaken werden euch plündern, aber schlagt auf sie drein, dann werden sie nicht wieder kommen. So habe ich's auch gemacht. Wollt ihr euch recht rathen, so müßt ihr Extrema ergreifen, entweder euch an mich oder an die Krone Polen wenden. Ich bin euer Religionsverwandter, habe ein Fräulein aus Preußen als Gattin, will für euch fechten, will Königsberg befestigen, habe Ingenieurs bei mir, verstehe auch selbst etwas davon, will es wider Polen und den Teufel selbst vertheidigen: haltet daher zu mir!"

Die Abgeordneten beriefen sich auf die Verträge, durch welche das Herzogthum Preußen mit Polen verbunden sei, worauf Gustav Adolf entgegnete: „Habt ihr sie nicht selbst gebacken und dem Vater meines Weibes, dem Kurfürsten Johann Sigismund, eingemischt? Sie werden euch noch im Halse stecken bleiben! Verträge hin, Verträge her; man hat jetzt keine Zeit zum Prozeß, denn im Kriege schweigen die Gesetze. Wenn der Kurfürst das Land behalten soll, so müssen wir Freunde sein; er kann euch auch hier ohne Gefahr nicht helfen, es ist daher besser, er bleibt draußen; ihr müßt euch selber helfen, und das kann euch Keiner verdenken. Ihr kommt mir vor wie Einer, der krank ist und die Arznei nicht gebrauchen will, die ihn gesund macht. Ihr handelt nicht ehrlich, wollt mich hinhalten, bis der König von Polen mit seiner Macht gegen mich herankommt, alsdann wollt ihr unter dem Vorwande der Eidespflicht zu ihm treten und mir den Hals entzwei schlagen helfen. Werdet ihr still sein, so ist's gut: wo nicht, so will ich Alles einnehmen, was ich kann. Ich will die reifsten Birnen vorher abschütteln. Wenn ich Elbing habe, so werde ich eine Katz herum bauen, die wol um sich kratzen soll; es wird sie Keiner ohne Handschuhe angreifen. Pillau will ich dermaßen befestigen, daß mich nicht leicht Einer aus der Herberge treiben soll!"

Das Auftreten des Königs erregte jedoch die Besorgniß des Kurfürsten Wilhelm. Er fürchtete, Gustav Adolf habe wol gar im Sinne, Preußen von Polen und Brandenburg zu trennen und mit Schweden zu vereinigen, was indessen keineswegs in der Absicht des Königs lag. Schwarzenberg, der kurfürstliche Minister, wies darauf hin, daß man versprochen habe, seinem Herrn Hülfe zu gewähren, und daß man ihm jetzt statt dieser Pillau genommen habe, und der Kurfürst selbst klagte: „Was helfen mir meine Freunde, wenn sie mir das thun, was ich nur von meinen ärgsten Feinden erwarten sollte? Was geht mich die gemeine Sache — der Krieg zwischen den Katholiken und Protestanten — an, wenn ich meine Reputation, Ehre und zeitliche Wohlfahrt dabei verlieren soll?" — Georg Wilhelm fühlte sich verletzt durch die Aeußerungen Gustav Adolf's gegen die preußischen Abgeordneten, in denen derselbe des Kurfürsten Verhalten im Kriege gemißbilligt hatte, und er erwiederte in Bezug darauf: „Sitze ich still und sehe meinem Unglück zu, was wird man von mir sagen? Hingegen da ich mich noch wehre und thue, was ich kann, so habe ich doch nicht solchen Schimpf und glaube nicht, daß es der Kaiser mit mir werde ärger machen als mein Schwager, der König Gustav Adolf. Der Kaiser selbst hat bis jetzt gegen mich nichts gethan; so darf ich denn Gnade und Gutes hoffen, wenn ich mich zu ihm schlage."

Noch eine andere Aeußerung des Kurfürsten aus jener Zeit erlaubt Schlüsse zu ziehen auf den Zustand seines Gemüthes und zeigt zugleich den Einfluß des katholischen Schwarzenberg, sowie auf das Ziel hin, auf das dieser fortwährend zusteuerte. „Der Kaiser“, sagte er, „ist die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit; ich habe nur einen Sohn. Bleibt der Kaiser Kaiser, so bleiben ich und mein Sohn wol auch Kurfürsten, wenn ich mich an den Kaiser halte.“

Was Gustav Adolf von Schwarzenberg hielt, beweist folgende Aeußerung. „Man solle“, sagte er, „den Grafen, der des Kurfürsten Gewissen gefangen nehme und ein Verräther sei, aus dem Fenster werfen und ihm den Hals entzwei schlagen!“

Das Jahr 1627 war herangekommen, und Gustav Adolf, der den Winter über in Schweden zugebracht hatte, erschien wieder in Pillau, das er sich durch eine Besatzung gesichert hatte, und welches er nicht herausgeben wollte („weil er es als Rückhalt gebrauche“), wie dringend auch der Kurfürst dies von ihm forderte.

Sigismund verlangte nun, Preußen solle für ihn gegen Schweden waffnen, wogegen indeß die Stände in Königsberg die Erklärung abgaben: „Unsere Väter haben sich an Polen geschlossen, um geschützt zu werden, nicht aber um Polens Kriege ausfechten zu helfen. Königsberg wird daher bei seiner Parteilosigkeit so lange verharren, so lange die schwedische Fahne in Pillau weht.“

Der Kurfürst war mit 600 Reitern und 2000 Mann Fußvolk selbst in Preußen erschienen. Gustav Adolf forderte ihn auf, binnen 24 Stunden zu erklären, ob er neutral bleiben wolle, oder nicht. Da der Kurfürst mit der Antwort zögerte, so erschien der König mit einigen tausend Kriegern vor der Burg Lochstädt, wo die preußischen Räthe eben versammelt waren. Das entschiedene Auftreten Gustav Adolf's bewirkte, daß der Kurfürst versprach, bis Ende September nichts gegen Pillau zu unternehmen, wogegen der König sich verpflichtete, seine Heeresmacht, mit Ausschluß der Besatzung Pillau's, aus dem Herzogthume zu entfernen. Dies Abkommen erbitterte den Polenkönig aufs Höchste, und er sowol als ein kaiserlicher Abgesandter bestürmten, unterstützt von Schwarzenberg, den Kurfürsten, seiner Lehnspflicht gegen Polen und auch seiner Pflicht gegen den Kaiser eingedenk zu sein und sich demgemäß der gegen Gustav Adolf eingegangenen Verpflichtungen ohne Weiteres als ledig zu betrachten.

Der Kurfürst ließ sich auch in der That dazu bewegen, in diesem Sinne zu handeln, er ließ 1000 Mann seiner Truppen marschiren, um sich mit den Polen zu vereinigen. Kaum vernahm dies Gustav Adolf, so eilte er mit einigem Kriegsvolk der brandenburgischen Hülfsschar nach, um eine Vereinigung derselben mit seinen Feinden zu verhindern. Sobald die Brandenburger den Heldenkönig erblickten, erklärten sie, sich ihm anschließen zu wollen. Die Befehlshaber sowie die Geschütze, die durch den Uebertritt der Kurfürstlichen in die Hände des Königs gefallen waren, sandte dieser an seinen Schwager zurück, indem er ihn zugleich auf die Folgen aufmerksam machen ließ, welche er zu verantworten habe, nachdem er die zugesicherte Parteilosigkeit so schnell und ohne jegliche Veranlassung von Seiten der Schweden gebrochen habe.

Georg Wilhelm war über das Geschehene Anfangs sehr aufgebracht und erklärte dem zu ihm gesandten Geheimschreiber des Königs, jetzt entschieden bei Polen stehen zu wollen; bald nachher aber ward er anderer Meinung, indem er im Gefühl seiner Machtlosigkeit es doch für gerathener erachtete, einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem er sich verbindlich machte, den Polen keine Hülfe mehr zu leisten.

Nun vermochte Gustav Adolf seinen Kampf gegen Polen mit nachhaltigem Eifer fortzusetzen, und es kam im Herbste desselben Jahres zu Friedensunterhandlungen, die von dem Kurfürsten warm unterstützt wurden. Dem Kaiser Ferdinand war freilich mit einem Frieden, der dem Könige von Schweden für andere Unternehmungen freie Hand gewährte, nicht gedient. Er wußte es recht gut, daß in diesem Falle Gustav Adolf dem Religionsstreite sofort sein Schwert weihen würde.

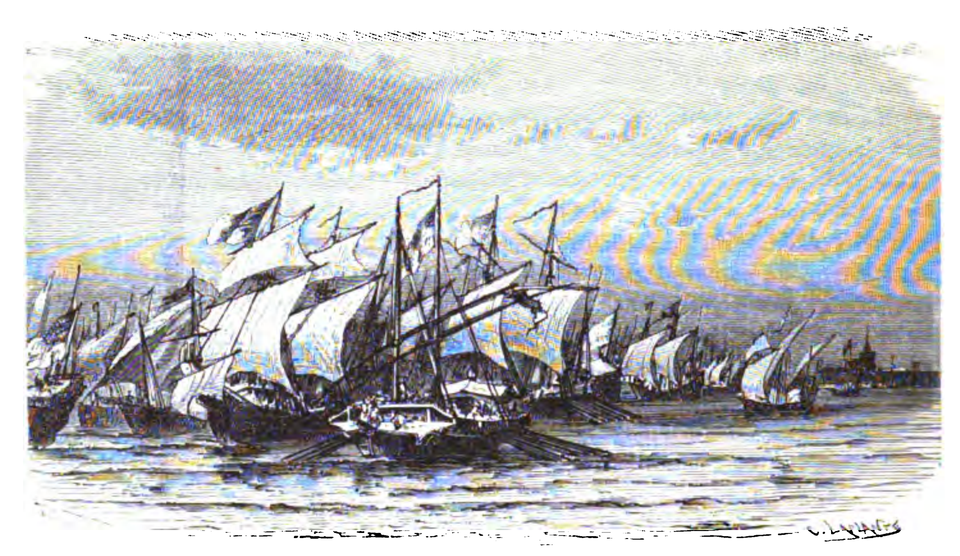
Um ihn daher von dem deutschen Kriegsschauplatze so lange als möglich fern zu halten, stachelte er den König von Polen zu den übertriebensten Forderungen auf, indem er ihm vorspiegelte: er, der Kaiser, werde ihn, sobald nur erst Wallenstein über eine ansehnlichere Flotte in der Ostsee gebiete, kräftiglich unterstützen. Daher kam es, daß Sigismund von Gustav Adolf nicht weniger verlangte, als: Zahlung der Kriegskosten, Herausgabe der eroberten Länder und — Niederlegung der Krone. Damit hatten die Friedensunterhandlungen ihr Ende erreicht. Im nächsten Jahre (1628) wurden die Unterhandlungen von Neuem aufgenommen, doch führten sie eben so wenig zum Frieden. Das sich neutral haltende Preußen litt außerordentlich durch den wieder aufgenommenen Krieg, obgleich den Schweden eine Mannszucht nachgesagt werden muß, wie sie unter anderen Truppen jener Zeit nicht üblich war. Die Polen dagegen hausten in dem Lande so, wie die Wallensteiner zu derselben Zeit in Brandenburg. Schließlich wurden die unglücklichen Bewohner Preußens gar noch durch die Nachricht erschreckt, daß Wallenstein im Begriff stehe, dem Könige von Polen eine Hülfsschar von 10,000 Mann zu senden. Wirklich rückten die Wallensteiner im Frühjahr 1629 in Preußen ein, wodurch die Lage Gustav Adolf's, der im Laufe des vergangenen Jahres gegen 20,000 Mann durch Mangel und Seuchen verloren hatte, in der That bedenklich ward. Dennoch verzagte der König nicht, sondern rüstete sich zur Entscheidungsschlacht. Da erschienen Gesandte von England und Frankreich und suchten zu vermitteln. In England sowie in Frankreich hatte man längst mit Besorgniß auf das Wachsen der kaiserlichen Macht geblickt, und man wünschte daher lebhaft, Gustav Adolf möge in die Lage kommen, den protestantischen Deutschen gegen den Kaiser Beistand leisten zu können.



Gustav Adolf vor Lochstädt. Zeichnung von A. de Neuville.

Es war nun kaum anzunehmen, daß Sigismund, der ein Jahr zuvor so unannehmbare Friedensbedingungen gestellt hatte, jetzt, da ihm 10,000 Mann kaiserlicher Truppen zur Seite standen, geneigt sein würde, auf Friedensunterhandlungen einzugehen. Indessen hatten die kaiserlichen Hülfsvölker, da Sigismund's Kassen erschöpft waren, längere Zeit schon gar keinen Sold empfangen und deshalb das Lager verlassen. Nachdem sie sich nach Thorn gewendet, mußte man von ihnen das Schlimmste gewärtigen.

So kamen denn wirklich neue Friedensunterhandlungen zu Stande, die freilich nicht die Grundursachen des Streites zwischen Schweden und Polen beseitigten, wol aber, was für den Fortgang und die Gestaltung des deutschen Krieges von höchster Wichtigkeit war, zum Abschluß eines sechsjährigen Waffenstillstandes führten.



Heransegeln der schwedischen Flotte. Zeichnung von Th. Weber.

Gustav Adolf's Theilnahme am deutschen Kriege.

Nun hatte Gustav Adolf auf sechs Jahre freie Hand, und er konnte somit seinem längst gehegten Wunsche, Theil an dem deutschen Kriege zu nehmen, nachkommen. Aeußere Anlässe und innere Gründe bestimmten ihn, die deutsche Kriegsbühne zu betreten.

Mußte nicht die Ernennung Wallenstein's zum Admiral des Baltischen Meeres auch als eine mittelbare Bedrohung der schwedischen Macht angesehen werden? — Hatte Wallenstein nicht dem gegen Schweden kriegführenden Könige von Polen eine Hülfsschar von 10,000 Mann zuführen lassen? — Nicht minder ging dem Könige die Beraubung seiner Vettern, der Herzöge von Mecklenburg, die bei ihm eine Zufluchtsstätte gefunden hatten, zu Herzen; wie ihn andererseits die schimpfliche Behandlung seiner Gesandten durch Wallenstein und das Auffangen seiner Briefe an Bethlen Gabor, den Großfürsten von Siebenbürgen, seitens der Kaiserlichen empört hatte. Dies waren die äußeren Veranlassungen. Die inneren Gründe entsprangen aus dem Mitgefühl für die von dem Kaiser und den katholischen Fürsten unterdrückten Glaubensgenossen. — So nahm denn der unselige Religionskrieg einen immer weiteren Umfang an: „Alle Kriege in Europa waren", wie Gustav Adolf an seinen Kanzler schrieb, „vermengt worden zu Einem."

Die Stände Schwedens gaben dem Könige ihre volle Zustimmung zu seinem Vorhaben. Feierlich und rührend war der Abschied von ihnen. Mit seiner einjährigen Tochter Christine auf dem Arme erschien er in ihrer Mitte und empfahl diese ihrer treuen Fürsorge. Darauf legte er ihnen nochmals in eindringlicher Weise die Gründe dar, die ihm eine Betheiligung an dem Kriege als Pflicht erscheinen ließen, und schloß mit den Worten:

„Und jetzt gehe ich, um einen weit schwierigeren und wichtigeren Kampf, als alle bisherigen, zu beginnen. Da wol Mancher sich einbilden mag, daß wir diesen Krieg ohne Ursache uns aufbürden, so nehme ich Gott, den Allerhöchsten, zum Zeugen, daß ich solches nicht aus eigenem Gefallen thue, sondern seit mehreren Jahren dazu auffallend Ursach habe, meist darum, daß unsere unterdrückten Religionsgenossen mögen von dem päpstlichen Joche befreit werden, was wir auch mit Gottes Gnade hoffen ausführen zu können. Und weil gewöhnlich zu geschehen pflegt, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht, so wird es auch mit mir so ergehen, daß ich, der ich bei so manchen Gelegenheiten und Gefahren für Schwedens Wohlfahrt mein Blut vergossen und gleichwol bis jetzt unter Gottes gnädigem Schutze heil mit dem Leben davongekommen, zuletzt es doch lassen muß.

Deshalb will ich vor meiner Abreise dieses Mal euch sämmtliche, gegenwärtige und abwesende schwedische Männer Gott dem Allerhöchsten anbefohlen haben, indem ich wünsche, daß wir nach diesem elenden und beschwerlichen Leben nach Gottes Wohlgefallen uns treffen und finden mögen in dem himmlischen und unvergänglichen." — „Ich rufe euch mein herzliches Lebewohl zu, vielleicht auf immer! Vielleicht sehen wir uns zum letzten Male!"

Die Thränen drangen dem Könige in die Augen, man hörte Männer rings im Kreise laut schluchzen. Als der König sich wieder gesammelt hatte, sprach er laut als Gebet mehrere Sprüche aus dem zwanzigsten Psalm. Wenige Tage darauf schiffte er sich ein.

Landung an der pommerschen Küste. Am 24. Juni (alten Stils) 1630 landeten die Schweden nach einer stürmischen Fahrt, Usedom gegenüber auf der kleinen Insel Ruden, nahe der westlichen von den drei Odermündungen. Es waren zur Zeit nur 10,000 Mann; die Ausschiffung derselben fand am 25. Juni statt, gerade an dem Tage, an welchem 100 Jahre früher die Protestanten dem Kaiser Karl V. zu Augsburg ihre Bekenntnißschrift überreicht hatten. Der König stieg zuerst ans Land, sank auf seine Kniee und ergoß sein Herz in einem heißen Gebete. Sein ernstes, frommes Wesen machte auf seine Begleiter einen solchen Eindruck, daß sie sich des Weinens nicht enthalten konnten. Als er dies sah, sagte er: „Je mehr Betens, desto mehr Sieg, denn fleißig gebetet, ist halb gestritten und gesiegt." Darauf ergriff er zuerst den Spaten, und während die Ausschiffung vor sich ging, arbeitete die eine Hälfte der gelandeten Mannschaften an der Errichtung der Schanzen, indeß die andere Hälfte unter Waffen stand. Es währte nicht lange, so befanden die Schweden sich unter dem Schutze eines wohlverschanzten Lagers, von wo aus sie bald darauf die Inseln Wollin und Usedom von den Kaiserlichen säuberten und sich durch die Einnahme von Wolgast, Wollin und Kammin zu Herren der Odermündungen machten.

Sehen wir nun zunächst, welchen Eindruck das Erscheinen des Königs auf die protestantischen Fürsten Norddeutschlands hervorbrachte. Statt ihn mit offenen Armen zu empfangen, beharrten sie ihm gegenüber in zaghafter Haltung. Der König von Dänemark hatte über ein Heer von 60,000 Mann geboten und doch nichts gegen die kaiserlichen Heerführer auszurichten vermocht. Nach einer einzigen Schlacht war es zum Friedensschlusse gekommen, bei dem seitens Christian's von Dänemark die Rechte derjenigen Fürsten geopfert worden waren, die auf seine Aufforderung sich ihm angeschlossen hatten. Und nun erschien Gustav Adolf mit einem Heere, welches er mit Mühe nur auf 15,000 Mann zu bringen vermocht hatte. War das eine Macht, um mittels derselben dem Kaiser und der Liga mit Aussicht auf Erfolg die Stirn bieten zu können? —

So dachte namentlich der Kurfürst von Brandenburg, und sein Minister Schwarzenberg wies darauf hin, daß, wenn das kriegerische Unternehmen des Schwedenkönigs etwa nicht glücke, was doch das Wahrscheinliche sei, er wol zusehen werde, wie er selbst möglichst heil davonkomme, daß dann jedoch Diejenigen, welche sich ihm angeschlossen hätten, um so gewisser der kaiserlichen Rache rettungslos überliefert seien.

Gustav Adolf's Auftreten war indeß anderer Art, als das des Dänenkönigs. Er war ein siegreicher Held nach allen Seiten hin, im Schlagen sowol wie im Vertragen, und es gelang ihm bald, die Besorgniß Derer zu zerstreuen, mit denen er zusammen kam. Er verstand es, nicht nur feste Plätze einzunehmen, er wußte auch die Herzen zu erobern. Schon des Königs äußere Erscheinung erweckte Zuversicht. Seine stattliche Gestalt ragte über die seiner meisten Krieger um eines Hauptes Länge empor. Eine hohe Stirn, die Adlernase, ein freundlich-milder Zug um den Mund, ein wohlgepflegter blonder Knebelbart verliehen seinem Heldenangesichte etwas außerordentlich Anziehendes. Die großen blauen, ausdrucksvollen Augen und das goldgelbe, lockige Haar ließen ihn als einen echten Abkömmling der Germanen erkennen.

Das schwedische Heer unter Gustav Adolf bekundete den Geist des Führers. Der Sold war nicht hoch, wurde aber regelmäßig ausgezahlt, so daß die Truppen nicht durch

die Noth sich gezwungen sahen, an fremdem Eigenthume sich zu vergreifen. Neben Aufrechthaltung der Kriegszucht wurde der religiöse Sinn eifrig gepflegt. So unterschied sich das schwedische Heer aufs Vortheilhafteste von den kaiserlichen Kriegsscharen, die in Freundes- und Feindesland Schrecken weithin verbreiteten. — Es konnte daher nicht fehlen, daß den Schweden ein guter Ruf voranging und die Hoffnung hier und da aufzuleuchten begann, es lasse sich noch eine Wandlung zum Bessern herbeiführen. Männer besseren Sinnes von nah und fern kamen herzu, um unter dem Banner des ebenso tapfern wie gottesfürchtigen Königs zu dienen. Von Woche zu Woche wuchs sein Heer; es währte nur kurze Zeit, so zählte es gegen 30,000 Mann. Nun säumte Gustav Adolf auch nicht länger; er rückte vor Stettin und begehrte von dem Herzoge die Stadt als Waffenplatz. Den Abgeordneten der Stadt, die zu ihm ins Lager kamen, sagte er: „Oeffnet Stettin die Thore nicht freiwillig, so habe ich hier" — er deutete dabei auf seine Truppen — „den Schlüssel dazu!" — Am nächsten Tage kam der hochbejahrte Fürst Bogislav XIV. ins Lager und bat den König, ihm gestatten zu wollen, neutral zu bleiben. Der König erklärte: wer nicht für ihn sei, der sei wider ihn, und fügte hinzu: „Eilet, lieber Vetter, eilet; hier thut Schnelligkeit noth. Glaubt mir, nicht jeder Zauderer ist ein Fabius!"

„Nun denn in Gottes Namen!" sagte der Herzog, führte den König selbst in die Stadt und schloß ein Bündniß mit ihm, wodurch Bogislav sich jedoch nur verpflichtete, gegen „die Störer des Religions- und Profanfriedens", nicht aber gegen „Kaiser und Reich" feindselig aufzutreten. Von Wichtigkeit für die spätere Zeit ist der letzte Artikel in dem Bündnisse, den wir deswegen besonders ins Auge zu fassen haben.

Wie mehrfach schon erwähnt wurde, sollte Pommern, alten Verträgen zufolge, nach Aussterben der Manneslinie an Brandenburg fallen. Nun ward zwischen Gustav Adolf und Bogislav das Abkommen getroffen, daß, wenn der vorher bezeichnete Fall einträte, „ehe der Kurfürst von Brandenburg dieses Bündniß bestätigt hätte, oder wenn demselben die Erbfolge streitig gemacht würde, Pommern bis zur endlichen Entscheidung und bis Schweden Entschädigung wegen der aufgewendeten Kriegskosten erhalten haben würde, unter schwedische Verwaltung gestellt werden sollte."

Schwarzenberg verfehlte nicht, den Kurfürsten auf das Bedenkliche dieses Abkommens aufmerksam zu machen und in ihm neuen Argwohn gegen seinen Schwager zu erregen.

Die Kaiserlichen, die sich in jenen Gegenden befanden, zogen sich, obgleich sie den Schweden an Zahl bedeutend überlegen waren, ohne ernstlichen Widerstand zu leisten, überall zurück; sie verheerten dabei alle Ortschaften, die sie bei dem Rückzuge berührten, in furchtbarster Weise. Die Schweden dagegen theilten nicht selten sogar ihren Mundvorrath, den sie bei sich führten, mit den Hungernden, weshalb sie überall als Retter empfangen wurden; man vergoß Freudenthränen bei ihrem Erscheinen und flehte zum Himmel, ihre Waffen zu segnen. Die gute Stimmung für die Schweden verbreitete sich immer weiter in Deutschland; es erschienen Flugblätter, die den König als „Stern des Nordens", als „den Löwen von Mitternacht" begrüßten, den Gott gesandt, „des bösen Feindes Macht zu dämpfen".

Frankreich ermunterte fortwährend den König, auf seiner Bahn kräftig fortzuschreiten; ja es ging ein Bündniß mit ihm ein, nach dem es sich verpflichtete, ihm jährlich 400,000 Thaler als Beisteuer zu den Kriegskosten zu zahlen. Der König nahm eine Hülfe dieser Art gern an, da es ihm an ausreichenden Mitteln zur Kriegführung fehlte, und er sich nicht dazu entschließen konnte, dieselben nach Art der kaiserlichen Heerführer durch Brandschatzungen aufzutreiben. Daß Frankreich seinen Beistand nur gewährte, um die überhandnehmende Macht der Habsburger einzudämmen, und nicht etwa, um der Sache des Protestantismus Vorschub zu leisten, ist leicht einzusehen; unterdrückte es doch im eigenen Lande die Protestanten auf das Grausamste!

Wir haben in der Darstellung des Lebens Gustav Adolf's bereits die Zeit erreicht, in der Wallenstein seiner Stellung enthoben worden war.

Von den bis dahin errungenen Erfolgen berauscht, verspottete man den „Schneekönig", wie man Gustav Adolf Anfangs nannte. „Er werde", hieß es, „an den Strahlen der kaiserlichen Sonne bald genug zusammenschmelzen." Der Kaiser soll, als er die erste Nachricht von der Landung des Schwedenkönigs erhielt, ausgerufen haben: „Schau, schau, da hätten wir halt wieder a neues Feindl!" — Nun, Gustav Adolf war der Mann dazu, falsche Meinungen, die man über ihn hegte, zu berichtigen. Der alte Tilly wußte den Gegner richtiger zu würdigen. Er sagte: „Gustav Adolf ist ein Kriegsmann, den man nicht verachten darf, und gegen den nicht verloren zu haben schon Gewinn ist."



Gustav Adolf und Georg Wilhelm. Vergl. S. 418.

Gustav Adolf in Berlin. Zunächst mühte sich nun Gustav Adolf, ein Bündniß mit seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg, zu Stande zu bringen. Es gelang ihm aber nicht. Er nahm unterdessen mehrere Ortschaften im Mecklenburgischen und in der Uckermark ein und drängte die Kaiserlichen aus diesen Gegenden zurück. Infolge dessen rückte Tilly aus dem Magdeburgischen herbei, eroberte Neubrandenburg, ließ die ganze, 2000 Mann starke schwedische Besatzung niederhauen und zog sich darauf wieder nach der Gegend von Magdeburg zurück.

Gustav Adolf wandte sich jetzt südlich und nahm Frankfurt mit Sturm. „Neubrandenburgisches Quartier!" lautete das Feldgeschrei, mit dem die Schweden sich über die Kaiserlichen herwarfen, um wegen der in Neubrandenburg verübten Greuel Rache zu üben.

Die meisten der Feinde, die in ihre Hände fielen, wurden niedergehauen; mit Mühe gelang es dem Könige, 800 Gefangenen das Leben zu retten und der Plünderung Einhalt zu thun.

Nun kamen die protestantischen Fürsten, unter ihnen auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, in Leipzig zusammen. Die Beschlüsse, die sie faßten, waren ein sprechendes Zeugniß der herrschenden Rathlosigkeit und Schwäche. Es wurde beschlossen, sich weder dem Kaiser, noch dem Könige von Schweden anzuschließen, sondern eine Mittelstellung einzunehmen und die Wahrnehmung der Interessen der Verbündeten dem Kurfürsten von Sachsen zu überlassen.

Unterdessen war die Kunde zu Gustav Adolf gedrungen, daß Magdeburg von den Kaiserlichen hart bedrängt werde, und daß, wenn nicht schleunigst Hülfe erfolge, die Stadt der Uebermacht werde unterliegen müssen. Hieraus entsprang für den König die Nothwendigkeit, rücksichtsloser, als er es sonst wol gethan haben würde, vorzuschreiten. Er forderte in einem Schreiben an seinen Schwager die Uebergabe der Festungen Küstrin und Spandau; er müsse, schrieb er, bei seinem Vorgehen gegen Tilly, der die größten Anstrengungen mache, sich so schnell als möglich Magdeburgs zu bemächtigen, feste Plätze im Rücken haben, auf die er sich, wenn das Kriegsglück ihm nicht günstig sei, zurückziehen könne.

Begegnung Gustav Adolf's mit Georg Wilhelm. Auf des Kurfürsten Weigerung rückten die Schweden gegen Berlin vor, und es kam, da auch eine zweitägige Unterhandlung in Köpenick sich als unfruchtbar erwiesen hatte, in der Köpenicker Heide (eine halbe Stunde von Berlin entfernt) zwischen Gustav Adolf und Georg Wilhelm zu einer Unterredung (3. Mai 1631). Der König gab sich alle Mühe, seinen Schwager auf seine Seite zu bringen, Georg Wilhelm suchte auszuweichen. „Da der Staatsrath nicht beisammen sei, so sei es unmöglich, einen bestimmten Entschluß zu fassen; man müsse den König bitten, übermorgen nach Berlin zu kommen, wo dann eine Entscheidung getroffen werden könne." Die Kurfürstin, die zugegen war, und die auf der Seite der schwedischen Partei stand, welche sich am Berliner Hofe gebildet hatte, suchte den Zorn des Königs, der sich unverhohlen kundgab, zu mäßigen, und bat ihn, mit ihnen nach Berlin zu kommen. Gustav Adolf ließ sich noch einmal besänftigen, rückte mit tausend Reitern in die Stadt und nahm sein Quartier im Schlosse.

Schwarzenberg, dem der König gedroht hatte, ihn „entzweischlagen zu wollen, wo er ihn treffe", war in Staatsangelegenheiten nach Holland gesandt worden. Der Kurfürst befand sich in einer so gedrückten Stimmung, daß er bei der Tafel kein Wort sprach. Gustav Adolf sagte in seiner freundlichen Weise: „Ich kann es ihm nicht verdenken, daß er traurig ist; es sind gefährliche Dinge, die ich verlange, aber doch nicht zu meinem, sondern zu seinem und des Landes Besten, ja für das Wohl von ganz Europa." Sich darauf an seinen Tischnachbar, den Herzog von Mecklenburg, wendend, bemerkte er so laut, daß es Alle hören konnten: „Meine Reise geht jetzt nach Magdeburg, um solches zu entsetzen, jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir Niemand beistehen, so begebe ich mich sogleich auf den Rückweg, mache mich von allen Vorwürfen frei, biete dem Kaiser einen Vergleich an und ziehe nach Stockholm. Ich weiß, der Kaiser wird einen solchen Vergleich eingehen, wie ich begehre; aber am jüngsten Gericht werdet ihr Evangelischen angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch wol hier schon vergolten werden. Denn geht Magdeburg verloren, und ziehe ich mich zurück, so sehet zu, wie es euch ergehen wird!" — Diese Worte hatten Erfolg. Der Kurfürst willigte ein, daß den Schweden Spandau eingeräumt werde, und der König bestimmte für die Festung eine Besatzung von 500 Mann. Doch verpflichtete er sich, dieselbe nur zu behalten, bis Magdeburg entsetzt sei.

Nun brach Gustav Adolf mit seinem Heere auf, um Magdeburg, von woher ein Hülferuf nach dem andern kam, zu retten. Eben so nothwendig aber wie Spandau war ihm die Festung Wittenberg, und er verlangte die Einräumung derselben von dem Kurfürsten von Sachsen. Derselbe Widerstand, wie bei Bogislav und bei Georg Wilhelm — Unterhandlung — Zeitverlust! — Sehen wir indeß, wie es in und um Magdeburg hergeht.

Magdeburg. Vor Magdeburg lagen unter Tilly 40,000 Mann, die trotz der tapfersten Gegenwehr der Bürgerschaft eine Schanze nach der andern erstürmten und die Stadt von Tag zu Tag enger einschlossen. Die Zahl der Vertheidiger belief sich nur noch auf etwas über 2000 Krieger und 5000 waffenfähige Bürger. Das Beispiel Stralsunds munterte den Kern der Bürgerschaft zu tapferem Ausharren in dem Widerstande auf, besonders seitdem eine tröstliche Botschaft von Gustav Adolf gekommen war.

Tilly hielt es für ein unabweisliches Gebot der Vorsicht, nicht die besten Kräfte seines Heeres vor Magdeburg hinzuopfern, sondern im Gegentheil sie zusammen zu halten, um dem nahenden Feinde, von dem er, wie wir wissen, eine nicht geringe Meinung hatte, eine genügende Streitmacht entgegen führen zu können. Demzufolge sprach er im Kriegsrathe die Ansicht aus, daß es ihm gerathen erscheine, die Belagerung aufzuheben. Hiergegen erklärte sich auf das Entschiedenste der Reitergeneral Graf Gottfr. Heinrich von Pappenheim, „der Ajax der Kaiserlichen, der Mann ohne Mitleid", der von den Soldaten Schmarrhans genannt ward, weil sein Gesicht und sein Körper von Narben bedeckt waren. Er rieth, den Sturm auf die Stadt nicht, wie es sonst Gebrauch war, bei Nacht, sondern, wie es bei der Eroberung Mastrichs geschehen sei, der er beigewohnt habe, am hellen Tage zu unternehmen, weil gerade zu solcher Zeit man am wenigsten einen Sturm vermuthen, mithin am sorglosesten sein werde. Sein Vorschlag fand Beistimmung, und der Sturm wurde in aller Stille vorbereitet, auch den Soldaten eine dreitägige Plünderung des Ketzernestes zugesagt, wobei die Versicherung ausgesprochen wurde, daß in der Stadt Reichthümer vorhanden seien, die sieben Königreiche werth wären.

Die Belagerten hatten keine Ahnung von der Gefahr, die sich über ihren Häuptern zusammenzog; einige Bewegungen der Geschütze im feindlichen Lager erweckten sogar die Hoffnung, daß Tilly im Begriff stehe, die Belagerung aufzuheben, um den Schweden entgegen zu ziehen. Am Morgen des 10. Mai 1631 begaben sich die meisten der von der Nachtwache ermüdeten Bürger in ihre Wohnungen, und die Wälle und Brustwehren blieben nur schwach besetzt. Die schon früh versammelten Räthe der Stadt verhandelten über die Antwort, die dem Trompeter Tilly's, der, um die Bürger in Sicherheit zu wiegen, abgesandt worden, gegeben werden sollte — als plötzlich Kanonendonner außerhalb erdröhnte.

Schickte sich der Feind zum Sturme an? Oder befand sich bereits der ersehnte Retter Gustav Adolf in der Nähe, und waren es dessen Geschütze, die der Stadt einen tröstenden Morgengruß entgegendonnerten? Doch schon drang Pappenheim, nachdem er — der Erste im Ansturme — die schwache Besatzung einer Schanze überrumpelt hatte, zugleich mit den Flüchtigen durch die Pforte auf das Bollwerk. Von hier aus ergoß sich die feindliche Schar mit dem Rufe: „Jesus Maria!" in die nächsten Straßen.

Nun erst wußte man in der Stadt, was geschehen war. Von den Thürmen ward Sturm geblasen, Alles griff zu den Waffen. Falkenberg, der wackere Befehlshaber der Stadt, warf sich auf sein Pferd, führte sein Regiment im Sturmschritt den Pappenheimern entgegen, brachte sie zum Weichen, fiel aber, von einer Kugel tödlich getroffen, gleich beim Beginn des Kampfes. Die Truppen, obgleich ihres Führers beraubt, kämpften heldenmüthig weiter; auch an anderen Orten fehlte es nicht an der tapfersten Gegenwehr. Der Feind jedoch, der auch durch das unbewacht gewesene Fischerthor in die Stadt gedrungen war, erschien mit jedem Augenblicke übermächtiger, erdrückte zuletzt die Vertheidiger und öffnete die Thore; von allen Seiten stürmten die wilden Horden in die Stadt, und das Gebrüll: „All' gewonnen, All' gewonnen!" durchhallte die Straßen.

Wer vermag die Greuel zu schildern, die nun von den entmenschten Soldaten in der unglücklichen Stadt ausgeübt wurden, die ihnen als „Ketzernest" und als „Sammelplatz unerhörter Reichthümer" überantwortet worden war! Gegen 30,000 Menschen wurden und zwar zum größten Theil auf das Entsetzlichste niedergemetzelt. Wenn man sich das Flehen der Geängstigten vergegenwärtigt, das zum Himmel erscholl, die Rufe der Verzweiflung,

das Geschrei und das Todesstöhnen der Schwerverwundeten, das unsägliche Leid, das Eltern empfanden, denen man die Kinder mordete, und das der Kinder, deren Eltern vor ihren Augen hingeschlachtet wurden, — wenn man sich vorstellt, daß die in die Elbe geworfenen Leichen sich an einer Stelle so häuften, daß sie den Strom in seinem Laufe hemmten, — dann erfüllt Grausen die Seele. Ein Flammenmeer überdeckte zuletzt ganz Magdeburg, seine Gluten verjagten endlich die unmenschlichen Würger, welche die Zerstörung der Stadt als „die Magdeburgische Hochzeit" feierten. Pappenheim schrieb an den Kaiser, „daß seit Eroberung Jerusalems und Troja's keine größere Victoria erhört worden sei", und bedauerte, „Dero kaiserliche Frauenzimmer nicht selbst zu Zuschauern gehabt und von ihnen den Ritterdank erhalten zu haben." — Unter den 3000 Einwohnern, die mit dem Leben davon gekommen waren, befand sich der Markgraf **Christian Wilhelm von Brandenburg**, der während des Kampfes verwundet und gefangen genommen worden war.

Gustav Adolf gegen Tilly. Während das grauenhafte Werk der Zerstörung Magdeburgs vor sich ging, fanden jene Unterhandlungen Gustav Adolf's mit dem Kurfürsten von Sachsen statt, durch die der König hingehalten und verhindert ward, seinem Herzenswunsche entsprechend, Magdeburg zu retten! Der König hatte gedroht, daß, wenn man ihm nicht entgegenkomme, sondern Magdeburg verloren gehen lasse, er die Sache der Protestanten in Deutschland aufgeben und nach Stockholm zurückgehen werde; die Schreckenskunde von dem entsetzlichen Untergange Magdeburgs berührte indessen sein Gemüth in solchem Grade, daß er hoch und heilig sich verschwor, Rache an dem „alten Korporal", wie er Tilly nannte, zu nehmen, und solle er ihn bis ans Ende der Welt verfolgen!

Einen Eindruck anderer Art hatte die Nachricht auf Georg Wilhelm gemacht. Mit Magdeburgs Fall schien ihm die Möglichkeit vollends dahin zu sein, daß Gustav Adolf sich in Deutschland halten könne, und er verlangte nun die schleunige Räumung Spandau's. Nun war die Geduld des Königs, die er gegen seinen Schwager bisher bewiesen hatte, erschöpft, und er beschloß, ohne weitere Rücksichtsnahme durchzuführen, was die Sache, für die er in den Kampf gezogen war, erfordere. Zwar löste er sein königliches Wort in Bezug auf Spandau, indem er die schwedische Besatzung herauszog; aber am nächsten Morgen stand er mit seinem Heere vor Berlin und ließ zahlreiche Geschütze gegen die Mauer auffahren.

Georg Wilhelm, der dadurch in die größte Bedrängniß gerieth, sandte sogleich einen Friedensboten an den König. Von der Schwiegermutter des Kurfürsten, der verwittweten Kurfürstin von der Pfalz, wurden die Bemühungen des Gesandten auf das Lebhafteste unterstützt. Die drei Tage lang andauernden Unterhandlungen endeten damit, daß ein Bündniß zwischen dem Könige und dem Kurfürsten zu Stande kam, nach welchem sich Beide verpflichteten, gemeinsam für die bedrohte Sache der Glaubensfreiheit einzustehen. Infolge dessen ward Spandau den Schweden wieder eingeräumt, und der Kurfürst verpflichtete sich, monatlich 30,000 Thaler zur Kriegführung zu zahlen. In Bezug auf die Festung Küstrin ward die Bestimmung hinzugefügt, daß dieselbe den Schweden jederzeit zum freien Durchzuge und im Nothfalle auch zur Zuflucht offen gehalten werden solle.

Schwarzenberg war zwar fern, doch wußte der König, daß er in brieflichem Verkehr mit Georg Wilhelm stand. Er fürchtete den üblen Einfluß dieses Mannes auf seinen Schwager immer noch in dem Maße, daß er verlangte, die Bestimmung, die sich auf Küstrin beziehe, solle von dem Befehlshaber beschworen werden, was denn auch geschah. Dem Könige war eine solche Vorsichtsmaßregel in der That nicht zu verdenken; denn kaum hatte der Kurfürst mit ihm das Bündniß abgeschlossen, so ward auch schon ein Entschuldigungsschreiben an den Kaiser abgesendet! —

Gustav Adolf hatte durch das Zustandekommen des Bündnisses einige feste Punkte und damit die Möglichkeit gewonnen, sich bei schwankendem Kriegsglücke doch halten zu können. Nachdem er die Herzöge von Mecklenburg wieder feierlich in ihre Lande eingesetzt, auch ein Bündniß mit den Russen geschlossen hatte, rückte er mit seinem Heere gegen die Elbe vor.



Magdeburg zur Zeit der Belagerung im Jahre 1631.

Während dies geschah, rüstete der wackere Landgraf Wilhelm von Hessen für den Schwedenkönig Gustav Adolf. Tilly forderte ihn auf, seine Truppen zu entlassen, worauf er antwortete: „das könne er nicht; fremdes Kriegsvolk wolle er nicht aufnehmen; Angriffen werde er zu begegnen wissen; fehle es Tilly an Geld und Mannschaften, so möge er sich an die Vorrathskammern in München wenden.“ — Dieses Zeichen einer wieder erwachenden mannhafteren Gesinnung unter den protestantischen Fürsten, die lange genug sich der Uebermacht gebeugt hatten, erfüllte Tilly mit einem solchen Zorn, daß er dem Landgrafen die herbste Züchtigung zu ertheilen beschloß. Als er sich aber eben zur Ausführung anschicken wollte, vernahm er die Annäherung des schwedischen Heeres. — Wir wissen schon, daß Tilly die Kriegstüchtigkeit seines königlichen Gegners nicht unterschätzte. Aber auch dieser wußte, daß, indem er nun daran ging, mit dem erfahrenen, im Kriege ergrauten Heerführer zu ringen, sein eigenes Feldherrntalent die Feuerprobe zu bestehen haben werde. War doch Tilly aus nicht weniger als dreiunddreißig Schlachten und Gefechten als Sieger hervorgegangen!

Das Zusammentreten der protestantischen Fürsten in Leipzig zu dem Zwecke, eine Art Mittelmacht zwischen dem Kaiser und dem Könige von Schweden zu bilden, hatte dem Kaiser im höchsten Grade mißfallen. Mit Waffengewalt wurden die süddeutschen Theilnehmer des Bündnisses genöthigt, von demselben zurückzutreten, während an Tilly der Befehl erging, in Sachsen einzurücken. Infolge dessen ließ Tilly den Kurfürsten von Sachsen auffordern, kaiserliche Truppen in Sachsen aufzunehmen. Die Weigerung beantwortete er mit einem Einfall in das sächsische Land; Gewaltthätigkeiten aller Art wurden ausgeübt, 200 brennende Dörfer bezeichneten Tilly's Weg. Er rückte vor Leipzig. Nach kurzer Beschießung erschienen Abgeordnete der Stadt im Lager bei Tilly und begehrten wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Um sich besser vertheidigen zu können, hatten die Leipziger bei Annäherung des Feindes ihre Vorstädte abgebrannt, nur das Haus des Todtengräbers war vom Feuer verschont geblieben. In diesem Hause, dessen Inneres von dem Besitzer mit gemalten Schädeln, Todtengebeinen und Särgen ausgeschmückt war, sollten die Verhandlungen stattfinden. Als Tilly eintrat, schrak er zusammen und entfärbte sich; über die Seele des alten Helden kam ein Beben, wie es ihm bisher fremd gewesen war; — er sah in Dem, was sich seinen Blicken hier bot, eine böse Vorbedeutung. An den Verhandlungen betheiligte er sich fast gar nicht und gewährte schließlich der Stadt durchaus günstige Bedingungen.

Gustav Adolf in Wittenberg. Der Einfall Tilly's in das sächsische Land hatte die Folge, daß der Kurfürst von Sachsen dem Könige von Schweden in die Arme getrieben wurde und er sich zu einem festen Bündnisse mit Gustav Adolf herbeiließ. Als dieser bei Wittenberg über die Elbe ging, erschienen die Professoren und Studenten der Stadt in feierlichem Zuge vor ihm, um ihm ihre Huldigung darzubringen. „Aus diesem Orte und durch euch“, sagte der König in seiner Antwort, „ist das Licht des Evangeliums zu uns gekommen; weil es aber durch die Feinde will verdunkelt werden, müssen wir zu euch kommen, um dies Licht, nächst Gott, wieder anzuzünden.“ Bei Düben vereinigte sich das sächsische Heer mit dem Heere des Königs von Schweden, und es ward Kriegsrath gehalten, dem die beiden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen beiwohnten. Da das sächsische Land von den Kaiserlichen furchtbar verheert ward, so drängte der Kurfürst von Sachsen mit Lebhaftigkeit zur Schlacht.

Die vereinigten Streitkräfte, über die Gustav Adolf jetzt zu verfügen hatte, betrugen zwar etwa eben so viel, wie die seines Gegners, nämlich gegen 35,000 Mann; jedoch die Sachsen, 20,000 Mann an der Zahl, waren eben erst zusammengelesene junge Mannschaften, die sich demnach an Kriegstüchtigkeit mit den Gegnern nicht messen konnten.

In Anbetracht dieses Umstandes schien es dem Könige geboten, vorerst noch ein Haupttreffen zu vermeiden, „denn“, sagte er zu Johann Georg, „wenn die Schlacht unglücklich ausfällt, fangen eine Krone und zwei Kurhüte an zu wanken. Die Krone kann zwar einen breiten Graben (die Ostsee) zwischen sich legen; mit den Kurhüten aber ist es dann schlimm bestellt!“

Auf Andringen des Kurfürsten rückten die Schweden dennoch auf dem Wege nach Leipzig gegen Tilly vor. An diesen trat nun die Frage, ob es wohlgethan sei, eine Entscheidungsschlacht anzunehmen oder eine solche noch aufzuschieben. Er war unschlüssig; Pappenheim, wie immer von wilder Kampfgier beseelt, drang auf die Schlacht. In der Nacht vom 16. auf den 17. September standen die Heere einander bereits gegenüber.

Schlacht von Breitenfeld. Der Morgen des 17. September brach an, die Wachtfeuer erloschen, die Sonne stieg höher und höher, aber keiner der beiden Feldherren mochte den Befehl zum Angriff geben. Tilly suchte seinen Soldaten einzureden, daß Ketzer noch niemals eine Schlacht gewonnen hätten; aber sein Glaube an einen günstigen Erfolg mußte doch, trotz seiner dreiunddreißig Siege, schwach sein, denn er zögerte noch immer.



Tilly im Kriegsrath im Todtengräberhäuschen zu Leipzig. Nach Camphausen.

Indessen ward es unruhig auf dem linken Flügel der Kaiserlichen. Pappenheim war mit 2000 Reitern vorgegangen, um ein Dorf gegen den anrückenden Feind, der seine Stellung zu verbessern suchte, zu vertheidigen. Sein Widerstand war aber fruchtlos; er rückte nun mit seinen berühmten Wallonen gegen die schwedischen Dragoner auf dem linken feindlichen Flügel vor, die Anfangs wie eine Mauer standen, dann, als der Feind sie fast berührte, links und rechts schwenkten, so daß die herzubrausenden Wallonen plötzlich das Fußvolk vor sich sahen. Eine Kugelsaat aus großen und kleinen Feuerschlünden sauste ihnen entgegen, wodurch Tod und Verderben in die Reihen der Kaiserlichen einbrach und sie zum schleunigen Rückzug genöthigt wurden. Es sei hier gleich gesagt, daß sie im Verlaufe der Schlacht siebenmal in gleich furchtbarer Weise anstürmten und siebenmal gleich blutig zurückgewiesen wurden. Pappenheim hatte in seinem Ungestüm wider den Befehl des Feldherrn den Angriff auf einen Flügel eröffnet.

Gustav Adolf redete nun seine Truppen an. „Gott, der augenscheinlich unsere Fahnen beschützt hat“, sagte er, „wird uns den Sieg verleihen. Scheuet die Gefahren des Kampfes nicht, bleibet bei euren Fahnen und fechtet unerschrocken unter den Augen des Königs, der euch liebt wie seine Kinder, der da Zeuge sein wird von euren Thaten und jede Gefahr, die euch bevorsteht, freudig mit euch theilt!“ Darauf stieg der König vom Pferde, warf sich im Angesichte des Heeres auf die Kniee nieder und betete inbrünstig. Dann ließ er Tilly durch einen Trompeter die Schlacht anbieten. Tilly erwiederte höflich, „es gereiche ihm zu Ehre, Seiner Majestät zu Willen zu sein.“

Alsbald erscholl aus den Reihen der Kaiserlichen der Schlachtruf „Jesus Maria!“ — „Gott mit uns!“ war die Antwort der Protestanten.

Die Hauptmasse der Heere bewegt sich nun gegen einander, während auf dem linken Flügel die Streiter schon mit einander ringen. Kanonendonner erschüttert die Erde. Tilly wendet sich mit rascher Schwenkung gegen die Sachsen und wirft sie nach kurzer Gegenwehr zurück.

Die Flucht der Sachsen erweckt in Tilly den Glauben, es sei der Erfolg für ihn jetzt nicht mehr zweifelhaft, und sogleich werden Siegesboten nach Wien und München gesendet. Die alte Zuversicht ist wieder bei ihm eingekehrt. Jetzt wendet er sich mit seinen siegestrunkenen Truppen in raschem Ansturm gegen den linken Flügel der Schweden. Doch hier findet er denselben eisernen Widerstand, wie Pappenheim auf seiner Seite, der jetzt bereits in mehreren wüthenden Stürmen das Blut der Seinen nutzlos vergeudet hatte.

Wie immer, wo es galt, entzieht sich auch heute Gustav Adolf nicht der drohenden Gefahr. Im dichtesten Gewühl sieht man seine Heldengestalt, deren Anblick die Seinen zu immer neuen Anstrengungen entflammt. Ein Hauptmann bittet ihn flehentlich, nicht so vermessen vorzustürmen. Heitern Angesichts antwortet er: „Gott der Allmächtige lebt!“ — Der Held glaubte an die Wahrheit und den endlichen Sieg seiner Sache. „Was thut's, wenn ich, der Einzelne, falle? Gott lebt, er wird Andere erwecken, die dann meine Stelle einnehmen!“

Indeß gelingt es den Schweden nach heißem Ringen, den Feind zurückzudrängen und sich der Anhöhe zu bemächtigen, auf der die feindlichen Batterien stehen. Die Geschütze werden umgewandt, und bald speien sie nun Tod und Verderben den Feinden nach. Verwirrung bricht in die Reihen derselben ein, es beginnt eine wilde Flucht. Sechstausend Wallonen suchen sich in einem Gehölz zu halten; sie werden bis auf sechshundert zusammengehauen. Das ganze kaiserliche Heer befindet sich auf der Flucht.

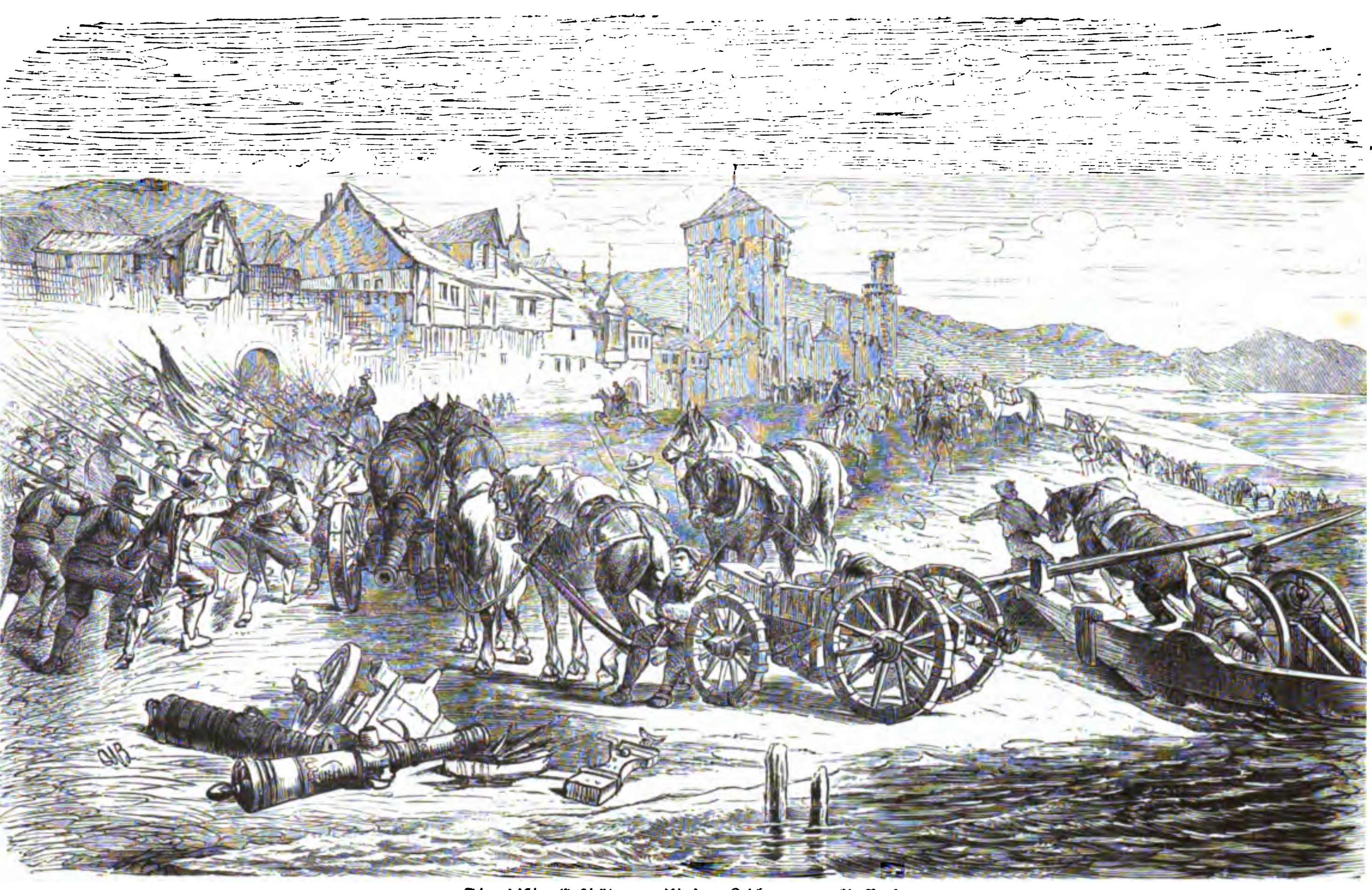
Der alte Tilly hat sich umsonst bemüht, wieder Ordnung in die aufgelösten Reihen der Seinen zu bringen. Endlich, fast schon zu spät für die eigene Sicherheit, muß auch er dem Strome der Fliehenden sich anschließen. Ein schwedischer Rittmeister, „der lange Fritz“, der ihn erkannt hat, jagt ihm nach, erreicht ihn, trifft sein Haupt mehrmals mit dem Kolben einer schweren Pistole und würde ihn unfehlbar todt oder lebendig in seine Hände bekommen haben, hätte nicht der in der Nähe befindliche Herzog von Lauenburg noch zur rechten Zeit die Gefahr bemerkt, in der der kaiserliche Feldherr schwebte. Er sprengt herzu, schießt den Rittmeister vom Pferde, und Tilly, fast bewußtlos, wird nun von ihm auf der Flucht mit hinweggerissen.

Siebenhundert Schweden, zweitausend Sachsen, dagegen achttausend Kaiserliche decken das Schlachtfeld; eine fast gleiche Anzahl Kaiserlicher wird auf der Flucht gefangen.

Das war die erste Schlacht bei Leipzig, gewöhnlich die Schlacht bei **Breitenfeld** genannt.

Heutigen Tages erhebt sich zum Gedächtniß an das Ereigniß auf dem Schlachtfelde ein mit Tannenbäumen umpflanzter Hügel, auf dem ein einfacher Würfel von Sandstein ruht. Auf den vier Seiten desselben stehen die Worte:

„Glaubensfreiheit für die Welt
Rettete bei Breitenfeld
Gustav Adolf, Christ und Held,
Den $^{7}/_{17}$. September 1631.“



Schwedische Geschütze am Rhein. Zeichnung von A. Beck.

Triumphzug durch Deutschland.

Nur dieses einzigen Sieges hatte es bedurft, um die seit elf Jahren errungenen Vortheile der katholischen Partei in Deutschland vollständig zu vernichten. Deutschland stand dem Sieger offen. Der Kurfürst von Sachsen war von Dankbarkeit gegen Gustav Adolf und von Bewunderung für ihn so hingerissen, daß er den Wunsch äußerte, der König möge sich um die deutsche Kaiserkrone bewerben; er werde ihm seine Stimme bei der Wahl zuwenden.

Dem Könige standen jetzt zwei Wege offen, auf denen er seinen Sieg verfolgen konnte. Er konnte entweder durch Böhmen in Oesterreich eindringen, um dem Kaiser einen günstigen Frieden abzunöthigen, oder durch Mittel- und Süddeutschland ziehen, um durch völlige Vernichtung der Macht der Liga und durch Vereinigung der zersplitterten protestantischen Kräfte sein Heer zu verstärken. Er wählte das Letzere, drang unaufhaltsam gegen den Süden vor, und wurde auch hier überall vom protestantischen Volke als Retter begrüßt.

Von seinen Wunden genesen, wollte Tilly eine zweite Schlacht annehmen, um die Scharte auszuwetzen, doch Maximilian von Bayern verhinderte das Wagniß, da zu viel auf dem Spiele stehe.

Am 27. November hielt der König unter dem Freudenrufe der Bürgerschaft seinen Einzug in Frankfurt am Main. An einzelnen Orten zog ihm die Bevölkerung, Freudenthränen weinend, entgegen, drängte sich an ihn, und wer es vermochte, seiner Person nahe zu kommen, küßte seine Hände, Füße oder den Saum seines Gewandes. Bei einer solchen Gelegenheit sprach er die Worte aus: „Unsre Sachen stehen auf einem guten Fuß, allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, als ob diese Leute mich so recht zu ihrem Abgotte machten? Wie leicht könnte der Gott, welcher den Stolzen demüthigt, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein sterblicher Mensch bin!"

Gegen Ende des Jahres legte der König seine Truppen, die durch Kämpfe, Märsche und Belagerungen ermüdet waren, auf der linken Seite des Rheins in Winterquartiere.

Nun trat er in Friedensunterhandlungen, zunächst mit dem Herzoge von Bayern, als dem Haupte des Bundes der katholischen Fürsten. Sie blieben erfolglos, da die Liga sich nicht dazu verstehen wollte, alle gewonnenen Vortheile zu opfern. Hierauf begannen Verhandlungen mit dem Kaiser. Gustav Adolf stellte folgende Friedensbedingungen:

1) Widerruf des Restitutionsedikts und Ersatz des durch die Ausführung desselben verursachten Schadens;

2) völlige Religionsfreiheit für das Reich;

3) Wiederherstellung Böhmens, Mährens und Schlesiens in ihrem alten Zustand und Zurückrufung aller Landesflüchtigen;

4) Wiedereinsetzung Friedrich's V. (der sich jetzt im Lager des Königs befand);

5) Vertreibung aller Jesuiten als Friedensstörer aus dem Reiche;

6) gleichmäßige Besetzung aller geistlichen Stifter durch evangelische und katholische Mitglieder.

Es sei im voraus erwähnt, daß Dasjenige, was Gustav Adolf durch Aufstellung dieser Bedingungen für Deutschland erstrebte, nicht erreicht wurde; aber denkwürdig bleiben diese Forderungen doch, und zwar einmal deshalb, weil sie ein helles Licht auf die Verhältnisse jener Zeit werfen; fürs Andere, weil sie zeigen, um wie viel Gustav Adolf die unendliche Mehrzahl seiner Zeitgenossen an Klugheit überragte.

Man kann sich denken, welche Bewegung ein Verlangen dieser Art im katholischen Lager hervorrufen mußte! Für die Väter Jesu gab es jetzt viel zu thun, und die katholischen Fürsten wurden von ihnen beschworen, ihre Sache nicht so schnell aufzugeben. Was mag ein Ferdinand damals empfunden haben, der sich lange schon daran gewöhnt hatte, das protestantische Deutschland zu seinen Füßen liegen zu sehen, und welcher der völligen

Ausrottung des Protestantismus schon vollkommen sicher gewesen war! Und Wallenstein, der stumm und verdrossen der kommenden Dinge harrte — was mochte in dem Kopfe dieses ehrgeizigen, tiefblickenden Mannes vor sich gehen, als er die Macht der katholischen Liga durch das Schwert Gustav Adolf's zerschellen sah, als er von der Verlegenheit des Kaisers vernahm, der ihn seinen Neidern geopfert hatte? Hatte er etwa dies Alles vorausgesehen, und lebte er jetzt nicht der Zuversicht, daß man eines Tages an seine Pforte klopfen und ihn demüthig bitten würde, wieder zum Schwerte zu greifen? — Einem deutschen Seher — Friedrich Schiller — war es vorbehalten, uns durch sein Drama „Wallenstein“ Blicke in das Geistesleben jenes Mannes thun zu lassen. Wem die Geschichte etwas Anderes ist, als eine Anreihung von Zahlen und Namen, etwas Anderes als eine trockene Aufzählung von Begebenheiten, der wird auch den geschichtlichen Werth des genannten Dramas würdigen.

Doch verfolgen wir den weiteren Verlauf unserer Geschichte. Die Katholiken verstanden sich nicht zur Annahme der von dem Schwedenkönige gestellten Bedingungen. Dazu wäre ein noch weit größerer Grad der Bedrängniß nöthig gewesen.

Während Gustav Adolf das südliche Deutschland durchzogen hatte, war das sächsische Heer in Böhmen eingerückt, und der Kurfürst von Sachsen, dem das ganze Land fast ohne Widerstand zugefallen war, hätte nun leicht unter den Einwohnern Schlesiens, Böhmens und Mährens, die so grausam gepeinigt worden waren, eine allgemeine Erhebung gegen den Kaiser hervorrufen und diesen in die Enge treiben können. Leider begann er das Werk lau zu betreiben. Welches Unheil für die spätere Zeit würde im Keime erstickt worden sein, wenn er sich auch nur Wallenstein's bemächtigt hätte, der, unter seinen Augen, bald in Prag, bald auf seinen Gütern, in gewohnter Pracht lebte. Aber wie er es nicht wagte, gegen den Kaiser die Hand zu erheben, so ließ er auch Wallenstein gänzlich unbehindert.

Im März 1632 rückte Gustav Adolf in Franken ein. Mit unendlichem Jubel sah er sich in Nürnberg empfangen; er verfolgte darauf die Richtung, die Tilly, der während des Winters eine neue beträchtliche Streitmacht gesammelt hatte, eingeschlagen, und traf ihn am Einflusse des Lech in die Donau, bei dem Städtchen Rain. Trotz der stark verschanzten Stellung gelang es dem Könige (am 16. April), den Uebergang über den Lech zu erzwingen und den Feind in die Flucht zu schlagen. Der dreiundsiebzigjährige Tilly ward am Knie von einer Stückkugel verwundet und starb vier Tage darauf zu Ingolstadt.

Dorthin hatte sich der Kurfürst Maximilian fliehend zurückgezogen, weil er den starken Mauern der Feste vertrauen konnte. Gustav Adolf erschien nun vor der Stadt. Als er die Befestigungswerke besah und sich zu nahe heran wagte, ward sein Pferd von einer Kanonenkugel durchbohrt. Seine Begleiter, von Todesschrecken ergriffen, hielten den König für verloren. Doch schon wand er sich unter dem zusammengestürzten Rosse hervor und sagte scherzend: „Die Birne ist noch nicht reif!“ Am 17. Mai rückte er in München ein und nahm seine Wohnung im kurfürstlichen Schlosse, dessen Bauart ihm außerordentlich gefiel. Er fragte den Schloßvogt nach dem Baumeister, und als ihm von demselben Maximilian als der Erbauer des Schlosses bezeichnet ward, sagte er: „Ich wollte, ich könnte diesen Baumeister nach Stockholm senden.“ Am folgenden Tage besuchte Gustav Adolf das Zeughaus, wo 140 Kanonen gefunden wurden, die unter dem Boden versteckt worden waren. „Steht auf, ihr Todten, und kommt zu Gericht!“ sagte er mit heiterem Antlitz. Die größte der Kanonen, die „Sau“ genannt, hatte 30,000 Dukaten in ihrem Bauche. Geschütze und Geld wurden als gute Beute mit hinweg geführt. — Inzwischen hatte Gustav Adolf durch weitere Bündnisse sich gestärkt und wurde so mit jedem Tage mehr Herr der Geschicke Deutschlands.

An wen anders konnte sich der Kaiser in dieser Noth wenden, als an den finstern, schweigsamen Mann in Böhmen, der seine Zeit so gut verstand wie Gustav Adolf, der aber dies Verständniß nicht wie dieser dazu anwandte, der Menschheit in ihrem Streben, auf dem Wege des Lichtes und ewigen Rechtes fortzuschreiten, mit allen seinen Kräften förderlich zu sein — sondern nur, um seinem verderblichen Triebe des Ehrgeizes Genüge zu thun!



Anwerbung von Rekruten für Wallenstein's Armee. Zeichnung von Ludwig Burger.

Wallenstein's Wiederauftreten und sein Ende.

Es erschien eine kaiserliche Gesandtschaft bei Wallenstein — er wies sie ab. Auch Maximilian von Bayern, von der Noth gedrängt, ließ den Grollenden und zwar in demüthigster Weise bitten, doch noch einmal seine stolze Ruhe zu verlassen und den Feldherrnstab zur Hand zu nehmen. Er lehnte wiederholt ab.

Endlich, auf nochmalige Vorstellungen des Kaisers und des Kurfürsten, stellte Wallenstein seine Bedingungen — er konnte es jetzt. Er verlangte vor Allem die unumschränkteste Obergewalt über das zu stellende Heer — also Freilassung von jeder Verpflichtung, Befehle anzunehmen, mochten sie nun vom Kaiser, von Maximilian oder einem andern Fürsten kommen. Ferner beanspruchte er ein österreichisches Erbland und die Oberlehnsherrschaft über alle Eroberungen. Alles in Allem verlangte er, in Wirklichkeit Das zu werden, was der Kaiser dem Namen nach bleiben sollte. Im Grunde war er — bei Annahme seiner Forderungen — oberster Gebieter des katholischen Deutschlands.

Aber was sagten die geistlichen Berather des Reichsoberhauptes, die Väter Jesu, zu solchen Bedingungen? — Nun — wir kennen ihre Grundsätze. Was bleibt übrig? sagten sie. Jetzt brauchen wir den Friedländer, wir gestehen ihm daher zu, was er verlangt. Und wenn er das zu Stande gebracht hat, was wir im Auge haben, dann muß er wieder weichen, wie vormals! — Deutete aber das Verlangen nach der Machtfülle, welche Wallenstein beanspruchte, wol darauf hin, daß er gesonnen sei, zum zweiten Male mit der Miene der Entsagung das Schwert aus der Hand zu legen, und wieder nach Böhmen zu gehen, um die Sterne zu beobachten?

Genug, die Bedingungen Wallenstein's wurden angenommen; der Löwe schüttelte den Friedensstaub von sich und trat finsteren Auges hervor aus seiner Höhle. Der Name Wallenstein ging wie ein rollender Donner durch Deutschland; es währte nur kurze Zeit, so waren ihm Abenteurer und Söldner in solcher Menge zugeströmt, daß er mühelos den Kurfürsten von Sachsen aus Böhmen zu vertreiben vermochte. Bald danach rückte er mit 40,000 Mann ins Feld und schlug, den Bitten Maximilian's nachgebend, den Weg nach Bayern ein.

Gustav Adolf bezog ein befestigtes Lager bei Nürnberg; Wallenstein verschanzte sich auf den eine Stunde vom schwedischen Lager entfernten Höhen. Die Augen von ganz Deutschland waren auf die beiden Ringer gerichtet.

Gustav Adolf bot dem Feinde eine Schlacht an, Wallenstein nahm sie nicht an, blieb vielmehr unbeweglich in seiner Stellung. So lagen sich die Heere wochenlang unthätig gegenüber. Endlich beschloß der König, das Lager der Kaiserlichen zu stürmen. Wiederholte Angriffe mißlangen; 2000 Schweden lagen, von den Kugeln aus den starken Schanzen zerschmettert, auf den schmalen Zugängen der Höhen, dem Könige selbst ward von einer Stückkugel die Sohle vom rechten Stiefel gerissen. — Wiewol der Muth der Kaiserlichen sich wieder gehoben hatte, verließ Wallenstein doch weder seine starken Verschanzungen, noch nahm er eine auch jetzt wiederholt ihm angebotene Schlacht an. Nun zog Gustav Adolf mit klingendem Spiele an dem feindlichen Lager vorüber und wandte sich südwärts der Donau zu.

Fünf Tage später verließ Wallenstein seine Stellung und schlug mit seinem Heere die Richtung auf Sachsen ein, um zunächst dies Land zu einem Bündnisse mit dem Kaiser zu zwingen. Gewaltthätigkeiten in der uns bekannten Art bezeichneten seinen Weg; bald war das unglückliche Sachsenland von den beutegierigen Wallenstein'schen Horden überschwemmt. Sie wähnten hier um so schonungsloser hausen zu dürfen, als der Kurfürst von Sachsen in Böhmen eingefallen war. Dieser Fürst, der es jetzt schwer bereuen mochte, daß er sich Wallenstein's im vergangenen Jahre nicht bemächtigt und den Krieg in Böhmen nicht kraftvoller geführt hatte, sandte Eilboten an Gustav Adolf und bat ihn, das Land, wie im vorigen Jahre von den Tilly'schen Scharen, so jetzt von den Wallensteinern zu befreien. — Gustav Adolf rückte in Eilmärschen herzu und traf am 11. November in Naumburg ein. Wallenstein glaubte, der König wolle, da die Jahreszeit schon rauh geworden war, in diesem Jahre sich nicht mehr schlagen, und beabsichtige, seine Truppen in Winterquartiere zu legen. Deshalb gab er dem Grafen Pappenheim den Befehl, mit einer starken Heeresabtheilung nach Köln aufzubrechen, um diese Stadt, die gerade von schwedischen Truppen hart bedrängt ward, zu entsetzen.

Schlacht bei Lützen. Kaum hatte Pappenheim zwei Tagemärsche zurückgelegt, so ging Gustav Adolf gegen Leipzig vor. Aber auch jetzt noch war ihm Wallenstein an Zahl der Truppen überlegen. Am 15. November standen die Heere einander schlagfertig gegenüber. Gustav Adolf bestimmte in der Nacht, die er wachend in einem Wagen zubrachte, daß, falls er in der Schlacht falle, der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, der damals 28 Jahre zählte und sich als tapferer, umsichtiger Kämpfer erwiesen hatte, den Oberbefehl über das Heer übernehmen solle.

Dichter Nebel überdeckte am Morgen des 16. November die Gefilde; erst gegen neun Uhr begann es heller zu werden. Wallenstein, eine gute Stellung einnehmend, hatte auch hier beschlossen, dem Gegner den Angriff zu überlassen.

Während nun das katholische Heer in tiefem Schweigen den Bewegungen des schwedischen Heeres entgegensah, ritt Gustav Adolf im leichten Lederkoller und ohne Harnisch von Abtheilung zu Abtheilung und munterte die Krieger mit begeisterten Worten zum Kampfe auf. Darauf stimmte das Heer unter Trompetenschall das Lied an: „Ein' feste Burg ist unser Gott" und rückte langsam zum Angriff vor, während das Dorf Lützen, auf Befehl Wallenstein's angezündet, in Flammen aufging. Plötzlich brausten, einem Sturmwinde gleich, die schwedischen blauen Reiter gegen den linken Flügel des Feindes heran.

Der König befand sich in ihrer Mitte. Von einer Kugelsaat der jenseits der Gräben verdeckt gehaltenen Batterien empfangen, stutzen die Schweden einen Augenblick; zur Rechten und zur Linken Gustav Adolf's stürzen seine Treuen, sein Roß bricht unter ihm zusammen. Schnell schwingt er sich auf ein frisches Pferd, dann setzt das ganze Geschwader über die Gräben, und die feindliche Reiterei wird geworfen. Piccolomini's Kürassiere rücken vor. Auch sie vermögen der unwiderstehlichen Tapferkeit der Schweden nicht Stand zu halten und weichen.

Gustav Adolf's Tod. Mit gleicher Tapferkeit hatten indeß auch in der Mitte und auf dem linken Flügel die Schweden die Schlacht eröffnet. Schon waren von den großen Vierecken des kaiserlichen Fußvolks zwei gesprengt worden, und eben begann der Angriff auf das dritte. Diesem sandte Wallenstein, der wegen eines Gichtleidens aus einer Sänfte die Schlacht leitete, eine starke Hülfsschar, und es gelang, die Schweden zurückzudrängen. Kaum bemerkt dies der König, so eilt er mit dem gelben Reiterregimente den Bedrohten zu Hülfe. Von seiner Kampfbegier hingerissen, sprengt er den Seinen voran; nur der Herzog von Lauenburg, der Edelknabe Leubelfing und zwei Reitknechte sind bei ihm. Dem Feinde nahe, wird sein linker Arm von einer Kugel zerschmettert. Einer der Reiter ruft: „Der König blutet!"

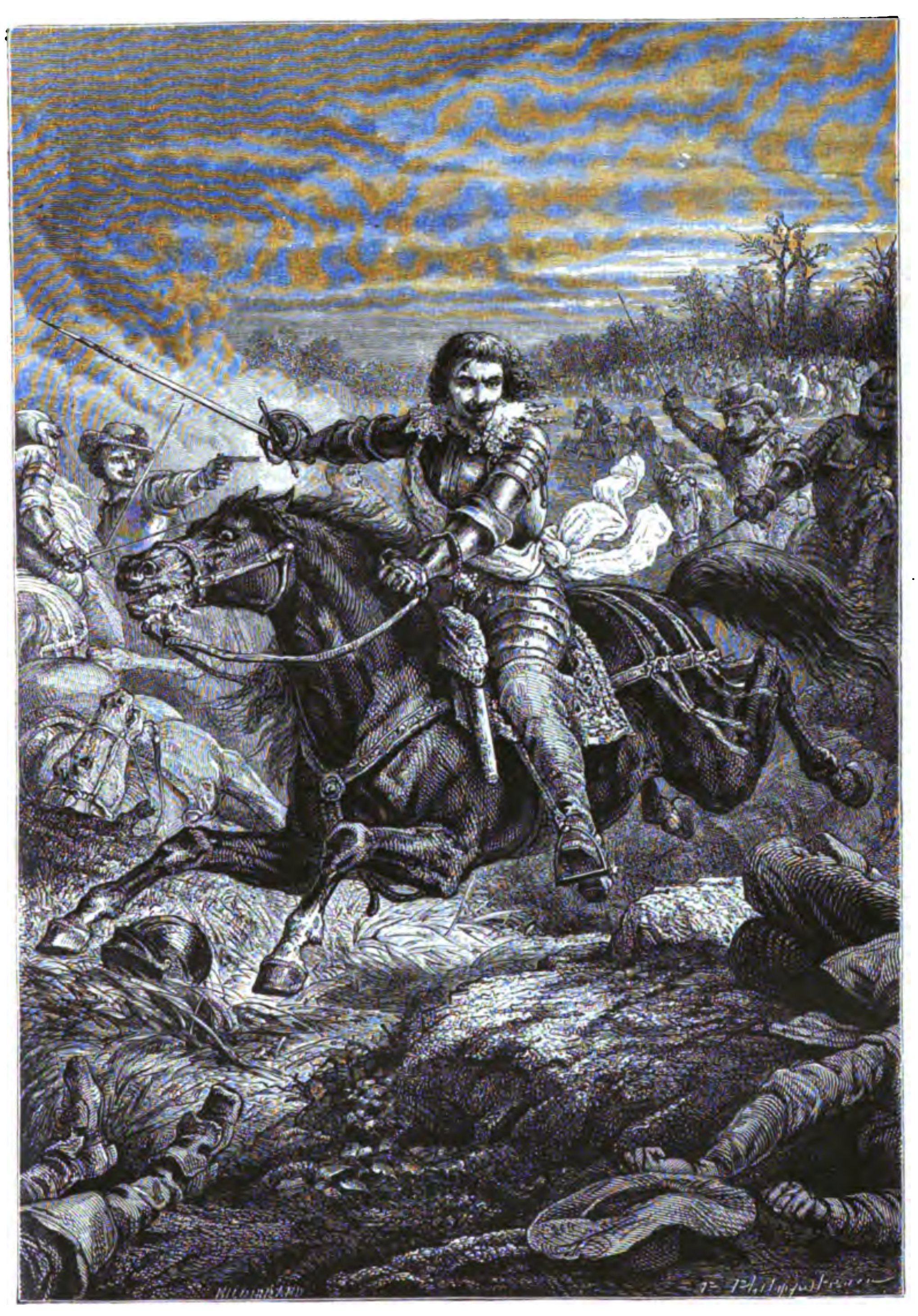
„Es ist nichts — folgt mir!" entgegnet er, indem Todesbläſſe sein Angesicht überzieht. Bald aber fühlt er, daß er sich nicht lange mehr werde aufrecht halten können, und er bittet den Herzog in französischer Sprache, ihn aus dem Gefechte zu führen. Dieser schlägt einen Umweg ein, um möglichst zu verhindern, daß die Schweden ihren verwundeten König sehen. Kaiserliche Reiter sprengen herzu. Der Anführer derselben, Oberstlieutenant von Falkenberg, feuert eine Pistole auf den König ab. Die Kugel dringt ihm in das Rückgrat. „Bruder", sagt er zu Lauenburg, „ich habe genug; suche dein Leben zu retten." Er sinkt vom Pferde, bleibt mit dem Fuße im Steigbügel hängen, und das scheugewordene Roß schleift ihn eine Strecke auf den Boden dahin. Der Edelknabe sprengt ihm nach, schwingt sich vom Pferde und bietet ihm dasselbe an. Der König versucht sich aufzurichten, vermag es aber nicht. Doch schon sind kaiserliche Reiter herzugekommen, die ihre Pistolen auf den König abfeuern. Ein Schuß dringt dem Könige durch die Schläfe — er haucht seine Heldenseele aus. Von einer Kugel durchbohrt und von Schwerthieben getroffen, sinkt der Edelknabe todt neben der entseelten Hülle seines Fürsten nieder. Beide werden von den Reitern geplündert; nicht einmal die Kleider läßt man ihnen.

Auf dem linken Flügel hatten inzwischen die Schweden bedeutende Vortheile errungen, die ihnen jedoch durch einen kühnen Angriff der Kroaten wieder entrissen wurden. Aber schon rückte der tapfere Bernhard von Weimar heran, schlug die Kroaten in die Flucht und schickte sich eben an, stürmend vorzudringen — da jagt des Königs von Blut übergossenes Pferd über das Schlachtfeld. Tödlicher Schrecken durchzuckt die Glieder des schwedischen Heeres. „Der König ist todt! — der König todt!" erschallt es von Mund zu Munde.

Bernhard von Weimar kennt seine Pflicht. „Soldaten", ruft er mit einer Begeisterung, als ob die entflohene Heldenseele des großen Todten über ihn gekommen sei, „Soldaten, unser Hort ist todt! Für mich hat das Leben keinen Werth mehr, wenn ich seinen Fall nicht rächen kann! Auf den Feind! Wer den König liebt, beweise seine Liebe jetzt durch die That!" — „Rächet den König! rächet ihn! rächet ihn!" Dieser Ruf braust mit donnerähnlicher Gewalt durch das schwedische Heer; Alles dringt vor, unaufhaltsam. Die Vierecke des Feindes werden gesprengt, die Mitte weicht, auch der linke Flügel vermag sich nicht mehr zu halten.

Indeß ist auch der Windmühlenberg, der wichtigste Punkt auf feindlicher Seite, gewonnen, die Batterien werden auf die fliehenden Kaiserlichen gewandt und verwüsten die Reihen der Fliehenden. In diesem Augenblicke erhalten die Kaiserlichen Verstärkung.

Wallenstein hatte dem wilden Pappenheim Eilboten nachgesandt, und es war diesem möglich geworden, vor Ausgang der Schlacht noch mit der Reiterei herbeizueilen.



Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar.

An der Spitze seiner sieggewohnten Kürassiere sprengt er dem Feinde entgegen. Da durchbohren zwei Kugeln seine Brust, und auch er sinkt sterbend vom Pferde. Doch das hält die Geharnischten nicht auf. Sie dringen in die Reihen der ermatteten Schweden ein; Wallenstein, der bisher mitten im Kugelregen kalten Blutes die Schlacht geleitet hat, weiß den sich bietenden Vortheil sogleich zu benutzen; es gelingt ihm, die Schlachtordnung wieder herzustellen. Das Glück wendet sich, die Schweden weichen. Doch Bernhard ruft die bisher aufgesparte Reserve ins Feuer. Die ganze Linie rückt aufs Neue zum Angriffe vor, die Kaiserlichen vermögen sich nicht zu behaupten, sie weichen überall.

Der Sieg ist gewonnen! Wallenstein, knirschend vor Wuth, muß das Schlachtfeld räumen und seine sämmtlichen Kanonen dem Sieger überlassen. In der Nacht beim Fackelschein suchen die Schweden die Leiche ihres Königs und finden sie endlich unter Haufen anderer Todten. — Unbeschreiblich war der Schmerz um den Tod des Helden im ganzen protestantischen Deutschland. In einem damals erschienenen Trauerliede heißt es:

„Im Anfang deiner Thaten
Ein tapf'rer Gideon
Am End' ist dir's gerathen,
Stirbst, gleich wie ein Samson,
Mit deinen Feinden alle,
Auch mit Schalle,
Träg'st doch den Sieg davon."

Die einbalsamirte Leiche des Königs wurde über Wittenberg nach Wolgast und von dort zu Schiffe nach Stockholm geführt. Der Held und Hort der Protestanten war zwar dahin, aber — auch der Zauber des Namens Wallenstein war geschwunden.

Welche Stellungen werden jetzt Fürsten und Völker gegen einander nehmen? so fragte man sich. Werden die Schweden den Krieg in derselben Weise, werden sie ihn überhaupt fortführen? Wird der Kaiser fernerhin das unglückliche deutsche Land durch den Krieg verwüsten lassen, oder wird endlich auf Seiten der Katholiken Geneigtheit, einen billigen Frieden zu schließen, sich zeigen?

Ein eisernes Denkmal zeigt noch heute der Nachwelt die Stelle, wo Gustav Adolf seine Heldenseele aushauchte. Ein Denkmal erhabenerer Art aber ist dem Könige in dem Gustav-Adolf-Vereine gestiftet, dessen Zweck es ist, evangelischen Gemeinden, die sich zerstreut unter katholischen befinden, die Mittel zum Bau von Schulen und Kirchen zu bieten.

Folgen des Todes Gustav Adolf's. Der Reichsrath zu Stockholm faßte den Beschluß, den Krieg, der für Schwedens Waffen bisher so günstige Ergebnisse gehabt hatte, fortzuführen. Ob in dem Geiste des großen Königs? — das werden wir bald sehen.

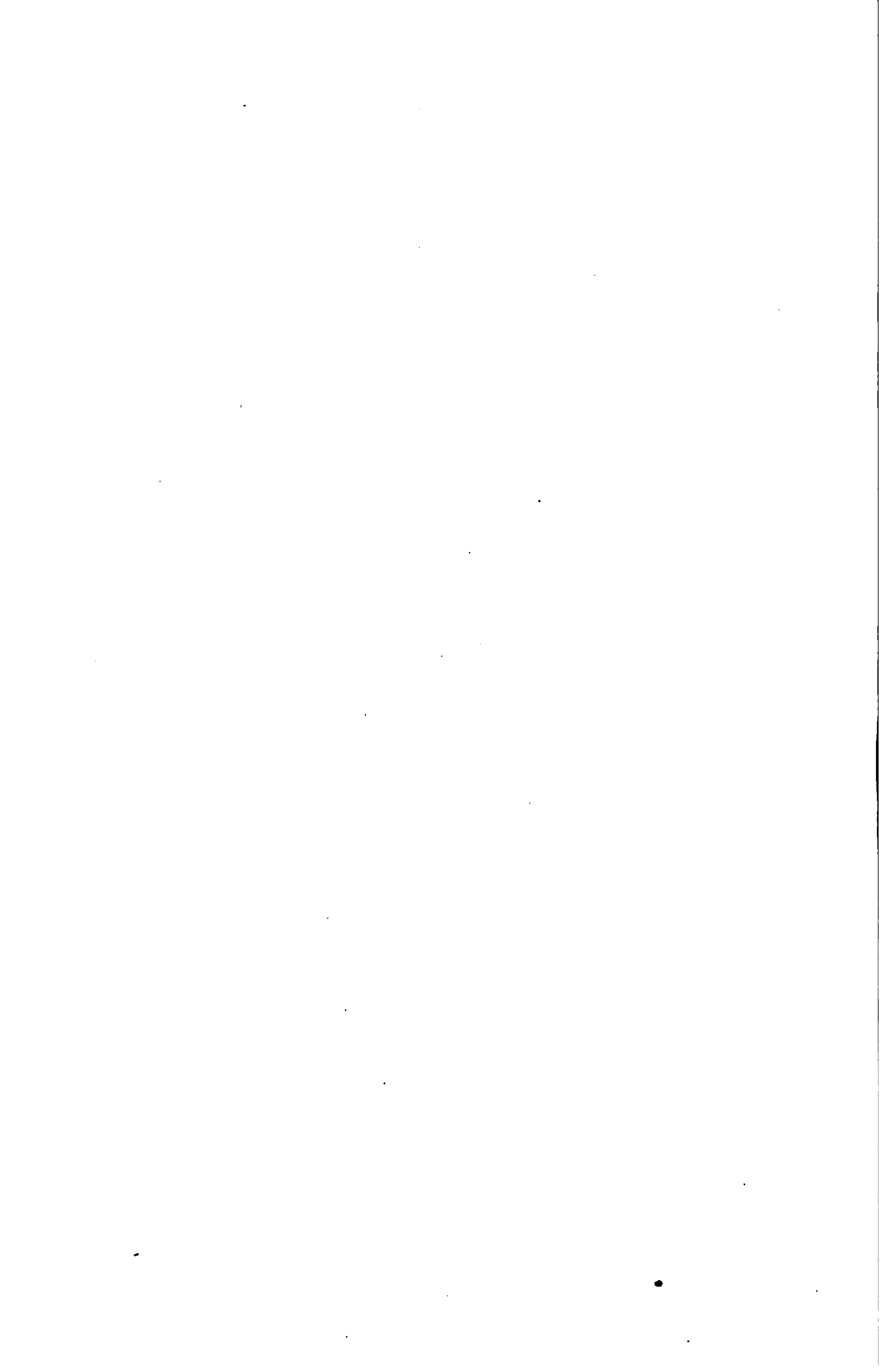
Es wurde schon darauf hingewiesen, wie unheilvoll es im Grunde für Deutschland war, daß fremde Mächte Gelegenheit gefunden hatten, sich in seine inneren Angelegenheiten zu mischen. Daß die protestantischen Fürsten Gustav Adolf's Hülfe nach langem Zögern annahmen, geschah auf Grund innerer Nothwendigkeit; sie mußten es, wenn sie nicht den evangelischen Glauben preisgeben wollten. Daß Gustav Adolf's Handlungsweise gänzlich frei von politischen Antrieben gewesen sei, kann nicht behauptet werden.

Man wünschte ihn zum Deutschen Kaiser gewählt zu sehen, und es scheint wirklich, als habe er auch nach der Kaiserkrone gestrebt. Damit soll jedoch sein Verdienst, das er sich um Deutschland erworben, keineswegs geschmälert werden. Hätte er sein Ziel erreicht, so wäre damit das römisch-deutsche Kaiserthum der Habsburger, unter dem Deutschland bereits begonnen hatte, hinzusiechen, beseitigt gewesen. Er war freilich kein deutscher Fürst, aber er stammte doch wenigstens aus germanischem Blute, war Sohn einer deutschen Mutter und Gatte einer deutschen Frau. Nicht Deutschland wäre unter seiner Herrschaft an Schweden gefallen, sondern Schweden, als das minder bevölkerte Land, an Deutschland. Auch war es sein offen ausgesprochener Plan, seine einzige Tochter Christine mit dem Kurprinzen von Brandenburg, dem späteren Großen Kurfürsten, zu vermählen, der in dem bezeichneten Falle dann sein würdiger Nachfolger auf dem Kaiserthron geworden wäre. Wie anders würde sich dann die Zukunft Deutschlands gestaltet haben!



Preußische Geschichte. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Gustav Adolf's Tod bei Lützen. Zeichnung von A. de Neuville.



Doch wenden wir uns von Dem, was hätte geschehen können, zu Dem, was geschehen ist. Frankreichs Einmischung hatte nur politische Gründe. Es unterstützte die Protestanten, wie wir wissen, nicht um ihrer selbst willen, sondern um den Kaiser nicht zu stark werden zu lassen, und um bei dieser Gelegenheit sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern.

Wir müssen hier sogleich entschieden ins Auge fassen, daß aber auch Schweden seit dem Tode Gustav Adolf's Deutschland gegenüber immer merklicher eine Stellung einnahm, die derjenigen Frankreichs glich. Das Land wurde während der Minderjährigkeit Christinens von ehrgeizigen Reichsräthen regiert, bei denen sichtlich das Streben hervortrat, in Deutschland durch Landzuwachs eine Entschädigung für die Opfer zu erlangen, die Gustav Adolf der evangelischen Sache gebracht hatte.

Der Bund Schwedens mit den protestantischen Fürsten zerfiel; jeder Gewalthaber begann auf eigene Hand hin seine besonderen Vortheile zu suchen.

Wallenstein's Tod. In diese Periode des Krieges fällt nun die Katastrophe, welche das Ende des allmächtigen Herzogs von Friedland herbeiführte. In dem Maße, als inzwischen die Archive durchforscht worden sind, ist das geschichtliche Urtheil über die hervorragendsten Persönlichkeiten des Dreißigjährigen Krieges wesentlich berichtigt worden. Bei keinem der Heerführer hat dies in so hohem Grade stattgefunden wie bei Wallenstein.

„Von der Parteien Haß und Gunst entstellt,
Schwankt sein Bild in der Geschichte" —

vermochte noch unser Nationaldichter zu sagen. Die geschichtliche Forschung hat nunmehr dargethan, wie dieser gewaltig große Kriegsmann des Dramas in Wirklichkeit doch um Vieles kleiner war, und nur die Größe und Genialität unseres Dichters vermögen wir zu bewundern, wenn wir heute die Blicke auf den historischen Wallenstein zurücklenken.

Die beiden hervorragendsten Führer der katholischen Partei waren zweifelsohne Tilly und Wallenstein. In der Beurtheilung beider Persönlichkeiten zeigen die Quellen aus den früheren und späteren Perioden des Krieges ein wesentlich verschiedenes Verhalten. Während die bei Lebzeiten Tilly's geschriebenen und veröffentlichten Berichte — darunter auch solche von protestantischer Seite — diesem entschieden günstig lauten, begegnen wir bald nach seinem Tode anderen Darstellungen, welche ihn in einem gehässigen Lichte erscheinen lassen und dagegen Wallenstein als den weitherzigen, große nationale Pläne verfolgenden, leider aber zu früh beseitigten Feldherrn hinzustellen suchen.

Der neueren Forschung ist es gelungen, die ursprünglichen Farben des Bildes wieder aufzufrischen. Viele der gegen Tilly erhobenen Beschuldigungen haben sich als unrichtig erwiesen, während der Nimbus zerstäubt ist, der noch vor einigen Jahrzehnten des Friedländers Haupt umstrahlte. Ehe wir des Näheren auf seinen Charakter eingehen, betrachten wir in Kürze die historischen Vorgänge, welche sein Ende einleiteten.

Als der Bund Schwedens mit den protestantischen Fürsten nach der Schlacht von Lützen zerfiel und jede Macht auf eigene Hand ihren Vortheil suchte, hielt Wallenstein gleichfalls die Zeit für gekommen, die von des Augenblicks Gunst gebotenen Vortheile für sich auszunützen. War er doch der mit ungeheuren Vollmachten ausgerüstete Generalissimus, der unumschränkt gebietende Befehlshaber des kaiserlichen Heeres, das noch die katholische Sache aufrecht hielt.

Im November 1632 war Regensburg in die Hände Bernhard's von Sachsen-Weimar gefallen. Anstatt nun, der Aufforderung des Kaisers gemäß, dem Kurfürsten von Bayern zu Hülfe zu eilen, bezog Wallenstein Winterquartiere in Böhmen. Aus dieser Widerspenstigkeit entsprangen unliebsame Erörterungen zwischen dem kaiserlichen Hofe und seinem Feldherrn, und die liguistisch-spanische Partei benutzte die Spannung zu Versuchen, den Mißliebigen vom Oberbefehl zu entfernen.

Man hatte Kenntniß davon bekommen, daß er geheime Unterhandlungen mit den Schweden, Sachsen und den Franzosen führe. Aus einem Revers, den er sich von einer Versammlung von Obersten seines Heeres in Pilsen ausstellen ließ, geht hervor, daß er nach einer

Stellung von absoluter Selbständigkeit strebte. Mit Hülfe der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg beabsichtigte er die spanische Partei zu stürzen und, wie L. von Ranke in seiner Geschichte Wallenstein's darthut, den Kaiser nöthigenfalls zum Frieden zu zwingen. Für sich hoffte er die böhmische Krone zu erlangen; ja es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß der kühne Emporkömmling sich zu dem Gedanken verstieg, nach der deutschen Kaiserkrone noch die Hand ausstrecken zu können. Kein Zweifel besteht darüber, daß er offen die Fahne der Empörung aufzupflanzen beabsichtigte.

Da ergingen geheime Befehle von Wien aus an die obersten Führer der Truppen. Sie hatten den Erfolg, daß die kaiserlichen Generale Piccolomini, Gallas, Aldringer, Maradas und Colloredo der Sache des Kaisers treu bleiben zu wollen erklärten. Nur Ilow, Trczka und Kinsky blieben auf Wallenstein's Seite. Ein Patent Kaiser Ferdinand's vom 24. Januar 1634, erklärt, daß „Friedland in einer Conspiration begriffen sei, um den Kaiser seiner Krone zu berauben", und ein Armeebefehl des Kaisers an die hohen Offiziere wies diese an, dem Generalissimus nicht mehr zu gehorchen. Durch ein zweites Patent vom 18. Februar ward Wallenstein in aller Form seines Amtes entsetzt.

Als Wallenstein hiervon Kenntniß erhielt, begab er sich, noch immer mit dem Plane beschäftigt, Ferdinand zu entthronen, nach der Grenzfestung Eger, wohin ihm sein Anhang folgte. Er hatte hier eine Zusammenkunft mit Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar und dem sächsischen General Arnim verabredet, nachdem der Entschluß in ihm feststand, den Schweden die nach Böhmen führenden Päſſe zu überliefern. „Allein der Undankbare sollte den Streichen des Undanks erliegen", wie Friedrich Schiller sich ausdrückt.

Wallenstein hatte dieses wichtige Geheimniß einem Irländer Leßlie, der von ihm durch Gunstbezeigungen ausgezeichnet worden war, anvertraut; Leßlie aber hatte sich bestimmen lassen, einer von dem Obersten Buttler gegen den Generalissimus angestifteten Verschwörung beizutreten. Nachdem Leßlie seinen Mitverschworenen von der Wallenstein'schen Eröffnung Mittheilung gemacht, ward beschlossen, den „Verräther am Kaiser" zu ermorden.

In der Nacht vom 25. Februar wurden seine Anhänger Ilow, Trczka, Kinsky und Rittmeister Neumann bei einem von Buttler auf dem Schlosse zu Eger veranstalteten Gastmahl nach verzweifelter Gegenwehr niedergestoßen, und wenige Stunden später dringt der bereitgehaltene Mörder Devereux mit sechs Hellebardieren in die Gemächer Wallenstein's ein.

„Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet", schreibt Friedrich Schiller, „und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstochen. In dem Vorzimmer stoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt und den Schlüssel zu demselben soeben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, deutet der erschrockene Sklave an, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sei. „Freund", ruft der Hauptmann ihn an, „jetzt ist's Zeit zu lärmen!" Unter diesen Worten rennt er gegen die verschlossene Thür und sprengt sie mit einem Fußtritte.

„Wallenstein war durch den Knall, den eine Flinte erzeugt hatte, aus dem ersten Schlaf aufgeweckt worden und ans Fenster gesprungen, um nach der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstoßenden Gebäudes das Wehklagen der Gräfinnen Trczka und Kinsky, die soeben die Nachricht von dem gewaltsamen Tode ihrer Männer empfangen hatten. Ehe er noch Zeit sich genommen, diesem schrecklichen Vorfalle nachzudenken, stand Devereux mit seinen Mordgehülfen im Zimmer. Wallenstein war noch in bloßem Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen, und stand zunächst am Fenster an einen Tisch gelehnt. „Bist du der Schelm", schreit Devereux ihn an, „der des Kaisers Volk zu dem Feind überführen und Seiner Majestät die Krone vom Haupt herunterreißen will? Jetzt mußt du sterben!" Er hielt einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwarte; aber Ueberraschung und Trotz verschließen Wallenstein's Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfängt er in die Brust den tödlichen Stoß der Partisane und fällt nieder in seinem Blut, ohne einen Laut auszustoßen." So endigte Wallenstein.



Wallenstein's Ermordung. Nach W. Camphausen.

Es kann gegen Kaiser Ferdinand nicht der Vorwurf erhoben werden, diesen Mord befohlen, oder etwa einen Wunsch ausgesprochen zu haben, welcher zu einer derartigen That ermuntert hätte. Seine Schuld besteht einzig darin, daß er der Partei, von der er wußte, daß sie Wallenstein „lebend oder todt einbringen“ würde, freie Hand ließ. Allerdings belohnte er die Mörder mit Ehren und Reichthümern; dem Schicksale seines Generalissimus aber weinte er eine Thräne nach und befahl, für den Toden dreitausend Seelenmessen zu lesen.

Wallenstein's tragisches Schicksal erregt gegenwärtig nicht mehr jene Theilnahme, welche der verrätherische Heerführer ehedem gefunden hat. Auch sind seine militärischen Fähigkeiten in neuerer Zeit stark angezweifelt worden, und dienen uns hier die Auslassungen von Villermont's und des schwedischen Geschichtschreibers Geijer als Anhaltspunkte. Auf die Unfähigkeit Wallenstein's, der mehr als 100,000 Mann unter den Waffen hielt, bauend, unternahm Gustav Adolf seinen Feldzug nach Deutschland, obwol sein Kanzler Oxenstierna erhebliche Einwände gegen diese Unternehmung vorbrachte. Gustav Adolf war jedoch über die Elemente, aus denen Wallenstein sein Heer rekrutirte, zu wohl unterrichtet; er wußte zu gut, daß nur durch die unerhörtesten Kontributionen die Erhaltung dieses Heeres möglich war. Er wußte, daß durch einen einigermaßen erfolgreichen Widerstand, dem ungeheuren Körper dieser zusammengelaufenen Soldateska das Lebensmark entzogen werden könne, wo dann Wallenstein den größten Schwierigkeiten die Spitze zu bieten haben werde. Der König nannte Wallenstein einen Phantasten, während er dem Feldherrntalente Tilly's alle Achtung zollte.

Dem Heere Wallenstein's fehlte begreiflich jede sittliche Triebkraft und jedes moralische Band. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn in demselben sich Mörder finden ließen, welche die Partisane gegen des Feldherrn Brust kehrten. Wallenstein's Armee war weder eine katholische noch eine protestantische; sie kümmerte sich nicht um ein kirchliches Bekenntniß. „Was schert sich ein ehrlicher Soldat um Religion?“ hieß es. „Sie ist nicht seine Profession.

Das überläßt er den Pfaffen und Mönchen, damit sie ihre Suppe nicht umsonst essen." Auch ward gesagt: „Die Pfaffen haben ein Ding erfunden, heißt Conscientia, soll wunderlich sein und nicht viel hineingehen!" — Und wo die Wallensteiner katholische oder protestantische Kirchen betraten, da geschah es meist nur der Beraubung wegen; sie nahmen nicht blos Gefäße von edlem Metalle mit, sondern Alles, was sich zu Gelde machen ließ. — Nicht über Gewissensdruck von diesem Heere beklagten sich die heimgesuchten Bewohner der protestantischen Länder, sondern über alle erdenkliche andere Greuel.

Erwähnenswerth ist noch Wallenstein's Beschäftigung und seine Vorliebe für die Astrologie; hier finden wir ihn in Beziehungen zu dem berühmten Kepler. Kepler, wiewol er der Ansicht war, „daß die Astrologie nicht werth sei, daß man Zeit auf sie verwende", und er es als einen Wahn bezeichnete, anzunehmen, „sie gehöre für einen Mathematiker", stand doch nicht an, Solchen, die es verlangten, das Horoskop zu stellen. Unter seinen Zeitgenossen erfreute er sich als Astrolog sehr rasch eines großen Rufes. Im J. 1601 erhielt Kepler den Auftrag, einem böhmischen Edelmann, dessen Name nicht genannt wurde, das Horoskop zu stellen; Tag und Stunde der Geburt wurden genau angegeben. Das Horoskop galt Wallenstein, der damals noch ein unbedeutender Kreishauptmann war. Kepler lieferte ein zutreffendes Bild des Mannes, welcher dem Astronomen weder von Person noch von Charakter bekannt war. Er prophezeite ihm eine reiche Heirath, durch die er sein Glück machen und wodurch er zu den höchsten Ehren und Würden emporsteigen werde. Wallenstein gab sich später dem Astronomen, zu dem er Vertrauen gefaßt hatte, zu erkennen und nahm ihn förmlich in seine Dienste. Nach dessen im Jahre 1630 zu Regensburg erfolgtem Tode gewann er den sternkundigen Seni, der bis zu seinem Lebensende bei ihm verblieb. Im Januar und Februar 1634 legte Wallenstein, wie die Geschichte nachweist, eine mit seinem sonstigen Thun im Widerspruch stehende Unentschiedenheit an den Tag. Er stand hier unter dem Einflusse einer Prophezeiung Kepler's, welche ihm für die ersten Monate des Jahres ein schweres Verhängniß ankündigte, eine Prophezeiung, deren Erfüllung ihm um so wahrscheinlicher dünkte, als er nach dem oben erwähnten kaiserlichen Patent vom 24. Januar 1634 seine Unterhandlungen mit dem Feinde entdeckt sah.

Die Verszeilen des Dichters erscheinen indessen auch noch nach den veränderten Ergebnissen der historischen Forschung auf den Emporkömmling anwendbar. Er zeichnet ihn als:

„Den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel;
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg.
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel."

Sachsen und Brandenburg gegen Schweden. Die Oberleitung der protestantischen Angelegenheiten durch den König Gustav Adolf hatte zwar den deutschen protestantischen Reichsständen nie recht behagt, war aber doch für sie nicht geradezu entwürdigend gewesen. Jetzt wollten schwedische Edelleute die Stelle des Königs einnehmen, unter ihnen namentlich Gustav Adolf's großer Kanzler Oxenstierna, wogegen sich das Ehrgefühl der Kurfürsten, die sich als die Säulen des Deutschen Reiches betrachteten, sträubte. Dennoch gelang es dem klugen Staatsmanne, die vier oberen Reichskreise dahin zu bringen, daß sie ihm die Oberleitung der Kriegsangelegenheiten übertrugen.

Der Kurfürst von Brandenburg war dem nicht entgegen, weil er die Fortführung des Krieges bis zu einem leidlichen Friedensschlusse für eine Nothwendigkeit hielt, zumal bei Schweden doch einmal thatsächlich die Hauptwiderstandskraft und damit die Entscheidung lag.

Johann Georg von Sachsen nahm jedoch gar bald schon eine andere Stellung ein, wobei er ganz vergessen zu haben schien, daß Gustav Adolf es gewesen war, der ihn auf seinen

Hülferuf [illegible]
sich zur gelegenen [illegible]
Wirklich [illegible] er 1635 [illegible]
auf das [illegible]
preisgab. Zugleich [illegible]
zu arbeiten sei, die [illegible]
der letzte Zweck der [illegible]

Dies Zurücktreten [illegible]
Grade nachtheilig auf die [illegible]
dessen Hof Graf Schwarzenberg [illegible]
fürsten zu bewegen, daß er auf die [illegible]
Rechte auf Pommern mit allen [illegible]
desselben Jahres sich dem Prager Frieden [illegible]
und in erklärte Feindschaft gegen Schweden [illegible]

Verwilderung des schwedischen Heeres. Es [illegible]
Eindruck eine derartige Handlungsweise auf die Schweden [illegible]
„Wir sind euch erst erschienen als Rettungsengel, haben denn unser [illegible]
vergossen, haben den Kurfürsten von Sachsen auf seinen Hülferuf [illegible]
der Kaiserlichen befreit, wobei unser großer König zuletzt als Opfer [illegible]
verbindet ihr euch mit unseren erklärten Feinden, um uns zum Lande [illegible]
Daraus erklärt sich der furchtbare Haß, mit dem bald darauf die Schweden [illegible]
burg und Sachsen auftraten; und da auch die Mannszucht im schwedischen [illegible]
Tode des Königs aus Rand und Band gegangen war, durfte man sich nicht [illegible]
es in Ausübung von Grausamkeiten die Kaiserlichen fast noch überbot. [illegible]
stammt das Lied, ein Fluch auf den schwedischen Namen:

„Der Schwed' ist gekommen,
Hat Alles mitgenommen,
Hat die Fenster eingeschlagen,
Hat's Blei herausgegraben,
Hat Kugel gegossen
Und die Bauern niedergeschossen [illegible]

„Bet', Kinder, bet',
Morgen kommt der Schwed',
Morgen kommt der Oxenstern,
Der will euch Kinder beten le[illegible]

Georg Wilhelm's Ausgang.

Bald nach dem Beitritt Georg Wilhelm's zum Prager Frieden rückten branden[illegible]
Hülfsvölker mit kaiserlichen vereint in Pommern ein. Die Schweden wurden [illegible]
gedrängt. Als sie aber Verstärkung aus der Heimat erhalten hatten, wandte sich das [illegible]
glück. Die Schweden fegten Pommern von den Kaiserlichen und Brandenbur[illegible]
drangen ihnen nach und verübten in Brandenburg und Sachsen Grausamkeiten der [illegible]
lichsten Art. Fast ein Jahr lang wogte im Norden der Kampf hin und her, wäh[illegible]
Süden Herzog Bernhard von Weimar den Kampf für die Sache der Schweden und [illegible]
stanten fortführte. Brandenburg litt unsäglich durch den Krieg. Heute brand[illegible]
Kaiserlichen einen Ort, morgen die Schweden, und Diese wie Jene wollten immer nur [illegible]
viel haben; zu den bisherigen Erpressungsmitteln traten bald neue.

Der alte Herzog Bogislav XIV. starb endlich im Jahre 1637, und den [illegible]
gemäß war Georg Wilhelm berechtigt, Pommern als an Brandenburg gefallen zu [illegible]
Die Schweden waren aber jetzt noch viel weniger gemeint, die Macht, die sie [illegible]
gewonnen hatten, so ohne Weiteres aus der Hand zu geben. Als nun der Kurfürst [illegible]
Stettin die Aufforderung sandte, ihm Huldigung zu leisten, gerieth der schwedische [illegible]
haber dermaßen in Harnisch, daß er dem Herolde das kurfürstliche [illegible]
nageln und ihn dann aufhängen lassen wollte. Nur mit Mühe gelang es der [illegible]
verstorbenen Bogislav, dem armen Menschen das Leben zu retten.

Unter dem Eindrucke dieser Vorgänge schloß sich Georg Wilhelm um so entschiedener an den Kaiser Ferdinand III. an, den Nachfolger des in demselben Jahre verstorbenen zweiten Ferdinand. Der Kurfürst stellte 7000 Mann, und der Krieg begann wieder ernstlicher gegen die Schweden, die aus der Mark und aus Mecklenburg verdrängt wurden, sich aber in Pommern zu behaupten wußten. Im nächsten Jahre trafen neue Verstärkungen für das schwedische Heer ein, und nun mußten die Kaiserlichen wieder weichen.

Elend in der Mark. Der Rückzug derselben durch Brandenburg war grauenvoll, wiewol der Kurfürst mit dem Kaiser verbündet war. Alles wurde umwühlt, um verborgene Güter zu finden, selbst Gräber, und man scheute sich nicht, den Todten Kleider, Ringe und dergleichen abzunehmen. Der unmenschliche Sinn der Soldateska hatte eine neue Marter, den sogenannten „schwedischen Trunk", erfunden, um ihren Opfern das Geständniß abzupressen, wo noch Geld oder Geldeswerth verborgen sei: man goß den Unglücklichen Jauche in den Hals, bis der Leib zum Platzen voll war; Viele starben unter den Händen ihrer Peiniger; eine noch größere Menschenmenge, die in die Wälder geflüchtet, erlag dem Hunger. Es war so weit gekommen, daß ein schwedischer Befehlshaber es nicht mehr wagte, seinen Heerhaufen durch das Land zu führen, weil er fürchtete, seine Leute würden auf dem Durchzuge dem Hunger erliegen. „Ich würde euch" — so schrieb er nach Erfurt — „schon lange zu Hülfe gekommen sein, wenn nicht zwischen der Oder und der Elbe Alles so verwüstet wäre, daß daselbst weder Hund noch Katze, geschweige Menschen und Pferde sich aufhalten können. Durch solche Lande, die der Feind wegen Hungers und Jammers hat verlassen müssen, kann ich meine Armee nicht führen." —

Um das Uebel voll zu machen, bedrückten auch noch die brandenburgischen Truppen das Land auf das Empörendste, wie aus einem Bittschreiben der Bürgerschaft Berlins und Cölns ersichtlich ist, das man dem Kurprinzen überreichte. Folgendes ist der Inhalt desselben:

„Es sei bekannt, wie sehr das Land durch Freund und Feind entnervt und zur Wüste geworden sei, wie so viele Offiziere unterhalten würden, die herrlich lebten, ohne die Mannschaft zu haben, die sie wirklich haben sollten, und wofür sie den Sold in großen Summen zögen, indessen die Soldaten und Unteroffiziere sich erbärmlich behelfen müßten, fortliefen und verhungerten. Die Zügellosigkeit der kurfürstlichen Reiter wäre so groß, daß kein Pferd, keine Kuh, kein Ochse, kein Mensch vor denselben sicher sei, und daher der Ackerbau in den besten Gegenden nicht betrieben würde, noch betrieben werden könnte. Geschäfte und Nahrung hörten auf; Städte, Flecken und Dörfer ständen wüst, und auf viele Meilen weit fände man weder Menschen noch Vieh, weder Hund noch Katze. Dessenungeachtet würde die schwere und volle Kriegssteuer eingetrieben und durch militärischen Zwang erpreßt. Man habe in den Städten die Häuser, Aecker, Gärten, Wiesen und Weinberge dem Bürger genommen und sie den Offizieren gegeben, welche doch von der Kriegssteuer frei wären, und solche dagegen Anderen aufgebürdet, wodurch dann die noch vorhandenen Bürger gedrungen worden, zu entlaufen. Berlin habe von 1637 an monatlich zum Unterhalte der kurfürstlichen Soldaten bald 3000, bald 2700, bald 1800, bald 2100 und gegenwärtig 1350 Thaler, Cöln aber nach Verhältniß seit zwei Jahren noch halbmal so viel zahlen müssen. Die Schweden hätten durch den Obersten von Debitz, nachdem die kurfürstlichen Obersten und Soldaten die vornehmsten Pässe zu Landsberg, Frankfurt, Fürstenwalde und auf der neuen Mühle ohne allen Widerstand in größter Unordnung verlassen, die Residenz überfallen, viele Leute arm gemacht. Ueberdies wären die hiesigen Kauf-, Handels- und Fuhrleute, als sie kürzlich von Leipzig zurückreisen wollten, geplündert worden und um Hab und Gut gekommen. Die Rathsdörfer lägen in Asche; die Rathsbeamten, die Kirchen- und Schullehrer könnten nicht besoldet werden; kurz die beiden Städte Berlin und Cöln wären durch Brand, Raub und Bedrückung in äußerste Armuth gerathen. Viele hätten sich beeilt, durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen; die Uebrigen seien im Begriffe, mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlassen und ins bittere Elend zu gehen."

So klagten die Städte Berlin und Cöln. Ringsum im Lande sah es noch übler aus. „Nachdem“, heißt es in einer Eingabe des Prenzlauer Magistrats an den Kurfürsten, „wegen des unseligen Kriegswesens die Felder dieses Orts etliche Jahre feiern müssen, ist darauf eine so unerhörte Theuerung entstanden, daß die Leute nicht allein viel Jammer und Wehklagens treiben, ungewöhnliche Dinge, als Hunde, Katzen und, mit Erlaubniß zu melden, die krepirten Aeser auf den Gassen essen, sondern aus greulichem Hunger, sowol in der Stadt, als auf dem Lande, einander selbst anfallen, kochen, braten und verzehren.“ —

Die Fürstenschule zu Joachimsthal war verwüstet. In einer Aufforderung an die Stände heißt es: „Fast alle Schulen und Gymnasien in der Mark wären verwüstet und hörten seit langer Zeit weder eines Lehrers noch eines Schülers Stimme. Sie möchten erwägen, wie aus dem Untergange der Schulen der Untergang ganzer Königreiche und Fürstenthümer dergestalt erfolgt, daß nicht allein die Form der Regierung gänzlich umgestürzt und die vorige Herrschaft verändert, sondern auch Alles, in Polizei-, Gerichts- und Haushaltungssachen mit eitel Verwirrung und barbarischem Wesen erfüllt worden sei.“

Doch war die Zeit nicht dazu angethan, an Herstellung jener Schulen zu denken. Die Stände erklärten sich mit dem Gesagten einverstanden, wollten aber mit Handanlegung bessere Zeiten erwarten, „weil die Kriegsflamme noch lichterloh brenne.“ —

Welch ein trübes Bild bietet das Leben des Kurfürsten Georg Wilhelm! — Eine einundzwanzigjährige Regierungszeit voller Schwankungen, voller Widersprüche, voller Entwürdigung für seine Person, voll Jammers und Elends für sein Volk! Edel von Gemüth, wäre er vielleicht in friedlichen Zeiten ein vortrefflicher Herrscher gewesen. Die Macht der von außen kommenden Ereignisse erdrückte ihn; ihm fehlte die nöthige Willensstärke, auszuharren, eine achtunggebietende Stellung von Anfang an einzunehmen und zu behaupten, oder — unterzugehen. Die Uebel, denen er durch Nachgiebigkeit zu entgehen hoffte, wälzten sich mit zehnfach verstärkter Macht auf sein Haupt und sein Volk. In tiefstem Herzeleid schloß er lebensmüde, nachdem er Schweres erlitten, am 30. November 1640 seine Augen.

Wieder befand sich das Land am Rande des Abgrundes. Und nun stand an des Fürsten Sarge sein einziger Sohn, der das zwanzigste Lebensjahr noch nicht vollendet hatte.

Welche Erbschaft tritt dieser Sohn an! Wird er — Friedrich Wilhelm — in so jungen Jahren den Anforderungen gewachsen sein, welche die Zeitverhältnisse an ihn stellen?

Die Kriegsflamme „brennt ja noch lichterloh“ im Lande; die Elemente, die sie aufgewühlt, sind noch in voller Thätigkeit; zu den religiösen Fragen, um derentwillen der blutige Streit begann, sind politische getreten, die fortwährend an Bedeutung gewinnen; das Ausland streckt seine Hände gierig nach Beute aus — Alles harrt der Entscheidung.

Bernhard von Sachsen-Weimar. Jene Behauptung wird eine verstärkte Rechtfertigung finden, wenn wir in Kürze des Herzogs Bernhard von Weimar Heldenlaufbahn, des nach dem Tode Gustav Adolf's hervorragendsten Heerführers auf evangelischer Seite, gedenken. Mit der ihm untergebenen Hälfte des schwedischen Heeres nahm er Bamberg, Hochstädt und Eichstadt, und es gelang ihm, nach der durchgesetzten Belehnung mit dem Herzogthum Franken die Mittel zu gewinnen, um die mißvergnügte Soldateska, die bis zur Empörung vorgegangen war, durch Auszahlung der Soldrückstände zu beschwichtigen. Mit neuem Vertrauen folgte ihm das jetzt 24,000 Mann starke Heer, als er den Plan faßte, am Oberrhein ein großes evangelisches Fürstenthum zu gründen, dessen Haupttheil das Elsaß bilden sollte. Im Einverständniß mit dem schwedischen Kanzler Oxenstierna wandte er sich an den allmächtigen Minister Ludwig's XIII., Kardinal Richelieu, um Beistand, und es kam zu einem förmlichen Vertrage mit Frankreich. Weder Bernhard noch Oxenstierna gaben jedoch infolge der Verbindung mit Frankreich irgend welche Rechte Deutschlands preis; es wurden in der Hauptsache Hülfsgelder begehrt; allerdings wurde Elsaß als „Unterpfand“ bezeichnet, doch bestimmt, daß es mit der Rückzahlung des Geldes wieder ganz und voll zu Deutschland gehören solle. Immerhin war es ein Unglück für Deutschland, daß

ein solches Abkommen mit einer Macht getroffen ward, „die“, wie Schiller in seiner Geschichte des Dreißigjährigen Krieges sagt, „unter der Larve einer uneigennützigen Freundschaft nur nach Vergrößerung strebte, und, indem sie mit frecher Stirn die ehrenvolle Benennung einer Beschützerin annahm, blos darauf bedacht war, ihr Netz auszuspannen und inmitten der allgemeinen Verwirrung ihr Gebiet zu vergrößern.“

Bernhard war nicht im Zweifel über die eigentlichen Absichten Frankreichs; aber er hielt sich für den Mann, zu günstiger Stunde die Fäden, mit denen man ihn etwa in der Stille umstrickte, zu zerreißen. Ein gefährliches Spiel! — Die erhaltenen Geldmittel hatten ihn in den Stand gesetzt, sein Heer zu verstärken. Er schritt nun zur Belagerung von Rheinfelden. Die Kaiserlichen, geführt von dem ausgezeichneten Reitergeneral Johann von Werth, rückten zum Entsatz herzu. Bernhard zog beim ersten Zusammenstoß den Kürzeren, aber schon drei Tage danach griff er seinen Gegner an und errang bei Rheinfelden einen vollständigen Sieg. Ebenso brachte er dem General Götz eine Niederlage bei. Als er Anstalt machte, sich der Festung Breisach zu bemächtigen, wandte sich Herzog Karl von Lothringen gegen ihn. Jedoch auch dieser vielgerühmte Heerführer wurde bei Thann (4. Oktober 1638) geschlagen und Breisach mußte kapituliren.

Jetzt trat zu Tage, in welcher Absicht Frankreich dem Herzoge Bernhard die Hülfsgelder gegeben hatte. Ein französischer Gesandter verlangte Ueberlassung der Festung Breisach an Frankreich. Bernhard wies diese Forderung zurück. Frankreich verlangte nun noch mehr: Abtretung aller Eroberungen, die der Herzog mittels jener Hülfsgelder bewirkt habe. Bernhard ward es nun vollends klar, daß er nichts als ein Werkzeug in der Hand Frankreichs habe sein sollen und daß er auch weiterhin als ein solches gelten solle. In Paris hieß es: Jetzt oder nie! Dort hielt man es für die größte Thorheit, Bernhard noch mächtiger werden zu lassen! Daß dies nicht geschehe — dafür gab es schon Mittel.

Bernhard seinerseits befestigte nun seinen Bund mit den Schweden. Sein Plan ging dahin, mit vereinter Macht dem Kaiser Ferdinand III. den Frieden zu diktiren und dann sich ungesäumt gegen Frankreich zu wenden, um diesem nach Gebühr Antwort auf sein vermessenes Verlangen, falls solches nicht ganz und voll zurückgenommen würde, zu geben. Da erkrankte der erst sechsunddreißig Jahre zählende Held plötzlich und starb vier Tage danach am 8. Juli 1639. Er selbst behauptete, Gift empfangen zu haben. Seine letzte Kraft hatte er dazu verwandt, testamentarisch zu bestimmen, daß die von ihm besetzten Länder deutsch verbleiben sollten, das von ihm geworbene Heer nur für Deutschland fechten dürfe.

Zehn Tage nach seinem Tode kamen jedoch Agenten aus Paris mit gefüllten Geldsäcken. Gold, „das schlimme Gift der Seelen“, richtete neues schweres Unheil an. Nicht weniger als 200,000 Livres wurden dem Kommandanten von Breisach für Uebergabe der Festung an Frankreich geboten, an die Obersten des Heeres ergingen ähnliche Versuchungen. Das „Gift“ that seine Wirkung: fast das ganze Heer Bernhard's trat in den Dienst Frankreichs, Breisach sowie das gesammte von Bernhard im Elsaß eroberte Gebiet wurde von Frankreich in Besitz genommen. Straßburg und Mülhausen widerstanden noch.

Frankreich hatte seinen Gewinn aus dem Kriege eingezogen. Fest stand der Entschluß in Paris, Deutschland nur unter der Bedingung wieder zum Frieden kommen zu lassen, wenn ihm der thatsächliche Besitz jenes von Bernhard eroberten Gebietes vertragsmäßig zugesichert werde. — Wir werden im Verfolg der Regierung Friedrich Wilhelm's sehen, durch welche Mittel Frankreich jenes Ziel erreichte.

Friedrich Wilhelm hatte seine Regierung über Brandenburg ein Jahr nach dem Tode Bernhard's angetreten. Ehe wir jedoch die Geschichte des Landes unter diesem Fürsten weiter verfolgen, ist es rathsam, einen Rückblick auf die durchwanderten letzten Jahrhunderte zu werfen, um über diejenigen Veränderungen im Kulturleben und in den Sitten unseres Volkes, die in den vorhergehenden Abschnitten gar nicht oder nicht genügend berührt worden sind, die rechte Vorstellung und dadurch das rechte Verständniß für das Nachfolgende zu gewinnen.



Siebentes Buch.

Kulturgeschichtliche Umschau.

Höfisches und bürgerliches Leben.

Die Fürstenhöfe. Im fünfzehnten Jahrhundert herrschte in Deutschland an den meisten Höfen noch Einfachheit in den Sitten. Wir hegen nicht selten ganz falsche Vorstellungen über das Leben und die Annehmlichkeiten in den fürstlichen Schlössern und ritterlichen Sitzen, deren einen wir auf S. 132 unseren Lesern in Wort und Bild vorführten, während die Insassen, Ritter und Knappen S. 119 ff. uns beschäftigten.

Eine Menge von den heute uns unentbehrlich dünkenden Nothwendigkeiten kannte man selbst in den besseren Zeiten des Mittelalters noch nicht. Von der Unbekanntschaft mit den Gabeln und anderen Tischgeräthen haben wir schon früher (S. 370) gesprochen. — Da wo unsere Fensteröffnungen blanke und glänzende Spiegelscheiben zeigen, befanden sich vielfach noch bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zur Abhaltung des unfreundlichen Wetters Läden oder statt der Glasfüllung mit Eiweiß getränktes Pergament. Denn die Glasfenster selbst waren bis zu dieser Zeit nur bei Kirchenfenstern und in Kapellen zur Anwendung gelangt, fast niemals aber in Privathäusern, höchst selten einmal bei fürstlichen Sitzen. Die mächtigen Kamine mit ihren weiten Schloten gestatteten bei ungünstigem Winde dem Rauch die Rückkehr in die Zimmer; die gemüthliche Wärme unser heutigen Stuben kannte man daher in den Burgen nicht. Man fror in den weiten Räumen mit ihren Fußböden von Steinplatten, Thonfliesen oder Marmor. Deswegen waren Teppiche und gewebte Tapeten viel mehr Bedürfniß als dies gegenwärtig der Fall ist, was der Weberei sehr zu statten gekommen ist. Allgemach kamen jedoch an den Fürstenhöfen größere Pracht und mehr Luxusgegenstände in Aufnahme. Namentlich suchte bei Gelegenheit der Reichstage ein Landesherr den andern durch Prachtentfaltung bei öffentlichen Aufzügen zu überbieten. Sahen sich doch mehrmals brandenburgische Fürsten veranlaßt, den Reichstagen fern zu bleiben, weil es ihnen an Mitteln gebrach, auf denselben der Sitte gemäß aufzutreten.

Mit diesem Wohlgefallen an Prunk und Aufwand nach außen mehrten sich im Laufe der Zeiten, wie man sich denken kann, auch die Ansprüche in Bezug auf stattlichere Einrichtung der inneren Wohnräume der Edelsitze und Schlösser, als die Kunstgewerbe zu höherer Blüte gediehen und der Wohlstand die Pflege des Schönen begünstigte.

ein solches Abkommen mit einer Macht getroffen ward, „die“, wie Schiller in seiner Geschichte des Dreißigjährigen Krieges sagt, „unter der Larve einer uneigennützigen Freundschaft nur nach Vergrößerung strebte, und, indem sie mit frecher Stirn die ehrenvolle Benennung einer Beschützerin annahm, blos darauf bedacht war, ihr Netz auszuspannen und inmitten der allgemeinen Verwirrung ihr Gebiet zu vergrößern.“

Bernhard war nicht im Zweifel über die eigentlichen Absichten Frankreichs; aber er hielt sich für den Mann, zu günstiger Stunde die Fäden, mit denen man ihn etwa in der Stille umstrickte, zu zerreißen. Ein gefährliches Spiel! — Die erhaltenen Geldmittel hatten ihn in den Stand gesetzt, sein Heer zu verstärken. Er schritt nun zur Belagerung von Rheinfelden. Die Kaiserlichen, geführt von dem ausgezeichneten Reitergeneral Johann von Werth, rückten zum Entsatz herzu. Bernhard zog beim ersten Zusammenstoß den Kürzeren, aber schon drei Tage danach griff er seinen Gegner an und errang bei Rheinfelden einen vollständigen Sieg. Ebenso brachte er dem General Götz eine Niederlage bei. Als er Anstalt machte, sich der Festung Breisach zu bemächtigen, wandte sich Herzog Karl von Lothringen gegen ihn. Jedoch auch dieser vielgerühmte Heerführer wurde bei Thann (4. Oktober 1638) geschlagen und Breisach mußte kapituliren.

Jetzt trat zu Tage, in welcher Absicht Frankreich dem Herzoge Bernhard die Hülfsgelder gegeben hatte. Ein französischer Gesandter verlangte Ueberlassung der Festung Breisach an Frankreich. Bernhard wies diese Forderung zurück. Frankreich verlangte nun noch mehr: Abtretung aller Eroberungen, die der Herzog mittels jener Hülfsgelder bewirkt habe. Bernhard ward es nun vollends klar, daß er nichts als ein Werkzeug in der Hand Frankreichs habe sein sollen und daß er auch weiterhin als ein solches gelten solle. In Paris hieß es: Jetzt oder nie! Dort hielt man es für die größte Thorheit, Bernhard noch mächtiger werden zu lassen! Daß dies nicht geschehe — dafür gab es schon Mittel.

Bernhard seinerseits befestigte nun seinen Bund mit den Schweden. Sein Plan ging dahin, mit vereinter Macht dem Kaiser Ferdinand III. den Frieden zu diktiren und dann sich ungesäumt gegen Frankreich zu wenden, um diesem nach Gebühr Antwort auf sein vermessenes Verlangen, falls solches nicht ganz und voll zurückgenommen würde, zu geben. Da erkrankte der erst sechsunddreißig Jahre zählende Held plötzlich und starb vier Tage danach am 8. Juli 1639. Er selbst behauptete, Gift empfangen zu haben. Seine letzte Kraft hatte er dazu verwandt, testamentarisch zu bestimmen, daß die von ihm besetzten Länder deutsch verbleiben sollten, das von ihm geworbene Heer nur für Deutschland fechten dürfe.

Zehn Tage nach seinem Tode kamen jedoch Agenten aus Paris mit gefüllten Geldsäcken. Gold, „das schlimme Gift der Seelen“, richtete neues schweres Unheil an. Nicht weniger als 200,000 Livres wurden dem Kommandanten von Breisach für Uebergabe der Festung an Frankreich geboten, an die Obersten des Heeres ergingen ähnliche Versuchungen. Das „Gift“ that seine Wirkung: fast das ganze Heer Bernhard's trat in den Dienst Frankreichs, Breisach sowie das gesammte von Bernhard im Elsaß eroberte Gebiet wurde von Frankreich in Besitz genommen. Straßburg und Mülhausen widerstanden noch.

Frankreich hatte seinen Gewinn aus dem Kriege eingezogen. Fest stand der Entschluß in Paris, Deutschland nur unter der Bedingung wieder zum Frieden kommen zu lassen, wenn ihm der thatsächliche Besitz jenes von Bernhard eroberten Gebietes vertragsmäßig zugesichert werde. — Wir werden im Verfolg der Regierung Friedrich Wilhelm's sehen, durch welche Mittel Frankreich jenes Ziel erreichte.

Friedrich Wilhelm hatte seine Regierung über Brandenburg ein Jahr nach dem Tode Bernhard's angetreten. Ehe wir jedoch die Geschichte des Landes unter diesem Fürsten weiter verfolgen, ist es rathsam, einen Rückblick auf die durchwanderten letzten Jahrhunderte zu werfen, um über diejenigen Veränderungen im Kulturleben und in den Sitten unseres Volkes, die in den vorhergehenden Abschnitten gar nicht oder nicht genügend berührt worden sind, die rechte Vorstellung und dadurch das rechte Verständniß für das Nachfolgende zu gewinnen.



Siebentes Buch.

Kulturgeschichtliche Umschau.

Höfisches und bürgerliches Leben.

Die Fürstenhöfe. Im fünfzehnten Jahrhundert herrschte in Deutschland an den meisten Höfen noch Einfachheit in den Sitten. Wir hegen nicht selten ganz falsche Vorstellungen über das Leben und die Annehmlichkeiten in den fürstlichen Schlössern und ritterlichen Sitzen, deren einen wir auf S. 132 unseren Lesern in Wort und Bild vorführten, während die Insassen, Ritter und Knappen S. 119 ff. uns beschäftigten.

Eine Menge von den heute uns unentbehrlich dünkenden Nothwendigkeiten kannte man selbst in den besseren Zeiten des Mittelalters noch nicht. Von der Unbekanntschaft mit den Gabeln und anderen Tischgeräthen haben wir schon früher (S. 370) gesprochen. — Da wo unsere Fensteröffnungen blanke und glänzende Spiegelscheiben zeigen, befanden sich vielfach noch bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zur Abhaltung des unfreundlichen Wetters Läden oder statt der Glasfüllung mit Eiweiß getränktes Pergament. Denn die Glasfenster selbst waren bis zu dieser Zeit nur bei Kirchenfenstern und in Kapellen zur Anwendung gelangt, fast niemals aber in Privathäusern, höchst selten einmal bei fürstlichen Sitzen. Die mächtigen Kamine mit ihren weiten Schloten gestatteten bei ungünstigem Winde dem Rauch die Rückkehr in die Zimmer; die gemüthliche Wärme unser heutigen Stuben kannte man daher in den Burgen nicht. Man fror in den weiten Räumen mit ihren Fußböden von Steinplatten, Thonfliesen oder Marmor. Deswegen waren Teppiche und gewebte Tapeten viel mehr Bedürfniß als dies gegenwärtig der Fall ist, was der Weberei sehr zu statten gekommen ist. Allgemach kamen jedoch an den Fürstenhöfen größere Pracht und mehr Luxusgegenstände in Aufnahme. Namentlich suchte bei Gelegenheit der Reichstage ein Landesherr den andern durch Prachtentfaltung bei öffentlichen Aufzügen zu überbieten. Sahen sich doch mehrmals brandenburgische Fürsten veranlaßt, den Reichstagen fern zu bleiben, weil es ihnen an Mitteln gebrach, auf denselben der Sitte gemäß aufzutreten.

Mit diesem Wohlgefallen an Prunk und Aufwand nach außen mehrten sich im Laufe der Zeiten, wie man sich denken kann, auch die Ansprüche in Bezug auf stattlichere Einrichtung der inneren Wohnräume der Edelsitze und Schlösser, als die Kunstgewerbe zu höherer Blüte gediehen und der Wohlstand die Pflege des Schönen begünstigte.

Zur Anschaffung von Prachtgewändern, Schmucksachen und Zierrath, überhaupt für Gegenstände zur Schaustellung, wurden erstaunlich große Summen ausgegeben. Die an Fürstenhöfen gebräuchlichsten Kleiderstoffe waren sogenannter goldener und silberner Sammt (zu 5 bis 18 Goldgulden die Elle) sowie Atlas (goldene und silberne Stücke), ferner grau und weiß oder grau und schwarz schillernde Seidenzeuge, Zindel, Damast und dergleichen. Als Staatskleider galten die köstlichsten Pelzwerke von Zobel und Hermelin. Ebenso wurden auch für sogenannte Kleinode bedeutende Summen verausgabt. Sie bestanden in allerlei Schmucksachen, Halsbändern, Paternostern als Halsschmuck, Medaillen („Maydiglen"), goldenen Ketten und Gehängen, Kreuzen, Halsgehängen, Kopfschmuck, Armbändern und vorzüglich kostbaren Ringen. — Dagegen waren seidene Strümpfe noch eine große Seltenheit, ja es sind die gestrickten Strümpfe erst im siebzehnten Jahrhundert allgemein geworden.

Nicht allein die Fürstinnen, sondern auch die Fürsten trugen kostbare Schmuckgegenstände. Fürstliche Bräute empfingen bei Hochzeiten mit Kleinoden überaus reich gefüllte Schmuckkästchen. Johann Sigismund von Brandenburg schenkte seiner Braut Anna von Preußen ein solches Kästchen, dessen Inhalt einen Werth von 14,138 Mark hatte. Zur Ausstattung der Braut wurden unter Anderm eingekauft: 16 Stück glatter Sammt von schwarzer, scharlachrother und Pomeranzenfarbe, 3 Stück geblümter Sammt, Sammt auf Sammt, Sammt auf Atlasboden und Sammt-Caffa, 6 Stück Atlas von verschiedenen Farben, 80 Ellen glattgewobene Stücke silberweiß, gelb, violenbraun und grün, 50 Ellen Taletha mit Gold und Silber gestreift, 500 Ellen Silberposament, 350 Ellen Silber- und Goldsteilwerk, allerlei schöne goldene und silberne Borten.

Die Familienfeste an den Höfen wurden mit dem größten Prunke gefeiert. Dabei gab es noch Ritterspiele (vgl. S. 120), die jedoch von ihrer Gefährlichkeit immer mehr verloren. Wie bedeutend die Verschwendung selbst an kleinen Höfen bei solchen Festen war, möge aus einem Beispiele erhellen. Als der Herzog Ulrich von Württemberg sich im Jahre 1511 vermählte, strömten 7000 Fremde herzu; es wurden zu ihrer Bewirthung 136 Ochsen und 1800 Kälber geschlachtet und 6000 Scheffel Früchte verbacken. Aus zwei Brunnenröhren sprang sechs Tage hinter einander rother und weißer Wein. Danach kann man ermessen, wie es an größeren Höfen, gar erst am Kaiserhofe zuging!

Trunksucht und Wohlleben. Was Wunder, wenn die sprüchwörtlich gewordene Trinkkraft der Deutschen noch ungeschwächt fortlebte. Viel Wein trinken können, galt für eine Tugend, in der man sich von früh auf üben müsse. Bei Gelegenheit der Wahl Winrich's von Kniprode zum Hochmeister des Deutschen Ordens (1551) mußte bei dem Ehrenmahle jeder Gast ein silbernes Becken, das mit dem Inhalte von acht Weinflaschen angefüllt war, auf einen Ansatz leeren. Einer der Gäste, Veit von Bassenheim, leerte sein Silberbecken dreimal hinter einander. Der Hochmeister bestellte ihn sofort zum Schloßhauptmann. Auf dem Reichstage zu Worms tranken sich mehrere Fürsten zu Tode, viele zu Schanden (vgl. S. 180).

Kurfürst August I. machte dem Sohne des Landgrafen von Hessen, den er aus der Taufe gehoben hatte, ein Jahr später „ein klein Kännlein" zum Pathengeschenk, „damit er damit allgemach lerne an Bänken gehen; sobald er aber mit göttlicher Verleihung älter und vermöglicher werde, solle er alsdann mit einem größeren Trinkgeschirr versehen werden, damit er dem Tränklein gleich dem Vater geneigt werden möge." — Die Angaben, welche wir über die Weinfluten erhalten, die durch vornehme Kehlen flossen, würden unglaublich erscheinen, wenn sie nicht von Trinkern oder ihren Familien selbst herrührten. Eine Gräfin Mansfeld nimmt in einem Briefe ihren Sohn gegen den Vorwurf der Unmäßigkeit in Schutz. „Wenn er Leute hat", schreibt sie, „so muß er etwa in einer Woche 5 Eimer haben, wenn er allein ist, 3 Eimer." Graf Mansfeld bezwang also täglich 35 unserer Rheinweinflaschen! — Dr. v. Weber theilt verschiedene Briefstellen mit, in denen Fürsten, die an einem Hofe zu Besuch gewesen, „für die alldort beigebrachten guten Räusche fleißigen Dank sagen." — Von einem guten Wirth wird verlangt, „voller als die Gäste zu sein".

— Bei dem Reichstage von 1559 forderte der Kaiser von den versammelten Reichsfürsten, daß sie sich während der Verhandlungen des Zutrinkens von ganzen und halben Humpen enthielten, und sie gaben ihm Handschlag darauf. Bei dem Reichstage von 1562 wurde diese Vorsichtsmaßregel versäumt; die Fürsten tranken nun unmäßig und spielten dazu sehr hoch. Herzog Albrecht von Bayern mußte das „Frankfurtische Drinklein" lange büßen und brach einen Brief mit den Worten ab: „Ich kann nicht mehr schreiben, so weh thut mir der Kopf, ich mein', es wolle mir das Hirn herausfallen." Fürst Hans Georg von Anhalt bittet einmal um Entschuldigung, „daß dieser Brief so bös und närrisch, denn ich den guten Rausch noch nicht los bin und mir die Hände so sehr zittern, daß ich die Hände kaum halten kann." Und das ging so fort. Wiewol damals Lessing's berühmter Ausspruch noch nicht bekannt sein konnte, so schien doch vornehmlich die studirende Jugend schon eine bestimmte Ahnung von des Denkers unwiderlegbarem Wahrworte: „Zuviel man kann wol trinken, doch trinkt man nie genug", gehabt zu haben. So gingen am Abend des 9. Februar 1611 die in Leipzig studirenden jungen Edelleute Antonius von Hochgräff, Hans von Storschedel, Hans von Bose und Veit von Knöbel sowie der Kaufmannssohn Georg Sieber in Herrmann Hutter's Weinkeller, der sich am Eck vom Thomasgäßchen und dem Markte befand. Hier tranken sie 26½ Kannen Alicantwein und 4 Kannen Rheinfall und aßen 10 Bratwürste und viel grünen Lachs dazu. Beim Verlassen des Kellers befanden sie sich in einer so heiteren Stimmung, daß sie die eben am Keller vorbeimarschirende Scharwache angriffen, wobei es zu einer Schlägerei kam, die dem Antonius von Hochgräff das Leben kostete. Bevor sie in den Weinkeller gingen, hatten sie sich schon im Kollegienkeller in Torgau'schem Biere eine Güte gethan. — Leider dauert der garstige Hang zum Trinken und Raufen, der dem deutschen Namen nicht zur Ehre gereicht, bis zur Stunde fort.

Gerade die Reichstage gaben Veranlassung, die alte Sparsamkeit und Einfachheit in Vergessenheit zu bringen, namentlich beförderte Kaiser Karl V. Pracht, Völlerei und Ueppigkeit, was auch Joachim Friedrich von Brandenburg beklagte. Möge ein Speisezettel der Tafel Karl's V. hier eine Stelle finden: „1) Weinbeere und Maischmalz, 2) gebratene Eier, 3) Eierkuchen, 4) gedämpfte kleine Rüben, 5) gebackene Schnitten, 6) gedeckter Brei, 7) erhabenes Gebäck, 8) Erbsensuppe mit Mark, 9) Stockfische weiß in Salz gesotten, 10) blaue Karpfen, 11) gebackene Fische, 12) süße Hechte, 13) gestoßene Körner mit Mandeln, 14) Reiß und Mandelmilch, 15) Bratfische mit Kapern, 16) Fladen, 17) Birnen, Pfefferkuchen und Konfekt."

Narren und Zwerge dienten noch immer zur Kurzweil. Johann Sigismund hatte ein besonderes Wohlgefallen an heiterem Zeitvertreib, Musik und Schauspiel. Gelegentlich des Todes seines Zwerges, Berkun mit Namen — dessen Bildniß bei Hofe zu sehen sei — heißt es in der Berliner Chronik: der Kurfürst sei sehr betrübt gewesen, als sein Spaßmacher im fünfzehnten Lebensjahre verstorben sei. Dieser Berkun war eines braunschweigischen Bauern Sohn und nicht größer als zwei geometrische Schuhe, wohlgestaltet, außer daß er etliche Runzeln im Gesicht hatte, sonst von richtigen Gliedmaßen und verschmitztem Verstande, geschickt und höflich. Der Kurfürst hielt ihm etliche kleine Pferdchen; er ward aber zu Danzig von einem seiner Pferde abgeworfen, ohnerachtet er gut reiten konnte, und mußte darüber seinen Geist aufgeben. Er ward nach Cöln an der Spree geführt und auf des Kurfürsten Anordnung in der Schloßkirche gar feierlich begraben. — Gute Narren wurden, wie heutzutage Sänger und Schauspieler, zu Gastrollen verschrieben. Zwerge brauchten nicht gerade witzig zu sein, ihre Mißgestalt genügte zur Unterhaltung. Ein Zwerg des sächsischen Hofes, Antonius, scheint sich durch nichts ausgezeichnet zu haben, als durch eine ungeheure Nase, die der Kurfürstin Anna so merkwürdig vorkam, daß sie das Bildniß des Leibzwerges dem Hofe zu Kopenhagen sandte.

Fürstliche Apotheken. Die fürstlichen Frauen suchten im sechzehnten Jahrhundert an den meisten Fürstenhöfen noch eine Ehre darin, die Einkäufe für das Haus selbst zu besorgen, genaue Aufsicht über Küche und Keller, über die Vorraths- und Weißzeugkammer zu führen, mit einem Worte: gute Hausfrauen zu sein. Als mit den Apotheken auch der

Gebrauch gewisser Arzneimittel sich verbreitete, übernahmen die Fürstinnen nicht selten die Verwaltung der Heilmittelgewölbe oder Apotheken, die meist in der Nähe der fürstlichen Sitze errichtet wurden. Wie wir wissen, reichte Katharina, die Gemahlin Joachim Friedrich's von Brandenburg, den Armen selber unentgeltlich hier Arzneien; ebenso that dies mit Vorliebe Mutter Anna von Sachsen. Die Heilmittel jener Zeit waren freilich mitunter wunderlicher Art. Als besonders heilbringend galten z. B. Klauen von Elenthieren, Einhorn, Bibergeil, Bernstein oder sogenannter Agtstein, namentlich weißer. Auch wurden als äußerliche Heilmittel Ringe oder dergleichen von Elensklaue und Bernstein getragen. Pulver von Elensklaue und Bernstein galt namentlich als bestes Vorbeugemittel gegen den Schlagfluß.



Fürstliche Apotheke zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

In dem Schreiben eines Fürsten an den Herzog Albrecht von Preußen heißt es: „Wir bitten noch um etliche rechte Elensklauen (solche, die zwischen zwei Festtagen der Maria von einem getödteten Elenthier genommen sind), denn die große Krankheit ist dieses vergangene Jahr hieraußen sehr umgegangen, damit, ob es heuer auch also geschehen sollte, wir den Leuten desto besser damit helfen könnten; denn wir können der Elensklauen nicht also viel bekommen, als wir Bittens darum haben. Auch ist unsere freundliche Bitte, dieweil uns Euer Liebden auch ein Rezept oder Kunst schicken oder zu Wege bringen könnten, die dazu wäre, dem Schlag vorzukommen, ehe er einen rührt."

Man gebrauchte ferner vielfach Arzneimittel, deren wesentliche Bestandtheile Gold, Edelsteine, Perlen und dergleichen waren, und von denen das Loth oft mit 10, 12 bis 16 Thalern bezahlt ward. Auf diese Art kam denn manchem Wohlhabenden eine Krankheit theuer genug zu stehen. So hoch freilich verstieg sich kein Deutscher in seinen Ausgaben für Arzneien, wie es der Papst Clemens VII. that. Diesem verordneten seine Aerzte, als er im Jahre 1534 plötzlich schwer erkrankte, Pulver von Einhorn, Edelsteinen und Perlen, welche in wenigen Tagen zusammen die Summe von 3000 Dukaten kosteten.

Innerhalb vierzehn Tagen nahm er an Perlen und Edelsteinen etwa für 40,000 Dukaten zu sich, und als er trotzdem doch starb, meinten die Aerzte, die Krankheit sei so schwer gewesen, „daß Gott ihn nur durch ein besonderes Mirakul hätte retten können." — Interessant für die Anschauungen der damaligen Zeit auf dem Gebiet der Naturwissenschaften und der Heilkunde ist das Leben und Treiben des Leonhard Thurneißer am Hofe des Kurfürsten Johann Georg. Wiewol ein vielseitig gebildeter Gelehrter, war derselbe doch zugleich ein Charlatan und Schwindler.



Das Stellen des Bären. Ueberraschung während der Bärenjagd.

So interessant die Schicksale dieses Mannes, sein rasches Emporsteigen zu Ehren und Reichthümern und sein ebenso schneller und tiefer Fall sind, so würde es doch hier zu weit führen, wenn wir dabei länger verweilen wollten. Wir verweisen daher den Leser auf die lehrreiche Lektüre der Biographie Thurneißer's in Ad. Streckfuß' Werk: „Berlin seit 500 Jahren". — Von der ärztlichen Kunst und ihrer Ausübung sprechen wir an einer andern Stelle.

Die hohe und niedere Jagd gehörte zu den Hauptvergnüglichkeiten der Fürsten und Vornehmen. Man bediente sich, auch nachdem das Feuergewehr schon in Gebrauch gekommen war, lange Zeit noch der Armbrust und des Spießes zur Erlegung des Wildes.

Der Wildreichthum war damals noch sehr groß. Im Harz und Thüringer Wald boten die vielen Niederungen und Verzweigungen des Gebirges dem Edelwild Schutz gegen die kalten Nordostwinde, und ein zum Theil üppiger Wiesenwuchs sowie der Ueberfluß an krystallhellem Wasser begünstigten den Hochwildstand. Nirgends fehlte es an feisten Hirschen, deren Geweihe sich kräftiger verecken, als in niederen, waldreichen Gegenden Deutschlands. Was heute nicht mehr so häufig vorkommt, war damals gar keine Seltenheit, nämlich Hirsche von 20 und mehr Enden, von denen manche über 500 Pfund an Gewicht erreicht haben sollen.

Infolge dieses Ueberflusses hatte das Hirschfleisch einen niederen Preis; selten wurde einmal das Pfund fetten Wildbratens höher als 2 Pfennige bezahlt. Oefters gab man Bratwildpret an öffentliche Anstalten und arme Leute unentgeltlich ab, oder warf es als Futter den zahlreichen Jagd- und Hetzhunden vor.

Noch war zu jener Zeit der Bär zahlreich vertreten, besonders auch in den genannten Gegenden, deren dichtere Waldregionen an die Urwälder Deutschlands erinnerten, und die der Sippe des Meisters Petz, die Reineken und Isegrimm Schlupfwinkel genug darboten. Von 1611—1653 wurden allein in Sachsen und der Grafschaft Schwarzburg 203 Bären erlegt, und vom Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen (1611—1653) wird erzählt, daß er für seine Person 3543 Wölfe und 200 Luchse gefällt habe.

Wenn die Menge erlegten Raubzeugs dem heutigen Geschlecht etwas unglaubhaft vorkommen könnte, so erscheinen diese Ziffern wol minder zweifelhaft, wenn man erfährt, wie heute noch die Wölfe der Ardennen und des Wasgenwaldes in den benachbarten Departements Frankreichs sowie in Lothringen und im Elsaß einen Schaden von jährlich zwei Millionen Francs verursachen.

Der Bär war auch außerhalb des Dickichts keine seltene Erscheinung. Nicht nur, daß gezähmte Bären vielfach zur Schau herumgeführt wurden, so hielt man dieselben auch in vielen Schlössern in sogenannten Bärengärten oder Bärenzwingern gefangen, und bediente sich ihrer zu dem grausamen Vergnügen der Bärenhatzen. Solch ein Schauspiel gab August der Starke noch im Jahre 1713 zum Besten, als er innerhalb weniger Tage drei große Bärenhatzen veranstaltete, wobei er sieben tüchtige Bären mit Hunden, ja selbst mit Keilern kämpfen ließ.

Bürger und Bauern, welche sich der Bären zu erwehren hatten, sahen dieselben nicht als Jagdthiere, sondern als Raubthiere an. Man fing den Räuber daher im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert vielfach durch Netze, oder man jagte ihn, nachdem man auf die Bärenfährte gekommen, mit Hunden und stellte ihn endlich durch Hatzhunde. — In späterer Zeit erst ging man Meister Petz mittels des verbesserten Jagdgewehrs zu Leibe.

Auch Luchse und Wölfe gab's in Fülle, und denselben wurde um so eifriger nachgestellt, als die auf ihre Erlegung gesetzte Geldprämie gar manchen Jäger anlockte. Der Weidmann liebte es, sich ein Gütchen zu thun, und es gab der Jagderlös willkommene Veranlassung zu fröhlichem Gelage, wozu von dem glücklichen Schützen alle Jäger und Jagdgenossen der Umgegend eingeladen wurden.

In der Zeit, die wir ins Auge fassen, wurde auf das Erlegen eines Bären keineswegs der hohe Werth gelegt, wie es der Weidmann heutigen Tags wol thut, und so vermögen wir auch nicht zu sagen, welcher Schaden durch Meister Petz in den mitteldeutschen Gebirgsgegenden angerichtet worden ist. Zu den Uebelthaten, welche dem Bären zur Last fielen, gesellte sich der Verlust, welcher sowol vom Hochwild, als vorzüglich von den Wildschweinen herrührte (vergl. S. 340). Ueberhaupt stand letzteres Wild bei unseren Voreltern in kaum geringerer Achtung als Meister Petz. Wir lesen in alten Jagdgeschichten, daß ein angeschossenes Wildschwein viel mehr gefürchtet worden sei als ein verwundeter Bär.

Von dem zahlreichen Wildstand zu jener Zeit haben wir Ueberlieferungen erhalten durch eine Anzahl Forstorte, deren Namen vom Jagdwilde herrühren; beispielsweise erinnern im Schwarzburgischen Lande die Namen Bärenthal, Bärenberg, Bärenstein, Bärengrube, Bärenkopf, neben denen von Wolfshofen, Wolfenthal, Wolfsanger und weiterhin Luchshütte Luchsgrund u. s. w. an die Fülle des vormals vorhandenen Waldgethiers.

Selbst im protestantischen Norddeutschland pflegte der Weidmann mit Ehrfurcht und gutem Zutrauen den Schutzpatron der Jäger, St. Hubertus, anzurufen und von seinem Schutze das Gelingen eines gefährlicheren Jagdunternehmens zu erwarten. Mehr noch war es jedoch seine Jagdwaffe und seine sichere Hand, worauf er sich verließ. In Rücksicht auf die Büchse möchten wir einen Weidmann des siebzehnten Jahrhunderts vor uns sehen und seine Miene beobachten können, wenn man ihm statt der gewohnten Radschloßbüchse eine

Lafaucheux=Jagdwaffe der heutigen Zeit reichen würde! Der Weidmann zu jener Zeit bot überhaupt eine ganz andere Erscheinung dar als unsere heutigen Nimrode, die sich meist kaum von gewöhnlichen Menschenkindern zu unterscheiden pflegen. Unter Jo—ho—ha—holla, Hussa, Hussa! zog der Jagdherr mit seinem Förster und den Jägerburschen sowie anderen Weidmännern aus, und unter noch größerem Jubel, die Hüte und Mützen mit grünen Eichenbüschen geschmückt, kehrten die Jagdgenossen heim, oft jubelnd von den herbeigeeilten Insassen der Umgegend umringt, wenn die Art und Bedeutung der Jagdbeute die Neugierigen anzog und allgemeinere Aufmerksamkeit erregte.

Die Jagd auf Bären galt jahrhundertelang mit als vornehmstes Jagdvergnügen unter dem Adel und den Fürsten Deutschlands. Diese Art von Hochjagd wurde mit Hülfe von Bracken und Doggen stärkster Rasse, vornehmlich aber mittels der sogenannten „Saupacker" nach oft großartigen Vorbereitungen und vor hohen und niedrigen Zeugen ausgeübt.



Reiherbeize. Zeichnung von Albert Richter.

Guten Jagdhunden, die man in der Regel theuer bezahlte, wendete man damals weit größere Fürsorge zu als es heutigen Tags geschieht. An den fürstlichen Höfen wurden schwere Mengen derselben unterhalten, und auf Tüchtigkeit und Schönheit wurden ebenso große Stücke gelegt als auf die üblichen Jagdapparate, wie Garne, Netze, Fallen, Lockvögel rc.

Um die Jagd in möglichst vielen Formen betreiben zu können, waren mit der Zeit Hunde aus allen Theilen der Erde aufgetrieben worden. Da gab es an den Höfen englische Doggen, Danziger Bärenbeißer, niederländische Bullenbeißer, Pirschhunde, Saurüden, Windspiele, polnische und deutsche Jagdhunde, Leithunde, Schweißhunde, Saufinder, Hühnerhunde, dänische Blendlinge, Wasserhunde, englische Hasenhunde, Otterhunde, Dachskriecher.

Die Hatzrüden, welcher sich der Weidmann jener Zeit nicht entrathen mochte, waren für die Unterthanen eine schwere Landplage. Man erzählt, daß zwei solcher von ihren Ketten losgekommener Hunde sich unter dem Thore eines Schafstalles hindurchgezwängt und unter den Hammeln eine ungeheure Niederlage angerichtet hatten; ihrer fünfzig waren theils todtgebissen, theils von der zu einer Masse zusammengedrückten Herde erstickt worden. Solche gefährliche Bestien wurden meist durch die Wasenmeistereien im Lande aufgezogen, und aus diesen Erziehungsinstituten gingen eben die wildesten und boshaftesten Hunde hervor, denen weder die Menschen noch die Thiere ohne Gefahr sich nähern durften.

von jenem bestand meist aus Wollenkleidern, einigen Seidenwämmsern und Sammthosen, dieser konnte 22 vollständige Staatsanzüge aufweisen, ferner eine Menge Hüte mit kostbarem Federschmuck, seidene Strümpfe, Schuhe mit Bandrosen, gestickte Handschuhe und Degengehenke. Der bescheidene Stall das Alten erweiterte sich beim Jungen zu einem vollständigen Marstall. Der Vater hatte in einfach getäfelten Stuben mit grünen Vorhängen und Holzstühlen gewohnt, der Sohn stattete seine Zimmer mit seidenen oder vergoldeten Ledertapeten und gepolsterten Sammtsesseln aus. Die Bücherei des Vaters hatte eine Bibel, Luther's und Melanchthon's Postillen, einen verdeutschten Livius, einige Chroniken und ein Turnierbuch, im Ganzen 19 Bände umfaßt; die des Sohnes enthielt französische Uebersetzungen alter Klassiker, kriegswissenschaftliche Werke und dergleichen mehr."

Im Allgemeinen jedoch sehen wir den Adel ärmer werden und an Geltung verlieren, wogegen die fürstliche Macht, seit sie begonnen, sich auf den Bürgerstand zu stützen, gewachsen war. Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie namentlich seit der Erfindung der Feuerwaffe und der dadurch bedingten Veränderung der Kriegsführung der Adel, ehemals fast die einzige Stütze des Fürsten in Kriegen, fortgesetzt an Bedeutung verloren hatte. Endlich kam es dahin, daß die Adeligen statt des persönlichen Dienstes, den der Fürst von ihnen begehrte, Geld hingaben, wofür Söldner geworben wurden. Immer merklicher trat das Streben des Adels hervor, an den Fürstenhöfen eine Rolle zu spielen und die Offiziersstellen in den Heeren der Fürsten für sich in Anspruch zu nehmen.

Die Kutschen. Inzwischen waren auch die Kutschen mehr in Gebrauch gekommen, was jedoch kriegerisch gesinnten Fürsten so übel gefiel, daß sie dem Adel den Gebrauch derselben verboten. Höchst bezeichnend in vielfacher Hinsicht ist eine denselben Gegenstand betreffende Verordnung des Herzogs Julius von Braunschweig aus dem Jahre 1588, in welcher es u. A. heißt: „— — wir haben mit Schmerzen und höchstem Verdruß befunden, daß solche rühmliche, tapfere und männliche nützliche Richtung und Reiterei in unsern Fürstenthumen, Graf- und Herrschaften nicht allein merklich abgenommen, sondern auch fast gefallen (wie ohne Zweifel auch andre Kur- und Fürsten bei ihrer Ritterschaft dergleichen erfahren), und solches fürnehmlich dahero verursacht, daß sich fast alle unsere Lehnsleute, Diener und Verwandten, ohne Unterschied jung und alt, auf Faullenzen und Kutschfahren zu begeben unterstanden, also daß ihrer wenig mit guten, wohlstaffirten reisigen Pferden und wohl erfahrenen, versuchten, wegkundigen Knechten und Jungen versehen; wann wir nun demselben länger nicht zusehen können, sondern die alte, uns von unsern Vorfahren angestammte und aufgeerbte Reiterei wiederum so viel an uns herführ zu bringen gemeinet, als wollen wir befehlen wie hiermit allen und jeden obgemeldeten unsern Lehnsleuten, Dienern und Verwandten, weß Würden und Standes die seien, in Gnaden ernstlich, daß ihr und ein Jeder unsrer Angehörigen mit so viel reisigen Pferden, als er vermöge seiner Lehen und Verwandniß uns zu dienen schuldig und pflichtig, jederzeit in guter Bereitschaft sitze, wohl versuchte, geübte, erfahrene, wegkundige Knechte bei sich habe, desgleichen so viel wie möglich mit blanker, stählener Rüstung und gestäbelten Satteln, daran zwei Feuer-Rohr mit Eisenblech-Laden und schmalen Anschlägen oder mit andern dergleichen Rüstungen bei uns auf Erfordern sich einstellen könne. Wir wollen auch obgemeldete unsere Lehnsleute, Diener und Verwandten hiermit bescheiden, wenn sie ihre Lehen empfahen, oder sonst zu unserm Hof zu schaffen haben werden, daß sie alsdann nicht mit Kutschen, sondern auf ihren reisigen Pferden erscheinen und ankommen." — Befehle und auch Warnungen dieser Art vermochten indeß nicht, die Sitte des Fahrens wieder zu verdrängen; ja sie verbreitete sich weiter, ohne indeß so nachtheilig zu wirken, als einzelne ritterliche Männer es befürchteten.

Leider begann der Adel früh schon, Paris als die „hohe Schule der Bildung" zu betrachten, „auf der die jungen Bären glatt geleckt werden müßten." Das rauhe Fell verloren die Junker freilich dort, jedoch auch in der Regel deutsche Zucht und Ehrbarkeit. Kehrten sie dann zurück an den heimischen Herd, so sahen sie hochmüthig auf die Sitten

ihres Landes, verdarben sie, statt Volksthümliches zu pflegen, ja sprachen lieber ein elendes Französisch, als daß sie sich bemüht hätten, sich in ihrer Muttersprache geläufig auszudrücken. So kam das Franzosenthum nach Deutschland, und die französische Sprache wurde allgemach zur Hofsprache erhoben. Als der Winterkönig 1613 mit seiner Braut in Heidelberg einzog, wurden Beide von Kindern in französischer Sprache begrüßt!

Wackere Männer begannen gegen diese Unsitte zu kämpfen. Moscherosch rief seinen Landsleuten zu: „O ihr unvernünftigen Nachkömmlinge! Welches unvernünftige Thier ist es doch, das dem andern zu Gefallen seine Sprache und Stimme änderte? Hast du je eine Katze dem Hunde zu Gefallen bellen, einen Hund der Katze zu Liebe miauen hören?



Kutschengefährt des Landadels im siebzehnten Jahrhundert.

Nun sind wahrhaftig in seiner Natur ein deutsches festes Gemüth und ein schlüpfriger welscher Sinn anders nicht als Hund und Katze gegen einander geartet, und gleichwol wollet ihr, unverständiger als die Thiere, ihnen wider allen Dank nacharten? Pfui dich der Schand!“ Ein Anderer suchte dem Vorwurfe zu begegnen, als sei die deutsche Sprache gemein, bildungslos. „Kann die deutsche Sprache“, sagte er, „schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen, kann sie doch auch spielen, scherzen, güteln, kürmeln, lachen.“

Es bildeten sich sogar Gesellschaften, um dem einreißenden Franzosenthum durch Pflege der Muttersprache und der heimischen Sitte entgegen zu wirken. Doch sollte es größeren Geistern in späteren Zeiten vorbehalten bleiben, durch Werke der Wissenschaft und der Dichtkunst den Werth der Muttersprache zur Anerkennung zu bringen. Vorläufig wuchs das Uebel der Ausländerei.

Deutsche und italienische Bauweise. Der Bürgerstand hatte sich seit den Kreuzzügen fortgesetzt durch den Handel bereichern können und wetteiferte an Pracht und Aufwand mit dem Adel, ja er überholte denselben bereits. Was wir an älteren Bauwerken in den deutschen Städten bewundern, hat uns ja fast allein der Bürgerreichthum des Mittel-

von jenem bestand meist aus Wollenkleidern, einigen Seidenwämmsern und Sammthosen, dieser konnte 22 vollständige Staatsanzüge aufweisen, ferner eine Menge Hüte mit kostbarem Federschmuck, seidene Strümpfe, Schuhe mit Bandrosen, gestickte Handschuhe und Degengehenke. Der bescheidene Stall das Alten erweiterte sich beim Jungen zu einem vollständigen Marstall. Der Vater hatte in einfach getäfelten Stuben mit grünen Vorhängen und Holzstühlen gewohnt, der Sohn stattete seine Zimmer mit seidenen oder vergoldeten Ledertapeten und gepolsterten Sammtsesseln aus. Die Bücherei des Vaters hatte eine Bibel, Luther's und Melanchthon's Postillen, einen verdeutschten Livius, einige Chroniken und ein Turnierbuch, im Ganzen 19 Bände umfaßt; die des Sohnes enthielt französische Uebersetzungen alter Klassiker, kriegswissenschaftliche Werke und dergleichen mehr."

Im Allgemeinen jedoch sehen wir den Adel ärmer werden und an Geltung verlieren, wogegen die fürstliche Macht, seit sie begonnen, sich auf den Bürgerstand zu stützen, gewachsen war. Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie namentlich seit der Erfindung der Feuerwaffe und der dadurch bedingten Veränderung der Kriegsführung der Adel, ehemals fast die einzige Stütze des Fürsten in Kriegen, fortgesetzt an Bedeutung verloren hatte. Endlich kam es dahin, daß die Adeligen statt des persönlichen Dienstes, den der Fürst von ihnen begehrte, Geld hingaben, wofür Söldner geworben wurden. Immer merklicher trat das Streben des Adels hervor, an den Fürstenhöfen eine Rolle zu spielen und die Offiziersstellen in den Heeren der Fürsten für sich in Anspruch zu nehmen.

Die Kutschen. Inzwischen waren auch die Kutschen mehr in Gebrauch gekommen, was jedoch kriegerisch gesinnten Fürsten so übel gefiel, daß sie dem Adel den Gebrauch derselben verboten. Höchst bezeichnend in vielfacher Hinsicht ist eine denselben Gegenstand betreffende Verordnung des Herzogs Julius von Braunschweig aus dem Jahre 1588, in welcher es u. A. heißt: „— — wir haben mit Schmerzen und höchstem Verdruß befunden, daß solche rühmliche, tapfere und männliche nützliche Richtung und Reiterei in unsern Fürstenthumen, Graf- und Herrschaften nicht allein merklich abgenommen, sondern auch fast gefallen (wie ohne Zweifel auch andre Kur- und Fürsten bei ihrer Ritterschaft dergleichen erfahren), und solches fürnehmlich dahero verursacht, daß sich fast alle unsere Lehnsleute, Diener und Verwandten, ohne Unterschied jung und alt, auf Faullenzen und Kutschfahren zu begeben unterstanden, also daß ihrer wenig mit guten, wohlstaffirten reisigen Pferden und wohlerfahrenen, versuchten, wegkundigen Knechten und Jungen versehen; wann wir nun demselben länger nicht zusehen können, sondern die alte, uns von unsern Vorfahren angestammte und aufgeerbte Reiterei wiederum so viel an uns herführ zu bringen gemeinet, als wollen und befehlen wie hiermit allen und jeden obgemeldeten unsern Lehnsleuten, Dienern und Verwandten, weß Würden und Standes die seien, in Gnaden ernstlich, daß ihr und ein Jeder unsrer Angehörigen mit so viel reisigen Pferden, als er vermöge seiner Lehen und Verwandniß uns zu dienen schuldig und pflichtig, jederzeit in guter Bereitschaft sitze, wohl versuchte, geübte, erfahrene, wegkundige Knechte bei sich habe, desgleichen so viel wie möglich mit blanker, stählener Rüstung und gestäbelten Satteln, daran zwei Feuer-Rohr mit Eisenblech-Laden und schmalen Anschlägen oder mit andern dergleichen Rüstungen bei uns auf Erfordern sich einstellen könne. Wir wollen auch obgemeldete unsere Lehnsleute, Diener und Verwandten hiermit bescheiden, wenn sie ihre Lehen empfahen, oder sonst an unserm Hof zu schaffen haben werden, daß sie alsdann nicht mit Kutschen, sondern auf ihren reisigen Pferden erscheinen und ankommen." — Befehle und auch Warnungen dieser Art vermochten indeß nicht, die Sitte des Fahrens wieder zu verdrängen; ja sie verbreitete sich weiter, ohne indeß so nachtheilig zu wirken, als einzelne ritterliche Männer es befürchteten.

Leider begann der Adel früh schon, Paris als die „hohe Schule der Bildung" zu betrachten, „auf der die jungen Bären glatt geleckt werden müßten." Das rauhe Fell verloren die Junker freilich dort, jedoch auch in der Regel deutsche Zucht und Ehrbarkeit. Kehrten sie dann zurück an den heimischen Herd, so sahen sie hochmüthig auf die Sitten

ihres Landes, verdarben sie, statt Volksthümliches zu pflegen, ja sprachen lieber ein elendes Französisch, als daß sie sich bemüht hätten, sich in ihrer Muttersprache geläufig auszudrücken. So kam das Franzosenthum nach Deutschland, und die französische Sprache wurde allgemach zur Hofsprache erhoben. Als der Winterkönig 1613 mit seiner Braut in Heidelberg einzog, wurden Beide von Kindern in französischer Sprache begrüßt!

Wackere Männer begannen gegen diese Unsitte zu kämpfen. Moscherosch rief seinen Landsleuten zu: „O ihr unvernünftigen Nachkömmlinge! Welches unvernünftige Thier ist es doch, das dem andern zu Gefallen seine Sprache und Stimme änderte? Hast du je eine Katze dem Hunde zu Gefallen bellen, einen Hund der Katze zu Liebe miauen hören?



Kutschengefährt des Landadels im siebzehnten Jahrhundert.

Nun sind wahrhaftig in seiner Natur ein deutsches festes Gemüth und ein schlüpfriger welscher Sinn anders nicht als Hund und Katze gegen einander geartet, und gleichwol wollet ihr, unverständiger als die Thiere, ihnen wider allen Dank nacharten? Pfui dich der Schand!" Ein Anderer suchte dem Vorwurfe zu begegnen, als sei die deutsche Sprache gemein, bildungslos. „Kann die deutsche Sprache", sagte er, „schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen, kann sie doch auch spielen, scherzen, güteln, kürmeln, lachen."

Es bildeten sich sogar Gesellschaften, um dem einreißenden Franzosenthum durch Pflege der Muttersprache und der heimischen Sitte entgegen zu wirken. Doch sollte es größeren Geistern in späteren Zeiten vorbehalten bleiben, durch Werke der Wissenschaft und der Dichtkunst den Werth der Muttersprache zur Anerkennung zu bringen. Vorläufig wuchs das Uebel der Ausländerei.

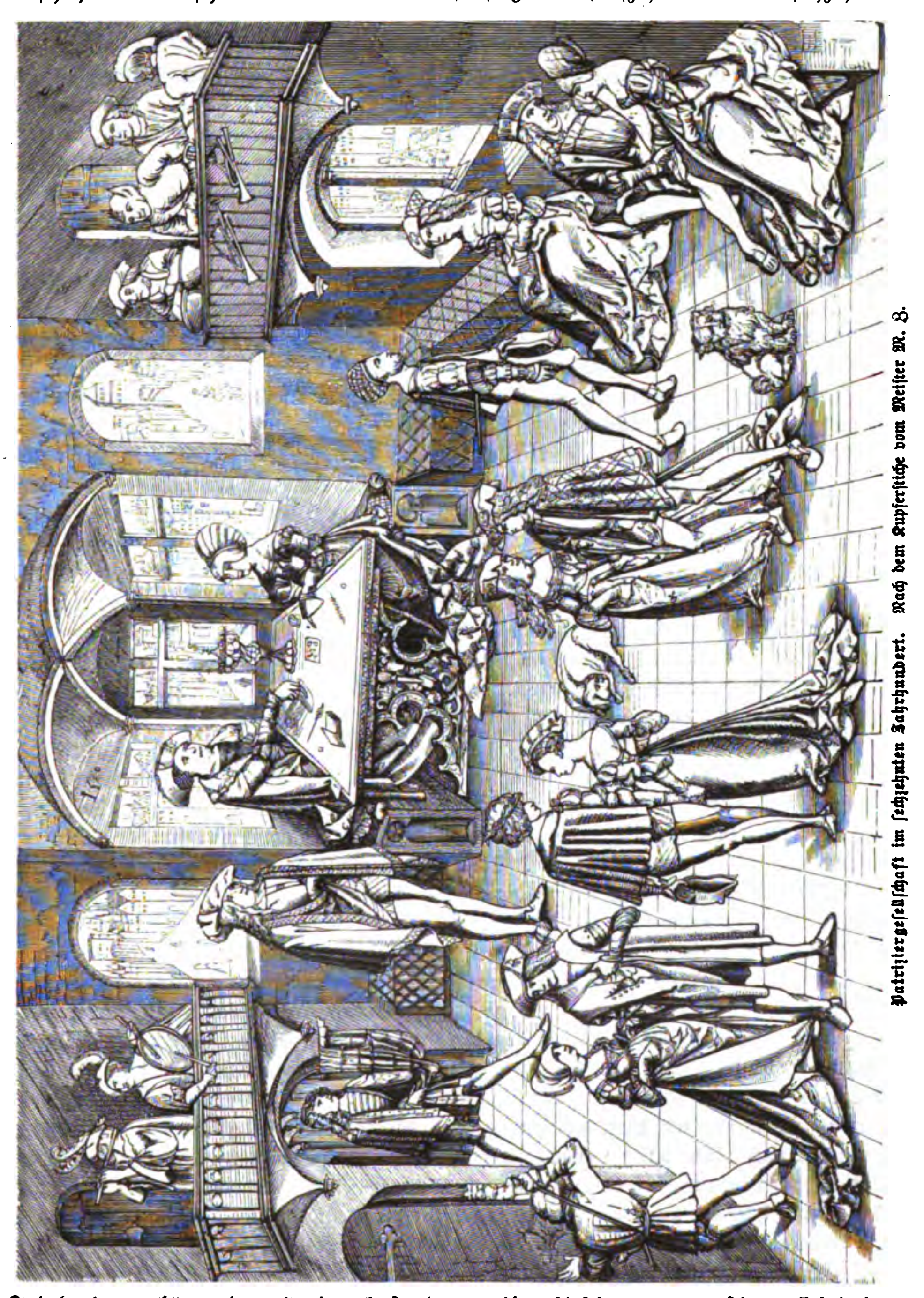
Deutsche und italienische Bauweise. Der Bürgerstand hatte sich seit den Kreuzzügen fortgesetzt durch den Handel bereichern können und wetteiferte an Pracht und Aufwand mit dem Adel, ja er überholte denselben bereits. Was wir an älteren Bauwerken in den deutschen Städten bewundern, hat uns ja fast allein der Bürgerreichthum des Mittel-

alters hinterlassen (vergl. S. 289 ff.). Allen Städten voran leuchtete Augsburg, und hier waren es unter den Kaufherren die Fugger, in deren Häusern sich das deutsche Bürgerthum auf der Höhe seiner gesellschaftlichen Geltung zeigte. Die Fugger sahen Fürsten und Herren oft als Gäste in ihren Häusern.

Ein Zeitgenosse, der bei diesen Kaufherren gastliche Aufnahme fand, hat uns (aus dem Jahre 1531) folgende Schilderung hinterlassen: „Welch ein Pracht ist nicht in Anton Fugger's Hause auf dem Weinmarkte. Es ist an den meisten Orten gewölbt und mit marmornen Säulen unterstützt. Was soll ich von den weitläuftigen und zierlichen Zimmern, den Stuben, Sälen und dem Kabinet des Herrn sagen, welches sowol wegen des vergoldeten Gebälks als der übrigen Zierrathen das allerschönste ist. Es stößt daran eine dem heiligen Sebastian geweihte Kapelle mit Stühlen, die aus dem kostbarsten Holz sehr künstlich gemacht sind. Alles aber zieren fürtreffliche Malereien von außen und innen. Raymund Fugger's Haus in der Kleesattlergasse ist gleichfalls königlich und hat auf allen Seiten die angenehmste Aussicht in Gärten. Was erzeuget Italien für Pflanzen, die nicht darin anzutreffen wären, was findet man darin für Lusthäuser, Blumenbeete, Bäume, Springbrunnen, die mit Erzbildern der Götter geziert sind. Was für ein prächtiges Bad ist in diesem Theile des Hauses. Mir gefielen die französischen Königsgärten zu Blois und Tours nicht so gut. Nachdem wir ins Haus heraufgegangen, beobachten wir sehr breite Stuben, weitläuftige Säle und Zimmer. Alle Thüren gehen auf einander bis in die Mitte des Hauses, so daß man immer von einem Zimmer ins andere kommt. Hier sahen wir die trefflichsten Gemälde. Jedoch noch mehr rührten uns, nachdem wir ins obere Stockwerk gekommen, so viele und große Denkmäler des Alterthums, daß ich glaube, man wird in Italien selbst nicht mehr bei einem Manne finden."

Aehnliche Häuser, wenn auch nicht von so großartigem Eindruck, waren während der Blütezeit der deutschen Renaissance und des deutschen Bürgerstandes in den meisten größeren deutschen Städten entstanden. Der großen Mehrzahl derselben fehlte es nicht an jener anheimelnden Traulichkeit und Bequemlichkeit, welche so charakteristisch für den behaglichen Sinn des Deutschen sind, daß derselbe sie nicht gern missen möchte. Verursachen die Bauwerke der deutschen Renaissance nun auch nicht den Vollgenuß der Befriedigung, den die Schöpfungen der italienischen Bauweise in demselben Zeitalter hervorrufen, so entsprechen sie doch um so gewisser dem Behagen unserer Voreltern. Trotz dem idealen Gepräge, das uns in den italienischen Prachtbauten des sechzehnten Jahrhunderts entgegentritt, erscheinen auch uns bei weitem weniger wohnlich — im Sinne jener deutschen Gemüthlichkeit — die hohen Gemächer mit ihren mächtig großen Fenstern und ihren luftigen, der Witterung so sehr preisgegebenen Altanen, im Gegensatz zu den deutschen Prachthäusern derselben Periode. Noch jetzt weilt unser Blick mit Wohlgefallen auf ihren traulich-anmuthigen Erkern, dem reichen und mannichfaltigen Hausrath, dem Zimmerschmuck, den Trinkgefäßen, den so eigenthümlich aufgebauten Oefen ꝛc. Eine Menge Werke des gewerblichen Kunstfleißes jener Zeit zeugt von der Ebenbürtigkeit des deutschen Kunstfleißes im Vergleiche zu den Leistungen unserer Nachbarn. Aus jener Epoche rühren eine Menge noch jetzt bewunderter Geräthe, ebenso eine große Anzahl von Bildnereien her, z. B. jenes Prachtwerk in der Stiftskirche zu Aschaffenburg, die sehenswerthe Kanzel, die Trinkkanne Karl's V., die Rüstung König Heinrich's II., ein Meisterwerk der deutschen Waffenschmiedekunst; und was in Bezug auf Prachtbauten hervorgebracht wurde, das sehen wir in den Schlössern zu Heidelberg, Mainz, Aschaffenburg ꝛc., von der Menge bemerkenswerther Backsteinbauten im nördlichen Deutschland ganz zu geschwiegen. An diesen Merkmalen steigenden Wohlstandes und Wohlgefallens an Dem, was das Leben verschönert, fehlte es weder im Süden noch im Norden unserer Heimat. Dieses fröhliche Gedeihen hörte auf mit Schrecken, als der unselige Dreißigjährige Krieg seine Feuerschwingen über unser Vaterland ausbreitete.

Meistersinger. Der Geist, der die Innungen und Zünfte belebte (vergl. S. 128), tritt uns auch in dem dichtenden Bürgerthum entgegen, sagt Otto von Leixner in seiner Geschichte der deutschen Literatur. Die Meistersinger im fünfzehnten und im sechzehnten



Patriziergesellschaft im sechzehnten Jahrhundert. Nach dem Kupferstiche vom Meister M. Z.

Jahrhundert gehörten dem Handwerkerstande an; ihre Anschauungen verstiegen sich daher auch nicht über die nüchterne Verständigkeit. Wie die Handwerker bei Ausübung ihres Gewerbes den Ueberlieferungen getreu blieben, so übten sie auch die Dichtkunst, für die im

Zeitalter der Reformation eine neue Blütezeit angebrochen war, vornehmlich vom praktischen Standpunkt aus. Sie erblickten im Gesang ein Mittel ehrbarer Unterhaltung, die Kräftigung des christlichen Gefühls und sittlichen Lebens; einen Eigenwillen, eine eigenartige Phantasie durfte kein Mitglied der schulmäßigen Ausübung „des Dichtens“ haben. Wie schülerhaft auch die Kunst geübt wurde, wie sehr ihren Pflegern eine höhere Anschauung vom Wesen der Poesie mangelte, so lag doch in dem ganzen Treiben ein idealer Zug; die deutsche Innerlichkeit, der Hang zum gemüthvollen Stilleben fand gerade in den Städten die sicherste Stätte der Pflege, seit er aus Klöstern und Burgen verbannt war. Der Gesang, welcher das ganze Mittelalter hindurch gepflegt worden war, bot sich als einfachster Ausdruck der Empfindung. Schon während des Verfalls der Minnedichtung waren bürgerliche Sänger hervorgetreten und hatten in den Städten lebhaften Anklang gefunden. Es ist sicher, daß schon früh im vierzehnten Jahrhundert „Singschulen“ — „Meistergesangsschulen“ — bestanden haben, doch liegen die ersten Anfänge derselben noch im Dunkel.

In den Schulen selbst hatten sich bereits frühzeitig sagenhafte Ueberlieferungen vom Ursprung der Meistersinger gebildet. Erinnerungen an die Namen berühmter Minnedichter verwoben sich mit der Vorstellung, als seien die Träger derselben zugleich Stifter der Singschulen der Meistersinger. Historische Wahrheit ist bei solchen Sagenbildungen nicht zu suchen und nicht zu verlangen; — weit zurück in das Dunkel der Vergangenheit, bis zu Kaiser Otto's I. Zeit, setzten die Ueberlieferungen die Begründung des Meistergesanges.

Die verschiedenen Nachrichten über die ältesten Gründer stimmen mit einander nicht ganz überein, weder in der Zahl noch in dem Namen; ganz übereinstimmend werden aber Frauenlob und Walther von der Vogelweide genannt. Die Singschulen verbreiteten sich schnell über Mittel- und Süddeutschland und wurden besonders im Süden ein Mittel punkt für die verschiedenen Zünfte. Sehr bald entwickelten sich fest bestimmte Satzungen, welche nicht nur den gesellschaftlichen Verkehr der Mitglieder, die Grade derselben, sondern auch die Art des Dichtens besonderen Regeln unterwarfen. Der Inbegriff dieser Regeln, welche sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vermehrten, war die „Tabulatur“. Die älteste derselben reicht nur bis 1493 zurück, von den späteren sind uns umfangreichere von Görlitz (veröffentlicht 1572), von Ulm (1599), von Memmingen (1660) u. s. w. erhalten.

Bei den gewöhnlichen Versammlungen, welche meist an Sonn- und Feiertagen stattfanden, wurde auch „gesungen“, aber nicht immer „Singeschule“ abgehalten. Wenn eine solche von dem Vorsteher der Genossenschaft angesetzt war, so mußte der jüngste „Meister“ dieselbe bei allen Anderen „ansagen“. Diese „Singeschule“ fand meistens in Kirchen statt.

Nur gewichtige Gründe entschuldigten das Ausbleiben eines Mitgliedes. Nach der Mittagspredigt versammelte man sich im Dom, wo schon Alles vorbereitet war, der „Singestuhl“ und ein Gerüste mit Tischen und Bänken, mit Vorhängen umkleidet, welche die Vorgänge oben neugierigen Blicken entzogen; dieses Gerüst war das Gemerke. Die Schule wird mit dem „Freisingen“ eröffnet, an welchem Jeder, auch Mitglieder fremder Singschulen, Theil nehmen können. Doch werden dabei keine Fehler „gemerkt“, noch Preise ausgetheilt, bestimmt war nur, daß die Gesänge entweder der heiligen Schrift entnommen, oder wenn das nicht, doch ehrbar und sittig sein müssen. Indessen haben die Merker, meist vier, auf ihrem Gerüste Platz genommen: der Erste hat vor sich die Bibel — in späterer Zeit meist nach Luther's Uebersetzung; er hat Acht, ob das Lied auch mit der Schrift übereinstimmt; der Zweite muß darauf sehen, ob es den Gesetzen der Tabulatur gemäß sei, und die Fehler mit Kreide auf einer Tafel verzeichnen; der Dritte prüft die Reinheit der Reime, der Letzte die Richtigkeit des Tones, die Gleichheit der Stollen und Abgesänge.

Eröffnet wird das „Hauptsingen“ durch einen Chorgesang aller Meister; darauf setzt sich der erste Sänger auf den „Singestuhl“, und der älteste Meister sagt: „Fangt an!“ Mit größter Genauigkeit walten die Richter ihres Amtes; — es ist nicht leicht, denn die „Tabulatur“ enthält eine unendliche Menge von Bestimmungen.

„Schüler“ hieß Derjenige, welcher die Tabulatur noch nicht völlig beherrschte; „Schulfreund“, wer den Inhalt und die Regeln derselben vollständig sich zu eigen gemacht; „Singer“ war Der, welcher eine Anzahl von Tönen auswendig und vortragen konnte; wer nach fremder Weise eigene Lieder verfaßte, ward „Dichter“, Derjenige, welcher selber Töne erfand, ward „Meister“ genannt. — In Nürnberg gelangte die Singschule zu hoher Blüte, und der Meistergesang ward ein hoch bedeutendes Kulturelement für den Ausgang des Mittelalters.



Singschule der Nürnberger Meistersinger. Zeichnung von Ludwig Burger.

Die Namen Nestler, Volz werden unter den Förderern des Meistergesanges schon im fünfzehnten Jahrhundert genannt; die Blütezeit dieses Aufstrebens im Bürgerthum aber knüpft sich an den Namen des Nürnberger Volksdichters Hans Sachs.

Spruchsprecher. Neben den Meistersängern (vergl. auch noch S. 124 und 126) und den wandernden Sängern gab es in den Städten noch Dichter von Handwerk, die sogen.

Zeitalter der Reformation eine neue Blütezeit angebrochen war, vornehmlich vom praktischen Standpunkt aus. Sie erblickten im Gesang ein Mittel ehrbarer Unterhaltung, die Kräftigung des christlichen Gefühls und sittlichen Lebens; einen Eigenwillen, eine eigenartige Phantasie durfte kein Mitglied der schulmäßigen Ausübung „des Dichtens“ haben. Wie schülerhaft auch die Kunst geübt wurde, wie sehr ihren Pflegern eine höhere Anschauung vom Wesen der Poesie mangelte, so lag doch in dem ganzen Treiben ein idealer Zug; die deutsche Innerlichkeit, der Hang zum gemüthvollen Stilleben fand gerade in den Städten die sicherste Stätte der Pflege, seit er aus Klöstern und Burgen verbannt war. Der Gesang, welcher das ganze Mittelalter hindurch gepflegt worden war, bot sich als einfachster Ausdruck der Empfindung. Schon während des Verfalls der Minnedichtung waren bürgerliche Sänger hervorgetreten und hatten in den Städten lebhaften Anklang gefunden. Es ist sicher, daß schon früh im vierzehnten Jahrhundert „Singschulen“ — „Meistergesangsschulen“ — bestanden haben, doch liegen die ersten Anfänge derselben noch im Dunkel.

In den Schulen selbst hatten sich bereits frühzeitig sagenhafte Ueberlieferungen vom Ursprung der Meistersinger gebildet. Erinnerungen an die Namen berühmter Minnedichter verwoben sich mit der Vorstellung, als seien die Träger derselben zugleich Stifter der Singschulen der Meistersinger. Historische Wahrheit ist bei solchen Sagenbildungen nicht zu suchen und nicht zu verlangen; — weit zurück in das Dunkel der Vergangenheit, bis zu Kaiser Otto's I. Zeit, setzten die Ueberlieferungen die Begründung des Meistergesanges.

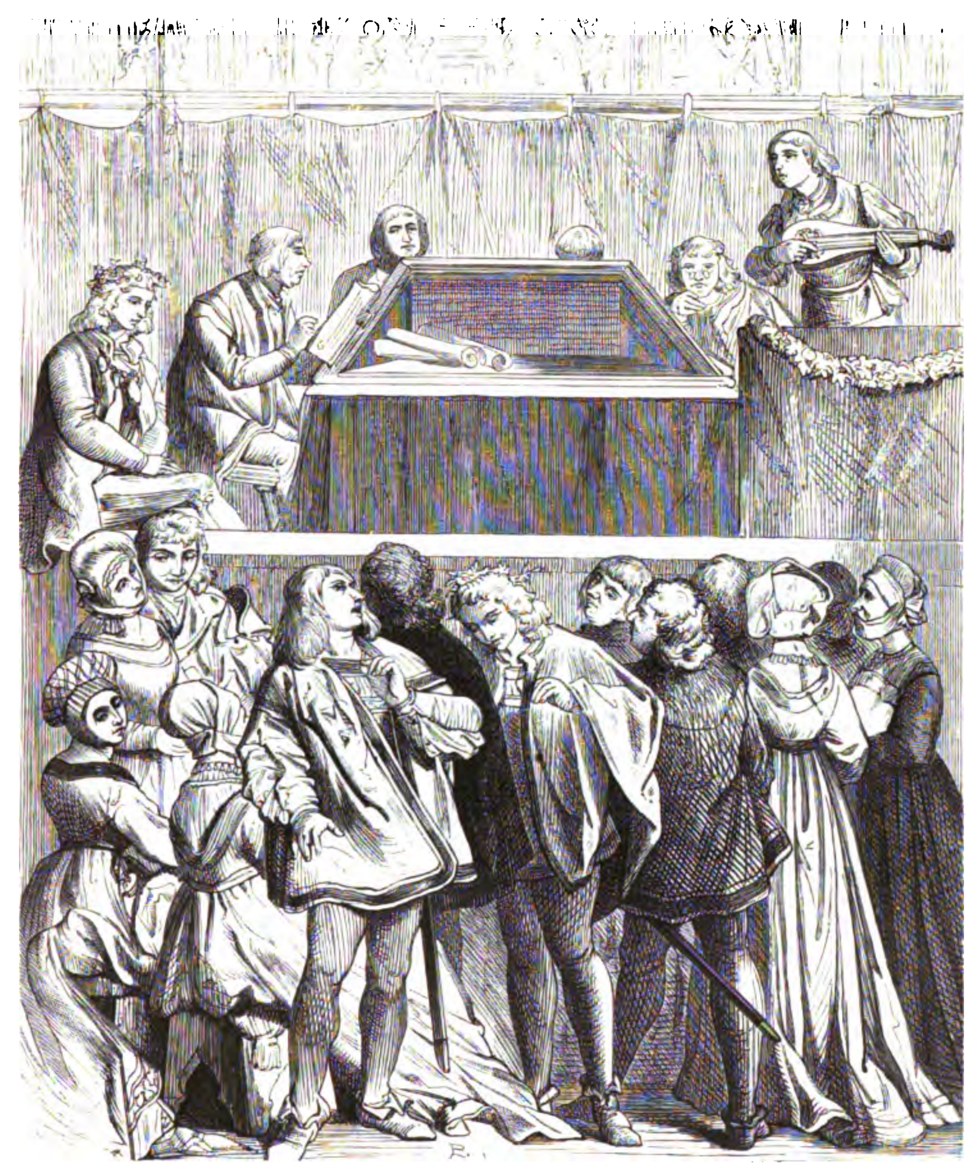
Die verschiedenen Nachrichten über die ältesten Gründer stimmen mit einander nicht ganz überein, weder in der Zahl noch in dem Namen; ganz übereinstimmend werden aber Frauenlob und Walther von der Vogelweide genannt. Die Singschulen verbreiteten sich schnell über Mittel- und Süddeutschland und wurden besonders im Süden ein Mittelpunkt für die verschiedenen Zünfte. Sehr bald entwickelten sich fest bestimmte Satzungen, welche nicht nur den gesellschaftlichen Verkehr der Mitglieder, die Grade derselben, sondern auch die Art des Dichtens besonderen Regeln unterwarfen. Der Inbegriff dieser Regeln, welche sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vermehrten, war die „Tabulatur“. Die älteste derselben reicht nur bis 1493 zurück, von den späteren sind uns umfangreichere von Görlitz (veröffentlicht 1572), von Ulm (1599), von Memmingen (1660) u. s. w. erhalten.

Bei den gewöhnlichen Versammlungen, welche meist an Sonn- und Feiertagen stattfanden, wurde auch „gesungen“, aber nicht immer „Singeschule“ abgehalten. Wenn eine solche von dem Vorsteher der Genossenschaft angesetzt war, so mußte der jüngste „Meister“ dieselbe bei allen Anderen „ansagen“. Diese „Singeschule“ fand meistens in Kirchen statt.

Nur gewichtige Gründe entschuldigten das Ausbleiben eines Mitgliedes. Nach der Mittagspredigt versammelte man sich im Dom, wo schon Alles vorbereitet war, der „Singestuhl“ und ein Gerüste mit Tischen und Bänken, mit Vorhängen umkleidet, welche die Vorgänge oben neugierigen Blicken entzogen; dieses Gerüst war das Gemerke. Die Schule wird mit dem „Freisingen“ eröffnet, an welchem Jeder, auch Mitglieder fremder Singschulen, Theil nehmen können. Doch werden dabei keine Fehler „gemerkt“, noch Preise ausgetheilt, bestimmt war nur, daß die Gesänge entweder der heiligen Schrift entnommen, oder wenn das nicht, doch ehrbar und sittig sein müssen. Indessen haben die Merker, meist vier, auf ihrem Gerüste Platz genommen: der Erste hat vor sich die Bibel — in späterer Zeit meist nach Luther's Uebersetzung; er hat Acht, ob das Lied auch mit der Schrift übereinstimmt; der Zweite muß darauf sehen, ob es den Gesetzen der Tabulatur gemäß sei, und die Fehler mit Kreide auf einer Tafel verzeichnen; der Dritte prüft die Reinheit der Reime, der Letzte die Richtigkeit des Tones, die Gleichheit der Stollen und Abgesänge.

Eröffnet wird das „Hauptsingen“ durch einen Chorgesang aller Meister; darauf setzt sich der erste Sänger auf den „Singestuhl“, und der älteste Meister sagt: „Fangt an!“ Mit größter Genauigkeit walten die Richter ihres Amtes; — es ist nicht leicht, denn die „Tabulatur“ enthält eine unendliche Menge von Bestimmungen.

„Schüler“ hieß Derjenige, welcher die Tabulatur noch nicht völlig beherrschte; „Schulfreund“, wer den Inhalt und die Regeln derselben vollständig sich zu eigen gemacht; „Singer“ war Der, welcher eine Anzahl von Tönen auswendig und vortragen konnte; wer nach fremder Weise eigene Lieder verfaßte, ward „Dichter“, Derjenige, welcher selber Töne erfand, ward „Meister“ genannt. — In Nürnberg gelangte die Singschule zu hoher Blüte, und der Meistergesang ward ein hoch bedeutendes Kulturelement für den Ausgang des Mittelalters.



Singschule der Nürnberger Meistersinger. Zeichnung von Ludwig Burger.

Die Namen Nestler, Volz werden unter den Förderern des Meistergesanges schon im fünfzehnten Jahrhundert genannt; die Blütezeit dieses Aufstrebens im Bürgerthum aber knüpft sich an den Namen des Nürnberger Volksdichters Hans Sachs.

Spruchsprecher. Neben den Meistersängern (vergl. auch noch S. 124 und 126) und den wandernden Sängern gab es in den Städten noch Dichter von Handwerk, die sogen.

„Spruchsprecher“, welche sich übrigens auch vielfach an Höfen aufhielten und erst in späteren Zeiten verschwanden.

Während des sechzehnten Jahrhunderts scheinen sie mit großer Vorliebe die Schärfe ihrer Einfälle gegen die Geistlichkeit wie gegen die Schwächen und Laster anderer Stände gerichtet zu haben, denn auf dem Reichstag von Augsburg im Jahre 1548 wurde unter die Polizeiordnung als 25. Artikel aufgenommen: „Nachdem auch mancherley leichtfertig Volk befunden, die sich auf Singen und Sprüch geben und darin den geistlichen und weltlichen Stand verächtlich antasten, und zu beyden Seiten gefasset; sind sie bey den Geistlichen, singen sie von den Weltlichen und hinwiederumb bey den Weltlichen von den Geistlichen, welches zu Zwiespalt und Ungehorsam gereichet: ist unser ernstlich Befehl und Meynung, wo sie betreten, daß sie von der Obrigkeit gestraft werden sollen. Doch wollen wir diejenigen, so Meistergesang singen, hierin ausgeschlossen haben.“



Schönbartläufer. Nach den Originalen der alten Schönbartbücher.

Aus dem Zeitraum dieser Verfügung hat sich ein solcher Spruchsprecher und Pritschenmeister Namens Wilhelm Weber bei dem niederen Volke in Franken bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts im Gedächtniß lebendig erhalten. Die Spruchsprecher waren noch in vielen Städten Deutschlands bis zum Anfang unseres Jahrhunderts, in Breslau unter dem Namen „Quarkpoeten“, beliebt.

Sie trugen meist wie die ihnen ähnlichen „Pritschenmeister“ ein besonderes Gewand und schwenkten einen mit Schellen und Bändern geschmückten Stab, wenn sie bei bürgerlichen Festlichkeiten ihre Sprüchlein hersagten. Eine Gattung derselben hieß „Priamel“. Das Wort wird meist als ein verderbtes „Präambulum“ erklärt, weil gewöhnlich in einer Reihe von Zeilen verschiedene Sätze ohne sichtbare Verbindung aneinander gereiht werden und meist erst durch den Schluß der Sinn offenbar wird, wie z. B.

Müßige Hand und leicht erworb'nes Gut,
und schönes Gewand die drei machen großen Uebermuth.

Die Spruchsprecher beschränkten sich nicht nur auf diese kurzen Priameln, sondern trugen auch längere, schwankartige Erzählungen oder scherzhafte Reimspiele vor. So kommen schon im vierzehnten Jahrhundert Gedichte vor, in welchen sich das Unsinnigste zusammengebracht findet, um dadurch eine komische Wirkung zu erzielen. Eins derselben beginnt:

„Nun höret, welch ein Thor ich bin,
ich trinke immer guten Wein
für heilig Weihewasser,
vom Baden wird man nasser rc."

Die Fastnachtszeit hat besonders am Rhein und im Süden Deutschlands „manchen Narren" gemacht. Denn im Mittelalter war die Vorliebe für Mummereien in allen Ständen weit verbreitet; doch ließ man im Grunde während des ganzen Jahres keine Gelegenheit vorübergehen, um sich irgendwie auszutollen. Das war viel leichter in „der guten alten Zeit", da man den Ausbruch der tollsten, oft rohen Lebenslust mit anderen Augen ansah als wir. Dies beweisen am klarsten Gebräuche innerhalb der Kirche, wie das sogenannte in verschiedenen Theilen Deutschlands übliche „Ostergelächter". Um die Laien für die lange Fastenzeit — vom Aschermittwoch an bis zum Charsonnabend — zu entschädigen, hielten die Geistlichen Predigten, in welchen sie allerhand oft sehr derbe Possen erzählten, um das Volk zu belustigen.



Wandernde Sänger und fahrende Schüler. Zeichnung von Ludwig Burger.

Im 13. und 14. Jahrhundert waren im Süden Deutschlands um die Weihnachtszeit Narrenfeste im Schwang. Da durften die jungen Kleriker und Schüler der geistlichen Anstalten in ungebundener Freiheit ausschweifen. Einer von ihnen wurde im Gewande eines Bischofs von den Uebrigen unter Gesängen und Geschrei durch die Gassen geführt; die Schar war beritten und bewaffnet. Bürger und Volk schloß sich dem Zuge an, der sich nach einer Klosterkirche bewegte. In derselben erreichte der Unfug mit Possen und Saufen seinen Höhepunkt.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn in der Fastnacht das Treiben oft in Wüstheit ausartete. Einen großen Ruf genoß das sogenannte Nürnberger „Schönbartlaufen", eine Art von Maskenscherz, welcher ursprünglich nur von der Innung der Fleischer in Scene gesetzt wurde. Allmählich wurde es aber Mode unter den jungen Patriziern, einem Metzger das Recht der Theilnahme für 10 bis 20 Gulden abzukaufen. Im dritten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts verbanden sich mit dem Feste Maskenzüge mit nicht selten bissigen Anspielungen. Diese sowol wie die mit dem Laufen verbundenen Gelage und Ausschweifungen verursachten im Jahre 1539 das Verbot des beliebten Gebrauches.

Die ersten Theater. Die Liebhaberei von Hoch und Niedrig für theatralische Schau- und Spektakelspiele ist uralt. Von den kirchlichen Darstellungen ist an einer andern Stelle die Rede gewesen; hier sei der ersten dramatischen Aufführungen am Hofe des Kurfürsten Sigismund gedacht. — Daß englische Schauspieler und Musiker schon ziemlich früh im sechzehnten Jahrhundert nach dem Festlande gekommen sind, ist sicher. Die Letzteren waren besonders an Höfen beliebt. Ihre Ausbreitung nach Deutschland erfolgte von den Niederlanden aus. Schon im Oktober 1586 wanderten von Dänemark, der Heimat der Kurfürstin Anna von Sachsen, aus fünf englische „Instrumentisten" nach Sachsen und traten in den Dienst Christian's I. Die meisten dieser englischen Musiker waren aber nicht nur Darsteller und Instrumentisten, sondern auch Jongleurs und Springer, was aus verschiedenen Schriftstücken, wie Reisepässen, Anstellungsdekreten u. s. w. hervorgeht.

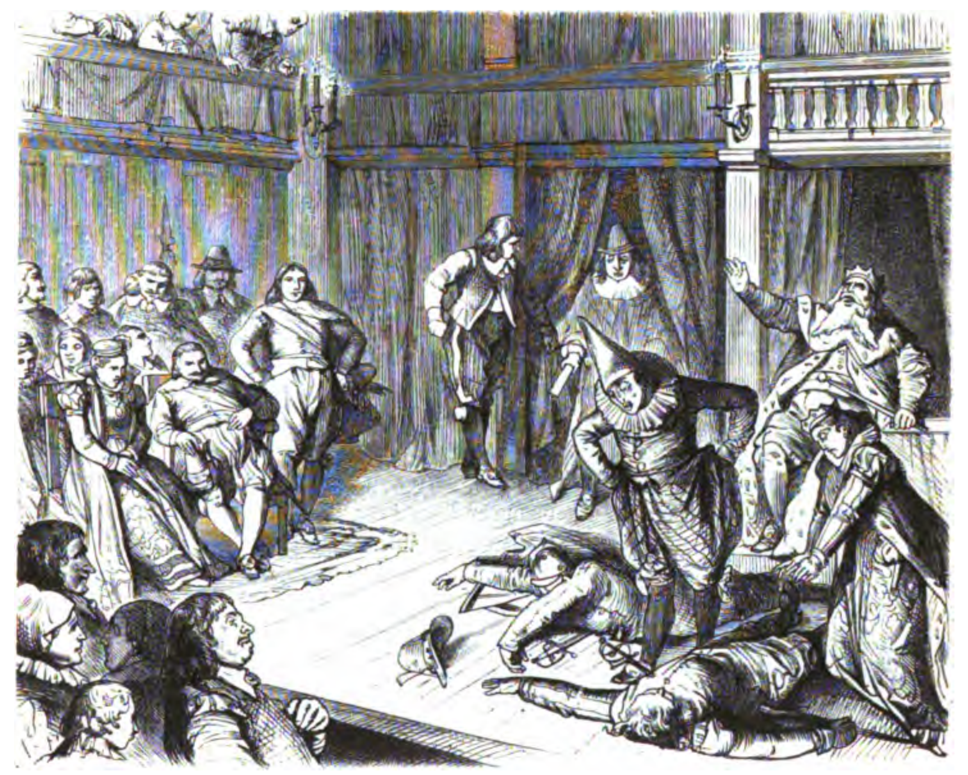
Die Truppen der Höfe von Kassel und Braunschweig zogen schon 1595 bis nach Prag; 1597 findet man englische Komödianten in Frankfurt a. M., 1602 in Ulm, 1608 sogar in Graz in Steiermark. Bedeutende Künstler können es kaum gewesen sein, weil solche wol in England bessere Stellungen gefunden hätten; aber gewiß besaßen sie eine Technik des Spiels, welche den deutschen Gelegenheitskomödianten eben so abgehen mußte wie den „fahrenden Leuten", die hier und dort mit ihren Vorstellungen Geld zu erringen suchten.

„Die Frage, wie die deutschen Handwerker und andere Bürger", berichtet Leixner, „wie die Schüler der Gymnasien Theater gespielt haben, ist schwer zu beantworten. Doch kann man wenigstens versuchen, eine Andeutung darüber zu geben. Der deutsche Bürger ist noch heute ziemlich hölzern in seinen Bewegungen; er dürfte damals, wenn auch naiver, doch schwerlich gewandter gewesen sein. Die Trachten der Zeit unterstützten mehr eine gewisse ruhige Würde, als die Lebendigkeit der Bewegungen; der Raum, auf welchem man spielte, war meistens ziemlich beschränkt; — die Fastnachtsspiele wurden gewöhnlich in Privathäusern aufgeführt, die größeren Spiele zwar auf Gerüsten, aber da die Darsteller nicht abzutreten pflegten, war auch hier der Raum begrenzt. Dies Alles gestattet die Annahme, daß die Darstellungsweise unbeholfen, mehr andeutend als ausführend war, die Bewegungen sich auf gewisse eckige Gesten beschränkt haben mögen. Noch mehr unterstützt wird diese Vermuthung durch den Charakter der dramatischen Poesie der Zeit. Um Darstellung der Leidenschaften in ihrer Steigerung ist es keinem der Dichter zu thun, weil sie das Stoffliche zu sehr interessirt. Dazu tritt die allegorische Schwerfälligkeit, welche die meisten Gestalten der ernsten Stücke an sich tragen, so daß sie mehr als Verkündiger gewisser Anschauungen erscheinen. Man kann annehmen, daß die Darsteller jener deutschen Spiele mehr Erzähler als lebensvolle Spieler waren und die Stimmung des Augenblicks hauptsächlich durch übertriebene Bewegungen der Arme wiederzugeben versuchten. Die Zuschauer verlangten nichts mehr, denn sie hatten für die Schauspielkunst eben so wenig wie für das Stück einen ästhetischen Maßstab, sondern waren ganz von dem Vergnügen am Stofflichen gefesselt. Selbst bei den übermüthigen Fastnachtsspielen waren ihnen der komische Inhalt, der derbe, saftige Scherz, die Hauptsache. — Eben so wenig läßt sich annehmen, daß die Darsteller der Schulkomödien in irgend einer Weise künstlerisch zu wirken suchten, ja überhaupt die Fähigkeit dazu besaßen. Die Verfasser der Schuldramen waren zumeist trockene Pedanten, deren Gefühlswelt zu eingeengt war, als daß sie im Stande gewesen wären, lebensfähige Gestalten zu schaffen.

Es ist deshalb ganz begreiflich, daß die ersten englischen Schauspieler eine bedeutende Wirkung ausübten. Damals blühte in England das Drama, Shakespeare stand in der Vollkraft seines Schaffens, und man besaß dort bereits stehende Bühnen. Durch große Aufgaben geschult, waren die Schauspieler im Stande, der Leidenschaft vollen Ausdruck zu verleihen und die Geberde dem Worte anzupassen. Im Allgemeinen wird das auch von den Schauspielern gelten, welche nach Deutschland kamen. Wir wissen, daß sie sich bei ihren Darstellungen meist der englischen Sprache bedienten, was vor Allem bei den Hoftruppen nicht befremden kann, weil die Beziehungen zu dem England der Elisabeth ziemlich

verbreitete waren und die Fürsten wie der Adel ihre Söhne eben so oft nach London wie nach Paris sandten, damit dieselben dort feinere Umgangsformen lernen sollten. Sehr bald aber trat das Deutsche in den Vordergrund, je häufiger niederländische wie deutsche Darsteller sich den Engländern anschlossen und die Art ihrer Darstellung sich zu eigen machten, so daß zuletzt auch die deutschen Truppen den Namen „englische Komödianten" fortführten.

Der Narr, welcher so viel und so oft in der deutschen Literatur der vorhergehenden Jahrhunderte benutzt worden ist und schon in den kirchlichen Spielen als Teufel seine Bedeutung selbst erkannte, ist nicht durch die Engländer erst in das deutsche Drama gekommen. Als „Hans Worst", „Fritz Knopf", „Kunz Flegel" ꝛc. hatte er das Bürgerrecht schon gewonnen aber er war, da es keine eigentliche Schauspielkunst gab, noch nicht eine Bühnenfigur geworden, welche durch bestimmte Tracht sich hervorgethan sowie gewisse wiederkehrende Scherze sich erlaubt hätte, gleich dem englischen Clown. Aber er genoß gleich den Hofnarren große Freiheit.



Vorstellung einer Komödie am Hofe des Kurfürsten Sigismund (um 1600). Zeichnung von Ludw. Burger.

Unter Sigismund, dem Vater Georg Wilhelm's, hatte der Hof einen Schauspieldirektor, Junker Hans Stockfisch, unterhalten, gewöhnlich der „englische Junker" genannt, dessen Gehalt 220 Thaler nebst freier Station betrug. Er war zugleich Bühnendichter, und noch im Jahre 1618 führte er mit seiner Truppe das von ihm selbst verfaßte höchst abgeschmackte Theaterstück „Amantes amentes" auf, „d. i. ein sehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe", oder zu deutsch: von der Löffelei. Alles nach Art und Weise der jetzt anzutreffenden Venus-Soldaten, auf gut sächsisch gereimt und vorher schon viermal durchgesehen und agirt; mit einem schönen Nachspiel von Priamus und Thisbe aus dem Poeten Ovidio."

Bei Schulfeierlichkeiten wurden von den älteren „Schulgesellen" (Schülern) ebenfalls Bühnenstücke aufgeführt, die in der Regel von Schulmännern verfaßt worden waren Eines derselben erschien 1618 in Berlin in der Buchdruckerei von Weiß und führte den Titel: „Heliogabalus, ein Teufel neuerer Art, wie selbiger unsern Magdeburg das Herz

zweier Handwerksburschen bestricket und einen davon jämmerlich umgebracht hat; der zweite ist ihm aber durch Bekehrung entrissen. Ein schön Spiel für Christen und Reisende."

Doch schon bald nach Ausbruch des Krieges hörten die theatralischen Vorstellungen und musikalischen Unterhaltungen am Hofe gänzlich auf. Georg Wilhelm entließ die von seinem Vater angestellten Schauspieler, Musiker und Kunstreiter. Auch in der Stadt wollte er Vergnügungen dieser Art nun nicht mehr dulden. Als der Magistrat 1623 einer englischen Kunstreitergesellschaft gestattet hatte, öffentliche Vorstellungen zu geben, empfing er strengen Verweis vom Kurfürsten. Im Jahre 1629 wurden auch die Aufführungen von Schulkomödien untersagt. Anfang und Schluß des kurfürstlichen Schreibens (vom 16. Juli), wodurch jenes Verbot erfolgt, sind höchst bezeichnend für die Stimmung der damaligen Zeit. Es heißt hier:

„Wie viel wallen frommer Christen herumb, die zu vornhin genug hatten, und haben itzo des lieben truckenen brotes nicht satt; wissen auch ihres elendes und jammers kein Ziell noch maaße. Wer aber an dieselben gedenket, bei deme wird die Lust, den Afferien, so bei den Comödien fürlauffen, zuzusehen, gar leichtlich vergessen.

„Ihr wisset, das es wegen der dysenterien auch andern ansteckenden Krankheiten hierinnen noch gar nicht richtig, wenn nun ein Regiment recht bestellt ist, da verhütet der magistraat aufs allerbeste, das die leute nicht zusammenlauffen. Ihr aber kehret es gerade umb, und ob die leute sich sonsten nicht zu hauffen zu sammeln begehrten, müßt Ihr sie dazu durch das unzeitige äffische Comödien spielen, gleichsam aufmuntern und auffrischen ....

„Wir aber tragen durchaus ein ungefallen hierob, und wir Euch vor kurtzen Jaaren, durch ein rescript, da eben auch die ewige Schuelgesellen, mit dergleichen Comödien spiell fürwitzig angezogen kommen wolten, solches umb der trübseligen Zeiten willen ganz abezustellen, anbefohlen, deme auch zu der Zeit (wie Ihr den schuldig seid) gehorsamet wurde, also wollen wir solch verbott hiermit abermaln und zwar noch mit mehrem ernst, renovirt und erneuet haben, mit der ausdrücklichen verwarnung, das wir keineswegs, also darüber hinzustreichen bedacht, ob dergleichen hochschädliche übertrettung fürbas fürgehen sollte.

„Die Zeiten seynd seithero nicht besser, sondern ärger worden, lassen sich auch noch von Tage zu Tage immer schlimmer an, mag derowegen auch des verbotts halber keine veränderung fürgehen, sondern es ist vielmehr über demselben steif und Veste zu halten."

Gasthäuser und Garküchen. Daß der Leser sich die deutschen Städte nicht überfüllt denken darf mit Fugger'schen Haushaltungen, kann wol vorausgesetzt werden. Die Mehrzahl der Hauswesen, des niedern Bürgerstandes zumal, bot vielmehr, wenn auch die Leute ihr gutes Auskommen hatten, einen nichts weniger als freundlichen Anblick dar.

Ein sprechendes Bild des Lebens und Treibens jener Zeit gewährt uns die Schilderung der deutschen Gasthäuser von Erasmus, in der Verdeutschung von Rudhart. — Hier ist sie: „Bei der Ankunft in einem Gasthause grüßt Niemand, damit es nicht scheine, als ob sie viel nach Gästen fragten, denn dies halten sie für schmuzig und niederträchtig und des deutschen Ernstes unwürdig. Nachdem du lange vor dem Hause geschrieen hast, steckt endlich irgend Einer den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube heraus, gleich einer Schildkröte. In solchen geheizten Stuben wohnen sie beinahe bis zur Zeit der Sommersonnenwende. Diesen Herausschauenden muß man nun fragen, ob man hier einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so begreifst du daraus, daß du Platz haben kannst. Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst du nach Belieben dein Pferd nach deiner Weise behandeln, denn kein Diener legt eine Hand an. Ist es ein berühmteres Gasthaus, so zeigt ein Knecht den Stall und auch den freilich gar nicht bequemen Platz für dein Pferd. Denn die besseren Plätze werden für spätere Ankömmlinge, vorzüglich für Adelige, aufbehalten. Wenn du etwas tadelst oder irgend eine Ausstellung hast, hörst du gleich die Rede: „Ist es dir nicht recht, so such dir ein anderes Gasthaus." Heu wird in den Städten ungern oder sparsam gereicht und fast eben so theuer als der Hafer selbst verkauft. Ist das Pferd besorgt, so begiebst du dich, wie du bist, in

die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmuz. Diese geheizte Stube ist allen Gästen gemeinsam. Daß man wie bei den Franzosen eigene Zimmer zum Umkleiden, Waschen, Wärmen oder Ausruhen anweist, kommt hier nicht vor; sondern in dieser Stube ziehst du die Stiefel aus, bequeme Schuhe an und kannst auch das Hemd wechseln. Die vom Regen durchnäßten Kleider hängst du am Ofen auf und gehst, dich zu trocknen, selbst an ihn hin. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit, aber es ist meist so sauber, daß du dich nach einem andern Wasser umsehen mußt, um die vorgenommene Waschung abzuspülen. Kommst du um vier Uhr Nachmittags an, so wirst du doch nicht vor neun Uhr speisen, nicht selten erst um zehn Uhr, denn es wird nicht eher aufgetragen, als wenn sie Alle sehen, damit auch Allen dieselbe Bedienung zutheil werde.



Unterhaltungen in der Herberge. Nach H. Vogel.

„So kommen in denselben geheizten Raum häufig achtzig oder neunzig Gäste zusammen, Fußreisende, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde, Kranke. Hier kämmt sich der Eine das Haupthaar, dort wischt sich ein Anderer den Schweiß ab, ein Dritter reinigt seine Schuhe oder Reitstiefel. Jedem stößt der Knoblauch auf; kurz es ist ein Wirrwarr der Sprachen und der Personen wie beim Thurm zu Babel. Gewahren sie einen Fremden, der sich durch eine würdige Haltung auszeichnet, so sind aller Augen auf ihn dergestalt gerichtet, als sei er irgend eine Art neuen aus Afrika hergebrachten Gethiers; und selbst nachdem sie am Tische Platz genommen, sehen sie den Fremdling mit nach dem Rücken zugekehrtem Antlitz und das Essen vergessend beständig mit unverrückten Augen an. Etwas inzwischen zu begehren, geht nicht an. Wenn es schon spät am Abend ist und keine Ankömmlinge mehr zu hoffen sind, tritt ein alter Diener mit grauem Bart, geschornenem Haupthaar, grämlicher Miene und schmuzigem Gewande herein, läßt seinen Blick, still zählend, nach der Zahl der Anwesenden umhergehen, und den Ofen desto stärker heizen, je

mehr er gegenwärtig sieht, wenngleich die Sonne durch ihre Hitze lästig wird, denn es bildet bei ihnen (den Deutschen) einen vorzüglichen Punkt guter Bewirthung, wenn Alle vom Schweiße triefen. Oeffnet nun Einer, ungewöhnt solchen Qualms, nur eine Fensterritze, so schreit man sogleich: „Zugemacht!“ Antwortest du: „ich kann's vor Hitze nicht aushalten“, so heißt es: „Such' dir ein anderes Gasthaus!“ Und doch ist nichts gefährlicher, als wenn zu viele Menschen, zumal wenn die Poren geöffnet sind, ein und denselben Qualm einathmen, in solcher Luft speisen und mehrere Stunden darin verweilen müssen. Von dem stinkenden Athem giebt es Viele, die an heimlichen Krankheiten, wie z. B. der so häufig vorkommenden spanischen oder französischen Krätze, leiden, von der man sagen kann, sie sei allen Nationen gemein. Von solchen Kranken droht größere Gefahr, als von Aussätzigen. Der bärtige Diener kommt wieder und legt auf so vielen Tischen, als er für die Zahl der Gäste hinreichend glaubt, die Tischtücher auf, grob wie Segeltuch; für jeden Tisch bestimmt er mindestens acht Gäste. Diejenigen, welche mit der Landessitte bekannt sind, setzen sich, wohin es ihnen beliebt, denn hier ist kein Unterschied zwischen Armen und Reichen, zwischen Herren und Dienern. Sobald sich Alle an den Tisch gesetzt, erscheint wieder der sauer sehende Alte und zählt nochmals seine Gesellschaft ab und setzt dann vor jeden Einzelnen einen hölzernen Teller, einen Holzlöffel und nachher ein Trinkglas. Wieder etwas später bringt er Brot, was sich Jeder zum Zeitvertreib, während die Speisen kochen, reinigen kann; so sitzt man nicht selten nahezu eine Stunde, ohne daß irgendwer das Essen begehrt. Endlich wird der Wein, von bedeutender Säure, aufgesetzt. Fällt es nun etwa einem Gast ein, für sein Geld um eine andere Weinsorte von anderswoher zu ersuchen, so thut man Anfangs, als ob man es nicht hörte, aber mit einem Gesichte, als wollte man den ungebührlichen Begehrer umbringen. Wiederholt der Bittende sein Anliegen, so erhält er den Bescheid: „In diesem Gasthofe sind schon so viele Grafen und Markgrafen eingekehrt und keiner hat sich noch über meinen Wein beschwert; steht er dir nicht an, so suche dir ein anderes Gasthaus.“ Denn nur die Adeligen ihres Volkes halten sie für Menschen und zeigen auch häufig deren Wappen. Damit haben die Gäste einen Bissen für ihren bellenden Magen. Bald kommen mit großem Gepränge die Schüsseln. Die erste bietet fast immer Brotstücke mit Fleischbrühe, oder, ist es ein Fast- oder Fischtag, mit Brühe von Gemüsen übergossen. Dann folgt eine andere Brühe, hierauf etwas von aufgewärmten Fleischarten oder Pökelfleisch oder eingesalzenem Fisch. Wieder eine Musart, hierauf festere Speise, bis dem wohl bezähmten Magen gebratenes Fleisch oder gesottene Fische von nicht zu verachtendem Geschmacke vorgesetzt werden. Aber hier sind sie sparsam und tragen sie schnell wieder ab. Am Tische muß man bis zur vorgeschriebenen Zeit sitzen bleiben, und diese, glaube ich, wird nach der Wasseruhr bemessen. Endlich erscheint der bewußte Bärtige, oder gar der Gastwirth selbst, welch Letzerer sich am wenigsten von seinen Dienern in der Kleidung unterscheidet; dann wird auch etwas besserer Wein hergebracht. Es ist zum Verwundern, welches Schreien und Lärmen sich erhebt, wenn die Köpfe vom Trinken warm werden. Keiner versteht den Andern. Häufig mischen sich Possenreißer und Schalksnarren in diesen Tumult, und es ist kaum glaublich, welche Freude die Deutschen an solchen Leuten finden, die durch ihren Gesang, ihr Geschwätz und ihr Geschrei, ihre Sprünge und Prügeleien solch Getöse machen, daß die Stube den Einsturz droht und Keiner den Andern hört. Und doch glauben sie so recht angenehm zu leben, und man ist gezwungen, bis in die tiefe Nacht sitzen zu bleiben. Ist endlich der Käse abgetragen, der ihnen nur schmackhaft erscheint, wenn er stinkt und von Würmern wimmelt, so tritt wieder jener Bärtige auf, mit der Speisetafel in der Hand, auf die er mit Kreide einige Kreise und Halbkreise gezeichnet hat. Diese legt er auf den Tisch hin, still und trüben Gesichtes, wie Charon. Die das Geschreibe kennen, legen, und zwar Einer nach dem Andern, ihr Geld darauf, bis die Tafel voll ist. Dann merkt er sich Diejenigen, die gezahlt haben, und rechnet im Stillen nach; fehlt nichts an der Summe, so nickt er mit dem Kopfe. Niemand beschwert sich über

eine ungerechte Zeche; wer es thäte, der würde alsbald hören müssen: „Was bist du für ein Bursche? Du zahlst um nichts mehr als die Andern!“ Wünscht ein von der Reise Ermüdeter gleich nach dem Essen zu Bette zu gehen, so heißt es: „er solle warten, bis die Uebrigen sich niederlegen.“ Dann wird Jedem sein Nest gezeigt, und das ist weiter nichts, als ein Bett, denn es ist außer den Betten nichts, was man brauchen könnte, vorhanden. Die Leintücher sind vielleicht vor sechs Monaten zuletzt gewaschen worden.“

Unter solchen Umständen suchte sich Jeder, der irgend die Mittel dazu hatte und sich von solch' rohem Treiben abgestoßen fühlte, einem längeren Aufenthalt im Wirthshause zu entziehen. Bei der im höherem Grade als heute noch geübten Gastfreundschaft bot sich dazu auch meist Gelegenheit, denn der Fremde, den sein Auftreten als den besseren Gesellschaftskreisen angehörig kennzeichnete, fand überall Speise und Trank und eine Lagerstätte für die Nacht. Die einzige Gegenleistung, die man dafür von dem Gaste erwartete, war dann Mittheilung von Neuigkeiten; man freute sich der dadurch in die Eintönigkeit des Alltagsleben gebrachten willkommenen Abwechselung und lauschte andächtig den Berichten über Krieg und Frieden im Reich und in den Nachbarländern, über seltsame Ereignisse und über die Gefahren der Reise. Gleichwol aber veranlaßte dieser Mangel an guten oder auch nur erträglichen Gasthäusern den begüterten Landadel, sich neben seinem Herrschaftssitz auch in der Landeshauptstadt ein eigenes Haus einzurichten, um nicht bei längerm Aufenthalt in derselben den gewohnten Bequemlichkeiten entsagen zu müssen. Auch bei dem märkischen Adel scheint dieser Gebrauch bald Nachahmung gefunden zu haben, denn in einem im Jahre 1581 ertheilten Freihausprivilegium erklärte Kurfürst Johann Georg, daß die Prälaten und Stände des Kurfürstenthums, um nicht gezwungen zu sein, in „gemeinen Herbergen“ zu liegen, sich eigene Häuser in Berlin angeschafft hätten. Das, was wir heute ein „Restaurant“ nennen, also eine Garküche, in der Speise und Trank den Fremden verabreicht, aber kein Nachtlager gewährt wird, kam erst ziemlich spät in Aufnahme, als der bedeutende Fremdenverkehr die Eröffnung solcher Garküchen zur Nothwendigkeit machte. Um ihre Einführung zu erleichtern, ertheilte z. B. der Rath von Berlin diesen Garküchen besondere Privilegien, überließ ihnen unentgeldlich geeignete Räumlichkeiten und gewährte ihnen sogar Steuerfreiheit für wöchentlich einen Ochsen. — Die Unsitte des „Betrinkens“ muß im Hause und außerhalb desselben fortgesetzt mit Erfolg geübt worden sein, da der Deutsche wegen seiner durstigen Kehle im Auslande mehr noch als früher von dieser Seite angesehen wurde.

Von „den unehrlichen und fahrenden Leuten“, sowie über die anhaftende sogenannte „Unehrlichkeit“, von der sich der Handwerker und Zunftgenosse eifrig fern hielt, ist auf S. 232 und 234 die Rede gewesen. Wenn heute ein sich täglich plagender Handwerker von seinen bemittelten Standesgenossen aus den „guten Tagen“ des Mittelalters hört, dann wünscht er sich jene Zeit zurück. Er meint, daß der Handwerkerstand in seinem überwiegenden Theile meist in bei weitem größerer Wohlhabenheit gelebt habe. Dies fand jedoch keineswegs statt; vielmehr war die Zahl der armen Handwerker und überhaupt der Armen und Nothleidenden zu jener Zeit verhältnißmäßig weit größer als heutigen Tags. Dies und andere Umstände bewirkten, daß auch in den Städten die Zahl der Armen sehr groß war.

Die unteren Volksklassen. Da man zu jener Zeit Armen- und Krankenhäuser fast gar nicht oder doch nur an sehr wenigen Orten kannte, so fiel vornehmlich den Klöstern, und in der Mark vorzugsweise dem Cisterzienserorden die große und schwierige Aufgabe zu, den Bedürftigen und Erwerbsunfähigen nach Möglichkeit unter die Arme zu greifen. Das geschah auch noch, als die Entartung des Klosterwesens immer größere Fortschritte machte. Nun entwickelte sich erst recht in der Mehrzahl der Ordensglieder das Streben, den innern Verfall durch äußere Werkthätigkeit zu decken.

Von den sich steigernden Einnahmen gab man einen Theil den Armen. Da aber bei den Wohlthätigkeitsbezeigungen nicht mit Weisheit und Liebe verfahren ward, so konnte es nicht fehlen, daß selbst das Geben Unheil hervorrief. Im sechzehnten Jahrhundert betrug

die Zahl der Armen, die täglich in dem Hause des Deutschen Ordens zu Marburg Almosen empfingen, 800 bis 1000 und darüber. Man zog die Faulheit förmlich groß, denn man gab in der Regel ohne irgendwelche Theilnahme für die Empfangenden, ohne sich um die Verhältnisse derselben zu kümmern. Die Tausende von Klöstern erzogen außerhalb ihrer Mauern Hunderttausende von Faulenzern, die ihre Zeit meist mit Ausübung von Bubenstücken verbrachten.

Mit lebendigen Farben schildert ein deutscher Fürst des sechzehnten Jahrhunderts in Folgendem die Zustände seiner Zeit: „An Strafen, Thürmen, Blocken, Bußen, Kanzelschelten und Kirchenbann hat es nie gemangelt, aber dies Alles hat nicht gefruchtet, noch die Laster in Abgang gebracht, weil die Hauptwurzel, der schädliche und schändliche Müßiggang mit seinen Schwestern, der Wollust und Unzucht, nicht hinweggenommen ist. Denn auf den Werktagen gehen noch jetzt die Handwerksmeister und die Gesellen von ihrem Handwerk, laufen haufenweise den Kindtaufen, Hochzeiten und Weinkäufen ungeladen zu, oder, wo sie das nicht haben können, Morgens zur Branntweinsuppe, Nachmittags zum Bierleben in den Trinkstuben; während dieser Zeit muß der Käufer auf den Verkäufer (Handwerker) acht und noch mehr Tage warten, bis derselbe sich wohl ausgezecht hat, und nachher die bestellte Waare so theuer bezahlen, als es dem wohlbegossenen Verkäufer gefällig ist. Daher die Vertheuerung der Waaren. Denn da der Handwerksmann nicht für sein Haus und seine Kinder, sondern für seinen Magen sorgt, seine Münze an nasse Waare legt und, wenn er das Maul nicht mit Wein waschen kann, fremde Biere, Brühen und dergleichen verlangt, an Sonntagen und Feiertagen auf Rechnung der ganze Woche Zeche hält, während die Gesellen, welche an den Werktagen nicht so oft als der Meister spazieren gehen dürfen, ihr Wochenlöhnchen so wacker in Bier herumschwemmen, daß sie Montags nicht einen Heller mehr im Beutel haben, auf den Marktplätzen müßig gehen, die Fenstergläser ansehen, lotterbübisches Geschwätz und Bärenhäuterspiele anfangen, welche weder zum bürgerlichen Leben noch zur Kriegskunst dienlich sind, als: Kugelschießen, Kegelschieben, Luftbälle und dergleichen Lumpereien, darüber so oft Mord, Diebstahl und andere Bubenstücke entstehen. Eine Ursache der Arbeitsscheu der Meisten liegt darin, daß sie nicht mit billiger Gewalt zur Arbeit und zur Befolgung des Gebots: „Sechs Tage sollst du arbeiten und im Schweiße deines Angesichts dein Brot essen", angehalten werden, und weil sie sich nicht scheuen, Sonntags statt in die Kirche zu gehen, das, was sie in der Woche versäumt, nachzuholen. Eine Ursache des Müßigganges an den Feiertagen liegt darin, daß der große Haufe, der ungelehrt, ohne Lust an Büchern und Lesen der heiligen Schrift, sich nicht zu Hause nützlich zu beschäftigen weiß, außer dem Hause nur unnütze Würfel- und Kartenspieler oder Schwätzer trifft, oder die ihm mit bösem Beispiel vorangehenden Beamte". — Und weiter sagt derselbe Fürst: „Wenn allenthalben die müßigen Stunden mit nützlichen, ehrlichen Dingen angewendet würden, so würden auch die Werke der Wollust, der Wein- und Bierschlauch, des Leibes Ueppigkeit, das Sacramentiren und Elementiren, Katzbalgerei, Schlägereianrichten, Gassiren und Gassatengehen sammt anderem bacchanalischen Wesen zum Lande hinauswandern und Lust und Gedanken daran vergehen."

Nothstand und Bettel. Wie übel es den „armen Leuten", vornehmlich auch den Bauern erging, ist schon erwähnt worden. Die Bauernkriege hatten den Druck, der auf den Bauern lastete, noch verschärft. Die Forderungen an sie von Seiten der Grundherren waren gesteigert, ihre Lasten in manchen Gegenden verdoppelt worden. Was wollten sie gegen den Grundherrn machen, der Kläger, Richter und Urtheilsvollstrecker in einer Person war? Es sind Fälle vorgekommen, daß man nach Zerstückelung eines Hofes in vier, fünf und mehr Theile von jedem derselben den ganzen, vollen Frohndienst forderte. Erst mit dem Wachsen der fürstlichen Landeshoheit sollte eine bessere Zeit für „die armen Leute" anheben. — Alle diese Umstände machen es erklärlich, daß der Bettel in jener Zeit in viel größerem Umfange betrieben wurde, als heutzutage. Außer den Ortsarmen der Städte

und Dörfer gab es eine noch weit größere Zahl von Besitzlosen, die, von Ort zu Ort wandernd, theils durch das „Fechten", theils durch Raub, Diebstahl oder Betrügereien sich ernährten.

Was halfen die auf Ausweisung lautenden Gesetze gegen diese wimmelnden Schwärme? Eine Landesherrschaft jagte sie der andern zu, wodurch das Gesindel in allerlei Listen und Verbrechen nur geübter ward. Solche Schwärme umfaßten oft Tausende, die in Gemeinschaft mit anderm Gesindel, wie Zigeunern, abgedankten Soldaten, weithin die Gegenden unsicher machten, Feuer anlegten, Kundschaft in Bezug auf Reisende einzogen u. s. w.



Bettler zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Zeichnung von Ludwig Burger.

Ueberall wohl bekannt, wurden von ihm die frechsten Räubereien sogar in der nächsten Nähe volkreicher Städte verübt. Es sind viele Verordnungen gegen die Bettlerscharen erhalten. Die in der That herrschende Noth zwang dazu, den Brotlosen geradezu Bettelprivilegien zu ertheilen. In Berlin ward den damit ausgestatteten Krüppeln und Greisen zu ihrem Ausweise eine Marke von Blech oder Zinn mit dem Berliner Stadtwappen und der Aufschrift „Gebet den Armen" unter der Verpflichtung, solche am Hute zu tragen, verabfolgt.

Des fremden Gesindels suchte man sich zu entledigen, so gut man mit ihm fertig werden konnte Aber das hielt schwer. Es drang überall in die Häuser ein, und wo man nicht gutwillig und reichlich gab, da wurde zur Gewalt geschritten. Jedes Haus, in dem ein Tauf- oder ein Hochzeitsfest stattfand, ward von einer Schar von Bettlern umlagert, die ein förmliches Recht auf Almosen in Anspruch nahmen. Eine Verordnung nennt die Bettler „herrenlose und gardende Knechte, Zigeuner, Mordbrenner, reislaufende Burschen, loses Gesindel, Spitz- und Lotterbuben". In einer norddeutschen Verordnung heißt es: „weder mit guten noch mit drohenden Worten lasse sich das Gesindel abweisen; ungescheut, gleich als ob alle Ordnung im Reiche aufgehoben sei, durchzöge es Städte und Dörfer und fordere und ertrotze von den Unterthanen Lebensmittel, wie Gänse, Würste, Brot, Speck, Hühner, Eier und dergleichen; allenthalben plündere dies Gesindel und nehme mit, was ihm in den Häusern zusage."

Bei Sebastian Brand finden wir folgende Schilderung der Bettler jener Zeit: „Viele, wiewol noch jung und stark und zur Arbeit tüchtig, bettelten und lernten auch schon frühe ihre Kinder dazu an. Damit nun die Kinder recht schrieen und heulten, bräche man ihnen wol ein Glied oder ätze sie, um an ihnen Geschwüre oder Beulen zu erzeugen. Der Eine gehe, so lange er beobachtet werde, auf Krücken, laufe aber ohne sie, sobald er allein sei; ein Anderer werfe sich vor den Leuten hin und wende und krümme sich, als ob er Krämpfe habe; wieder Andere schlichen gekrümmt und gebückt oder bedeckten sich mit Wunden und Geschwüren, oder liehen und raubten einen Haufen Kinder zusammen und durchzögen damit das Land."

In solcher Umgebung wuchsen nun Kinder auf, bei denen von Erziehung so wenig die Rede sein konnte, als bei denen der „armen Leute", von welchen letzteren man ja mit vollem Rechte sagen konnte: „sie wuchsen auf wie das Vieh." Der Verfasser des berühmten Zeitbildes „Simplicissimus" gesteht, daß er als Knabe weder Gott noch Menschen kannte, weder Himmel noch Hölle, weder Engel noch Teufel, weder Gutes noch Böses zu unterscheiden wußte.

Gauner und Vagabunden. Die meisten dieser Herumstreicher lebten nur von Betrug und vom Erlös für betrügerische Waaren; namentlich durch sogenannte „Universalarzneien" beuteten sie die Leichtgläubigkeit der Menge aus. „Planetenleser" und „Krystallseher" spekulirten auf den Aberglauben des Volkes. Sie gaben vor, durch Besprechung Krankheiten von Menschen und Vieh heilen und böse Geister bannen zu können. Auch die Bettlerorden und Heiligthümerkrämer sind hier zu erwähnen. Letztere fanden sich auf Kirchweihen ein und verkündeten:

„Wie daß sie führten in ihrem Sack
Das Heu, das tief vergraben lag
Unter der Krippe zu Bethlehem;
Daß sie von Bilams Esels Bein,
Ein Feder von St. Michels Flügel,
Auch von St. Jürgens Roß ein Zügel
Oder die Buntschuh von St. Klaren."

Aus der Zahl dieser Vagabunden bildeten sich schon im fünfzehnten Jahrhundert förmliche Räuberbanden, bald größere, bald kleinere, die eine eigene Sprache (Rothwelsch), eigene Erkennungszeichen und eigene Herbergen hatten. Alle Stände waren unter ihnen vertreten: Edelleute, Geistliche, flüchtige Beamte, verdorbene Studenten u. s. w. Eine bedeutende Zahl adeliger Besitzungen waren Zufluchtsstätten des verworfensten Gesindels aller Art, wofür den Besitzern ein Antheil an der gemachten Beute zufiel. So wurden namentlich viele Bezirke der Reichsritter förmliche Pflanzschulen der Gaunerei. Ein jeder „Reichsritter" war ja im Besitze der „Landeshoheit", so daß Niemand die Räuber, sobald sie seinen Bezirk betraten, verfolgen durfte. Mancher Reisende machte lieber die weitesten Umwege, um nur nicht reichsritterliche Bezirke dieser Art betreten zu müssen; denn hier hörte jeder Schutz auf.

Die Söldnerheere. Aus all dem Angeführten erhellt, welch ein Segenswerk Luther durch die Reformation, insbesondere auch durch Gründung von Volksschulen einleitete. — Man wird sich hiernach auch von den Elementen, aus denen die Söldnerhaufen jener Zeit bestanden, einen deutlicheren Begriff machen können. Erscholl die Werbetrommel, so strömte aus den Bettler- und Räuberbanden herbei, wer noch gesunde Arme und Beine hatte. Was man mehr oder weniger heimlich verübt hatte, konnte jetzt öffentlich gethan werden, und es

gab noch obendrein Werbegeld und Sold! Nun werden dem Leser die geschilderten Uebelthaten der Kaiserlichen und später der schwedischen Söldnerscharen wol glaubhaft erscheinen. Die Heere, so zusammengesetzt, konnten ja in der That nichts Anderes sein, als organisirte Räuberbanden, und Gustav Adolf übertrieb wahrlich nicht, als er die deutschen Truppen 1632 also anredete: „Ihr Obristen, ihr Offiziere, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, ihr seid Diejenigen, die ihr stehlet und raubet, ohne Unterschied; ihr gebet mir Ursache, daß ich Ekel an euch habe; Gott, mein Schöpfer, sei mein Zeuge, daß mir das Herz im Leibe gellet, wenn ich euer Einen anschaue; daß ihr meinen guten Gesetzen und Geboten zum Trotz solche Frevler und Verbrecher seid.“

Waren die Söldnerheere nach Verlauf des Krieges entlassen, so begann das vormalige Leben von Neuem. Es bildeten sich überall Räuberbanden, deren Glieder nun weit höhere Ansprüche an das Leben machten als früher. Die Söldner hatten meist Weiber, und so erwuchs in den Lagern und auf den Zügen ein neues Geschlecht, das von den Werken des Friedens nichts wußte, ein Geschlecht menschlicher Raubthiere. — So sah es nach dieser Seite hin aus im Vaterlande, als nach dem langen Religionskriege der Westfälische Friede geschlossen wurde.

Fluchen und Schimpfen. Nach dem Vorausgegangenen wird man es begreiflich finden, wenn die Roheit Ausdruck in Fluch- und Schimpfworten und zwar in solch widerwärtiger Art suchte, daß das heutige Geschlecht kaum den damaligen Gesellschaftszustand zu begreifen im Stande ist. Die meisten der älteren und modernen Flüche und Verfluchungen sind christlich-religiösen Ursprungs und waren ehedem religiöse Betheuerungen, die im Laufe der Zeit entstellt und zu Flüchen geworden sind. Doch mögen sie zu einem guten Theile in Nachahmung der jüdischen Verfluchungsweise entstanden sein. Aus dem frommen Mittelalter hallte die Gewohnheit des Fluchens bis in die folgenden Jahrhunderte kräftig nach. Alles: Weib, Mann, Kind, Hoch und Niedrig, Weltlich und Geistlich, fluchte. Dies war selbst Ende des vorigen Jahrhunderts nicht anders geworden. Erzählt doch der deutsche Reisende Moritz, es sei ihm begegnet, daß, als er sich in einer Gesellschaft bechernder geistlicher Professoren befunden, einer derselben, als der Tag graute, erschreckt ausgerufen hätte: „Gott verdamm mich! ich muß ja diesen Morgen in der Allerheiligenkirche noch die Gebete lesen!“ Allerdings hat unser Gewährsmann dabei hinzugefügt, daß unter diesem „Gott verdamm mich“ im Grunde nichts Anderes verstanden gewesen wäre, als „o Jemine!“

Johann Weier stimmt ein langes Klagelied auf die Fluchsucht der Deutschen an. „Dieweil wir nun täglich, ja alle stund und augenblick sehen und hören, daß des fluchens und schwerens in allen Heusern, Dörffern und Stetten kein end ist, also, daß weder die Eltern den Kindern, noch die Kind Vatter und Mutter umb ein eintzig haar verschonen, ja, auch etliche umb ein Heringsnasen willen sich selber grawsamlich in abgrundt der Hellen verfluchen, und dem Teuffel auff den Schwantz binden. Wie denn auch offtermals gleich morgens früe, ehe man recht von dem Federsack aufffteht, und herfür kreucht, der Mann dem Weib, und sie jm herwiderumb ein solchen Bono dies wündscht, und darmit er nit nüchtern an die lufft gehe, das Hellische fewer in den Bauch fluchet. O pfui der schanden. Es kommet auch nit weniger in eine solche feine veraltete gewohnheit, sobald jhnen ein Laus über die Lebern kreucht, und zu zorn bewegt, daß sie den allernächsten mit fluchen und schweren jnen selbst das hertz raumen. Es kompt auch leider die sach so weit, daß man es schier für ein zier hat, auch in täglichem freundlichem gesprech, im begrüßen, in guten schimpfflichen bossen, solche erschröckenliche Flüch lauffen lest.“

Vergebens waren alle auf diese üble Gewohnheit gesetzten Strafen, wie Schandsteintragen, in England das Anbinden der Flucher an den Hintertheil eines Karrens und das Durchpeitschen durch den Büttel, vergebens alle Geldstrafen. — Leider muß man sagen, daß im Punkte des Fluchens selbst in unseren Tagen noch immer beklagenswerthe Fortschritte gemacht wurden, wenn auch die heutige Fluchweise sich eher noch anführen läßt, als die Schimpfweise des Mittelalters. Der Deutsche fährt bis zur Stunde fort, zu fluchen,

daß „die Balken krachen“, zu schwören, daß „die Kröten hüpfen“, so daß fortwährend „Alles regnet und schneit von Sakramenten und Flüchen“; er flucht „dem Teufel ein Bein weg“, „dessen linkes Horn vom Kopf“; er schwört bei seinem Namen, seiner Ehre, in des Teufels und seiner Großmutter Namen; wünscht Anderen den Teufel in Mund, Rachen und Nacken; wünscht, daß Geier, Raben, Wölfe sein Aas fressen &c. — Aber auch in diesen Schattenseiten menschlichen Gemüthslebens zeigt sich eine „elastische Federkraft“ des menschlichen Geistes, fast möchte man sagen, die geniale Fertigkeit, das alte Widerwärtige „in neue Formen“ zu kleiden.

Daß die kirchlichen Verfluchungen großen Einfluß auf das profane Fluchen hatten, steht außer allem Zweifel. Von jeher wurde von der Priesterschaft der Fluch als eine Waffe gebraucht, um das Volk in Ergebenheit und Gehorsam zu halten. — Letzteres läßt sich freilich nicht von einem merkwürdigen Fluche sagen, der von der höchsten Person der christlichen Kirche ausging. Pauli berichtet in seiner vor vierthalbhundert Jahren erschienenen Schrift „Schimpf und Ernst“, es habe im Jahre 1512, als die Franzosen bei Ravenna über die sogenannte „heilige Liga“ gesiegt hatten, Papst Julius II., der Urheber des Bundes, höchlichst entrüstet ausgerufen: „Ei, ei, du Herrgott, so sei denn französisch in aller Teufel Namen!“ — Es mag uns Deutschen noch zum Trost gereichen, daß unsere Fluchweisen noch immer nicht in Vergleich treten können mit denen der Italiener, Spanier und Ungarn, die eben so sinnlich wie wollüstig lauten. Immerhin hat auch der gute Deutsche etwas „Rechtschaffenes“ in diesem Punkte geleistet.

Höflichkeit in alter Zeit. Im Gegensatz zu der Roheit des niedern Volkes ist es nicht uninteressant, etwas über den Verkehr der Schreibkundigen unter einander zu erfahren. Magister Fabian Frank, der Urheber des ältesten Briefstellers und Komplimentirbuches, das im Jahre 1539 zu Wittenberg erschienen ist, belehrt uns über die Art und Weise, in welcher man im sechzehnten und bis zum siebzehnten Jahrhundert schriftlich sich verständigte. Der Verfasser besagten „Canzlei- und Titelbüchleins“ hatte am sächsischen Hofe gelebt und den beiden Fürsten Joachim und Johann das Schreiben beigebracht. Sein Büchlein enthält Vorschriften über die Eintheilung des Briefstoffes, das Falten der Briefe, die Farbe des Wachses u. s. w. Besonders ausführlich sind die Angaben über die Titel. Von der Majestät des heiligen römischen Reiches und allen Fürsten ersten Ranges angefangen, entwickelt der Herausgeber Titelansprüche aller Grade des Mittelstandes, d. h. der Grafen, Freiherren und Bannerherren, dann die der Städte und Bürger, wobei für die einzelnen Stände wieder ganz besondere Unterschiede wahrgenommen werden. Einige der hierfür gegebenen Beispiele sind vergnüglich anzuhören. So mußte einem Kaufmanne geschrieben werden: „Dem Ehrsamen und fürsichtigen.“ Ist er zu gleicher Zeit aber neben seinem Stande als Kaufmann noch Rathsherr, dann erfolgt die Erweiterung: „Dem Ehrsamen, weisen und fürsichtigen.“ Ein „besonders Künstiger“, z. B. ein Mathematiker oder Astrolog, wird folgendermaßen apostrophirt: „Dem achtbaren und hochgelehrten Herrn Georgen Tansteter, der Aertznei Doctor, Röm. kais. Maj. Leibarzt und in der Mathematica besonders hocherfahrnen und hochverständigen &c.“ Ein Rechenmeister erhält die Bezeichnung: „Ehrsam, fürnehm und schriftsinnig.“ Der Schreibmeister oder Schriftkundige aber ist mit der wohlbekannten Adresse in unserem Büchlein vermerkt: „Dem Ehrsamen, fürnehmen und kunstreichen Johanni Neudörffer, Schriftkünstiger &c.“ Gewöhnlichen Künstlern aber, fährt Frank fort, Illuministen, Steinmetzen, Seidenstickern, Goldschmieden, Perlenheftern, Stein-, Eisen-, Wappenschneidern, Zimmermeistern und Sangsmeistern genügte es an den Titeln: „künstlich“, „hocherfahren“ oder „weitberichtet“. Bei einem Architekten soll die Adresse lauten: „Dem Ehrsamen, fürsichtigen, künstlichen, subtilen, behenden werklichen und fürpuntigen, auch sachverständigen weitberichteten Herrn Herrn Baumeister &c.“ Mit „dem schlechten gemeinen“ Handwerker in einem geringen offenen Städtlein machte man keine Umstände. Man schrieb an einen solchen: „Dem bescheidenen, fleißigen, treuen N. N.“

Für das schöne Geschlecht hält unser kundiger Titelgelehrter nicht minder ein Füllhorn anmuthigster Zugeständnisse bereit, wobei natürlich „tugendsam“ die Hauptrolle spielt. Wie Eltern an Kinder und umgekehrt, Geschwister unter einander, Freunde an Freunde zu schreiben haben, all das untersteht der Regel und wird dem Leser ausführlichst unterbreitet.



Frauentrachten aus den drei Jahrhunderten: fünfzehntes — sechzehntes — siebzehntes. Zeichnung von A. Kretschmer.

Dann folgen Titel der Gelehrtenwelt, während der Student mit der ihm gebührenden Bezeichnung zugleich auch noch einen sanften Wink auf seine Pflicht im Studium erhält, denn er heißt der „lehrständige“, „kunstgierige und lehrhaftige“, oder man schreibt ihm kurz: „Dem fleißigen, unverdrossenen N.“ — In dieser Beziehung sind wir allerdings mit der Zeit einfacher und natürlicher geworden!

Die Kleidung. Die menschliche Kleidung ist lange Zeit für etwas angesehen worden, das nur Schneider oder Kuriositätenliebhaber interessiren könne. Erst in neuerer Zeit ist erkannt worden, welche wichtige Seite für die Sittenschilderung die Geschichte der Kleidung bietet, und wie sich in Kleidung und Tracht das Innenleben der Völker abspiegelt.

„So sich's wandelt außen, Wie sich's wandelt innen.“

Niemand hat dies überzeugender dargelegt, als der gelehrte Jakob v. Falke in seinem vortrefflichen Werke „Moden und Kleidertracht“, das wir auch in den betreffenden Abschnitten zumeist unserer Darstellung zu Grunde gelegt haben.

Die lächerliche Sitte der Schnabelschuhe und der Schellengehänge reichte noch weit hinein ins fünfzehnte Jahrhundert. Nicht nur an der Kleidung, sondern auch an dem Gürtel wurden Schellen getragen. „Anno 1400 bis 1480“, heißt es in einer alten Chronik, „war so ein großer Ueberfluß an prächtigem Gewand und Kleidungen der Fürsten, Grafen und Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als vordem niemals ist erhört worden; da trug man Ketten von vier oder sechs Mark, sammt köstlichen Halsbändern, großen silbernen Gürteln und mancherlei Spangen, auch silbernen Fassungen, oder Bänder mit großen Glocken von zehn, zwölf, fünfzehn, bisweilen von zwanzig Mark.“

Als der Herzog Friedrich von Sachsen auf dem Reichstage zu Konstanz im Jahre 1417 seinen Einzug hielt, trug sein ganzes Gefolge Gürtel, die von Glocken starrten. Das mag ein Geklingel gegeben haben, als wenn jetzt ein Dutzend Frachtfuhren, jede von sechs schellenbehangenen Pferden gezogen, daher kommen. Auch in den Städten hatte die Sitte des Schellentragens Eingang gefunden (vgl. S. 456). Es gab Frauen, an deren Halsbändern Glocken von der Größe der heutigen Kuhglocken hingen. In einem alten Volksliede heißt es:

„Die Mutter gab mir Glöckchen Und hing sie an mein Röckchen.“

Später nahmen die Hofnarren die Schellen als einen ihnen allein zukommenden Schmuck in Anspruch, und das Sprüchwort kam auf: „Je größer der Narr, um so größer die Schelle.“

In der Limburger Chronik heißt es: „Die Mannspersonen haben noch vor hundert Jahren eine Zierd getragen, so man Hornfessel geheißen. Anno 1466 kaufte Job Rhorbach von Enge Froschin ein Hornfessel für 145 fl. — ist ein Borten, ein Handbreit von Sammet oder Guldenstück gemacht, auf einer Achsel hinten und vornen unter dem andern Arm zugeschleift worden. Dieses ist mit schönen Perlen und blümichten Fliedern und voller Silber, auch vergulter Schellelein voll gehenkt gewesen, wobei man von weitem ihre Zukunft hat hören können. Es hat solche Zierd herrlich und ansehnlich gestanden, wie auch ein Sprichwort davon entstanden: Wo die Herrn sein, da klingeln die Schellen. Und sind die Schellen vor alter Zeit eine besondere Zierd vornehmlicher, stattlicher Leute und Personen gewesen, wie aus dem Hohenpriester des jüdischen Volks Rock zu erkennen, aber als solche Pracht und Tracht in ein Mißbrauch gerathen, also daß solche Herrn ihre Schellen den kurzweiligen und Schalksnarren allein gelassen und zu seiner Zierde gegriffen.“

Das Tragen der Schnabelschuhe suchte man im fünfzehnten Jahrhunderte durch Gesetze zu unterdrücken, namentlich wurden sie in der zweiten Hälfte desselben den niederen Ständen zu tragen untersagt. Man beobachtete indeß weder eine gegen diese Mode im Jahre 1480 erlassene Bannbulle, noch kehrte man sich an ihre Unbequemlichkeit, die dadurch noch erhöht wurde, daß man den Schuhen, um die Schnäbel zu schützen, eine hölzerne Unterlage gab. Die Mode behauptete ihr Recht, bis sie durch eine andere zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts verdrängt ward. Es kamen die „Kuhmeiler“ und die „Entenschnäbel“ auf. „Die Schuh waren etwan zu spitz“, sagt Geiler von Kaisersberg, „jetzund seind sie stumpf wie Kalbsmäuler, etwan waren die Schuh zu eng, jetzt so seind sie zu weit, die Schuh seind ausgeschnitten und zerhacket, wären doch besser ganz dann zerschnitten.“

In dieser Zeit, in der die Lust an dem Lächerlichen auf dem Gebiete der Kleidung vorherrschte, trug man offene Aermel von solcher Weite, daß die Ränder nicht selten den

Boden berührten. Der Rock glich einer weiten, am Halse eng anschließenden Glocke, die unten mit Pelzwerk (am häufigsten mit Fuchspelz) verbrämt war. Die Kapuze erhielt sich lange Zeit, bei Vornehmen mit dem langen, tief herabhängenden Schwanze. Darüber wurde ein Filzhut gestülpt. Als die Kapuze in Abnahme kam, blieb der Filzhut Kopftracht oder auch die Mütze, von der aber Bänder und Zotteln in reicher Fülle und verschiedenartigster Zusammensetzung herabhingen. Junge Stutzer trugen Locken in vielfach verschiedener Form, zusammengehalten durch einen Reifen. — Mehr noch als die Männer suchten die Frauen durch die Kostbarkeit der Stoffe zu glänzen; von edlem Geschmack und Anmuth in Bezug auf den Schnitt der Kleidung ist in diesem Zeitraum nichts zu finden.

Eine lange Zeit hindurch war der burgundische Hof maßgebend für die Moden in Deutschland. Mit dem Falle Karl's des Kühnen und dem Sturze des burgundischen Hofes verlor die deutsche Modewelt ihre tonangebende Stelle, und Laune und Zufall begannen zu herrschen. „Wir sehen“, sagt Jakob v. Falke, „den Wiederschein dieser bunten Welt in der ganzen niederländischen Kunst der letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts und im Anfange des sechzehnten. Nehmen wir ein figurenreiches Bild von Hans Memling oder so viele andere Bilder dieser Art. Wie strotzt das Alles in bunten Trachten! Hier die abenteuerlichen Kopfbedeckungen, die spitzen Mützen mit Goldquasten und Goldschnüren, zerschnitten, aufgekrämpt und niedergekrämpt, in allen Farben, in allen Formen, so sinnreich und so sinnlos zugleich, daß man nicht begreift, wie man darauf verfallen konnte; diese Turbane, mit Binden von Goldstoff umwunden, mit gespitzten Hörnern; Mützen mit herabwallendem oder ungebundenem Stoff; Spitzhüte mit halber Krämpe und Kronenreif. Betrachtet die Oberkleider, die brokatenen Prachtgewänder mit Gold auf rothem, schwarzem, blauem Grunde, mit den hängenden, zerschlitzten, offenen, verbrämten Aermeln, bald weit, bald eng, lang oder kurz; diese zerschlitzten und zerschnittenen Jacken, von denen, um das feine Hemd zu zeigen, nichts übrig geblieben scheint, als ein paar farbige Bänder und Streifen, die faltige, bauschige Masse der Leinewand zu halten.

„Eine rothsammtene Haube mit reichem Goldschmuck umgiebt das Gesicht der Schönen; zu grünem, goldgesäumtem Rocke trägt sie ein Leibchen von rothem Goldbrokat, weit ausgeschnitten an Brust und Schultern, eng die Fülle des Leibes umspannend; mit breiten, perlenbesetzten Goldstreifen am obern Rand und um die Oberarme; vom Elnbogen fallen die abgeschnittenen, nur eben abhängenden Aermel in doppelter Länge, in rother und goldener Pracht herab; die Unterarme umgiebt das feine, weiße Hemd, das an der Hand von goldenen und farbigen Säumen und Bändchen umzogen ist.“ — „Die Einen tragen die spitze, zuckerhutförmige Haube, von der die Schleier bis auf den Boden fallen; Andere die turbanähnliche, Andere die flachere Haube, mit Kränzen und Bändern, oder wie ein keineswegs gefällig drapirtes Tuch. Die Einen tragen die Aermel eng, die Anderen weit, die Dritten geschlitzt mit heraustretendem Hemd, oder haben den Unterarm entblößt. — Den Herren am Leibe sitzt das Beinkleid und die Jacke, offen oder über der Brust mit Schnüren versehen, oder statt derselben ein weiter geschnürter Oberrock, der selbst bis auf den Boden fällt, oder ein kurzes, dem spanischen ähnliches Mäntelchen. Alle Gesichter sind bartlos, aber von langem Lockenhaar umwallt, das auf die Schultern herabfällt; darauf sitzt ein buntes Band, ein Reif mit Federn, mit Reiherbusch, ein Baret mit Federn oder eine Mütze gleich einem zusammengefalteten Tuch. Hals und Schultern — wir reden hier von Männern — sind bloß, und der Ausschnitt geht noch tief in den Rücken hinunter.“

Die zunehmende Sittenlosigkeit zeigte sich deutlich in der Kleidertracht in Bezug auf Enge, Kürze und Entblößung. Chronisten, Dichter und Prediger eifern vergebens dagegen. Noch am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ruft Sebastian Brand:

„Pfui Schand der deutschen Nation;
Was die Natur verdeckt will ha'n,
Daß man das blößt und sehen läßt!“

Oele, Pomaden, Färbemittel, Brenneisen, falsche Haare wurden fleißig angewandt. „Sie schmieren sich mit Affenschmalz“, sagt der Dichter, „sie büffen das Haar mit Schwefel und Harz und steifen es in feste Formen durch Eiweiß; sie stecken den Kopf zum Fenster hinaus, um es an der Sonne zu bleichen.“ Stickereien wurden vielfach angewandt, dabei vermied man die Gleichheit absichtlich, so daß man z. B. nur einen Aermel oder nur ein Bein bestickte. Wie sich die Söhne Albrecht Achill's von Brandenburg kleideten, zeigt uns ein Bild auf einem Altar in Heilbronn. Eine Hälfte des Beinkleides ist gelb, die andere dreifach getheilt. Streifen, weiß, roth, gelb, zinnoberfarben u. s. w., laufen von oben bis zur Mitte des Oberschenkels neben einander. Dann kommt ein handbreiter, aus lauter kleinen Vierecken bestehender Querstreifen. Auch die Quadrate sind wieder in Dreiecke getheilt, jedes von anderer Farbe. Der untere Theil des Beinkleides ist gelb. Man fing sogar an, doppelfarbige Schuhe zu tragen, so den einen von weißer, den andern von schwarzer Farbe.



Mittelalterliches Bauernhaus.

Die ehrbaren Bürger und gewöhnlichen Handwerker, die ihre Mittel zusammennehmen mußten, trugen sich schlicht und einfach. Konnten sie auch der herrschenden Zeitrichtung nicht ganz widerstehen, so genügten doch dem Bürgermeister, Arzt, Gelehrten, dem Juristen ꝛc., wo sie öffentlich erschieneu, der lange pelzverbrämte Oberrock.

Die Bauerntracht. Das Kleid der Bauern und Arbeitsleute ist im Allgemeinen so einfach geblieben wie früher. „Diese Leute tragen einen kurzen, zur Arbeit bequemen Rock in Blusenform — die alte Tunica und das leinene Polhemd — engere oder weite Beinkleider, welche in kurzen oder in längeren Stiefeln oder in Schuhen stecken, oder wie heut darüber hängen; Andere haben nach alter Weise die kurze Hose in die langen Strümpfe gesteckt, welche bis ans Knie reichen; wieder Andere entbehren der Hosen und zeigen die nackten Beine. Den Kopf mit kurzem Haar bedeckt eine einfache niedere Mütze oder ein gewöhnlicher Filzhut mit der alten Kapuze oder häufiger ohne dieselbe. Am Gürtel vor dem Leib hängt eine breite Ledertasche. Was sie aber in ihrem Aeußeren des modischen Eindrucks

beraubt, das sind die Farben. Während in den früheren Zeiten dem niederen Volk die gleichgiltigen, in Grau gebrochenen, unscheinbaren Farben zufielen, die wir wieder in der heutigen Männerwelt herrschend finden, kleidete sich dasselbe im fünfzehnten Jahrhundert in den lebhaftesten Farben. So sehen wir auf den Bildern z. B. den Steinmetz oder den Zimmermann arbeiten in rothem Rock mit blauer Mütze und rother Hose, ein Dritter ist in Hellblau und Grün mit Gelb und Roth gekleidet. In denselben Farben stehen die Verkäufer hinter dem Ladentisch; ein Bauer, der ein Schwein auf den Markt bringt, trägt wol einen grünen Rock, rothen Hut und braune Hose; ein Krämer oder ein Weinbauer, der ein Faß auf der Karre vor sich herschiebt, erscheint in rothem Rock mit grünem Futter, in rother Mütze und blauer Hose mit kurzen lederfarbenen Stiefeln. Dagegen der Bürgersmann, der als Käufer kommt, trägt den rockartigen Ueberwurf, verbrämt mit Pelzwerk. Andere Arbeiter, z. B. Bierbrauer, tragen auch Jacken, unseren Westen gleich, ohne Aermel, und die Hemdsärmel bis zur Schulter hinaufgestreift. Auch die Mädchen und Frauen, die auf dem Markte sitzen und ihre Waare feilbieten, weißes Brot in den Körben, Butter und Eier, und Milch in den Krügen, andere, die Tauben und junge Hühner in vergitterten Körben auf dem Kopfe heimtragen — es ist fast ganz ein Bild aus unseren Tagen. Die Kleider, einförmig blau, roth, grün, sind vom einfachsten Schnitt. Dem Oberkörper liegen sie an, Alles verhüllend bis zum Hals, mit mäßig engen Aermeln, in bequemer Enge um den Hals, und fallen weit auf die Füße herab. Eine weiße Schürze ist umgebunden, und das Haar, auf der Stirn gescheitelt, fällt den Landmädchen frei herunter, während es ältere, oder die aus der Stadt, mit einem weißen, gelben oder rothen Tuche verhüllt haben. Langgeschnäbelte Schuhe und kostbare Unterschuhe sieht man bei diesen Frauen und Mädchen nicht."



Ausartung der Pluderhose. Fähnrich der Landsknechte gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Wo wohlhabende Bauern es vermochten, fröhnten jedoch auch sie der Modesucht. Jak. v. Falke, der bei Erforschung der Kleidertrachten alle namhaften Chroniken, Kleiderordnungen, Gemälde, Kupferstiche u. dgl. früherer Zeit zu Rathe gezogen, schildert auch jenes Gesindel, das Stadt und Land beunruhigte.

„Der trägt einen elegant gewesenen Oberrock — vielleicht war er beim ersten Besitzer von rothem Sammt — eng anliegend an dem Körper und nicht zu lang, mit kurzen, handbreiten Aermeln an den Schultern und Franzenbesatz herum, aber die Arme und Beine sind nackt. Ein Anderer hat ein enges Beinkleid, aber keine Schuhe an den Füßen, eine kurze Jacke mit tiefem Ausschnitt an Brust und Rücken, woraus ein gefaltetes Hemd zu Tage tritt; nackte Schultern und auf dem Kopfe eine Zipfelmütze, unter welcher ein langer geflochtener Haarzopf im Nacken heraushängt. Der hat ein Tuch turbanartig um das Haupt gebunden, der Andere einen formlosen Filz, der vielleicht einmal ein Hut war, auf den kurz geschorenen Kopf gesetzt, ein Dritter läßt barhäuptig das lange, struppe weiße Haar im Winde flattern. Da ist aber auch ein Stutzer, der trägt zwar keine Hose, aber Pantoffeln, mit Riemen an die Füße gebunden, und einen engen Rock ohne Aermel,

an allen Säumen mit Franzen oder Bandschleifen besetzt, auch ein Hemd darunter und die Hemdsärmel bis oben aufgekrämpt. Das ist ein Alter, dem schlottert eine alte Karthäuserkutte um den nackten Leib. Einer geizt nach ritterlicher Ehre und trägt zu Bundschuhen und nackten Beinen einen Schafpelz um seine Schulter geschlagen, als ob es königlicher Hermelin sei."

Einwirkung der Reformation auf die Volkstracht. Die Reformation, die dem deutschen Volke wieder einen Mittelpunkt für ernstes Leben und Streben gab, bewirkte auch eine Umwandlung auf dem Gebiete der Kleidertracht. An den aufkommenden Trachten konnte man es sehen, daß größere Ehrbarkeit wieder in das deutsche Volk zurückgekehrt war. So wenig aber die Kirchenverbesserung vom ganzen Volke aufgenommen wurde, eben so wenig kann von einer durchgreifenden Veränderung der Kleidertracht die Rede sein, und so wird weiterhin noch auf manche Ausartungen der Mode hinzuweisen sein.

Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts tritt das Barett als Kopfbedeckung auf, das von Gelehrten, Männern der Reformation, ehrbaren Bürgern von dunkler, gewöhnlich schwarzer Farbe getragen wird. Andere trugen es auch von farbigem Zeuge, geschmückt mit Federn, Viele schief auf dem Kopfe, indem sie es an ein Haarnetz, Haarhaube genannt, befestigten. Auch die Frauen schmückten sich mit dem Barett. „Es gan jetzt Frauen wie die Mann", sagt Geiler von Kaisersberg, „und hond Baretlin mit Hahnenfederlin uf."

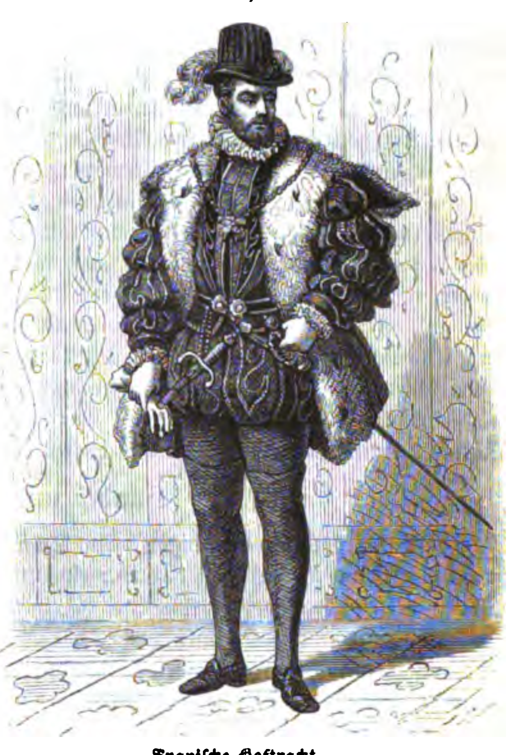


Bruder Studio aus dem 17. Jahrhundert.

Die Pluderhose. Das Beinkleid war bisher in lästiger Enge getragen worden, die das Gehen erschwerte. Der Landsknecht wußte sich zu helfen; er schlitzte das Beinkleid am Knie auf. Um nun aber das nackte Knie nicht sichtbar werden zu lassen, legte er einen dünnen farbigen Stoff unter, der bauschig heraustrat. Da nun die übrigen Kleidungsstücke ebenfalls äußerst eng waren, so wurden auch auf anderen Stellen, an den Hüften, Schultern, Elnbogen, Aufschlitzungen angebracht und ebenfalls dünne Zeuge untergelegt. Dies hatte Anfangs nur den Zweck, sich freie Bewegung zu verschaffen; bald jedoch nahm man darauf Bedacht, den Behelf als Zierde auszunutzen, und so wurden Einschlitzungen sogar an den Kopfbedeckungen angebracht. Die Hose bedachte man jedoch damit am meisten und benannte sie „Pluderhose". Gegen dieses Kleidungsstück richtete sich der Eifer der Sittenprediger ganz besonders. „Es möchte sich billig ein Christ hoch darüber verwundern und der Ursachen nachdenken", sagt der brandenburgische Geistliche Andreas Musculus, „wie es immer mehr komme, daß solche unzüchtige und unehrliche Kleidung sonst bei keinem Volk erfunden, als allein bei den Christen, und nirgends in keinem Land so allgemein und erschrecklich, als eben in den Ländern und Städten, in welchen Gott seine Gnade ausgegossen, sein liebes Wort und reine Lehr des Evangelii hat lassen predigen. Denn wer Lust hätte von Wunders wegen, solche unflätige, bübische und unzüchtige Pluderteufel zu sehen, der such sie nit unter dem Papstthum, sondern gehe in die Stätt und Länder, die jetzund lutherisch und evangelisch genennet werden, da wird er sie häufig zu sehen kriegen, bis auf den höchsten Greuel u. s. w." Diese Mode hatte aber noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht. Man fing an, den eingelegten Stoff aus den Schlitzen flatternd heraustreten zu lassen. Die Hose, die nur bis ans Knie ging, wurde rundherum in senkrechte Streifen zerschnitten, die jedoch oben und am Knie zusammen hingen. Nun wurden leichtere Stoffe eingelegt, die aus den Schlitzen heraustraten und in faltigen Massen tiefer und tiefer, ja bis auf die Knöchel herabhingen.

Dies macht den Namen „Pluderhose“ erst verständlich. In einer Chronik von Nürnberg heißt es, ein Landsknecht habe zur eigentlichen Hose vier bis fünf Ellen wollenes Tuch, dagegen zwanzig Ellen Seidenzeuge zur Einlage verwendet. Oldekopp schreibt 1555: „Schlodder und durchzogene Hosen wurden gemacht von 6 Ellen englisch Tuch und 99 Ellen Karteken durchzogen.“ Kartek war ein äußerst feiner Seidenstoff. Dies macht es erklärlich, daß sogar Einlagen von 130 Ellen gemacht werden konnten. Der „Hosenteufel“, wie Musculus diese Mode nannte, verschlang oft die ganze Beute des Landsknechts, die er im Kriege gemacht hatte. „Es rauschte, wenn die Hosenteufel kamen, als wenn der Elbstrom durch die Brücke oder über ein Wehr liefe.“ Die Zunahme und ungeheure Ausartung dieser Mode bewirkte, daß sie im größten Theile Deutschlands sich nur bis Ende des Jahrhunderts hielt. In der Schweiz dagegen ward sie nationale Tracht.

Der weite Ueberwurf, je nach dem Stande des Trägers von kostbaren Zeugen, „gülden und silbern Stück“, d. h. Gold- und Silberbrokat, oder von schlichtem Wollenzeuge angefertigt, blieb das „Ehrenkleid“ für den Fürsten, Patrizier, den Bürger und den wohlhabenden Bauer. Der Ueberwurf, den die Männer der Reformation trugen, war von schwarzer Farbe, ohne Kragen und mit weiten, an den Schultern faltig angenähten Aermeln versehen. — Die Kleidung der Frauen ward züchtiger, indem man Brust und Arme mehr zu verhüllen begann. Wie früher, trugen die Frauen auch jetzt noch an dem möglichst verzierten Gürtel eine Tasche und ein Messer oder einen Dolch in einer zumeist mit Silber ausgelegten Scheide.



Spanische Hoftracht.

Die spanische Tracht. Durch das habsburgische Herrscherhaus und seine enge Verbindung mit Spanien wurde nun die spanische Kleidertracht in Deutschland eingeführt, namentlich die den Hals umgebende breite Halskrause, auf der das Haupt gleichsam wie auf einer Schüssel lag, die dicken, Hüften und Oberschenkel umgebenden Polster des Beinkleides, der spitze Hut mit schmaler Krempe, der leichte kurze Mantel und der spitze Degen. Die dicken Polster des spanischen Beinkleides, deren Inhalt Werg, Wolle, ja sogar Kleie oder Weizen war, hingen von den Hüften bis zu den Knieen. Die spanische Tracht blieb bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die vorherrschende. Frankreich trat dann an Spaniens Stelle ein, indeß Deutschland seine Kräfte im verheerenden Bürgerkriege vergeudete. Protestantische Fürsten suchten Bundesgenossenschaft mit Frankreich, und deshalb begannen die höheren Stände ihre Söhne „zu ihrer Ausbildung“ nach Paris zu senden.

In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges entstand eine andere Tracht. Die steife, radförmige Krause fiel, und ihre Stelle nahm der sich bequem auf die Schultern legende Spitzenkragen oder der einfache unverzierte wallonische Reiterkragen ein.

Jene steif aufstehende spanische Krause hatte eine Verkürzung des Haupthaars nöthig gemacht; jetzt floß das Haar wieder frei herab über die Schultern. So trug es z. B. der Große Kurfürst in seinen jüngeren Jahren und auch ein Zeit lang noch nach seinem Regierungsantritt.

Als Bartschmuck entstand der sogenannte „Wallensteiner“, der Spitzbart. Der Bart auf der Oberlippe erhielt eine mäßige Breite, die Spitzen bürstete man in die Höhe; die Wangen blieben frei, Unterlippe und Kinn behielten den vollen Bart, der unten spitz endete. Solche Bärte wurden von den meisten Helden des Dreißigjährigen Krieges getragen. In diesem Zeitraum finden wir selbst bei Gelehrten und Geistlichen fast durchgehends diesen Bart. Bei der protestantischen Geistlichkeit erhielt er sich noch lange Zeit.

Statt des steifen, spitzen Hutes griff man zu dem schlaffen Hut, dessen Haupteigenschaft Nachgiebigkeit war, daher man seine Ränder beliebig aufkrempen oder herunter lassen konnte. Schlapphut genannt, trat er in den verschiedenartigsten Formen und Größen auf. Feder- und andere Verzierungen fehlten nicht. Die Ausstopfungen wurden entfernt, und das Beinkleid erhielt eine leichte, bequeme Form. Auch das Lederwams und Büffelcollet, ein kurzer ärmelloser Rock, gehören diesem Zeitraum an. — Bisher hatte man nur Schuhe getragen, die in letzterer Zeit mit großen Goldrosen geziert worden waren. Nun trat der hohe Reiterstiefel auf, der auch mehr und mehr als hoher Stiefel selbst bei den Fußsoldaten in Aufnahme kam. Wams, Beinkleider und Hut wurden mit Schnüren, Stickereien und auf andere Art geziert. — Die spanische Steifheit der Kleidung war verschwunden, dagegen eine malerische, die Freiheit der Bewegung nicht hindernde Tracht allgemein geworden.

Die Frauen, namentlich die jüngeren, ließen ebenfalls das Haar wieder frei auf die Schultern wallen, schmückten das Haupt mit Bandrosen, Reifen, Nesteln, Reiher-, Strauß- oder Pfauenfedern, einzelne trugen auch wol den Schlapphut mit der wogenden Feder, jedoch in zierlicher Form. Wie bei den Männern, war die hohe Krause auch bei ihnen dem sich anschmiegenden Spitzenkragen gewichen. Ueber die Umkleidung des Leibes läßt sich eine Chronik folgendermaßen aus: „Die Wämser bilden der Männer Tracht. Was für ein Unterschied aber ist heutigen Tages zwischen der Männer Wams und der Weiber Mieder und Brüstchen? Wahrlich, ein kleiner oder gar keiner.“ — Der mit Gold und Silber gestickte und mit bunten Rosetten und Schleifen versehene Damenschuh hatte hohe rothe Absätze.

Handel und Verkehr.

Die Handelsvereinigungen. Am Schlusse des Mittelalters waren in ganz Deutschland Handel und Verkehr auf dem Gipfelpunkt ihrer Blüte angelangt. An den Gestaden der Ostsee wie an denen der Nordsee, am Rhein wie an der Donau, in Bayern und Schwaben wie in Franken, Niedersachsen und Thüringen — überall gab es reiche, starkbevölkerte Städte, in welchen Handel, Gewerbthätigkeit und Kunstfleiß ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Das Mittelalter war so recht die Zeit des Genossenschaftswesens. Der Mangel fester Ordnung im gesellschaftlichen und staatlichen Leben hatte Selbstwehr und Selbstwache zur obersten Pflicht erhoben. Da jedoch die Kraft des Einzelnen namentlich beim Verkehr in fremden Landen nicht ausreichte, so drängten die Verhältnisse zur Genossenschaft, wie wir sie bereits bei Schilderung des Entstehens der Hansa (S. 108 u. f.) kennen lernten. Diese Form der gemeinsamen Thätigkeit hat namentlich der deutsche Kaufmann ausgebildet. Wo wir ihn antreffen, in Venedig oder in Rußland, in Norwegen, Brügge oder in London, überall finden wir ihn zu festen Genossenschaften vereinigt, die an den wichtigsten Plätzen ihre Niederlagen besaßen, für welche sie sich gewisse Rechte und Freiheiten auswirkten und daran in zähester Weise festhielten. So lange die öffentlichen Zustände an diesen Orten der Art waren, daß es verbriefter Rechte bedurfte, um Person und Eigenthum geschützt, mindestens vor willkürlicher Brandschatzung gesichert zu sehen, waren diese an feste Normen und gewisse Orte gebundenen gemeinschaftlichen Niederlagen unbedingt wohlthätige Einrichtungen. Sie dienten nicht blos zur Sicherstellung vor Verlusten; der Kaufmann, welcher dazu gehörte, war nicht mehr gezwungen, selber jeden Waarentransport an Ort und Stelle zu begleiten und dort zu warten, bis das Gut verkauft oder anderes dagegen eingehandelt war. Er konnte einen Diener damit beauftragen und versichert sein, daß ihm

bei den genauen Vorschriften der Genossenschaft über den Verkauf und Einkauf, die Qualität, oft selbst über den Preis der Waaren an einem bestimmten Stapelplatz und bei der scharfen Aufsicht der Vorstände über die Beobachtung dieser Vorschriften Schaden so leicht nicht erwuchs. Zunächst gegen Straßen- und Seeräuber und gegen die willkürliche Erhebung von Zöllen gerichtet, welche einzelne Gewalthaber an ihrer Grenze zu erzwingen trachteten, strebten diese Verbände später auch dahin, Privilegien zu erlangen, namentlich Befreiung oder Ermäßigung der Zölle, eigene Gerichtsbarkeit, das Recht zur Anlegung von Faktoreien, die Befreiung vom Stapelzwang, d. h. daß man nicht in jeder Stadt die Waare einige Tage feil bieten mußte, ehe man nach dem beabsichtigten Kauforte weiter ziehen durfte, u. s. w.



Der Stahlhof oder „der deutschen Hansen Stapelhof" nud seine Umgebung zu London, nahe der Themse, im Jahre 1641. Nach M. Merian, gezeichnet von Dr. O. Mothes.

Je mehr man wahrnahm, welche Vortheile dieses Zusammenhalten brachte, um so bereitwilliger schlossen sich eine Reihe Städte, ja ganze Provinzen zusammen. So waren der „Rheinische Städtebund" (Mainz, Worms, Köln), der Oberdeutsche oder Schwäbische Bund (Ulm, Augsburg, Nürnberg) und die nordische Hansa zu Stande gekommen.

Die deutsche Hansa. Der gewaltigste Handelsbund, die deutsche Hansa, beherrschte während eines Jahrhunderts und länger die nordischen Meere und schrieb den Königen des Nordens wie denen der britischen Inseln Gesetze vor. Wir haben jetzt die traurige Aufgabe zu erfüllen, dem Verfall dieser Herrlichkeit, deren Blüteperiode wir bereits früher ins Auge faßten, Schritt für Schritt zu folgen.

Im vierzehnten und im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts hatten die Hansen die Zahl ihrer Kontore noch immer vermehren können; zur Zeit, als Brügge und Antwerpen zu hohem Aufschwung gediehen waren, herrschte auch das regste Leben in dem „wendischen Quartiere", welches die Städte in Holstein, Mecklenburg und Pommern, voran Lübeck, die Königin der Ostsee, umfaßte, ebenso in dem zweiten, dem „sächsischen", zu welchem Handelsplätze

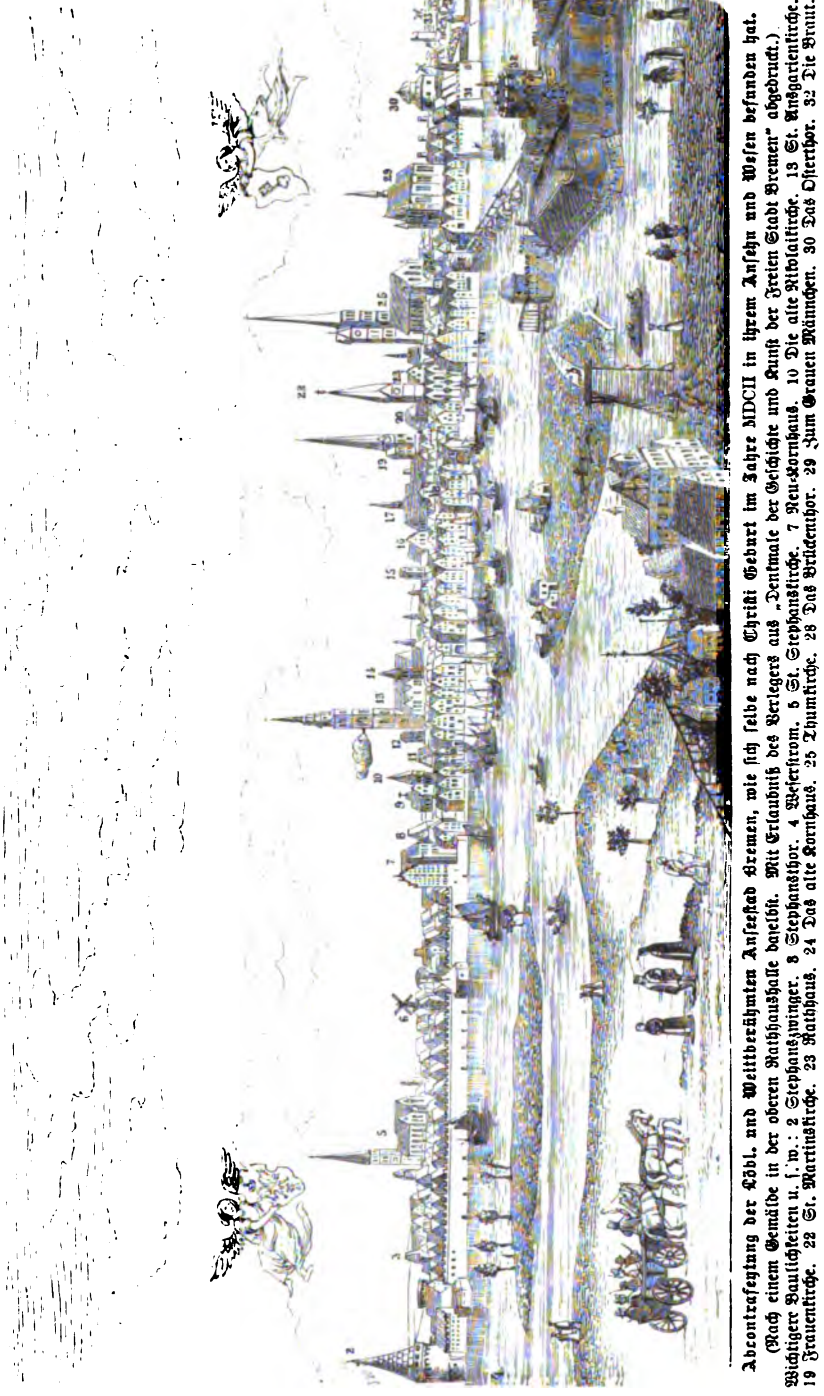
in Ober- und Untersachsen sowie die Orte der Mark Brandenburg (mit Braunschweig als Vorort) gehörten; dann im „dritten Quartier", dem rheinisch-westfälischen, mit dem Hauptorte Köln, endlich im vierten, welches das „baltische" oder „preußische" genannt wurde. Die Interessen des letztgenannten Gebiets vertrat seit dem Jahre 1361 an Stelle des zerstörten Wisby das reiche Danzig als Quartierstadt.

Ihren Abschluß fand die politische Verfassung des Bundes in der im Jahre 1364 zu Köln vereinbarten Bundesakte. Allgemeine Bundesmaßnahmen gingen von den Tagsatzungen des Bundes aus; lokale Zwecke verfolgten die Quartierversammlungen in den betreffenden Quartierstädten. So lange bei diesen Zusammenkünften der Grundsatz, „Einer für Alle und Alle für Einen" der leitende blieb, war der Bund blühend, geehrt, gefürchtet; als die Einhelligkeit und Eintracht schwanden, da schwand auch die Herrlichkeit der Hansa dahin und mit ihr ein gutes Theil deutscher Herrlichkeit und Größe.

Zur Zeit des Schwarzen Prinzen genossen die Hansen in England das höchste Ansehen. Sie hatten die werthvollen englischen Zinnwerke in Pacht und unterhielten den lebhaftesten Verkehr an den englischen Küsten. Reichbeladene Fahrzeuge aus der Nord- und Ostsee brachten die gesuchtesten Waaren und führten dagegen die unterirdischen Schätze der britischen Bergwerke heim. König und Adel begünstigten damals den Handel der Deutschen, selbst auf Kosten der eigenen Unterthanen. Barone und Bauern verkauften ihre Wolle und Felle und andere Erzeugnisse am liebsten den Hansen; denn die deutschen Kaufleute zahlten glatt und baar, und wenn's sein mußte, selbst schon zum voraus. Im Stahlhof zu London, der großen Faktorei an der Themse, lag aufgespeichert, was die vornehmen Engländer begehrten, treffliche Weine, kostbare Pelze und Kleider, Spezereien, Gewürze und Wohlgerüche und andere Dinge, welche damals von den heimischen Kaufleuten gleich gut nicht zu bekommen waren.

Die Wittenlager. Dasselbe bewegte Treiben zeigte sich aber auch am einsamen, unfruchtbaren Strand von Schonen, wohin damals die vielbegehrten Heringe ihren Meereszug richteten, seit ihre Schwärme die pommersche Küste verlassen und sich der schwedischen zugewendet hatten. Der Strandverkehr auf Schonen brachte den Hansen mehr ein, als dem deutschen Kaiser das heil. römische Reich. Nach dem „Wittenlager", der großen Fischereiniederlassung auf Schonen, setzten sich alljährlich Hunderte von hansischen Fahrzeugen in Bewegung. Der Marktverkehr dehnte sich vom Eingang des Noresunds zwischen den Schlössern Falstirbo und Skanör, etwa eine halbe Meile lang am Strande aus. Die Witten oder Quartiere der einzelnen Städte lagen dicht neben einander, nur durch Gräben getrennt. In der Witte neben der Kirche lagerte Lübeck, daneben Greifswald, dann Wismar, Rostock und so fort bis zu den Niederländern auf der einen Seite und den Preußen auf der andern. Kleinere Orte suchten bei größeren Schutz. Innerhalb eines jeglichen Quartiers erhoben sich außer den großen steinernen Rauch- und Salzhäusern eine Menge Breterbuden und Hütten, Läden und Werkstätten. Ueberall herrschte eine emsige Thätigkeit. Das drängte und arbeitete in den engen Räumen hastig und lärmend durch einander, scheinbar wirr, aber doch in der strengsten Ordnung. Da wurden die mit Meeresbeute beladenen Wagen herangefahren und umgestürzt; die großen Fische von den kleinen, die fetten von den mageren geschieden, dann ihnen die Köpfe abgerissen; die gutbefundenen Fische wurden in die Salztonne geschlagen, die geringeren durchgelaugt und in die Rauchhäuser geschafft. Dort wieder sah man, die gefüllten Tonnen von den beeidigten Beschauern prüfen, zuschlagen und mit dem Siegel der Witte versehen. Im Hintergrund waren Böttcher beschäftigt, neue Tonnen anzufertigen oder alte auszubessern; etwas weiter entfernt boten Speise- und Schenkwirthe deutsche und welsche Weine, Bier und Meth, geringe und theure Speisen an. Das reichste, bunteste Marktleben entfaltete sich hier; denn wo so viele Schiffer und Handelsherren aus allen Häfen der deutschen Küsten zusammenströmten, da bildete sich von selbst ein reger, großartiger Austausch von Waaren und Unternehmungsideen. Nahe am sicheren Strande aber lagen neben einander in langen, fast unübersehbaren Reihen die Schiffe.

Da ward ein- und ausgeladen, Kähne und Barken führten die Waaren zum Ufer, und Frachtwagen, von Bewaffneten begleitet, schafften sie sodann vom Strande in die Witten.



Abcontrafeytung der Löbl. und Weittberühmten Anseestad Bremen, wie sich selbe nach Christi Geburt im Jahre MDCII in ihrem Ansehn und Wesen befunden hat. (Nach einem Gemälde in der oberen Rathhaushalle daselbst. Mit Erlaubniß des Verlegers aus „Denkmale der Geschichte und Kunst der Freien Stadt Bremen" abgedruckt.)
Wichtigere Baulichkeiten u. s. w.: 2 Stephanszwinger. 3 Stephansthor. 4 Weserstrom. 5 St. Stephanskirche. 7 Neu-Kornhaus. 10 Die alte Nikolaikirche. 13 St. Ansgarienkirche. 19 Frauenkirche. 22 St. Martinskirche. 23 Rathhaus. 24 Das alte Kornhaus. 25 Thumkirche. 28 Das Brückenthor. 29 Zum Grauen Männchen. 30 Das Osterthor. 32 Die Braut.

Weiter hinaus auf dem Meere aber gewahrte man die Menge schwerfälliger, weitbauchiger Schiffe der Heringsfänger Tag und Nacht, jedes an der Stelle, welche der Vogt seiner Witte angewiesen hatte. Nachts ward mit brennenden Fackeln der Fischfang betrieben;

denn diese locken und blenden die Fische und treiben sie scharenweise in die dunkel gefärbten Netze. Ein prächtiger Anblick aber bot sich dar, wenn weithin überall die unzähligen Lichter wie Sterne durch die Finsterniß strahlten, und der Widerschein der Feuer auf den Wellen blinkte und zitterte.

Diese für den deutschen Handel und Verkehr so gedeihliche Zeit erreichte ihre Endschaft, als der Geist, der die Hansa groß gemacht, wich und das Bewußtsein Dessen, was ihr Emporkommen gefördert, nicht mehr in den Hansen lebendig sich erhielt; als mit ihrem Wohlstand ihre Begehrlichkeit stetig wuchs; als die Fürstenmacht Herr über die Städter wurde und ihnen die zuvor verliehenen Rechte entzog oder verkümmerte und das freie Bürgerthum zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts immer mehr an Bedeutung verlor. — Draußen bei ihren Genossen aber hatten sich die Hansen längst in Ungunst gesetzt, als sie fortfuhren, auf friedlichen oder gewaltsamen Wegen sich Bevorzugungen und Monopole zum Nachtheile der Landesbewohner zu sichern, und als sich endlich den Fürsten für die Einnahmen an Zöllen, welche die Hansen ihnen zahlten, vielfach ein Ersatz darbot.

Dieselben Rechte, welche eine Genossenschaft vor Jahrhunderten durch Bevorzugung erhalten hatte, wurden nachgerade auch anderen Handeltreibenden zugestanden. Gleichzeitig war durch den gesteigerten und vielfach verschlungenen Verkehr die gegenseitige Zuverlässigkeit und das gegenseitige Vertrauen gewachsen. Nun boten die bisherigen Stapel keine Vorzüge mehr, ja sie wurden eher ein Hinderniß, eine Last für Jeden, der nach freierer Bewegung trachtete. Aus diesem Grunde hatten sich schon im fünfzehnten Jahrhundert, während der Hansenstapel noch in Brügge obenauf war, viele Glieder des Bundes, namentlich die rheinischen, westfälischen und holländischen Städte, von dem Stapelzwang losgesagt, Verbindungen an anderen Orten angeknüpft und die Freimessen zu Antwerpen und Mecheln besucht. Die holländischen Kaufleute besonders fanden es vortheilhafter, auf eigene Hand nach den Ostseeküsten zu fahren und die dort eingehandelten Waaren an jedem ihnen gerade passenden niederländischen Markte selber zu verkaufen. Mit der Verlegung des Stapels der Hansa von Brügge nach Antwerpen, wo sich Alles zwangloser und freier bewegte, verlor derselbe auch den letzten Rest von Bedeutung, und das hanseatische Kontor in Antwerpen bestand eigentlich nur noch dem Namen nach.

Schon in den letzten Jahrzehnten machten sich die Vorzeichen des Niederganges des Hansabundes allgemein fühlbar. — Der despotische Zar Iwan I. Wassiljewitsch hatte sich die aufgeblühten Handelsrepubliken zu Pleskow und Nowgorod zinspflichtig und infolge von Zerwürfnissen mit den fremden Kaufleuten in seinem Zorn die wichtige Faktorei der Hansen am letztgenannten Orte dem Erdboden gleich gemacht. Er hatte weiterhin die angesehensten Häupter der hanseatischen Handelsniederlassung gefangen nach Moskau abführen und 40 derselben wegen ihres unbotmäßigen Verhaltens hinrichten lassen (1476). Damit nicht zufrieden, verbot er auch noch den Hansen das Betreten des moskowitischen Gebietes bei ewiger Gefangenschaft. Der ehemals so lohnende direkte Handelsverkehr mit Rußland hatte damit ein Ende mit Schrecken genommen; er mußte künftighin den Weg durch Livland über Riga und Reval einschlagen.

Der Katastrophe von Nowgorod folgten bald andere und noch weit schwerer überwindbare Einbußen. Die Entdeckung Amerika's (1492), die Einführung des „allgemeinen Landfriedens“ (1495) sowie die Einsetzung des Reichskammergerichts, endlich die Auffindung des Seeweges nach Ostindien (1498); alle diese folgenreichen, für die Allgemeinheit so wohlthätigen Begebenheiten waren eben so viele herbe Schläge für die deutsche Hansa Geschlossen zum Schutze des Kaufmanns gegen Raub und Gewaltthat, hörte der Bund auf eine Nothwendigkeit zu sein, nachdem die Piraten von den Meeren, die Raubritter und Wegelagerer von den Heerstraßen nach und nach verschwanden. Als an die Stelle der rohen Gewalt bei Streitigkeiten deutscher Fürsten und Städte die Entscheidung durch Reichsgerichte trat, erlosch auch allmählich die adelige Räuberei auf offener Straße.



Scene aus dem Wittenlager auf Schonen. Zeichnung von Karl Röhling.

Der Seeräuberei auf den nordischen Meeren war unterdessen meist durch die Hansen selbst ein Ende bereitet worden. Vom nachhaltigsten Einfluß aber zeigte sich die Entdeckung eines neuen Welttheiles und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien. Damit begann eine Umwälzung in den bisherigen Handels- und Verkehrsverhältnissen der alten Welt. Die Lebensweise der europäischen Gesellschaft veränderte sich; mit den neu eingeführten Produkten kamen neue Bedürfnisse in Aufnahme, selbst andere Lebensmittel boten sich dar, und die bisher gewohnten Genußmittel wurden in viel reichlicherem Maße einer größeren Anzahl von Käufern zugeführt, allerdings auf anderen Wegen als seither. Infolge dessen verlor das Mittelmeer seine hohe merkantile Wichtigkeit, und gegen den amerikanischen sowie den umgestalteten und neubelebten levantinischen Handel schrumpfte die Großartigkeit des Verkehrs auf der Ostsee gewaltig zusammen. Lissabon ward die Handelskönigin der Welt, und die Portugiesen und Spanier traten eine Zeit lang an die Spitze der Handelsvölker.

Aber selbst die Oberherrschaft im Gebiete des Ostseehandels büßten die Hansen später ein. Wiewol Gustav Wasa vorzüglich durch die Hülfe der Ostseestädte auf den Thron Schwedens erhoben worden war, so trachtete doch gerade er und zwar mit gutem Erfolge dahin, sich und sein Reich von dem bevormundenden Einflusse stolzer Kaufleute zu befreien und deren drückende Uebermacht zu brechen. So gingen diese eines ihrer Privilegien nach dem andern in Schweden verlustig; ihre Versuche, solche mit bewaffneter Hand sich zurückzuerobern, blieben ohne glücklichen Ausgang.

Jürgen Wullenweber. Es war zur Zeit der Reformation, als Lübeck noch einmal in den Vordergrund trat. Damals gebot Jürgen Wullenweber als Bürgermeister in Lübeck. Dieser kühne und hochstrebende Mann hatte gar wohl begriffen, daß sich die Hansa ihre Stellung und eine Zukunft nur dann sichern könne, wenn sie als Vormacht die Küstengebiete der Ost- und Nordsee beherrsche. Wie in allen Städten, wo die Reformation zum Siege gelangte, so wurde auch in Lübeck die Herrschaft der katholischen Patrizier oder Großbürger durch die demokratisch gesinnten Zünfte gestürzt, deren Führer jener Wullenweber war. Die Zeitverhältnisse schienen des Volksführers hochfliegende Pläne, seine Vaterstadt von Neuem zur Königin der Ostsee zu erheben und dadurch der Hansa eine dominirende Stellung wieder zu gewinnen, begünstigen zu wollen. Noch mußte sich Gustav Wasa von Schweden auf Lübecks Freundschaft stützen, und Friedrich von Holstein ward gleichfalls durch die Hansa auf dem Throne Dänemarks aufrecht erhalten. Beide hatten dem Bunde für den geleisteten Beistand werthvolle Vergünstigungen zugestehen, namentlich die Ausschließung anderer Seefahrer von der Fahrt durch den Sund gutheißen müssen. Doch waren diese Zugeständnisse für Schweden und Dänemark so drückend, daß sie dieselben nicht aufrichtig meinten und auch nicht zu erfüllen vermochten. Außerdem verfuhr Lübeck gegen die niederländischen und livländischen Städte so selbstsüchtig, daß diese vom Bunde zurück und auf Seiten Dänemarks und Schwedens traten. Es begann ein Krieg auf Leben und Tod. Wullenweber verband sich mit dem Könige von England, söhnte sich mit den Niederländern aus und unterstützte die Volkspartei in Dänemark. Die Hansa errang überall Vortheile, und eine Zeit lang schien es, als könne Wullenweber Herr über die beiden nordischen Reiche werden; da riefen die katholischen Patrizier in Lübeck einen Aufstand gegen den mißliebigen Machthaber hervor. Derselbe mußte flüchten, ward auf fremdem Gebiete vom Erzbischof von Bremen gefangen genommen und widerrechtlich an einen seiner fürstlichen Gegner, den Braunschweiger Herzog Heinrich den Jüngeren, ausgeliefert. Schmählich genug wurde der Unglückliche von den parteiischen Gerichten zu Steinbrück so lange gefoltert, bis er sich zu Dem bekannte, wessen man ihn beschuldigte, nämlich der Veruntreuung städtischen Vermögens, der Bestechung, des Umsturzes des Lübecker Stadtregiments, der Ketzerei und der beabsichtigten Zulassung des Reiches der Wiedertäufer in seiner Vaterstadt. Sein Haupt fiel am 29. September 1537. Man schaffte nun in Lübeck das demokratische Regiment ab, stellte die alte Ordnung wieder her und verhielt sich feindlich gegen alle Fortschritte der neuen Zeit.



 Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Erscheinen der Hanseatischen Flotte an der feindlichen Küste.

Mit Wullenweber starb der größte Mann, welchen die Hansa hervorgebracht hat, und den man in Hinsicht auf sein Streben und seinen glühenden Eifer für das Gedeihen, den Ruhm und die Größe der Hansa und Lübecks wol den „Perikles der Hansa“ nennen darf. — Als Mißgunst und Haß ihn geopfert und die Hansen dies geduldet, hatte der Bund damit zugleich sich selbst aufgegeben. Die Strafe folgte dem Justizmord auf dem Fuße.

Während alle westeuropäischen Staaten überseeische Besitzungen erwarben, Kolonien gründeten und ihre Schiffahrtsverbindungen erweiterten, äußerte sich die Wirkung der großen Entdeckungen eines Columbus, eines Vasco de Gama auf Deutschland darin, daß die oberdeutschen Städte durch des Aufhören des Waarenzuges von Oberitalien über die Alpen einen großen Theil ihrer früheren Bedeutung verloren. Auch ward, seit die Reichthümer der Neuen Welt sich auch über Deutschland ergossen, der Bergbau lässiger betrieben, und er brachte daher auch nicht die frühere Ausbeute. Dazu traten die religiösen Unruhen, die Aufstände der Bauern, der Schmalkaldische Krieg, der auch auf Deutschlands Boden übergreifende Spanisch-Niederländische Krieg; all dies hemmte während des sechzehnten Jahrhunderts Handel und Industrie der Städte. Als Kaiser Karl V. dem von ihm sehr begünstigten Bankhause Welser jenes weite Gebiet der Nordküste von Südamerika abtrat, das heute Venezuela genannt wird, mißglückte den Süddeutschen die Besiedelung des eroberten Landes, und es mußte dasselbe eifersüchtigen spanischen Abenteurern überlassen werden. — In England aber war während der ereignißvollen Zeiten der Königin Elisabeth der Unternehmungsgeist mächtig erstarkt und es errang die Genossenschaft der „Wagenden Kaufleute“, „Adventurers“, immer größeren Antheil am englichen Ausfuhrhandel; den Färbereien der niedersächsischen Städte dagegen ward durch das Verbot der englischen Regierung, rohe ungefärbte Tücher auszuführen, großer Schaden zugefügt, während die holländischen Städte, dem Bunde der Hansa entfremdet, für eigene Rechnung den Handel mit den Ostseeplätzen an sich rissen.

Doch war ein so fest begründetes Uebergewicht, wie das der Hansen, nicht so schnell gänzlich zu brechen. Noch bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts galten sie in Antwerpen für die ersten Handelsleute, und die Produkte des Nordostens, Schiffbau- und anderes Holz, gesalzene und getrocknete Fische, Getreide, Pelzwerk und Bernstein, Krapp, Waid, Bier und Wein wurden hauptsächlich durch sie verfahren.

Unterdessen hatte die lange Zeit so blühende Tuchweberei empfindliche Rückschritte gemacht, während Englands Wolle immer gesuchter ward; ebenso geriethen die seit längerer Zeit emporgekommenen Kunstgewerbe in Oberdeutschland mehr und mehr in Verfall; Kaffee und Thee beeinträchtigten den Genuß des deutschen Bieres sowie des Rheinweins. Nürnbergs Fabrikate, nicht minder andere Luxus- und Kunstgegenstände verloren größtentheils ihren auswärtigen Absatz, da Niederländer, Franzosen und Engländer sich ebenfalls auf diese Erwerbszweige warfen. Die thüringischen Städte hatten bisher einen lebhaften Handel mit Farbstoffen, namentlich mit Waid, getrieben; dieser kam infolge der Einführung des Indigo in Abnahme. — Das Gewerbe, welches während des Verfalles der übrigen an Bedeutung gewann, war die Leinweberei. Deutschland blieb darin durch seinen ausgedehnten Flachsbau und seine billigen Arbeitskräfte seinen Mitbewerbern überlegen. Westfalen, das Bergische Gebiet, Schlesien, die Lausitz, Hessen u. s. w. fuhren fort, regelmäßig ihre Erzeugnisse nach den Niederlanden, nach dem Oriente und nach anderen Richtungen auszuführen. Neben der Leinwand behauptete nur noch die Verfertigung von Waffen und Metallwaaren in Westfalen, im Siegenschen und in Thüringen ihre Bedeutung und fand auch weiterhin guten Absatz ins Ausland. Aber immer empfindlicher für die armen Gebirgsbewohner ging der Bergbau zurück, da nach der Auffindung neuer Gold- und Silberminen in Amerika das Graben nach Edelmetallen in Deutschland immer weniger lohnend wurde.

Um Mitte des sechzehnten Jahrhunderts waren Macht und Einfluß der Hansen überall im Rückgang. Gleichzeitig lockerte sich das Band, welches sie umschloß, und die Folgen davon traten fühlbar genug zu Tage. In Livland suchten die Städte den russischen Handel

ausschließlich in Besitz zu bekommen und ihn den westlichen Gliedern des Bundes gänzlich zu entziehen. Dasselbe geschah von Seiten der preußischen Städte mit dem polnischen Handel. Wie sehr durch diese innere Haltlosigkeit und die verderblichen Zerwürfnisse auch die kriegerische Bedeutung des Bundes geschwächt worden war, zeigte sich während einer Fehde zwischen den Hansen und Schweden um Mitte des Jahrhunderts, in welcher Erstere selbst mit Unterstützung der Dänen keine besonderen Erfolge zu erringen vermochten. Daß derartige Zeichen der Schwäche in den drei nordischen Königreichen sofort benutzt wurden, die Handelsherrschaft der Deutschen noch mehr zu beschränken, darf nicht Wunder nehmen, und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts konnten diese sich in jenen Regionen keinerlei Vorrechte mehr sichern.

Auch der Zwischenhandel der Hansen, einerseits mit England, andererseits mit den Niederlanden, wurde immer mehr durch die Konkurrenz der mächtig weiterstrebenden „Adventurers" geschmälert, und als es den Hansen gelungen war, die Ausweisung derselben wenigstens aus den deutschen Städten durchzusetzen (1597), verwies Elisabeth alle deutschen Kaufleute aus England. Der ehemals so wichtige Handel nach England ging hierdurch fast völlig zu Grunde. Nicht viel besser gestalteten sich die Verhältnisse in den Niederlanden. Als Antwerpen gefallen und Amsterdam an seine Stelle getreten war, schlossen die Holländer, welche schon vorher mit Erstarkung ihrer Seemacht einen großen Theil des Ostseehandels nach Amsterdam überzuleiten gewußt hatten, die Deutschen fast ganz davon aus.

Mit dem äußeren Niedergang der Hansa hielt die innere Zerrüttung gleichen Schritt. Viele Städte wurden durch ihre eigenen Landesherren gezwungen, dem Bunde zu entsagen, oder sie traten auch freiwillig zurück; vornehmlich die Binnenstädte, als sie erkannten, daß sie im Grunde den Seestädten als Mittel zu selbstsüchtigen Zwecken dienten.

Den livländischen Städten waren die meisten Städte in Ost- und Westpreußen gefolgt, dann auch die reichen, blühenden Städte sowol in den spanisch-niederländischen wie in den holländischen Provinzen; sie wurden, wie erwähnt, sogar Gegner und gefährliche Rivalen des Bundes. Im Jahre 1604 gehörten blos noch 16 vollberechtigte Städte: Lübeck, Köln, Braunschweig, Danzig, Hamburg, Bremen, Rostock, Stralsund, Wismar, Stettin, Greifswald, Magdeburg, Lüneburg, Hildesheim, Minden und Osnabrück — beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, als Lübeck, Bremen, Hamburg und Danzig unter sich (1630) ein Separatbündniß abgeschlossen hatten, welchem sie den Namen der „engeren Hansa" beigelegt, nur noch 14 dem Bunde an. — In der für unser Vaterland so verhängnißvollen Zeit des langen Religionskrieges, als alle überkommenen und nationalen Besitzthümer dem gänzlichen Verfalle nahe gebracht, als so manche Blüten, die aus dem innersten Kern unseres Volksgeistes entsprossen, durch einen dreißig Jahre anhaltenden Sturm geknickt wurden — da verdorrte auch der machtvolle, früher so wurzelstarke Baum unserer Handelsgröße.

Die Hansa zeigte sich den veränderten Zeitverhältnissen nicht gewachsen. Auf dem letzten Hansatage im Jahre 1669, welcher nur noch von neun Bundesgliedern beschickt wurde, nämlich außer den oben genannten vier hanseatischen Großstädten noch von Köln, Braunschweig, Rostock, Minden und Osnabrück, erfolgte die förmliche Auflösung der Hansa nach einem so oft ruhmreichen Bestehen während länger als vier Jahrhunderten. Nichts blieb als der Name der „Hansastädte", welchen Hamburg, Bremen und Lübeck für ihr 1670 erneuertes Separatbündniß (Danzig war inzwischen von demselben auch noch zurückgetreten) als ein theures und unvergeßliches Vermächtniß sich bewahrten. —

Dies war der Ausgang des weiland hochmächtigen Hansabundes, eine Mahnung an die ehemals so lebendige Kraft deutschen Bürgerthums und opferfreudigen Bürgermuthes — an jenen Geist, welcher den deutschen Kaufmann lange Zeit zum Schiedsrichter über Könige und Völker des skandinavischen Nordens machte.

Der Ruin unseres Vaterlandes war nach den verhängnißvollen Kämpfen des Religionskrieges auf ein Jahrhundert hinaus besiegelt. Der Verkehr stockte gänzlich; Die, welche dem allgemeinen Verderben entronnen, waren in ihrer Mehrheit verarmt. Kein Wunder,

wenn unter solchen Verhältnissen der so lange tapfer behauptete Wohlstand der deutschen Städte ein Ende nahm. Die große Mehrzahl der Binnenstädte, selbst der größte Theil der Seestädte verlor die ehemalige Bedeutung, viele sanken zu Marktflecken, ja zu Dörfern herab.

Nur drei der alten Hansastädte, Hamburg, Bremen und Lübeck, bewahrten zum Theil ihre Unabhängigkeit und einigen Glanz. Glücklicher als ihre übrigen Schwesterstädte, hatten sie nur wenig von der Kriegsfurie zu leiden gehabt, und wenn auch manche alte Handelsverbindungen verloren gegangen waren, so benutzten doch besonders die beiden ersteren jede Gelegenheit, dafür neue, in manchen Beziehungen noch werthvollere, anzuknüpfen.



Der Marktplatz zu Lübeck.

Auch wußten sie sich in ihren alten Beziehungen zu England und den Niederlanden zu behaupten, und sie nahmen einen großen Theil des früher von den Hansen nach dort betriebenen Handels wieder auf. Auch mit den übrigen westeuropäischen Ländern unterhielten sie einen lebhaften, wachsenden Verkehr. Die Versorgung Norddeutschlands mit Kolonialwaaren fiel ihnen fast ausschließlich zu.

Im Anfang des zweiten Jahrzehnts des siebzehnten Jahrhunderts ließen sich niederländische Flüchtlinge in Hamburg nieder, welchen die Begründung der Hamburger Bank, deren geschäftlicher Betrieb im J. 1619 begann, zugeschrieben wird. Lübeck begnügte sich

damit, von dem Ostseehandel so viel als möglich zu retten; Danzig damit, den Verkehr mit den Küstenländern der Baltischen Meere und mit Polen und Rußland zu pflegen.

Die bisherigen Haupthandelsplätze im Inne'rn, Köln, Nürnberg, Augsburg, Braunschweig, Erfurt, Göttingen, Soest, Dortmund, Osnabrück u. s. w., konnten sich auch nach Beendigung des langen Krieges nicht von den Schlägen erholen, welche ihnen ebenso der Krieg, wie die Umgestaltung der früheren Handels- und Gewerbsverhältnisse beigebracht hatten. Was von dem Waarenzuge erhalten geblieben war, der seit Jahrhunderten zwischen Italien, Süd- und Norddeutschland durch Bayern, Franken und Thüringen, wie zwischen Italien, der Schweiz und den Niederlanden den Rhein hinunter fortgedauert hatte, schritt in den folgenden Jahren seiner Auflösung entgegen.

Die Rechtspflege in Deutschland.

Wir haben an verschiedenen Stellen des Reichskammergerichts Erwähnung gethan, und es erübrigt uns, darüber Einiges nachzutragen. Wir wissen, daß Reichsfürsten und Stände ihre eigene Justiz übten, und wie dieselbe beschaffen war, haben wir zu verschiedenen Gelegenheiten genugsam in Erfahrung gebracht. Aber wenn es sich darum handelte, außerhalb der fürstlichen, städtischen oder reichsständischen Gebiete sein Recht zu suchen, oder eine höhere Instanz anzurufen, so reichte längst nicht mehr der kaiserliche Arm sowie die Macht oder der gute Wille der kaiserlichen Pfalzgrafen und Richter aus. Auch der von den Reichsoberhäuptern zeitweilig gebotene sogenannte „Landfrieden" — an Stelle des ehemaligen „Gottesfriedens" — hatte eben so wenig der Selbsthülfe oder dem Faustrecht ein Ende machen können. Infolge der zunehmenden Zuchtlosigkeit haben wir den Bund der Hansa entstehen sehen; der rheinische Städtebund ging aus derselben Zwangslage hervor.

Die Femgerichte. Während der kaiserlosen Zeit gediehen zu großer Bedeutung die sogenannten „Freigerichte" oder auch westfälische, heimliche Gerichte genannt, eine der auffallendsten Erscheinungen während des deutschen Mittelalters, da sie einigermaßen wenigstens der nicht selten herrschenden Rechtlosigkeit Einhalt geboten und die fast gänzlich geschwundene Rechtspflege ersetzten. — Die Richter der Fem waren nicht rechtsgelehrte Leute, sondern freie Mannen aus dem Bürger- und Bauernstande. Die „Femgerichte" (vom alten deutschen Worte „Fem" oder „Feyme", d. h. Strafe) sollen schon unter Karl dem Großen zur Ueberwachung der widerwillig zum Christenthum bekehrten Sachsen ins Leben getreten sein. In Wirklichkeit aber waren es die alten sogenannten Gaugerichte, welche sich vornehmlich in Westfalen erhielten und den Gerichtsbann vom deutschen Reichsoberhaupt empfangen hatten.

Viele Schriftsteller haben von den Femgerichten und namentlich über die Orte, wo sie tagten, und über ihre Verfahren falsche, oft schauerliche Schilderungen geliefert. Die Femgerichte fanden weder bei Nacht, noch in Höhlen oder unterirdischen Gewölben statt. Der Appellation, die nur an den Kaiser zu richten war, wurde thatsächlich kein hoher Werth beigelegt. Unmündige, Pfaffen, Juden und Heiden wurden nicht in das Femgericht berufen.

Die Femgerichte waren berechtigt, bei örtlicher Verweigerung der Rechtshülfe ihre Zuständigkeit auf das ganze Reich auszudehnen und hatten bei der Rechtlosigkeit, wie solche nach dem Sturze der Hohenstaufen im ganzen Reich überhand genommen hatte, große Bedeutung erlangt. Das hohe Ansehen, das sie genossen, verdankten sie vor Allem dem Schrecken, welchen ihr Verfahren „kurzer Hand" verbreitete; denn Urtheilspruch und Vollstreckung desselben folgten sich meist auf dem Fuße; dann aber auch vornehmlich dem Umstande, daß es den bestellten Richtern nicht selten große Schwierigkeiten verursachte, die Beschuldigten vor ihren Stuhl zu ziehen, während die Femrichter mit Ernst und Eifer dafür sorgten, daß die von ihren Schöffen gesprochenen Todesurtheile auch rasch vollzogen wurden, was meist durch den Strang, also durch Aufhängen der Verurtheilten, zur Ausführung gelangte. Größeren Einfluß haben die heimlichen Gerichte meist nur in Westfalen und in Westdeutschland erlangt. Der Schutz, den sie gegen Vergewaltigungen gewährten, artete freilich selbst in Gewaltthätigkeiten

aller Art aus, indem sie später vielfach ihre Macht mißbrauchten. Im eigenen Interesse bemühten sich die deutschen Fürsten und Städte durch Herstellung einer besseren Rechtspflege, den Schutz der Femgerichte entbehrlich zu machen. — Zur Zeit ihrer Hauptwirksamkeit durften die heimlichen Gerichte es selbst wagen, den Kaisern drohend zu begegnen, und die Kaiser mußten es bei fruchtlosen Versuchen bewenden lassen, den Anmaßungen der Freigerichte entgegenzutreten. Auch eine Besserung in der Verfassung der heimlichen Gerichte hervorzurufen, mißlang. Als natürliche Folge der kaiserlichen Machtlosigkeit muß angeführt werden, daß die heimlichen Gerichte sich bis zu der Kühnheit verstiegen, den allerdings schlimmen König Wenzel, ja selbst den Kaiser Friedrich III. vor ihren Stuhl zu laden. Ihre Wirksamkeit erlosch jedoch allmählich nach Verkündigung des ewigen Landfriedens, und als ein besseres Gerichtsverfahren und die peinliche „Halsgerichtsordnung" ins Leben traten.

Gelang es nun auch zeitweilig, einzelnen gegen ihren Landesadel entschiedener auftretenden Fürsten, so den Herzogen von Bayern, den Landgrafen von Thüringen, den Fürsten des Meißner Landes und jenen in Brandenburg, der Raub- und Rauflust Schranken zu setzen, so hatte doch die Unsicherheit in Schwaben, Franken, Sachsen eine solche Stufe erreicht, daß Kaiser Karl IV. auf dem Reichstag zu Mainz 1354 und auch nachmals Gesetze erließ zur besseren Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, welche im Sinne ihres Zweckes und Geistes unter dem Namen „Landfrieden", wenn auch erst nach und nach und auch nur zeitweilig, zur Geltung gelangten. Zur Herstellung und Aufrechterhaltung dergleichen gemeinschaftlich errichteter Landfrieden traten im vierzehnten Jahrhundert sowol Fürsten als Städte, so der „Schwäbische Städtebund", und mehrere Reichsstände in Verbindung, indem sie erklärten, sich zur Schlichtung entstandener Streitigkeiten den von ihnen erkorenen Schiedsrichtern zu unterwerfen. Spätere Kaiser geboten einen „allgemeinen Landfrieden", so Sigismund 1431 auf die Dauer des Hussitenkrieges. Albrecht II. gelang es, einen „ewigen Landfrieden" durchzusetzen, der aber nur zu bald wieder in Vergessenheit gerieth. Im Jahre 1494 verlängerte Maximilian I. den schon unter Friedrich III. auf zehn Jahre zu Stande gekommenen Landfrieden auf weitere drei Jahre.



Die Femlinde bei Dortmund in Westfalen.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war das Bedürfniß nach größerer Sicherheit und einer besseren öffentlichen Ordnung innerhalb aller Kreise der mächtig vorgeschrittenen Nation so allseitig zum Durchbruch gekommen, daß endlich auf dem Reichstage zu Worms 1495 der sogenannte „Reichslandfrieden" zu Stande kam, welcher am 25. Juli desselben Jahres als Gesetz unter dem Namen des „Ewigen Landfriedens" veröffentlicht werden konnte. Noch am 31. Oktober 1495 — an dem Tage, den wir jetzt als den Tag der Reformation, als den Geburtstag einer neuen welthistorischen Zeit, begehen — hat Kaiser Maximilian in eigener Person das Gericht zu Frankfurt a. M. in feierlicher Sitzung eröffnet.

Durch den Ewigen Landfrieden sollte jede Art von Selbsthülfe auf ewige Zeiten verboten, die Stände aber angehalten sein, sich jährlich zu versammeln, um den Landfrieden aufrecht zu halten, Uebertretungen zu untersuchen und zu ahnden. Zugleich wurde ein stehendes Gericht, das „Reichskammergericht“, eingerichtet, zuvörderst in Speyer, neben dem gleichzeitig errichteten „Reichshofrath“ in Wien. — Der Reichshofrath bestand aus einem Präsidenten, Vizepräsidenten und achtzehn Räthen, alle vom Kaiser ernannt und besoldet. Ein Theil derselben sollte aus dem Reiche herangezogen werden. Mit dem Tode eines Kaisers hörte der zeitweilig berufene Oberste Rath auf, und ein anderer wurde vom neuen Reichsoberhaupt bestellt. Der Reichshofrath war nicht nur oberstes Gericht, sondern gewissermaßen auch einziges und oberstes Regierungskollegium. Das Reichslehnswesen, Kriminalsachen über Reichsunmittelbare und Reichsregierungsangelegenheiten gehörten zum Geschäftskreise dieser obersten Behörde.

Das Reichskammergericht trat neben dem Reichshofrath als nächst höchstes Gericht in Kraft. Dasselbe bestand aus einem vom Kaiser ernannten Kammerrichter fürstlicher oder gräflicher Abkunft, zwei Präsidenten und einer Anzahl Beisitzer, theils katholischen, theils evangelischen Glaubens. Die Beisitzer wurden von den Reichsständen gewählt und besoldet. Das Reichskammergericht sollte „nach des Reichs und gemeinen Rechten und nach ehrbaren und redlichen Ordnungen und Statuten“ entscheiden; in Wirklichkeit verfuhr es nach den Reichskammergerichtsordnungen. Es urtheilte über alle Rechtssachen der Reichsunmittelbaren und bildete zugleich die höchste Instanz für die Reichsmittelbaren in Civilsachen.

Die beiden erwähnten Regierungs- und Gerichtskollegien krankten jedoch von Anfang an, zuerst am Mangel einer auf nationalem Boden erwachsenen Rechtseinheit, aber noch mehr an der völligen Unzulänglichkeit ihrer äußeren wie inneren Mittel und Kräfte. Denn fortwährend wurde ihre Wirksamkeit gekreuzt, einerseits von der Engherzigkeit und dem souveränen Belieben der deutschen Fürsten und Reichsstände, andererseits durch die beiden Höfe selbst. Während die einzelnen deutschen Staaten und kleinen Fürstenthümer Kaiser und Reich gegenüber allesammt nach Ausübung der vollen Souveränetät strebten, sodaß zuletzt das Reichskammergericht thatsächlich nur für die machtlosen kleineren Territorien galt, suchte der kaiserliche Reichshofrath in Wien Alles an sich zu ziehen, und oft genug mit Erfolg, selbst gegen Verfassung und Recht, wodurch natürlich die Kompetenz des Reichskammergerichts in immer engere Schranken sich verwiesen sah. Dazu kam, daß es ohne Heimat, ohne Einheit des Ortes war, was für die Stetigkeit der Rechtspflege, ja für das Bewußtsein der Nation selbst von großem Nachtheil sein mußte. — Von Frankfurt a. M. schon im ersten Jahre seiner Errichtung nach Worms verlegt, kam es 1526 nach Speyer, und residirte mit großen Unterbrechungen abwechselnd in Worms, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Eßlingen, bis es durch Ludwig XIII. im Jahre 1639 mit seinen ins Ungeheure aufgethürmten Aktenmassen nach Frankfurt a. M., von da nach Worms und Aschaffenburg verjagt wurde, zuletzt überhaupt froh, ein Obdach gefunden zu haben. — Während jetzt jede Stadt es sich zur Ehre anrechnen würde, ein solches Reichsobergericht in ihren Mauern zu beherbergen, war das kaiserliche Obertribunal damals schon so tief im Vertrauen und in der Achtung der Nation gesunken, daß kein angesehener Ort es willkommen heißen mochte. Gleich einer Weissagung für eine bessere Zukunft hat es fortvegetirt, bis im Jahre 1806 Napoleon's I. gewaltsame Hand das morsche Deutsche Reich und mit ihm auch dieses Institut in Trümmer schlug.

Trotz allen guten Willens kaiserlicherseits sowie der besten Absichten einzelner wohlmeinenden Landesherren war es mit der Gerechtigkeitspflege im sechzehnten Jahrhundert gar schlecht bestellt. „Die Gerichtsherren“, sagt Udalrich Zasius, „statt auf das gemeine Beste zu sehen, strafen nur, um ihre Einkünfte zu vermehren; gar verdammlich ist die Sitte, beim Verkauf der Güter, mit denen peinliche Gerichtsbarkeit verknüpft ist, die Strafen mit zum Bestande der Einkünfte zu rechnen.“ — Man merke wohl: von allen eingezogenen Gütern und Strafgeldern gehörte ein Theil den nur allzu oft begehrlichen Richtern!

Ketzerverfolgungen und Hexenprozesse.

Zu den dunkelsten Partien in der Geschichte der Rechtspflege im Mittelalter sowie zu Beginn der neueren Zeit gehören die Blätter, auf welchen die Verfolgungen von Andersdenkenden und Ungläubigen, von Ketzern, Hexen und Teufelsanbetern verzeichnet stehen.

Daß auch die Verbreitung der Reformation ihre Blutzeugen verlangte, und daß es in den Zeiten unheilvollsten Aberglaubens nicht an zahlreichen Opfern fehlte, die der Unduldsamkeit und dem frommen Wahn verfielen, ist begreiflich. Selbst in denjenigen Landen, in welchen für Aufrechterhaltung der bürgerlichen Freiheiten am eifrigsten gestritten worden war, in den Nordmarken (im Dithmarschen), erhob die Glaubenswuth ihr bluttriefendes Haupt. Wurde doch im Jahre 1524 der protestantische Prediger Heinrich von Zütphen in Buxtehude optima forma prozessirt und ungeachtet der kräftigsten Einreden seiner zahlreichen Anhänger zu Bremen, wo der tüchtige Mann seine segensreiche Wirksamkeit begonnen, ungeachtet des mannhaften Auftretens seines Freundes, des vielvermögenden Rathsherrn Meimar von Borken, als Ketzer verfolgt, ja schließlich auf einer Reise zu Meldorf im Dezember desselben Jahres gefangen genommen, grausam gemartert und darauf verbrannt. — Von den zahlreichen Opfern, welche die Blutgerichte der Inquisition und der Ketzerverfolgungen forderten, haben wir bereits an anderen Stellen gesprochen.

Die Wahrheit gebietet, auch hier zu wiederholen, daß vielfach die Protestanten da, wo sie die Oberhand erlangt hatten, mit kaum glaublicher Gehässigkeit ihre Gegner, die Katholiken, bekämpften, und daß später Lutheraner und Reformirte sich mit derselben Schonungslosigkeit zu vernichten suchten, wie zur Zeit der Reformation dies durch die Anhänger des Papstthums gegen Evangelische geschah. Ein Gemälde, das die Hexenverfolgungen darstellen soll, bedarf gleich dunkler Farbentöne, wie jenes der Vernichtung der Ketzer.

Die Hexenprozesse. Der Glaube an Hexen und Zauberei ist uralt, unsere heidnischen Voreltern theilten ihn schon. Sie hielten mancherlei Uebel, namentlich Krankheiten, für Werke von Unholden, von denen man wähnte, daß sie den Menschen „von innen heraus“ zu verzehren vermöchten. Der Genuß des Fleisches von einer getödteten Hexe galt als Mittel gegen den Hexenzauber. — Den Wohnsitz der Hagedisen oder Hexen versetzten die alten Deutschen in ihre heiligen Haine, überhaupt nach schwer zugänglichen Orten. Wie aber der Glaube an Wodan, Thor und Freya selbst in den Jahrhunderten nach Verbreitung des Christenthums in Deutschland nicht hatte ausgerottet werden können, so noch weniger der an die helfenden und heilenden Frauen, an Zauberweiber und Wahrsagerinnen. Man suchte sie im Waldesdunkel auf und befragte sie; sie selbst aber hielten Umzüge durch das Land und feierten mit ihrem freilich immer kleiner werdenden Anhang die altgewohnten heidnischen Feste durch Tanz und Gasterei. Nachdem jedoch die alten Heidengötter mehr und mehr in Vergessenheit gerathen waren, und frommer Glaubenseifer sie als Teufelswesen verfemt hatte, da wurden ihnen auch die „weisen Frauen“ als Teufelsdienerinnen beigesellt.

Ein guter Theil der als Hexen und Hexenmeister bezeichneten Personen, Frauen wie Männer, besaß sicherlich genauere Kenntniß von den Heilkräften der drei Naturreiche, vorzüglich der Pflanzenwelt, sowie von den Wirkungen geheim gehaltener Mittel — Stoffe der belebten und unbelebten Natur — sei es durch eigene Beobachtung, hauptsächlich aber vermöge der Ueberlieferung durch Angehörige oder andere Naturkundige.

Diese uralten Erfahrungssätze entstammten zumeist der Zeit des Heidenthums, als die Priester nicht allein die einzigen Naturforscher, sondern auch die besten Aerzte waren. Die Heidenpriester aber umhüllten, wie überhaupt ihr Treiben, so auch ihr Wissen mit geheimnißvollem Beiwerk, um damit die Wirkung des Uebernatürlichen hervorzubringen. Am Uebernatürlichen, ursprünglich geknüpft an den Grundzug der heidnischen Gottheiten, hielten auch später die Verbreiter des Christenthums fest. So vererbten sich Wirklichkeit, Wahrheit und Täuschung von Geschlecht zu Geschlecht. Gerade in den finsteren Zeiten des Mittelalters war

„das Wunder des Glaubens liebstes Kind." — Die eben so gesuchten wie oft gefürchteten naturkundigen Geheimnißbewahrer, die vermeintlichen Hexen und Zauberer, wußten es nicht anders, oder sie hielten es für vortheilhaft, ihre Zaubermittel und Rathschläge erst recht mit dem überkommenen überflüssigen Beiwerk zu umhüllen, wie heutigen Tages unsere Aerzte die bitter oder widerwärtig schmeckenden Ingredienzen ihrer Medizinen durch Gewürz- oder Sirupbeisatz genießbarer zu machen suchen. Das Geheimnißvolle, das übernatürlich Erscheinende — das war's, was den Glauben der wundersüchtigen Menge hervorrief oder nährte. Vererbt von Geschlecht zu Geschlecht, glaubten die Nachkommen der heidnischen Naturkundigen, die nachmaligen Hexen und Hexenmeister, wie unsere heutigen „weisen Frauen", die Kräutersucherinnen in Sachsen, Thüringen u. a. O., selbst nicht nur an den Kern ihrer Geheimnisse, sondern schätzten die Hülle fast noch höher im Werthe.

So verschmolz in Jahrhunderte langer Uebung die Wirklichkeit, das Heil- und Wirksame mit dem Wahn, die Selbsttäuschung mit der Verblendung, und das ursprünglich Nützliche und Wohlgemeinte förderte im Laufe der Zeiten die Leichtgläubigkeit auf der einen und das Uebelwollen und viel schlimme Täuschung auf der andern Seite. Die überreizte Phantasie vermischte sich so eng mit der Wirklichkeit bei diesem Treiben, daß es schwer fällt, die eine von der andern in den mittelalterlichen Aufzeichnungen zu unterscheiden. Aus dem Baskenlande wird uns berichtet, daß dort Jahrhunderte lang Tausende in dem Wahne befangen blieben, Teufelskinder zu sein, und daß sich ebenso Tausende zu Zusammenkünften vereinigt hatten, um ihren phantastischen Gepflogenheiten zu genügen.

Daß die Hexenschwester- und Zauberbrüderschaften eine unglaubliche Menge Bethörter umfaßten, ja daß zu ihren Versammlungen oft bis zu 12,000 Personen eingetroffen waren, ist aus den noch vorhandenen Akten der Hexenprozesse von Montpellier und Aix in Frankreich zu ersehen. — Unter Franz I. sollen, wie in Roskoff's „Geschichte des Satans" zu lesen ist, allein über hunderttausend Verurtheilungen wegen Hexenunfugs stattgefunden haben, und nach Versicherung des glaubwürdigen Bodin betrug die Zahl der in Frankreich eingestandenermaßen der Hexerei ergebenen Personen bei 300,000. — Geraume Zeit schritten die Gerichte gegen diesen Irrwahn ein; zu Tausenden wurden die Teufelssippschaften ergriffen und nach kurzem Prozeß auf dem Scheiterhaufen verbrannt — ein lange vergebliches Bemühen.

Die unglaublichsten Dinge wurden allüberall erzählt und geglaubt; die Beschuldigten hatten oft genug davon gehört, und es stand ihnen die Auswahl frei, wozu sie sich bekennen wollten. Aus diesem Grunde lauten auch die Aussagen sämmtlicher Angeklagten ziemlich ähnlich. Fast immer heißt es, daß sich der Teufel ihnen unter irgend einer Gestalt genaht und nach verschiedenen Präliminarien ihnen eine Salbe überreicht oder sie wol auch selbst damit bestrichen habe, worauf sie die Fähigkeit gewannen, durch die Luft dahin zu ziehen und sich auf Besen, Ofengabeln u. s. w. nach der Bockswiese oder anderen unheimlichen Orten, oder nach irgend einer Anhöhe, wie dem Blocksberg, zu begeben.

Die Sabbatrunde und die schwarze Messe. „Die gewöhnlichen Tage dieser Zusammenkünfte waren der Montag, der Mittwoch und der Freitag jeder Woche; im nördlichen Deutschland ging die Luftfahrt nach dem im Harz gelegenen Blocksberg. Der erste Mai galt als der Hauptfeiertag der Teufelsaubeter. Die Hexensalbe, vom Satan aus dem Fett ungeborener Kinder, aus Wolfswurzel, Eppich und Mönchskappen gekocht, mit der die Hexen sich einrieben, gab ihnen die Fähigkeit, auf Böcken, Ofengabeln, Besenstielen oder Strohwischen die Reise durch die Luft nach den Zusammenkunftsorten auszuführen. Dort fand sich nun auch der Satan ein, der als ein düsterer, häßlicher, schwarzer und wild dreinschauender Unhold beschrieben wird, den Mittelpunkt der höllischen Feste bildend. Er sitzt auf einem hohen verzierten Thron von schwarzem Holz und trägt eine Krone von kleinen Hörnern, zwei große Hörner auf dem Hinterkopfe und ein drittes auf der Stirn. Mit dem letztern erleuchtet er den Versammlungsplatz; sein Licht, das heller als das des Mondes, aber schwächer als das der Sonne ist, hat einen grünlichen Schein.

„Aus den mächtig großen Augen sprühen Flammen, der Bart gleicht dem der Ziege, die ganze Gestalt scheint halb Mensch, halb Bock. Die mit langen Nägeln bewaffneten Finger spitzen sich wie Vogelkrallen aus, die Füße ähneln den Gänsefüßen. Wenn der Teufel spricht, so ist seine Stimme rauh, wie die Stimme des Esels. Oft redet er undeutlich, leise, ärgerlich und stolz; der Gesichtsausdruck verkündet üble Laune und Trübsinn."

Den Höhepunkt dieser höllischen Zusammenkünfte und Teufelsbündnisse bildet die „schwarze Messe". Die Zauberer und Hexen knieen dann vor dem Teufel nieder, wiederholen ihre Abfallserklärungen von Gott und küssen Hand, Fuß und andere Theile ihres teuflischen Gebieters. Bisweilen müssen sie ihm ihre Sünden beichten, die natürlich in nichts Anderem als darin bestehen, daß sie nicht eifrig genug Werke des Bösen verrichtet haben. Nun theilt der Satan das Abendmahl in beiderlei Gestalt aus. Die dabei verbrauchten Hostien schmecken wie Leder oder faules Holz und bringen die Kommunizirenden äußerlich in Schweiß, während bittere Kälte zugleich ihr Gebein erstarren macht. — Nach der Messe läßt Satan silbernes Tafelgeschirr und eigenartige, prächtig aussehende Gerichte auftragen; rothe und grüne Pechlichter erhellen die Tafel; aber es ist verdächtig, daß trotz der Auswahl lockender Speisen weder Brot noch Salz erscheinen; auch sind, wie uns der gelehrte Erforscher der Pflanzenwelt Unger in seinen „Botanischen Streifzügen" berichtet, alle Speisen zwar wohlschmeckend, aber sie sättigen nicht, das bezeichnende Gefühl aller geträumten Gastmähler. Der Wein, an welchem Ueberfluß ist, wird stets aus dem Stamm einer Eiche oder Buche gelassen und in silbernen Bechern kredenzt. — Nach diesem Schmause folgt die berüchtigte tolle Sabbatrunde. Alle Anwesenden fassen sich an den Händen, schließen einen engen Kreis um ihren Fürsten, wobei sie ihm aber den Rücken zukehren, und es werden von den meist nackten oder durchsichtig bekleideten Festgenossen Unzüchtigkeiten der scheußlichsten Art verübt. Die schönsten und jüngsten der anwesenden Weiber gelten als die Königinnen des Bacchanals; mit ihnen eröffnet Satanas den Ball. Die Satansrunde ist aber nicht der einzige Tanz, der vorgenommen wird; es verbinden sich damit unzählige toll-verrückte Sprünge und Geberden, in welchen der Hauptreiz bestand, der so viele Tausende von Weibern zu diesem nächtlichen Unfug zog. — Nach einigen Stunden endet das Gelage. Der Teufel mit Roß und Wagen, „Khoblwagen", Khalleß", im Zwei- oder Viergespann, steht nun bereit, die Gesellschaft aufzunehmen und durch die Lüfte zu führen. Entweder setzt er seine Gäste im Walde, auf einer Wiese oder an einer Brücke auf die Erde nieder, und das Ganze hat damit sein Ende erreicht; oder es beginnt ein noch bei weitem wichtigeres Geschäft, die Bereitung von Sturm, Gewitter und Hagel! — Es wird dies dadurch bewirkt, daß man in einem Fasse Schnee und Wasser zusammenrührt, oder aus den Wolken und allerlei anderm „Gfräß" mit den Händen kleine Ballen zusammenwalzt, woraus erst schwarze, dann weiße Kügelchen entstehen. Die geweihte Hostie spielt dabei stets hervorragend eine Rolle. Sie ist gestohlen, oder die unglückseligen Einlieferer haben sie bei einer früheren Kommunion im Munde behalten und aufbewahrt. Nachdem diese Hostie auf verschiedene Weise beschimpft und verunehrt worden ist, wird durch sie die Verwandlung der „Küglein" in Eis bewerkstelligt. Der so bereitete Hagel wird nun in Säcken, Körben, Schürzen zc. gesammelt und bei der Weiterfahrt in die Luft gestreut. Deshalb soll man in besonders großen Hagelkörnern zuweilen Menschenhaare finden, und noch bis auf den heutigen Tag ist es in manchen Dörfern Sitte geblieben, beim Heraufziehen eines Gewitters die Glocken zu läuten, um die bösen Luftgeister zu zwingen, einen andern Weg einzuschlagen.

Der Botaniker Unger, dessen wir vorhin erwähnten, macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß in vielen Gegenden die Zigeuner als nahe betheiligt an der Entstehung jenes Wahnes angesehen werden dürfen. Ihre Religionslosigkeit, ihr Hang zu geheimnißvollem Thun, zu Zauberkünsten hat ohne Zweifel in allen Ländern, wo sie sich zeigten, bereitwillige Lehrlinge gefunden. Die Beschreibung des Teufels paßt oft so genau auf einen gelbbraunen, in Lumpen gekleideten Zigeuner, daß man keinen Augenblick an dem bei dieser Vorstellung vorschwebenden

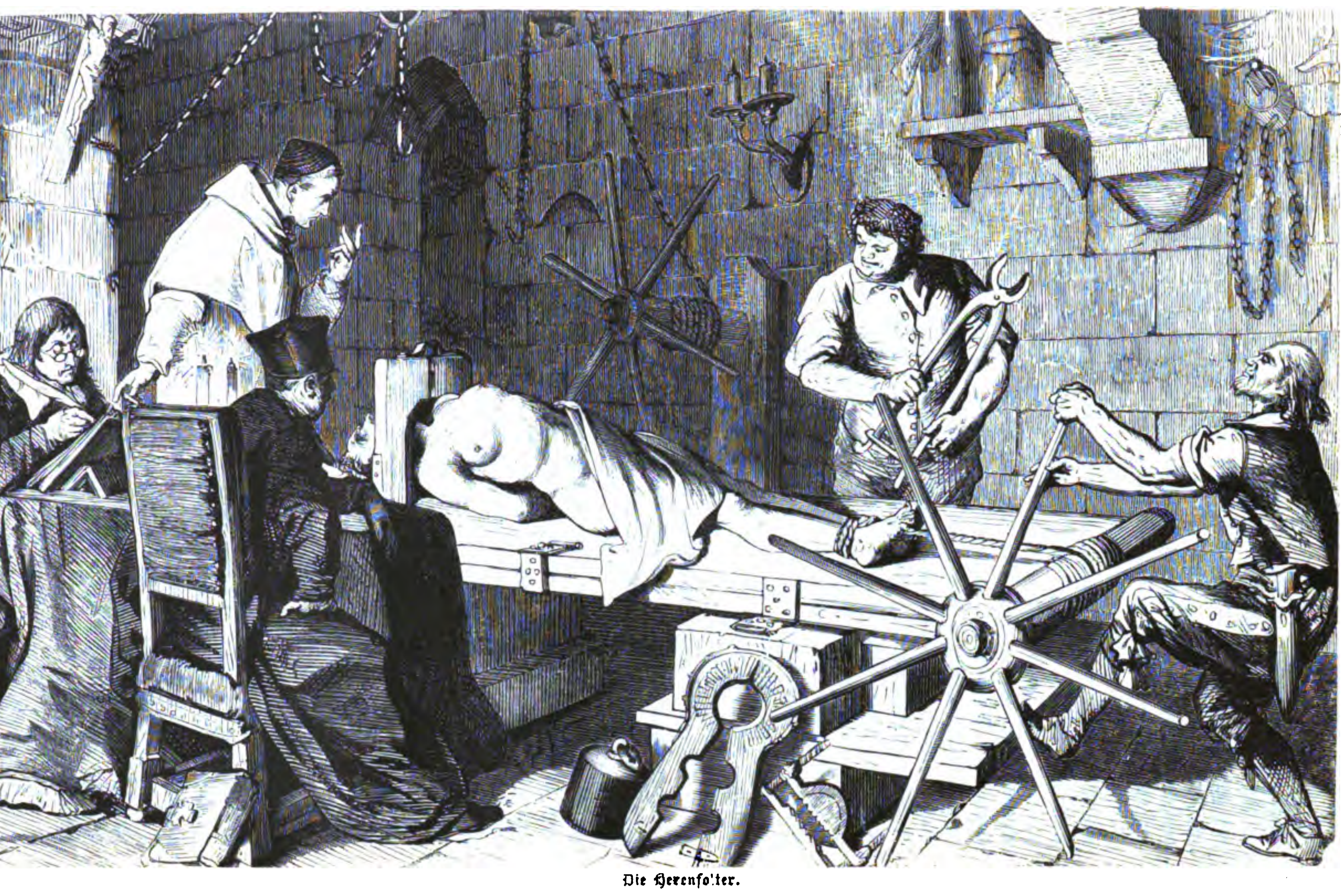
Bilde zweifeln kann. Unter den Hausgeräthen der Zigeuner aber — so karg dieselben bei diesem meist in Wäldern oder an unheimlichen Orten sich aufhaltenden Volke auch immer sein mögen — fehlt nie der silberne Becher, und, merkwürdig genug, wird der aus einer Eiche gelassene Wein bei den Hexengastmählern immer in silbernen Bechern kredenzt! — Den Zigeunern, als Zauberer und Wahrsager, sind sicher auch alle Mittel bekannt gewesen, deren sich die Menschen zur Betäubung der Sinne, zur Aufregung einer zügellosen Phantasie jemals bedient haben. Mit dem Gebrauch des Opiums waren sie von ihrem ursprünglichen Stammsitz am Indus her bekannt, und in der That weiß man, daß Opium zu den Artikeln gehört, die der obdachlose Zigeuner mit sich führt und mit denen er verbotenen Handel treibt. — Doch giebt es ja der Pflanzengifte so manche, die in grauer Vorzeit wol besser gekannt waren und später noch mehr ausgenutzt worden sein mögen, als es heutzutage geschieht.

Außer in der erwiesenen Ansteckung, die jede solche Geistesseuche ausübt, meint man in neuerer Zeit, im Genuß und in den Einflüssen der Pflanzengifte, wie beispielsweise des weitverbreiteten Stechapfels, die Erklärung des Hexenspuks gefunden zu haben. Wie ein dunkler Schatten zieht sich die Geschichte dieser unheimlichen Pflanze durch die Ueberlieferungen der vergangenen Jahrhunderte. Er vor Allem gehört zu jenen geheimnißvollen Giften, die betäubend und aufregend zugleich auf die Nerven einwirken und dadurch die merkwürdigsten Visionen oder Einbildungen hervorzubringen vermögen.

Es erscheint unter diesen Umständen durchaus glaubhaft, wenn angenommen wird, daß von den zahlreichen Unglücklichen, die als Hexen und Hexenmeister verbrannt wurden, ein guter Theil nicht blos als Opfer der Beschränktheit oder Bosheit ihrer Richter gefallen ist, sondern daß Viele von ihnen geradezu geglaubt hatten, Zusammenkünfte mit bösen Geistern gehabt zu haben. — In den Erzählungen und Bekenntnissen der Meisten kehrt als Grundthema immer derselbe Hergang wieder. Meist waren es Personen niederen Standes, von beschränkter Geistesbildung; zu ihnen gesellte sich, gewöhnlich in abgelegenem Walde, ein fremder Mann oder ein unbekanntes braunes Weib — wieder der Zigeuner, wie er leibt und lebt. Nach vorhergegangener anderweitiger Unterhaltung bestreicht endlich der Unbekannte die Achselhöhlen mit der Hexensalbe, und kurze Zeit darauf — nachdem das Mittel wirkt — fühlt sich der Gesalbte leicht, wie verwandelt. Er fliegt, er schwebt wie ein Vogel, und Alles, was er erlebt zu haben vorgiebt, deutet auf die Erregung bestimmter Nervenpartien hin, wie sie bei Gebrauch von Stechapfel und ähnlichen Betäubungsmitteln jedesmal eintritt. Die Bethörten glauben, ihre Visionen wirklich erlebt zu haben, da ihnen, wie ihren Richtern, das Verständniß des Zusammenhanges gänzlich fehlt. Wer möchte hierbei nicht an die Opiumraucher des Orients denken, die sich noch heute willkürlich in ähnliche Ekstasen versetzen?

Teufelskratz und Wechselbälge. Nach Besprechung der weitverbreiteten Teufelsbündnisse dürfen die „Teufelsverschreibungen", d. h. die mit Blut bewirkte Unterschrift der Satanskinder, und das „Anamâli" oder Teufelszeichen, die Blutmischung, wie sie bei Eiden und Bündnissen seit uralten Zeiten vorgekommen war, nicht unerwähnt bleiben. Dieses Stigma, im alten Köln „Stigma diaboli" oder „Teufelskratz" genannt, kannte man jedoch schon lange, bevor man Hexen verfolgte und verbrannte. Der Teufelswahn lehrt, daß der Satan dem Körper seiner Opfer ein Zeichen eindrücke, als Sinnbild seines Eigenthumsrechts (an Leib und Seele), gleichwie die Schafbesitzer den einzelnen Stücken ihrer Herden ein Brandmal einsengen. — Die Stelle, wo dies bei den Höllenopfern geschehen, hielt man für unempfindlich, mochte das Stigma hinter den Ohren, unter den Augenbrauen, auf der Achsel, der Brust oder am Rücken angebracht sein.

Nach diesen Teufelszeichen wurde seitens der peinlichen Richter eifrigst gefahndet. Auch unterließen diese es nicht, die Hexen nach ihren Mitgenossinnen zu befragen, und ob sie diese Kameradinnen an dem Teufelskratz, jenem meist einem Krötenfuß gleichenden Zeichen, zu erkennen vermöchten. Die Richter gingen dabei von der Ueberzeugung aus, daß die Hexen und vornehmsten „Trutten" sich unter einander kennen müßten.



Die Hexenfolter.

Jenes Hexenzeichen glaubten die Gerichtsknechte aber entdeckt zu haben, wenn sich irgend eine Narbe oder ein anderer Fleck am Körper der Angeschuldigten vorfand, eine Stelle, die nicht blutete, wenn man eine Nadel in sie stieß oder sie ritzte. Es wurde angenommen, daß gerade ältere Personen, welche im schlimmen Geruche standen, große Zauberer oder Zauberinnen zu sein, oft mit zwei oder drei solchen Merkmalen versehen seien. Da es nun dem menschlichen Körper selten an Schrammen oder Flechten und anderen Malen fehlt, so fiel es den Hexenmeistern nicht schwer, „ausgemachte Höllengezeichnete“ zu ermitteln. Der große Zauberer, Priester Gaufridius, welchen das Parlament von Aix im Jahre 1611 am 30. April richtete, gab ausdrücklich zu, daß seine Tochter das Brandmal des Satans an Kopf, Herz, Bauch, Hüften, Schenkeln, Füßen und vielen anderen Orten ihres Leibes trage.

Es ward von Priestern, Hexenrichtern und der leichtgläubigen Menge erst recht als unumstößlicher Satz angenommen, daß der Teufel mit den Hexen mißgestaltete Kinder, sogenannte „Wechselbälge“, erzeuge. Eine spätere Behauptung nennt als Frucht solcher Verbindungen Schlangen, Kröten, Frösche und Ungeziefer aller Art. Von den mit dem Satan gezeugten Kindern weiß die Geschichte des Hexenwesens gar Mancherlei zu erzählen. In Riehl's „Historischem Taschenbuch“ wird von einem Teufels- oder Incubuskinde, das 1249 in England existirt haben soll und mit einem halben Jahre die Größe eines siebzehnjährigen Burschen erreicht habe, berichtet. Ebendaselbst ist zu lesen, daß bei der großen Hexenverbrennung zu Toulouse in Frankreich eine der Verurtheilten, die sechsundfünfzigjährige Labarthe, ausgesagt hätte, ihr vom Teufel herrührendes Kind sei ein Ungeheuer mit Wolfskopf und Schlangenschwanz gewesen, für welches sie jede Nacht ein kleines Kind habe stehlen und schlachten müssen, da es keine andere Nahrung als diese zu sich nehmen wollte.

Ein französischer Richter Pierre de Lancre erzählt weiterhin, eine Angeklagte habe 22 Kinder zum Hexensabbat geführt, und dieselben hätten bei dieser Gelegenheit sämmtlich das Zauberzeichen erhalten, wie denn auch bei der Hexe selbst das Zeichen im linken Auge bemerkbar gewesen wäre. Bei dieser Gelegenheit bestätigt der Protokollführer des Gerichtshofes der „Großen Kammer“, daß Verurtheilte angegeben hätten, der Teufel begnüge sich keineswegs damit, wenn seine Opfer sich mittels unaussprechbarer Gotteslästerungen von Gott absagten, er sei auch mit einer ersten Anbetung nicht zufrieden, sondern verlange von den Hexen ein mehrmaliges Erscheinen zum Sabbat. Freilich vermeldet der Berichterstatter aber auch, wie diese und ähnliche Aussagen doch nicht so sicher und unfehlbar seien, um dieselben in „allgemeine Regeln“ zu bringen und als solche bekannt zu geben. — Die neuere Heilwissenschaft hat den Ursprung jener hysterisch-epidemischen Merkmale festgestellt.

In welcher Gefahr sich in jenen verfolgungssüchtigen Zeiten ein Jeder befand, fällt in die Augen. Alles, Glück wie Unglück, ließ sich ja auf eine Verbindung mit dem Teufel zurückführen. Brach ein Feuer aus, wurden Menschen krank, starben Thiere, entstand Dürre, oder ward eine Gegend von Wasserfluten, Hagel, Stürmen heimgesucht — das Alles mußten Werke teuflischer Zauberer oder Hexen sein! Von der auftauchenden Vermuthung, daß diese oder jene Person das Unglück durch Hexerei hervorgerufen habe, bis zur Annahme der Gewißheit, daß Dem so sei, war nur ein Schritt. Besuchte Jemand die Kirche nicht, so hatte er bereits dem Teufel gehuldigt, das Homagium geleistet, wie man es ausdrückte; ging er dagegen fleißig zur Kirche, so geschah das offenbar, um den Verdacht von sich abzulenken; kam Einer in den Geruch der Hexerei, so hieß es „vox populi, vox dei“: „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme“. Kümmerte sich der Verleumdete im Bewußtsein seiner Unschuld nicht um diesen Klatsch, so erschien er besonders verdächtig, denn der Teufel hatte ihn sicher gemacht; vertheidigte er sich aber gegen die ungerechten Angriffe, so war es sein böses Gewissen, das ihm Angst machte; floh er den Ort der übeln Nachrede, so galt dies für ein noch schlimmeres Zeichen, denn wozu die Flucht, wenn er unschuldig war? Wurde eine Hexe aufgegriffen, so war es schon ein Beweismittel für ihre Schuld, wenn sich ihr Körper kalt anfühlte; nicht minder aber, wenn er glühte. Ihre Schuld galt für völlig ausgemacht,

wenn sich die bereits erwähnten Stigmata vorfanden. Sobald aber eine Hexe einmal festgemacht war, war sie meist auch verloren. Es wäre Keinem zu rathen gewesen, ihre Vertheidigung zu übernehmen; er kam dadurch selbst in den Verdacht, im Bunde mit dem Teufel zu stehen.

Wer einen Feind hatte oder den Haß einer Sippschaft sich zuzog, konnte nicht gefahrloser aus dem Wege geschafft werden, als wenn er der Zauberei angeklagt wurde. Gab es doch zu diesem Zweck sogar in den Kirchen besondere, mit einem Spalt versehene Kasten, gleich unseren Briefkasten, in welche man die Anklagen einwerfen konnte, und die von Zeit zu Zeit geöffnet wurden, um dergleichen böswillige Angebereien entgegenzunehmen.

Was zum Beweise ja noch fehlte, wurde durch leicht zu beschaffende Zeugen und das schreckliche Zwangsmittel, die Folter, herbeigebracht, der schließlich nur die Wenigsten widerstanden. Gewöhnlich bekannten die armen Opfer schon bei den ersten Graden der Tortur Alles, was man von ihnen verlangte, um der Qual zu entgehen. An ein Entrinnen war nicht zu denken, und der Menschenfreund Friedrich Spee, welcher im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts zu Gunsten der Opfer des Hexenwahnes das Wort ergriff, rief daher den Unglücklichen die bitteren Worte zu: „Was hoffet ihr noch? Warum bekennst du dich nicht sofort schuldig, du thörichtes, wahnsinniges Weib, warum so oft sterben, da du es mit einem Male abmachen kannst? Befolge meinen Rath, bekenne nur aller Strafen dich schuldig und stirb! Du wirst doch nicht entrinnen!"

Es gab „kleinere" und „größere" Verbrechen. Zu den ersteren zählten die Kunst, Hagel zu machen, Kinder und Vieh beschreien und verhexen, Menschen und Thiere bannen, aus einem in ein Bret gestoßenen Messer Milch melken, die den Nachbarskühen entzogen wird, und einer Menge anderer mehr oder weniger schwer verpönter Zauberstückchen. Hierzu traten noch die Hauptverbrechen, auf welche wir sogleich zu sprechen kommen werden.

Ist nach dem Gesagten der Glaube an Zauberer und Hexen von Haus aus nicht ein Werk der Priesterschaft des Mittelalters, wie vielfach behauptet worden ist, so hat dieselbe doch den Glauben an die Hexenwerke vielfach neu belebt. Auch gebührt ihr das traurige Verdienst, die Hexenprozesse in regelrechten Gang gebracht zu haben; einer Seuche vergleichbar, schändeten dieselben während dreier Jahrhunderte, namentlich im sechzehnten und bis in die ersten drei Viertel des siebzehnten, die europäische Menschheit. — Daß ein solcher Wahn einen derartigen Grad erreichen konnte, charakterisirt deutlicher als vieles Andere den Geist der damaligen Zeit.

Die „peinlichen" Richter und der Hexenhammer. Bereits früher war es geschehen, daß man unter schweigender Zustimmung der Kirche hier und da einen Hexenmeister oder eine Hexe vom Leben zum Tode gebracht hatte. Seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aber, nachdem vom päpstlichen Stuhl die Hexenverfolgungen als „unerläßliche Pflicht der christlichen Kirche" bezeichnet wurden, griff das Unwesen rasch um sich. In der von Innocenz VIII. gegebenen Bulle (5. Dezember 1484), worin jener traurige Irrthum als eine untrügliche Wahrheit dargestellt wird, heißt es unter Anderm: „Gewißlich ist es neulich nicht ohne große Beschwerung zu Unseren Ohren gekommen, wie in einigen Theilen des oberen Deutschlands u. s. w. sehr viele Personen beiderlei Geschlechts, ihrer eigenen Seligkeit vergessend, und von dem katholischen Glauben abfallend, mit Teufeln, die sich mit ihnen vermischen, Mißbrauch treiben, und mit ihren Bezauberungen, Liedern und Beschwörungen und anderen abscheulichen aftergläubigen Handlungen, zauberischen Uebertretungen, Lastern und Verbrechen die Geburten der Weiber, die Jungen der Thiere, die Feldfrüchte, das Obst und die Weintrauben, wie auch Männer, Frauen, Thiere und Vieh aller Art, ferner die Weinberge, Obstgärten, Wiesen, Weiden, das Getreide und andere Erzeugnisse des Bodens verderben, ersticken und umkommen machen und selbst die Menschen, Männer und Frauen, und alle Arten Vieh mit grausamen, sowol innerlichen als äußerlichen, Schmerzen und Plagen belegen und peinigen." —

Auch die deutschen Ketzermeister und Lehrer der Gottesgelahrtheit Heinrich Institor und Jakob Sprenger hatten von dem Papste schon den Befehl erhalten, „wider alle und

jede Personen, weß Standes und Ranges sie sein mögen, das Amt der Inquisition zu vollziehen und die Personen selbst, welche sie der vorbemeldeten Dinge schuldig befinden, in Haft zu bringen und an Leib und Vermögen zu strafen." — Nun waren die rechten Männer da, die sich beeilten, in den finstern Wahn „Methode" zu bringen. Gleich nach Bekanntwerden der päpstlichen Bulle begannen die Ketzerrichter ihr Werk, und nach sechs Jahren waren von ihnen bereits 89 Personen, als der Zauberei überführt, dem Tode überliefert. — Jakob Sprenger war es, der in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten sein berüchtigtes Buch, den „Hexenhammer", verfaßte, in welchem unter großem Aufwande von Gelehrsamkeit dargethan ward, welch eine Bewandtniß es mit der Hexerei habe, und worin weitläufig Anleitung zum Verfahren gegen die Hexen gegeben ist. Dies Buch erschien bereits im Jahre 1489 unter kirchlicher Gutheißung.

Kein Stand, kein Alter wurde nun von den „peinlichen Richtern" geschont. Kinder und Greise, Arme und Reiche, Bürgermeister und Rechtsgelehrte, Aerzte und Gelehrte, Domherren und Gaukler mußten den Scheiterhaufen besteigen. Am meisten ward das weibliche Geschlecht heimgesucht. Ist es doch ein uralter Glaube der Deutschen, daß die Frau für Zauberwerke fähiger sei als der Mann. Kurz, wo irgend ein Unglück geschah, fand man Schuldige, denn die Hexenrichterei war eine einträgliche Beschäftigung geworden. Habsüchtige und Gewissenlose giebt es ja überall.

Man höre nur, aus welchen Gründen der Lindheimer Richter Geiß das Vorgehen gegen das Unwesen der Hexen, das nach seiner Behauptung wieder sehr zu Tage getreten sei, in einem Briefe an seinen adeligen Herrn empfiehlt! In diesem Briefe heißt es: „daß auch der mehren Theilß von Burggerschaft sehr darüber bestürzet und sich erbotten, wenn die Herrschaft nur Lust zum Brennen hätte, so wollte sie gern das Holz dazu und alle Unkosten erstatten, undt kendte die Herrschaft auch soviel bei denen bekommen, daß die Brügck wie auch die Kirche kendten wiederumb in guten Stand gebracht werden. Noch über daß so kendten sie auch so viel haben, daß deren Diener inskünftige kendten so viel besser besuldet werden, denn es dürfften vielleicht gantze Häuser infociret (inficiret?) sein."

Das Vorgehen gegen die Verdächtigen und Angeklagten war durch den „Hexenhammer," nach dessen Vorschrift die Richter verfuhren, aufs Genaueste vorgezeichnet. Dem gemäß gingen die Gerichtsherren, wenn eine Person als Hexe eingezogen worden, zunächst „nur so spaßhaft förschelnd" zu Werke. Man that zuerst so recht zutraulich, als ob man nicht im Entferntesten etwas Böses im Schilde führe, suchte jedoch dabei durch Kreuz- und Querfragen die Angeschuldigte in ihren eigenen Worten zu fangen. Fragte man: „Glaubst du, daß es Hexen giebt?" und die Person verneinte es, so ward dies als Beweis ihrer Schuld angesehen; bejahte sie es, so sagte man, so werde sie auch noch mehr von der Sache wissen, und nun ging man ans Werk, dies Mehrwissen zu Tage zu fördern.

Dergestalt konnte eine alte Frau mit einem Paar rothen Augen — sie waren vielleicht nur roth geweint! — sobald der Verdacht der Hexerei auf ihr ruhte, einen ganzen Ort in Verruf, ja in Verzweiflung bringen, so daß sich Niemand mehr seiner Gesundheit, seines Lebens und seines Wohlstandes sicher halten durfte. Traf man auf der Heerstraße, auf dem Felde, im Walde mit irgend einem lustigen Gesellen zusammen, der Bänder am Hute, einen Degen und rothe Hosen oder ganz schwarze Kleidung trug — so hatte man den Teufel selbst gesehen und kehrte zitternd und bebend nach Hause zurück. — Zwei Weiber zanken sich, eine nennt die andere eine Hexe; durch eine dritte Frau wird die Sache angezeigt. Die beiden Weiber werden eingezogen, gefoltert und zeigen wiederum andere Frauenspersonen im Orte an, diese beschuldigen ihrerseits gleichfalls andere. Nun verlassen die in Furcht gesetzten Familien Haus und Hof, flüchten in andere Dörfer und in die Wälder; unterdeß wird daheim der Prozeß eingeleitet und beendet. Ein Dutzend Männer und Weiber, vielleicht sind auch Kinder dabei, werden verbrannt, und der Ort hat das Ansehen, als wenn Krieg und Pest darin gewüthet hätten.

Nicht selten wurde von den Hexenrichtern ein Ort in solche Aufregung gebracht, daß die Bewohner desselben um Gottes willen baten, sie von den greulichen Hexen zu erlösen. Rascher, als es in weltlichen Streitigkeiten geschah, eilten die Richter herbei, oft feierlich eingeholt von Rath und Bürgerschaft. Es wurde nun an die Thür der Kirche oder des Rathhauses ein Anschlag geheftet, der die Aufforderung enthielt: „jede Person, von welcher man etwas auf Zauberei Hindeutendes wisse, oder von welcher man selbst nur gehört habe, daß sie in üblem Ruf stehe, binnen zwölf Tagen anzuzeigen.“ Wer dies unterlasse, den solle der Kirchenbann und weltliche Strafe treffen. Dagegen ward dem Angeber nicht nur Verschweigung des Namens, sondern auch Geld und der geistliche Segen verheißen.

Leider fehlte es nie an Anklägern. Die Bezichtigten wurden sofort eingezogen, aber meistens nicht in das gewöhnliche Gefängniß, sondern in den Hexenthurm geworfen. Dort ließ man sie oft monatelang bei elendester Nahrung liegen, um sie „mürbe zu machen“.

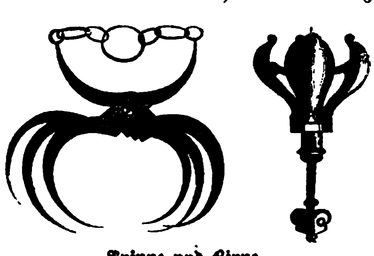


Vor den peinlichen Richtern.

Zum Verhör gebracht, ward solch ein armes Weib nun gefragt: Ob ihr bekannt sei, daß sie von den Leuten eine Hexe genannt worden? Was sie bei Entstehung des Hagelwetters auf dem Felde gemacht habe? Ob ihre schwarze Katze, oder die Kröte, die in ihrem Keller gewesen, der Teufel sei? Ob sie den berüchtigten Hexensabbat besucht habe? — Wußte nun eine Angeschuldigte nichts von dergleichen Greueln, verneinte sie also die ihr vorgelegten Fragen, so sah sie sich mit der „scharfen“ Frage, der Folter, bedroht. Denn gestehen mußte sie; hielt sich doch der Richter von Anfang an davon überzeugt, eine leibhaftige Hexe vor sich zu haben.

Aus Prätorius' Werk „Von Zauberei“ ersieht man, was man vor drittehalb Jahrhunderten einen Kerker nannte: „In dicken, starken Thürmen, Blockhäusern, Gewölben, Kellern oder sonst tiefen Gruben sind gemeinlich die Gefängnisse. In denselben sind dicke Hölzer, zwei oder drei über einander, daß sie auf- und niedergehen an einem Pfahl oder Schrauben: durch dieselben sind Löcher gemacht, daß Arme und Beine darin liegen können. — Wenn die Gefangenen anlangen, hebt und schraubt man die Galgen auf, die Gefangenen

müssen auf einen Klotz, Stein oder die Erde niedersitzen, die Beine in die untern, die Arme in die obern Löcher legen. Dann lässet man die Hölzer wieder fest auf einander gehen, verschraubt, verkeilt und verschließet sie auf das Härteste, daß die Gefangenen weder Bein noch Arme nothdürftig gebrauchen oder regen können. Das heißt im Stock liegen oder sitzen. — Etliche haben große eiserne oder hölzerne Kreuze, daran sie die Gefangenen mit dem Hals, Rücken, Arm und Beinen anfesseln, daß sie entweder immer stehen, oder liegen, oder hängen müssen, nach Gelegenheit der Kreuze, daran sie geheftet sind. — Etliche haben starke eiserne Stäbe, fünf, sechs oder sieben Viertel Elle lang, daran verschließen sie die Gefangenen an den Armen, hinter den Händen. Dann haben die Stäbe in der Mitten große Ketten, in der Mauern angegossen, daß die Leute stets in einer Lage bleiben müssen. — Etliche thun ihnen noch große schwere Eisen an die Füße, daß sie sie weder ausstrecken, noch an sich ziehen können. Etliche wieder haben enge Löcher in den Mauern, darin ein Mensch kaum sitzen, liegen oder stehen kann, darin verschließen sie die Leute, daß sie sich nicht wenden oder umkehren mögen. — Etliche haben auch 15, 20, 30 Klaftern tiefe Gruben, wie Brunnen oder Keller allerstärkest gemauret, oben im Gewölbe mit engen Löchern und starken Thüren, dadurch lassen sie die Gefangenen, welche an ihren Leibern sonst nicht weiter gebunden, mit Stricken hinunter und ziehen sie also wieder heraus.


Spinne und Birne.

„Nach dem nun der Ort ist, sitzen etliche gefangen in großer Kälte, daß ihnen auch die Füße erfrieren und abfrieren, und sie hernach, wenn sie ja loskommen, ihr Lebtag Krüppel sein müssen. Etliche liegen in steter Finsterniß, daß sie der Sonnen Glanz nimmer sehen, wissen nicht, ob's Tag oder Nacht ist. Sie alle sind ihr Gliedmaßen wenig oder gar nicht mächtig, liegen in ihrem Unrath und Gestank, viel unfläthiger und elender, denn das Vieh, werden übel gespeiset, können nicht ruhig schlafen, haben böse Träume, Schrecken und Anfechtung. Und weil sie Hände und Füße nicht zusammenbringen und wo nöthig hinlenken können, werden sie von Läusen und Mäusen, Steinhunden und Mardern übel geplaget, gebissen und gefressen. Werden überdies noch täglich mit Schimpf, Spott und Dräuung vom Stößer und Henker gequälet — bisweilen über die Maßen lang, zwei, drei, vier, fünf Monat, Jahr und Tag, ja etliche Jahr. Werden solche Leute, ob sie wohl anfänglich gutes Muths, vernünftig, geduldig und stark gewesen, doch in die Länge schwach, kleinmüthig, verdrossen, ungeduldig und wo nicht ganz, doch halb thöricht, mißtröstig und verzagt." — —

Gestand die vermeintliche Hexe das nicht zu, wessen man sie bezichtigte, so wurde sie vom Freimann oder Henker in die Folterkammer abgeführt. Ein fürchterlicher Ort, gewöhnlich halb unter der Erde, mit dicken Mauern und starken Thüren, die keinen Laut hindurch ließen; denn „die Orte, da die Tortur vorgenommen wird, sollen abgelegen sein, auf daß keine Leute hinzulaufen, damit der Richter die Urzichten des Hexenvolks geheim halten kann. Die Gewölber sollen dick sein: damit der Inquisiten Geschrei und Winseln den Umherwohnenden nicht beschwerlich falle."

Vor den Augen der Inquisitin wurden nun vom Scharfrichter und seinen Knechten die Folterwerkzeuge zurecht gelegt. Es wurde der Marterstuhl herbeigeholt, die Daumschrauben geöffnet, die Leiter hergerichtet und das Alles mit großem Geräusch, um durch Furcht die Angeklagte zum Geständniß zu bringen. Entsetzt schaut das arme Weib um sich. Gesteht sie, dann ist der Scheiterhaufen ihrer gewiß. Vielleicht erträgt sie die Qual; sie schweigt — und nun beginnt der Henker sein Werk. — Die Folterkunst hatte fünf Grade, einer grausiger als der andere. Mit den Daumschrauben wurde begonnen und dabei wurden die Daumen so gequetscht, daß das Blut hervorsprang. Der zweite Grad war das Schnüren mit den Banden. Die Arme der Delinquentin zog der Henker nach rückwärts und umwickelte

sie mit einer festen Schnur, die dann straff angezogen wurde. Oft drang die Schnur bis auf den Knochen; entsetzlich waren die Schmerzen, wenn der Strick hin und her gezogen wurde. Im dritten Grade wurde die Hexe auf die Leiter gelegt und ihr Körper darauf so aus einander gezogen, daß die Gelenke in allen Fugen krachten. Der gräßlichste Jammer störte weder Richter noch Henker noch ihre Knechte. „Es soll" — heißt es in der Halsgerichtsordnung Karl's V. — „der hartnäckige Inquisit also aus einander gezogen werden, daß man durch seinen Bauch ein Licht scheinen sieht, das hinter ihm gehalten wird."

Im vierten Grade der Tortur hatte die Hexe das Anlegen der Beinschrauben oder der „spanischen Stiefeln" auszuhalten. In ähnlicher Weise, wie bei den Daumschrauben, wurden hier die Beine auf fürchterliche Weise zusammengepreßt, und infolge davon blieben Die, welche auch diesen Grad überstanden nnd später freigelassen wurden, zeitlebens verkrüppelt. Als letzter Grad galt die Feuerfolter. Sechs zu einem Bündel zusammengeschnürte Lichter wurden angezündet und die Flammen dem Gemarterten unter die Achselhöhle gehalten.

Schauerliche Marterinstrumente waren die Zangen (ungulae), die zuerst im sechzehnten Jahrhundert zur Anwendung kamen. Man nannte sie auch „Spinnen", da sie der Form nach mit einer Spinne einige Aehnlichkeit haben. Man schlug diese Eisenspitzen in das Fleisch der Verurtheilten und riß damit große Stücke aus dem Körper. — Ueber andere entsetzliche Martern, die gegen die Angeschuldigten geübt wurden, möge ein Schleier gezogen werden; die Feder sträubt sich, sie zu beschreiben.



Folterwerkzeuge beim Hexenprozeß.

1 Strang zum Hängen. 2 Beinschrauben. 3 Daumschrauben. 4 Fiddel zum Einspannen von Hals und Händen. 5 Brenneisen. 6 Hexenhaken. 7 Die Banden zum Schnüren.

Gewöhnlich gestanden die Hexen schon in den ersten Graden ein, was man haben wollte. Das sinnloseste Zeug wollten sie gesehen und gethan haben; leider muß wiederholt gesagt werden: infolge jener geistigen Pest, welche die Gemüther ergriffen, glaubten in der That Viele, das Unglaubliche und Tollste gethan zu haben. —

Gestanden die Opfer die ihnen zur Last gelegte Schuld nicht im vollen Umfange, so wurden Zeugen herangezogen, die man heut nicht würde gelten lassen, z. B. bestrafte Meineidige, Diebe ꝛc. Und was ward Alles als Beweismittel angenommen! Der Eine gab an, nach einem Wortwechsel mit der Angeklagten sei ihm ein Stück Vieh erkrankt; ein Anderer wollte sie Abends im Garten gesehen haben, wie sie plötzlich verschwunden und gleich darauf in Gestalt einer Katze in eine Bodenluke gekrochen sei, und dergleichen mehr. Hatten aber die Richter bei Untersuchung des Hauses der Angeklagten etwa ein Salbenfläschchen, ein Schmalztöpfchen oder dergleichen gefunden, so stand es schlimm genug um sie.

Erfolgten darauf nicht Antworten, wie man sie wünschte, so wurde die Angeklagte zurück in das „Loch" geführt, um sie noch „mürber" zu machen. Zu den leiblichen Qualen, die fortgesetzt verstärkt wurden, kamen geistige, ausgeübt von den Priestern. Die Angeklagte ward mit allen Qualen der Hölle bedroht, wenn sie noch länger leugne; hingegen sagte man ihr Verwendung zu, wenn sie ihre Schuld eingestehe; ja man ging so weit, daß man ihr das förmliche Versprechen gab, sie, im Fall sie die Wahrheit (d. h. Dasjenige, was man zu hören begehrte) aussage, gänzlich und ohne alle Strafe freizulassen. „Ich gelobe dir", sagte der Richter, „daß ich dich, so du gestehest, nicht verurtheilen will." — Bei dem Schlußverfahren trat dann dieser ab, und ein anderer Hexenrichter sprach die Verurtheilung aus!

Die gewöhnliche Strafe war, lebendig verbrannt zu werden. Als eine Milderung für die Bußfertigen galt Enthauptung oder Erdrosselung vor dem Verbrennen, als eine Verschärfung das Schleifen nach dem Richtplatze, wobei von Zeit zu Zeit (wie bei den Judenverbrennungen zu Berlin) auf dem Wege Halt gemacht und den Verurtheilten Stücke Fleisches mit glühenden Zangen abgerissen wurden. — Das Volk, nicht etwa nur der Pöbel, erfuhr mit heiligem Schauer, welch ein Scheusal endlich von den Gerichten entlarvt worden, und sah die verruchte Hexe, die so viel Schaden angerichtet, mit Wonne brennen.

In Berlin kam der erste Fall einer Hexenverbrennung im Jahre 1390 vor. Die „Hexe" war eine alte Frau, Namens Wolborg. Im Jahre 1423 (unter Friedrich I.) wurde in Berlin ebenfalls eine alte Frau als der Hexerei überwiesen verbrannt. Von da ab vernimmt man während eines langen Zeitraums nichts von peinlichem Verfahren gegen Hexen. Erst aus dem Jahre 1552 (unter Joachim II.) kommt wieder ein solcher Fall vor, und es wird dabei unter Anderem versichert: „In die Flammen des Scheiterhaufens, auf dem die Hexe verbrannt worden sei, habe sich plötzlich ein Reiher gestürzt und sei gleich darauf mit Stücken von dem Pelze der Hingerichteten wieder davongeflogen. Wer anders als der Böse selbst könne das gewesen sein?" — Im Jahre darauf wurden zwei Zauberinnen, die ein gestohlenes Kind zerschnitten und gekocht haben sollten, um sich eine unsichtbar machende Salbe zu bereiten, öffentlich verbrannt.

Während der Reformation. Auch die Zeit der Kirchenverbesserung, während welcher Berge von uralter Thorheit hinweggeräumt wurden, stürzte den Glauben an Teufel und Hexen nicht; selbst der erleuchtete Luther warf sein Tintenfaß nach dem Höllenfürsten! Er hielt die Werke des Teufels für unumstößliche Thatsachen und lebte der festen Ueberzeugung, der Teufel stehle Kinder und schiebe Wechselbälge („Krielkröpfe") unter. Als er zu Dessau einst einen Kretin sah, verstieg er sich so weit, zu behaupten, es sei dies ein Teufelskind, man solle es getrost ins Wasser werfen, er wolle die Verantwortung auf seine Seele nehmen.

Des Reformators Beispiel genügte den Lutheranern, am Teufels- und dem damit verbundenen Hexenglauben mit größter Zähigkeit festzuhalten, und während die Jesuiten die Behauptung aufstellten, daß die Reformirten mit dem Teufel im Bunde ständen, suchten die Lutheraner die katholische Kirche in dem Teufelsglauben womöglich noch zu überbieten; ja auf dem Boden der lutherischen Anschauung erstand ein Heer neuer Teufel. Man meinte eben in dem Grade im „wahren" Glauben stark zu sein, als man an die Macht des Teufels glaubte. So kam die Hexenverfolgung nach der Reformation erst recht in Aufnahme. Bis zu welcher Höhe sich dieser Irrwahn weiter verstieg, mögen einige Beispiele zeigen.

Sechs Weiber in einem Dorfe wurden auf die Anklage hin, daß sie ein verstorbenes Kind vom Kirchhofe geholt und verbrannt hätten, um sich aus seiner Asche Hexenpulver zu bereiten, entsetzlichen Folterqualen unterzogen. Endlich bejahten sie die ihnen vorgelegte peinliche Frage, und es wurde nun der Stab über sie gebrochen. Da gelang es dem Gatten einer dieser Unglücklichen, den Befehl zum Oeffnen des Grabes des Kindes zu erwirken. Es geschah dies im Beisein des Ortsgeistlichen und mehrerer Zeugen. Man fand die Leiche des Kindes unversehrt im Sarge. Was sagte nun der Hexenrichter? — Der Leichnam des Kindes, behauptete er, sei teuflisches Blendwerk. Das Geständniß der Angeklagten allein habe Geltung, weshalb sie auch „zur Ehre des dreieinigen Gottes, dem mit der Ausrottung der Ketzer und Hexen ein Wohlgefallen geschähe", brennen müßten. Das Urtheil wurde vollstreckt.

Wohlmeinende, barmherzige Hexenrichter übertäubten in dieser „guten alten Zeit" ihr eigenes und ihrer Mitmenschen Gewissen dadurch, daß sie den Grundsatz aufstellten: Befindet sich unter zweihundert Verurtheilten auch nur ein Schuldiger, so ist es besser, daß die Unschuldigen mit den Schuldigen verbrennen, als daß ein einziger Schuldiger verschont werde! — Heute hält man am Gegentheil fest.

Pest- und Hexengreuel. Aus der Zeit, in der die Stadt Lissau in Schlesien von den Polen weggebrannt wurde, enthält das Stadtbuch von Guhrau einen von dem Stadtvogt

Heinrich Fellinger herrührenden Bericht, nach welchem infolge des Zusammenströmens von „viel fremden Leut, Christen und Juden“, ein allgemeines Wegsterben, „eine Staupe“, stattgefunden, und unter den Gestorbenen auch drei Todtengräber aufgeführt werden. Nun mußte man einen neuen Todtengräber, Adam Henning, und zu dessen Unterstützung sein Weib, Anna, die nach dem Pestbrauch „nie recht bei Verstande sich befand“ (d. h. so viel wie: betrunken war), annehmen. Herz und Magen eines Kindesleichnams sollten nun von diesen „Bösewichtern“ gepulvert (geröstet und zerstampft) und in die Straßen und Brunnen umhergestreut und dadurch die Verbreitung der Pest bewirkt worden sein. Da mit einem Male eine Menge Menschen starben, erhoben die Leute das Geschrei, Jene wären Ursache an dem Umsichgreifen der Pest; man konnte jedoch keinen rechten Grund finden, gegen die Beschuldigten vorzugehen. „Weil aber etliche Bürger des Todtengräbers Weib in Verdacht hatten, auch etwas Pulver bei dem Thore fanden, ward der Verdacht stärker, daher ich“, so erzählt der Stadtvogt, „sie vorgenommen mit scharfen Fragen, ohne etwas erlangen zu können. Da ich sie für eine Hexe gehalten, hat man es mit dem Schwemmen probirt, und weil sie geschwommen nach Hexenart, hat man sie angegriffen (gefoltert); sie hat aber nichts bekannt, sondern der Teufel ihr im Gefängniß den Hals gebrochen (d. h. sie starb, ohne etwas zu bekennen, auf der Folterbank); darnach ist sie verbrannt worden. Der alte Bösewicht ward nun auch eingezogen; er sollte bekennen, wo er das Kind hingethan; weil er aber vorgegeben, er habe es zum vorngenannten Todtengräber mit begraben, da hat man gesucht, aber nichts finden können, darum ist ihm scharf zugesetzt worden, daß ihm der böse Feind drei Stricke gebracht hat, sich zu entleiben. So wollte ihn der Stockmeister nicht angreifen aus Furcht vor der Pest bis auf den zweiundzwanzigsten Tag, da man ihn angegriffen (gefoltert), und sind, dieweil er gesessen, alle Tage 24—25 Personen gestorben und war unter den Leuten groß Verlangen nach seinem Tode.“ — Daraufhin ward der Unglückliche erst im neuen Teiche durch Untertauchen und dann von Neuem durch die Tortur gequält, daß man meinte, es sollte Alles zerspringen. Beim zweiten Gange begann der Teufel den Delinquenten aufs Heftigste zu schütteln und schwenkte ihn auf der Leiter auf und nieder „wie einen Schoben“. Darüber erschrak der Stockmeister so sehr daß der Berichterstatter dem Bösen die heftigsten Vorwürfe machte; aber man hielt den alten Bösewicht von Todtengräber so fest, „daß der Teufel ihn zufrieden ließ. Darauf fing der Geängstigte an, „sanfte zu schlafen“ (in Ohnmacht zu sinken) und mächtlich große Tropfen zu schwitzen. Noch eine Viertelstunde und er fing an, während der peinlichen Fragen zu bekennen, daß er drei Kinder gepulvert, eins zu Brünn, eins zu Olmütz, eins hier zu Guhrau; daß er deren Milz gefressen, die Pulver aber in alle Gassen und Brunnen ausgestreut. — Während der zweiten Tortur sagte er aus, daß er sich dem Teufel auf dreißig Jahre verschrieben, zu verschiedenen Malen mit ausgefahren und viel Böses angestiftet hätte.“

Der Unglückselige würde wol, wäre er weiter gefoltert worden, noch viel mehr bekannt haben, um nur bald das für ihn Erwünschteste, den Tod, zu erreichen. Aber dem Stadtvogt genügten die Bekenntnisse. „Weil höchsten Orts der Pest wegen kein Urtheil hat können geholt werden, haben wir ihn auf diese Weise gerichtet: 1) Auf allen vier Ecken der Stadt mit glühenden Zangen an Brüsten und Armen reißen lassen; 2) vor dem Glogauer Thor, weil er allda zum ersten Male gestreuet das Pulver, ist ihm die rechte Wade am Bein ausgerissen worden; 3) auf der Ufergasse die linke Wade; 4) beim Gericht zwei lange Riemen aus ihm vom Haupte bis auf die Füße lebendig geschnitten; 5) geviertheilt und 6) als ein Hexer verbrannt worden. Dies ist geschehen den 30. August 1656.“ — Die beiden Riemen wurden auf dem Rathhause zu Guhrau bis 1759 aufbewahrt, in welchem Jahre sie bei dem großen Brande ein Raub der Flammen wurden.

Konnte aber nicht in der That solch ein Wahn verwahrloste Gemüther dahin bringen, wirklich Kinder zu tödten, um Salben oder Pulver, denen man so großartige Eigenschaften zuschrieb, zu bereiten? Ist es doch vorgekommen, daß in heutiger Zeit ein dem

Verfasser wohlbekannter Knabe, der das Märchen von Aladin's Wunderlampe gelesen hatte, sich eine alte Lampe nahm, in eine dunkle Kammer ging und die Lampe mit einem wollenen Lappen rieb, einzig und allein in der festen Hoffnung, daß auch ihm ein Genius mit bunten Flügeln erscheinen und sich bereit erklären werde, ihm jeglichen Wunsch zu erfüllen. So schuldlos, wie dieser Glaube an Aladin's Wunderlampe, war aber freilich jener Glaube nicht, und es kann wol mit Sicherheit vermuthet werden, daß mancherlei schreckliche Versuche, in den Besitz von Zaubermitteln zu gelangen, angestellt worden sind, und daß das Bekanntwerden solcher Versuche hier und da bei dem peinlichen Verfahren dazu diente, den Schein zu verstärken und den Glauben zu befestigen. Ja wahrlich, „der Schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn!" —

Der gräßliche Wahn erbte fort von Geschlecht zu Geschlecht; der „Hexenhammer" hämmerte weiter und schlug von Jahrhundert zu Jahrhundert Hunderttausende zu Boden; — so tief war jene Geisteskrankheit dem deutschen Volke ins Blut getreten.

Im Bisthume Würzburg wurden in dem kurzen Zeitraum von 1627—1629 weit über 200 Personen wegen Hexerei und Zauberei hingerichtet, und zwar Leute jeglichen Standes und Alters, wie es in den Gerichtsakten heißt: „Die Kanzlerin, ferner die Tochter des Kanzlers von Aichstädt, der Rathsvogt, ein fremd Mägdlein von zwölf Jahren, ein Rathsherr, der dickste Bürger in Würzburg, ein klein Mägdlein von neun Jahren, ein kleineres, ihr Schwesterlein, der zwei Mägdlein Mutter, die Bürgermeisterin, zwei Edelknaben, einer von Reitzenstein und einer von Rotherhan, das Göbel Babele, die schönste Jungfrau von Würzburg, ein Student, so viele Sprachen gekannt und ein trefflicher Musiker gewesen, der Spitalmeister, eines Rathsherrn zwei Söhnlein, große Tochter und Frau, drei Chorherren, 14 Domvicarii, ein blindes Mägdlein, eine Edelfrau, eine geistlicher Doktor."

Der Glaube an Hexen und Zauberer beherrschte noch das Zeitalter des Großen Kurfürsten. Wenn auch die Verbrennungen auf Betreiben wohldenkender Männer später nach und nach aufhörten, so schwand damit doch der Glaube an Hexen noch nicht; ja, ob er heut schon bis zur Wurzel ausgerottet ist, möge sich der Leser aus seiner Erfahrung sagen.

In der Mark und namentlich in Berlin vererbten sich Vorurtheile und Befangenheit in derselben beharrlichen Weise fort wie an anderen Orten. Diejenigen, welche so rasch bei der Hand sind, als Lobredner der alten Zünfte aufzutreten, vergessen es oder wissen oft gar nicht, daß auch in den gepflegten und festgehaltenen Anschauungen und Satzungen derselben jene Ausschließlichkeit zu suchen ist, die bei Beurtheilung von „Ehrlichkeit" und „Unehrlichkeit" zur Verurtheilung ganzer Gesellschaftsklassen, zur Aechtung durchaus achtbarer Erwerbszweige, ja zu geringschätziger Behandlung eines Theiles der Bevölkerung der Marken führte. Mit jener Unehrlichkeitserklärung (vgl. S. 232) stand aber noch eine historische Angewöhnung oder Ueberlieferung in engstem Zusammenhange. Im Volke lebte geraume Zeit noch die Erinnerung an die schweren Kämpfe fort, welche das Germanenthum mit dem Wendenthum bis zur völligen Unterwerfung des letzteren zu bestehen gehabt hatte, und wenn sich auch im Adel und namentlich auch in den Kreisen des Hofes der frühere Gegensatz der Nationalität bald verwischt hatte, so hielt doch vor Allem der Handwerkerstand mit Zähigkeit an dem alten Vorurtheil fest: ihm galt der Wende noch als der Unterworfene, zum Dienen Bestimmte, und das freie Handwerk glaubte sich durch die Aufnahme des seiner Anschauung nach „unfreien" Wenden in die Innung zu beschimpfen. — Noch sehr lange blieb es trotz mehrfacher kurfürstlicher Gegenverordnungen durchaus Sitte, nur solche Leute in die Zunft aufzunehmen, die mindestens durch drei bis vier Generationen deutsche Abstammung nachweisen konnten; jeder Andere blieb ohne Weiteres ausgeschlossen, und erst während der Regierungszeit des Großen Kurfürsten ließ man diese Bestimmung allmählich fallen.

Eine solche Ausschließlichkeit hatte beim Kriegshandwerk, das zu immer höherer Ausbildung gedieh, nicht Platz gegriffen; vielmehr kamen hier glückliche Soldaten, wie wir schon gesehen haben und noch sehen werden, rasch empor.



Der „Generalgewaltige“ gebietet Frieden.

Kriegswesen.

Die Zeit der stolzen Ritterheere war längst vorüber, aber auch die Landsknechte, welche aus dem Bürgerthum der Städte erwuchsen und seit den großen Siegen der Schweizer über ihre Unterdrücker zu hoher Bedeutung sich emporgeschwungen hatten, zeigten sich nicht mehr vom Volksgeist durchdrungen, seitdem ihre Kriegskennerschaft in schnödes Söldnerthum ausgeartet war, und seit die Soldknechte durch die verschiedensten Herren sich hatten anwerben lassen. Der Dreißigjährige Krieg begünstigte das Aufkommen der „stehenden“ Heere. —

In der Regel wurden bei Beginn des Krieges die Truppen, wie bisher, noch geworben. Das Handgeld bei der Anwerbung richtete sich nach den Verhältnissen und der Nachfrage, wie jetzt noch in England. Der Sold betrug bei den Kaiserlichen 4 Gulden für den Gemeinen, mußte aber oft erhöht werden, weil bei dem Steigen der Preise Niemand mehr für den Normalsatz dienen wollte. Nach dem Fruchtwerth damaliger Zeit kann man den Gulden Reichswährung auf fünf Mark veranschlagen. Die Mannschaft bekam das Brot geliefert, und es waren billige Taxen für die Märkte im Lager gestellt. Dafür hätte man ohne Raub und Plünderung leben können, wie es auch bei einigen Truppen unter guter Disziplin eine Zeit lang geschehen war. Doch dies währte nicht lange, und das Land mußte bald die ganze Last der Verpflegung für die zu selbständigen Bevölkerungen anwachsenden Heere tragen. Zu diesem Anwachs trug der ungeheure Troß und Schweif von Knechten, Dienern, Weibern und Dirnen, Marketendern und anderem Volk bei, der sich zu den Heeren gesellte und nach damaliger Kriegsordnung für nothwendig, wenigstens für unvermeidlich gehalten wurde. In Wallhausen's Werk „Defensio patriae“ werden auf ein Regiment von 3000 Mann 300 Wagen gerechnet! Und wie voll, ja gedrängt, waren diese in der Regel besetzt!

Bei Beginn des siebzehnten Jahrhunderts war der Uniformrock noch nicht eingeführt, doch wurden zuweilen für einzelne, neuformirte Regimenter Röcke geliefert, und zwar von gleicher Farbe, weil das Tuch im Ganzen gekauft worden war.

Die Ausrüstung wurde bald nicht mehr, wie zur Zeit der Landsknechte, jeweilig dem einzelnen Soldaten überlassen, sondern geliefert, während in der Regel der Mann für seine Bekleidung selber zu sorgen hatte. Diese stand noch immer in Jedermanns Belieben, so daß man, wenn gerade viel Beute gemacht worden war, in Reih und Glied die verschiedensten, oft reichsten Anzüge neben einander erblicken konnte. Pfarrer Stockmann in Lützen erzählt in seiner „Lamentatio" (1631), daß Kroaten in geraubten Priesterröcken einherritten, und daß Kirchengewänder und Meßornate von Vielen angezogen worden, selbst von Soldatendirnen.

In den einzelnen Armeen trugen die Offiziere, wie schon früher, Feldbinden von bestimmter Farbe: die kaiserlichen Roth. Das Anlegen besonderer Erkennungszeichen, z. B. weißer Armbinden, grüner Büsche u. s. w., wurde vor Beginn einer Schlacht angeordnet.



Dragoner zu Fuße kämpfend. Zeichnung von A. Beck.

Die Infanterie bestand zu einer Hälfte aus Lanzenträgern, zur andern aus Pikenieren und Musketieren. Arkebusiere gab es nicht mehr, die Hakenbüchse war von der Muskete mit größerm Kaliber ganz verdrängt worden. Die Musketiere trugen keinen Harnisch und höchstens eine Pickelhaube, meist aber auch an Stelle derselben den damals üblichen breitkrämpigen Hut. Die Pikeniere dagegen, zur Sicherung bei dem Nahkampf mit Spieß und Degen bewaffnet, legten noch eiserne Rüstungen an. Ihre Piken waren 5—6 Meter lang, auch die Degen hatten eine ziemliche Länge und starke, sogenannte Korbgriffe, zur Deckung der Hand im Gefecht. Noch immer formirte die Infanterie ihre Schlachtordnung in großen, quadratischen Massen, oft von 20 und mehr Compagnien; die Pikeniere bildeten das Viereck, die Musketiere waren in Gliedern um dasselbe in kleinen Trupps oder Haufen („Ballen", „Pelotons") an den vier Ecken vertheilt. Wenn die Compagnien für sich allein standen, waren sie in zehn Gliedern aufgestellt, die Pikeniere in der Mitte, die Musketiere getheilt auf beiden Flügeln. Moritz von Oranien, der Statthalter der Vereinigten Niederlande, hatte diese Aufstellung statt der spanischen Tercien zuerst eingeführt und sein Fußvolk überhaupt in beweglichere Bataillone von höchstens 500 Mann zum Gefecht geordnet.

Ein Regiment, welches bis dahin keine bestimmte Zahl von Fähnlein hatte, wurde jetzt bei den Kaiserlichen, sowie nach und nach in allen Armeen, auf zehn Compagnien von je 300 Mann festgestellt. Im Kriege schmolzen die Compagnien aber natürlich sehr zusammen, zuweilen auf 40, ja 25 Mann; dann wurden mehrere vereinigt oder „reformirt". Schwächer als die kaiserlichen waren die schwedischen Compagnien, die schwächsten die der Franzosen.

Bei der Reiterei war schon in den niederländischen Kämpfen die wichtige Veränderung eingetreten, daß die Schwergeharnischten die Lanze ganz abgelegt hatten und als Hauptwaffe nur das lange Reiterschwert, den Pallasch, führten. Den Harnisch behielten sie noch bei und hießen nun „Küraßiere". Als Schußwaffen hatten sie zwei Pistolen. Außerdem gab es „Karabiniere", welche nur Helm und Brustharnisch trugen, und „Dragoner", damals eine berittene Truppengattung, welche aber auch zu Fuß kämpfte. Sie war zuerst gelegentlich der niederländischen Kriege aufgekommen.



Tilly's schweres Geschütz. Zeichnung von A. Beck.

Zu jener Zeit hatte man es für rathsam erachtet, da, wo Infanterie gebraucht wurde, aber nicht zur Hand war, Hakenbüchsenschützen („Arkebusiere") zu Pferde absitzen und mit der Feuerwaffe zu Fuß kämpfen zu lassen, oder, wo Infanterie schnell an einen Punkt geschafft werden sollte, diese beritten zu machen, um sie rascher an Ort und Stelle zu bringen.

Die Vortheile, welche aus beiden Anordnungen erwuchsen, ließen dann eine besondere Mittelgattung, die sowol zu Pferde wie zu Fuß kämpfen konnte, als bleibende Truppe entstehen. Der Name dragons, „Drachen", war schon früher für die Arkebusiere in Frankreich üblich.

Die Dragoner Tilly's führten lange Feuergewehre, gleich der Infanterie, und hatten auch Trommelschläger. Außer den genannten Reitergattungen erschienen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges bei den Kaiserlichen ungarische Husaren, meist aus vornehmen Adelsgeschlechtern und noch reich gepanzert, also damals noch keine leichte Kavallerie, wie jetzt; ferner Kroaten in ihrer Nationaltracht auf leichten, gewandten Pferden, mit Säbeln nach türkischer Art und silberbeschlagenen Feuerwaffen, mit denen sie vortrefflich schossen, endlich sogar Kosaken, welche der Polenkönig dem Kaiser, seinem Schwager, zu Hülfe schickte.

Große Fortschritte waren bei der Artillerie gemacht worden, doch erschien sie im Felde verhältnißmäßig noch immer in geringer Zahl. Man rechnete auf 1000 Mann kaum ein Geschütz. In Betreff der Büchsenmeister hatte sich noch nichts geändert; die Geschützkunst wurde in Deutschland noch immer zunftmäßig betrieben, da es noch keine Artillerieschulen gab. Die Bedienungsmannschaft wurde von der Infanterie gestellt und nicht einmal bleibend den Geschützen beigegeben. Doch war die Wichtigkeit der Artillerie, da ohne dieselbe nichts mehr auszurichten war, allgemein anerkannt.

Gustav Adolf, der zuerst eine gleichmäßige Uniformirung für sein Heer angeordnet hatte, rief auch mancherlei andere Verbesserungen auf dem Gebiete des Kriegswesens ins Leben. Vor Allem beschränkte er den früher ungeheuren Armeetroß, achtete auf Leichtigkeit in der Ausrüstung wie in der Bewegung, im Manövriren wie im Gefecht, auf gegenseitige Unterstützung der Waffen; auch ließ er sich die Ausnutzung des Sieges angelegen sein. Er gab seinen Pikenieren leichtere, kürzere Spieße, Partisanen; seinen Musketieren leichtere Gewehre, die keiner Gabel mehr bedurften, und Patronentaschen; seinen Kürassieren weniger Rüststücke; seinen Dragonern schwedische leichte Pferde; seiner bedeutend vermehrten Artillerie neben den schweren Batteriestücken auch kleinere, leichte Kanonen, die den Infanterieregimentern zu je zwei Stück beigegeben wurden. Die schwedischen sogenannten „ledernen Kanonen“, leichte, kupferne Rohre mit Leder übergezogen, hatten sich nicht bewährt und sind wahrscheinlich in Deutschland später gar nicht mehr gebraucht worden. Die schwedische Infanterie marschirte sechsgliederweise auf, und die Musketierzüge rückten in drei Gliedern ins Gefecht. Statt des bisher gliederweise abgegebenen Feuers führte der König das Pelotonfeuer ein, wobei die ganze Front, deren erstes Glied dazu niederkniete, auf Kommando zu gleicher Zeit schoß. Den Feinden, welche beim Alten blieben, war er hierdurch schon überlegen. Seine Schlachtordnung formirte Gustav Adolf in Brigaden, wozu er zwei Regimenter zusammenstoßen ließ. Er hatte den Brigaden gleiche Uniformen, jeder aber eine andere Farbe, gegeben; sein Leibregiment trug Gelb. Die Brigaden rückten mit Zwischenräumen, um selbständiger handeln zu können, neben einander in Schlachtordnung; das Heer bildete zwei Treffen, deren jedes seine besondere Reserve meist aus Reiterei gebildet hatte, während die Hauptmasse derselben auf beiden Flügeln in Geschwadern hielt, in deren Zwischenräume ersten Treffens Musketiertrupps eingefügt waren. Die Regimentsstücke standen auf den Flügeln der Brigaden, die schweren Geschütze waren in Batterien vor der Front zusammengezogen. — Auch eine zweckmäßige Marsch- und Lagerordnung hatte der König ertheilt; an sich verbürgte das den Sieg noch nicht, aber das Feldherrngenie Gustav Adolf's wußte denselben noch durch andere Mittel an seine Fahnen zu fesseln. — Die Fortschritte im Heerwesen des Großen Kurfürsten besprechen wir im nächsten Hauptabschnitte.

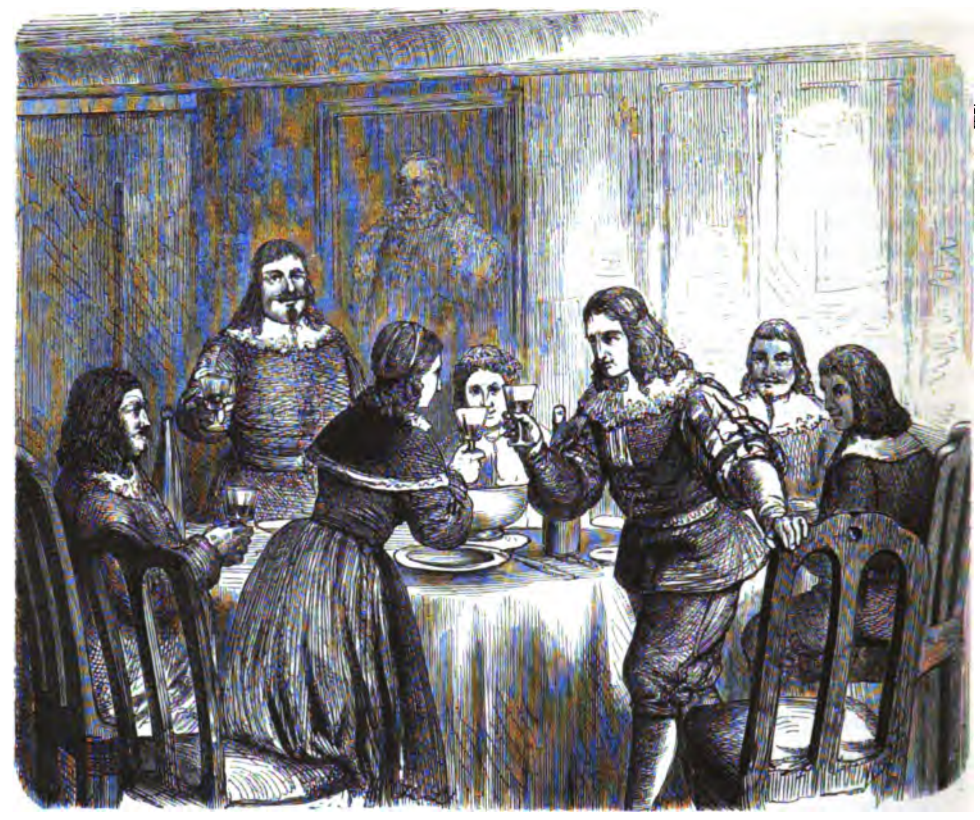
Kriegsgesetze waren seit dem sechzehnten Jahrhundert überall eingeführt. In der kaiserlichen Armee galt das sogenannte Wallenstein'sche Reiterrecht von 1617, das aber nur eine Umarbeitung eines älteren war, welches von Lazarus von Schwendi, Feldhauptmann unter Karl V. und seinen beiden Nachfolgern, herrührte. König Gustav Adolf war schon 1621 in seinen Feldzügen gegen Polen mit strengen Kriegsgesetzen hervorgetreten. Die Anwendung des Kriegsrechts ruhte in der Hand eines höheren Offiziers, des „Generalgewaltigen“. Derselbe hatte bei Streit und Schlägereien, woran es niemals fehlte, Frieden zu gebieten, hatte die Fahnenflüchtigen zu verfolgen, bei Plünderungen, Mord und Diebstahl, bei Widersetzlichkeit und überhaupt allen Ausschreitungen der Soldateska die polizeiliche Gewalt auszuüben; er sollte aber auch den Bürgern und Bauern den landesherrlichen Schutz angedeihen lassen. — In Frankreich, wo Kardinal Richelieu seit 1624 den Staat leitete, stützte sich die von ihm angestrebte unumschränkte Königsgewalt auf ein starkes Heerwesen, dem daher immer größere Sorgfalt zugewendet wurde. Aber ohne gute Disziplin verwildern selbst die besten Soldaten; damals jedoch vermochten auch die strengsten Kriegsgesetze der einreißenden Zuchtlosigkeit nicht genügend zu steuern.

Um die Pflege der Kranken und Verwundeten war es schlecht bestellt. Es sollte zwar jede Compagnie ihren Feldscherer haben, doch schon der Name besagt, daß es eigentlich nur ein Barbier war, der in Heilkunst pfuschte; die kranken Soldaten befanden sich meist weit besser in der Pflege mitlaufender Weiber und Dirnen oder bei ihren eigenen, erprobten Feldmitteln, als bei ärztlicher Behandlung. — Dabei herrschte allgemein der Wahn, daß es Zaubersprüche oder Mittel geheimer Kunst gebe, um sich „kugel- und stichfest“, d. h. unverwundbar, zu machen; das unglaublich schlechte Schießen in den Gefechten, wobei in der Regel nur wenig getroffen wurde, trug dazu bei, den Aberglauben zu nähren, daß man „gefroren“ und „schußfest“ sein könne. Sicherheit vor dem Schusse — in früherer Zeit vor dem Treffen des Pfeiles — gab es schon vor dem Gebrauche der Feuerwaffen. Entweder war es die Hexensalbe oder ein anderes Zaubermittel, welches den Schutzsuchenden feite.

Freikugeln. Als die Feuerwaffen allgemeiner geworden, schuf die abergläubische Phantasie des Volkes neue Wahngebilde. Ein kundiger Schütze vermochte sich mit Hülfe des Bösen, dem er sich verschrieben, nicht nur schuß- und stichfest zu machen, sondern auch nimmer fehlende Schüsse zu thun. Der Schütze, welcher einen solchen Bund mit dem Satan geschlossen, darf die beim Abendmahl empfangene Hostie nicht genießen, er hat sie vielmehr im Munde verborgen zu halten, sie an einen Baum zu kleben und dann zu durchschießen. Der Zauber ist fertig, sobald sich Blutstropfen an der Hostie zeigen. Diese letzteren werden mit einem Tuche aufgefangen, sammt diesem verbrannt, und die Asche wird beim Kugelgießen unter das schmelzende Blei gemischt. — Nach einer andern Lesart kann der Schütze auch die Hostie ins Gewehr laden und dieses losschießen. Oder er legt, während der Priester bei der Messe die Monstranz erhebt, auf dieselbe an, ohne jedoch zu schießen. Auch dann verfehlt seine Büchse keinen Schuß. — Die besten „Freikugeln“ werden in der Weihnachtsmitternacht auf einem Kreuzweg, auf dem man Blindschleichen sich hat hinringeln sehen, gegossen, womöglich zur Zeit, wenn der „Wilde Jäger“ sein Teufelsspukwerk treibt. Aber auch zu diesem dunklen Werke sind allerlei Vorkehrungen, außerdem besondere Kräuter und animalische Stoffe, welche zu Asche verbrannt und unter das Pulver und Blei gemischt werden, erforderlich. Beim Gießen der „Freikugeln“ darf der Schütze keinen Laut von sich geben. Sein Vorhaben wird unfehlbar gelingen, wenn er unter sein Blei Wismut und Quecksilber, Wachs und jene besonderen Kräuter mischt, ferner gestoßenes Glas von Kirchenfenstern, das rechte Auge eines Wiedehopfs, das linke eines Luchses, Kopf oder Schwanz einer Blindschleiche und endlich drei Kugeln, die schon einmal getroffen haben; alles dies wird beim Gusse der Glückskugeln in der Gießkelle durch einander gemengt. — Wehe aber dem Freikugelngießenden, wenn seine Zeit abgelaufen! Meist schon während des Kugelgusses erscheint der Satan oder der „Wilde Jäger“, dieser unter weit hörbarem Peitschenknallen und Pferdehufschlag. Immer näher dringt das Wiehern gespenstischer Rosse, und schon dieses Annahen der „Wilden Jagd“ betäubt den Freischützen. Das ganze Gethier des Waldes wird nun lebendig; der Sturm rast dahin über Schlucht und Wald, die Zweige und Aeste uralter Bäume, und diese selbst werden, sobald die „Wilde Jagd“ herangekommen und, mit grausigem Lärm die Luft erschütternd, dahintobt, zu Boden geschleudert. — Oft gelingt es aber auch dem Freischützen, von dem furchtbaren Jagdgeist im flatternd rothen Mantel eine neue Lebensfrist dadurch zu erlangen, daß er ihm ein weiteres Opfer, das sich dem Bösen verschreibt, überliefert. — Der Leichnam eines Freischützen, mit den Füßen nach Osten beerdigt, dreht sich immer wieder mit dem Sarge nach Westen um.

Zeitgenossen des vorigen Jahrhunderts erzählen ganz ernsthaft noch viel wunderlichere Dinge. Selbst Wallenstein wurde von seinen Kriegern für schußfest gehalten, weshalb Schiller den Wachtmeister in „Wallenstein's Lager“ sagen läßt:

„Durchlöchert von Kugeln war sein Hut;
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man sah die deutlichen Spuren;
Konnt' ihm keine die Haut nur ritzen,
Weil ihn die höllische Salbe thät schützen!“



Imbiß in einem guten adeligen Hause in der Mark. Nach H. Lüders.

Blick auf die gesellschaftlichen Zustände in Brandenburg vor und während des deutschen Krieges.

Nur ein fortgesetzter Hinweis auf die Ausgestaltung des Lebens der deutschen Nation macht das Wesen der Zustände im brandenburgischen Staate erkennbar und verständlich. Das vorstehend Mitgetheilte dürfte manche Geschichtspartie, die bisher für viele Leser noch im Dunkel gelegen, wenigstens einigermaßen erhellt haben, so daß Personen und Ereignisse sich mehr aus der Dämmerung herausheben. Die Entwicklung unseres Staatslebens im Hinblick auf den allgemeinen kulturgeschichtlichen Fortschritt in einem lebenathmenden Gemälde darzustellen, bleibt trotz mancher trefflichen Vorarbeiten noch immer eine Aufgabe der Zukunft.

Die Dürftigkeit, welche noch im fünfzehnten Jahrhundert an dem Hofe zu Berlin und noch während der Regierungszeit des Kurfürsten Albrecht Achilles daselbst herrschte, konnte weder diesen ritterlichen Fürsten, noch seine an die feinere Lebensart der süddeutschen Stammlande gewöhnten Vorgänger und Nachfolger anmuthen. Namentlich aber vermochten sie an dem rohen Gebaren des märkischen Adels Wohlgefallen nicht zu finden. Daher hielten Albrecht Achilles und seine Vorgänger lieber im Kreise gleichgesinnter und gleichgearteter Genossen in dem fränkischen Stammlande glänzenden Hofhalt, und nur wenn politischer Zwang und kriegerische Wirren ihre persönliche Anwesenheit in den Marken unumgänglich erforderten, verließen sie ihr Stammland. Johann Cicero, der in Vertretung seines abwesenden Vaters die Regierung zu führen hatte, mußte den weitaus größten Theil der an und für sich schon geringen Einkünfte zur Bestreitung des glänzenden und kostspieligen Hofhalts seines Vaters nach Süddeutschland abführen und sah sich daher häufig in der drückendsten Verlegenheit,

so daß ihm und seinem treuen Kanzler wol bisweilen — wie Johann sich in einem uns erhaltenen Briefe an seinen Vater ausdrückt — „vor Aengsten der Schweiß auf die Stirn trat.“ Als Johann sich im Jahre 1473 mit einer sächsischen Prinzessin verlobt hatte, entwirft er in einem Briefe an Albrecht ein gar klägliches Bild von seiner bedrängten Lage; es fehle ihm Alles, um bei der in Aussicht stehenden Vermählung auch nur einigermaßen standesgemäß auftreten und seine Gäste bewirthen zu können. Gar geringe sei sein Haushalt versehen mit Bettgewand, Laken, Tischtüchern und dergleichen; dazu sei der Hafer augenblicklich so theuer, und zudem wisse er nicht, wo er aus dem ausgesogenen Lande auch nur einen Pfennig hernehmen solle. „Auch wie schwach wir an Silbergeschirr“ — heißt es dann weiter in dem Briefe — „ist Euch wissentlich; denn wir haben nicht mehr von Silbergeschirr, als wie die Ew. Liebden zugeschickten Zettel enthalten, ausgenommen 12 silberne Löffel, die wir nach Eurem Abwesen haben machen lassen.“ Dieser Brief scheint denn auch wenigstens in etwas den gewünschten Erfolg gehabt zu haben, denn nach drei Jahren, am 24. August 1476, konnte die Hochzeit endlich stattfinden.

Siebzig Jahre später, als die Kurfürsten ihren Aufenthalt in Berlin genommen, unterschied sich der kurfürstliche Hof von anderen hier in Vergleich kommenden hinsichtlich des Aufwandes in keiner Weise. Dies konnte man beispielsweise im Jahre 1545 bei dem Turnier zu Berlin wahrnehmen, welches der damalige Kurfürst Joachim II. zu Ehren einer am kurfürstlichen Hofe stattfindenden Doppelhochzeit veranstaltete, von welcher wir bereits an anderer Stelle redeten. Bei dieser Gelegenheit ward in alter ritterlicher Weise mit Schwert und Lanze gekämpft, wobei mehrere ernste Unfälle vorkamen und Herzog Wilhelm von Brandenburg seinen Bruder, Herzog Hans von Küstrin, beinahe getödtet hätte. Es bezeugt Jenes auch das im Jahre 1581 vom Kurfürsten Johann Georg bei Gelegenheit der Taufe seines ersten Sohnes veranstaltete Ritterspiel. Doch allgemach verloren diese hochadeligen Vergnügungen ihren früheren Charakter. Nicht der persönliche Muth und die Kraft des Ritters ist maßgebend: zierliches Gebaren beim Ringelstechen und Gewandtheit in prächtig angeordneten Scheinkämpfen verschaffen den ersehnten Preis. Als ein charakteristisches Zeichen der Zeit verdient noch erwähnt zu werden, daß für Denjenigen, welcher am zierlichsten aufgeputzt auf der Stechbahn, deren Name sich in Berlin bekanntlich noch bis heute erhalten hat, erscheinen würde, ein Preis ausgesetzt war, wie denn überhaupt schon in der Einladung zum Turnier ausgesprochen war, daß jeder Theilnehmer mit Reisigen, Pferden, Knechten und Jungen, auch „mit Ehrenkleidern wohl staffiret“ in der Residenz zu erscheinen hätte.

Schon Kaiser Karl IV. hatte auf Verfeinerungen der Sitten des märkischen Adels hinzuwirken gesucht. Einzelne der adeligen Herren fanden auch wirklich an der Weise des Hofhalts des Luxemburgers ihr Wohlgefallen. Aber gar bald machte sich wieder die frühere Ungebundenheit breit; dies trat namentlich bei den Gelagen zum Vorschein. Selbst in Anwesenheit der Frauen legten sich die Hofleute und Ritter keinen Zwang auf, weder hinsichtlich ihres Benehmens gegen jene, noch ihrer sonstigen Gewohnheiten. Das übermäßige Trinken dauerte fort und konnte auch nicht durch Bier- und Schanksteuern eingeschränkt werden. Einen rechten Erfolg hatte diese Finanzmaßregel ohnedem nicht; weder wurde die Biererzeugung verringert, noch der Weinverbrauch merklich erhöht. Wir müssen uns erinnern, daß damals die Mark noch den Wein in solchen Mengen erzeugte, daß nicht nur der eigene beträchtliche Bedarf vollkommen gedeckt war, sondern daß noch eine einträgliche Ausfuhr märkischen Erzeugnisses stattfinden konnte. Derselbe genoß durchaus nicht den üblen Ruf, zu den sogenannten „Drei-Männer-Weinen“ gerechnet zu werden. Wir erwähnen dieses Umstandes, um auch an dieser Thatsache die entsetzliche Verheerung der Marken durch den Dreißigjährigen Krieg erkennbar zu machen. — Um dem Leser einen ungefähren Maßstab hinsichtlich des Weinverbrauchs in jener Zeit zu geben, möge hier erwähnt sein, daß am Hofe des Kurfürsten Joachim II. jeder Hofdame regelmäßig zur Mittagsmahlzeit ein halbes Quart

Wein zuerkannt wurde, ja daß die Hofmeisterin sogar ein ganzes Quart erhielt, von welchem, wie der Chronist berichtet, wenig übrig geblieben sei.

Das Umsichgreifen der großen Kirchenverbesserung hatte im sechzehnten Jahrhundert der Genußsucht an vielen Orten vorübergehend einen Damm entgegengesetzt. Die Einkehr des Menschen in sein Inneres und das Bedürfniß der sittlichen Lebenserneuerung währte bei einem guten Theil des Bürgerstandes und in den für Bildung empfänglichen Adelskreisen fort bis zu Anfang des nächsten Jahrhunderts; aber zu einer in die Massen dringenden Wandlung zum Bessern war es nicht gekommen. Auch schien wahrlich das Gebaren der Geistlichkeit, das von ihr fortdauernd unterhaltene Gekläffe und ihre Unduldsamkeit nicht dazu angethan, dem Kultus der Religion der Liebe und Herzensveredlung den endlichen Sieg zu sichern. — Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts trat der Sittenverfall, trotz der vielfach zur Schau getragenen Scheinfrömmigkeit, in bedenklichstem Umfange zu Tage. In welchem Grade auch der märkische Adel und vornehmlich die Hofleute der unheilvollen Zeitströmung sich überließen, beweisen die eindringlichen Mahnungen und Klagen der wenigen Bessergesinnten, die sich gegenüber der immer weitergreifenden Roheit und Lasterhaftigkeit noch ein Gefühl für die Ehre ihres Standes und die ihnen durch denselben auferlegten Pflichten gewahrt hatten. Als bereits die Vorboten des Dreißigjährigen Krieges sich in Deutschland eingestellt hatten, wurden die Zustände geradezu schreckenerregender Art. Ein anschauliches und bei aller Trostlosigkeit doch interessantes Bild der damaligen Sitten giebt uns die Leichenpredigt, welche ein angesehener Geistlicher unter der Regierung Sigismund's einem märkischen Edelmann hielt; aus derselben möge daher hier ein Auszug folgen. „Wie sich aber heutigen Tages" — so heißt es dort — „in der letzten Grundsuppe der verdammten Welt Viele unter denen vom Adel halten und gar selten ihrem hohen und adligen Titel genug thun, das darf man nicht lange beweisen. Ich rede aber allhier nicht von frommen, christlichen, gottseligen Adelspersonen. Denn die wissen wol aus Gottes Wort und aus ihrem heiligen Katechismus auch ohne weitläufige Erinnerungen, wie sie sich für ihre Person gegen Gott, auch gegen ihres Gleichen und gegen andere Stände christlich und unsträflich verhalten sollen; sondern ich rede allhier und in diesem Falle von denen, so man epikuräische, sichere Weltkinder nennt, welche alle Tage im Sause und vollen Magen dahinleben und führen zu ihrer Ordensregel das Symbolum oder den Reimspruch des Epicurus: Ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas!"

In diesem Tone geht es in der Predigt weiter, und die ärgsten Schmähwörter werden nicht gespart, um das sittenlose Treiben in seiner ganzen Verwerflichkeit zu kennzeichnen.

Aeußerst charakteristisch für die Zustände im Brandenburgischen während der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges, im Hinblick auf den gänzlichen Verfall der Sitten in diesem Stadium jener schweren Prüfungszeit ist die uns erhalten gebliebene Bitt- oder richtiger Denkschrift des Berliner Rathes an den damaligen Kurprinzen Friedrich Wilhelm, die demselben bei seiner Rückkehr aus Holland überreicht wurde. In derselben werden die durch den Krieg hervorgerufenen Uebel, die drückende Noth des Landes und besonders die der Hauptstadt geschildert. Fast aus gleicher Zeit, als schon die Kriegsfurie erbarmungslos ganz Nord- und Mitteldeutschland verheert hatte, liegt eine gleichfalls sehr beachtenswerthe Darstellung aus der Feder des Kanzlers von dem Borne vor.

Hofleben. „Der meiste Haufe am Hofe", heißt es in derselben, „lebe in einem wüsten, heidnischen Wohlleben, in Fressen, Saufen, Spielen und anderer Ueppigkeit, die meisten Sonn- und Festtage würden mit Banketten, Turnieren, Ringrennen, Maskeraden, Ballets und anderen weltlichen Wollüsten hingebracht. Des Marschalls Kleider, in denen er sich sehen lassen könnte, würden auf 500,000 Thaler geschätzt, die Mäntel und Hosen der Edelknaben wären von schwarzem Sammt, mit goldenen Borten verbrämt, die Wämser von schwarzem Goldstück, zerschnitten, und darunter goldgestickte Hemden. Diesem Beispiel der Hauptstadt folgten die übrigen Städte. Ueberall würde es für Gottesdienst gehalten,

sich an Sonn- und Festtagen stattlich auszuputzen, der Gewohnheit nach zweimal in die Kirche zu gehen und darauf zu fressen, zu saufen, spazieren, bankettiren und balliren. Alle Gasthöfe, Schenken, Wein- und Bierkeller wären voller Gäste, die bis in die Nacht sich voll und toll söffen, schwärmten und mit Trommeln, Pfeifen und Geigen aufwarten ließen. Die Bürger schössen nach der Scheibe und nach dem Vogel. Oft träten gleich nach geendigter Predigt in der Kirche Komödianten, Fechtmeister, Springer, Linienflieher (Seiltänzer), Tanzmeister, Bären- und Affenführer auf, die dem Volk zur Kurzweil ihre Künste sehen ließen, welchen die weisen Herren vom Rath und die Geistlichkeit mit sonderbarer Ergötzlichkeit zusähen. Diesem Beispiele folge selbst auch das platte Land. Aus der heiligen Taufe wäre eine wahre Krämerei gemacht worden; Mancher hätte sich derselben bedient, um große Mittel zusammen zu bringen, Geschenke und Kleinodien zu erwerben, und zu dem Ende ganze Landschaften, Städte und Regimenter zu Fuß und zu Roß zur Gevatterschaft eingeladen, wobei denn etliche Tage weidlich bankettiret, gefressen, gesoffen, getanzt, geschwärmt und nicht anders hausgehalten worden, als wie der türkische Kaiser zu Konstantinopel seinen Geburtstag zu begehen pflege. Die Hochzeiten würden unter hohen und niederen Personen mit solchem Aufwande von Ueberfluß und Ueppigkeit gehalten, daß die jungen Eheleute gemeinlich Dasjenige, so sie von ihren Eltern und Voreltern ererbt oder in der Zeit ihrer Jugend erworben hätten, an einem solchen Hochzeitstage aufgehen lassen müßten, sich dadurch zu Bettlern machten und durch Anschaffung prächtiger Kleider und andern Ueberfluß dermaßen in Schulden setzten, daß sie ihre Lebtag deren Tilgung nicht zuwege bringen könnten. Bei den Adels- und Standespersonen müßte es an Traktamenten fürstlich zugehen und etliche Tage weidlich ins Gelag geschwärmt werden. Hierzu kämen noch die heidnischen Gewohnheiten und Feste an Fastnachts-, Martins- und anderen Sauf- und Freßtagen, an welchen am Hofe und in den Städten in allen Zünften und Gewerken mit Maskeraden und anderen Unsinnigkeiten und Ueppigkeiten, in Quas und Fraß, die Zeit verbracht würde. Stürbe Jemand, so wäre man wieder bemüht, daß die Leiche stattlich zur Erde bestattet werde, und da es dazu oft an Mitteln fehle, so ließen Die vom Adel auf dem Lande Solche öfter länger als ein Jahr unbegraben stehen, damit es ja bei der Beerdigung recht köstlich hergehen könnte, und würde alsdann die ganze Nachbarschaft dazu eingeladen, welche dann etliche Tage mit Schlemmen zubrächte, wobei oft Händel, Mord und Todtschlag angerichtet würden. Solche Verschwendung und Verzehrung koste oft mehr Gut, als der Verstorbene hinterlassen habe, und müßten die nachgebliebenen Wittwen und Waisen den guten Unterhalt und die Erziehung entbehren. Die Geistlichen aber sagten demohngeachtet, daß dies Alles dem Verblichenen zur letzten Ehre geschähe und geschehen müsse.

„Auch in Kleidung würden so viele Ausschweifungen begangen, daß kein Handwerker von einem Edelmann und dieser sich nicht von einem Fürsten unterschiede. Statt der wollenen gebrauche man seidene Kleider, die man mit Golde sticke, und alle vier Wochen wähle man neue Moden, deren närrischer und seltsamer Schnitt gar nicht zu beschreiben wäre. Die eitlen Weiber und Töchter könnten ihren Vorwitz nicht genug büßen, so daß sie gar mit der natürlichen Gestalt und Farbe, so ihnen Gott der Schöpfer gegeben, nicht zufrieden wären, sondern, um weißer und schöner auszusehen, sich mit wohlriechendem Wasser wüschen, sich schminkten und mit Farben anstrichen, Puder ins Haar streuten und hohe Sturmhauben trügen, als wenn sie Alles, was ihnen vorkäme, niederreißen wollten."

Diese Aufzeichnungen und das oben angeführte Bittschreiben des Berliner Rathes an den Kurfürsten scheinen einander zu widersprechen, in Wahrheit jedoch ergänzen sie sich gegenseitig und dienen dazu, das Gemälde der Zeit zu vervollständigen.

Der Rath trat als Bittender auf und wies in grellen Farben auf die Nothstände des Landes hin; Borne dagegen wendete sich als strenger Sittenrichter an das Volk und hielt ihm seine Sünden vor. Der besondere Zweck, den man bei jeder Eingabe im Auge hatte, bestimmte auch einen jeden derselben, vorzugsweise eine Seite des öffentlichen Lebens hervorzuheben.

Die Noth, wie der Berliner Magistrat sie schildert, war nicht minder bemerkbar, als die Gewohnheit des Verprassens sowie die Ueppigkeit, von der Borne spricht. Hier die Schrecken des Mangels, dort grenzenlose Schwelgerei. Freilich konnten sich dieser gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts nur noch die Wenigen, welche der allgemeinen Verarmung entgangen waren, hingeben. Der Nothstand, die Unsicherheit des Lebens und Eigenthums hatte eine solche Höhe erreicht, daß in den Schichten Derjenigen, die noch etwas besaßen, die Ansicht herrschend geworden war, es sei am besten, Das, was man noch sein nenne, möglichst zu genießen und zu verprassen, ehe die Hand des Kriegsknechtes es raube. Das Gefühl des Erbarmens gegen den leidenden Mitbruder war fast gänzlich abhanden gekommen.

Wir glauben unsere Leser hinlänglich zum Verständniß des neuen Zeitabschnittes, in welchen wir nun eintreten, vorbereitet zu haben. Das Zeitalter Ludwig's XIV. von Frankreich und des Großen Kurfürsten beginnt, und haben wir nicht nöthig, die hohe Wichtigkeit dieser Periode unserer vaterländischen Geschichte erst besonders zu betonen. — Im Grunde ist die Zeit vom Untergange der Hohenstaufen bis zum Auftreten der Reformation und zur Auffindung neuer Welten nicht überreich an großen politischen Ereignissen; doch kam die geistige Entwicklung Deutschlands auch im sechzehnten Jahrhundert immerhin um einen mächtigen Schritt weiter, da das deutsche Schriftenthum sich während dieser geistig weiterstrebenden Periode gehoben und sich mehr zur Geltung gebracht, auch bald namhaftere Vertreter gefunden hatte. Die Regungen auf dem Gebiete der schönen Künste haben wir ein rascheres und lebhafteres Tempo im Zeitalter der Renaissance gleichzeitig mit dem Umsichgreifen der aus tiefstem Herzensbedürfniß der Nation hervorgegangenen Reformation annehmen sehen. In welchem Maße die Sehnsucht unseres Volkes, das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt und die Gewissensfreiheit nicht mehr von der römischen Priesterherrschaft bedrückt zu sehen, Befriedigung gefunden hatte, haben die vorhergehenden Blätter dargethan, ebenso den fürchterlichen Rückschlag hinsichtlich des materiellen und geistigen Wohlbefindens unseres Volkes infolge des brudermördischen Krieges während dreißig Jahren. Die Nachwehen dieser grausigen Zeit werden wir noch lange mit empfinden, wenn wir uns nun anschicken, in den Hallen unserer vaterländischen Geschichte weiter fortzuwandern.



Gießen der Freikugeln. (Siehe S. 507.

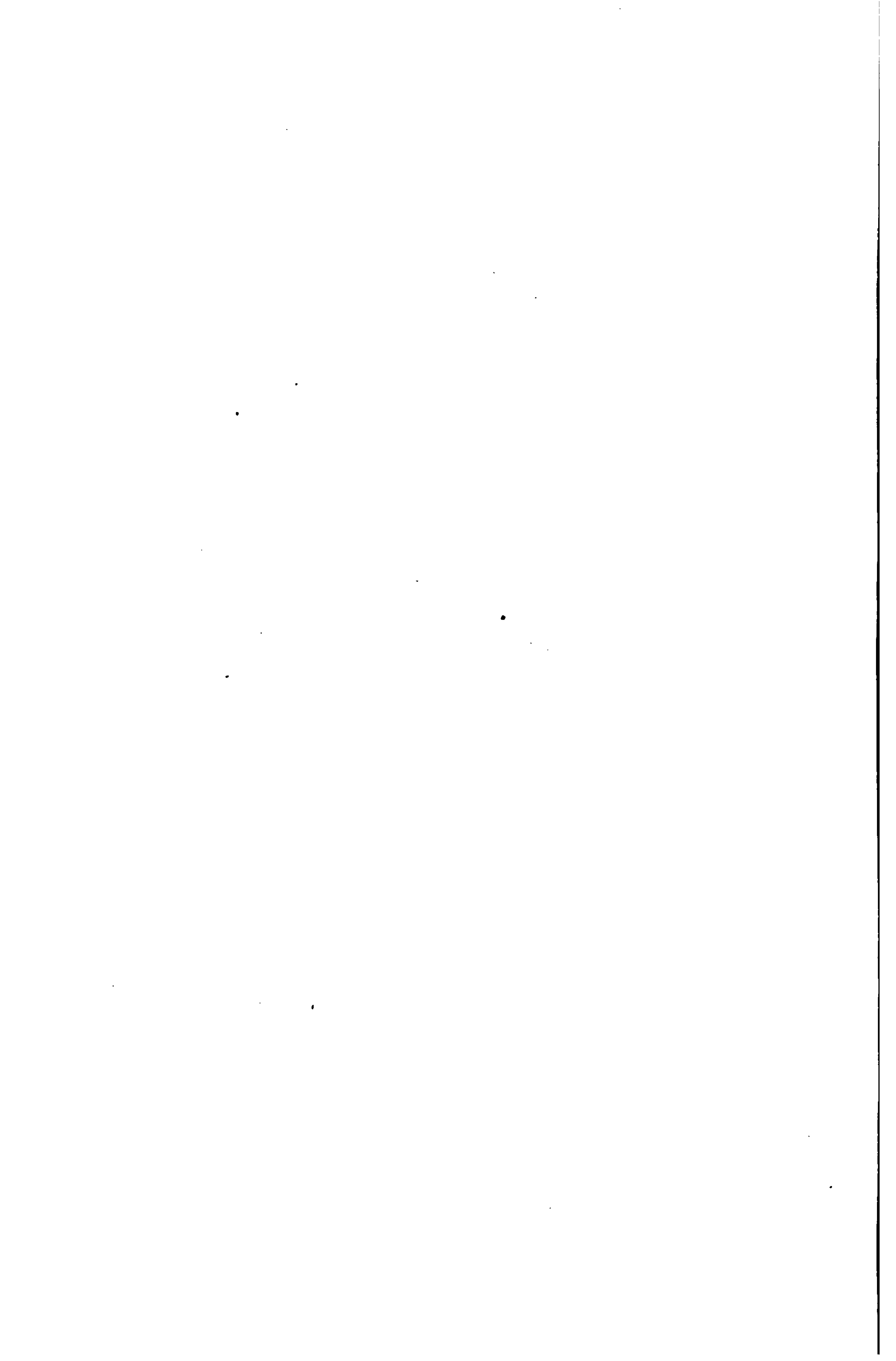
Zweiter Theil.

Brandenburg und Preußen unter den Hohenzollerischen Kurfürsten.

Zweite Abtheilung.



Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.



Zweite Abtheilung.

Brandenburg und Preußen unter dem Großen Kurfürsten.



Wirken bis zum Westfälischen Frieden.

Jugendzeit.

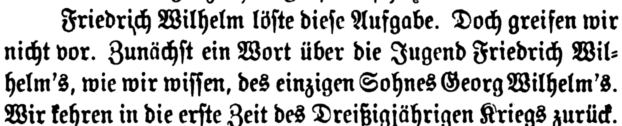


Hut, Helm, Degen des Großen Kurfürsten.

Wir sind jetzt bei Beginn der Regierungszeit desjenigen Herrschers angelangt, der später unter dem Namen der „Große Kurfürst“ hochberühmt geworden ist. Es ist nur eine Zeitspanne von einhundert Jahren, welche die Regierungsperiode eines der Größten unter den Großen vom Zeitalter Friedrich's „des Einzigen“ trennt. Aber für die preußische Geschichte beginnt damit der bedeutungsvollste Abschnitt. Brandenburg und Preußen treten nun mehr und mehr in den Vordergrund des Welttheaters.

Die ganzen Zustände des Landes, sowol nach innen als auch in Bezug auf die kaiserliche Macht und das Ausland, waren so geartet, daß nur ein Fürst, in dem sich ein hoher Grad von Klugheit mit einem eisernen Willen verband, den Staat vor dem gänzlichen Zerfalle schützen konnte.

Friedrich Wilhelm löste diese Aufgabe. Doch greifen wir nicht vor. Zunächst ein Wort über die Jugend Friedrich Wilhelm's, wie wir wissen, des einzigen Sohnes Georg Wilhelm's.



Wir kehren in die erste Zeit des Dreißigjährigen Kriegs zurück.

Der Aufstand vom Jahre 1620 in Berlin. Am 16. Februar des Jahres 1620 ward Friedrich Wilhelm im Schlosse zu Cöln an der Spree geboren. Der Leser erinnert sich des Aufstandes der Bewohner beider Städte bei Gelegenheit des Eintreffens der 2000 Engländer in und um Potsdam, die dem „Winterkönige“ Friedrich von seinem Schwiegervater gesandt wurden. Die Bürgerschaft meinte, man wolle die Engländer als Besatzung nach Berlin verlegen, und zwar zu dem Zwecke, die reformirte Religion zur

herrschenden im Lande zu machen. Daher der Aufruhr. — Hören wir den Bericht des Kanzlers Pruckmann an den Kurfürsten, der sich zur Zeit in Preußen befand, über diesen Vorgang.

„Die Mannschaft der Bürger in Cöln", heißt es in dem Bericht, „war von ihrer Zween angeführt, die ihr Lebtag wol keinen todten Menschen im Felde gesehen. Da war ein Trommelschlagen, Platzen und Schießen, auch Schreien in beiden Städten die ganze Nacht hindurch, daß ihrer wol wenige dieselbe Nacht werden geschlafen haben, denn es war Alles besoffen, was da war. Da hätte man wohlbeschossene Musketiere sehen sollen: der Eine schoß die Lunte mit hinweg, dem Andern entfiel der Ladestecken, dem Dritten die Forchett (die Gabel, auf die man das Gewehr beim Schießen legte), dem Vierten versagte die Muskete zwei- bis dreimal, der Fünfte steckte die Nase gar in den Aermel, wenn er schießen wollte, gleich den Mönchen, Pfaffen und Jesuiten, die vor etlichen Jahren zu Paris singend und bettelnd umhergingen. Und die, so losgeschossen hatten, konnten zu keiner Ladung wieder kommen, so voll waren sie. Die Pikeniere trugen die Piken auch gar nicht meisterlich, zu geschweigen, daß sie solche sonst zu gebrauchen gewußt hätten. Summa, man hat nur lauter Schimpf gehabt. — Wie es Morgens drei Uhr schlug, liefen sie von den Wachen ganz ungeberdig, und die wiederum an die Wache treten sollten, waren nicht vorhanden. Da rannte der Trommelhans über eine Stunde herum und machte ein Gerassel auf dem Kalbfell, ehe er Andere wieder zu Haufen bringen konnte. Eine andere Rotte, so gar nicht Bürger gewesen, hat sich dahinten auf dem Werder zu Haufen rottirt und haben die ganze Nacht auf dem Dudelsack spielen lassen, auch eine Wagenburg von Tüchern um sich geschlagen. — Was aber das Aergste, es wurde unter den Fenstern von Ew. churfürstlichen Durchlaucht Schloßwohnung ein so überaus großes Platzen und Schießen getrieben, daß dadurch auch Ew. Durchlaucht junges ungetauftes Herrlein zweimal in der Wiege ziemlich erschrecket worden, so daß leicht ein anderer Unrath daraus hätte entstehen können. Ich glaube, daß der Teufel dies zuvörderst gesucht habe."

Das „junge Herrlein" war drei Monate alt, als sich dies zutrug. Die Lutheraner schrieen Ach und Weh, daß es noch nicht getauft sei, daß man es so lange ohne Noth in dem Zustande unrettbarer Verdammniß lasse. Leider spielte aber die Noth eine größere Rolle, als Mancher ahnte. Die Mittel waren knapp für ein Festmahl, wie es sich geziemte bei der Taufe eines Kurprinzen; auch machte die Wahl der Taufpathen Kopfzerbrechen. Man wollte es mit keiner der sich befehdenden Parteien verderben. Endlich hoffte man auch von Tag zu Tag auf die Rückkehr des Kurfürsten. Als nun Nachricht aus Preußen kam, daß die Rücksicht auf die Zerwürfnisse Schwedens mit Polen ein längeres Verweilen des Kurfürsten in seinem Herzogthum Preußen nöthig machten, ward der 30. Juli zum Tauftage angesetzt, und man beschloß, sich in Bezug auf die Wahl der Pathen auf die nächsten Glieder des Hauses und auf Vertreter des Landes zu beschränken. Es wurden demnach als Taufzeugen geladen: des Kurprinzen Großmutter Anna (die Wittwe des verstorbenen Kurfürsten Johann Sigismund), die beiden Schwestern des Kurfürsten, Marie Eleonore, die sich kurze Zeit vorher mit Gustav Adolf vermählt hatte, und Katharina, die bald darauf dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor die Hand reichte; endlich der Adel und die Städte diesseit und jenseit der Oder.

Des Prinzen Erziehung. Bis zu seinem fünften Lebensjahre hatte der Kurprinz an seiner Mutter, der Schwester des „Winterkönigs" Friedrich von der Pfalz, eine liebevolle Pflegerin und Erzieherin. Dann ward ihm zunächst in Johannes von der Borch, dem ehemaligen Hofmeister seines Vaters, ein Erzieher gegeben. Ein im Jahre 1626 in Berlin erschienenes Werk enthält das Bild des damals sechs Jahre alten Kurprinzen. Es ist dies ein gut ausgeführter Kupferstich. Das Gesicht ist umlockt von starkem Haare und zeigt schon die Züge, die dasselbe später so auszeichneten und Jedem, der es sah, unvergeßlich machten. Der Kurprinz trägt ein Jäckchen und weite Beinkleider von gesticktem, blumigem Zeuge, dazu Manschetten und einen Halskragen.

Je wirrer die Gegenwart und je dunkler die Zukunft erschienen, um so lebhafter waren die fürstlichen Eltern von dem Wunsche beseelt, dem Sohne eine für Leib und Geist tüchtige Erziehung zutheil werden zu lassen. Da von der Borch bereits hochbetagt war, erwählten sie dem Kurprinzen im folgenden Jahre in Johann Friedrich Kalchun (genannt von Leuchtmar) einen neuen Hofmeister. Das war eine gute Wahl; denn Leuchtmar war ein Mann von Wissen, Frömmigkeit und Willenskraft.



Bildniß des jugendlichen Kurprinzen.

Aber der Berliner Hof war in jener unruhvollen Zeit nicht der Ort, an welchem das Werk der Erziehung eines Prinzen mit Segen hätte bewirkt werden können. Der Prinz ward daher mit seiner Schwester nach der Festung Küstrin gesandt; doch auch Küstrins Umgegend ward bald genug mehrfach von Dänen und Kaiserlichen beunruhigt, zunächst bei Gelegenheit der Verfolgung der Dänen durch Wallenstein, der um jene Zeit seinen vielbesprochenen Zug nach Stralsund unternahm.

Zu seinem neunten Geburtstage empfing der Kurprinz von seiner Mutter ein Armband mit folgender Inschrift: „Dieses gebe ich Dir zur Versicherung meiner herzlichen Liebe und zu einer Erinnerung, meiner getreuen Vermahnung nicht zu vergessen, Gott und die Unterthanen über Alles zu lieben, aller Tugenden Dich zu befleißigen, die Laster aber ernstlich zu hassen, so wird Gottes Beistand Deinen Stuhl befestigen und aller zeitliche und ewige Segen Dir folgen."

Dieses Armband betrachtete der spätere Kurfürst sein Leben lang als ein theures Andenken, und er schrieb nicht lange vor seinem Tode folgende Worte unter jene Inschrift: „Dieses ist mir während meiner ganzen Regierung stets vor Augen gewesen, und mein Sohn soll solches Armband nebst dieser Lehre auch wieder von mir erben."

Wie sorgsam der Hofmeister darauf Bedacht nahm, den Kurprinzen für seine künftige Stellung nach allen Seiten hin vorzubereiten, geht unter Anderem aus dem Umstande hervor, daß unter die kleine Zahl der Pagen des Kurprinzen einige Söhne polnischer Edelleute aufgenommen worden waren. Von ihnen lernte der Kurprinz früh schon den Gebrauch der ihm später sehr nützlichen polnischen Sprache.

Auch an körperlichen Uebungen mancherlei Art fehlte es nicht; unter Anderm betrieb der Kurprinz früh schon, namentlich wenn er, was mehrmals geschah, seinen Aufenthalt auf dem Jagdschlosse Letzlingen in der Altmark nahm, das Weidwerk mit großem Eifer. Ein kaiserlicher Offizier, Graf Schaffgotsch, hatte ihm ein kleines mäusefahles Pferdchen geschenkt, auf welchem er sich oft im Walde umher tummelte und nach flüchtigen Rehen und Hirschen den Wurfspieß schleudern lernte. Mit gleichem Eifer lag er dem Vogelfangen, insbesondere der Falkenbeize ob. (Die rothsammtne Kappe seines Leibfalken wird heute noch im Hohenzollern-Museum zu Berlin aufbewahrt.)

Parteien am Hofe. Dem Grafen Schwarzenberg fehlte es am Hofe nicht an Widersachern, namentlich war ihm die Kurfürstin entgegen, was nicht verwundern kann; war er doch beständig bemüht, den Kurfürsten zum Kaiser hinüberzuziehen, der, wie wir wissen, ihrem Bruder Friedrich V. nicht nur die Krone Böhmens entrissen, sondern ihm auch den Besitz seines Kurlandes abgesprochen hatte. Seit der Verheirathung ihrer Schwägerin mit Gustav Adolf war der Widerwille gegen einen Anschluß an die kaiserliche Partei in der Kurfürstin nur noch lebhafter geworden. Wollte doch Gustav Adolf ihrem Bruder wieder zu dem Besitze seines Kurlandes verhelfen! Sie wünschte daher aufs Eifrigste das Zustandekommen eines Bündnisses Brandenburgs mit Schweden und mühte sich beständig, Schwarzenberg's Einfluß zu beseitigen. So ward sie der Mittelpunkt der sogenannten „schwedischen Partei„ am kurfürstlichen Hofe, zu deren Anhängern man, wie es scheint, auch den Hofmeister des Prinzen zählte.

Daß einzelne Glieder der schwedischen Partei in ihrem im Grunde allerdings berechtigten Widerwillen gegen Schwarzenberg zu weit gingen, ja daß ihr Haß Beschuldigungen gegen ihn zu Tage förderte, die ohne jeglichen Halt waren, muß zugegeben werden. So ist behauptet worden, Schwarzenberg's Absicht sei es gewesen, den Kurprinzen durch Gift oder Dolch aus dem Wege zu räumen. Anschuldigungen dieser Art sind überzeugend widerlegt worden. (Vergl. Cosmar, Biographie Schwarzenberg's.) — Es scheint, als sei der Kurprinz schon in früher Jugend durch Einflüsterungen, die in jenem Hasse ihren Grund hatten, geängstigt worden, und als habe man ihm zu jener Zeit Mancherlei eingeredet, woran er später noch glaubte. So heißt es in einem Briefe des Historiographen Schock vom 22. April 1667: „Kürzlich habe ich aus dem Munde des Durchlauchtigsten Folgendes gehört: Als er, kaum zehn Jahre alt, in Küstrin verweilte, sei eines Abends, als er bereits im Bette gelegen, ein Bursche von ungefähr achtzehn Jahren mit einem längeren Dolche ergriffen worden. Der Kammerdiener Daniel, von Geburt ein Franzose, habe den „Mörder" unter dem Bette hervorgezogen und dem Kurprinzen zugerufen, so schnell als möglich aus dem Bette zu springen."

Vielleicht war das Ganze nur eine Komödie, eben nur erfunden, um in dem Kurprinzen eine unauslöschliche Abneigung gegen Schwarzenberg und damit auch gegen die Bestrebungen desselben hervorzurufen. — Des Kurfürsten heller Blick würde, als ihm später die Zügel der Landesregierung zufielen, freilich ohnedies erkannt haben, daß Schwarzenberg's Regierungsgrundsätze dem Lande nicht frommen konnten.

Daß beängstigende Nachrichten von dem Kriegsschauplatze und über die trostlosen Zustände des Vaterlandes dem Kurprinzen so viel als möglich fern gehalten wurden, läßt sich mit einiger Sicherheit annehmen. Es galt, seinen jugendlichen Sinn nicht zu trüben und ihn für die Studien rege zu erhalten.

Welch ein erschütternder Vorgang im Jugendleben des Kurprinzen muß es gewesen sein, als er im Januar 1633 in Wolgast am Sarge Gustav Adolf's, des für die Freiheit des evangelischen Glaubens gefallenen Helden, stand! Von hier aus sollten die Ueberreste des theuren Todten, die ein silberner Sarg umschloß, zu Schiffe nach der Heimat übergeführt werden, und es galt nur noch, ihnen bis zum Strande ein feierliches Geleit zu geben. Hinter dem Leichenwagen, der von acht mit schwarzen Sammtdecken behangenen Pferden gezogen ward, folgte zu Fuße der Kurfürst von Brandenburg, geführt von den beiden mecklenburgischen Herzögen, und als zweiter Leidtragender sein Sohn, der Kurprinz, geführt von den pommerschen Abgesandten. In einem unabsehbaren Zuge schloß sich die Menge des Trauergefolges an, den unersetzbaren Verlust unter Thränen beklagend.

Auf der Rückreise beschloß der Kurfürst, den Sohn längere Zeit an dem Hofe des alten Pommernherzoges zu Stettin zu belassen, damit er die Sitten und Weisen des Landes kennen lerne, das nach dem Tode Bogislav's ja vertragsmäßig an Brandenburg fallen sollte. Des Kurprinzen Aufenthalt in Stettin währte fast zwei Jahre.

Mit welchem Eifer und Erfolg der wackere Hofmeister die Erziehung des jungen Prinzen leitete, geht daraus hervor, daß dieser schon im fünfzehnten Lebensjahre, außer seiner Muttersprache, ziemlich geläufig lateinisch, französisch und polnisch sprach und schrieb. Auch war er um diese Zeit bereits ein ausgezeichneter Reiter und Fechter.

Reise nach Holland. Friedrich Wilhelm an Körper und Geist so trefflich gedeihen zu sehen, mochte für Georg Wilhelm vielleicht der einzige Trost in seinem mühseligen Leben sein. Auf Anregung seiner Gemahlin beschloß er, den fünfzehnjährigen Jüngling zu seiner weiteren Ausbildung nach der Hochschule zu Leyden zu senden. Schwarzenberg erklärte, die kurfürstlichen Kassen seien erschöpft — er wisse das Geld zur Reise nicht zu erschwingen. Da trat die Kurfürstin ins Mittel und gab aus ihren Ersparnissen 3000 Thaler her. Leuchtmar begleitete den Kurprinzen.

Der Leser weiß, in welchem heißen Kampfe die tapferen Holländer damals noch begriffen waren. Nicht durch Söldnerheere ward hier die Sache des Landes geführt, sondern vom Volke, das freudig sein Herzblut hingab, um sich Freiheit des Glaubens und staatliche Unabhängigkeit zu erkämpfen. Einem solchen Aufschwunge gegenüber konnte natürlich die empfängliche Seele des Kurprinzen nicht theilnahmlos bleiben, und in ihm entstand der lebhafte Wunsch, in die Reihen der begeisterten Kämpfer gegen die spanische Macht einzutreten. Er selbst oder vielleicht Leuchtmar mochte dem Kurfürsten davon geschrieben haben; denn in einem Briefe des Letzteren aus jener Zeit heißt es: „er würde es am liebsten sehen, wenn sein Sohn zu Leyden bliebe und seinen Studien mit allem Fleiße und Eifer obliege.“ Ob weitere Verhandlungen in dieser Sache stattfanden, ist nicht ersichtlich; nur so viel steht fest, daß Friedrich Wilhelm sich nicht lange darauf nach Arnheim zu den Prinzen Wilhelm von Oranien und Moritz von Nassau begab, die ihn indeß für das Kriegshandwerk noch nicht hinlänglich vorbereitet und herangewachsen hielten.

Von Zeit zu Zeit machte Friedrich Wilhelm nach verschiedenen Richtungen hin Ausflüge ins Land. Der Unterschied zwischen dem holländischen und dem heimischen Volksleben trat ihm überall in scharfen Umrissen entgegen. Dem religiösen und staatlichen Aufschwunge

war auch der des wissenschaftlichen, künstlerischen und gewerblichen Lebens gefolgt. Ganze Theile des Landes glichen großen Gärten. Während Deutschland von dem Religionskriege vielfach verwüstet worden, Spanien im Rückgang begriffen war, war Holland an die Spitze des Welthandels getreten. Wenn der Prinz in Begleitung Leuchtmar's durch die gesegneten Gauen dahinritt, so gab gar Manches Anlaß zum Vergleich der dortigen und der heimischen Zustände. Berge oder Felsen erblickte man nirgends, doch gewährten die hohen Dämme, auf welchen man zu den Wegen und Straßen emporklomm, die Menge von Landsitzen, mit oder ohne feste Mauern und Thürme, die zahlreichen Baumgänge und Baumgruppen, welche aus Wiesen, Fluren und am Rande klarer Wasserspiegel auftauchten, den Landschaften Abwechselung, und es fehlte auch nicht an überraschenden Ansichten malerischer Art. Der Prinz suchte sich fleißig zu belehren über Ackerbau, Viehzucht und Schiffahrt; kurz, es prägte sich ein Bild in seine Seele, das daheim ins wirkliche Leben zu übertragen in der Folge sein unausgesetztes Streben blieb. Das Wichtigste aber: „er lernte in Holland, in dem frischen Luftzuge republikanischen Gemeinsinnes, der damals die Provinzen noch beseelte, eine Staatskunst würdigen, die, unzugänglich jedem fremden Einflusse, sich nur durch die eigenen Volksinteressen leiten ließ. Es sind die gleichen Prinzipien, die sich ihm hier aufdrängten, und auf denen er später, inmitten europäischer Kämpfe, die Selbständigkeit seines Staates begründen sollte." — Sehr zu bedauern ist es, daß das von ihm in Holland geführte Tagebuch später verloren gegangen ist. Es würde sich aus demselben ohne Zweifel ergeben, daß viele der Maßregeln, die er nachmals zur Förderung der Landeskultur traf, den in Holland gewonnenen Anschauungen entsprangen.

Der Kurprinz, jetzt siebzehn Jahre alt, hatte bisher noch nicht den Hauptort des Landes, den Haag, gesehen. Der Aufenthalt daselbst war für einen Jeden, der berufen war, Land und Leute zu regieren, von Wichtigkeit, weil dort ein reges politisches Leben herrschte und die Stadt mit Recht ein Sammelplatz berühmter Staatsmänner aus allen Ländern genannt werden konnte. Wer die Grundsätze des Staatsregiments, nicht wie sie in Lehrsälen vorgetragen, sondern wie sie von den die Macht Ausübenden angewandt wurden, kennen lernen wollte, der konnte diesem Verlangen am besten im Haag Genüge thun.

Dennoch trug der treffliche Leuchtmar Bedenken, dem Prinzen die Reise nach jenem Orte anzurathen. Die fürstliche Residenz der Oranier war verrufen wegen ihrer üblen Sitten, und zwar wurden dieselben gerade durch jene wechselnde vornehme, staatsmännische Schule unterhalten. Es gab dort viel zu lernen, aber auch — viel zu verlieren.

Jetzt aber kam Weisung vom Kurfürsten, sich dorthin zu begeben. Bald sah auch Friedrich Wilhelm im Haag sich von einer Zahl junger Edelleute, von Grafen und Fürstensöhnen umschwärmt; denn er war neben seinem regen Streben, sich nach verschiedenen Richtungen des Wissens zu vervollkommnen, doch auch heiteren Lebensgenüssen durchaus nicht feind. — Eines Abends war der Prinz zu einem Gelage eingeladen worden, das bis in die Nacht hinein währte. Als die jungen Herrlein bereits voll süßen Weines waren, traten junge Damen mit schönen Angesichtern, aber leichten, losen Sitten ein. Sofort erhob sich Friedrich Wilhelm, um den Saal zu verlassen. Seine jungen Freunde drängten sich herzu und bestürmten ihn, zu bleiben. Der Kurprinz entgegnete ihnen, er wisse, was er seinen Eltern, seinem Lande und sich selbst schuldig sei! — Und er blieb fest und — ging.

Dadurch hatte der Prinz dargethan, welch eine Herrschaft er über sich zu üben vermochte. Schon am nächsten Morgen saßen Beide, er und sein Erzieher, zu Pferde und verließen die Hauptstadt. Einige Diener folgten. Wohin? — Ins rauhe Kriegslager! — Der Prinz Heinrich von Oranien lag damals gerade vor Breda; zu ihm begab sich Friedrich Wilhelm. In der That, eine Flucht eigener Art: aus einer üppigen Hauptstadt ins Feld, wo der Tod in jedem Augenblicke sein Leben fordern konnte.

Aus dem Munde Leuchtmar's vernahm der Oranier, was den Kurprinzen veranlaßt hatte, den Haag zu verlassen. Bewegten Herzens äußerte darauf Heinrich:

„Mein Prinz, Eure Flucht beweist mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda eroberte. Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird auch noch Größeres gelingen!"

Der Aufenthalt des Kurprinzen im Kriegslager erwies sich auch in anderer Beziehung nicht ohne Segen für ihn; denn er empfing von einem bewährten Feldherrn, der in dem niederländischen Kriegswesen bereits große Verbesserungen hervorgerufen hatte, manchen trefflichen Wink über das Kriegswesen und die Kriegführung.

Rückkehr aus Holland. Der Kurfürst von der Pfalz Friedrich V. hatte das Zeitliche gesegnet; elf Tage nach dem Tode Gustav Adolf's, auf den er seine letzte Hoffnung gesetzt hatte, war er einem hitzigen Fieber erlegen. Seine Gemahlin, die geistreiche und einst so schöne Elisabeth, die sich immer noch Königin von Böhmen und Kurfürstin von der Pfalz nannte, hatte ihren Wohnsitz in Rehnen, unweit Arnheim in Holland, genommen. Friedrich Wilhelm war hier oft ihr Gast, und es entstand in ihm eine Zuneigung zu einer der schönen Töchter Elisabeth's, der Prinzessin Ludovika Hollandine.

Inzwischen war es zum Prager Frieden gekommen, durch den, wie wir wissen, der Kurfürst von Brandenburg sich dem Kaiser wieder in die Arme geworfen hatte. Daß man von Wien aus den Kronprinzen bei seinem Aufenthalte in Holland hatte sorglich beobachten lassen, zeigte sich jetzt. Denn von dort her ging in Berlin die Nachricht ein: „Man gehe damit um, den jungen Fürsten mit einer Tochter Friedrich's von der Pfalz zu vermählen und ihn als regierenden Fürsten in die Kleve'schen Lande — gleichsam unter den Schutz des Prinzen von Oranien und der Generalstaaten, wie die Verordneten der vereinigten holländischen Landestheile, in deren Hand die höchste Staatsgewalt lag, heißen — zu bringen, was ihn ohne Zweifel dem heiligen römischen Reiche gänzlich entfremden würde."

Um dem kaiserlichen Hofe keine Ursache zu Mißtrauen zu geben, ward in Berlin beschlossen, den Kurprinzen aus Holland zurückzuberufen. Der Kaiser zeigte sich in dem Grade besorgt um den Prinzen, daß er den Wunsch zu erkennen gab, Letzterer möge eine Zeit lang seinen Aufenthalt am kaiserlichen Hofe nehmen; ja, er erbot sich sogar, einen Theil der Reisekosten zu tragen! Ohne Zweifel war dieses Anerbieten Schwarzenberg's Werk. Dieser mochte lebhaft wünschen, daß die holländischen Eindrücke, die der Prinz gewonnen, durch gut kaiserlich-katholische verwischt, womöglich berichtigt werden möchten. — Dennoch sah Schwarzenberg sich später selbst genöthigt, von einer Reise nach Wien abzurathen. Dagegen blieb es sein Wunsch, den Kurprinzen mit einem „kaiserlichen Frauenzimmer" zu verheirathen.

Friedrich Wilhelm erschrak nicht wenig, als er das Rückberufungsschreiben empfing. Er wäre am liebsten in Kleve, dem Nachbarlande Hollands, geblieben und hätte dort die Statthalterschaft übernommen. In Wien hatte man ganz richtig gesehen: die Generalstaaten wünschten allerdings die Vermählung des Kurprinzen mit einer Prinzessin des verstorbenen Friedrich von der Pfalz, denn sie waren der Meinung, daß eine solche Verbindung den Prinzen und nachherigen Kurfürsten für immer von der kaiserlichen Partei trennen und zu ihrem Bundesgenossen machen müsse. Friedrich Wilhelm selbst wagte Vorstellungen. „Sein lebhafter Wunsch sei es", schrieb er nach Berlin, „sich im Kriegsdienste unter dem berühmten Heerführer, dem Prinzen von Oranien, und im Seedienste unter dem ebenfalls hochverdienten Admiral Tromp möglichst auszubilden, um seinem durchlauchtigsten Vater danach in Unterthänigkeit aufwarten zu können." In einem folgenden Schreiben weist er auf die Gefahren einer Seereise bei der schon vorgerückten Jahreszeit hin, „nochzumal es bekannt sei, daß die Kaperschiffe der Dünkircher zur Zeit vielen Unfug trieben. Der Weg durch Oberdeutschland sei keineswegs rathsam. Nähme er seinen Weg am Strande entlang, so könnte er leicht den dort umherstreifenden Schweden und Hessen in die Hände fallen, in Oberdeutschland und Franken dagegen herrsche ein solches Elend, daß sich die Menschen hier einander selbst vor Hunger auffräßen." Dies Schreiben ist zugleich ein redender Beitrag zur Schilderung der damaligen jammervollen Zustände in Deutschland.

In einem dritten Schreiben theilt der Kurprinz dem Vater mit, daß er von den Ständen Kleve's gebeten worden sei, seine Reise noch auszusetzen, da dieselben ein Bittgesuch an den Kurfürsten hätten abgehen lassen, dahin lautend, ihm die Statthalterschaft zu übertragen. — Der Kurfürst schnitt indessen alles weitere Hin- und Herreden durch den bestimmten Befehl an seinen Sohn ab, unverzüglich heimzukehren. „Er habe“, hieß es in seinem Schreiben, „seine sonderlichen guten Ursachen, den längeren Aufenthalt in Holland weder für sicher, noch nützlich zu halten. Deswegen brauche sich aber der Prinz nicht einzubilden, er, der Kurfürst, wolle ihn in eine unangenehme Heirath verwickeln oder ihn an solche Orte senden, die ihm widrig wären (es ist wol Wien gemeint); er verlange blos, daß der Sohn ohne sein Wissen und Willen sich in keine Heirath, welche es auch sein möge, einlasse und insonderheit mit freier Hand zurückkomme; wenn dergleichen jedoch schon vorgegangen, würde er es nicht ratifiziren und gut heißen.“

Letzteres bezieht sich offenbar auf den Wunsch des Kurprinzen, sich mit der Prinzessin Ludovika Hollandine von der Pfalz zu vermählen. Daß aus dieser Heirath nichts wurde, war ein großes Glück für den Kurprinzen und das Land. Die genannte Prinzessin zeigte sich später als Frau von losen Sitten, die sich und ihrem Hause viel Aergerniß bereitete.



Friedrich Wilhelm als junger Mann.

Friedrich Wilhelm erkannte es als seine Pflicht, sich in des Vaters Willen zu fügen. Er schrieb ihm am 27. Januar 1638: „Mir hätte auf der ganzen Welt nichts Lieberes geschehen können, als der gnädigen väterlichen Liebe versichert zu werden. Mein ganzes Leben lang werde ich fernerhin meinen gnädigen Vater ehren, lieben und ihm gehorchen und nimmer mehr, sei es in Heirathen, oder in allem Andern etwas, so wider Gott und meinen gnädigen Vater sein möchte, vornehmen. Ich werde so bald wie möglich mich von hier hinwegbegeben und dazu den Weg nehmen, wobei die wenigsten Gefahren zu besorgen, und werde mit Marwitz (Otto von Marwitz, der ihm die letzten Schreiben des Vaters persönlich überbracht hatte) die weitere Verabredung treffen.“

Der Prinz sandte Marwitz voraus, und dieser gab dem Kurfürsten die Versicherung: „Der Prinz habe erklärt, es sei ihm herzlich leid, daß sein Ausbleiben zu solchem Argwohn, an welchem er unschuldig wäre, Anlaß gegeben. Die Befürchtung, daß der Kurfürst ihm seine Zuneigung entzogen habe und ihn bei seiner Ankunft übel behandeln werde, habe ihn sehr betrübt, sei aber nun zerstreut.“ — Kurz vor seiner Abreise aus Holland überreichte Friedrich Wilhelm seinem früheren Hofmeister und späteren treuen Rathgeber eine Schenkungsurkunde, die als ein Zeugniß seines dankbaren Gemüthes erwähnt zu werden verdient. Er verschrieb dem würdigen Manne das Lehngut Neuenhof in Kleve erb- und eigenthümlich. „Wir geloben und versprechen“, heißt es in der von ihm eigenhändig geschriebenen und mit seinem Wappen untersiegelten Urkunde, „daß, wenn Wir dermaleinst die Macht und die Gewalt erlangen werden, und mehrgedachter Leuchtmar mit Tode abginge, gleichwol seinem ältesten Sohne solches Gut verleihen und ihm alles dessen genießen lassen wollen, was Wir sonst ihm selbst bei seinem Leben zugelegt und gnädigst zugedacht haben.“

Der Kurprinz in Preußen. Sobald das Frühlingswetter günstiger wurde, schiffte sich der Kurprinz zu Amsterdam ein. Nach einer dreimonatlichen stürmischen Seereise langte er (am 14. Mai 1638) in Hamburg an, wo er die Nachricht empfing, daß ihm

der Vater bis Werben eine Abtheilung brandenburgischer Reiterei entgegengeschickt habe. Georg Wilhelm hielt damals in der Festung Spandau Hof. Hier traf der Kurprinz am 6. Juni wohlbehalten ein und ward von seinen fürstlichen Eltern aufs Wärmste willkommen geheißen. In Berlin, wohin er sich am 8. Juni begab, wurden zu Ehren seiner Wiederkehr nach längerer Abwesenheit mancherlei Festlichkeiten veranstaltet; auch Schwarzenberg gab ein großes Gastmahl. „Bei diesem Mahle", heißt es in dem Tagebuche des späteren Oberhofmarschalls von Götze, „wurde stark getrunken; doch haben S. D. der Kurprinz nicht über den Durst getrunken." Der Völlerei, dem verbreitetsten, gerade an Fürstenhöfen am meisten heimischen Laster der damaligen Zeit, war und blieb Friedrich Wilhelm abgeneigt.



Rückkehr ins Elternhaus. Zeichnung von H. Lüders.

Am nächsten Tage erkrankte der Prinz, was sogleich in den Gegnern Schwarzenberg's den Verdacht erregte, dieser habe dem Prinzen Gift beigebracht. Es handelte sich aber nur um einige leichte Fieberanfälle, den Vorboten der Masern.

Am 20. August 1638 trat Friedrich Wilhelm in Gemeinschaft seines Vaters die Reise nach Preußen an; es war dies ein wegen der damaligen schlechten Wege beschwerliches Unternehmen, zu dessen Ausführung drei bis vier Wochen gehörten. In Preußen gefiel es jedoch dem jungen Herrn durchaus nicht. Alles, was er hier sah und hörte, war derartig, daß die Sehnsucht nach dem liebgewordenen Holland in ihm nur desto lebhafter ward.

Die Grundsätze, nach denen im Osten regiert ward — dies läßt sich aus seinem späteren Auftreten schließen — behagten ihm ganz und gar nicht; doch hielt ihn die Ehrfurcht vor dem Fürsten und dem Vater davon ab, dies irgendwie erkennen zu geben. Es fehlte ihm in Preußen auch an solchem Umgang, der seinem hochstrebenden Geiste hätte Genüge thun können. Statt dessen mußte er sehen, wie die Stände, auf den Schutz Polens sich steifend, dem Vater das Regiment erschwerten; weiterhin sah er sich durch Mittheilungen über die Verketzerungen heimgesucht, die von den Lutheranern gegen die Reformirten ausgingen.

Vorkommnisse dieser Art konnten auf den regen Geist des Kurprinzen nur nachtheilig wirken. — So ging die Zeit bis zum November 1640 dahin. Da erkrankten Beide, der Kurfürst und Friedrich Wilhelm; Ersterer starb am 1. Dezember 1640, sein Sohn genas, um — in einem noch sehr jugendlichen Alter — das Steuer des Staates zu ergreifen.

Sehen wir nun zu, wie der junge Erbe des brandenburgischen Kurhutes sein überaus schweres Werk begann und durchführte!

Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's.

Welche Macht und Mittel fand der junge Herrscher vor? Dem Titel nach war er „Markgraf zu Brandenburg, des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer und Kurfürst, Herzog in Preußen, Jülich, Kleve, Berg, Stettin, der Pommern, Kassuben und Vandalen, sowie in Schlesien, zu Krossen und Jägerndorf Herzog, Burggraf zu Nürnberg, Fürst zu Rügen, Graf zu Mark und Ravensberg, Herr zu Ravenstein" u. s. w.

Aber stand nicht, was Macht und Ansehen des brandenburgischen Hauses betraf, zu jener Zeit Alles in Frage? Der Krieg war noch nicht vorüber, in welchem ein Fürst um Krone und Kurhut gekommen und zwei Herzöge ihrer Länder beraubt worden waren. Und was hätte Brandenburg zur Abwehr zu thun vermocht, wenn über dasselbe im feindlichen Sinne verfügt worden wäre? Zu Anfange des Krieges hatten die Stände aus unzeitiger Sparsamkeit sich geweigert, das Erforderliche für die Aufstellung eines starken Truppenkörpers zu thun. „Es fehle dazu an Mitteln", war von ihnen dem verstorbenen Kurfürsten entgegnet worden, dem freilich leider der unbeugsame Wille gefehlt hatte, das für das Wohl des Landes Heilsame und Unerläßliche unter allen Umständen durchzuführen. Die Kriegshorden, Freunde sowol wie Feinde, hatten nachher die Mittel schon zu finden gewußt, und zwar in solchem Umfange, daß, wäre nur der zehnte Theil davon in rechter Weise und zur rechten Zeit angewandt worden, Brandenburg ein entscheidendes Wort im Rathe Europa's hätte mitreden können. Jetzt lag das Land ohnmächtig danieder, Mittel und Würde des Landes und der Regierung waren dahin; von dem schwedischen Reichsrathe war sogar Hand an das Erbtheil Brandenburgs, an Pommern, gelegt worden. Die Endpunkte des Besitzstandes, Preußen und Kleve, hunderte von Meilen aus einander gelegen, hatten schon vor dem Kriege nur lose mit Brandenburg zusammengehangen; jetzt, bei der Schwäche des Hauptlandes, war die Verbindung noch loser geworden. Nunmehr erschienen diese Landestheile, „den Stürmen und Waffen des Krieges, der sie umtobte, preisgegeben, wie verlorene Inseln den Wellenschlägen des Meeres." —

Solcherart war die Macht, die Friedrich Wilhelm vorfand. In einem eigenhändig geschriebenen Aufsatze des Kurfürsten aus der ersten Zeit seiner Regierung, der die Ueberschrift trägt: „Bedenken, ob ich eine Partei jetzt oder inskünftig nehmen soll?" heißt es: „Auf der einen Seite habe ich die Krone Schweden, auf der andern den Kaiser; ich sitze zwischen ihnen und erwarte, was sie mit mir anfangen, ob sie mir das Meinige lassen oder nehmen." — „Seine Lage war", sagt Droysen, „unermeßlich schwierig, sie forderte die äußerste Behutsamkeit und Verwegenheit; mit jedem Schritte, den er wagte, handelte es sich für ihn um Alles. Mit dem ersten Versuch eines freien Entschlusses mußte er fürchten, in seiner Ohnmacht zusammenzubrechen, bei dem ersten Erfolge erwarten, daß sich die kämpfenden Mächte zermalmend auf ihn stürzten."

Nur wenn man dies Alles wohl erwägt, vermag man die Riesenaufgabe zu würdigen, die dem jungen Fürsten, der bei dem Tode des Vaters noch nicht das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, zugefallen war. —

Die Gegner Schwarzenberg's hofften nun zunächst auf die Entlassung des ihnen verhaßten Staatsmannes. Sie irrten sich. Nicht daß der junge Fürst ihre Empfindungen nicht getheilt hätte — er sah die Frage wegen der Beibehaltung oder Entlassung Schwarzenberg's mit dem Auge des Staatsmannes an und war von vornherein nicht der Mann, der sich in Fragen des öffentlichen Wohls von Empfindungen leiten ließ.

Es wurde somit von ihm fürs Erste keine neue Flagge aufgezogen; aber er faßte gewisse Ziele scharf ins Auge und legte sogleich seine Hand fest ans Steuerruder, um dem Staatsschiff unvermerkt eine andere Richtung zu geben. Schon am Tage nach des Vaters Tode entsandte er seinen Vertrauten, den Kammerjunker Werner von Schulenburg, mit offenen und geheimen Aufträgen von Königsberg nach der Mark.

Schwarzenberg mag das eigenhändige Schreiben, das er von seinem neuen Gebieter empfing, unter Herzklopfen geöffnet haben. Der Kurfürst richtete die Aufforderung an ihn, sich ferner mit der Statthalterschaft der Mark zu beladen und ihm dadurch die schwere Regierungslast zu erleichtern. Schwarzenberg war hoch erfreut über dies „Zeichen des Vertrauens“, das doch nichts weiter als ein wohlberechneter und auch seine Wirkung nicht verfehlender Zug des Kurfürsten war, den Kaiser nicht mißtrauisch gegen sich zu machen.

Brandenburg noch weiter unter kaiserlichem Einfluß. Durch den Prager Frieden hatte Ferdinand III. fast vollkommene Gewalt über Brandenburg erlangt. Georg Wilhelm hatte sich verpflichtet, die Schweden, welche, wie wir wissen, seit Gustav Adolf's Tode sich bei Fortführung des Krieges vorherrschend von selbstsüchtigen Absichten leiten ließen, vertreiben zu helfen. Wenn nun auch vom Kaiser zugesagt worden war, Brandenburg zum Besitze von Pommern zu verhelfen, so konnte es doch für den Kurfürsten nicht zweifelhaft sein, daß das Ziel der katholisch-kaiserlichen Partei dahin ging, die Alleinherrschaft in Deutschland zu gewinnen; dies mußte bedenklich genug erscheinen und somit auf die Entschlüsse des jungen Fürsten von entscheidendem Einfluß werden.

Weiterhin harrte die Frage wegen der Vermählung Friedrich Wilhelm's mit der Prinzessin Christine, der einzigen Tochter Gustav Adolf's und der Erbin Schwedens, der Lösung. Wir wissen, wie lebhaft Gustav Adolf die Vereinigung der Fürstenhäuser Schweden und Brandenburg gewünscht hatte. Eine solche Verbindung hätte den Streit wegen Pommern sofort zu einer beiden Theilen gleich erwünschten Entscheidung gebracht.

Dies Alles wollte wohl erwogen sein. Wird Schweden, wird der Kaiser den Siegeslorber gewinnen? Niemand konnte darüber eine sichere Vermuthung aufstellen. Das Kriegsglück schwankte, die Kräfte waren im Ganzen sich ziemlich gleich. Eines aber stand fest und steht auch wol noch für lange Zeit fest. Wer in politischen Dingen mit Erfolg mitreden will, darf nicht „des letzten Beweisgrundes, des Schwertes,“ entbehren, um wenigstens darauf verweisen zu können. Wie es mit dem brandenburger Schwerte um jene Zeit stand, wissen wir. Noch lag die kaiserliche Hand fest an seinem Griffe. Die geringe Zahl von Truppen, die Brandenburg hatte aufbringen müssen, und die vom Lande unterhalten wurden, waren dem Kaiser durch einen Eid verpflichtet. — In der Ritter-Holmskirche zu Stockholm befinden sich, wie kürzlich von schwedischen Blättern berichtet ward, zwei brandenburgische Fahnen aus der Zeit Georg Wilhelm's. Dieselben zeigen in rothem Grund auf der einen Seite das brandenburgische, auf der andern das kaiserliche Wappen. Wir sehen also, daß der Kaiser sich nicht begnügte, von den Brandenburgern sich den Eid der Treue schwören zu lassen, daß er sogar seine Oberhoheit auf den Fahnen kenntlich machte. Und die Kaiserlichen befanden sich auch noch in Besitz der wenigen Festungen des Landes! Auch in Bezug auf diesen Umstand hatte der oben erwähnte, von dem Kurfürsten nach Brandenburg gesandte Werner von Schulenburg Weisungen empfangen.

Schwarzenberg's Fall. Durch den Abgesandten Werner von Schulenburg gelangte an den Obersten von Burgsdorf der Befehl, „keine kaiserliche Garnison aufzunehmen, es möchte ihm solches auch von Jemand, wer der auch sein möge (es bezieht sich dies jedenfalls zugleich auf Schwarzenberg und auf den Kaiser), zugemuthet werden, weil es der Prager Friede klar ausspreche, daß jedem Fürsten frei stehe, seine Festungen mit seinem Volke allein zu besetzen." Schwarzenberg, nicht wenig betroffen darüber, daß der Kurfürst diesen Befehl gegeben hatte, ohne vorher seinen Rath eingeholt oder ihn wenigstens zur Mittelsperson erwählt zu haben, suchte seinerseits nachzuweisen, daß es mit der Vereidigung der Truppen an den Kaiser nicht viel auf sich habe. Aber es hatte in der That viel auf sich, wie es sich bald genug herausstellen sollte. Der Kommandant von Spandau, Oberst von Rochau, und die Obersten Kracht und Goldacker in Berlin weigerten sich, dem Kurfürsten, ihrem Landesherrn, den Eid zu leisten. Rochau drohte sogar, die Festung Spandau in die Luft zu sprengen, ehe er sich dem kurfürstlichen Befehle füge; der Oberst von Burgsdorf dagegen leistete den Eid. Alleiniger und uneingeschränkter Herr der festen Plätze seines eigenen Landes zu werden, erschien dem Kurfürsten so wichtig, daß dies unter allen Umständen zunächst durchgesetzt werden müsse, sollte Brandenburg sich aus seiner tiefen Erniedrigung wieder zu neuer Kraft erheben. Und es wurde durchgesetzt. List und Gewalt halfen dazu.

Nun gab sich auch Schwarzenberg die Miene, als sei er mit den getroffenen Maßnahmen einverstanden, und drückte dies dem Kurfürsten in einem Schreiben aus. Aber seine Stellung ward dadurch nicht haltbarer. Er sah eine Kraft über sich, die sein mühsam aufgebautes Werk zunichte machte, und dies setzte ihn in eine äußerst unbehagliche Stimmung, wodurch seine Gesundheit zu wanken begann. Dazu kamen aufregende Auftritte. Ein Herr von Lehndorf erstach in einem Streite den Kriegszahlmeister von Zastrow vor seinen Augen. Noch hatte Schwarzenberg sich von seinem Schrecken nicht erholt, so vernahm er von der Straße her den Lärm einer Rotte Soldaten, denen der Sold längere Zeit nicht ausgezahlt worden war, und die nun drohten, sein Haus zu stürmen. Er suchte sie zu beruhigen, indem er ihnen das geforderte Geld auszahlen ließ. Endlich empfing er gleich darauf noch ein Schreiben aus Regensburg, in welchem ihm mitgetheilt ward, man wisse es bereits in Wien, daß er beim Kurfürsten in Ungnade gefallen sei. Das war zu viel. Ein Schlagfluß endete sein Leben.

Der Kurfürst befahl, Schwarzenberg's Papiere unter Siegel zu legen. Nun zeigte es sich mit erschreckender Klarheit, wie von ihm der Nothstand des Landes benutzt worden war, sich immerfort zu bereichern, namentlich durch wucherische Darlehen. Sein Gehalt betrug nur 2300 Thaler, und der Sohn stellte dennoch eine Forderung von 400,000 Thalern, die sein Vater an die kurfürstlichen Kassen ausgeliehen haben sollte. Der junge Schwarzenberg floh nach Wien, wo er in dem Kaiser natürlich einen eifrigen Fürsprecher fand. Später kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem dem Grafen 300,000 Thaler ausgezahlt wurden.

Huldigung in Warschau. Unterdessen hatten lange Verhandlungen wegen der Belehnung mit dem Herzogthum Preußen stattgefunden. Der Kurfürst begab sich endlich nach Warschau, um dem Könige von Polen zu huldigen und die Belehnung zu empfangen. Dort erschien er „im reich gallonirt rothen Sammetkleide, an goldenem Bandelier das deutsche Schwert tragend, auf dem Haupte, von dem das volle dunkle Gelock auf die Schultern herniederwallte, den aufgekrempten schwarzen Filzhut mit schwarz und weißer Straußenfeder." Die Königin von Polen fand so viel Gefallen an dem so stattlichen jungen Herrn, daß sie sich denselben zum Schwiegersohn wünschte. Graf Gerhard von Dönhof mußte ihm dies zu erkennen geben; er erhielt aber die bestimmte ritterliche Antwort: „So lange ich mein Land nicht in Frieden regieren kann, darf ich nach keiner andern Braut mich umsehen, als nach meinem Degen." —

Lenken wir unsere Aufmerksamkeit hiernach wieder auf die gänzlich im Argen liegenden Verhältnisse der Mark zurück.

Aus den zurückbehaltenen Mannschaften bildete Friedrich Wilhelm drei Regimenter und erhöhte die Gesammtzahl auf 3000 Mann. Dies war die Grundlage der brandenburgischen Heeresmacht, gering an Zahl, aber natürlich von höherem Werth für Fürst und Land, als eine noch so große Zahl von Truppen, die einem auswärtigen Fürsten vereidet waren; hätten doch Truppen, über die ein Anderer gebot, dem Kurfürsten und dem Staate unter Umständen gefährlich werden können. — Von den alten Truppen überließ Friedrich Wilhelm die drei Reiterregimenter, 2000 Pferde, dem Kaiser gänzlich; indem er den Regimentsverband der Infanterie löste, behielt er nur in selbständigen Compagnien einen tüchtigen Stamm für das neue Heer, das er zu organisiren gedachte. — Seinen Unterthanen verbot er, in fremde Dienste zu gehen, außerdem aber wurden fremde Werbungen in seinen Landen nicht mehr gestattet.

Dadurch dem Kaiser gegenüber etwas freier geworden, strebte er nun zunächst danach, sich mit Schweden auf einen leidlichen Fuß zu setzen, und es gelang ihm nicht ohne Mühe, einen zweijährigen Waffenstillstand zum Abschlusse zu bringen. Nach den festgestellten Bedingungen sollte ein jeder Theil vorläufig behalten, was er besaß. Die Schweden blieben somit nach wie vor Herren von Pommern und von einigen Festungen im Brandenburgischen sowie in der Lausitz.

Daß der Kurfürst in dieser Weise auf eigene Hand zu handeln begann, mißfiel dem Kaiser. Friedrich Wilhelm suchte ihn zu beruhigen und hob namentlich hervor, wie doch dem Kaiser unmöglich mit Fürsten gedient sein könne, die sich gegen Fremde nicht einmal ihrer Haut zu wehren vermöchten. Daß er dem Kaiser seine letzten Ziele nicht offen darlegte, wird ihm Niemand übel deuten, der sich in seine Lage denkt. Schwarzenberg's Politik hatte es ja dahin gebracht, sich dem Gedanken nicht zu verschließen, daß auf Seiten des Kaisers und der Schweden mehr oder weniger offen die Absicht gehegt werde, auf Kosten Brandenburgs Frieden zu schließen. Die Niederhaltung des Kurfürsten lag aber nicht allein in der Absicht der genannten Mächte; Frankreich und Polen dachten eben so. Solcher Möglichkeit gegenüber wäre Offenheit verderbenbringend für Fürst und Land gewesen.

So schien es Friedrich Wilhelm rathsam, der List, mit der man ihm Schlingen legte, List entgegen zu stellen. Er setzte seine Verhandlungen mit Schweden im Geheimen fort und brachte dabei sein Heer nach und nach auf 8000 Mann. Klar erkannte er, daß man sowol auf kaiserlicher wie auf schwedischer Seite des Krieges längst müde sei, und eben so klar war er davon überzeugt, daß beim Friedensschlusse die hinter den betheiligten Fürsten stehende Truppenmacht entscheidend mitwirken werde. Es begannen auch in der That bald Friedensunterhandlungen zu Hamburg als Vorläufer des heißersehnten Friedensschlusses, der später endlich erfolgte.

Schlimme Lage der Mark. Gleichzeitig mit den Bestrebungen, den von außen drohenden Uebeln gewappnet entgegentreten zu können, suchte der Kurfürst im Innern neues Leben zu wecken. Bei einer Reise durch die Mark trat ihm das grauenvolle Elend vors Auge, das der Krieg dem Lande bereitet hatte. Eine große Zahl von Ortschaften war vollständig zerstört; auf den Brandstätten wucherte wildes Gesträuch und Unkraut, die Ackerfelder, früher mit Mühe gerodet, waren voll Gestrüppes. Hülferufe ertönten von allen Seiten an den Landesherrn. Welcher Art dieselben waren, möge an einem Beispiele gezeigt werden. In einem Schreiben der Gemeinde Tarmow bei Fehrbellin, das im Original in letzterer Stadt aufbewahrt wird, heißt es: „Wir arme bedrückte und ganz verdorbene Unterthanen Ihro Churfürstl. Durchlaucht in dem abgebrannten Dorfe Tarmow, unter dem Amt Fehrbellin, können Ew. Churf. Durchl. aus wehmüthigem Herzen klagen und nicht verhalten, daß vor 6 Jahren auf künftig Weihnachten, da die ganze kaiserliche und sächsische Armee auf den Paß (den früheren Fahrdamm) Fehrbellin gezogen, haben in unserm Dorf Tarmow 11,000

Mann zu Fuß 5 Tage gelegen, bei ihrem Aufbruch ist Alles verbrannt und angesteckt worden, kein Haupt Vieh ist verblieben, auch kein Mund voll Brot uns armen Leuten. Ob wir gleich bei den Herrn Amtmann, dem Gott damals in beiden Scheuern das Korn erhalten, weil der General Marazim in Person auf dem Amt gelegen, mit wehmüthigen Herzen um geringer Hülfe angehalten, so hat er uns doch nicht mit einem halben Scheffel in unserer höchsten Noth und Brotmangel dienen wollen. Darauf uns Gott bei der gnädigsten Herrschaft Gnade gegeben, daß uns armen Leuten aus dem Amte Alt-Ruppin 1 ½ Scheffel Roggen gnädigst verehrt wurden. Nach diesem, daß wir Seiner Churf. Durchlauchtigkeit getreue Unterthanen verbleiben möchten, haben wir wieder nach unserer Möglichkeit zwölf Scheunen und Häuserchen aufgebaut, ist auch ein schönes Korn durch Gottes Segen vor unserm Dorf gestanden, auch die Höfe, nach dem ein jeder Mittel gehabt, mit Pferden und Ochsen besetzt. Vergangene Michaelis 3 Jahre aber nimmt fürs Erste die Pest 9 Wirthe dahin von den besten Höfen, welcher Verlassenschaft an Korn, Pferden und Ochsen der Herr Amtmann wegen der Pächte zu sich genommen, auch nicht so viel übrig gelassen, daß die Verstorbenen haben begraben werden können. Auf die noch nicht überwundene Pestnoth kommen über den Paß Fehrbellin alle Bagagewagen der ganzen kaiserlichen Armee unter dem Gallas, und weil der General Klitzing und der Oberst Burgsdorf in Fehrbellin gelegen, haben sie ihr Feldlager bei unserm Dorfe Tarmow aufgeschlagen und abermals unsern ganzen eingeführten Vorrath von Korn mit sammt den Scheunen und Häusern eingenommen, Alles abgerissen und verbrannt, weil sie den fünften Tag da logiret, und haben wir arme Leute abermals nichts behalten, und weil durch Pest und Verwüstung unser 4 Hauswirthe überbleiben, ist uns die darauf folgende Last zu schwer geworden, von Einquartierung unserer eigenen Völker, also daß wir, in einem abgebrannten Dorfe, etwa 4 Hauswirthe mit einer ganzen Compagnie belegt worden, in unsern Häusern nicht Macht gehabt, alles unser Korn aufgefüttert, unsere Pferde und Ochsen genommen, daher wir unseren Acker mußten Blumen tragen lassen."

Als ein noch größeres Uebel aber war zu erachten, daß die Mehrheit der Bevölkerung sich in einem Zustande von Gleichgiltigkeit und völliger Hoffnungslosigkeit befand. Das jüngere Geschlecht bis an die Dreißig heran kannte den Frieden nur als eine schöne Sage; es gab deren Viele, die des trostlosen Glaubens lebten, der Krieg mit seinen Greueln werde ein nie endendes Uebel für das Land bleiben. Wer wollte nun für die Zukunft bauen, was der Krieg in der nächsten Stunde schon zerstören konnte? Man that nur, wozu die äußerste Noth trieb, man arbeitete nur, um sich das Leben zu fristen. Einem so traurigen Zustande gegenüber ließ es der Kurfürst an aufmunternden Worten und Hülfleistungen nicht fehlen; auch sandte er einsichtige Männer umher, die in seinem Sinne wirkten. Durch Begünstigungen aller Art suchte er den erloschenen Lebensmuth wieder anzuregen. Es wurde freies Holz zum Bau von Häusern gegeben, der Bauersmann, der sich empfänglich für die Fürsorge zeigte, erhielt Land als Eigenthum angewiesen. Von übervölkerten Gegenden des Auslandes, namentlich aus dem Herzogthume Bremen und aus Holland, rief Friedrich Wilhelm fleißige arme Leute nach Brandenburg, denen die genannten Begünstigungen ebenfalls gewährt wurden. Gärtner kamen aus Holland herbei und förderten durch Beispiel und Belehrung den fast gänzlich daniederliegenden Gartenbau. Mancherlei gesetzliche Bestimmungen griffen heilsam mit ein; Niemand erhielt z. B. die Erlaubniß zur Eingehung einer Ehe, der nicht nachweisen konnte, daß er sechs Obstbäume in seinem Garten gepfropft und sechs Eichbäume auf seinen Besitzungen angepflanzt habe.

Aber nicht für des Leibes Nothdurft allein war der pflichteifrige Kurfürst bedacht. Auf seine Forderung bewilligten die Stände zur Neuerrichtung der Universität zu Frankfurt an der Oder und des von seinem Urgroßvater gegründeten Joachimsthal'schen Gymnasiums eine Summe Geldes.



Louise de Nassau d'Orange

Vermählung Friedrich Wilhelm's mit Luise von Oranien.

Die Prinzessin Christine von Schweden, von Gustav Adolf bei seinem Abschiede in der Reichsversammlung auf den Armen gehalten und mit nassen Augen seinen treuen Ständen empfohlen, war jetzt zu einer Jungfrau herangereift. Von ihrem siebenten Lebensjahre an war sie in allen Fächern des Wissens gründlich unterrichtet worden. Infolge ihrer außergewöhnlichen Begabung hatte sie es im vierzehnten Jahre ihres Lebens bereits dahin gebracht, daß sie die griechischen und römischen Klassiker in der Ursprache las und sich in mehreren neueren Sprachen mit Gewandtheit auszudrücken vermochte. Von ihrem sechzehnten Lebensjahre an nahm sie auf Betrieb des berühmten Staatsmannes Oxenstierna Antheil an den Sitzungen des Reichsrathes. Ihre Gelehrsamkeit in noch so jungen Jahren, ihre Einsicht, ihr Witz erregten Bewunderung in weiten Kreisen. Dabei widmete sie sich den Staatsgeschäften mit einem solchen Eifer, daß sie in jeder Nacht nur drei Stunden schlief.

In ganz Europa gab es damals keine Fürstentochter, deren Besitz etwas Anlockenderes für einen jungen Herrscher gehabt hätte, als Christine von Schweden. Friedrich Wilhelm trug sich eine Zeit lang mit dem Wunsche und der Hoffnung, ihre Hand zu gewinnen. Bald jedoch traten einer Vereinigung Hindernisse entgegen. In Schweden herrschte jenes strenge Lutherthum, dem die reformirte Konfession des Kurfürsten ein Greuel dünkte; zugleich vernahm man, daß der Kurfürst nicht geneigt sei, sein religiöses Bekenntniß zu wechseln, wenn dies als Bedingung der Einwilligung zur Heirath verlangt würde. Von nicht geringerem Einfluß aber war der Widerwille Christinens gegen jede Ehe. Endlich erkannte auch Oxenstierna, daß eine Verbindung Christinens mit Friedrich Wilhelm nur Unheil im Gefolge haben könne. Schon aus dem bisherigen Auftreten des jungen Kurfürsten hatte der kluge

Staatsmann entnommen, daß Entschiedenheit ein Hauptzug des Charakters des jungen Fürsten war. Und Christine „besaß nichts Weibliches an sich außer ihrem Körper".

Eine zwischen Beiden eingegangene Ehe würde wol bald genug übel geendet haben; würde die Auflösung des Ehebundes nicht aber mächtige staatliche Erschütterungen nach sich gezogen haben — was dann? — Friedrich Wilhelm hielt es für rathsam, seinem Wunsche zu entsagen. Er sah sich nun nach einer andern Verbindung um. Der tapfere Friedrich Heinrich von Oranien, der ihm, als er den Verführungen des Haag entflohen und in das Feldlager nach Breda gegangen war, so aufmunternde Worte zugerufen hatte, war zugleich ein glücklicher Gatte und Vater; er besaß eine kluge und fromme Gemahlin und eine Tochter, die sich ebenfalls durch bedeutende Geistesgaben auszeichnete, dabei aber, was ihr Gemüthsleben betraf, das gerade Gegentheil der Thronerbin Schwedens war. — In dem Hause ihrer erlauchten Familie hatte der Kurfürst als Prinz oftmals trauliche Stunden verlebt. Die Tochter des edelsinnigen Oraniers war bei seiner Abreise aus Holland in dem Alter von zehn bis elf Jahren gewesen — jetzt hatte sie das achtzehnte Lebensjahr erreicht. Schon früher würde er vielleicht den Plan gefaßt haben, sich ihr zu nähern, hätte nicht der Wunsch des großen Schwedenkönigs seine Gedanken auf die Prinzessin Christine gelenkt.

Er begab sich nun nach Kleve. Da um diese Zeit die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück lebhafter betrieben wurden, so schien es aus doppelten Gründen angemessen, in den westlichen Landen eine Zeit lang zu verweilen. Die Entfernung der genannten Städte von Kleve betrug nur etwa zwanzig Meilen, ebenso nahe lag der Haag.

Nachdem der fürstliche Werber das Jawort der Prinzessin erhalten hatte, sehen wir ihn am 23. November 1646 mit großer Pracht in den Haag einziehen. In seinem Gefolge befanden sich 300 Reiter und 500 Musketiere. — Es mögen für die Prinzessin Luise Augenblicke hoher Freude gewesen sein, als sie, auf dem Altan des Palastes der Oranier stehend, den ritterlichen jungen Fürsten, der ihr seine Huldigung darbrachte, vorüber reiten sah und dabei auch bemerkte, wie herzlich er vom Volke empfangen ward.

Der Zug bewegte sich nach dem Palaste der Generalstaaten, die um ihre Zustimmung zur Heirath befragt werden mußten. Allgemein wird von den Schriftstellern jener Zeit versichert, daß die Rede, die der Kurfürst vor dieser Versammlung der Landesverordneten gehalten habe, trefflich gewesen sei. Die Generalstaaten verweigerten ihre Zustimmung zu der Verbindung nicht und setzten der Braut freudig ein Jahrgeld von 20,000 Gulden aus.

Es liegen sehr günstige Urtheile von Zeitgenossen über die äußere Erscheinung der Prinzessin Luise Henriette vor. So heißt es bei Reichius: „Ihre Schönheit bedurfte auch keiner Abhülfe; sie war von Natur so weiß, so zart! Ein sehr schönes Gesicht; ein erhabenes, liebes, herzgewinnendes Auge; ein zierliches und völliges Ebenmaß aller Gliedmaßen. Der ganze Anstand grazienmäßig und geschmeidig und doch dabei majestätisch; selbst unter tausend Jungfrauen gemischt, mußte man an ihr mit einem Blicke die Fürstin herausfinden."

Niemals waren in Holland die Heilswahrheiten der Religion höher geachtet worden als gerade zu jener Zeit. Welche Opfer hatte man der Glaubensfreiheit gebracht, wie viel Märtyrerblut war um die heilige Sache der Wahrheit vergossen worden! Und wer hatte tapferer für diese hohen Güter gekämpft, als der edle Oranier, der Vater der holdseligen Luise? Dieser religiöse Aufschwung war gleichsam eine läuternde Flamme für das ganze Volk gewesen. Namentlich war das Haus des Prinzen-Statthalters ein Tempel christlicher Frömmigkeit.

Einen solchen Geist hatte Luise eingeathmet, und es entsproßten ihrem Gemüthe herrliche Blüten und Früchte. Der bereits hochbejahrte Prinz von Oranien war seit längerer Zeit krank, Luise war seine treue Krankenpflegerin. Obwol dem jungen Kurfürsten von ganzem Herzen zugethan, konnte sie sich doch nicht dazu entschließen, ihren Vater in seiner schweren Krankheit zu verlassen. Sie war der Engel an seinem Schmerzenslager, der, soweit dies der Macht der Liebe möglich ist, ihm Trost und Erleichterung bis ins Kleinste, wie kein Anderer, zu bieten verstand. Sie entbehren zu müssen, würde für den edlen

Greis ein großes Leid gewesen sein. Doch verrieth er seine Empfindungen nicht, denn er wollte dem jungen Leben durch Forderungen der Entsagung das Glück nicht trüben. Aber schon hatte Luise ihren künftigen Gemahl gebeten, nach der Hochzeitfeier ferner noch so lange bei dem kranken Vater verweilen zu dürfen, wie es Gott gefallen würde, die Krankheit währen zu lassen. Einer solchen Bitte meinte der Kurfürst nicht entgegen sein zu dürfen, so gern er auch die Prinzessin nach der Hochzeit sogleich heimgeführt hätte.



Des Kurfürsten Einzug in den Haag.

Mancher Fürst an seiner Stelle wäre wol auf das Auskunftsmittel gekommen, vorübergehend gleichfalls im Haag seine Residenz aufzuschlagen, um bei der jungen Gattin zu verweilen. Er jedoch wollte die Forderungen der Pflicht gegen sein Volk nicht zurückweisen, und Luise wußte seine Stellung als Fürst des Landes von Anfang an zu gut zu würdigen, als daß sie etwas von ihm verlangt hätte, was Bedenken zu erregen geeignet gewesen wäre.

Die Mutter des Kurfürsten, der Krossen zum Wittwensitze übergeben worden war, hatte die weite Reise nach dem Haag nicht unternehmen können, um Zeuge des Glückes ihres Sohnes zu sein. — Am 27. November fand die Vermählung in dem Palaste des Prinzen-Statthalters statt. Die Braut trug ein Kleid von Silberstoff, dessen Nähte mit echten Perlen besetzt waren; die Besätze am Hals und an den Aermeln waren von künstlich gemusterten Brüsseler Spitzen und Silberfäden. Ihr Haupt war geschmückt mit einer königlichen Krone, an deren Bügel und Reifen kostbare Edelsteine strahlten. Nicht minder prächtig erschien der Bräutigam. Seinen kräftigen Körper umschloß ein weißer Atlasrock, verziert mit Perlen, Diamanten und Stickereien in Gold; Weste und Beinkleid waren mit Spitzen von den feinsten Silberfäden besetzt.

Da Braut und Bräutigam reformirten Glaubens waren, so wurde der Ehebund durch einen Prediger dieses Bekenntnisses eingesegnet.

Bald darauf begab sich der Kurfürst nach Kleve, während Luise bei ihrem Vater zurückblieb. Im Schlosse zu Kleve wurden nun in Eile die nöthigen Einrichtungen zur Aufnahme der Gemahlin Friedrich Wilhelm's getroffen. Aber der Winter verstrich, und immer noch währte die Krankheit des Prinzen-Statthalters; zu Anfang März hatte sich dieselbe so verschlimmert, daß man das Hinscheiden des erlauchten Kranken als nahe bevorstehend betrachtete. Der Kurfürst, davon benachrichtigt, traf im Haag ein. Einige Tage darauf verschied der Statthalter sanft in den Armen seiner Luise, beweint vom niederländischen Volke, das in ihm einen seiner größten Wohlthäter verloren hatte.

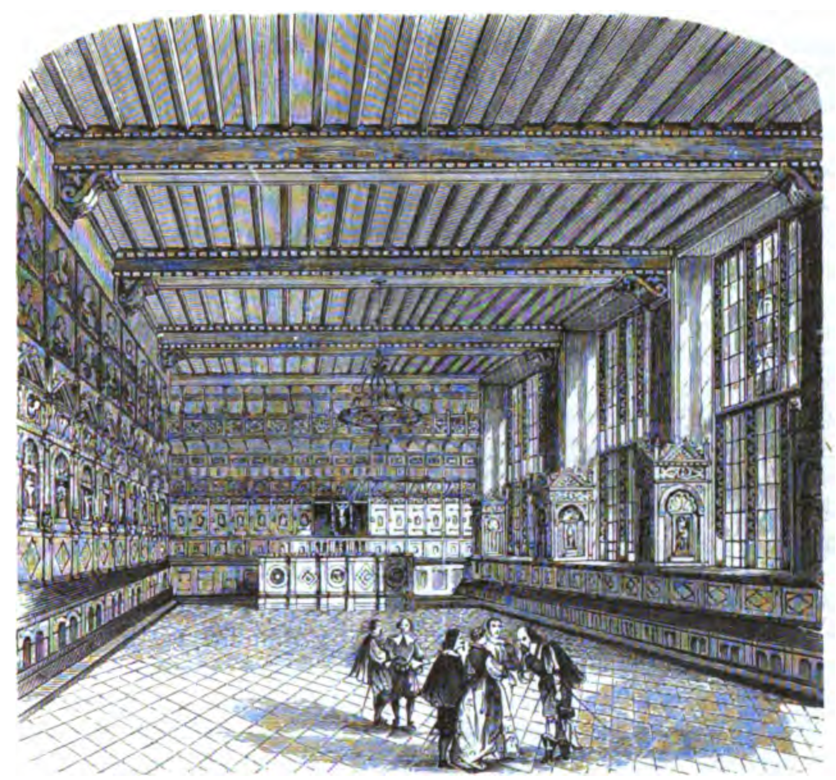
Nachdem die feierliche Beisetzung des Verstorbenen vor sich gegangen war, begab sich der Kurfürst mit seiner jungen Gemahlin nach Kleve. Bald erkannte er, daß er in ihr nicht nur eine liebende Gattin, sondern auch eine gute Rathgeberin gewonnen habe, die mit ihrem natürlichen Verstande oftmals weiter sah, als manche sogenannte gewiegte Staatsmänner, weshalb er auch gern mit ihr über Staatsangelegenheiten sprach. Doch lehrte die echte Weiblichkeit ihres Charakters sie die Grenze erkennen, die sie ihm gegenüber innezuhalten habe. Wie anders hätte wol Christine ihre Stellung als Gemahlin des Kurfürsten aufgefaßt! Der erfahrene Oxenstierna hatte recht geurtheilt!

In Kleve verweilte der Kurfürst mit seiner Gemahlin über ein Jahr. „Der höchste Gott", heißt es in dem Tagebuche des Haushofmeisters der Kurfürstin, Otto von Schwerin, „segnete bald Ihre Kurfürstliche Durchlaucht, und gebaren Dieselbe den 21. Mai 1648 einen Prinzen, welcher durch Herrn Stoschius auf dem Schlosse zu Kleve in dem großen Saale getauft und Wilhelm Heinrich genannt wurde." Vom fernen Königsberg sandte der Professor Simon Dach ein Glückwunschgedicht, und es wurden mancherlei Festlichkeiten veranstaltet.

Der uns schon bekannte von Burgsdorf, dessen Treue gegen den Kurfürsten nichts zu wünschen übrig ließ, der aber im Uebrigen durch und durch ein Soldat im Sinne jener Zeit war, erschien bei den Festlichkeiten in elf verschiedenen Anzügen. Wir wissen, wie die höheren Offiziere auf Kosten der gemeinen Soldaten und des Volkes lebten. Es mochte seine Tafel oft reicher besetzt gewesen sein, als die des Kurfürsten; denn er that einmal die Aeußerung: „Gnädigster Herr, ich weiß nicht, wie Sie so leben mögen. Bei Ihrem Herrn Vater ging es weit lustiger her; da hat man tapfer herumgetrunken, und da war dann und wann ein Dorf und Schloß mit Trinken zu gewinnen — ich weiß mich wohl noch der Zeit zu erinnern, wo ich achtzehn Maß Wein bei einer Mahlzeit zu mir genommen habe."

Luise, die bei solchen unüberlegten Reden zu schweigen pflegte, äußerte darauf: „Man hat schön gewirthschaftet; so viel Schlösser und Güter für liederliches Saufen zu verschwenden!" — Der Kurfürst und seine Gemahlin waren darüber eines Sinnes, daß nichts wirksamer für Verbesserung sowie Verschlechterung der Sitten ist, als das Beispiel von oben her.

Friedrich Wilhelm wünschte seine Gemahlin bald nach Berlin zu führen, doch hielten ihn die Friedensverhandlungen in Kleve noch zurück. Nur in dem Grade, in welchem die Erschöpfung auf beiden Seiten zunahm, wurden dieselben ernster betrieben, namentlich war dies von Seiten des Kaisers der Fall, als Frankreich lebhafter noch als bisher Schweden unterstützte.



Rathhaussaal zu Münster, in welchem der Westfälische Friede geschlossen wurde.

Der Westfälische Friede.

Die Friedensunterhandlungen zogen sich nicht weniger als fünf Jahre hin. Man hatte sie begonnen, weil keine der kriegführenden Mächte den Vorwurf auf sich ziehen wollte, an der Fortsetzung des gräßlichen Wüthens und Mordens schuld zu sein. — Die kaiserlich-katholische Partei wollte von Dem, was ihr Hauptzweck des Krieges war, nämlich Unterdrückung des Protestantismus und Sieg des Papstthums, nicht lassen — Schweden und Frankreich dagegen wollten sich bezahlt machen.

Welch ein trauriges Bild boten die Sitzungen der Gesandten zu Münster und Osnabrück! Zwei volle Jahre hatten dazu gehört, um nur darüber einig zu werden, daß in Münster mit Frankreich, in Osnabrück mit Schweden unterhandelt werden sollte. Weiterhin ging noch eine gute Zeit mit Streitigkeiten über die Form der Vollmachten und der Pässe, über Titel, Rang und Aehnliches dahin. Und wie faßte das Kaiserhaus seine Stellung zu Deutschland! Der Gedanke an eine wirkliche Schirmherrschaft war längst dahin. Es handelte sich auf habsburgischer Seite vor allen Dingen um eine möglichst befriedigende Vergrößerung der österreichischen Lande, mit anderen Worten der habsburgischen Hausmacht. Um Solches zu erlangen, war man bereit, Theile von Deutschland fremden Mächten preiszugeben. —

Dies erkennend, zeigten sich Schweden und Frankreich in ihren Forderungen um so weniger zurückhaltend. Frankreich berechnete gewaltige Summen, die es zu Gunsten der deutschen Fürsten aufgewendet habe, erklärte sich jedoch bereit, die Abtretung des Elsaß, der vier sogenannten Waldstätte in Schwaben, der Festungen Breisach und Philippsburg, der lothringischen Fürstenthümer Metz, Toul und Verdun als genügende Entschädigung anerkennen zu wollen. Es sähe ein, daß es — die traurige Lage des deutschen Reichskörpers in Betracht gezogen — ein Mehreres, trotz seiner Berechtigung dazu, nicht verlangen könne.

Was es verlangte, war mehr als zuviel. Das katholische Frankreich hatte sich ja an dem Kriege nur aus Eifersucht gegen das Wachsthum der habsburgischen Macht, deren Vergrößerungsabsichten es fürchtete, betheiligt. Es hatte somit Krieg geführt für seine eigenen Interessen, und nun verlangte es Bezahlung für den „Schutz, den es der protestantischen Sache geleistet habe!" —

Schicksal Pommerns. Schweden forderte Pommern mit dem Bisthume Kamin, die Hafenstädte Wismar und Warnemünde, die Bisthümer Verden und Bremen und Schlesien — Was würden die alten gewaltigen deutschen Kaiser dazu gesagt haben, wenn unter ihrem Regimente Fremde mit solchen Ansprüchen aufgetreten wären!

Für den Kurfürsten blieb die Regelung des Besitzstandes von Pommern natürlich der wichtigste Gegenstand seiner Erwägungen. Nach klarem, unbestreitbarem Rechte gehörte es seit dem Tode Bogislav's XIV. zu Brandenburg. Aber wie dies Recht zur Geltung bringen? Der Kurfürst war, was die Macht des Schwertes anbelangte, nicht einmal einer der großen Kriegsmächte gewachsen, viel weniger vermochte er den vereinten Mächten zu widerstreben. So blieb ihm nichts übrig, als den Umständen gemäß zu verfahren, nämlich alle seine Kräfte anzuspannen, um durch Unterhandlungen dahin zu gelangen, daß ihm so wenig wie möglich geraubt würde, wobei er sich vorbehielt, bei günstigeren Zeiten sein altes Recht durch geeignetere Mittel zur Geltung zu bringen.

Zunächst hielt er an seiner Forderung fest, Pommern als ihm zugehörig zu beanspruchen. „Pommern", sagte er in einer Denkschrift, „sei im Norden das Thor des Deutschen Reiches, daher es nicht in fremde Hände gegeben werden dürfe; es würde, wenn Schweden es besitze, der Apfel der Eris zwischen Dänemark und Polen sein. Für Brandenburg habe es die größte Wichtigkeit, da es durch seine Lage die brandenburgischen Besitzungen mit Preußen verbinde, ihm für den Handel die See öffne und die Mündung des Oderstromes ihm sichere." Ferner wies er darauf hin, daß seine Vorfahren bereits Titel und Wappen Pommerns geführt hätten und auch die Stände des Landes keineswegs gemeint seien, sich nach Belieben verschenken zu lassen. „Nimmermehr", hatten die Stände gesagt, „sollet Ihr uns ungefragt, als ob wir eine Herde Vieh wären, verhandeln!"

Dagegen stellte die schwedische Gesandtschaft auf: „Pommern sei von den schwedischen Waffen erobert worden, als es in den Händen der Kaiserlichen gewesen; der Vater des Kurfürsten habe nach dem Prager Frieden gegen die Schweden die Waffen ergriffen, wodurch die früheren Verträge null und nichtig geworden."

In dem österreichischen Kaiserhause lebte längst die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, bei jeglicher Gelegenheit den hohenzollern'schen Ansprüchen entgegenzustreben. Mit Georg Wilhelm hatte man leichtes Spiel gehabt; in seinem Nachfolger sah man jedoch die glänzendsten Eigenschaften von dessen fürstlichen Ahnherren vereinigt, so daß die Besorgniß im Kaiserhause wol gerechtfertigt erschien, Brandenburg möchte unter ihm zu mächtig werden. Daher wurden die kaiserlichen Gesandten beauftragt, in Schweden zu dringen, daß es auf seiner Forderung, ganz Pommern zu erhalten, beharre, wogegen an Brandenburg das Bisthum Halberstadt gegeben werden solle. Als Schweden nun dem Kurfürsten ein solches Abkommen vorschlug, protestirte er feierlich dagegen. Nun stimmte Schweden seine Forderungen auf die Hälfte herab und erbot sich zugleich, am kaiserlichen Hofe dahin zu wirken, daß dem Kurfürsten eine gebührende Entschädigung in Deutschland gewährt werde. — Nothgedrungen mußte sich Friedrich Wilhelm zuletzt darein ergeben, daß Vorpommern bei Schweden verblieb, wogegen ihm der übrige Theil Pommerns mit Kamin und außerdem die Stifter Halberstadt, Magdeburg und Minden zugesichert wurden.

Entsprechend dem Umstande, daß sich im Verlauf des Krieges die weltlichen Angelegenheiten mehr und mehr in den Vordergrund gedrängt hatten, drehte sich jetzt bei den Friedensunterhandlungen der Streit zunächst um weltliche Dinge. Die Fürsten, die zumeist um des Glaubens willen gekämpft hatten, waren todt; unter den jetzt lebenden Fürsten der

streitenden Hauptmächte — Oesterreich, Schweden, Frankreich — befand sich weder ein Ferdinand II., noch ein Gustav Adolf. Und doch war dem Helden des Protestantismus, dem großen Schwedenkönige, zur Zeit ein Nachfolger erstanden, der ihm an Leib und Seele glich — der junge Kurfürst von Brandenburg. Er war es, der sich der gefährdeten kirchlichen Angelegenheiten mit Begeisterung und Kraft annahm. Was möchte wol aus der evangelischen Sache geworden sein, wenn er nicht gewesen wäre? — Wol hatte das österreichische Kaiserhaus erkannt: mit dem Schwerte sei der Protestantismus nicht auszurotten. War man deshalb geneigt, ihn sich weiter entwickeln zu lassen? Behüte! Die Jesuiten schmiedeten neue Pläne. Allerdings müsse vorläufig Friede geschlossen werden, so lautete ihr Rath; man solle auch die Lutheraner anerkennen — aber bei Leibe nicht die Reformirten! — In der reformirten Konfession ruhe das Leben, die bewegende Kraft des Protestantismus, seine Entwicklungsfähigkeit; das Lutherthum dagegen sei die Erstarrung der evangelischen Lehre. Die lutherische Kirche werde zuletzt in den Schoß der katholischen Kirche von selbst zurückfallen. — In gleichem Sinne hatte man im Herzogthum Preußen verfahren; ein Gleiches sollte nun in Deutschland geschehen.



Plünderungsscene. Facsimile. Reproduktion eines Kupfers in Grimmelshausen's „Simplicissimus". Dritte Auflage. Nürnberg 1684.

Duldungs-Erklärung. Dank dem thatkräftigen Auftreten des Kurfürsten ward der klug ausgesonnene Plan der Römlinge völlig zunichte. Seine entschlossene Sprache fand Zustimmung bei den Gesandtschaften Schwedens und der Generalstaaten, und so wurde denn, trotz der zähesten Gegenbemühungen der katholischen Mächte, die sogar — an dem lutherischen Sachsen Unterstützung fanden, schließlich den Augsburgischen Konfessionsverwandten, wozu man nun neben den Lutheranern auch die Reformirten rechnete, mit den Katholiken allgemeine Duldung und Gewissensfreiheit verbürgt. — Auf die kaiserlichen Erblande fand indeß dieser Beschluß keine Anwendung, nur für einzelne Theile Schlesiens wurden den Evangelischen einige Vergünstigungen — „verheißen".

Die kaiserliche Macht, die den Protestantismus in Deutschland hatte erdrücken wollen, ward somit in diesem ihren Bestreben auf ihre Erbstaaten eingeschränkt und auch außerdem um Vieles in ihren früheren Rechten geschmälert. In dem Maße, in welchem der Kaiser an Macht einbüßte, gewannen die übrigen deutschen Fürsten an Selbständigkeit. Es ward ihnen unbedingte Landeshoheit zugesichert, also Gewalt über Leben, Güter und Ehre ihrer Unterthanen; es ward ihnen ferner das Recht eingeräumt, unter sich und auch mit dem Auslande Bündnisse schließen zu dürfen, nur sollten diese nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein.

Den deutschen Fürsten das Recht zuzuwenden, „Bündnisse mit dem Auslande schließen zu dürfen", das war es vornehmlich, worauf es Frankreich abgesehen hatte. Die meisten der kleinen deutschen Fürsten durchschauten die fränkische Arglist nicht. Man hatte nicht vergebens darauf gerechnet, daß sie bereit sein würden, „die schützende Hand anzunehmen, die das mächtige Frankreich ihnen bot", die Hand der Macht, „die ja weiter nichts wünsche, als im Stande zu sein, ihnen bei jeder Gelegenheit alsbald zu Hülfe eilen zu können, daher es offenbar nur ihnen zum Vortheile gereiche, wenn Frankreich die deutschen Grenzlande besitze." —

Damals ward der Same gesäet, der später in dem „Rheinbund" üppig aufging; hier ward die Sprache deutlich geredet, die bis in die neueste Zeit hinein durch die deutsche Geschichte getönt, und die erst seit dem Jahre 1870 verstummt ist.

Schweden erwarb, wie erwähnt, durch den Westfälischen Frieden die deutschen Herzogthümer Bremen, Verden, Vorpommern und einen Theil von Hinterpommern sammt Wismar sowie die deutsche Reichsstandschaft. Bayern blieb im Besitze der Oberpfalz mit der Kurwürde; Karl Ludwig, der Sohn des „Winterkönigs", erhielt die Rheinpfalz, für welche eine neue, die achte, Kurwürde errichtet wurde.

Dieser Ausgang entsprach freilich nicht den Hoffnungen, unter denen die Väter Jesu das Haus Habsburg zu dem schrecklichen Kriege angereizt hatten. Es war nicht einmal gelungen, in Norddeutschland, wie man gehofft hatte, aus den wiedergewonnenen kirchlichen Einkünften eine große Universität zu errichten, deren Zweck es hatte sein sollen, den Protestantismus in seinen Wurzeln zu zerstören. Von Ausführung des Restitutions-Ediktes war auch nicht mehr die Rede. Durch die den Landesfürsten zugesicherte unbedingte Landeshoheit hatte die kaiserliche Macht den schwersten Schlag erhalten, einen fast nicht weniger schweren dadurch, daß fremden Mächten Theile des deutschen Reichskörpers überlassen worden waren.

Errungenschaften Frankreichs. An Frankreich, das nach seinem Ausspruche so genügsam in seinen Forderungen gewesen, wurden förmlich abgetreten die lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, die Festung Breisach und das Elsaß mit Ausnahme der Reichsstädte und der Besitzungen der Reichsritterschaft. — Artikel 11 der Friedensakte lautet:

„Die Oberherrschaft, die Landeshoheit und andere Rechte, die bisher das römische Reich auf die Bisthümer Metz, Toul, Verdun und andere Städte und Gebiete gehabt hat, sollen künftig auf eben diese Weise der Krone Frankreich zustehen und ihr auf ewig einverleibt sein.

„Es begeben sich der Kaiser für sich und das ganze Haus Oesterreich, wie auch das römische Reich aller Rechte auf die Stadt Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Niederelsaß, Sundgau, die Landvogtei der zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaiserberg, Obernheim, Roßheim, Münster im St. Gregoriusthal, Thüringheim und alle Dörfer, die zu denselben gehören, und ergeben sie dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich, so daß die genannte Stadt Breisach sammt den Dörfern Hochstedt, Niederrimsing, Harten und Acharren und dem ganzen Gebiete, so weit es sich von alten Zeiten erstreckt hat, nunmehr der Krone Frankreich gehören soll." — Der schlesische Dichter Friedrich von Logau hatte recht mit seinem Wehruf:

„Was kostet unser Fried'? O wie viel Zeit und Jahre!
Was kostet unser Fried'? O wie viel graue Haare!
Was kostet unser Fried'? O wie viel Ströme Blut!
Was kostet unser Fried'? O wie viel Tonnen Gut!"

Wie die Trennung Hollands von dem Deutschen Reiche, so wurde auch die der Schweiz anerkannt. Mit Holland gingen dem Deutschen Reiche die Rheinmündungen und werthvolle auswärtige Besitzungen verloren, mit der Schweiz der südliche Felsenwall.

Das Friedensprotokoll, welches den dreißigjährigen Kampf schloß, wurde am 6. August 1648 zu Osnabrück unterzeichnet. Wegen einiger noch fehlenden Unterschriften zog sich jedoch die Friedensverkündigung bis zum 24. Oktober 1648 hin.

Nothstände allüberall. Der Friede war geschlossen; aber unfriedsam und überaus jammervoll sah es aus in allen deutschen Landen. Wer sich seiner Haut wehren konnte, mochte noch leidlich daran sein; Unsicherheit und Zuchtlosigkeit herrschten jedoch zumeist, und dies ließ die Landbewohner und nicht selten auch die Kleinstädter kaum recht aufathmen.

Eine Menge abgedankter Soldaten schweiften als Bauern oder Frauen verkleidet umher, spürten nach Beute und gaben, wenn sie solche witterten, hiervon schlimmen Spießgesellen Kunde. Sie bedienten sich hierbei gewisser, nur ihrer Spitzbubensippschaft verständlicher Zeichen, auch einer Art von Zettel, die sie „Feldtauben“ nannten. Man trug sie als Kügelchen zusammengerollt im Ohr, befestigte sie wol auch mit grüner Seide in einen Eichenzweig, der im Nothfall leicht zu beseitigen war, oder man klebte sie zottigen Hunden in den Pelz; genug, jede List, jeder Betrug galt. Oft machten nach einer verlorenen Schlacht ganze Regimenter einen Landstrich unsicher, nur auf Betrug, Raub und Mord ausgehend.

Für derartige schimpfliche Aufführung gab es verschiedene Ehrennamen; aber es galt den zuchtlosen Soldaten ganz gleich, ob sie „Schnapphähne“, „Heckenbrüder“ oder „Waldfischer“ genannt wurden, fanden sie nur Beute, und gelang es ihnen nur, diese bald mit guter Manier zu Gelde zu machen! Und in welcher Angst lebten die reichen Gutsherren und die wohlhabenden Städter! Doch auch sie entgingen dem allgemeinen Schicksal nicht. Zeitweise trösteten sie sich wol mit der schwachen Hoffnung, daß man sie vielleicht ungeschoren lassen werde, und dann brachten sie freiwillige Geschenke an Silberzeug, Pferden, Wein und Geld, und suchten dafür von den Hauptleuten der Soldaten eine Schutzwache zu erhalten. Eine solche wurde theuer bezahlt und kostete großen Aufwand an gutem Essen und Trinken. Und wenn dies nur auch wirklich Sicherheit geboten hätte! So aber wurden trotz aller Schutzwachen Gewaltthätigkeiten an den Bewohnern der Städte und Dörfer in solcher Menge verübt, daß sie gar nicht aufzuzählen sind. Ruchlose Buben durchbrachen zur Nacht die Stadtthore, drangen in friedliche Dörfer ein, Zäune, Lehmwände und Kirchhofsmauern zertrümmernd, ja sie vergönnten nicht einmal den im Grabe Ruhenden den Frieden! Deutschland, das beim Beginn des Krieges etwa 17 Millionen Einwohner hatte, zählte bei Schluß desselben deren kaum noch 5 Millionen. In den Städten Berlin und Cöln war die Einwohnerzahl von 12,000 auf 6000 gesunken. Berlin hatte nur 845 und Cöln 364 Häuser, von denen noch dazu viele gänzlich leer standen und in ihrem verwahrlosten Zustand einen trübseligen Anblick darboten. Die bewohnten Häuser sahen freilich nicht viel besser aus. Wer hätte auch Lust haben können, in der Zeit der Noth seinem Hause äußerlich ein freundliches Ansehen zu geben! Dies wäre ja nur ein Lockschild für die rohen Kriegsleute gewesen! Das kurfürstliche Schloß, in dem fremde Einquartierungen übel gewirthschaftet hatten, befand sich ebenfalls in einem überaus traurigen Zustande, wie weiterhin näher dargelegt werden wird.

Der Mangel an Backsteinen bestand in Berlin noch lange fort; man mußte die Schindeln mit Bretern ausflicken; Pech, Kolophonium, Wachs und Schwefel waren in Berlin gar nicht aufzutreiben und mußten aus Hamburg verschrieben werden. — Die Mauer der Stechbahn, in der ehemals so oft fröhliches Waffenspiel stattgefunden hatte, war eingefallen, und statt der Stimme des Herolds ertönte aus den schmuzigen Buden, die längs der Mauer standen, das Geschrei der Hökerinnen. Die Mauern des Kirchhofes, der sich von der damaligen Domkirche bis zur langen Brücke erstreckte, waren zum größten Theile eingestürzt.

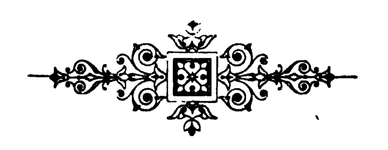
Die meist von Unkraut überwucherten Gräber, deren eines und das andere ein verwittertes oder zerfallenes Denkmal trug, boten einen unheimlichen Anblick. Die Schloßfreiheit war ein leerer Platz, der auf der dem Schlosse gegenüberliegenden Seite von der Spree begrenzt ward. Die kurfürstlichen Gebäude auf dem Werder, unter ihnen das Reithaus, das an der Stelle der heutigen Werderschen Kirche stand, und Beamtenwohnungen lagen zerstört.

Und wie erst waren überall in Deutschland die alten, ehrbaren Sitten in Mißachtung gerathen, Treue und Glaube dahingeschwunden; Arbeitsscheu, Müßiggang, Ruchlosigkeit, betrügerischer und räuberischer Sinn an ihre Stelle getreten! Seuchen und Nothstand rissen fortwährend neue Lücken in die Reihen der Lebenden. Auf den Landstraßen zog verarmtes und vertriebenes Landvolk einher; hinterm Busche aber lauerten Galgenvögel, um Denen das Hemd noch auszuziehen, die noch ein solches gerettet.

In manchen Gegenden von Mitteldeutschland sind die schrecklichen Folgen des greulichen Krieges selbst noch bis zum heutigen Tage nicht völlig überwunden, so u. A. im Meiningischen. Dort gab es noch im Jahre 1634, also im sechzehnten Kriegsjahre, mehr Dörfer, mehr Viehstand, mehr Menschen und Häuser als nach 200 Jahren, nämlich Anno 1850. Und in der Herrschaft Henneberg lebten in derselben Kriegszeit, nämlich im Jahre 1634, immer noch 1775 Familien in 1717 Häusern. In den 46 Dörfern gab es 1402 Stück Rindvieh, 485 Pferde, 4616 Schafe und 158 Ziegen. Im Jahre 1649 dagegen waren vorhanden: 627 Häuser, 316 Familien und in 46 Dörfern 244 Rinder, 73 Pferde; Schafe gab es gar keine mehr, an Ziegen im Ganzen 26 Stück. Selbst im Jahre 1849 hatten sich die Verluste an Menschen wol, aber am Viehstand und an Wohnungen noch nicht gänzlich ausgeglichen. Man zählte damals etwas mehr Familien, aber weniger Häuser, nämlich in 1558 Häusern 1916 Familien, außerdem 1994 Rinder und 286 Ziegen, Pferde gab es nur 197, Schafe nur 4596. Nicht besser stand es in vielen anderen ehemals wohlhabenden Orten. Die Stadt Löwenberg in Schlesien, welche im Jahre 1617 über 700 Häuser und gegen 7000 Einwohner zählte, hatte im Jahre 1639 nur noch 40 Bürger. Es dauerte fast ein Vierteljahrhundert, bis die Zahl der Bürger sich wieder auf 150, die der gesammten Einwohnerschaft sich wieder auf 1000 gehoben hatte. Kurz, fast überall sah man nur dasselbe Bild des Elends und Jammers: mehr verödete Ortschaften und verfallene Höfe als bewohnte Stätten. Viele Flur- und Grundbücher mußten ganz neu angelegt und die ernstesten Maßregeln ergriffen werden, um nur wieder einige Ordnung in die Eigenthumsverhältnisse von Stadt und Land zu bringen, wo während der langen rechtlosen Zeit Alles aus Rand und Band gegangen war.

So unheilvoll über alle Maßen für ganz Deutschland, mit fast alleiniger Ausnahme des Oldenburger Landes, ist der dreißigjährige Vernichtungskampf gewesen. — Aber dennoch sind die Helden, die für ihre bessere Ueberzeugung den Kampf aufnahmen, nicht umsonst in den Tod gegangen; dennoch sind die nationalen Güter, die dem Kampfe und den Folgen desselben haben geopfert werden müssen, nicht umsonst dargebracht worden. Eines ward gewonnen, das alle jene Opfer überwiegt: die **Möglichkeit freier, eigenartiger Geistesentwicklung.**

Aus ihr ist dem deutschen Volke auch nach außen Macht und Ansehen erblüht. Die errungenen und sich mehrenden geistigen Güter sichern ihm die Erreichung des Ziels, über kurz oder lang an der Spitze der europäischen Staaten zu stehen.





Schießübungen der jungen Mannschaft. Zeichnung von H. Lüders.

Neuntes Buch.

Vom Westfälischen Frieden bis zum Ausgange des schwedisch-polnischen Krieges.

Der Kurfürst und seine Gemahlin in Berlin.

Kehren wir nun zurück in das Haus des Fürsten, der von Vielen bereits als ein neuer Hoffnungsstern für Deutschland begrüßt ward. — Einige Worte über seine äußere Erscheinung sollen uns zunächst mit seiner Person etwas vertrauter machen. Für gewöhnlich trug der Kurfürst einen mit silbernen oder goldenen Knöpfen besetzten Sammtrock nach holländischem Schnitt, dazu tuchene Beinkleider und kurze spanische Stiefel mit großen Sporen. Auf Jagden und Reisen vertauschte er die spanischen Stiefel mit hohen von rothem Juchten, die in späteren Zeiten, in denen er zum Oeftern von gichtischen Zufällen geplagt ward, eine Pelzfütterung erhielten. Im Felde trug er das Schwert an einem breiten, über die rechte Schulter gehenden Wehrgehenk, während über die linke Schulter eine schwarzweiße Schärpe von Seide hing. Bei feierlichen Gelegenheiten erschien er in reichem Prachtanzuge. Da sah man ihn, das Haupt bedeckt mit dem Kurhut, in einem Kleide von scharlachrothem Sammt, mit Knöpfen von Edelstein. Der ihm von den Schultern herniederwallende purpurne Kurmantel war, gleich dem Kurhut, mit Hermelin besetzt.

Von Kleve aus hatte der Kurfürst angeordnet, das Schloß zu Cöln an der Spree wieder in wohnlichen Zustand zu setzen. Auch war die Stadt bereits durch den sogenannten

Lustgarten und durch Anpflanzungen von Baumreihen, die als der Anfang des später so berühmt gewordenen Spazierganges „Unter den Linden“ zu betrachten sind, verschönt worden. Friedrich Wilhelm wünschte wol, daß seine Gemahlin in Berlin ihre gesegnete Heimat nicht zu sehr vermissen möchte.

Am 10. April 1650 hielt endlich das kurfürstliche Paar seinen Einzug in Cöln an der Spree. Von der Ritterschaft war ein festlicher Aufzug veranstaltet worden; auch ein Dichter, Peuker mit Namen, der ein Empfangsgedicht „angefertigt“ hatte, machte in Cöln von sich reden. Peuker, ein Rechtsgelehrter seines Standes, trug das Gedicht im Namen der Ritter- und der Bürgerschaft vor, und es mögen etliche Verse um deswillen hier eine Stelle finden, weil sie einen Maßstab für den damals herrschenden Geschmack der höheren Stände in Bezug auf Poesie abgeben:

„Willkommen schönster Tag, an dem es soll geschehen,
Willkommen Augenblick! Das Schwesterpaar der Städte,
Berlin und Cöllen, schickt viel Seufzer und Gebäthe,
Mit welchen sie das Churvermählte Paar empfängt.
Die Harfe, die bisher am Weidenbaum gehenkt
Ganz Ton- und Saitenlos, wird wiederum gehöret.
Mein Paukenschlag, den mich die Dichtkunst lehret,
Will auch nicht letzter sein, das „bum di bi di bum“
Erklingt, läßt solches gleich was närrisch und was dumm,
Doch hat hier keinen Platz das Kalbfell der Soldaten;
Ich schlag' ein ander Spiel, Gott laß es wohl gerathen!

Mein Paukenschlag, das bom di bi di bom
Spricht: Friedrich Wilhelm komm,
Mit der, die Dir gegeben
Das Haus Uranien
In einer Seel zu leben!
Der ganze Markt schreit: wenn?
Wenn (hat man nicht vernommen)
Wird unser Vater kommen?
Vom bom di bi di bom!

Mein Paukenschlag, das bum di bi di bum,
Spricht endlich in der Summ:
Komm Churfürst mit Loysen
Weil Storch und Schwalbe kommt,
Vom Frühling angewiesen.
Vielleicht, was Wesel nimmt,
Das bringt der Storch: darum
Klingt bum di bi di bum,
Das bum di bi di bum.“

Daß das „Bom di bi di bom“ und das „Bum di bi di bum“ den großen Haufen ungemein ergötzte, bezweifeln wir nicht im Geringsten. Wie weit die Dichtung das Behagen des gefeierten fürstlichen Paares erregte, bleibe dahingestellt. Bessere dichterische Erzeugnisse jener Zeit waren Beiden wohl bekannt und fanden bei ihnen gebührende Schätzung.

In der schweren Zeit des Dreißigjährigen Krieges waren herrliche Blüten geistlicher Poesien gleich Blumen zwischen Trümmergestein aufgesproßt. Es darf hier nur an die Dichternamen Johann Rist, Martin Rinkart und Paul Gerhard erinnert werden. Johann Rist ist der Dichter der Kirchenlieder: „Ermuntre dich, mein schwacher Geist“ und: „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen“; Martin Rinkart läutete die endlich errungene Friedenszeit durch das Lied „Nun danket alle Gott“ ein; auch Paul Gerhard, von dem die Kirche bereits einen Schatz geistlicher Lieder besaß, hatte den Friedensschluß mit einem Gedichte gefeiert, von dem hier etliche Strophen eine Stelle finden mögen:

„Gott Lob, nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord!

Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, singe Lieder
Im hohen, vollen Chor.

Erhebe dein Gemüthe
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich.

Den Schmerz drückt Niemand besser
In unsre Seel' hinein
Als ihr, zerstörte Schlösser,
Ihr Städte voller Schutt und Stein!

Ihr vormals schönen Felder,
Mit frischer Saat bestreut:
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre, wüste Heid'!“

Die Kurfürstin liebte Dichtungen dieser Art. Dies erhellt daraus, daß sie dem Geheimen Rathe Otto von Schwerin den Auftrag gab, eine Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder zu veranstalten. Sie selbst ist lange Zeit als die Verfasserin des Liedes „Jesus meine Zuversicht“ genannt worden, doch haben sich in neuester Zeit Bedenken gegen eine solche Annahme geltend gemacht.

Die Kurfürstin in Oranienburg. Sehen wir nun, wie Luise in Brandenburg als Landesmutter zu wirken begann. Das heutige Oranienburg hieß damals Bötzow. Hier befand sich ein altes Jagdschloß, das schon dem Kurfürsten Joachim II. öfter als Aufenthaltsort gedient hatte. An derselben Stelle war unter den Askaniern eine Burg (Burg Bötzow) erbaut worden. Diese Burg hatten zur Zeit ihrer Macht die Quitzow's gewaltsam in Besitz genommen.



Die Kurfürstin Luise in Oranienburg.

Dem Thurme der Burg überantworteten sie den Berliner Rathsherrn Nicolaus Wiens, der (am 3. September 1410) von ihnen in dem Treffen bei den Tegeler Mühlen gefangen genommen worden war; ja ihr Burghauptmann Werner von Holzendorf ließ (1414) sogar den Gesandten des ersten hohenzollerschen Kurfürsten Friedrich I., der ihm die schriftliche Aufforderung zur Uebergabe der Burg brachte, in den Thurm werfen. An Stelle der Burg trat ein Jahrhundert später ein kurfürstliches Jagdhaus, und wiederum ein Jahrhundert später geschah es, daß an Stelle des Jagdhauses ein kleines Schlößchen für die Kurfürstin Luise erbaut und dasselbe, ihr zu Ehren, Oranienburg genannt ward, wonach auch das zu Füßen des Schlosses gelegene ehemalige Wendendorf Bötzow, das sich im Laufe der Zeit erweitert und Stadtgerechtigkeit erhalten hatte, seinen alten Namen aufgab und sich Oranienburg nannte.

Der Anlaß, daß für die Kurfürstin hier ein Schlößchen erbaut ward, war folgender:

Einst begleitete Luise ihren Gemahl auf einem Ausfluge noch Bötzow. Als sie ihre Blicke aus den oberen Fenstern des Jagdschlosses über die von einer Seite durch eine Waldung eingeschlossenen üppig grünenden Wiesen, durch die sich der blaue Havelstrom in

vielen Windungen zieht, schweifen ließ, erinnerte sie dieser Anblick wunderbar an Plätze des Heimatlandes, die ihr besonders lieb gewesen waren, und sie bat ihren Gemahl, ihr den Ort zur Anlegung einer Holländerei zu überlassen, welchem Wunsche derselbe gern nachkam. Noch in demselben Jahre (unter dem 24. September 1650) ward ihr das Amt (Domänengut) Bötzow verschrieben, und sie ging nun alsbald ans Werk, hier eine Musterwirthschaft ganz nach niederländischem Geschmack anzulegen. Was die Anlage einer solchen Musterwirthschaft zu jener Zeit in unserm Lande zu bedeuten hatte, wird Jedem klar, sobald er sich die damals in Stadt und Land herrschenden Zustände vergegenwärtigt. Man beachte nur, was der Vers des Paul Gerhard'schen Liedes sagt:

„Ihr vormals schönen Felder, Jetzt aber lauter Wälder
Mit frischer Saat bestreut, Und dürre wüste Heid'."

Was man rings um die Ortschaften in friedlichen Zeiten den Wäldern durch schwere Mühe an Boden abgerungen und in Ackerfelder verwandelt hatte, war zum großen Theile wieder zugewachsen, so daß sich am Schlusse des Krieges und auch noch eine längere Zeit nachher namentlich die kleineren Städte und Dörfer zu den Waldungen, die durch das ganze Land gingen, etwa wie die Inselchen Australiens zu dem großen Stillen Ozean verhielten. Die Bestrebungen des Cisterzienserordens in seiner guten Zeit konnten kaum segensreicher für das Land gewesen sein, als es die gleichartigen Bestrebungen der Kurfürstin für diese Zeit waren.

Luise bewährte sich alsbald in ihrem Wirken in Oranienburg als echte Holländerin. Ihre Absicht ging dahin, eine Muster-Milchwirthschaft einzurichten, ein holländisches Landhaus zu bauen und einen Park sowie einen Gemüse- und Blumengarten anzulegen. Sie berief aus Holland Gärtner und Landwirthe, auch zog sie fleißige und geschickte Kolonisten aus ihrer Heimat herbei, denen sie es möglich machte, sich in der Nähe von Oranienburg niederzulassen. Nach ihren eigenen Zeichnungen wurden die Gartenanlagen in Oranienburg gemacht und die Obstbäume gepflanzt, die aus Holland bezogen worden waren.

Von welch wirthschaftlichem Sinn die Fürstin beseelt war, mögen einige Stellen aus ihren Briefen bezeugen. „Ich bitte", schreibt sie an Schwerin, „befehlen Sie dem Sturm (dem Verwalter), daß, wenn er Geld schickt, er angiebt, von wo es kommt, damit ich es in meinem Buche bemerken kann, worin ich gewissenhaft anführe, was ich einnehme und ausgebe."

In einem andern Briefe, den sie von Preußen aus an Schwerin schrieb, heißt es: „Was Oranienburg betrifft, so bitte ich Sie, lassen Sie Alles beschleunigen; wegen des Kabinets, das mit Porzellan ausgelegt werden soll, haben Sie mir noch nichts gemeldet. Herr Michel ist ein guter Mann, aber er lügt fürchterlich; vor einem Jahre sollte es fertig sein. Schicken Sie mir doch ein Gemälde von Oranienburg, wie es jetzt ist, mit der Veränderung der Thür und des untern Hofraumes, wie weit der Bau vorgeschritten, und ob der Brunnen in der Küche gemacht worden ist, damit man das Wasser nicht mehr zu holen braucht" u. s. w.

„Ich bin recht böse", heißt es in einem dritten Briefe (ebenfalls aus Preußen), „daß meine Kühe in so schlechtem Zustande sind, ich kann es nicht recht verstehen, denn im Thiergarten zu Berlin haben sie dasselbe Futter und sind recht schön. — Was den Karpfenteich betrifft, so bin ich ganz eingenommen davon und glaube, daß man rings herum Bäume pflanzen kann; ich bitte Sie, im Frühjahr noch mehr Karpfen in den großen Weiher setzen zu lassen und mir zu schreiben, ob der Streichteich so, wie Frau von Schwerin es angeordnet hat, gemacht worden ist." — Der Schluß lautet: „Ich sehne mich unbeschreiblich danach, Alles zu sehen, denn ich ennuyre mich hier wie ein Mops."

Die Kurfürstin Luise war es, welche die ersten Kartoffeln in der Mark anpflanzte; sie gründete das Bruchdorf Neuholland und versetzte damit die holländische Viehzucht hierher. Ganz dem Wohle des Landes lebend, löste sie verschleuderte oder verpfändete Domänen ein und bereicherte die Schatzkammer mit ihrem kostbaren Geschmeide. In der Gegend des jetzigen Invalidenhauses legte die Kurfürstin sogar eine Papiermühle an, um dem Lande einen neuen Erwerbszweig zu eröffnen.

Aber nicht blos um Küche und Garten, um Feld und Viehstand kümmerte sich Luise, sondern mehr noch um eine bessere Erziehung der Jugend durch einen möglichst guten Unterricht. Fern von aller schwächlichen Empfindelei, wußte sie Wohlthaten mit Weisheit zu üben. Ihr Leben und Streben glich dem Wirken der Kräfte, die das Aehrenfeld zum Blühen und Reifen bringen, während es vom Lerchengesange umtönt wird.

Mit unbeschreiblicher Liebe und Verehrung hing nun aber auch das Volk an dieser Fürstin. Ward eine Wöchnerin, die eine Tochter geboren hatte, von dem Geistlichen gefragt, wie das Kind heißen solle, so erfolgte zumeist leuchtenden Auges die Antwort: Luise! — Luise ward der Lieblingsname des Volkes in immer weiteren Kreisen und auf lange Zeit.

Auch ihr Gemahl hatte für ein Wirken dieser Art Sinn, und es erquickte sein Herz. Aber weder die Welt, noch seine Stellung als Fürst war dazu angethan, sich vorherrschend Bestrebungen dieser Art hingeben zu können; sie bildeten vielmehr nur einen Theil seiner Regierungsthätigkeit, die wir nun zunächst in ihrem Kerne betrachten wollen.

Regierungsgrundsätze des Kurfürsten. Wenn Friedrich Wilhelm als Landesfürst hätte in allen Dingen streng gesetzlich, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, verfahren wollen, so wäre er nicht der Begründer des heutigen Preußischen Staats geworden. Dann wäre der Wille der Stände bei allen wichtigen Vorkommnissen und Unternehmungen maßgebend geblieben, und Brandenburg als Staat hätte wol nur eine kurze Zeit noch sein Dasein gefristet, um danach von dem wieder erstarkten Oesterreich oder von Schweden, von Frankreich oder gemeinschaftlich von diesen Staaten von der Weltbühne hinweggefegt zu werden. Welche Güter aber wären dem deutschen Volke damit verloren gegangen!

„Der Staat bin ich!" Dieser Regierungsgrundsatz Ludwig's XIV. galt freilich auch für den Kurfürsten; aber in welch anderem Sinne fand er durch diesen Gewaltigen seine Anwendung! Von der verbrecherischen Ansicht des französischen Monarchen, das Volk sei einzig um der Fürsten willen da, sei nur vorhanden, um seine besten Kräfte den Launen und Gelüsten seiner Fürsten zum Opfer darzubringen — davon war keine Spur in ihm vorhanden. Jener Ausspruch, auf sein Schalten und Walten angewandt, hatte vielmehr die Bedeutung, daß er sich mit dem Staate in dem Grade Eins fühlte, daß sein persönliches Wohl und Wehe mit dem Wohl und Wehe des Staates gänzlich zusammenfiele, so daß er all sein Denken, Streben und Handeln nicht persönlichen, sondern Staatszwecken unterordnete. Um seine Handlungsweise richtig würdigen zu können, muß noch Folgendes in Erwägung gezogen werden. Die Masse des Volkes war durch die Gewalten, die während des langen Krieges gleich zerstörenden Stürmen und unheilsprühenden Gewittern die deutschen Lande durchwogt hatten, zuletzt gänzlich stumpf und dumpf gemacht worden, bereit, Alles über sich ergehen zu lassen. Aus diesen Zuständen war die fürstliche Gewalt naturgemäß verstärkt hervorgegangen. Die Säulen der mittelalterlichen Gesellschaft, die Stände — Adel, Geistlichkeit und Städte — waren morsch geworden. Eine neue Zeit, die in jenen Ständen nicht mehr ihre Vertretung fand, verkündete ihren Anzug. Natürlich wehrten sich jene Bevorzugten gegen jegliche Art von Machtschmälerung; sie fanden jedoch in dem Kurfürsten einen wachsamen und gerechten, einen ihnen gewachsenen Gegner.

Das absolute Fürstenregiment. Sollten die Zustände nach den Forderungen des Christenthums umgewandelt, verbessert werden, so mußten jene Säulen fallen, oder es mußte doch ihre Geltung auf ein geringeres Maß zurückgeführt werden. Außerhalb der Stände gab es ja auch noch eine Menschenmenge, „die armen Leute", die von jenen Ständen während der langen Dauer ihres Vorrechtsgenusses rechtlos gelassen worden waren. Für sie bessere Zustände anzubahnen, lag im Zuge der Zeit, und wenn auch bis zum Eintritt wesentlicher Verbesserung ihrer Lage noch manches Jahrzehnt dahinging, so mußte doch gegenüber jenen Ständerechten zunächst eine Macht sich aufthun, aus der für sie eine billigere Anschauungsweise und eine gerechtere Gesetzgebung hervorgehen konnte, und dies war eben die erweiterte fürstliche Macht. Insofern war die neue „Staatsraison", die Zeit des absoluten Fürsten-

Regiments, das jetzt begann, eine historische Nothwendigkeit. Die absolute Monarchie war die einzig mögliche Staatsform, in welcher das Gemeinwohl die ihm gebührende Vertretung finden konnte. Für jene Staatsform war es wiederum eine Nothwendigkeit, auf eine wohlorganisirte bewaffnete Macht sich zu stützen. Dies erkennend, begann der Kurfürst bald nach dem Westfälischen Frieden seine Reformen im Heereswesen, welche, zeitweilig durch den polnisch-schwedischen Krieg unterbrochen, nach dessen Beendigung alsbald wieder aufgenommen wurden, wie später an einer andern Stelle berichtet werden wird.

Freilich kam auf die Persönlichkeit des Fürsten viel an, und die Länder waren zu beklagen, in denen die Allgewalt durch schlechte Vertreter geübt wurde. Brandenburg gehörte diesen Ländern nicht an. „Zu einer Zeit", sagt Friedrich von Thielau, „wo alle anderen deutschen Fürsten um ihn her nach französischem Vorbilde ihren Ruhm in dem Glanz ihrer Hofhaltungen suchten, setzte Friedrich Wilhelm den seinen allein in die Begriffe wahrer Macht und in die Beförderung der Wohlfahrt seiner Unterthanen."

Wer nicht die Zustände, unter denen der Große Kurfürst sein Regiment begann, und das Ziel, das ihm in seiner großen Seele vorschwebte, ins Auge faßt, der vermag ihn nicht richtig zu würdigen. Von reinstem Streben beseelt, setzte er sein ganzes Leben, sein Sinnen und Trachten ein, seinem Lande zu dienen. In der That, ihm war, nach den Worten Ranke's und Stenzel's, „die Regierung kein Geschäft, sondern das eigene Leben"; nicht auf vereinzelte Bemühungen war es bei ihm abgesehen, sondern auf Errichtung eines kunstvoll gegliederten Ganzen, „dessen einzelne Theile genau in einander greifen sollten, und dessen Mittelpunkt die freie und doch nothwendige Bewegung des immer thätigen, regen Geistes war, der die Maschine schuf, in Thätigkeit setzte und erhielt."

Es läßt sich nicht bestreiten, daß sein Regiment vielfach als Druck empfunden ward. Aber wie ein in leibliches und geistiges Elend versunkener Mensch nur durch die höchste Anspannung seiner Kräfte sich wieder zu erheben vermag, so mußte man, sollte das Land wieder emporgebracht werden, die Mittel dem Ziel entsprechend wählen und rücksichtslos zur Durchführung bringen. Friedrich Wilhelm ließ es sich persönlich so sauer werden, wie je ein Mann, der Großes erstrebte, und so hatte er guten Grund, Gleiches von seinen Unterthanen zu fordern.

Aber die „Schlangenwindungen seiner Politik nach außen" sind nicht zu billigen! sagt der Gegner. Einen solchen Einwurf kann jedoch nur Jemand erheben, der Länder und Fürsten der damaligen Zeit in ihrer Stellung zu einander aus dem Auge setzt. Die Staatskunst praktisch üben, hieß ja damals nichts Anderes, als mächtiger und stärker, als der Nachbar es war, werden — oder mit anderen Worten, sich gegenseitig berauben, und zur Erreichung dieses Zweckes je nach Erfordern List, Bestechung, Verrath und Gewalt anwenden wollen. Was hätte wol Friedrich Wilhelm von seinen Mitfürsten, vornehmlich von dem Kaiser, zu erwarten gehabt, wenn von ihm aller Welt verkündet worden wäre, welches Ziel er zu erreichen strebe, und wenn er immer nur den Aller Augen sichtbaren Weg innegehalten hätte? In demselben Maße, in welchem das Land noch machtlos war, mußte auch er sich bequemen, in dem Gleise der „Schlangenwindungen damals geltender Staatsklugheit" sich zu bewegen. Daß aber der gerade Weg der seiner tiefsten Natur entsprechende war, hat er oft genug bewiesen, wie seine Geschichte lehren wird.

Hinterpommern und Kleve. Der Friedensabschluß hatte keineswegs eine unmittelbare Freigebung der von den Schweden besetzten deutschen Landestheile zur Folge gehabt. Nach ungefährem Ueberschlage kostete das schwedische Heer den Deutschen täglich 120,000 Thaler, eine Summe, die zu erschwingen dem ausgesogenen Lande fast zur Unmöglichkeit wurde. Das Deutsche Reich hatte die Verpflichtung übernommen, drei Millionen Thaler als Kriegsentschädigung an Schweden zu zahlen, und der Kurfürst forderte nun aufs Lebhafteste, man solle den eingegangenen Verpflichtungen nachkommen, dagegen auch von den Schweden die Räumung der besetzten Landestheile mit Entschiedenheit verlangen.

Er selbst beeilte sich, seinen Beitrag zur ersten Million zu zahlen, was zur Folge hatte, daß ihm die Schweden einige Landstriche einräumten. Schwieriger zeigten sich diese dagegen in Bezug auf Hinterpommern, und es trat, indem sie die Verhandlungen durch allerlei Vorwände hinschleppten, die Absicht ihrerseits unverkennbar hervor, einen für sie möglichst günstigen Grenzvertrag zu erzwingen. Dies brachte den Kurfürsten so auf, daß er sich zu einer Reise an den kaiserlichen Hof entschloß.

Ferdinand III. Mit großem Gefolge erschien der Kurfürst in Prag und ward vom Kaiser überaus gnädig empfangen. Diese freundliche Aufnahme hatte jedoch hauptsächlich in dem Wunsche des Kaisers ihren Grund, seinem Sohne die römische Königskrone und damit die Reichsnachfolge zu sichern, was zu erlangen eben von der Zustimmung der Kurfürsten abhing. — Unter diesen Umständen ward es dem Kurfürsten leicht, den Kaiser zu dem Versprechen zu vermögen, daß erst dann die Belehnung der Königin von Schweden über den ihrem Lande zugesprochenen Theil Pommerns stattfinden solle, wenn der Brandenburg zugefallene Theil Pommerns von der schwedischen Besatzung vollständig geräumt sein würde. Dieser Erfolg erfreute die Märker in einem hohen Grade, und es wurde dem Kurfürsten zu Ehren eine Denkmünze geprägt. Auf der Hauptseite derselben befindet sich die Inschrift:

„Unser Kurfürst wieder kümmt
Und sich seines Lands annimmt."

Die Kehrseite zeigt eine sinnbildliche Figur als Felicitas publica (öffentliche Wohlfahrt), und darunter steht:

„Unsers Fürsten Wohlfahrt sehen
Ist selbst unser Wohlergehen."

Die kaiserliche Unterstützung war indeß nicht kraftvoll genug, so daß Friedrich Wilhelm, nachdem er Stellung auf Stellung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln vertheidigt hatte, endlich doch in der Hauptsache nachgeben mußte. Ein Jahr darauf, 1653, kam endlich Hinterpommern an Brandenburg.

In Kleve wäre es gleich nach dem westfälischen Friedensschlusse beinahe zum Kriege gekommen. Immer noch lebte der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, der aus uns schon bekannt gewordenen Gründen katholisch geworden war und sich seit längerer Zeit in offenbarer Bedrückung der Evangelischen gefiel. Es würde hier zu weit führen, wenn wir auf die Folgen der in jenen Landestheilen durch die Jesuiten hervorgerufenen und genährten Unduldsamkeit eingehen wollten. Alle die infolge dessen merklich gewordenen Mißstände führten zu erregten kirchlichen Streitigkeiten, denen der Kurfürst ein lebendiges Interesse zuwendete. Dazu kam noch, daß derselbe es immer schmerzlicher empfand, wie Brandenburg bei früheren Verträgen in Betreff der Theilung Kleve's offenbar übervortheilt worden war. Namentlich gelangte er zu der Ueberzeugung, daß sein Vorgänger, der Kurfürst Georg Wilhelm, in dem Düsseldorfer Vertrage, wie Wolf Dietrich von Rochow auch dargelegt hatte, durch Schwarzenberg geradezu verrathen worden war.

Alle diese Umstände bestimmten den Kurfürsten, eine starke Heeresabtheilung in das Gebiet des Pfalzgrafen einrücken zu lassen, der infolge dessen die katholischen Fürsten, namentlich den Kaiser, um Hülfe anging. Friedrich Wilhelm glaubte Anfangs auf den Beistand Sachsens und der Generalstaaten rechnen zu dürfen. Als die Angelegenheit aber eine ernstere Gestalt gewann, sah er sich genöthigt, den dringenden Aufforderungen des Kaisers nachzugeben und in Unterhandlungen mit dem Pfalzgrafen zu treten. Diese endeten 1651 mit einem neuen Vergleiche, dahin gehend, daß die kirchlichen Streitigkeiten Schiedsrichtern, über die man sich geeinigt hatte, vorgelegt werden sollten, und die Parteien verpflichteten sich, dem Spruche derselben sich zu fügen. Damit war der Kleve'sche Streit wieder auf eine Zeit beigelegt.

Vorzeichen des schwedisch-polnischen Krieges.

Als der Kurfürst mit erneutem Eifer daran ging, das gewerbliche und landwirthschaftliche Leben im Lande zu heben, überzog sich mit einem Male der Horizont. Ein Krieg zwischen Schweden und Polen schien im Anzuge zu sein, und es war vorauszusehen, daß, wenn es wirklich zum Waffengange kommen sollte, Brandenburg eben so wenig werde unbetheiligt bleiben können, wie ihm dies bei dem Kriege, den Gustav Adolf seiner Zeit gegen Polen geführt hatte, möglich gewesen war. Die vereinzelte Lage des Herzogthums Preußen zwischen den kriegführenden Ländern brachte dies naturgemäß mit sich.

Johann Kasimir und Karl Gustav. Der Grund zu dem Zerwürfniß zwischen Schweden und Polen lag in Folgendem. Das polnische Fürstenhaus hatte seinen Ansprüchen auf den schwedischen Thron immer noch nicht entsagt. Dazu war jetzt ein neuer Anlaß gekommen, welchen der letzte Wasa, der zur Zeit in Polen regierende König Johann Kasimir, nicht glaubte vorübergehen lassen zu dürfen, ohne jene Ansprüche thatkräftig zu erneuern. Christine, die Königin von Schweden, die wegen ihres Geistes und mancher fürstlichen Eigenschaften längere Zeit die Bewunderung Europa's erregt hatte, war, da ihr nicht die Zierde echter Weiblichkeit schützend zur Seite stand und sie nur nach den Lobhymnen ihrer Zeitgenossen, nicht aber nach der Zustimmung ihres Gewissens getrachtet hatte, von ihrer Höhe nach und nach herabgesunken. Ihre Eitelkeit und Ruhmliebe waren gesättigt, jetzt lebte in ihrer Seele nichts mehr, als die Lust an sinnlichen Vergnügungen und Zerstreuungen. Um solchen sich ungestört hingeben zu können, beschloß sie im neunundzwanzigsten Jahre ihres Lebens, gegen ein gutes Jahrgeld der schwedischen Krone zu Gunsten des Herzogs Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, ihres Vetters, des tapfern Oberfeldherrn des Heeres, zu entsagen.

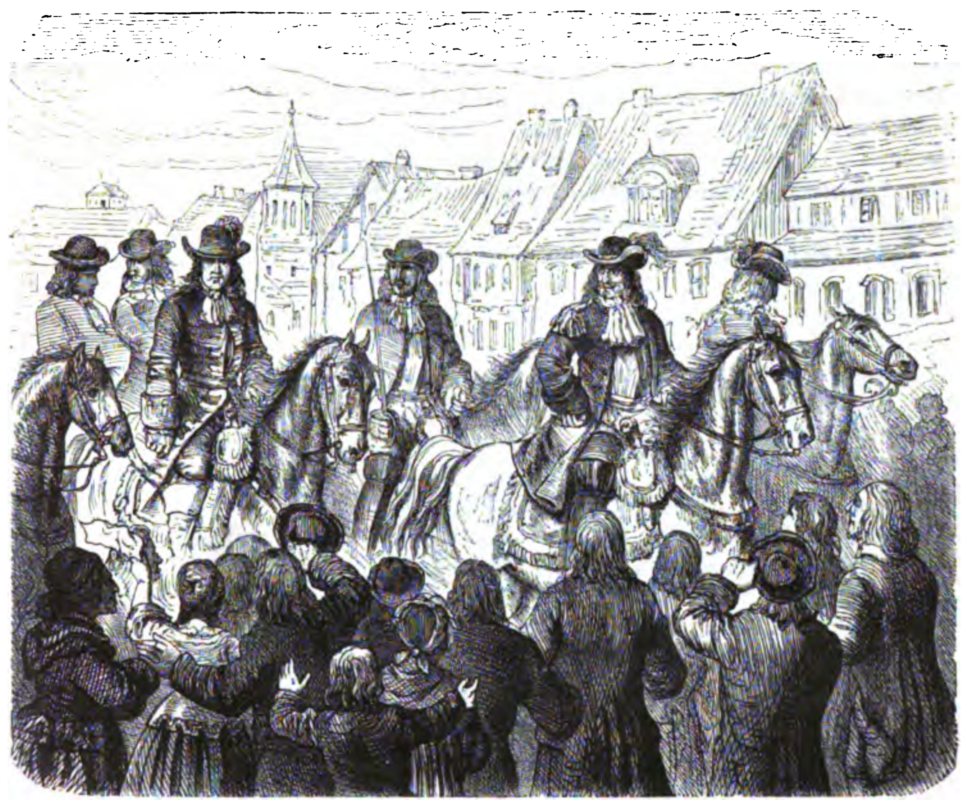
Kaum vernahm Johann Kasimir von Polen von dem Plane Christinens, ihre Rechte an Karl Gustav abzutreten, so ließ er durch seinen Gesandten am schwedischen Hofe auf seine näheren Erbansprüche verweisen und gegen die Abtretung der Krone an einen entfernteren Verwandten feierlich Einsprache einlegen. Christine bot ihm, um möglichen Streitigkeiten zuvorzukommen, 400,000 Thaler für seine Verzichtleistung. Als jedoch der König von Polen dies mit den stolzen Worten zurückwies: „für eine solche Summe sei kein Königreich feil, und nicht einmal für die Abtretung Livlands würde er sich dazu willig finden lassen, seine gerechten Ansprüche auf Schweden aufzugeben“, sagte Christine mit Lächeln zu dem polnischen Gesandten: „Nun gut, so wird mein Vetter mit dreißigtausend Zeugen zu euch kommen und euch beweisen, daß er rechtmäßiger König von Schweden ist!“

Damit war der Krieg an Polen so gut wie erklärt. Die Stände des Landes bewilligten Christinen ein Jahrgehalt von 240,000 Thalern, und Karl Gustav, ein Kriegsheld vom Scheitel bis zur Sohle, kühn in seinen Unternehmungen, persönlich tapfer bis zur Verwegenheit, bestieg den schwedischen Thron. Er gebot einem Heere, das zumeist aus Söhnen der Helden des Dreißigjährigen Krieges bestand, die in der Rückerinnerung an den Ruhm, den einst die Väter errungen, kaum weniger lebhaftes Verlangen als ihr Fürst nach dem ernsten Waffenspiel des Krieges trugen.

Der König von Polen, dem gerade um diese Zeit ein heftiger Aufstand der Kosaken im eigenen Lande schon genug zu schaffen machte, hatte keineswegs geglaubt, daß man auf Seiten Schwedens sofort die Verhandlungen abbrechen würde. Sein Wunsch war nur dahin gegangen, den Preis für seine Verzichtleistung, zu der er bereit war, um etwas zu erhöhen; ja er würde, hätte man das Angebot noch einmal wiederholt, seine Bereitwilligkeit erklärt haben, sich damit abfinden zu lassen. Er hatte sich verrechnet. „Gott spreche“ — so lautete Karl Gustav's politisches Glaubensbekenntniß — „jetzt zu den Fürsten nicht mehr durch Propheten und Träume, sondern durch die Gunst der Umstände. Wo eine günstige Gelegenheit sich darbiete, auf Kosten seines Nachbars die eigenen Grenzen auszudehnen, müsse man das für einen göttlichen Zuruf halten und zugreifen.“

Solch eine günstige Gelegenheit war da. Die abweisende Antwort Kasimir's für einen Kriegsfall erklärend, zog er das Schwert. König Karl Gustav verlangte nun zunächst vom Kurfürsten die Einräumung der preußischen Seehäfen, wogegen er versprach, das Herzogthum Preußen von der polnischen Lehnsherrschaft befreien zu helfen. Das Gebot war verlockend, jedoch war auf Seiten Brandenburgs mancherlei in Betracht zu ziehen, ehe man sich entschied.

Der Kurfürst hatte die Gier Schwedens nach deutschen Landestheilen schon bitter genug zu empfinden gehabt. Wer bürgte ihm dafür, daß Schweden, im Fall es Polen besiegte, ihn in dem Besitz des Zwischenlandes Preußen lassen würde, zumal wenn er sich durch eine Verbindung mit Karl Gustav von vornherein die Hülfe deutscher Fürsten verscherzte?



Derfflinger setzt sich nach Preußen in Bewegung. Nach H. Lüders.

Ein Bündniß mit Polen gegen Schweden erschien nicht minder gefahrdrohend. Karl Gustav würde, wenn seinen Waffen der Sieg zufiel, Preußen wahrscheinlich als erobertes Land betrachtet haben, oder der König von Polen, zum Frieden gedrängt, hätte es ihm dann vielleicht als Kriegsentschädigung zugesprochen, um von dem eigenen Besitz nichts zu verlieren.

Dies Alles erwägend, band sich der Kurfürst vorerst weder hier noch dort, sondern spähte eifrig nach den in den Kabinetten herrschenden Stimmungen. Er war vor allen Dingen darauf bedacht, eine starke Kriegsmacht in Preußen zu entfalten, um im entscheidenden Augenblicke, je nach Umständen, die Interessen seines Landes mit größerer Entschiedenheit wahrnehmen zu können. Zunächst setzte sich auf seinen Befehl General Derfflinger mit 38 Geschützen aus der Mark nach Preußen in Bewegung.

Karl Gustav ließ nicht ab, auf ein Bündniß zu dringen, wogegen der Kurfürst seine Lehnspflicht vorschützte. Zuletzt in die Enge getrieben, versprach der Kurfürst, parteilos bleiben zu wollen, wogegen er von Karl Gustav die Zusicherung der Hülfe für den später möglicherweise eintretenden Fall verlangte, daß Polen ihn aus Rache angriffe, weil er demselben

nicht Beistand geleistet habe. Daneben stellte er jedoch noch weitere und zwar so hohe Forderungen an Schweden, daß Karl Gustav nicht darauf eingehen zu können erklärte, daher das von ihm gewünschte Bündniß mit ihm auch nicht zu Stande kam.

Gerade dies entsprach ohne Zweifel dem innersten Wunsche des Kurfürsten, der in der bedenklichen Lage, in welcher er sich befand, sich eben nicht zu frühe mochte binden wollen. Würde er — dies stellte sich bald darauf als seine unabänderlich beschlossene Absicht heraus — endlich in den Krieg hinein gezwungen, so sollten die Kriegsopfer nicht fremden Zwecken, sondern allein dem Wohle seines Landes dargebracht werden.

Der schwedisch-polnische Krieg.

Dem unternehmungslustigen Karl Gustav währten die Verhandlungen zu lange, und er befahl seinem Marschall **Wittenberg**, mit 17,000 Mann durch Pommern und die Neumark in Großpolen einzurücken. Hier herrschte völlige Rathlosigkeit. Johann Kasimir hatte sich an alle Welt, sogar an die Türken, um Hülfe gewandt. Auch der Kurfürst war von ihm um Beistand angegangen worden, wobei er demselben Hoffnung auf Vorpommern gemacht hatte, was freilich nicht viel sagen wollte, da die Schweden, Herren desselben, erst daraus zu vertreiben gewesen wären.

Erste Erfolge Karl's X. Gustav. Das Kriegsglück begünstigte den kühnen Schwedenkönig ganz außerordentlich. Er war seinen vorausgeschickten Truppen rasch gefolgt und hatte, mit einer zweiten Heeresabtheilung von 15,000 Mann und dem Vorschub vereinigt, im Fluge Warschau erobert. Kasimir, der den Kopf gänzlich verloren hatte, entfloh nach Schlesien. Nachdem Karl Gustav sich gleich rasch und leicht auch in den Besitz von Lithauen zu setzen gewußt hatte, konnte er schon eher den Beistand des Kurfürsten entbehren als früher. Dennoch bot er diesem für seine Parteinahme ein Stück von Lithauen an, verlangte dagegen Memel und Pillau. Der Kurfürst, der das Umschlagen des Kriegsglücks erwarten mochte, blieb bei seiner Art der Verhandlung; seine Stellung ward aber in dem Maße bedenklicher, als Karl Gustav ununterbrochen weiter siegreich in Polen vordrang. Nachdem Letzterer endlich auch Krakau eingenommen hatte und mit Anordnungen zur völligen Besitznahme des eroberten Königreichs beschäftigt war, konnte sich Friedrich Wilhelm den schwersten Besorgnissen nicht verschließen, zumal Karl Gustav jetzt eine entschieden veränderte Haltung gegen ihn zeigte.

Es war indessen dem schwedischen König klar geworden, daß der Kurfürst, der sein Heer in Preußen bereits auf 27,000 Mann gebracht hatte, keinen andern Zweck verfolge, als sich sowol von Polen, wie auch von Schweden unabhängig zu machen. Ihn noch weiterhin seine in aller Stille ausgeführten Rüstungen verstärken zu lassen, mußte bedenklich erscheinen, und er rückte ihm nun geraden Weges auf den Leib, um ihm eine offenkundige Entscheidung abzunöthigen. Einer solchen konnte der Kurfürst jetzt nicht mehr ausweichen, und so sah er sich gezwungen, am 17. Januar 1656 mit Karl Gustav den **Vertrag von Königsberg** abzuschließen.

Dieser Vertrag war insofern lästig für den Kurfürsten, als Preußen in demselben für ein Lehen der Krone Schwedens erklärt wurde Dagegen ward dem Kurfürsten als Lehen das Bisthum Ermeland zugesprochen. Er mußte jedoch dafür den Schweden die preußischen Seehäfen öffnen, ihnen den ungehinderten Durchzug durch das Land und 1500 Mann seiner Truppen als Hülfsmacht bewilligen. — Die Lehnsoberherrlichkeit über Preußen nur gewechselt zu sehen, solches hatte Friedrich Wilhelm freilich nicht im Auge gehabt. Doch für den Augenblick ließ sich nichts dagegen thun, er mußte sich schweigend in das Unvermeidliche fügen.

Daß das große Polenreich so plötzlich niedergeworfen werden konnte, hatten nicht allein die überlegene Kriegführung und die Tapferkeit der durch einen wirklichen Kriegshelden geführten und begeisterten Schweden, sondern eben so sehr die Parteiungen in der polnischen Adelsrepublik bewirkt.

Erhebung Polens. Von vielen Großen des Reiches war dem Könige Johann Kasimir und seinen Anhängern geradezu ein derber Schlag gegönnt worden. Als man nun aber den Druck eines fremden Gebieters über sich fühlte, als fremde Krieger — noch dazu „Ketzer“ — die Herren im Lande spielten, da erwachten Scham und Grimm über die erlittene Schmach, und das Feuer der Vaterlandsliebe begann die Parteizwietracht zu verzehren. Die Priesterschaft wußte die Menge leidenschaftlich aufzuwiegeln. Durch das ganze Land erzählten die Geistlichen, das wunderthätige Marienbild zu Czenstochau habe, als die Stadt von den Schweden belagert worden sei, die Augen verdreht und blutige Thränen geweint. Ferner ward berichtet, daß, als die Belagerer es freventlich gewagt hätten, den heiligen Ort zu beschießen, sämmtliche Ketzer daselbst im Nu von der Erde verschlungen worden seien.



Karl X. Gustav in dem eroberten Polen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Inmitten dieser Hochflut von Erregung scharten sich die Großen des Reiches zusammen, und als der Palatin von Posen, Graf Johann von Lesno, bei einem Gelage sich erhob und in heiligem Eifer ausrief: „Noch ist Polen nicht verloren! Der Feind kann uns besiegen, aber nicht für immer unterjochen!“ da flogen die krummen Säbel aus den Scheiden, und Alle schwuren, für das Vaterland zu kämpfen bis auf den Tod, und sie trugen die Begeisterung hinaus in das Land.

Die Palatine traten hierauf zu einer Konföderation zusammen, deren ausgesprochener Zweck es war, nunmehr das Land von der Oberherrschaft Schwedens vollständig zu befreien; auch sandten sie eine Botschaft zu dem immer noch in Schlesien weilenden Johann Kasimir und forderten ihn auf, zurückzukehren und sich, wie es seine königliche Pflicht erheische, an die Spitze der Bewegung zu stellen. Kasimir, wieder ermuthigt durch Vorgänge dieser Art, folgte der Mahnung, und alsbald sammelten sich unter seine Fahnen auch Diejenigen, von denen er bei dem siegreichen Vordringen des Feindes verlassen und verrathen worden war.

Da nach der Versicherung der Priester die Jungfrau Maria allein diesen Umschwung bewirkt hatte, unternahm Kasimir, statt zu rüsten, eine feierliche Prozession nach ihrem in der Marienkirche zu Lemberg befindlichen Bilde, und er that — um das Volk für den Kampf zu begeistern — vor demselben das Gelübde, „die Bauern von Leibeigenschaft und erdrückenden Lasten" zu befreien. Wäre dies Gelöbniß und auch das gleich darauf erlassene Edikt, in welchem den Protestanten freier Gottesdienst im Lande verheißen ward, Wahrheit geworden, so bestände Polen vielleicht heut noch als selbständiger Staat. —

Indeß erfüllten die Verheißungen den nächsten Zweck: das Volk schenkte ihnen Glauben, und es begann die Rüstungen mit gleichem Eifer zu betreiben wie der Adel. Um die Sache für Karl Gustav noch bedenklicher zu machen, verband sich der Zar von Moskau mit dem Polenkönige, fiel in Livland ein, und bald loderte die Flamme der Empörung in allen von den Schweden besetzten Landestheilen empor.

Diese Zwischenfälle forderten den Schwedenkönig zu den gewaltigsten Anstrengungen auf, und er griff nun, um die Kraft der polnischen Nation zu theilen und die Bauern für sich zu gewinnen, zu einer unerhört grausamen Maßregel. Er erließ ein Edikt, durch das jedem Bauer für die Einlieferung eines rebellischen Edelmannes oder auch nur seines Kopfes Befreiung von Leibeigenschaft, Robot und Frohndienst sowie Nutznießung des Gutes desselben auf sechs Jahre und dem Edelmanne für eine gleiche Handlung die Hälfte der Güter des Eingelieferten oder Getödteten zugesichert ward.

Nun erging auch von Polen aus an Friedrich Wilhelm die Aufforderung zum Beistande. Die Antwort des Kurfürsten lautete dahin, daß er bereit sei, der Republik Polen mit seiner ganzen Macht zu Hülfe zu ziehen, wenn dieselbe sich zur Zahlung der Kriegskosten verpflichte und ihm außerdem die Zusicherung ertheilt werde, daß man ihn gegen Schweden für alle Fälle sicherstellen wolle. Dies führte wieder zu Unterhandlungen und brachte ihm Das, was er wünschte — Zeitgewinn.

Einzelne Kämpfe zwischen schwedischen und polnischen Heerhaufen blieben einflußlos für den Ausgang des neu beginnenden Krieges, und lebhafter ward hier wie dort der Wunsch empfunden, den Kurfürsten, dessen wachsende Macht man auf beiden Seiten richtig zu würdigen begann, völlig für sich zu gewinnen.

Der zu Königsberg zwischen Schweden und Brandenburg abgeschlossene Vertrag war nicht dazu angethan, dem Kurfürsten einen Sieg der schwedischen Waffen besonders wünschenswerth erscheinen zu lassen. Dies mußte sich Karl Gustav selbst sagen, und Erwägungen solcher Art mochten ihn bestimmen, mit Friedrich Wilhelm am 25. Juni 1656 zu Marienburg einen neuen Vertrag einzugehen, der für diesen günstigere Bedingungen enthielt. Dem Kurfürsten ward darin Beistand gegen jeden Angriff auf seine Besitzungen zugesichert, wogegen er sich zu verpflichten hatte, 4000 Mann den Schweden als Hülfstruppen beizugeben und außerdem seine übrige Kriegsmacht bereit zu halten, um sie, so weit er sie entbehren könne, für Schwedens Sache eintreten zu lassen. — Dem Vertrage hatte man geheime Artikel beigefügt, die sich auf die Ueberlassung polnischer Landestheile an Brandenburg bezogen; auch waren mehrere drückende, die Lehnsherrschaft Schwedens über Preußen betreffende Bestimmungen für aufgehoben erklärt worden.

Jetzt war die Zeit des Handelns für den Kurfürsten gekommen, und er trat nun offen als der Verbündete Schwedens hervor. Johann Kasimir befand sich in Warschau; 40,000 Polen lagerten vor der Stadt und hatten geschworen, die auf ihrem Lande lastende Schmach zu rächen. Dazu waren noch Scharen von Tataren und Kalmücken herbeigekommen, um an dem Kampfe Theil zu nehmen. Ein Versuch des französischen Gesandten, den Frieden zu vermitteln, scheiterte. Kasimir war jetzt von einer solchen Siegesgewißheit erfüllt, daß er äußerte: „Die Schweden habe ich für die Tataren zum Frühstück bestimmt, dem brandenburger Kurfürsten aber werde ich ein stilles Plätzchen anweisen, wo weder Sonne noch Mond scheint." —



George Derfflinger.

Die dreitägige Schlacht bei Warschau.

Ehe wir an die Schilderung der Schlacht bei Warschau gehen, müssen wir eines Mannes gedenken, der einer der Helden dieses Zeitraumes der Geschichte ist — Derfflinger's.

George Derfflinger wurde als „sehr geringer Leute Kind" in dem österreichischen Dorfe Neuhofen an der Traun im Lande „ob der Enns" geboren. Seine Eltern bekannten sich zur evangelischen Religion. Um den Verfolgungen, denen sie in ihrer Heimat um ihres Glaubens willen ausgesetzt waren, zu entgehen, wanderten sie nach Böhmen aus, woselbst der Kaiser Rudolf den Evangelischen das Recht der freien Religionsübung gewährt hatte (S. 385). Wir wissen, daß der jenes Recht zusagende kaiserliche „Majestätsbrief" im Jahre 1618 außer Beacht gesetzt und dadurch Böhmen zum Aufstand veranlaßt ward. Die Seele des Aufstandes war der tapfere Graf Heinrich Matthias von Thurn. Im Jahre 1620 kam es zu der für die evangelische Sache unglücklichen Schlacht am Weißen Berge (S. 390). Am tapfersten stritt auf böhmischer Seite Graf Thurn, und der kleinen Schar berittener Kämpfer, mit denen er am längsten auf dem Schlachtfelde aushielt, gehörte der damals erst vierzehn Jahre zählende George Derfflinger an. So frühzeitig war George in den Kriegsdienst getreten; der Umstand, daß er unter den Reitern Aufnahme gefunden hatte, spricht schon von selbst dafür, daß er bereits außerordentlich rüstig gewesen sein muß.

Das ist Alles, was in neuerer Zeit Karl von Kessel, in neuester Zeit Graf Ernst zu Lippe-Weißenfeld über die erste Zeit Derfflinger's als einzig Zuverlässiges ermittelt, und womit die Genannten zugleich die Angabe des Herrn von Pöllnitz, der den jungen Derfflinger als Schneidergesellen in die Welt gehen und aus keinem andern Grunde, als weil es ihm an dem Fährgeld fehlt, Kriegsmann werden läßt, in das Gebiet der Dichtung verwiesen haben.

Ein Sohn von Eltern, die Haus und Heimat aufgeben, um Gott nach ihrer Weise dienen zu können, mochte sicherlich von der heiligen Flamme der Begeisterung ergriffen sein, die so viele tapfere Männer und Jünglinge antrieb, in das von Thurn geführte böhmische Heer einzutreten. Wir wissen, daß in dem großen Kriege viele Krieger, hohe wie niedere, den Waffendienst lediglich als Handwerk ansahen, daß sie den Dienst wechselten, je nachdem hüben oder drüben größerer materieller Vortheil lockte. Anders Derfflinger. Er focht

wol unter mehreren Fürsten, aber immer nur für die evangelische Sache, der er Zeit seines Lebens von ganzem Herzen zugethan blieb. — Graf Thurn, der sich nach Schlesien gewandt und Glatz besetzt hatte, leistete den Kaiserlichen daselbst so lange heldenmüthigen Widerstand, bis ihm Abzug mit allen kriegerischen Ehren zugestanden ward. Dann ging er zur Unterstützung Bethlen Gabor's nach Siebenbürgen, unter dessen Führung Derfflinger einige Jahre diente.

Um diese Zeit lag Gustav Adolf noch mit den Polen in Krieg, und damals schon wünschte Bethlen Gabor die Betheiligung des nordischen Königs an dem Kriege gegen den Kaiser. Aber wir wissen, daß es dem Könige Gustav Adolf erst mehrere Jahre später gelang, mit den Polen einen Waffenstillstand zum Abschluß zu bringen, der es ihm ermöglichte, sich zu Gunsten der Evangelischen an dem deutschen Kriege zu betheiligen. In der Zeit der Kämpfe Gustav Adolf's gegen die Polen trat Derfflinger in das schwedische Heer ein, und zwar wahrscheinlich versehen mit einer Empfehlung Thurn's. Daß er, der „Ausländer", sich im schwedisch-polnischen und danach in dem schwedisch-deutschen Kriege außerordentlich hervorgethan haben muß, ergiebt sich offenkundig daraus, daß er im Jahre 1635, also im seinem neunundzwanzigsten Lebensjahre, Oberstleutnant eines Reiterregiments ward. Ein solches Emporsteigen auf Grund eigener Kraft zeigt, daß ihm, dem Sohne „sehr geringer Leute", das Adelsdiplom eines starken, auf Hohes und Edles gerichteten Willens in seine Wiege gelegt worden war. „Den Menschen macht sein Wille groß und klein."

Bis zum Jahre 1648 stand Derfflinger in schwedischen Diensten, zuletzt als „Oberst zu Roß", d. i. als Inhaber eines Reiterregiments. Wenige Hauptschlachten sind geschlagen worden, an denen er nicht Theil genommen hätte. Und welche Schule hat er durchgemacht unter Heerführern wie Thurn, Bethlen Gabor, Gustav Adolf, Bernhard von Weimar, Baner, Torstenson! — Beim Abschluß des Westfälischen Friedens (1648) forderte er seine Verabschiedung, die ihm unter Gewährung einer reichen Belohnung zutheil ward.

Einige Jahre zuvor schon hatte er sich in Berlin mit dem Fräulein Tugendreich von Schaplow, der Schwester eines seiner Waffengefährten, die im Brandenburgischen mehrere Güter besaß, vermählt. In dem Jahre, in welchem der Kurfürst mit seiner Gemahlin in Berlin einzog, finden wir ihn in friedlicher Beschäftigung auf seinen Gütern, zumeist in Gusow bei Küstrin. „Es ist erkennbar", sagt der oben genannte Graf Ernst zur Lippe-Weißenfeld, „wie vortheilhaft es dem Küstriner Gelände sein mußte, daß dort ein ehemaliger Reitergeneral sich seßhaft machte. Die Gelder, welche er im Kriege erübrigt und beim Ausscheiden aus dem Dienst empfangen, flossen vorerst einigen armen Edelleuten zu, welche jetzt wieder „Arbeitgeber" wurden; demnach kamen diese raren Münzstücke dem „kleinen Mann" zugute bei Wiedererwachen der verschiedenen Erwerbsthätigkeiten.

Bewegung, das ist das Element des Kavalleristen; wir können uns überzeugt halten von der hochgradigen Rührigkeit Derfflinger's in Gusow; mit demselben Eifer, wie er den Pallasch geführt, amtirte er jetzt bei der Pflugschar. Viel gab es zu bauen, zu bessern, zu schaffen. „Seiner niedern Herkunft stets eingedenk, von Stolz und Hoffart fern, fiel unserm Helden ein beeifernd freundlich Wort nicht schwer, schwache Geister ermahnend, weil nimmer er es leiden mag, daß da, wo er befehlen und helfen kann, Verzagtheit sinnbethörend wirkt und Trägheit edle Zeit verliert."

Nach achtundzwanzig Kriegsjahren und in dem Alter von vierundvierzig Jahren mochte es vielleicht Derfflinger's Wunsch sein, den übrigen Theil seines Lebens in Ruhe zuzubringen. Aber es war ihm vorbehalten, seinem neuen Vaterlande noch außerordentlich werthvolle Dienste zu leisten. Der Kurfürst vernahm von ihm, und als der schwedisch-polnische Krieg begann, ließ er an ihn die Aufforderung ergehen, in seinem Heere Dienste zu nehmen. Derfflinger, seiner Tüchtigkeit sich bewußt, machte hohe Forderungen und trat nach längeren Verhandlungen als ältester Generalwachtmeister in die kurbrandenburgische Armee ein.

Ein Zeitgenosse Derfflinger's giebt uns folgende Schilderung des Aeußern des seltenen Kriegsmannes: „Ein starkes krauses Haar ziert sein Haupt, sein Gesicht ist durch die breite

Stirn, starke Augenbrauen, lebhafte Augen, große Nase, dickes Kinn, volle Wangen und Unterkehle kenntlich, welches der Bart über der Oberlippe noch mit mehreren Merkmalen versehen hat. Er ist ein wohlgebildeter, großer und starker Mann, den schon die Natur zum Krieger gemacht zu haben scheint." In der von dem Italiener Letti herausgegebenen brandenburgischen Geschichte, deren Verfasser in Berlin war, heißt es: Derfflinger mache jedesmal, wenn er bei Hofe erscheine, eine sehr gute Figur. Er sei ein tüchtiger Haudegen und gleichzeitig ein sehr angenehmer Hofmann von vornehmen Umgangsformen, viel Sanftmuth und Artigkeit. Und ebenso müsse anerkannt werden, daß er eine Persönlichkeit von großem Verstand sei, geboren für die militärische Kunst, der sich durch lange Kriegsübung herangebildet habe zu einem der geschicktesten Feldherren. — Seinen kriegerischen Zeitgenossen galt er als ein Mann der That, der Kühnheit mit Besonnenheit trefflich zu verbinden verstand. Sicher ist es freilich, daß es um seine Schulkenntnisse in hohem Grade mangelhaft bestellt war. Dennoch sehen wir in ihm einen Mann, der seine Zeit verstand, und der auch seiner Stellung gewachsen war; seine natürliche Begabung befähigte ihn sogar, bei staatsmännischen Unterhandlungen eine hervorragende Thätigkeit zu entfalten. — Wie wir gesehen haben, hatte der Kurfürst nunmehr auch sein Schwert gezogen, und zwar, um an der Seite der Schweden gegen Polen zu kämpfen. Er mußte sich nun sagen, daß, wenn Schweden geschlagen werde, Kasimir unmittelbar darauf ihn mit Macht angreifen würde, um Rache, nicht nur für Verweigerung der erbetenen Hülfe, sondern mehr noch für den dem Feinde geleisteten Beistand zu nehmen. Gewinn und Verlust des Herzogthums Preußen stand auf dem Spiele!

Darin lag der Grund, daß der Kurfürst nicht 4000 Mann, wozu er nur verpflichtet war, sondern 18,000 Mann — zwölf Reiterregimenter, drei Dragonerregimenter und fünfzehn Regimenter Fußvolk mit 30 Geschützen — dem Könige von Schweden zuführte.

Das vereinte schwedisch-brandenburgische Heer war, da die Schweden 16,000 Mann zählten, 34,000 Mann stark. An der Spitze desselben rückten die beiden Fürsten dem polnischen, 40,000, nach Einigen sogar gegen 100,000 Mann starken Heere entgegen, das vor Praga, dem auf der linken Weichselseite liegenden Warschau gegenüber, eine gutgewählte feste Stellung innehatte. — Im Hinblick auf die überlegene Zahl seiner Streiter sowie auf mehrere kleinere für sie günstig ausgefallene Gefechte, namentlich aber auch auf die außergewöhnlich gute Stellung des Heeres war der Polenkönig des günstigen Erfolges seiner Sache sicher.

Er wies daher auch die neuen Vermittlungsversuche des französischen Gesandten zurück. „Ich habe einmal die Schweden den Tataren zum Frühstück geschenkt", sagte er. „Und dem abtrünnigen Kurfürsten habe ich ein Gefängniß zugedacht, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen soll; darum muß die Schlacht schon vor sich gehen." Die größte Zuversicht aber trug die stolze und intrigante Königin Marie Ludovika, eine Italienerin aus dem Hause Gonzaga, zur Schau. Sie fuhr mit ihren Damen und ihrem ganzen Hofstaate hinaus, um bei Praga auf der Weichselbrücke von einem hohen Pavillon, den ihr Gatte hatte errichten lassen und in dem für sie ein Thronsessel aufgestellt stand, der Schlacht und der Flucht der Feinde zuzuschauen, wovon sie sich eine wahre Lustpartie versprach. Ihre eigenen Pferde hatte sie zur Bespannung der Geschütze hergegeben; mit Feuerworten entflammte sie die polnischen Edelleute, welche ihre Rosse vor ihr tummelten, und sie lächelte gar holdselig, als einer der Edlen ihr zurief: „Wir werden die Säbel gar nicht gebrauchen; so elende Feinde kann man mit Peitschen und Karbatschen aus dem Lande jagen!"

Die Schlacht vor Warschau. Am Abend des 27. Juli 1656 nahmen die Verbündeten dem Polenheere gegenüber Stellung. Da die Fußsoldaten auf beiden Seiten an der Kleidung wenig zu unterscheiden waren, so einigten sich Friedrich Wilhelm und Karl Gustav dahin, daß die Brandenburger grüne Eichenzweige, die Schweden dagegen Aehrenbüschel als Erkennungszeichen an ihren Hüten tragen sollten.

Am 28. Juli rückte das vereinte Heer zum Angriff vor. „Mit Gott!" war das Feldgeschrei, das der Kurfürst seinen Brandenburgern gegeben hatte. Er führte den linken

Flügel, Karl Gustav den rechten. Die nächsten Bewegungen hatten den Zweck, die Stärke des Feindes, seine Stellung und die Umgegend kennen zu lernen. Der Vortrab der Polen wurde zurückgeworfen, das verbündete Heer gelangte bis dicht vor die Schanzen, wo es ein heftiges Geschützfeuer auszuhalten hatte. Gegen Abend zog es sich etwas zurück. Der oben angegebene Zweck war zum großen Theile erreicht, und es konnte nun in der Nacht ein Angriffsplan festgestellt werden.

In der Morgendämmerung des 29. Juli bewegte sich das verbündete Heer links durch den Wald von Bialolenka. Ohne großen Widerstand zu finden, nahm der Kurfürst eine Höhe, von der er das polnische Heer mit schwerem Geschütz beschießen ließ. Die Polen, dadurch bedrängt, machten sofort heftige Anstrengungen, den Kurfürsten aus dieser ihnen gefährlichen Stellung zu vertreiben. Polnisches Fußvolk brach aus den Schanzen stürmend gegen die Höhen vor, während 2000 tatarische Reiter den Feind im Rücken und an der linken Seite ungestüm anfielen. Angriff und Abwehr wurden gleich tapfer geführt.



Christoph von Sparr.

Als Karl Gustav den von einer Uebermacht ausgeführten Angriff auf die Brandenburger bemerkte, rückte er ihnen mit seinen Schweden zu Hülfe. Im Laufe des immer heftiger entbrennenden Kampfes trat ein Wechsel der Stellungen ein, so daß die Schweden nach einiger Zeit den linken Flügel des verbündeten Heeres bildeten.

Der Kurfürst behauptete seine Stellung, und die nach oft wiederholten, jedoch fruchtlosen Anstrengungen endlich zum Rückzug genöthigten Polen mußten ihm einen Theil des Schlachtfeldes überlassen. Dies war das Ergebniß des zweiten Schlachttages.

Es brach der dritte Tag, der Entscheidungstag (30. Juli), an. Zuerst wurde der von den Polen durch starke Verhaue befestigte Wald vor Praga unter Führung des tapfern brandenburgischen General-Feldzeugmeisters Sparr mit Erfolg angegriffen, während die Schweden den Feind auf anderen Orten beschäftigten. Nun aber geriethen die von Sparr geführten Brandenburger in das mörderische Feuer einer vom Feinde besetzten Anhöhe. Kaum bemerkte dies der Kurfürst, als er plötzlich zu einem Angriff auf die Anhöhe vorging. Der Tapferkeit der Brandenburger vermochten die Polen, denen die Deckung der Geschütze anvertraut war, nicht lange zü widerstehen. Ein Theil derselben wurde niedergehauen, ein anderer in die Flucht geschlagen. Unter Siegesruf setzten sich die Brandenburger auf der Anhöhe fest und wandten sofort die eroberten Geschütze auf den Feind. Als nun das Feuer aus den genommenen Batterien auf das polnische Fußvolk eröffnet wurde, und auch Sparr mit einer Abtheilung auf dasselbe einen neuen heftigen Angriff von der Seite unternahm, begann es zu weichen.

Dieser Erfolg erhöhte den Muth der Brandenburger, die nun mit verdoppeltem Eifer auf den Feind einstürmten. Bald entstand eine grenzenlose Verwirrung in dem polnischen Heere. „Da kam", wie der Kurfürst später berichtete, „ein hoher General von den Polen herüber, welcher zweimal als gewiß versicherte, daß das Fußvolk um Quartier bitten lasse."



Angriff der Brandenburger in der Schlacht bei Warschau.

Friedrich Wilhelm ließ das Feuer einstellen, und es ergab sich ihm ein großer Theil des polnischen Fußvolks; mit den Gefangenen gelangten zugleich 12 Geschütze und ein Mörser in die Gewalt des Kurfürsten. — Die Verwirrung in dem übrigen Theile des polnischen Heeres war unterdessen in eine wilde Flucht ausgeartet. Alles stürzte der Weichselbrücke zu, um hinter der dort befindlichen starken Schanze Sicherheit zu gewinnen.

Vergebens winkte die Königin von ihrem erhöhten Sessel in Praga den Ihrigen zu. den Kampf noch einmal aufzunehmen. Bald erdröhnte die Weichselbrücke vom Roßgestampf der Fliehenden, unter denen sich in erster Reihe der König befand.

Die Schlacht war für die Polen vollständig verloren, ja die Trümmer ihres Heeres würden ohne Zweifel der völligen Vernichtung anheimgefallen sein, hätten nicht den Kurfürsten ernste Erwägungen von einer Verfolgung des Sieges zurückgehalten. Polen mußte geschlagen werden; aber eine völlige Vernichtung der polnischen Heereskraft würde dem Könige von Schweden ein zu großes Uebergewicht über den Kurfürsten verliehen haben. Daher die Mäßigung Friedrich Wilhelm's. — Der König von Polen floh in der Nacht, das polnische Heer zerstreute sich nach allen Richtungen hin, die Sieger zogen am nächsten Tage in Warschau ein. Es fiel ihnen große Beute zu. Die Marmorsäulen, die später die Treppe des Oranienburger Schlosses schmückten, gehörten ebenfalls der Beute aus Warschau an.

Der Kurfürst, der längst schon bei seinen denkenden Zeitgenossen in dem Rufe eines ausgezeichneten Staatsmannes stand, hatte sich nun auch als ein tüchtiger Feldherr bewährt, wodurch sein Ansehen ungemein stieg. Zu dem Ehrenschmucke der Tapferkeit gesellte sich für den Kurfürsten der der Bescheidenheit, welcher seiner Heldenstirn nicht minder wohl anstand als jener. Für das „Theatrum europaeum", die vielgenannte Chronik jener Zeit, hatte ein gewisser Kannenberg eine Schilderung der Schlacht zu schreiben. Das Manuskript enthält folgende Randbemerkung: „Endlich hat sich die Stunde gefunden, die Warschauer Bataille Sr. Kurf. Durchlaucht fürzulesen, und habe ich darin ausstreichen und korrigiren müssen: wie daraus zu ersehen sein wird. S. K. D. hat nicht das darin Ihm zugelegte Lob ertragen können, und sagten Sie, daß Sie lieber zu wenig als zu viel Ruhmes dabei haben wollten."

Von allen Seiten wurden dem Kurfürsten Glückwünsche zutheil; unter anderen auch von England, wo gerade zu dieser Zeit Oliver Cromwell sich im Vollbesitz der Macht befand. In dem Schreiben desselben heißt es: „Da Ew. Hoheit ausgezeichnete, auf dem ganzen Erdenrunde schon berühmte Tapferkeit und Tugend im Krieg und Frieden, Eure Größe und Standhaftigkeit von der Art sind, daß sich um Eure Freundschaft fast alle Nachbarfürsten bewerben, Niemand sich einen treueren und beständigeren Freund und Bundesgenossen wünschen mag, so haben wir, um Euch zu zeigen, daß auch wir zu Denen gehören, die von Euch und Euren ausgezeichneten Verdiensten um das Gemeinwesen die allerbeste Meinung hegen, den edlen Lord William Jepson, tapfern Obersten und Mitglied unseres Parlamentes, an Euch abgeordnet, um Euch in unserm Namen aufs Beste zu grüßen und Euren Angelegenheiten den glücklichsten Fortgang zu wünschen, auch unser Wohlwollen und vollkommene Zuneigung Ew. Durchlaucht auf das Ausführlichste mitzutheilen.

Oliver Cromwell, Protector der Republik England."

Daß an dem österreichischen Hofe die sich immer entschiedener aufdrängende Ueberzeugung von der staatsmännischen und kriegerischer Begabung des Kurfürsten nicht gleiche Empfindungen erregte, wie in dem protestantischen England, bedarf weiter keiner Worte.

Wir wissen, welche Gefahren Friedrich Wilhelm beim Beginn der Feindseligkeiten zwischen Schweden und Polen für das Fortbestehen der kurbrandenburgischen Rechte auf den Besitz des Herzogthums Preußen aufsteigen sah, wir wissen auch, wie er ihnen zu begegnen suchte. Sehen wir nun zu, wie er sein Ziel, zu dem nicht eine gerade, sondern eine vielfach gewundene Linie führte, weiter verfolgte.

Die Verträge zu Labian und Wehlau. Den gewonnenen Sieg möglichst auszunutzen, namentlich dem Feinde durch schnelle Verfolgung weitere Niederlagen beizubringen, daran mußte natürlich dem Schwedenkönige vor Allem liegen. Seiner Aufforderung, in diesem Sinne weiterhin mit ihm gemeinsam zu handeln, entsprach indeß der Kurfürst nicht. Er wies darauf hin, daß 20,000 Lithauer und Tataren mit einem Einfall in Preußen drohten, weshalb er zurückzukehren gezwungen sei, und er führte auch, zum großen Verdrusse Karl Gustav's, diesen Entschluß aus.

Ohne Beihülfe des Kurfürsten vermochte der König von Schweden mit der ihm augenblicklich zu Gebote stehenden Streitmacht Weiteres nicht auszurichten, und da ihm auch Kunde zukam, daß gegen das damals schwedische Livland ein starker russischer Heerhaufen im Anrücken begriffen sei, verließ er ebenfalls Polen und folgte dem Kurfürsten nach Preußen.

Im südöstlichen Theile dieses Landes hatten indeß Tataren und Polen grausam gewirthschaftet: 13 Städte, 249 Flecken, Dörfer und Höfe und 37 Kirchen lagen in Asche; 23,000 wehrlose Menschen waren getödtet und 34,000 in die Sklaverei geführt worden. Hunger und Krankheit rafften im Ganzen gegen 100,000 Menschen hinweg. Es läßt sich ermessen, mit welch bewegtem Herzen der Landesherr die verwüsteten Gegenden betrat.

Karl Gustav begann zu fürchten, diese grausame Heimsuchung Preußens möchte in dem Kurfürsten den Entschluß erregen, sich mit Polen wieder auf einen guten Fuß zu setzen, um ähnliche Einfälle unmöglich zu machen. Da er sich nun aber auch zugleich erinnerte, wie mißmuthig der Kurfürst es aufgenommen hatte, als er bei einer Gelegenheit mit seinem Rechte der Oberlehnsherrschaft hervorgetreten war, so meinte er der Erhaltung eines tapfern Bundesgenossen dieses Recht opfern zu müssen, und sandte einen Grafen von Schlippenbach zu ihm, der, nach Lage der Umstände, Bedingungen mit demselben eingehen sollte. Gegen diesen that Friedrich Wilhelm die Aeußerung: „er sei nicht länger willens, all das Seinige vor die lange Weile in die Schanze zu schlagen und die von dem Könige von Polen gemachten vortheilhaften Vorschläge von der Hand zu weisen.“ Um nun dem gefürchteten Bruche zuvorzukommen, erklärte der Graf von Schlippenbach, Karl Gustav sei bereit, auf sein Recht der Oberlehnsherrschaft über Preußen zu verzichten, und so kam zwischen Schweden und Brandenburg der Vertrag zu Labiau (20. Nov. 1656) zu Stande, nach welchem der Kurfürst zum unnabhängigen Herzoge von Preußen erklärt wurde, er dagegen Schweden seinen Beistand zur Behauptung Westpreußens und anderer polnischer Gebiete zusicherte. — Freilich hatte damit noch nicht Polen seinen Rechten auf die Oberlehnsherrschaft über Preußen entsagt. Auch war die Lage des zwischen Uebermuth und Verzagtheit schwankenden Polenkönigs inzwischen günstiger geworden. Er hatte seine zersprengten Truppen zusammengezogen, Warschau wieder besetzt und war mit einer bis auf 40,000 Mann angewachsenen Heeresmacht vor Danzig gerückt, um die Scharte von Warschau auszuwetzen. Hierdurch ward zunächst den Landen des Kurfürsten außerordentlicher Schaden bereitet; denn die Tataren- und Kosakenschwärme trugen nun den Brand und Mord bis in Pommern und die Neumark hinein.

Vergebens drang der Kurfürst zu wiederholten Malen in den König von Schweden, mit Polen in Unterhandlung zu treten. Weder der Umstand, daß der Kaiser dem Polenkönige Hülfstruppen zugesagt hatte, noch der, daß das auf Schweden stets eifersüchtige Dänemark seinen Nachbar mit einem Einfall bedrohte, vermochte den unerschrockenen Karl Gustav zu dem Entschlusse zu bewegen, seine Ansprüche auf Polen aufzugeben. Gegen den Kaiser und die Polen hetzte er den Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen auf, er dagegen unternahm im Juli 1657 mit seinen Kerntruppen einen Zug gegen Dänemark.

Damit überließ er gewissermaßen den Kurfürsten seinem Schicksale. Diesem stand ein fortwährend wachsendes Heer gegenüber, lechzend danach, die erlittene Schmach zu rächen; während Johann Kasimir zugleich danach trachtete, seine Lehnsherrschaft über Preußen wieder zur Geltung zu bringen, wo nicht gar den Kurfürsten durch Gebietsabnahme zu strafen. Die polnischen Großen wenigstens hegten sicherlich Absichten dieser Art; überdies sah sich der Kurfürst auch von dem russischen Zaren Alexei bedroht. Alles dies erwägend, konnte es ihm nur willkommen sein, daß der Kaiser ihm seine Vermittlung zu einem Vertrage mit Polen anbot.

Wie zu vermuthen war, verlangte Johann Kasimir die Wiederanerkennung der polnischen Oberlehnsherrlichkeit und rechnete im Hinblick auf die allerdings augenblicklich bedrängte Lage des Kurfürsten mit Gewißheit auf die Annahme dieser Bedingung.

Darin irrte er sich. Der Kurfürst erklärte, unter keinen Umständen freiwillig wieder in eine Lage zurückkehren zu wollen, aus der er sich durch einen Kampf, den zu führen er gezwungen worden sei, befreit habe. Gehe Polen daher von dieser Forderung nicht ab, so sei er bereit, die Entscheidung dem Schwerte zu überlassen. Auf einen Waffengang mit dem Kurfürsten, dessen kriegerische Tüchtigkeit er bei Warschau genügend kennen gelernt hatte, mochte es Johann Kasimir bei näherer Ueberlegung aber doch nicht ankommen lassen, und so kam (im September 1657) zwischen ihm und dem Kurfürsten der Vertrag zu Wehlau zu Stande. Darin gestand auch Polen dem Kurfürsten die volle Landeshoheit in dem Herzogthume Preußen zu; ferner erhielt er die Herrschaften Lauenburg und Bütow in Hinterpommern, und es ward ihm außerdem Elbing, das sich freilich thatsächlich für jetzt noch im Besitze Schwedens befand, zugesprochen. Dagegen gab der Kurfürst alle in Polen gemachten Eroberungen heraus und versprach, im Falle Polen in einen Krieg verwickelt werde, ihm 1500 Mann Hülfstruppen zu stellen.

So war jetzt das Herzogthum Preußen von den drückenden Fesseln auswärtiger Oberherrlichkeit gelöst; aber Karl Gustav, der kühne Eroberer, stand drohend und zürnend in der Ferne, und es hing nun ganz von dem nächsten Thun desselben ab, ob der Kurfürst von ihm bedrängt werden würde oder nicht. Wiederum drang der Kurfürst in ihn, mit Polen ebenfalls Frieden zu schließen. Karl Gustav wies Aufforderungen dieser Art zurück, indem er, seinem Glücke vertrauend, den Tag noch zu erleben hoffte, an dem er sowol an Brandenburg wie an Polen würde Rache nehmen können.

Einem solchen Feinde gegenüber hieß es doppelt vorsichtig sein. Friedrich Wilhelm schloß daher 1657 mit Dänemark und im Jahre darauf auch mit dem Kaiser ein Bündniß. Ferner suchte er sich mit Alexei, dem grausamen Zaren von Rußland, in ein gutes Einvernehmen zu setzen, was aus dem im morgenländischen Despotenstil verfaßten Schreiben der russischen Majestät zu erkennen ist, in welchem es heißt: „Im abgewichenen 7164 sten Jahre (seit Erschaffung der Welt), hast Du gesandt Uns, großen Herrn Zaren, Majestät, Durchlauchtigster Kurfürst, Deinen Gesandten, den getreuen Freiherrn von Eylenburg, Uns mit Deinem Brief zu begrüßen, daß Wir, großer Herr und Zar, Majestät wollten begnadigen und befehlen Deinem Gesandten, vor Uns großen Herr und Majestät zu kommen und Unsere Zar'sche klare Augen zu sehen und Deinen Brief zu empfangen u. s. w.“

Karl Gustav setzte indeß seine Anstrengungen gegen Dänemark fort, und der Kurfürst erkannte es klar, daß er zu seinem eigenen Heile Dänemark jetzt beistehen müsse, für welches nun auch der Kaiser mit eintrat. Wie Paul Hassel kürzlich in einem lesenswerthen Vortrage nachwies, hat der Feldzug des Kurfürsten mit dem Feldzuge Preußens und Oesterreichs, der im Jahre 1864 stattfand, große Aehnlichkeit. „Auch im September 1658 zogen preußische und österreichische Soldaten, zu einem Reichsheere vereint, über die Elbe und Eider. Der Feind hatte ohne Besinnen Holstein geräumt, schon im Oktober stand der Kurfürst in Flensburg. Dann, nachdem die festen Plätze Schleswigs gefallen, wurde das Hauptquartier nach Düppel verlegt. Man besitzt noch die von dem Kurfürsten entworfene Instruktion zum Uebergang auf Alsen. An einem kalten Dezembertage wurde dies schwierige Werk ausgeführt. Etwa 1800 Oesterreicher und Brandenburger landeten unter der Bedeckung dänischer Orlogschiffe oberhalb Sonderburg. Der Feind zog sich auf den Nordrand der Insel zurück; auch hier mußte er sich ergeben. Es folgte die Besetzung Jütlands; Friedericia wurde von dem Kurfürsten genommen. In unübertroffener Kühnheit führte er aus der Koldinger Bucht 1500 Oesterreicher und 1500 der Seinen auf dänischen und holländischen Schiffen gegen die Insel Fanöe, und nachdem der Angriff fünfmal zurückgeschlagen worden war, gewann er das Ufer (10. Juni 1659).“ Auch auf Fünen geschlagen und in Schwedisch-Pommern angegriffen, vermochte Karl Gustav seine Stellung in dem dänischen Reiche nicht mehr zu behaupten. Der Kurfürst hatte beschlossen, bei dieser Gelegenheit die Rechte Kurbrandenburgs auf Schwedisch-Pommern geltend zu machen.

Aber schon war Frankreich für Schweden mit eingetreten. Sowol an den Kurfürsten wie an Karl Gustav ergingen von allen Seiten Mahnungen, in Friedensverhandlungen zu treten. Am kaiserlichen Hofe wünschte man eben so wenig eine Vergrößerung der Macht Karl Gustav's, als der des Kurfürsten. Karl Gustav sah sich durch seine bedrohte Lage gezwungen, auf Friedensverhandlungen einzugehen, jedoch mochte er im Hinblick auf spätere Zeiten Vorbehalte zu machen kaum unterlassen haben. Plötzlich ereilte ihn am 12. Februar 1660 der Tod, und nun stand der Förderung des Friedenswerkes nichts mehr im Wege.

Frieden von Oliva. Nach längeren Verhandlungen in Thorn traten die Abgesandten der betheiligten Staaten in dem schön gelegenen ehemaligen Cisterzienserkloster Oliva bei Danzig zu einem Friedenskongreß zusammen. Das Ergebniß desselben war Folgendes:



Kloster Oliva, Ort des Friedensschlusses vom 3. Mai 1660.

Die früheren Verträge von Königsberg, Marienburg und Labiau, durch die Preußen in Abhängigkeit von Schweden gerathen war, wurden als erloschen erklärt; Polen dagegen bestätigte den Vertrag von Wehlau, der Preußens Unabhängigkeit aussprach, nochmals. Außerdem verpflichteten sich Schweden und Brandenburg, die einander bei der Kriegführung abgenommenen Gebiete herauszugeben. — Die Unterzeichnung dieses für Brandenburg so wichtigen Friedens fand am 3. Mai 1660 zu Oliva statt. In den fünf schweren Jahren von 1655 bis 1660 hatte der Kurfürst die Möglichkeit gewonnen, das Herzogthum Preußen nunmehr dem Hauptlande Brandenburg innerlich, organisch, zu verbinden. Dies zu Stande zu bringen, war die nächste Aufgabe, die zu lösen dem Kurfürsten jetzt oblag, eine Aufgabe, deren Ausführung eine äußerst schwierige war.

Wol hatten die Verträge von Wehlau und Oliva manche der Schwierigkeiten beseitigt, jedoch lange nicht alle. Der Kampf nach außen war siegreich bestanden, der im Innern harrte noch der Entscheidung. Um den Kampf, den der Kurfürst jetzt gegen die preußischen Stände auszufechten unternahm, recht zu würdigen, möge man Folgendes in Betracht ziehen.

Der Kurfürst und die preußischen Stände

[illegible]

Die Rechte der preußischen Stände [illegible] Polen. [illegible] gegenüber [illegible]

In Polen hatte der Adel die ganze Macht an sich gerissen, er [illegible] Lehnsverbindung [illegible] Polen war [illegible] in die preußischen Stände übergegangen. [illegible] Polen, nach unten und nach [illegible] die Herren spielen. Es ist begreiflich, daß sie es übel aufnahmen, als der Kurfürst die Hand ans Steuerruder legte, um polnisches Wesen und Treiben auszumerzen. Bis zum Frieden von Oliva war Durchgreifendes von ihm nicht versucht worden, wiewol die Stände ihm das Leben schon immer genug [illegible] hatten. Mehrfach verweigerten sie die zur Kriegführung nöthigen Steuern, oder sie [illegible], aufgereizt durch den König von Polen, [illegible] oder wurden drohend auf die polnische Reichsversammlung als auf ihren obersten Gerichtshof. Dadurch war es ihnen freilich nicht gelungen, den Kurfürsten von seiner Bahn, deren letztes Ziel die Ausübung der vollen fürstlichen Macht war, abzudrängen. — Als nun nach dem Frieden die Lösung des Lehnsverbandes von Polen stattgefunden hatte, war eine Berufung auf den „obersten Gerichtshof in Polen" nicht mehr zulässig. Wie dann die preußischen Stände weiterhin verfuhren, werden wir sogleich sehen.

Der Kurfürst hatte den Fürsten Bogislaw Radziwill zum Statthalter über Preußen gesetzt und diesem empfohlen, die Zügel fest zu fassen. Wie schwierig die Stellung des kurfürstlichen Stellvertreters alsbald ward, zeigt schon ein Schreiben desselben vom 25. Januar 1660. „Die Stände", berichtet der Statthalter „unterwerfen sich Allem, nur von der Vertheidigung des Landes wollen sie nichts wissen, weil sie angeblich unter der Behauptung ihrer Freiheiten sich zu Grunde richten. Es sind wahre Nachbarn von Polen. Die Klage wegen Uebertreibung der Besteuerung ist sehr unbegründet; denn vergangenes Jahr hat sie im Ganzen zwei Gulden auf die Hufe gegeben. Giebt es wol ein Land der Christenheit, welches weniger besteuert sei? Königsberg zahlt keinen Heller, und die Reichsten des Landes befreien sich auf tausend Wegen. So sehr ich die Art der Beitreibung verabscheue, so sehe ich doch, daß man ohne sie keine Klobe Holz erhält, ich werde mich immer der Worte Sr. Kurf. Durchlaucht erinnern, daß man ohne Beitreibung nicht zu seinem Zweck gelangen kann. Die Ruhestörer betreiben eine Zusammenberufung aller Stände, weil sie durch ihre Beredsamkeit sich Ansehen in der Versammlung zu verschaffen hoffen. Ich rathe nicht dazu, ihre Absicht ist, der obersten Gewalt die Spitze zu bieten, und ich weiß aus Erfahrung, daß die Preußen auf ihrer Meinung bestehen, Vernunftgründe nicht annehmen. Ihre erste Forderung wird die Bestätigung ihrer Gerechtsame sein, und wenn diese nicht in allen Punkten bewilligt wird, so giebt es Anlaß zu neuen Beschwerden. Ueberdies werden

sie die Stärke und Beschaffenheit der Truppen bestimmen wollen, auch daß ohne ihre Erlaubniß keine Steuern aufgelegt werden dürfen, und so werden sie ihren Zweck, das Heer zu Grunde zu richten, erreichen wollen.“ Im April 1661 schreibt er: „Auch die Bürger haben heut in der Versammlung der Ritter erklärt, eher untergehen zu wollen, als zuzugeben, daß eine reformirte Kirche gebaut würde, und sollte es auch auf der Schloßfreiheit geschehen.“

Es sei hier gleich bemerkt, daß die Widersetzlichkeit gegen den Kurfürsten auch von der lutherischen Geistlichkeit genährt ward. „Die Predigten waren voll politischer Demagogie, und das Lutherthum vertrat die Sache der ständischen Libertät, als wenn sie zu den Heilsmitteln gehörte“, sagt Droysen in seiner „Geschichte der preußischen Politik“. „Die Pastoren in Königsberg sprachen auf der Kanzel so, als wenn dem Antichrist nun der letzte Rest gegeben werden müsse.“ — Der Kurfürst erklärte nun um so bestimmter, daß er die Erhebung der Steuer künftig nicht mehr von dem Willen der Stände abhängig machen werde. Dies rief in einem Theile der Ritterschaft und der Bürgerschaft, namentlich der Bürger Königsbergs, gewaltige Aufregung hervor, während der kleinere Theil des Adels und die Bürgerschaft der kleineren Städte das Verfahren des Kurfürsten guthießen.

Die beiden Kalkstein und der Bürgermeister Rhode. Die heftigsten Gegner waren der Generalleutenant Albert von Kalkstein, dessen älterer Bruder, der Oberst Christian Ludwig von Kalkstein, und Hieronymus Rhode, Schöppenmeister von Königsberg. Ihnen galt es vor Allem, die alten Ständerechte aufrecht zu erhalten. Wiewol ein Pole jener Zeit sein Land, die bereits in Verfall gerathene Adelsrepublik, eine „lebendige Leiche“ nennen durfte, so drohten die ebengenannten Adelsherren und der Schöppenmeister von Königsberg sowie ihre Anhänger, dahin wirken zu wollen, das deutsche Land Preußen wieder an das slavische Polen zurückzubringen. Es fanden, trotz des strengsten Verbotes, in diesem Sinne sowol Versammlungen der Adeligen als auch der Bürger statt. Ja, auf Anregung des rührigen Schöppenmeisters Rhode beantragte die Stadt Königsberg geradezu: „daß, da die Unterwerfung Preußens unter Polen zur Zeit des Ordens nur mit Bewilligung der Stände geschehen sei, diese Unterwerfung auch nur mit deren Zustimmung aufhören dürfe, die ganze Sache auf einem polnischen Reichstage zur Erledigung gebracht werden möge.“

Was der polnische Adel an Standesvorrechten im eigenen Lande, freilich zu seinem schließlichen Verderben, festhielt, das würde er — dies hielt der Schöppenmeister für selbstverständlich — auch für die Stände Preußens aufrecht zu halten bestrebt sein, und in dem damit angeregten Kampfe Preußen wieder an Polen ketten. Der Adel und die Königsberger Bürgerschaft waren sich wohl bewußt, daß die Absichten des Kurfürsten ganz entschieden darauf abzielten, die Ständevorrechte zu brechen, aber auch Friedrich Wilhelm war sich vollständig klar über die Absichten seiner Gegner. Auf jeder Seite war der feste Wille vorhanden, den Kampf mit allen nur irgend anwendbaren Mitteln zu führen.

Nun stellte Rhode den förmlichen Antrag, im Namen des Landtags Abgeordnete an den Reichstag zu Warschau zu senden. Die Oberräthe untersagten die Ausführung, und der Theil der Innungen, der auf der Seite des Kurfürsten stand, rief den Schöppenmeister Rhode, als ihren Vertreter, vom Landtage ab. Doch beharrte der Landtag auch ohne den Schöppenmeister in seinem Widerstande, und Rhode trug nun die Aufregung in die weiteren Kreise der Bürgerschaft hinein. „Ich habe“, schreibt der Statthalter an den Kurfürsten nach Kleve, „nie solche mißtrauische Leute gesehen, die eigentlich nicht wissen, was sie wollen. Die Bürger sind nach ihrer Gewohnheit frech. Obgleich ich dem Magistrat bewiesen habe, daß die Verrätherei in Masse, welche Rhode den Bürgern angerathen hat, sowie die Umtriebe, welche er durch seinen Sohn in Warschau bewirken läßt, klare Anklagepunkte wären, so kann ich sie doch zu keinem Geständnisse bewegen.“ — Die Stände beharrten dabei, dem Kurfürsten so lange die Huldigung als Landesherrn zu versagen, bis er ihre Sonderrechte gewährleistet habe. Auch bestanden sie darauf, daß die den Reformirten in dem Wehlauer Vertrage zugestandenen Rechte wieder aufgehoben werden sollten.

Wie Rhode unter den Bürgern, so hatte Generalleutnant Albert von Kalkstein sein Wühlen und Hetzen unter dem Adel gegen den Kurfürsten fortgesetzt. Als er vernahm, daß der Hauptmann Kasimir von Eulenburg lebhaft für Anerkennung der Souveränität des Kurfürsten gesprochen hatte, schickte er ihm eine Herausforderung zu. Bald darauf behauptete er öffentlich: „der Kurfürst habe in Stendal einen lutherischen Bürgermeister mit Abforderung der Schlüssel weggejagt und an dessen Stelle einen Calvinisten eingesetzt.“ Er wurde festgenommen, später aber wieder freigelassen. Seitdem verhielt er sich ruhig. Desto unbeugsamer blieb sein Bruder, der ebenfalls schon genannte Christian Ludwig von Kalkstein, ein Mann von gewaltigem Körperbau und von unversöhnlicher Sinnesart. Seiner Amtshauptmannschaft entsetzt, begab er sich nach Warschau, wo er bald eine große Zahl von Landboten um sich zu scharen wußte, die ihm das Versprechen gaben, die preußischen Stände in ihrer Auflehnung gegen den Kurfürsten zu unterstützen. Die Angelegenheit gestaltete sich jeden Tag bedenklicher. Der brandenburgische Gesandte schrieb an Schwerin, den der Kurfürst ebenfalls nach Königsberg entsendet hatte, daß, wenn man nicht die sichersten Beweismittel gegen Kalkstein gehabt, es besser gewesen sein würde, „ihn ungezwackt zu lassen, da ein solcher Mensch leicht einen Stein in den Brunnen werfen könne, welchen ihrer zehn kaum auszuwinden vermöchten.“

Mit gleicher Unermüdlichkeit hatte Rhode in Königsberg seine Aufreizungsversuche fortgesetzt. Er hielt Bürgerversammlungen, in denen er die Theilnehmer beschwor, sich nicht unter das kurfürstliche Joch zu beugen, dagegen „den König von Polen zu bitten, sich ihrer als Schutzherr ihrer Rechte und Privilegien anzunehmen.“ Er begab sich nun selbst nach Polen und forderte den König, dem er sich als Abgeordneter der preußischen Stände vorstellte, zum bewaffneten Einschreiten auf. Bald danach finden wir ihn wieder in Königsberg, seine Agitationen in der Zuversicht fortsetzend, daß die Bürgerschaft sich der Ausführung des Verhaftsbefehls, der gegen ihn bereits erlassen war, widersetzen werde.

Auf brandenburgischer Seite wünschte man jetzt, der König von Polen möchte die preußischen Stände ihres Eides förmlich entbinden, wozu man indeß am polnischen Hofe wenig Lust zeigte. Da aber der brandenburgische Gesandte wußte, daß den obersten Räthen des Königs, wie fast allen Staatsmännern jener Zeit, durch Geldgeschenke leicht beizukommen sei, so verwandte er zu diesem Zwecke einige tausend Thaler. Das half, und die Erklärung, durch welche die Stände Preußens ihres Eides enthoben wurden, erfolgte.

Auf die preußischen Oberräthe brachte dies eine gute Wirkung hervor, die Bürgerschaft Königsbergs und der größeren Städte beharrte jedoch in ihrem Widerstreben. Rhode sandte seinen Sohn nach Warschau, der dort unter Anderm Namens der Stadt Königsberg die Erklärung abgab: „sie wollten viel lieber dem Teufel unterthänig werden, als länger unter einem solchen Drucke leben.“ Geschähe es, daß der König offen erkläre, ihre Beschwerden seien begründet, und er sei bereit, sie in dem Kampfe für die Erhaltung ihrer Privilegien zu unterstützen, so würde das ganze Land sich erheben, um das kurbrandenburgische Joch abzuwerfen und einen festen Verband mit Polen wieder herzustellen. Der junge Rhode steckte sich hinter die Königin, bot ihr für ihren Beistand 200,000 Gulden, und es gelang ihm, mit ihrer Hülfe den König zu der Unredlichkeit zu bewegen, daß er, seiner eben erlassenen Erklärung entgegen, in einem Schreiben an „die hochherzigen Bürger in Königsberg“ sie seiner besondern Theilnahme und seines Beistandes versicherte. In dem Schreiben sprach er seine Verwunderung darüber aus, „daß Rhode und seine Freunde hätten glauben können, er habe bei der Erneuerung seiner Verträge mit dem Kurfürsten ihre Rechte und Freiheiten verletzen oder vermindern wollen; vielmehr erkläre er hiermit öffentlich, daß diese vollständig erhalten werden sollten, wie er denn die Bürger in seinen Schutz nehme, aus dem er sie nie habe entlassen wollen.“ In einem zweiten Schreiben drückte er dem Schöppenmeister Rhode seine volle Zufriedenheit aus und sagte auch ihm seinen Schutz zu. Infolge dieser Vorgänge kam es zu einer förmlichen Verschwörung unter der Bürgerschaft, und

selbst die Oberräthe wurden, da auch Kalkstein in Warschau in seiner Weise mit Erfolg vorschritt, wieder wankend. — Die Gefahr für den Bestand der kurfürstlichen Rechte in Preußen hatte ihren Gipfelpunkt erreicht. Einer Aufforderung des Kurfürsten an den König von Polen, Kalkstein auszuliefern, wurde nicht gewillfahrt; auf Rhode, der trotz des Verhaftsbefehles in Königsberg frei umherging, fahnden zu lassen, durfte der Statthalter nicht wagen, wollte er sich nicht des Schlimmsten versehen.

Wie übel es stand, erhellt aus einigen Stellen von Briefen, die der Statthalter um jene Zeit an Otto von Schwerin schrieb. In einem Schreiben vom 25. Juli 1662 heißt es: „Unsere Gefahren mehren sich täglich, und nur die Anwesenheit des Kurfürsten kann die herben Thränen trocknen; denn unsere Nachbarn (die Polen) wollen diese Entfernung benutzen.“



Abführung Rhode's nach dem Gefängniß.

„So sehr ich“, schreibt er bald darauf, „dem Kurfürsten Ruhe wünschte, so sehr ich weiß, mit welchem Widerwillen er hierher geht, so muß ich doch meine Ueberzeugung offen aussprechen, daß die besten Mittel nicht so viel ausrichten, als seine Gegenwart. Ich wundre mich, daß der Kurfürst thut, als wüßte er nichts von dem offenkundigen Aufstande dieser Stadt, welche nicht nur den Schutz des Königs von Polen nachgesucht hat, sondern auch den Beistand von Schweden.“ — Nachdem er dann weiter in dem Schreiben darauf hingewiesen hat, daß die Stände die Zahlung der Steuern fortgesetzt verweigerten, schließt er: „Es werden Truppen und Festungen zu Grunde gehen, denn wovon sollen die Soldaten leben, und sollte der Kurfürst nicht kommen, so bitte ich um meinen Abschied, damit ich nicht den Gram ins Grab nehme, Preußen sei unter meiner Verwaltung zu Grunde gegangen.“

Zugleich richtete der Statthalter an den Kurfürsten die dringendste Aufforderung, schleunigst herbeizueilen, da es ihm nicht möglich sei, dem wiederholt gegebenen Befehl des Kurfürsten, „Rhode beim Kopf zu nehmen", nachzukommen. „So lange Rhode das Staatsruder führt", schreibt er, „so lange er sich durch seine listigen Anschläge geltend zu machen weiß, werden wir schwer etwas ausrichten; obgleich die Meisten ihm entgegen sind, so wagt doch keiner zu widersprechen, da ihm Alles gelingt. Rhode will eine Staatsveränderung und wird sein Lebelang die Souveränetät verfolgen. Des Kurfürsten Ankunft und Rhode's Haft wird Alles beruhigen, sonst ist Preußen verloren."

Am 18. Oktober traf der Kurfürst in Königsberg ein. Sein Erscheinen machte den besten Eindruck; in die Schwankenden kehrte das Vertrauen zurück, die Zahl der Gegner ward geringer. Der Kurfürst befahl nun dem Statthalter, sich augenblicklich des Schöppenmeisters zu bemächtigen. Ein Versuch, ihn auf offener Straße festzunehmen, mißlang, da das Volk sich um ihn scharte und eine drohende Haltung annahm. Da ward zu einer List gegriffen. Während die Bürger in den drei Rathhäusern zur Vernehmung von kurfürstlichen Bescheiden versammelt waren, füllte sich nach und nach die Straße, in der Rhode wohnte, mit Rüstwagen, die aus dem Schlosse kamen. Rhode lag im Fenster, ohne zu ahnen, daß dies Alles ihm gelte. Der Zug hielt; an einem Ende der Straße wurden die Wagen, wie von ungefähr so verschoben, daß sie den Zugang hemmten. Plötzlich drangen Dragoner in Rhode's Haus, bemächtigten sich seiner und führten ihn auf diese Art ohne alles Aufsehen in das Schloß und daselbst in ein festes Gefängniß. Während dies geschah, standen die Kanonen gegen die Stadt gekehrt, 3000 Mann waren aufmarschirt, und auf dem Schlosse wehte eine rothe Fahne. Keine Hand regte sich zu Rhode's Befreiung. Nun ward die rothe Fahne mit einer weißen vertauscht und der Bürgerschaft die Mittheilung gemacht, daß gegen Rhode, der sich des offenbaren Hochverraths schuldig gemacht habe, nach gemeinem Recht verfahren werden solle.

Einige Tage danach berief der Kurfürst eine Zahl derjenigen Schöffen und Zunftmeister, die sich am meisten gegen die Anerkennung seiner Souveränetät gesträubt hatten, zu sich auf das Schloß. Der Geheime Rath von Jena hielt an sie eine eindringliche Rede, in der er sie zum Ablassen von ihrer Widersetzlichkeit ermahnte und zum Schluß sagte: „Sie möchten nicht nach Warschau senden, sondern Abhülfe von Gott und von dem Kurfürsten erwarten, sich auch nicht durch gefährliche Berathungen ins Unglück stürzen. Der Kurfürst wolle das Vergangene verzeihen, da nur einige Wenige Ursache wären, sie auch nicht zu Sklaven machen, sondern bei ihrer Freiheit schützen. Selbst wegen der Steuer wolle er sich billig finden lassen und die Stadt blühender machen und ihnen ein väterliches Gemüth zeigen, wenn sie zu ihrer Pflicht zurückkehrten." Die Einberufenen erbaten sich acht Tage Bedenkzeit aus, welche ihnen gewährt wurde. Nach dieser Zeit ließen sie durch Abgeordnete um Verzeihung bitten und die Anerkennung der Souveränetät des Kurfürsten aussprechen. Dies stimmte den Kurfürsten milder, so daß er in manchem Stücke in etwas nachzulassen versprach. So kam unter gegenseitiger Nachgiebigkeit ein Abkommen zu Stande.

Huldigung in Königsberg. Am 28. Oktober 1663 ging endlich die Huldigung in dem großen innern Raume des uralten Schlosses unter freiem Himmel vor sich. Im feierlichen Aufzuge erschien der Kurfürst, bestieg die mit Scharlach bekleidete Bühne und ließ sich bedeckten Hauptes auf einem rothsammtnen Thronsessel nieder. Ihm zur Rechten und Linken saßen die polnischen Abgesandten, die den königlichen Brief überbracht hatten, durch welchen die preußischen Stände ihres Eides enthoben worden waren. Um den Thron stellten sich die Abgeordneten des Adels und der Städte und leisteten hiernach dem Kurfürsten den Huldigungseid, kraft dessen sie ihn als ihren wahren und unmittelbaren Oberherrn anerkannten. Er dagegen beschwor die landständischen Freiheiten, jedoch mit der Einschränkung, daß sie dem Oliva'schen Friedensschlusse nicht entgegen sein dürften. — So war der Widerstand im Großen beseitigt, aber Rhode und Oberst von Kalkstein hatten sich der kurfürstlichen Macht noch nicht gebeugt, und es gab Deren noch genug, die ihnen zustimmten.

Rhode blieb nach des Statthalters Bericht „im Gefängnisse so frech, wie er es bei den Bürgern war, und ließ weder in seinem Vorwitz, noch in seiner hochtrabenden Kühnheit nach.“



Huldigung der preußischen Stände zu Königsberg. Zeichnung von H. Lüders.

Der über ihn vom Gerichte gefällte Spruch ist nicht bekannt geworden, wahrscheinlich lautete er auf Tod. Er ward nach Kolberg, von dort nach Küstrin und zuletzt nach Peitz

gebracht, dessen Kommandant vom Kurfürsten die Weisung erhielt, „den Staatsgefangenen gelinde zu behandeln.“ Einer späteren Verwendung der Königsberger Bürgerschaft für ihn begegnete der Kurfürst mit der Bemerkung: er, der Kurfürst, sei geneigt gewesen, den Gefangenen zu begnadigen, doch beharre derselbe fortgesetzt bei seiner Meinung, weshalb ein Freigeben desselben dem Staatswohle nachtheilig sein würde. Der polnische Schriftsteller Zaluski zollt dem Schöppenmeister hohes Lob; preußische Zeitgenossen dagegen nennen ihn „einen Bankeruttirer und ein Werkzeug der Warschauer Jesuiten“.

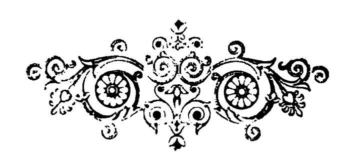
Rhode's Hoffnung mochte dahin gehen, daß der Tag nicht fern sei, an welchem Polen dem Kurfürsten das Herzogthum Preußen wieder zu entreißen vermöchte. Christian Ludwig von Kalkstein war offenbar von solcher Hoffnung erfüllt, und er setzte, nachdem auch die Stände Preußens den Kurfürsten in seinem Recht anerkannt hatten, in Warschau seine Wühlereien mit verdoppeltem Eifer fort.

Doch wir wenden uns für jetzt von den preußischen Gegnern des Kurfürsten ab, zumal wir ihnen später noch einmal unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Richten wir unsere Blicke zunächst auf das am Rhein heraufziehende Unwetter, so ist es vor Allem nöthig, uns zu vergegenwärtigen, wie durch den dreißigjährigen Religionskrieg das Bewußtsein der Einheit und das Selbstgefühl des deutschen Volkes auf lange Zeit hin verloren gegangen war. Der protestantische Theil der Bevölkerung hatte in seiner höchsten Noth die ihm vom Auslande dargebotene Hülfe angenommen. Wie sie von Seiten Schwedens, so lange Gustav Adolf lebte, gemeint war, wissen wir, ebenso daß Schwedens Beistand hinterher in so selbstsüchtiger Nacktheit sich zeigte, wie der Frankreichs es zu jeder Zeit gewesen war. Beiden Mächten war es gelungen, Theile von Deutschland an sich zu reißen und zwar in erster Reihe durch die Schuld des habsburgischen Kaiserhauses, für welches bei allen Veranlassungen das Interesse seiner Hausmacht das allein maßgebende war. Je nach demselben wurden deutsche Interessen gewahrt oder rücksichtslos geopfert.

Nun drohte von Südwest, von Frankreich her, dem Deutschen Reiche neue Gefahr. Wir klagen selbst heute noch, daß das Ausland kein Mittel unversucht läßt, bei uns die Uneinigkeit zu schüren. Diese Klagen sind ebenso alt als die Politik, durch welche sie hervorgerufen wurden. Schon die Römer wandten sie und leider zeitweise mit gutem Erfolge gegen Deutschland an, und auch in den Berechnungen Ludwig's XIV., der zur Zeit des Großen Kurfürsten auf den Thron Frankreichs gelangt war, hatte sie Aufnahme gefunden.

Wir müssen uns ferner an Dasjenige erinnern, was über die wachsende Fürstenmacht bereits gesagt worden ist. An Stelle der morsch gewordenen Stützen der mittelalterlichen Gesellschaft, der Stände, hatte sich eine Säule gebildet: die absolute Fürstenmacht, deren naturgemäße Aufgabe es war, in Vertretung aller Bewohner des Staates bezüglich der Abgrenzung der Rechte und der Forderung der Pflichten ausgleichend zu verfahren.

Es wurde bereits auf den Ausspruch Ludwig's XIV.: „Der Staat bin ich!“ verwiesen und dabei bemerkt, daß dieser Ausspruch auch auf Friedrich Wilhelm passe, jedoch in dem besseren Sinne: insofern ihm sein Eigenwohl und des Staates Wohl als Eins erschien, und er in der Sorge für das Staatsinteresse völlig aufging. Anders Ludwig XIV., der „ebenso absolutistisch als weltlicher romanischer Großfürst war wie der Papst, der geistliche romanische Großfürst, mit dem er den Haß gegen den Protestantismus und gegen jede freie Geistesregung gemein hatte.“





Der Kurfürst am Rhein. Zeichnung von H. Lüders.

Zehntes Buch.

Gegen Frankreich und Schweden.

Leopold I. Dem Franzosenkönig Ludwig XIV. war es gelungen, etliche deutsche Fürsten so zu umstricken, daß er beim Tode des Kaisers Ferdinand III. Aussicht hatte, zum — Kaiser von Deutschland erwählt zu werden! — Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen vereitelten jedoch den heillosen Plan, und es ward Leopold, der Sohn Ferdinand's III., auf den deutschen Kaiserthron erhoben. — Das nächste Ziel des Ehrgeizes Ludwig's XIV. war die Durchführung eines großen Unternehmens, nämlich die Eroberung Belgiens und der Freigrafschaft Burgund. Auf angebliche Erbansprüche sich stützend, fiel er mit zwei Heeren in jene Landestheile ein. Der Widerstand Spaniens war nur unerheblich. Zum Glücke verbanden sich Holland, England und Schweden wider den Ehrgeizigen, und es sah sich derselbe genöthigt, Frieden zu schließen und seine Truppen zurückziehen. Doch behielt er in den spanischen Niederlanden zwölf wichtige Plätze, die er in starke Bollwerke umgestalten ließ.

Ludwig XIV. gegen Holland. Der ihm von jenen drei Staaten angethane Zwang hatte im Gemüthe Ludwig's einen schmerzenden Stachel zurückgelassen, namentlich richtete sich sein klüglich verborgen gehaltener Groll auf die niederländisch-holländische Republik, und er faßte den Plan, dieselbe mit einem Schlage zu vernichten. Es gelang ihm, den König von England, Jakob II., auf seine Seite zu ziehen und ihn zum Abschluß eines geheimen Vertrages zu bewegen, in welchem Letzterer sogar das Versprechen gab, nach einiger Zeit zur katholischen Kirche überzutreten. Man hoffte in Paris auf die schwedische Staatsleitung

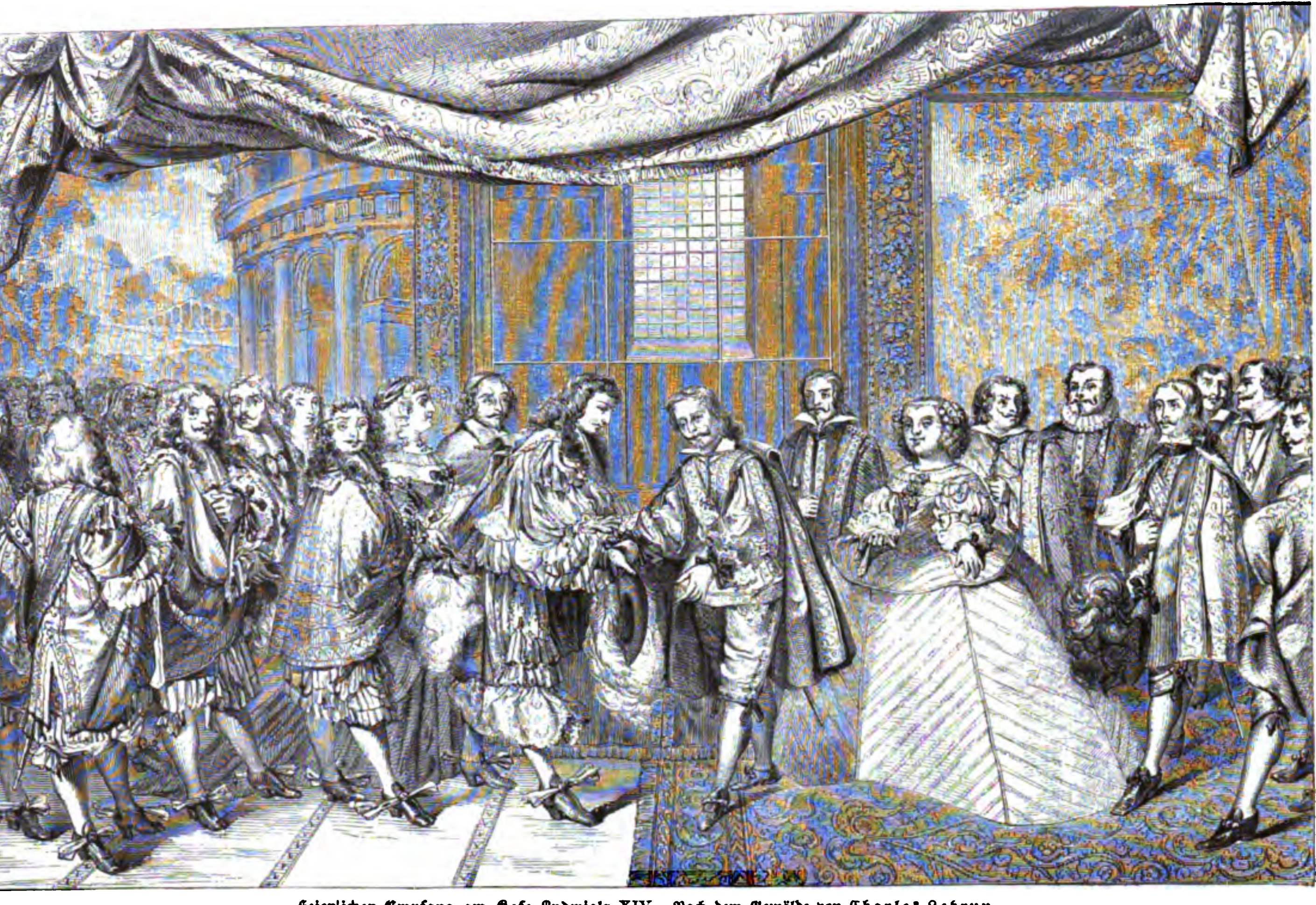
durch Bestechung einwirken zu können. Oesterreich dagegen ward im Innern beschäftigt, indem man die durch unzufriedene ungarische und siebenbürgische Magnaten hervorgerufenen Unruhen heimlich nährte. Sogar einzelne deutsche Fürsten waren von Ludwig gewonnen worden; der Beistimmung des bedeutendsten derselben, Friedrich Wilhelm's, hatte er sich nicht zu versichern vermocht. Diesem legte er nun den Plan zur Theilung der sieben vereinigten Provinzen Hollands vor und bot ihm als Beuteantheil Geldern und Zütphen an. Friedrich Wilhelm wies jedoch dies Anerbieten zurück. Als darauf Ludwig an ihn das Verlangen stellte, sich wenigstens neutral zu verhalten, verweigerte er die Abgabe einer bindenden Erklärung. Wie Friedrich Wilhelm über Neutralität dachte, spricht ein Schreiben von ihm aus jener Zeit (1671) aus. „Was neutral zu sein ist, habe ich schon vor diesem erfahren, und wenn man schon die allerbesten Conditiones hat, wird man doch übel tractirt. Ich habe mich verschworen, mein Lebtag nicht neutral zu sein, und würde mein Gewissen damit beschweren."

Nicht nur zurückgewiesen wurden die Anerbietungen Ludwig's, der Kurfürst hat sich auch — etwas Unerhörtes zu jener Zeit — mit einem Weck- und Mahnruf an die deutsche Nation gewandt. Hören wir sein kräftiges Wort: „Edler Deutscher, dein Vaterland ward leider bei den letzten Kriegen unter dem Vorwande der Religion und der Freiheit jämmerlich zugerichtet. Wir haben unser Blut, unsere Ehre und unseren Namen dahingegeben und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienstknechten, fremde Nationen berühmt, uns des uralten hohen Namens fast verlustig, dagegen Diejenigen, die wir vorhin kaum kannten, damit herrlich gemacht haben. Was sind Rhein, Weser, Elbe, Oderstrom nunmehr Anderes, als fremder Nation Gefangene? Was war deine Freiheit und Religion, als die Feinde damit spielten? So gedenke Jeder, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und gegen sein vor allen Nationen dieser Welt berühmtes Vaterland nicht zu vergreifen. Adieu! Gedenke, daß du ein Deutscher bist!"

Nachdem ein Jahr darauf Wilhelm von Oranien zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht Hollands ernannt worden war, schloß Friedrich Wilhelm mit Holland einen Vertrag, demzufolge er sich verpflichtete, der Republik, im Fall sie von Frankreich angegriffen würde, mit 20,000 Mann Beistand zu leisten. Er erkannte, daß ein Vorrücken der französischen Macht zugleich eine Bedrohung Deutschlands in sich schlösse, und so trat er — der einzige der deutschen Fürsten — für die Wahrung der deutschen Interessen mit aller Kraft ein.

Nach Wien hatte er ein Schreiben des Inhalts ergehen lassen, daß, da das Reich offenbar bedroht sei, nach seiner Ueberzeugung das Reichsoberhaupt die unabweisbare Verpflichtung habe, ebenfalls Truppen gegen Frankreich marschiren zu lassen, worauf ihm erwiedert wurde, der Kaiser sei bereit, in dem angedeuteten Falle 12,000 Mann Hülfstruppen zu senden. Wie aber die Wahrung der deutschen Interessen in Wien gemeint war, werden wir bald erfahren. Hatte sich doch Leopold I. bereits die Schlinge eines, das Wohl Deutschlands gefährdenden geheimen Vertrags von Frankreich um sein Haupt werfen lassen.

Plötzlich, ehe noch eine Kriegserklärung von Frankreich erfolgt war, drang ein Heer von über 100,000 Franzosen in Holland und in den kurfürstlich-brandenburgischen Theil Kleve's ein, Letzteres aus dem Grunde, weil, wie Ludwig XIV. erklärte, er vernommen, daß Friedrich Wilhelm mit Holland, einer ihm feindlichen Macht, in Verbindung getreten sei. Die Franzosen hausten in den von ihnen überfallenen Landestheilen noch ärger, als ihrer Zeit die entmenschten Banden des Dreißigjährigen Krieges. Die Stadt Bodegraven wurde angezündet und die Bewohner, als sie vor den Thoren erschienen, um dem Verderben durch die Flucht zu entgehen, mit Flintenschüssen in das Feuermeer zurückgetrieben, wo sie elendiglich umkamen. Man schnitt den Bauern, von denen man meinte, daß sie werthvolles Gut in Versteck hielten, die Fußsohlen auf und hielt die Füße, nachdem man Salz und Pulver in die Wunden gerieben hatte, gegen das Feuer, so daß viele der also Gequälten später an Brandwunden starben. In den evangelischen Kirchen wurden die Altäre niedergerissen und katholische Gebräuche gewaltsam wieder eingeführt.



Feierlicher Empfang am Hofe Ludwig's XIV. Nach dem Gemälde von Charles Lebrun.

Nicht eines so jähen Vorgehens von Seiten des alten Reichsfeindes gewärtig, that Friedrich Wilhelm, was in seinen Kräften stand, um den Holländern die versprochenen Hülfstruppen zuführen zu können, während der Kaiser noch immer zögerte, seinen dem Kurfürsten gegebenen Versprechungen nachzukommen. Da sandte Letzterer eine zweite Botschaft nach Wien, in der er seine schon einmal ausgesprochene Aufforderung in verstärkter Weise wiederholte. Was sollte man nun in Wien einem solchen im Angesichte der deutschen Nation aufs Neue erhobenen Mahnrufe gegenüber thun? Der Wiener Hof fand Rath. Es ward beschlossen: Wir lassen gegen Frankreich marschiren — das befriedigt den Kurfürsten und das Reich — die kaiserlichen Generale aber erhalten die geheime Weisung, die Franzosen — aus irgend welchen leicht vorzuschützenden Gründen — nicht nur nicht anzugreifen, sondern den Kurfürsten in seinen kriegerischen Unternehmungen zu — behindern. Auf diese Art meinte man in der Hofburg zu Wien, zu gelegener Stunde und ohne jegliche Gefahr die sich darbietenden Vortheile hier wie dort einheimsen zu können.

Nach diesem klug ersonnenen Plane wurde nun auch verfahren.

Aber wie mag es gekommen sein, wird Mancher fragen, daß der Kaiser sich zu einem so überaus zweideutigen Verhalten gegen die deutsche Nation, deren Oberhaupt er war, bestimmen lassen konnte? — Hier die Antwort: In Wien hatte man sich einige Jahre früher in einem geheim gehaltenen Vertrage mit Ludwig über eine künftige Theilung der spanischen Monarchie verständigt. Diesem Vertrage gemäß sollte Oesterreich die Kronen von Spanien, Indien und Mailand, Frankreich dagegen Belgien, Neapel und Navarra erhalten. —

Im September 1672 befand sich Kurfürst Friedrich Wilhelm an der Spitze von 20,000 Mann auf dem Marsche nach dem Rhein; im Halberstädtischen stieß der kaiserliche General Graf Montecuculi mit 16,000 Mann zu ihm. Von diesem rührt das von dem oft wiederholte Wort her: „Zur Kriegführung sind drei Dinge nothwendig: erstens — Geld, zweitens — Geld, drittens — Geld!" Der kaiserliche Feldherr schlug dem Kurfürsten einen Marsch vor, der darauf berechnet war, mit den Franzosen möglichst spät zusammenzutreffen. Der Kurfürst willfahrte dem berühmten Heerführer, dem er hinterhaltige Absichten nicht zutraute, und die brandenburgischen und österreichischen Hülfstruppen bewegten sich auf einem Umwege vorwärts. Als Friedrich Wilhelm sich dem Rhein näherte, wurden ihm von anderen deutschen Fürsten, obschon doch das Reich durch die Franzosen thatsächlich bedroht war, neue Hindernisse in den Weg gelegt. Die Kurfürsten von Mainz und von Köln verweigerten ihm den Rheinübergang, „weil sie das Gleiche auch dem Könige Ludwig XIV. abgeschlagen hätten!" — Friedrich Wilhelm wandte sich nun nach Nierstein, unweit Oppenheim, um daselbst den Uebergang zu bewerkstelligen. Hier bereitete ihm aber auch der Kurfürst von der Pfalz alle erdenklichen Schwierigkeiten, und als Friedrich Wilhelm mit Gewalt seinen Willen durchzusetzen sich anschickte, erklärte der kaiserliche General, daß er in diesem Falle zurückbleiben werde. —

Die Franzosen, geführt von dem Kriegshelden Marschall Turenne, hatten inzwischen genügende Zeit gehabt, sich in der Gegend von Trier zu sammeln und daselbst eine starke Stellung einzunehmen. Friedrich Wilhelm's Schuld ist es nicht, wenn er nicht wirksamer für des Reiches Interessen einzutreten vermochte. Am Kaiserhofe waren, wie der brandenburgische Gesandte dem Kurfürsten schrieb, die Worte gefallen: „Den Kurfürsten noch mehr anwachsen lassen, sei nicht heilsam; nöthiger sei es vielmehr, daß er gedemüthigt werde."

Fast um dieselbe Zeit empfing Friedrich Wilhelm von Wien aus auf eine Vorstellung zu Gunsten der schlesischen Protestanten, die früher gegebenen Verheißungen entgegen hart bedrückt wurden, eine im hohen Grade schroffe Antwort. Von gerechtem Zorne erfüllt, schrieb er an Schwerin: „Ich überschicke Euch hierbei das kaiserliche Schreiben und muß gestehen, daß ich mir niemals ein so hartes Schreiben eingebildet hätte, denn da ich Satisfaktion wegen des Grafen Schaffgottschen begehrt, wie unbillig man mir solchergestalt begegnet. Der Teufel muß allda los sein; in Ungarn stehen ihre Sachen schlimm

und mich disgustiret man. Läßt mich Gott leben und mir Gesundheit dabei, so werde ich suchen, solches zu revanchiren, denn das ist zu grob; das ist der Dank, daß ich ihm (Leopold I.) die Krone aufgesetzt habe; die Zeit kann kommen, daß ich sie ihm abnehme und einem andern, der es besser meritiret, als er, wieder aufsetze."

Eine Kriegführung, wie sie oben geschildert wurde, konnte natürlich der Republik Holland nichts nützen, und es begann letztere mit der Zahlung der Hülfsgelder inne zu halten, woraus dem Kurfürsten neue Verlegenheiten erwuchsen. — An Montecuculi's Stelle war Graf Bournonville inzwischen als Reichsfeldherr getreten, der gemäß der empfangenen geheimen Weisungen aus Wien dem Kurfürsten, so oft dieser zum Angriff schreiten wollte, unter Vorschützung nichtiger Gründe zur Seite zu stehen sich weigerte. Daneben verhandelten, wie früher Hannover, so jetzt Schweden und Sachsen, welches letztere schon seit längerer Zeit eine zweideutige Rolle gespielt hatte, im Geheimen mit Frankreich.



Erstürmung von Türkheim durch die brandenburgischen Reiter. Nach F. W. Heine.

Während der König von England dem Kurfürsten die heftigsten Vorwürfe machte, daß durch seine Schuld der Krieg der Franzosen gegen Holland sich unnütz verzögere, ward Holland, das noch nicht erkannt, wo allein die Schuld der matten Kriegführung zu suchen war, mißtrauisch gegen den Kurfürsten und machte Miene, mit Frankreich zu verhandeln, ohne, wie es das Abkommen verlangte, den Kurfürsten dabei zu Rathe zu ziehen.

Frieden mit Ludwig XIV. War es unter so bewandten Umständen zu verwundern, daß in Friedrich Wilhelm endlich die Besorgniß aufstieg, es könne am Ende hinter seinem Rücken ein Friede auf seine Kosten zu Stande gebracht werden? — Um dem zuvorzukommen, schloß er zu Vossem (6. Juni 1673) Frieden mit Frankreich. Er verpflichtete sich, keinem Feinde Frankreichs Beistand zu leisten, sofern nicht das Deutsche Reich angegriffen würde, Ludwig dagegen versprach, dem Kurfürsten 800,000 Livres zu zahlen, von welcher Summe sogleich nach Unterzeichnung der Friedensbedingungen 30,000 ihm eingehändigt

werden sollten. — Inzwischen hatte sich der Wind in Wien gedreht, und man war nun pl…lich höchst ungehalten darüber, daß der Kurfürst mit Frankreich sich vertragen hatte.

Ludwig XIV., jetzt noch übermüthiger geworden, glaubte sich, dem Kurfürsten geg… über, nicht gebunden, den eingegangenen Verpflichtungen, die sich auf die Achtung d… deutschen Reichsgrenze bezogen, nachzukommen. Französische Truppen hielten nicht nur d… Pfalz besetzt, sondern übten auch in steigendem Maße Gewaltthätigkeiten aller Art daselbst au… „Ich sehe", schreibt der Kurfürst an Schwerin, „daß es auf lauter Betrügerei abgesehen i… Ich werde meine mesures darnach nehmen und danke Gott, daß ich den Franzosen nic… obligirt bin." — Unter solchen Umständen knüpfte der Kurfürst neue Verhandlungen m… Holland an, trat bald darauf dem zwischen Holland, Spanien und dem Kaiser geschlossen… Schutz- und Trutzbündniß bei und erschien wieder mit 20,000 Mann auf dem Kriegsch… platze, um abermals durch die Wiener engherzige Politik an einem kraftvollen Vorgeh… behindert zu werden. Er unternahm 1674 auf 1675 einen neuen Feldzug und suchte die… Mal den Feind in seiner unmittelbarsten Nähe, im Elsaß, auf.

Die historische Forschung der letzten Jahre hat erst über diesen unglückseligen Feldz… hinreichend Licht verbreitet. Heinrich Rocholl weist in seiner 1877 in Straßburg i… Elsaß erschienenen Schrift „Der Große Kurfürst von Brandenburg im Elsaß 1674—167… überzeugend nach, in welcher Weise sich auf dem Boden der kaum verlorenen Provinz El… damals schon das Walten desjenigen Geschlechts, das berufen war, das Deutsche Reich … neuer Herrlichkeit wieder herzustellen, kundbar machte. — Leider wurde der Kurfürst i… jenem Feldzuge durch den von hämischem Neid beherrschten Bournonville wiederum vielfa… gehemmt, und Marschall Turenne konnte sich daher mit leichter Mühe Kriegsruhm erwerbe… In Straßburg und Kolmar fand der Kurfürst seitens der in der Freiheit der Ausüb… ihres Kultus gefährdeten Protestanten, denen er als ihr Beschützer und Retter erschien, ei… begeisterte Aufnahme, und er würde wol die Franzosen zum Lande hinausgetrieben habe… hätte das Oberkommando einzig in seinen Händen gelegen.

Die Trefflichkeit des Heeres des Kurfürsten bewährte sich auch dieses Mal, un… namentlich erwarben sich die Brandenburger in der Entscheidungsschlacht von Türkheim a… 5. Januar 1675 hohen Ruhm. Eine Schar von 64 Brandenburger Dragonern ließ de… kaiserliche General Schulz gegen Türkheim anrücken, um den Kirchhof daselbst zu erstürm… der von 140 Franzosen besetzt war. Die Brandenburger bemächtigten sich des Ortes, geg… hundert der Feinde blieben auf dem Platze, der Rest ergriff die Flucht, oder wurde gefangen. „Bei Gott", versicherte der General dem Kurfürsten, „mit Eurer Durchl. Leuten wollte i… den Teufel in der Hölle angreifen." Doch die Schlacht ging verloren, und der Kurfürst mußte den Feldzug am Oberrhein aufgeben und das Elsaß räumen. Aeußere Erfolge hatte er wegen des Verhaltens des Reichsfeldherrn nicht zu erringen vermocht, aber der Ru… brandenburgischer Tapferkeit durchdrang alle Lande.

In Hinsicht auf die Schwierigkeiten, die sich fortwährend dem Kurfürsten entgegen stellten, heißt es in einem handschriftlichen, im geheimen Staatsarchiv bewahrten Berichte:

„Dem Kurfürsten waren überall die Hände gebunden. Der Marschall Derfflinger gerieth darüber mehrmals in solchen Zorn, daß er, wenn er im Kriegsrathe mit seinem Antrage, den Feind anzugreifen, nicht durchdrang, mit der Faust auf die Tafel schlug, da… vonging und erklärte, mit der Sache nichts mehr zu thun haben zu wollen. Die Andern (die österreichischen Generale) lachten ihn darüber aus und hatten ihren Spott."

In einem Schreiben des Kurfürsten an den schwedischen General Wrangel heißt es weiterhin: „Wir haben nunmehr drei Wochen gegen Turenne im freien Felde gestanden: er hat sich aber aus seinem vortheilhaften Posten nicht herausbegeben, noch Eins wagen wollen. Wir hatten ihn zwar Anfangs in unseren Händen, weil aber die meisten Stimmen dahin gingen, daß er in seinem Posten nicht anzugreifen wäre, ist er uns entwischt." —

Einfall der Schweden in die Mark.

Daß Ludwig XIV. vor dem Heere der Verbündeten mit einer Oberleitung, wie sie eben geschildert worden, nicht besonders bangte, ist erklärlich. — Er fürchtete aber den Kurfürsten und war sich dessen wohl bewußt, daß ihm dieser, wenn er etwa in Bezug auf die Kriegführung die Hände frei bekäme, wol genugsam zu schaffen machen möchte. Ein Mittel zu finden, ihn vom Kriegsschauplatze zu entfernen, war daher ein Hauptgegenstand seines Nachdenkens. — Er fand das geeignete Mittel, bei dem die Staatslenker Schwedens sich ihm als willige Werkzeuge darboten.

In Schweden herrschte der junge, noch unerfahrene Karl XI., der von seinen Räthen und obersten Kriegsleuten abhing, und diese waren von Ludwig bereits in geheimen Sold genommen worden. Längst schon hatte sich der schwedische Feldmarschall Gustav Wrangel persönlich bemüht, den Kurfürsten einem Friedensschlusse mit Frankreich geneigt zu machen. Was ihn dazu bewog, bezeichnet ein Gesandtschaftsbericht, in welchem es heißt: „Der schwedische Feldmarschall Wrangel soll vom Könige von Frankreich mit reichen Geschenken, 80,000 Thaler an Werth, versehen sein." Es herrschte zur Zeit aber auch in Schweden die Ansicht, daß man den brandenburgischen Kurfürsten „nicht groß werden lassen dürfe", namentlich ihn vom Meere abhalten müsse, und es war dieser Politik schon im Westfälischen Frieden Rechnung getragen worden. Der Besitz Stettins, Verdens, Bremens unterband die Pulsadern Norddeutschlands, die Mündungen der Oder, Elbe und Weser, und brachte Schweden in die Lage, den deutschen Handel auf das Aeußerste zu beschränken. — Wrangel's Mission bei dem Kurfürsten war erfolglos gewesen. Da Vorstellungen nicht halfen, meinte man, ein „ernsteres Mittel", d. h. eine schwedische Armee, in Bewegung setzen zu sollen. Das war das Mittel, von dessen Anwendung Ludwig XIV. den sichersten Erfolg erwartete. Der Wille, sich Frankreich gefügig zu zeigen, war bei den schwedischen Staatslenkern vorhanden.

Auf Grund welcher Veranlassung wollte man aber gegen Brandenburg feindselig vorgehen? Der Kurfürst hatte sich als friedlicher Nachbar Schwedens gezeigt, ja er war nahe verwandt mit dem jungen Könige. — Französische Arglist wußte Bedenken dieser Art zu verscheuchen. Man brauche ja nicht, hieß es, als erklärter Feind Brandenburgs aufzutreten. Der König von Schweden erkläre dem Kurfürsten, die Behauptung des Friedens zwinge ihn, eine Armee, die aber durchaus keine Feindseligkeiten ausüben solle, zunächst in Schwedisch-Pommern und, je nach dem, auch in Brandenburg einrücken zu lassen. — Ludwig rechnete darauf, daß es dann von selbst zu Feindseligkeiten kommen werde. Ein Hülferuf aus Brandenburg aber, sagte er sich weiter, werde dann als nothwendige Folge den Kurfürsten veranlassen, eilig in die bedrohte Heimat zurückzukehren. — Auf diese Art hoffte der Arglistige freie Hand am Rheine zu gewinnen.

Man ging nun ans Werk. Der damals siebzehnjährige König von Schweden wurde von seinen Räthen für den Plan gewonnen, und er ließ eine Vorstellung der gewünschten Art an den Kurfürsten abgehen. Zu gleicher Zeit — es war im Herbste des Jahres 1674 — wurden Truppen aus Schweden nach Pommern übergeschifft, und Wrangel rückte mit ihnen gegen die Uckermark vor. Vielleicht wurde Anfangs von den schwedischen Staatsmännern die Hoffnung gehegt, schon dieser Zug werde genügen, den Kurfürsten zur Rückkehr zu bewegen. Da derselbe jedoch in seiner Stellung den Franzosen gegenüber beharrte, erklärte Wrangel dem Statthalter der Kurmark, daß er sich nunmehr genöthigt sehe, in der Mark Winterquartiere zu nehmen; doch solle, fügte er hinzu, gute Mannszucht gehalten und der Friede von Seiten der Schweden aus nicht gestört werden. Als darauf der angekündigte Einmarsch begann, erklärte Wrangel auf den von dem Statthalter dagegen eingelegten Protest, er sei zu diesem Schritte genöthigt, weil nicht zugegeben werden könne, daß die Franzosen gänzlich aus Deutschland verdrängt würden. „Sobald der Kurfürst den Fuß gegen Frankreich zurücksetze", werde auch er sich wieder aus der Mark entfernen.

Der Statthalter hatte sogleich einen Eilboten an den Kurfürsten gesandt.

Dieser sandte nun den Befehl zurück, die Schweden, da sie als Freunde gekommen zu sein erklärt hätten, durch keinerlei Art von Feindseligkeiten zu reizen. Die Städte sollten verschlossen gehalten werden, dringe man jedoch gewaltsam in sie ein, so möchten die Bürger den Eindringenden keine Gewalt entgegensetzen.

Die Schweden, ihres alten Kriegsruhms gedenkend, wiegten sich, zumal man von einem Rückmarsch des Kurfürsten nichts vernahm, mit jedem Tage mehr in Sicherheit, aus der bald genug der Uebermuth erwuchs. Sie begannen dem Lande drückende Kriegssteuern aufzulegen; in Frankreich dagegen hoffte man auf das Bestimmteste, der Kurfürst werde ungesäumt nach der Mark zurückkehren. Doch nein — Friedrich Wilhelm bezog mit seinen Truppen Winterquartiere in Franken, und so sah Ludwig den gefürchteten Feind immer noch in drohender Nähe.

Ludwig drang daher mit Entschiedenheit darauf, daß der Feldmarschall Gustav Wrangel zu förmlichen Feindseligkeiten übergehe. Da erkrankte dieser, und sein Stiefbruder, der Generalleutnant Waldemar Wrangel, übernahm den Oberbefehl über das schwedische Heer und ging auf die Wünsche Frankreichs sofort ein. Die Schweden nahmen nunmehr eine entschieden feindselige Haltung gegen Brandenburg an, und es ging unter dem neuen Oberbefehlshaber im schwedischen Heere die Mannszucht je länger, je mehr in Zuchtlosigkeit über. Von allen Seiten erschollen Klagen und Beschwerden über unerträgliche Mißhandlungen, die den Bewohnern des Landes von den Soldaten zugefügt würden.

Nun galt es, sich der Haut zu wehren, wollte man nicht, bis der Kriegsherr Hülfe brachte, Alles über sich ergehen lassen. Aber der Ritterschaft fehlte es eben so an Muth, etwas für sich und das Land zu thun, wie dem Bürgerstande. Nur aus der Bauernschaft traten hier und da tapfere Männer zusammen, bewaffneten sich mit Heugabeln und Sensen, ordneten sich zu Compagnien und erwählten Heidereiter und Flurschützen zu Führern. Diese braven Leute führten Fahnen mit dem rothen brandenburgischen Adler, der in den Fängen das Scepter und einen grünen Kranz hielt. Ueber demselben standen die Buchstaben F. W., unterhalb die Worte:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten mit Leib und Blut."

Vereinzelte Haufen schwedischer Soldaten, die auf Räubereien umherzogen, wurden von ihnen vielfach mit gutem Erfolge angegriffen, namentlich in den an Wäldern und Sümpfen reichen Havelgegenden, die den Bauern zugleich sichere Zufluchtsstätten boten.

Immer übler gestaltete sich die Lage der Dinge, täglich vernahm man von größeren Gewaltthätigkeiten der Schweden; ja es erneuerten dieselben in dem Lande, das sie als „Freunde" betreten hatten, endlich im vollsten Umfange die Schreckensscenen des Dreißigjährigen Krieges. Man plünderte die Dörfer, nahm das Vieh, verwüstete Saaten, hieb Obstbäume und Weinstöcke ab und verübte gegen die Bewohner, um sie zu Geständnissen zu bringen, wohin sie den bessern Theil ihrer Habe geflüchtet hätten, Greuelthaten der entsetzlichsten Art. Vermittels eines Trichters goß man den Unglücklichen die ekelhaftesten Flüssigkeiten in den Mund, bis der Leib aufschwoll; Männer grub man bis an den Hals in die Erde und schoß dann nach ihren Köpfen, Frauen wurden, nachdem an ihnen andere Arten viehischer Roheit verübt worden waren, mit den Brüsten an Thürpfosten genagelt. Aus den Kirchen nahm man die Gefäße, Leuchter, Altarbekleidungen und sonstigen Schmuck; selbst Gräber wurden aufgewühlt und die Leichen ihrer Gewänder beraubt.

Daß es sich hierbei nicht um Uebertreibungen handelt, ergiebt u. A. ein Schreiben des Feldmarschalls Gustav Wrangel an seinen ihn vertretenden Bruder Waldemar Wrangel, in welchem es heißt: „— — daß ich aller Orten, wo selbsten ich durchgereiset, mit großer Bestürzung und Mißvergnügen vernehmen müssen, wie man auf dem Marsche dergestalt übel gehauset und umgegangen, daß die Leute geritteltt, keine Kirche verschonet und dermaßen

Alles zugerichtet worden, daß bei Menschengedenken, und so lange ich Soldat bin, unter Christen dergleichen nicht mag gehört sein, dahero nicht allein Land und Leute verderbet, sondern auch Ihrer Königlichen Majestät Armee in solchen Zustand könnte gesetzt werden, daß sie keine fernere Subsistenz finden, sondern aus dem Lande wieder verlaufen möchte."

Es läßt sich ermessen, wie sehr die Kunde von solchen Uebelthaten das landesväterliche Herz des Kurfürsten erschüttern mußte. „Ich beklage", schreibt er unter dem 5. Februar 1675 an den Statthalter von Brandenburg, „von Herzen meine gute Kur Brandenburg und meine lieben Unterthanen, welche darüber zwar leiden, aber ich hoffe, daß sie dadurch in ruhigern und bessern Zustand ins Künftige sollen gesetzt werden, und daß wir uns nicht mehr solches — untern Reichsständen niemals erhörten — barbarischen Ueberfalls zu befahren haben werden.



Die Landleute wehren sich ihrer Haut. Nach H. Lüders.

Es vermeinen zwar die Schweden, daß sie mich durch solche Ueberfallung dahin zwingen und bringen wollen, daß ich von der Alliirten Partei abtreten und mich zur Neutralität oder auf ihre Seite zu bringen resolviren solle. Sie fehlen hierin sehr; denn nachdem sie mich ganz ruinirt haben, bleibt nichts übrig, als das Leben in mir, und solches will ich lieber verlieren, als zu schangiren und mich nicht zu revanchiren, es mag nun ablaufen, wie es wolle, und dadurch beweisen, daß ich nicht so veränderlich bin, als sie mich öffentlich ausgeben. Ich vertraue meiner gerechten Sache! Gott hat mich so oft gnädig aus mancher Gefahr, worin ich gestanden, wunderbarlich errettet" u. s. w.

Am 22. Februar empfing der Statthalter ein neues Schreiben von Friedrich Wilhelm, in welchem es heißt:

„Man muß sich nur ein Wenig gedulden, es wird Alles gut werden; und hoffe, zweifle auch nicht, der Schaden werde theuer genug bezahlt werden!"

Der diplomatische Feldzug. Wenn der Kurfürst nicht sogleich aufbrach, um seinem Lande Hülfe zu bringen, so gab es dafür gute Gründe.

Er hatte von Holland und Spanien als deren Verbündeter Subsidien zu empfangen; doch war festgesetzt, daß der Subsidienvertrag seine Geltung verlieren solle, falls der Kurfürst seiner Armee eine andere Verwendung am Rhein als die gegen Frankreich gebe. Wäre Letzteres nun ohne Weiteres geschehen, so hätte der Kurfürst nicht nur auf die ihm nothwendigen Zahlungen für die nächste Zeit verzichten müssen; es würden Holland und Spanien sich muthmaßlich auch geweigert haben, die Monatsbeiträge, die seit einem halben Jahre ausstanden, nachzuzahlen. Dieses wie Jenes schon hätte sich für den Kurfürsten als ein großes Hemmniß erwiesen, aber es wäre Eines und das Andere noch lange nicht das Uebelste gewesen. Ihm mußte darum zu thun sein, die Waffenhülfe der Verbündeten, wenigstens die Hollands, gegen die Schweden zu gewinnen, zumal Letztere, allein schon stark, auch bereits, wie wir sehen werden, Bundesgenossen — noch dazu Bundesgenossen in Deutschland! — gefunden hatten. — Es ergab sich demnach für den Kurfürsten zunächst die Aufgabe, es seinen Mitverbündeten einleuchtend zu machen, daß er von Schweden als ihr Verbündeter gegen Frankreich angefallen worden sei, woraus sich für sie die Pflicht ergäbe, für ihn gegen Schweden, den heimlichen Verbündeten Frankreichs, mit einzutreten.

Nicht minder empfahl sich der Versuch, in dieser Sache den Kaiser für sich zu gewinnen, der freilich als redlicher Hort der Interessen des Reiches aus freien Stücken und rechtzeitig hätte verkünden sollen, daß er einen Einfall in Brandenburg nicht dulden werde. — Schon aus dem Vorgeführten erhellt, daß der Kurfürst durch gewichtige Gründe genöthigt war, dem militärischen einen diplomatischen Feldzug vorausgehen zu lassen, — ein schwerer Zwang für ihn, der darauf brannte, die Schweden zu züchtigen!

Zunächst trat er mit dem Prinzen-Statthalter von Oranien in Verhandlungen, die einen günstigen Verlauf nahmen. Darauf knüpfte er Verhandlungen mit dem Kaiser an. An Letzteren hatte sich inzwischen König Karl XI. von Schweden gewandt. Sich darauf berufend, daß er für Vorpommern, Bremen, Verden und Wismar *deutscher Reichsstand* sei, erklärte er, durchaus nichts Feindseliges gegen den Kurfürsten im Schilde zu führen; vielmehr habe er einstweilen nur einen Theil seiner Truppen in Brandenburg Quartiere beziehen lassen, da sie zur Zeit in Vorpommern nicht unterzubringen seien. Im Hinweis auf diese Behauptung stellte der Kaiser dem Kurfürsten anheim, sich beschwerdeführend an den Reichstag zu Regensburg zu wenden, da es herkömmlich sei und dem Gesetz entspreche, in Streitfragen zwischen Reichsständen zunächst die Entscheidung des Reichstags einzuholen. — Es lag auf der Hand, daß die Schweden nur Zeit gewinnen wollten, das Netz, das von ihnen gegen den Kurfürsten aufgestellt worden war, zu vervollständigen. Aber der Kaiser sah das nicht, oder er wollte es nicht sehen, und obgleich die von den Schweden in Brandenburg ausgeübten Greuel laut zum Himmel aufschrien, begnügte er sich mit der Mahnung an den König Karl XI.: „darauf halten zu wollen, daß von den Königl. schwedischen Bediensteten des Kurfürsten Unterthanen nicht inkommodirt würden.“

Der Kurfürst sah klar in der Sache; aber er mußte, wollte er seinen offenen und geheimen Feinden nicht einen Scheingrund gegen sich an die Hand geben, den vorgeschriebenen Rechtsweg betreten, d. h. sich mit einer Beschwerde gegen den „Reichsstand“ Schweden an den Reichstag wenden.

Nun war für die ausgehenden schwedischen und französischen Agenten Zeit gewonnen, mit deutschen Fürsten zu verhandeln, um sie auf die Seite der Feinde des Kurfürsten zu ziehen; und es wurden gegen diesen Verleumdungen ausgestreut, darauf berechnet, ihn bei den Holländern zu verdächtigen und in dem Kaiser das Mißtrauen gegen ihn zu nähren. Den holländischen Staatsmännern ward gesagt, sie seien blind, wenn sie nicht merkten, der Kurfürst wünsche von dem Bündniß mit Holland loszukommen; das Einrücken der Schweden in Brandenburg sei nicht gegen den Willen des Kurfürsten, nein, auf seinen

ausdrücklichen Wunsch erfolgt, da er den Schein zu erwecken beabsichtige, daß ihn zwingende Gründe nach Brandenburg zurücknöthigten. — Am Hofe zu Wien ward dem noch hinzugefügt: der Kurfürst wolle nach Brandenburg zurück, um unverzüglich Mittel in Bewegung zu setzen, sich der eben erledigten schlesischen Herzogthümer, auf die Brandenburg Ansprüche zu haben vorgebe, zu bemächtigen. — Auch nach Schweinfurt in Franken, woselbst sich zur Zeit das Hauptquartier des Kurfürsten befand, wurden Agenten gesandt. Diese suchten dem Kurfürsten zu beweisen, daß, wenn er sich mit dem Könige von Schweden verständige, er sicherlich besser gehe, als wenn er sich auf das habsburgische Kaiserhaus verlasse, von dem Brandenburg sich noch niemals Gutes zu versehen gehabt und sich von ihm auch fernerhin Gutes nicht zu versehen haben werde.

Ueber das in Wien gegen Brandenburg herrschende Uebelwollen bedurfte es für den Kurfürsten keines neuen Beweises — er wußte es genau, woran er mit dem Kaiser war; der Umstand, daß schwedische Agenten jetzt als Ankläger gegen den Kaiser auftraten, änderte seine Ansichten über die feindseligen Absichten Schwedens in keinem Stücke. Von welchem Ingrimm er gegen Schweden erfüllt war, lassen einige Briefe aus jener Zeit erkennen. „Die Schweden“, heißt es in einem Schreiben vom 2. Februar, „haben mir nichts übrig gelassen, als das Leben. Ich werde nun, so lange ich lebe, mich an ihnen zu rächen suchen, bis ich ihre Nachbarschaft los werde.“

Anfang März begab sich der Kurfürst nach Wesel und hatte daselbst mit dem Prinzen-Statthalter eine Zusammenkunft. Von dort schrieb er: „So lange es die Vertheidigung des Reiches und der Alliirten gegen Frankreich gegolten, habe ich keinerlei Entschädigung (vom Reiche) in Anspruch genommen; nachdem aber die Schweden so verfahren, dürfe man sie, die nie aufhören würden, mit Frankreich gegen Kaiser und Reich zu sein, nicht länger als Mitstände im Reiche dulden.“ — Wiewol durch einen schweren Gichtanfall an das Lager gefesselt, entwickelte der Kurfürst in Wesel dem Prinzen von Oranien seinen Feldzugsplan, der im Wesentlichen dahin ging: „Dänemark, das sich zur Mitwirkung bereit erklärt, solle, unterstützt von einer holländischen Flotte, mit 16,000 Mann den Hauptstoß gegen das schwedische Schonen führen; 8000 Mann solle es über die Elbe senden, um die Schweden in Bremen und gleichzeitig den Herzog von Hannover in Schach zu halten. Er selbst wolle mit seiner Armee nach Mecklenburg gehen, um Holstein zu decken und die Schweden in Pommern von der Elbe abzuschneiden. Zur Bataille könne man den Feind durch die Belagerung von Wismar zwingen. Der Zar von Moskau, von dem günstige Nachrichten eingegangen seien, solle durch ein Unternehmen auf Livland einen Theil der schwedischen Streitkräfte dahin abziehen. Eine endliche Beschlußfassung ward für eine nächste Zusammenkunft im Haag vorbehalten. Leider währte die Erkrankung des Kurfürsten bis Anfang Mai, um welche Zeit er erst seine Reise nach Holland antreten konnte.

Dem Prinzen-Statthalter war es inzwischen gelungen, die holländischen Stände für den Feldzugsplan des Kurfürsten zu gewinnen. Auch aus Wien waren günstige Nachrichten eingegangen. Trotzdem von Seiten Schwedens auf dem Regensburger Reichstage Ausflüchte aller Art gemacht worden waren, hatte der Kaiser beschlossen, sich an dem Kriege gegen Schweden zu betheiligen.

Woher mit einem Male dieser Eifer auf kaiserlicher Seite? Es waren gerade zu jener Zeit die österreichischen Besitzungen am Rheine durch die Franzosen ernstlich gefährdet. —

So durfte der Kurfürst sich der Hoffnung hingeben, daß durch das gemeinsame Vorgehen die Schweden mit Leichtigkeit würden überwältigt werden können, und er drang nun mit größtem Eifer auf Feststellung des Tages, an welchem die gemeinsame Kriegserklärung an Schweden zu erlassen sei. Unter dem 20. Mai schrieb er an den brandenburgischen Statthalter: „Ich hoffe, von Schweinfurt in 14 Tagen schon an der Elbe zu stehen. Edelleuten, Bürgern und Bauern wollen Ew. Liebden gleichfalls befehlen, allen Schweden, wo sie solche bekommen können, die Hälse entzwei zu schlagen und kein Quartier zu geben.

Gott sei gedankt, daß alle Alliirten nunmehr einig sind, daß kräftig gegen die Schweden agirt werden soll!" —

Trübung der Lage. Nun aber gingen Schlag für Schlag unheilvolle Nachrichten ein. Die von schwedischen und französischen Agenten ausgestreuten Verleumdungen begannen zu wirken, wo nicht schon der Neid gegen das aufstrebende Brandenburg seine Wirkung gethan hatte. Den Kaiser hatte die Besorgniß ergriffen, daß es dem Kurfürsten doch wol in erster Linie darum zu thun sein möchte, die erledigten schlesischen Fürstenthümer in Besitz zu nehmen; in Holland erwies man sich lässig mit der Ausrüstung der Flotte. Dänemark, dadurch mißtrauisch gemacht, erklärte, es sehe wol, daß man im Sinne habe, den Krieg auf Brandenburg und Dänemark zu wälzen, selbst aber keine Hand zu rühren, worauf wiederum der Kaiser auf ein neues Andringen des Kurfürsten diesem erwiedern ließ: „man wisse ja noch nicht, ob die Krone Dänemark ratifiziren werde; der König habe im Haag neue Schwierigkeiten gemacht, und die Generalstaaten seien darob stutzig gemacht worden." — Ferner vernahm der Kurfürst, daß Sachsen wegen eines Anschlusses an Schweden mit diesem in eifriger Verhandlung stehe, daß der Herzog von Holstein-Gottorp sich für Schweden erklärt und der Herzog von Hannover bereits 13,000 Mann gegen Brandenburg aufgestellt habe, daß Bayern im Bündniß mit Schweden stehe, und daß von Seiten des Polenkönigs Johann Sobieski die Zusage an Schweden ergangen sei, ebenfalls sich den Feinden des Kurfürsten beizugesellen. —

Daß solche Nachrichten den Kurfürsten auf das Äußerste erregen mußten, kann nicht verwundern. Von seiner Erregtheit giebt ein an den brandenburgischen Statthalter gerichtetes Schreiben Kunde. „Ew. Liebden", heißt es in demselben, „wollen dem schwedischen Residenten Greiffenthal auf dem Rückwege von Dresden nach Hamburg aufpassen lassen und sich seiner todt oder lebendig bemächtigen. Ich hoffe, man wird Briefe bei ihm finden, so zur Nachricht dienen, vielleicht auch gar Korrespondenzen vom (sächsischen) Hofe." Das gleiche Verfahren sollte gegen den französischen Gesandten de Vitri in Anwendung gebracht werden, der Resident bei dem schwedischen Heere war, und von dem man wußte, daß ganz besonders er bei den Schweden darauf gedrungen hatte, Brandenburg so weit als möglich zu verwüsten. Dieser heillose Mensch betrieb jetzt Namens Frankreichs und Schwedens die Verhandlungen mit dem Polenkönige Sobieski. „Wenn Ew. Liebden", heißt es weiter in dem kurfürstlichen Schreiben, „einige Leute allda gebrauchen könnten, so den de Vitri unterwegs von Polen auffangen könnten, wäre solches sehr dienlich und würden mich mit solchem Fang höchlichst verpflichten." Einzelnes in Bezug auf beabsichtigte feindliche Maßnahmen des Polenkönigs gegen den Kurfürsten war dem Letzteren bereits bekannt, Anderes, Uebleres, gelangte später erst zu seiner Kunde. Ein Bericht in dem Archiv von Schlosser und Berg sagt darüber: „Der Rückkehr der brandenburgischen Truppen, zwölf Compagnien Dragoner Hohendorf, die gegen die Türken mitgefochten, legte Johann Sobieski arge Schwierigkeiten in den Weg, und als er die auf 700 Mann zusammengeschmolzene wackere Schar endlich mit großer Belobigung ihrer ausgezeichneten Dienste entließ, hatte er sich vorher den Schweden gegenüber verpflichtet, keinem brandenburgischen Trupp den Durchzug durch das polnische Preußen zu gestatten, den Paß über die Weichsel für sie zu schließen. Lauenburg und Bütow nahm er als polnische Lehne in Schutz, d. h. er ließ seine Truppen hineinrücken, und in den Städten und bei den Edelleuten schürte er, unter dem Vorgeben, die Rechte der Stände fördern zu wollen, die Unzufriedenheit gegen den Kurfürsten. Endlich wurde (am 1. Juni) zu Warschau ein geheimer Vertrag geschlossen, in welchem der König Sobieski sich gegen Zahlung von jährlich 200,000 Thalern verpflichtet, gleich nach der Beendigung des Türkenkrieges in Preußen einzufallen."



Die Schweden auf dem verwüsteten Bismarck'schen Gutshofe in der Mark. Zeichnung von H. Lüders.
(Aus dem Bismarck-Buche.)

Rathenow und Fehrbellin.

Die Lage des Kurfürsten verschlimmerte sich von Tag zu Tag; jede Post bestätigte, daß die bisherigen Freunde je länger, je weniger geneigt seien, für ihn mit einzutreten, die Zahl seiner Feinde dagegen sich mehrte. Um so sicherer fühlten sich die Schweden, denen von allen Seiten erwünschte Nachrichten zugingen. Man hielt es für unmöglich, daß der Kurfürst auch nur daran denken könne, unter den obwaltenden Umständen etwas Feindliches zu unternehmen, und so verfuhren die schlimmen Nachbarn in Brandenburg womöglich noch rücksichtsloser. So mußte Rathenow (außer der Geldsumme, die zu zahlen der Stadt auferlegt worden war) ihnen täglich 120 Tonnen Getränk, 40,000 Pfund Brot und 100 Ochsen liefern. In letzterer Zeit hatten sie sich Ruppins, Fehrbellins, Kremmens und Oranienburgs bemächtigt, und sie machten Anstalt, Spandau und Brandenburg anzugreifen.

Aufbruch des Kurfürsten. Nun denn, sagte der Kurfürst, mir bleibt nur übrig, der eigenen Kraft und der göttlichen Hülfe zu vertrauen! Meinem Volke will ich Treue erweisen, möge auch die Gefahr noch so groß sein! — Er setzte sich mit seinen Truppen in Marsch.

Neues Unheil! Kaum war er aufgebrochen, so wurde er wiederum von seinem alten Gichtleiden befallen. Dennoch blieb er bei dem Heere, beseelt von dem Gedanken,

mit Aufwendung seiner letzten Kräfte seine so über die Maßen schwer geplagten Unterthanen zu befreien, oder im Kampfe unterzugehen. — Seine Lage war beispiellos schwierig. — Mißlang sein Unternehmen, so war gar nicht zu bezweifeln, daß alle die größeren und kleineren Feinde und Neider Brandenburgs sich den Schweden zugesellen und daß alle Errungenschaften seiner Sorgen während fünfunddreißig Jahren verloren gehen würden.

Bei seinem Aufbruch hatte der Kurfürst in einem Schreiben an den Statthalter angeordnet, daß der 31. Mai in sämmtlichen kurfürstlichen Landen als Fast-, Buß- und Bettag begangen werden solle, und als Text der Predigt war von ihm bestimmt worden Jeremias 20. 11, 12: „Aber der Herr ist bei mir wie ein starker Held: darum werden meine Verfolger fallen und nicht obsiegen, sondern sollen sehr zu Schanden werden, daß sie so thöricht handeln; ewig wird die Schande sein, der man nicht vergessen wird."

Die Reihe der Unglücksbotschaften hatte jedoch ihr Ende noch nicht erreicht. Der Kurfürst vernahm, daß Wrangel in Havelberg, also nahe der Elbe, stehe und von ihm ein Uebergang über die Elbe vorbereitet werde, um, vereint mit 13,000 Hannoveranern, die bereits bis in das Eichsfeld vorgerückt waren, Magdeburg anzugreifen. Ferner ergab sich aus aufgefangenen Briefen, daß die Schweden durch Bestechungen Helfershelfer in der Stadt gewonnen hatten. Es drohte mithin die Gefahr, daß der Feind sich Magdeburgs bemächtige. Rechtzeitig noch — am 11. Juni — kam der Kurfürst in der Stadt an. Um zu verhindern, daß die Schweden Nachricht von der Nähe der Brandenburger erhielten, wurden die Thore der Stadt gesperrt und sämmtliche Elbkähne auf eine Stelle gebracht.

In der Nacht ward ein Kriegsrath abgehalten, in welchem es sich, wie es in einem Bericht heißt, herausstellte, daß sich der Ausführung des beabsichtigten Unternehmens Schwierigkeiten von fast unüberwindlich scheinender Art entgegenstellten. „Die Feinde hatten die Havellinie besetzt, hatten alle Brücken von Havelberg bis Berlin abgebrochen oder verbrannt und standen mit zwei starken Corps in Brandenburg und Havelberg, mit kleineren Abtheilungen in Potsdam und Rathenow, vor sich den meist von sumpfigen Ufern eingefaßten, wegen seiner Tiefe nicht ohne Brücken passirbaren Fluß; sie befanden sich also in einer Stellung, die unter gewöhnlichen Umständen nicht ohne Infanterie zu nehmen ist. Die brandenburgische Infanterie war aber noch zwei volle Tagemärsche zurück. Ging der Kurfürst über Berlin, so fand er dort vielleicht ein eigenes Corps von 5000 Mann vor. Aber einestheils setzte er schon auf dem Marsche dorthin seine linke Flanke einem Angriffe der in Brandenburg zusammengezogenen schwedischen Hauptmacht aus, andrerseits würde der Hauptzweck seines schnellen Marsches, den Vorstoß der Schweden über die Elbe und ihre Vereinigung mit den Hannoveranern zu verhindern, dabei außer Acht gelassen worden sein."

In dem oben erwähnten Kriegsrathe war beschlossen worden, den ermüdeten Truppen — dieselben hatten bei fast ununterbrochenem, zumeist starkem Regenwetter 40 Meilen, zum Theil über Gebirge hinweg, in 14 Tagen zurückgelegt — einen Rasttag zu gönnen. Da die Schweden den Brandenburgern an Zahl bei weitem überlegen waren, so sah sich der Kurfürst darauf angewiesen, die Vortheile der Ueberraschung für sich auszubeuten und die feindlichen Heerhaufen, wenn möglich, einzeln anzufallen. Das von schwedischen Dragonern besetzte Rathenow bildete etwa den Mittelpunkt des Landestheiles, der sich in feindlicher Gewalt befand. Um nun womöglich den rechten und linken Flügel der Schweden von einander zu trennen, ward gerade diese Stadt als erster Angriffspunkt ersehen.

Der Ueberfall von Rathenow. Am 13. Juni, früh drei Uhr, brach der Kurfürst unter strömendem Regen mit 6000 Reitern und 1200 Fußsoldaten von Magdeburg auf. Zur Beschleunigung des Marsches waren 120 Wagen zum Weiterschaffen der Infanterie zusammengebracht worden. Kähne zu Flußübergängen wurden ebenfalls auf Wagen mitgeführt. Zur unmittelbaren Begleitung des Kurfürsten gehörten der Feldmarschall Derfflinger, der Prinz von Hessen-Homburg, der kurfürstliche Stallmeister Emanuel Froben und der Kammerherr von Buch. Der fortdauernde Regen machte den Marsch

äußerst beschwerlich. Am folgenden Tage empfing der Kurfürst von einem Herrn von Brieft die Nachricht, daß der schwedische Oberst Wangelin, der die Besatzung Rathenows befehligte, von dem Anmarsche der Brandenburger noch keine Kunde habe. Friedrich Wilhelm eilte nun mit der Reiterei voraus, kam spät in der Nacht bis eine Meile von Rathenow an und rastete hier im Walde, bis das Fußvolk eintraf. Reiterabtheilungen, die voraus gesandt worden waren, um an einer Stelle der Havel eine Zahl von Kähnen zusammen zu bringen, stießen hier ebenfalls zum Hauptcorps; sie führten Landleute mit sich, die der Wege kundig waren. — Rathenow liegt auf einer von der Havel gebildeten Insel. Auf der Seite, von welcher der Kurfürst anrückte, hat die Havel zwei Arme, über die zwei Brücken führen. — Nach Mitternacht setzte sich der ganze Heerhaufe in Bewegung.



Ueberfall von Rathenow. Zeichnung von Ludwig Burger.

Gegen zwei Uhr fand sich die Hauptmacht der Brandenburger der Stadt nahe, während drei Abtheilungen auf den zusammengebrachten Kähnen die Havel hinabfuhren, um im entscheidenden Augenblicke einen Seitenangriff auszuführen. Der Morgen graute — Derfflinger ritt an der Spitze von hundert Dragonern vorauf. Nahe der Brücke ließ er seine Mannschaften halten, nahm eine kleine Zahl derselben mit sich und sprengte auf den ersten Wachtposten zu. Da er längere Zeit unter den Schweden gedient hatte, war er der schwedischen Sprache so weit mächtig, daß er sich dem Posten verständlich machen konnte. Sich für einen schwedischen Offizier ausgebend, der von Brandenburgern verfolgt werde, forderte er den Wachtposten auf, die Zugbrücke herabzulassen. Der Korporal, der die Wache befehligte, zögerte und sagte, er müsse erst den Obersten fragen. Derfflinger rief den Mannschaften zu, daß sie gehängt werden würden, wenn sie ihn gefangen nehmen ließen.

Sie möchten ohne weiteres Zögern seiner Aufforderung nachkommen; er übernähme jegliche Verantwortlichkeit dafür. Mißtrauten sie ihm, so frage er sie, was sie von ihm zu fürchten hätten? Er wolle allein über die Brücke, und sobald dies geschehen sei, befände er sich ja in ihrer Gewalt. — Die Zugbrücke fiel.

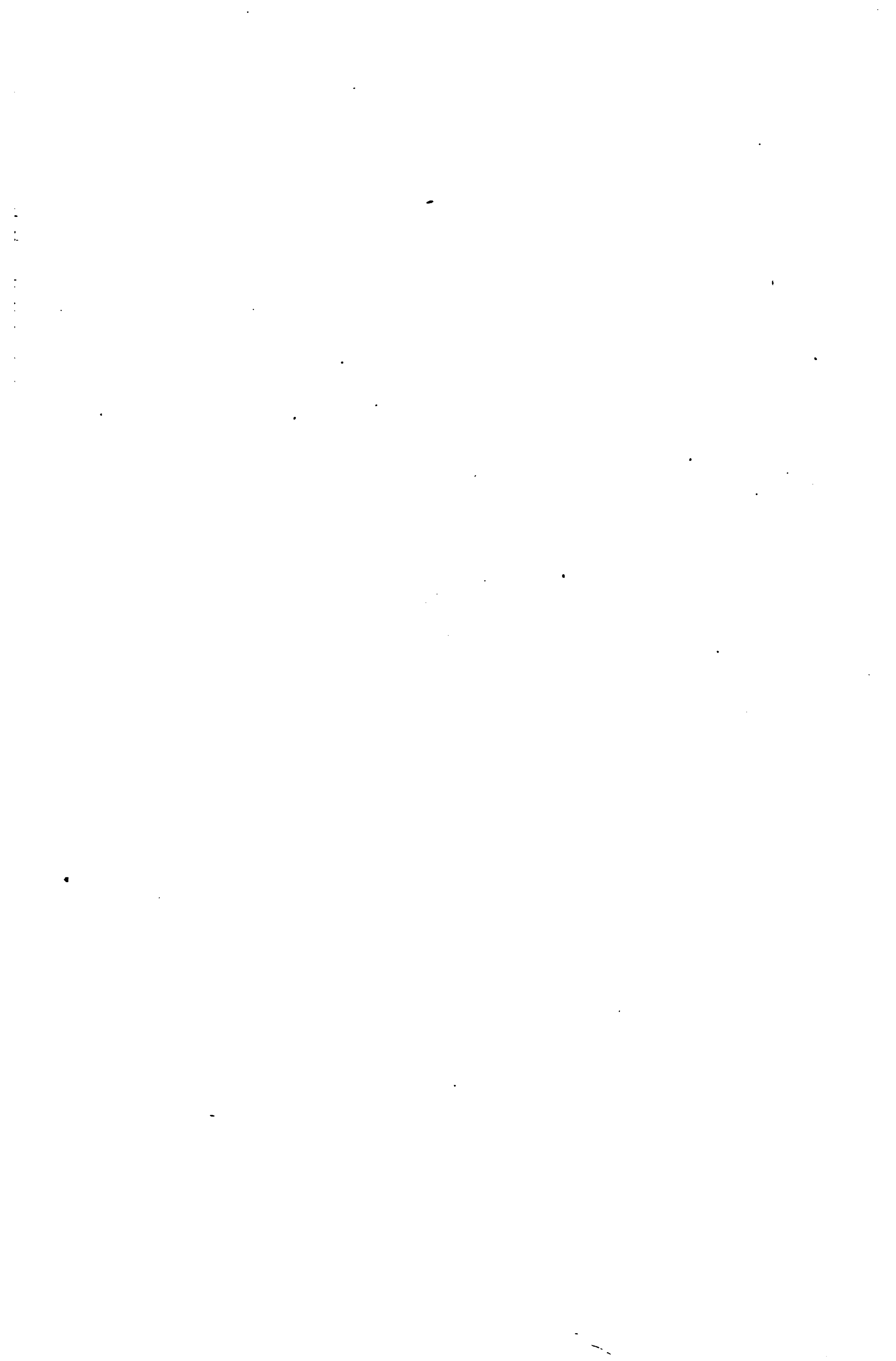
Da donnerten sogleich die Hufe mehrerer Pferde auf der Brücke, denn nicht der verwegene Führer allein, sondern auch seine Begleiter sprengten über dieselbe. Die Schwerter flogen aus den Scheiden, und im Nu war die Wache bewältigt bis auf zwei Mann, denen die Flucht gelang, und die nun in der Stadt Lärm erhoben. Während dies geschah, erfolgte auch der Angriff von der Seite. Die Schweden vertheidigten sich tapfer; aber noch war keine Stunde vergangen, so waren die Brandenburger Herren der Stadt. Der Kampf war äußerst heftig gewesen. Die Schweden hatten 390, die Brandenburger 50 Mann verloren, 270 Schweden waren gefangen genommen worden. Zur gemachten Beute, die nicht unbedeutend war, gehörten 6 Dragonerfahnen und gegen 600 Pferde.

Der Kurfürst sandte an demselben Tage einen Eilboten mit der Nachricht von der Einnahme Rathenows nach Berlin. „Ew. Liebden“, schreibt er dem Statthalter, „geben Wir zu vernehmen, weß Maßen es dem gütigen Gott gefallen, Unsere gerechte Sache und Unsere Waffen wider die Schweden bald Anfangs dergestalt zu segnen, daß Wir diesen Morgen um drei Uhr die Stadt Rathenow mit stürmender Hand eingenommen haben. Des Obersten Wangelin ganzes Regiment Dragoner, so darin gelegen, bestehend aus sechs Compagnien, ist ruinirt und niedergemacht worden. Der Oberst selbst nebst seiner Frau, sein Obristleutnant, Oberstwachtmeister und zwei Kapitäns sind gefangen; die übrigen Offiziere und meisten Gemeinen sind geblieben und etliche gefangen, auch die sechs Fähnlein haben wir bekommen. Weil nun dieser glückliche Erfolg allein dem höchsten Gott, von dem aller Sieg und Segen kommt, billig zuzulegen ist, so haben Sie die Verfügung zu thun, daß seiner Güte deshalb gebührend von den Kanzeln gedankt und er angerufen werde, Unsere gerechten Waffen ferner zu segnen. Unsere Cavallerie ist noch aus, zu sehen, ob sie ein feindliches Regiment, so diesseit der Havel gestanden, antreffen könne, und werden Wir darauf bedacht sein, wie Wir diesen Uns von Gott verliehenen Sieg weiter poussiren mögen, gestalt Wir schon Ordre ertheilt, daß die zurückgebliebene Infanterie, Artillerie und Bagage Uns schleunigst folgen sollen.“ Der Blitzstrahl, der so urplötzlich von dem Schwerte des Kurfürsten ausgegangen war, erhob den tiefgebeugten Muth der Landesbewohner wieder.

Schlacht bei Fehrbellin 18. Juni 1675. Des Kurfürsten eifriges Bemühen ging nun zunächst dahin, den Schweden die wenigen Ausgänge aus dem Havelländischen Luch abzuschneiden und sie zur Annahme einer Schlacht zu zwingen. Bei Nauen nahm er dem Feinde eine Anzahl Gefangene, wie auch 2000 Stück Rindvieh und Pferde, die von demselben geraubt worden waren. „Ich danke dem Höchsten“, schreibt er, „daß er bis dato meine Waffen gesegnet hat; derselbe wolle mir ferner beistehen!“

Der Feind hatte auf seinem Rückzuge Fehrbellin erreicht. Das auf einer Anhöhe liegende Städtchen wird im Südosten von einem nassen Wiesengrunde begrenzt, durch den sich Fließe und Gräben („Rhine“ genannt) ziehen. Etwa eine Meile von dem Orte wird der Wiesengrund durch eine Reihe unbedeutender Erhöhungen von einem Torfmoor getrennt. In der Nähe des Dorfes Linum jedoch ist zwischen der Wiese und und dem Torfmoor vermittels des sogenannten Landwehrgrabens eine Verbindung hergestellt worden. Hier hat die Bodenerhebung etwa 1200, weiterhin — in südlicher Richtung von Fehrbellin — gegen 8000 Schritt Breite. In dieser Gegend liegen die Dörfer Linum, Hakenberg und Dechtow, die ersteren beiden vom Wiesengrunde, das letztere vom Torfmoor begrenzt. Verbände man diese Dörfer durch grade Linien, so entstände ein gleichseitiges Dreieck, dessen Seiten etwa 6000 Schritt betragen würden.

Dies war der Raum, auf dem am 18. Juni des Jahres 1675 die brandenburgischen und schwedischen Waffen sich mit einander messen sollten.





Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm bei Fehrbellin. Nach Ludwig Burger.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

In der Frühe des Morgens war der Prinz von Hessen-Homburg mit 1500 Reitern vorangegangen. Da der vom Regen aufgeweichte Boden ein schnelles Vorrücken der Hauptmacht, zumal wenn die Geschütze nicht zurückgelassen werden sollten, verhinderte, so hatte der Kurfürst dem Prinzen den Befehl gegeben, den Feind nur aufzuhalten, somit jeden ernstlichen Angriff auf ihn zu vermeiden. Der alte, vorsichtige Derfflinger — er zählte damals bereits siebzig Jahre — rieth, den Feind auch mit der Hauptmacht jetzt nicht anzugreifen, sondern ihn von Kremmen aus in den Rücken zu nehmen. Geschähe dies, und gelänge es außerdem, ihm die wenigen Wege, die ihm noch offen ständen, zu versperren, so werde er sich ohne Zweifel in kurzer Zeit auf Gnade und Ungnade ergeben müssen. Der Kurfürst sagte aber: „Weil wir dem Feinde so nahe sind, muß er Federn oder Haare lassen!“ — „Gnädiger Herr“, entgegnete Derfflinger darauf, „ich habe geglaubt, als General meine Meinung nach bester Einsicht aussprechen zu müssen; da es aber Eurer kurfürstlichen Hoheit nicht gefällt, dieser beizupflichten, so wird mich nichts abhalten, dem Feinde nach Kräften Abbruch zu thun; sei auch ein Kampf dem Zufall mehr überlassen, als ich es wünsche, sei auch die Gefahr größer, als sie bei meinem Vorschlage sein würde.“

Wir werden Derfflinger's Meinung um so richtiger würdigen, wenn wir die beiderseitigen Streitkräfte mit einander vergleichen. Das schwedische Heer zählte 11,000, die brandenburgische Streitmacht nur 5600 Mann; auf schwedischer Seite hatte man 38, auf brandenburgischer nur 13 Geschütze. Die Schweden waren somit — Alles in Allem gerechnet — den Brandenburgern um mehr als das Doppelte überlegen.

Kaum hatte Derfflinger seine Ansicht ausgesprochen, als ferner Kanonendonner erkennen ließ, daß der Prinz von Hessen-Homburg bereits im Gefecht stehe. Die Schweden hatten sich bis Hakenberg zurückgezogen, waren daselbst aber gegen den Prinzen, der sich von seiner Heißblütigkeit zu weit hatte fortreißen lassen, zum Angriff geschritten.

Nun streifte der Kurfürst den rechten Arm auf, wie er es zu thun pflegte, wenn es zum Kampfe ging, zog seinen Degen und gab den Befehl zum Vorrücken. Während die Truppen sich zum Angriff formirten, fiel er auf seine Kniee und betete: „Allmächtiger Gott Israels, gehe mit deinen Schrecken voran und demüthige den stolzen Feind! Unser Sieg soll deine Ehre sein. Gott mit uns!“ — Hierauf bestieg er sein Pferd und rückte an der Spitze seiner Truppen, so schnell es ging, vor.

Ein dichter Nebel hüllte die Gegend ein und verhinderte, daß die Schweden den Anmarsch der brandenburgischen Hauptmacht bemerkten. Zu ihrer Rechten befanden sich einige kleine Hügel, die sie unbesetzt gelassen hatten. Sogleich ließ der Kurfürst — es war gegen acht Uhr — auf einen der Hügel Geschütze auffahren, aus denen, als eben der Nebel zu fallen begann, plötzlich auf die Schweden gefeuert ward. Den Geschützen war eine Abtheilung Dragoner, die abgesessen waren, zur Bedeckung gegeben worden, und es wurden zu deren Unterstützung bald darauf noch zwei Regimenter Dragoner kommandirt.

Der Nebel war indeß völlig verschwunden, und das Schlachtfeld ließ sich vollständig übersehen. Wrangel erkannte, daß die besetzte Anhöhe der Hauptschlüssel der feindlichen Stellung sei. Er ließ nun den Hügel durch Reiterei und Fußvolk heftig angreifen. Die brandenburgische Reiterei wich, und da der größere Theil der Brandenburger das Schlachtfeld noch nicht erreicht hatte, war die Gefahr nicht gering. Die Derfflinger'schen Dragoner, die, ungewohnt zu Fuß zu kämpfen, mit dem Säbel in der Faust tapfern Widerstand leisteten, riefen den weichenden Reitern nach, sie würden sich bei den Kanonen begraben lassen. Da sprengte der Kurfürst herzu, und es gelang ihm, die beiden Reiterregimenter wieder zum Stehen zu bringen, während der Prinz von Homburg den Derfflinger'schen Dragonern mit einem Regiment zu Hülfe kam. Die Schweden wurden zurückgeworfen.

Indessen donnerten die Geschütze auf dem Hügel ohne Unterbrechung und trugen Tod und Verderben in die Reihen der Feinde. Wrangel formirte eine neue, weit stärkere Angriffskolonne. Der Kurfürst sandte einen Adjutanten an den Obersten Mörner,

der die Vertheidigung des Hügels leitete, und ließ ihm befehlen, Alles aufzubieten, um die Batterie zu halten. „Eher sterben, als die Geschütze lassen!“ rief der Brave, stürmte an der Spitze der Dragoner gegen die wieder anrückenden Feinde, warf sie zurück, ward aber von einer Kugel in die Brust getroffen und starb den Heldentod. Die hierdurch entstandene Verwirrung benutzend, sammelten sich die Schweden zu einem dritten Angriffe.

Der Kurfürst, der überall, wo Gefahr im Verzuge war, erschien, ritt einen schönen, prächtig aufgezäumten Schimmel, auf den es die Schweden abgesehen zu haben schienen, da nirgends die schweren Kugeln aus den Geschützen dichter einschlugen, und der Tod nirgends eine reichere Ernte hielt, als da, wo sich der Kurfürst befand. Jedenfalls hatte man auf feindlicher Seite Kunde empfangen, daß der stattliche Reiter auf dem weißen, muthig einhersprengenden Schlachtrosse kein Anderer als der Kurfürst selbst sei. — Die seinem Herrn drohende Gefahr war dem wackern Stallmeister Emanuel Froben nicht entgangen, und durch Vorschützung irgend eines Grundes wußte er den Kurfürsten zu bewegen, seinen Braunen zu besteigen und ihm dafür den Schimmel zu überlassen.

Dem neuen, noch verstärkteren Angriffe der Schweden hätten die ihres heldenmüthigen Führers beraubten Dragoner wol kaum zu widerstehen vermocht, wenn nicht der Kurfürst persönlich zu ihnen geeilt wäre. Friedrich Wilhelm trug an diesem Tage einen leichten Brustpanzer und darüber einen tuchenen Rock von niederländischem Schnitt; sein Haupt, zunächst geschützt von einer eisernen, innen mit Sammt gefütterten Sturmhaube, war bedeckt mit einem schwarzen Filzhute. Schon drangen die Schweden wieder vor, als er sich an die Spitze des Regiments stellte. „Getrost, tapfere Brandenburger“, rief er, „ich, Euer Fürst und nunmehriger Kapitän, will siegen, oder zugleich mit Euch sterben!“ Mit gezücktem Degen sprengte er gegen den Feind, gehobenen Muthes stürzten die Seinen ihm nach.

Nur Einer blieb zurück — Froben, der, von einer Kanonenkugel durchbohrt, als ein Opfer seiner Treue vom Rosse sank und verschied. (Es sei in Bezug auf den Opfertod Froben's, der von Gansauge in seinem Werke „Die Schlacht bei Fehrbellin“ bestritten worden ist, hier ausdrücklich darauf hingewiesen, daß mindestens ebenso glaubwürdige Stimmen dem hier von uns festgehaltenen Standpunkt beipflichten, als es Geschichtsforscher giebt, welche die Richtigkeit und auf Wahrheit beruhende Möglichkeit des Vorgangs überhaupt in Abrede stellen.)

Es erfolgte ein furchtbarer Zusammenstoß. Schwerterschlag und Kampfruf erschütterten die Luft, heldenmüthig ward auf beiden Seiten gestritten. Der Kurfürst, seines Wortes eingedenk, leuchtete den Seinen voran im Kampfgewühle. Während mancher Schwertschlag sein Haupt traf, ohne ihn indeß verwunden zu können, streckte er eine Zahl von Feinden nieder. Sein heißer Kampfesmuth trieb ihn aber zu weit hinein in die feindlichen Reihen, und er sah sich plötzlich umringt von Feinden, deren gleichzeitigem Angriff er allein wol nicht lange würde Abwehr zu leisten vermocht haben. Voll Schrecken bemerkten die Seinen die Gefahr, von der ihr Fürst und Feldherr bedroht war. Neun brandenburgischen Dragonern gelang es, durch den wirren Feindesknäuel eine blutige Gasse zu hauen und ihren geliebten Landesherrn aus der offenbaren Gefahr zu befreien.

Hin und her wogte nun eine Zeit lang der Kampf, doch der Ausdauer der Brandenburger vermochten die Schweden endlich nicht mehr Stand zu halten. Sie flohen — es war gegen zehn Uhr Morgens — und suchten, so schnell es ging, das nahe Fehrbellin zu erreichen. Als dem Kurfürsten der Vorschlag gemacht ward, die Stadt, um den Feind gänzlich zu vernichten, mit glühenden Kugeln zu beschießen, entgegnete er: „Ich bin nicht gekommen, mein Land zu verbrennen, sondern zu retten!“

Der Verlust der Brandenburger betrug 500, der des Feindes dagegen 3000 an Todten und Verwundeten. Den Obristleutnant Joachim Hennigs, der sich in der Schlacht außerordentlich hervorgethan hatte, erhob der Kurfürst noch auf dem Schlachtfelde unter dem Namen „von Treffenfeld“ in den Adelstand. Da bis dahin in Deutschland nur die Kaiser

Adelsdiplome ertheilt hatten, war Hennigs der Erste, dem von einem Hohenzoller der Adel verliehen wurde. Ein jeder der neun Dragoner, die dem Kurfürsten so tapfern Beistand geleistet hatten, erhielt eine Hand voll Goldstücke von ihm.

Am nächsten Tage verfolgte Derfflinger den Feind und nahm ihm noch eine Anzahl Kanonen, 2000 Gepäck- und andere Wagen, eine große Zahl von Pferden und mehrere tausend Stück geraubten Viehes ab. Letzteres ließ der Kurfürst sogleich an die von dem Feinde am meisten heimgesuchten Ortschaften vertheilen. — Die auf der Flucht sich befindenden, vollständig aufgelösten schwedischen Heerhaufen zählten nur noch wenige tausend Mann.

„Am 21. Juni", heißt es in einem Bericht, „sah man in Berlin die in dieser glorreichen Schlacht gewonnene Beute, drei sechspfündige und eben so viele dreipfündige Stücke, drei Reiterstandarten, drei grüne Fahnen mit Fransen, acht weiße Fahnen und eine Menge Pulver, Lunten, Kartätschen, Kugeln und anderer Kriegsbedürfnisse. Auch folgten 150 schwedische Gefangene und sieben Wagen mit schwedischen Verwundeten."

Am 23. Juni hielt der Kurfürst unter Glockengeläute und Jubelruf des Volkes seinen feierlichen Einzug in Berlin, begab sich aber schon am Nachmittage wieder zu seinem Heere. Diese heldenmüthig geschlagene Schlacht bewirkte, daß das Vertrauen in die eigne Kraft im Lande ungemein stieg. Auch im Auslande zollte man dem Kurfürsten und seinen Tapferen Bewunderung; es gingen Beglückwünschungsschreiben aus London und Paris, aus Madrid, Moskau, aus dem Haag und Kopenhagen in Berlin ein. — „Dormiendo vigilo" — „Im Schlaf (im scheinbaren Schlaf!) wache ich." So lautet sehr bezeichnend die Umschrift einer Denkmünze, die der Kurfürst zum Gedächtniß an die Schlacht von Fehrbellin prägen ließ.

Die verlorene Schlacht hätte die Zahl seiner Feinde vermehrt, die gewonnene führte dem Kurfürsten Freunde oder doch wenigstens Helfer zu. Der Sieger von Warschau hatte jetzt sein Haupt mit einem noch schöneren Ruhmeskranze bedeckt, und es erschien manchem Hofe, der ihm im Stillen den Untergang wünschte, am gerathensten zu sein, mit ihm ein gutes Einvernehmen zu unterhalten. Nach einem solchen Erfolge von Seiten des Kurfürsten erklärten Kaiser und Reichstag den König von Schweden für einen Reichsfeind, und es wurden nun auch dem Kurfüsten Hülfstruppen zugesagt. Es scheint aber, als ob Friedrich Wilhelm auf diese Zusage nicht besonderes Gewicht gelegt habe; denn er beeilte sich, Dänemark für seine weiter gehenden Pläne zu gewinnen, und es kam auch nicht lange Zeit darauf zwischen Brandenburg und Dänemark ein Bündniß zu Stande, dessen Zweck dahin ging, die Schweden aus Deutschland vollständig zu vertreiben. Dänische Truppen, die aus dem Mecklenburgischen heranrückten, verbanden sich mit den ihres Sieges frohen Brandenburgern, und das vereinte Heer trieb darauf die Schweden bis hinter die Wälle von Stralsund zurück. Die Einnahme dieses Platzes gelang aber nicht. — Es war indeß ein strenger Winter angebrochen, und das verbündete Heer schickte sich an, Winterquartiere zu beziehen. Der Kurfürst beschloß den Feldzug mit der Einnahme von Wolgast, Wollin und Greiffenhagen.

Hören wir zum Schluß noch das Urtheil, das der Urenkel des Siegers von Fehrbellin über dessen Werk fällte. „Wenige Heerführer können sich eines Feldzugs, dem von Fehrbellin ähnlich, rühmen. Der Kurfürst entwirft einen so großen wie kühnen Plan und führt ihn mit staunenswerther Schnelligkeit aus. Er überfällt ein Standquartier der Schweden, während Europa meint, daß er noch in Franken verweile; er fliegt zu den Feldern von Fehrbellin, wo die Feinde sich ihm geschart entgegensetzen: er schlägt mit einem kleinen Reitercorps, das von langen Märschen abgemattet ist, eine zahlreiche und achtungswürdige Infanteriemacht, die das Deutsche und Polnische Reich besiegt hatte. Dieser Zug, so glänzend wie nachdrucksvoll, verdient es, daß man auf ihn das Veni, vidi, vici des Julius Cäsar anwende."

„Fehrbellin, zu allen Zeiten sei im Heldenlied gepriesen,
Fehrbellin am blauen Rhine, mit dem Hügel, mit den Wiesen,
Und wo einst ein Pilger wandert durch das Brandenburger Land,
Werd' ihm Brandenburg und Rath'now, werd' ihm Fehrbellin genannt!"

Kampf um Stettin. Uebergang auf Rügen.

Wäre das Habsburger Kaiserhaus von gleicher Gesinnung beseelt gewesen wie der Kurfürst, so hätte es nach dieser kühnen That Friedrich Wilhelm's verhältnißmäßig gerade großer Anstrengungen nicht bedurft, um sowol im Norden den Schweden, wie im Westen den Franzosen die Lust an der Beraubung Deutschlands für lange Zeit zu benehmen.

Um das Verlorene wieder zu gewinnen, eröffneten die Schweden schon im Jahr 1676 einen neuen Feldzug, nahmen Swinemünde und belagerten darauf Wolgast, das aber nach rühmlicher Gegenwehr von Derfflinger entsetzt wurde.

Der Kurfürst richtete sein Hauptaugenmerk auf die Eroberung Stettins. Um dies schwere Werk beginnen zu können, war es vor Allem nöthig, der Stadt die Unterstützung Schwedens unmöglich zu machen, mithin Schweden vom Meere abzuschneiden. Es gelang ihm, die Schweden fast gänzlich aus Pommern zu verdrängen; die mit ihm verbündeten Dänen und Holländer besiegten die schwedische Flotte und wehrten ihr nun das weitere Auslaufen.

Darüber verging das Jahr.

Nunmehr sammelte der Kurfürst seine Streitkräfte und führte sie im Frühjahr 1676 gegen Stettin, das in dem schwedischen Obersten von der Roht einen tapfern und umsichtigen Kommandanten hatte. Auf Befehl desselben waren im Umkreise von drei Meilen sämmtliche Dörfer niedergebrannt worden. Der Kurfürst sandte einen Trompeter in die Stadt und schrieb den Bürgern: „Durch den erhobenen Krieg hätten die Schweden als Reichsfeinde ihr Recht auf Pommern verloren, und die Verpflichtung der Einwohner gegen sie höre auf. Widerstand sei nicht Treue, sondern Verachtung der Befehle des Kaisers und des Reiches."

Kanonenschüsse gegen seine anrückenden Truppen waren die Antwort der Stettiner.

Ihr Widerstreben hatte einen mehrfachen Grund. Von Schweden waren ihnen ihre Freiheiten und Vorrechte gewährleistet worden, wogegen sie von dem Kurfürsten zu erwarten hatten, daß er sich durch Ständevorrechte nicht werde abhalten lassen, dasjenige durchzuführen, was er zum Wohl des Ganzen für heilsam erachtete. Ein Theil der Bürgerschaft hegte außerdem die Ueberzeugung, daß es in Bezug auf Handel und Verkehr für die Stadt vortheilhafter sei, Schweden als Brandenburg anzugehören. Auch die lutherische Geistlichkeit in der Stadt war nicht unthätig, die Bürger gegen den reformirten Kurfürsten in ihrem Widerstande beharrlich zu machen.

Da der Kurfürst den Willen sah, ihm auf das Entschiedenste entgegen zu treten, ging er ernstlicher an die Belagerung. Aus dem Berliner Zeughause wurden herzu gebracht: 31 Bombenmörser, 108 schwere Belagerungsgeschütze, 200,000 Kanonenkugeln, 800 gefüllte Granaten, 10,000 Bomben und 15,000 Centner Pulver; auch aus Magdeburg und Küstrin traf Schießbedarf ein.

Die Stettiner trotzten auf ihre eigene Kraft, auf die ansehnliche schwedische Besatzung von 3000 Mann und die starken Werke, auch hofften sie, Schweden werde sie nicht verlassen. Unter dem Schutz der Sternschanze lag außerhalb der Stadt ein Kornfeld. Dies mähten die Stettiner noch am 13. und 14. Juli und fuhren darauf, die Brandenburger gleichsam verhöhnend, unter lustigen Gesängen und Jauchzen das Getreide ein.

Doch unaufhaltsam rückten die Belagerunsarbeiten rings um die Stadt vor. Die sumpfigen Wiesen auf der einen und die verschanzten Anhöhen auf der andern Seite bildeten große Schwierigkeiten, die aber von der Zähigkeit und durch den vom Kurfürsten und Derfflinger angespornten Eifer der Truppen in verhältnißmäßig kurzer Zeit überwunden wurden. Nachdem den Stettinern darauf die zwischen dem Oderarm befindlichen Schanzen genommen worden waren, gelang es, ihnen die Zufuhr von der Oder abzuschneiden.

Die Stadt war jetzt förmlich umgürtet; 160 größere Geschütze starrten gegen dieselbe, und mit jedem Augenblicke mußte die Bürgerschaft eines heftigen Angriffs gewärtig sein. Plötzlich erhob sich in der Nacht vom 3. auf den 4. August der Donner sämmtlicher Belagerungsgeschütze. Erde und Mauern bebten, eine Saat von Bomben, Granaten und Kanonenkugeln fiel nieder auf die Stadt. Dennoch blieb der Muth der Stettiner ungebrochen. Eine der ersten Kugeln tödtete den Kommandanten von der Noht, was in dieser Bedrängniß ein großer Verlust für die Stadt war. In der Nacht vom 6. zum 7. August erfolgte eine zweite, und zwar noch heftigere Beschießung Stettins.



Die Kurfürstin in den Laufgräben vor Stettin. Zeichnung von H. Lüders.

Zwölf Stunden lang währte ununterbrochen der Donner der Geschütze. Gleich einem Hagelwetter fielen die glühenden Kugeln nieder auf die Stadt; Feuersäulen erhoben sich, mehrere Kirchen und eine große Zahl von Häusern standen in Flammen. — Am 8. August ward ein Trompeter in die Stadt gesandt, durch den der Kurfürst den Bürgern ein Schreiben des Inhaltes überbringen ließ: „Die Kirchen wären nicht vorsätzlich in Brand geschossen worden, all das Unglück thue ihm um Stadt und Kirchen leid. Sie möchten sich ergeben, so wolle er einen Akkord eingehen, wie sie ihn verlangten. Er stellte es ihnen frei, durch Abgeordnete seine Artillerie in Augenschein zu nehmen und sich zu überzeugen, daß noch nicht die Hälfte des Schießbedarfs verbraucht sei."

Die Antwort der Bürgerschaft lautete: „General und Bürgerschaft seien gesonnen, sich zu wehren; sie wollten ihrem Könige, wenn nicht die Stadt, doch die Wälle und die Mauern überliefern. Die kurfürstliche Artillerie zu besehen, hätten sie nicht nöthig." — Gerade die Einäscherung der Kirchen bestärke die Bürgerschaft in ihrem Vorsatze, bis auf den letzten Mann zu widerstehen, nur noch mehr. Eine „Erweckte", Maria Lange, predigte auf Gassen und Plätzen; in welchem Sinne, möge eine Stelle ihrer später gedruckten „Verkündigungen" zeigen. „Auch däuchte mich", rief sie dem Volke zu, „wie ich auf den Wall ging, da sah ich unzählig viele Gänse mit feurigen Mäulern ganz zornig haufenweis auf mich zusteigen. Ich aber winkte ihnen mit der Hand, worauf sie mit Macht und sehr geschwind auch mit vielen blutigen Köpfen wieder zurückeilten. Dieses bedeutet, daß der Feind hart ansetzen möchte; er wird aber, wenn wir uns zu Gott bekehren und ihn herzlich darum anrufen, auch mit Fleiß auf dem Walle dabei her sein, mit großem Verlust zurückgeschlagen werden. Denn mich däuchte, wie die Gänse mit Menschenstimmen redeten und sich höchlich verwunderten, daß sie mit ihrer großen Macht nichts gewinnen könnten."

In längeren und kürzeren Zwischenräumen wurde mit der Beschießung fortgefahren, doch auch die Bürgerschaft beantwortete das Feuer in heftiger Weise von den Wällen und ließ es nicht an blutigen Ausfällen fehlen.

Am 20. September forderte der Kurfürst die Bürgerschaft auf, Greise, Weiber und Kinder zu entfernen, da er gezwungen sei, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Diese Aufforderung ward trotzig zurückgewiesen, und die Frauen erklärten heldenmüthig, sie seien bereit, an der Seite ihrer Männer zu sterben. Auch in den Herzen der Frauen der Belagerer war das heilige Feuer der Begeisterung erglüht. Selbst die Kurfürstin suchte ihren Gatten in den Laufgräben auf und theilte die Beschwerden des Kriegslagers; denn sie hielt es für ihre Pflicht, dem damals oft kränkelnden Gatten nahe zu sein.

Der Kurfürst hatte unterdessen neue Regimenter aus dem Kleve'schen herbeigezogen, und die Belagerungsarbeiten rückten weiter vor. Dennoch schien geringe Aussicht vorhanden, die Stadt zu nehmen. Unter den brandenburgischen Offizieren wurden sogar Stimmen des Zweifels laut. Der Kurfürst vernahm davon, worauf er erklärte, „sich eher vor Stettin begraben lassen, als unverrichteter Sache abziehen zu wollen." — Die Anfangs 3000 Mann starke schwedische Besatzung Stettins war bereits bis auf 300 Mann zusammengeschmolzen, von den Bürgern und Einwohnern waren 2443 umgekommen; es gab kein völlig unbeschädigt gebliebenes Haus mehr und kaum noch zwanzig bewohnbare Räume in der Stadt.

Nun ward der Hauptsturm vorbereitet. Die Bürgerschaft berieth, ungebrochen war noch der Muth, aber die Pulver- und Speisevorräthe waren erschöpft. Da schrieb — am 12. Dezember — der schwedische General Wulffen mit Zustimmung der Bürgerschaft an den brandenburgischen General von Endten: „daß er bei so bewandten Umständen nach geschossener Bresche sich leider gezwungen sehe, diejenige Jungfrau (Stettin), die sich so lange bewahret, in die Arme des durchlauchtigsten Anwerbers zu offeriren." Zwei Tage später erschienen Abgeordnete der Bürgerschaft bei dem Kurfürsten. Sie sagten, er fordere ohne Zweifel von seinen baldigen Unterthanen eine gleiche Hingabe, wie sie dieselbe gegen Schweden bewiesen hätten, daher sie ihn um Gnade bäten.

Die Antwort des Kurfürsten war gnädig. Es solle, sagte er, alles Vergangene vergeben und vergessen sein, auch dem kleinen Heldenhäuflein der schwedischen Besatzung ein ehrenvoller Abzug gestattet werden. Ferner versprach er, die niedergebrannten Kirchen auf eigene Kosten wieder herstellen zu lassen, auch zum Aufbau der Stadt nach Kräften beizutragen.

Nachdem die Straßen nothdürftig von Trümmern frei gemacht worden waren, hielt Friedrich Wilhelm am 27. Dezember seinen feierlichen Einzug. Jungfrauen und Knaben in Trauergewändern empfingen ihn am Thore. Erstere überreichten dem Sieger einen Cypressenkranz, auf dem die Worte zu lesen waren: „Victori cruentam virginitatem!" Letztere eine silberne Schüssel und einen Fürstenhut. Von dem Syndikus der Stadt wurden ihm

die Schlüssel Stettins, die jener auf einem sammtenen Kissen trug, dargeboten, wobei der Uebereichende die Worte sprach: „Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht kommen Bürgermeister und Rath anjetzo als ihrem nunmehrigen allergnädigsten Landesvater entgegen und suchen in fester Zuversicht bei Demselben alles Dasjenige, was ein todtkrankes Kind bei seiner liebreichen Mutter, eine vom Habicht verfolgte Taube in ihren Felslöchern, ein Küchlein unter den Flügeln einer sorgfältigen Gluckhenne zu suchen pflegt."

So war die „Jungfrau" Stettin in die Gewalt des „fürstlichen Werbers" gekommen; Angriff und Vertheidigung waren gleich rühmlich gewesen.

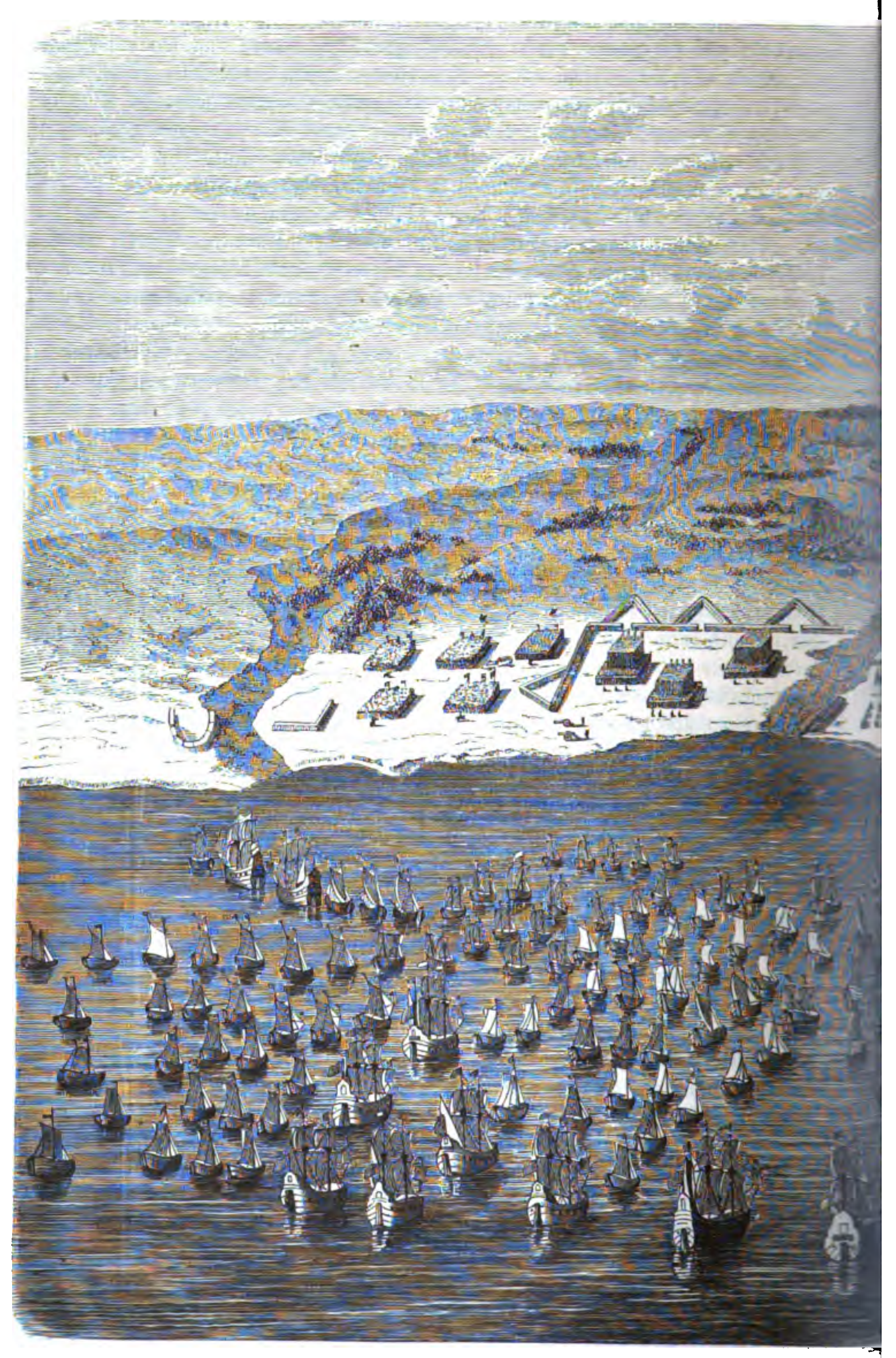
Vergebliche Friedensunterhandlungen. Mit diesem neuen Erfolge des Kurfürsten wuchsen gleichmäßig Bewunderung bei den Einen, Besorgnisse und Neid bei den Anderen. Das Ziel, das er sich gesteckt hatte, die Schweden vollständig aus Pommern zu vertreiben, erforderte neue und gewaltige Anstrengungen; denn Stralsund, Greifswald und die Insel Rügen befanden sich noch in ihrer Gewalt. Was half es, daß Kaiser und Reich Schweden für einen Reichsfeind erklärt hatten, da sie sich fortgesetzt in der Unterstützung Desjenigen lau zeigten, der den „Reichsfeind" so rühmlich bekämpfte? In Wien konnte man Bemerkungen über den „Ehrgeiz des Kurfürsten" hören, ja es fiel dort sogar das Wort — und dies möge man sich wol merken! — „der Kaiser habe kein besonderes Wohlgefallen daran, daß durch den Kurfürsten am Baltischen Meere sich ein Königreich der Vandalen emporthue!" —

Es darf nicht vergessen werden, daß der Kurfürst nicht nur Schweden, sondern gleichzeitig einen noch weit gefährlicheren Feind, Frankreich, zu bekämpfen hatte. Wir wissen ja, weshalb Ludwig XIV. den schwedischen Krieg hervorgerufen hatte. Ebenso darf die Kriegführung des Kaisers gegen Frankreich nicht aus den Augen gelassen werden. — Das Kaiserhaus hatte längst aufgehört, ein Hort des Deutschen Reiches zu sein, und wenn von seiner Seite für Deutschland etwas geschah, so handelte man nur zum Schein, daher auch ohne Aufbieten derjenigen Mittel, wie die Sache sie erforderte. Die kleineren deutschen Höfe aber wurden vom Neide gegen den aufstrebenden brandenburgischen Staat in die Arme Oesterreichs getrieben. Freilich war der Kurfürst nicht der Mann, der sich durch eine so kleinliche Politik zu einem Stillstande hätte bewegen lassen; er wollte vorwärts auf seiner Bahn, mochte es nun, wie seine Worte lauten, „biegen oder brechen".

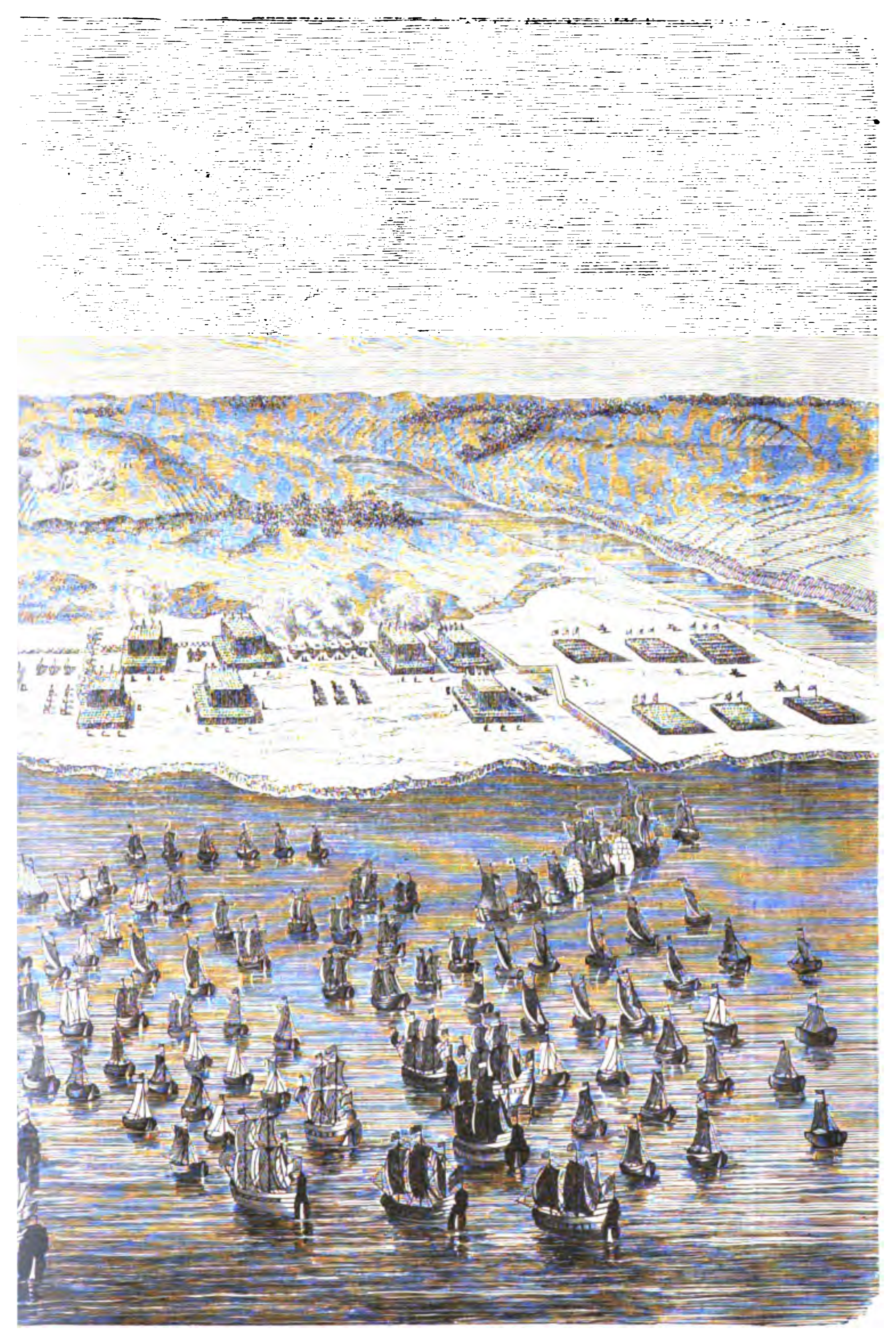
Trotz der unverantwortlichen Vernachlässigung seiner Pflichten gegen das Reich zeigte doch der kaiserliche Hof Geneigtheit, für sich allein mit Frankreich Friedensverhandlungen einzugehen, und er nahm es als eine Anmaßung vom Kurfürsten auf, als dieser erklärte, sich in dieser Angelegenheit nicht durch den Kaiser vertreten lassen, sondern selbständig sich bei den Verhandlungen betheiligen zu wollen. Der Kurfürst ließ sich auch nicht zurückweisen, sondern hielt dem Wiener Hofe mit ernsten Worten vor, wie ja das brandenburgische Kriegsheer im Elsaß stärker gewesen sei als das des Kaisers. Die Sorge für das eigene Land sowol wie die für das Reich zwang den Kurfürsten zu einem solchen, damals freilich unerhörten Verfahren. Hatte er doch die Art der Wahrnehmung der Interessen Brandenburgs und die Vertretung Deutschlands durch den kaiserlichen Hof schon aus den Verhandlungen, die dem Westfälischen Frieden vorangingen, hinlänglich kennen gelernt! —

Holland und England waren über einen mit Frankreich abzuschließende Frieden einig geworden, und man begann die Friedensunterhandlungen. Aber die Generalstaaten verfuhren keineswegs dem getroffenen Abkommen gemäß, dem zufolge sie nur in Gemeinschaft des Kurfürsten, der durch Ludwig's List mit den Schweden in Krieg verwickelt worden war, sich in Verhandlungen einzulassen berechtigt waren. Schwer bedrängt von den Franzosen, hatte sich Holland gezwungen gesehen, jenen Bestimmungen entgegen zu handeln.

Der Kurfürst suchte nun möglichst günstige Bedingungen für sich zu erwirken. Frankreich aber, im Einverständniß mit England, verlangte, er solle an Schweden alle Eroberungen zurückgeben. Vom Kaiser nicht unterstützt, von fast allen Verbündeten verlassen, Frankreich, Schweden und Polen gegen sich — war die Lage des Kurfüsten in der That übel genug.



Landung der kurbrandenburgischen



...ägen. Nach einem alten Kupferstiche.

Nach seiner Ueberzeugung hatte Schweden allein schon durch den gegen alles Völkerrecht unternommenen räuberischen Einfall in die Mark seine pommerschen Besitzungen verwirkt. Dennoch erklärte er, sich zufrieden geben zu wollen, wenn man ihm Pommern bis zur Peene zusichere. Vor allen Dingen war er festen Willens, Stettin zu behalten, und er ließ durch Schwerin erklären, „lieber Alles aufs Spiel setzen zu wollen, als Stettin herauszugeben“, wogegen von schwedischer Seite entgegnet ward, „der König wolle lieber die Krone verlieren als Stettin“. — Man konnte nicht einig werden, und der Kurfürst griff wieder zu seinem treuesten Verbündeten, zum — Schwerte.

Uebergang nach Rügen. Diese Insel, von den Dänen im Jahre vorher erobert, war von den Schweden zurückgewonnen worden. Der Kurfürst sah, daß er die Rügen gegenüberliegende Stadt Stralsund nicht mit Aussicht auf Erfolg angreifen könne, ehe er nicht die Insel in seine Gewalt bekommen habe. Er sammelte nun bei Peenemünde eine aus 350 kleinen Fahrzeugen bestehende Flotte, schiffte sich auf derselben ein und erzwang sich (am 24. September 1678) die Landung bei **Putbus**. Der tapfere Graf **Königsmark** führte die Schweden, wurde aber an allen Punkten, wo er den Brandenburgern Widerstand entgegensetzte, namentlich durch das kühne Vorgehen Derfflinger's und Schöning's, zurückgedrängt und sah sich endlich gezwungen, in dem gegenüberliegenden Stralsund Schutz zu suchen. — Die Insel, auf der indeß auch im Norden die Dänen gelandet waren, befand sich somit in der Gewalt des Kurfürsten. Jetzt kam es darauf an, die Kriegsfahne vor Stralsund zu entfalten, an dessen festen Mauern gerade fünfzig Jahr früher Wallenstein sich die Stirn wund gerannt hatte.

Nachdem die Ueberschiffung des brandenburgischen Heeres vor sich gegangen war, forderte der Kurfürst die Bürgerschaft Stralsunds auf, ihm die Thore der Stadt zu öffnen, worauf sie auf ihre Verpflichtungen gegen Schweden hinwies. Graf Königsmark erklärte, er sei Kommandant in Stralsund, weshalb ein Schriftwechsel mit der Stadt unstatthaft sei; er werde die Festung zu vertheidigen wissen. Darauf schrieb der Kurfürst an Königsmark, er habe sich in der Absicht an die Bürger gewandt, die Stadt vor Unheil zu bewahren: zugleich bot er ihm annehmbare Bedingungen bei Uebergabe an. Graf Königsmark, auf Besatzung, Wälle und Mauern vertrauend, antwortete nicht. Jetzt ward zur Belagerung geschritten, und der Kurfürst gab der schwedischen Besatzung sowol wie der Bürgerschaft am 16. Oktober durch den Donner von 150 Geschützen ernstlicher seinen Willen zu erkennen. Schon am folgenden Tage flatterte die weiße Fahne auf den Kirchthürmen. Am 20. Oktober hielt der Kurfürst seinen feierlichen Einzug in die Stadt.

Nun galt es noch, Greifswald zu nehmen, das ebenfalls stark befestigt war, und dahin marschirte jetzt das Belagerungsheer. Die Stadt, erschreckt durch die Kunde von dem Falle des starken Stralsund, ergab sich nach kurzem Widerstande. Am 10. November nahm der Kurfürst die Huldigung der Bürgerschaft entgegen. — Damit waren die Schweden aus Pommern vollständig vertrieben, der Kurfürst hatte sich durch sein siegreiches Schwert zum Herrn dieses Landes gemacht.

Ob die Nachbarmächte die Eroberung anerkennen würden, war eine andere Frage, vornehmlich ob sich Schweden, das sich vor aller Welt mit Schmach bedeckt hatte, ohne Weiteres zufrieden geben würde? Es sollte bald erkennbar werden, welche Stellungen Kaiser und Reich, Frankreich, Polen und andere Mächte in dieser Frage eingenommen hatten.

Während der Kurfürst seinen Zug nach Rügen unternahm, hatte Ludwig XIV. seinen Bundesgenossen, den Schweden, den Rath ertheilt, in Preußen einzufallen, da ein solcher Angriff den Kurfürsten am leichtesten von Pommern ablenken würde. Auch fuhr Ludwig in seinen Bemühungen fort, Polen zu einem Angriff auf Preußen zu bewegen, und ließ es, um diesen Zweck zu erreichen, an Geldspenden für den König und die einflußreichsten Großen des Polnischen Reiches nicht fehlen.



Des Großen Kurfürsten Uebergang über das Haff. Zeichnung von Ludw. Burger.

Winterfeldzug in Preußen.

Alles schien klüglich berechnet, nur nicht der Umstand, daß es dem Kurfürsten gelingen würde, sich so unerhört rasch in den Besitz Pommerns zu setzen, wodurch mit dem Ende das Jahres sein Schwert wieder frei geworden war. Polen schwankte eine Zeit lang, dann aber ging es in seiner feindseligen Gesinnung gegen den Kurfürsten so weit, daß es den Schweden versprach, einem Einmarsche in Preußen nicht entgegentreten zu wollen, obwol es dazu nach früheren Verträgen verpflichtet war.

Schon als der Kurfürst nach der Eroberung Stralsunds vor Greifswald gerückt war, um den Schweden diese ihre letzte Feste in Pommern zu entreißen, hatte er vernommen, daß ein Heer von 16,000 bis 18,000 Schweden unter Horn mit 34 Geschützen von Livland her die preußische Grenze überschritten habe. Zugleich bedrohte ihn Frankreich mit einem Einfall in Kleve. — Wohin nun zuerst sich wenden, obenein mit Kriegern, die eben erst einen unerhört schweren Feldzug beendet hatten, und die daher einer längeren Ruhe bedurften?

Noch vor der Huldigung in Greifswald sandte der Kurfürst den General Görzke mit 3000 Mann nach Preußen, einerseits um Königsberg zu decken, andererseits um neue Truppen in diesem Herzogthume auszuheben. Die preußischen Stände hatten beim drohenden Anmarsch der Schweden an den König von Polen das Gesuch zu stellen beschlossen, ihnen gegen dieselben den vertragsmäßigen Beistand zu leisten. Der Kurfürst, der den König von Polen weder als Freund noch als Feind im Lande zu haben wünschte, weil das Eine wie das Andere ihm gleich mißlich erschien, verbot die Ausführung des Beschlusses und ermahnte die Stände zur Standhaftigkeit.

Indessen hatte der schwedische General Horn ganz in der Weise, wie es von Seiten Wrangel's bei seinem Einrücken in Brandenburg geschehen war, dem Herzogthume Preußen die Zusicherung gegeben, daß er nicht als Feind, sondern als Freund komme. Man fürchtete jedoch mit Recht, daß Preußen bald demselben Geschicke anheimfallen werde, unter welchem Brandenburg geseufzt hatte.

Kaum war nun die Einnahme Pommerns vollendet, so unternahm der Kurfürst, wiewol die Winterstrenge sich schon fühlbar gemacht hatte, mit 5500 Mann Reiterei und 3500 Mann Fußvolk, seinen Feldzug nach Preußen. Daß er sich persönlich an dem Feldzuge betheiligen würde, glaubte Niemand. Er kränkelte längst und wurde überhaupt schon seit Jahren zur Winterzeit jedesmal von seinem Gichtleiden hart geplagt. Um den Feind irrezuführen, begab er sich, während das kleine Heer in Eilmärschen vorwärts rückte, nach Berlin und ließ aussprengen, er werde daselbst auf längere Zeit seinen Aufenthalt nehmen.

Nun kam die Nachricht, daß, trotz der redlichen Gegenbemühungen Hollands, Franzosen in Kleve einrückten. Hiergegen konnte der Kurfürst für den Augenblick nichts thun, er ließ sich aber auch dadurch nicht abhalten, seinen Truppen zu folgen. Nach einer ununterbrochenen Reise von täglich 6—7, ja am letzten Tage sogar von 12 Meilen erreichte er während täglich zunehmender Kälte am 20. Januar 1679 Marienwerder, wo ihm die Nachricht aus Königsberg zuging, daß die Schweden, die schon bis Insterburg vorgedrungen und an vielen Orten bereits feindselig aufgetreten waren, auf die ihnen zugekommene Kunde von dem Anmarsch eines brandenburgischen Heeres ihren Rückzug anzutreten begönnen und von dem General Görzke mit 4000 Reitern und 1000 Mann beritten gemachten Fußvolks lebhaft verfolgt würden. Der Kurfürst, der vor Begierde brannte, den Feind zu einer Schlacht zu nöthigen, sandte an Görzke noch 3000 Reiter und befahl ihm, den Feind so viel als möglich auf seinem Rückzuge aufzuhalten. Um nun zu dem bezeichneten Zwecke zu gelangen, waren die außergewönlichsten Anstrengungen von Nöthen. Dem Statthalter und den Oberräthen von Marienwerder ward aufgegeben, unverzüglich 1200 Schlitten nebst Pferden zusammenzubringen.

„Nächstdem", schrieb der Kurfürst den Genannten, „haben Ew. Liebden und auch Ihr zu verfügen, daß auf acht Tage Brot, Branntwein, Bier und Salz für die ganze Armee angeschafft werde. Weil wir auch mit Befremden vernommen, daß kein Vorrath von Mehl vorhanden sein solle, so habet Ihr dahin zu sorgen, daß so viel Querlen angeschafft werden, daß eine jede Compagnie drei bekommen kann; wie sie dann auch mit dem Brauen und Backen Tages als Nachts fleißig continuiren lassen, damit es der Armee nicht an Unterhalt ermangle. So müssen auch so viel Wagen und Schlitten alle Tage parat gehalten werden, welche die Zufuhr verrichten können, wovon Niemand, er sei, wer er wolle, zu befreien." Das Schreiben schließt mit den Worten: „Sollte hierin einiger Verzug erscheinen, so werden Wir wegen des Uns daraus zuwachsenden Schadens Uns blos an Ew. Liebden halten."

Das im ersten Augenblicke unmöglich Scheinende ward möglich. Am 16. Januar fuhr die Armee mit klingendem Spiele in einem sieben Meilen langen Zuge über das von dickem Eise bedeckte „Frische Haff" nach Königsberg — wahrlich, eine Schlittenfahrt seltner Art! — Am nächsten Tage ward die Fahrt bis Labiau fortgesetzt, und die Schlitten trugen den Helden mit seinen braven Brandenburgern auch über das „Kurische Haff". In der Nähe der Mündung der Gilge hielt der Kurfürst Heerschau, in „einer Gegend mit ihren Oeden von durchwühltem Sand, eingefrorenen Fischerweilern, schneebedeckten Tannenhügeln — wüst aussehend, finster wie Grönland oder noch düsterer". Die Mannschaften starrten von Kälte, Bärte, Waffen und Kleidung hingen voll Eis. Den Trompetern fror fast das Mundstück an dem Munde fest, die Trommler vermochten kaum die Hände zu rühren, den Pfeifern erstarrten die Finger an den Instrumenten. Aber der Muth der Tapfern war ungebrochen, und sie verlangten, wie ihr fürstlicher Führer, nach dem Kampfe mit den Landesverwüstern.

Die Schweden, fortgesetzt von Görzke beunruhigt, hatten auf die Anfangs unglaublich scheinende Nachricht, daß der Kurfürst selbst mit einer auserlesenen Streiterschar herannahe, ihren Rückmarsch um so mehr beschleunigt. Jetzt ging von dem kühnen Treffenfeld, den der Kurfürst ebenfalls vorausgesandt hatte, die Nachricht ein, daß der Feind Tilsit erreicht und sich dort in der Umgegend einquartiert habe. Auf diese Nachricht hin brach der Kurfürst in der Frühe des nächsten Morgens auf und kam an dem Tage bis drei Meilen unterhalb Tilsit.

Es war ein gräßlich kalter Tag, der Schnee knirschte unter den Füßen der Krieger und der Rosse; Vögel fielen erstarrt von den Bäumen, Scharen von Raben umkreisten das Heer, Wölfe heulten im Forst. Gegen Abend ging gute Botschaft ein. Treffenfeld hatte eine starke Abtheilung der schwedischen Reiterei zersprengt, viele Gefangene gemacht und sich des Gepäckes bemächtigt. Größere Erfolge würden von ihm erzielt worden sein, wenn Görzke ihn wirksamer unterstützt hätte. Treffenfeld brachte dem Kurfürsten selbst die eroberte Fahne. Der Kurfürst ernannte ihn auf der Stelle zum Generalmajor, befahl ihm aber, augenblicklich zu seiner Reiterei zurückzukehren, die er ohne Erlaubniß verlassen hatte. Als die Trümmer der schwedischen Regimenter nach Tilsit kamen, hielt es General Horn für gerathen, noch in derselben Nacht mit Hinterlassung seiner Magazine die Stadt zu räumen.

Der Kurfürst brach sogleich auf und marschirte nach Heidekrug, weil er Grund zu der Vermuthung hatte, daß die Schweden sich dorthin wenden würden; er hegte die Absicht, ihnen den Weg zu verlegen. Görzke und Treffenfeld setzten unterdessen die Verfolgung des Feindes fort, der außerordentlich litt, jedem Angriffe jedoch heldenmüthig begegnete. Erfrorne Menschen und Rabenschwärme zeigten den Brandenburgern fortwährend die Richtung, die der Feind genommen. Wie vom Kurfürsten vermuthet worden war, hatte Horn als nächstes Ziel seines Rückzuges den Heidekrug in Aussicht genommen. Als ihm jedoch noch rechtzeitig Kunde ward, wer dort zu seinem Empfange harre, schlug er einen andern Weg ein. Was man nicht mitzuführen vermochte, wurde so viel wie möglich durch Feuer und auf andere Art vernichtet, damit der Feind nicht Nutzen davon ziehe. Görzke erreichte noch die Schweden und schlug sie in die Flucht. Ihr Verlust betrug 2000 Mann, 5 Kanonen, 300 Gefangene und eine große Zahl von Wagen. Das schwedische Heer war fast vollständig vernichtet.

Dennoch ließ der Kurfürst von der Verfolgung desselben noch nicht ab. Die Trümmer des geschlagenen Heeres bewegten sich jetzt durch eine traurige, menschenleere Einöde. Der Kurfürst erreichte das Dorf Landsdonehme, „dessen elende Hütten Schweineställen ähnlicher waren als menschlichen Wohnungen." Trotz der entsetzlichen Kälte mußte die brandenburgische Reiterei, die seit zwei Tagen keinen Bissen Brot mehr empfangen hatte, die Nacht über im Freien zubringen.

Umstände solcher Art waren es, die den Kurfürsten bewogen, mit der Hauptmacht von der weiteren Verfolgung des Feindes abzustehen und am nächsten Tage seinen Rückmarsch anzutreten. Nur dem Generalmajor von Schöning, dessen Reiterei am wenigsten gelitten hatte, befahl er, die Verfolgung des Feindes noch fortzusetzen. Schöning entledigte sich dieses Befehls zur Zufriedenheit seines Kriegsherrn, indem er dem Feinde, den er durch fortgesetzte Angriffe bis über die livländische Grenze hinaus beunruhigte, noch schwere Verluste zufügte. Von den 16—18,000 Mann, mit denen Horn in Preußen eingefallen war, brachte er 1000 Reiter und 500 Mann Fußvolk in seine Heimat zurück. —

Aus Kukkernes, nordwestlich von Tilsit, schrieb der Kurfürst: „Ich habe billig dem Höchsten zu danken, daß durch seinen Beistand der Feind, ungeachtet er sich ausgeruht und in guten Quartiren gestanden, dagegen meine Leute innerhalb 14 Tagen bei hundert Meilen in dieser Jahreszeit marschirt, innerhalb zwei Tagen, wie ich ihn nur mit der Kavallerie erreichen konnte, ruinirt und aus dem Lande gejagt worden."

Friede von St. Germain.

Bei den Unterhandlungen, die dem Westfälischen Frieden voraufgegangen waren, hatte Schweden die Herausgabe eines Theils von Pommern verweigert, indem es sich auf das „Recht des Eroberers" stützte. Nun, dies Recht war sicher erloschen, denn der Kurfürst hatte ja die Schweden zum Lande hinausgeworfen, das „eroberte" Land also zurückerobert. Dazu kam noch der Umstand, daß die Schweden, während der Kurfürst in der Ferne geweilt, ohne jegliche von seiner Seite gegebene Veranlassung und sogar auch ohne Kriegserklärung in sein Land gefallen waren und in demselben als Räuber gehaust hatten. Nach seiner vollberechtigten Ueberzeugung gehörte somit der bis dahin schwedische Theil Pommerns von jetzt ab unzweifelhaft zu Brandenburg.

Nun mußte es dem Kurfürsten darauf ankommen, diesem seinem Rechte durch die Unterzeichnung eines Protokolls der bei dem Kriege betheiligten Mächte Ausdruck gegeben zu sehen. Die nächste Frage war: Welche Haltung wird Frankreich in dieser Sache annehmen, von dem doch Schweden zu seinem frevelhaften Beginnen aufgestachelt worden war? — Nicht von ihm hoffte der Kurfürst sofortige Anerkennung seines Rechts, wol aber von dem Kaiserhause, denn von diesem war ja Schweden für einen „Reichsfeind" erklärt worden.

In Wien indeß waren die Jesuiten thätiger als je. Um die protestantische Macht im Norden von Deutschland nicht erstarken zu lassen, thaten die Jesuiten und Jesuitenfreunde ihr Möglichstes. Der von ihnen vollständig beherrschte Kaiser ging einen schimpflichen Frieden mit Frankreich ein, ohne auch nur im Geringsten die Interessen des Fürsten wahrzunehmen, der in so heldenmüthiger, mit so großen Opfern verbundener Weise den erklärten Reichsfeind besiegt hatte! — Als der Kurfürst davon Kunde erhielt, schrieb er an den Kaiser, „daß er nicht glaube, derselbe werde durch einen Separatfrieden dieselben Vorwürfe auf sich laden, welche er Spanien und den Generalstaaten gemacht. Das Haus Oesterreich müsse sich beschämt fühlen, sich einen Frieden von seinem Feinde vorschreiben zu lassen, und würde er die letzten Kräfte anstrengen, den Krieg fortzusetzen, wenn man ihm bei Abschließung des Friedens nicht ganz Pommern verspreche."

So wenig wie beim Kaiser fand der Kurfürst bei den Reichsständen Unterstützung. Sachsen und Bayern gaben an Frankreich die Erklärung, in Gemeinschaft mit ihm den

Frieden durch Gewalt der Waffen erzwingen helfen zu wollen, und Mecklenburg erbot sich, den Franzosen, wenn sie gegen den Kurfürsten marschiren sollten, zur Sicherung des Ueberganges über die Elbe seine Festung Dömnitz einzuräumen.



Audienz beim Großen Kurfürsten. Zeichnung von H. Lüders.

Desto entschiedener trat jetzt der Kurfürst gegen Ludwig XIV. mit der Forderung auf, sein Recht auf den Besitz Pommerns anzuerkennen. Dieser erwiederte, er habe seine Ehre dafür an Schweden verpfändet, daß es alles Verlorene wieder erhalten solle. Die französischen Minister wiesen auf das hin, was der „Ruhm" ihres Königs erheische. Als die französischen Unterhändler betonten, daß dieser fleckenlos erhalten bleiben müsse, erwiederte der Kurfürst: „die Gerechtigkeit sei Grundlage des Ruhms, und da sie auf seiner Seite sei, so werde der König wol höheren Ruhm erwerben durch Unterstützung billiger und mäßiger Ansprüche, als durch Begünstigung einer nichts weniger als gerechten Sache. Die unparteiische Nachwelt werde richten." — Ludwig blieb jedoch bei seiner Erklärung.

Der Kurfürst hatte somit in dieser Sache ringsum Gegner, nur Dänemark blieb ihm noch treu. Er machte nun dem Könige Christian V. den Vorschlag, 16,000 Mann für ihn zu rüsten, er selbst wolle 24,000 Mann stellen und dann in Gottes Namen dem Könige von Frankreich die Spitze bieten. Der König von Dänemark war Anfangs geneigt dazu, wurde aber im Hinblick auf die große Gefahr, die ein solches Unternehmen für ihn heraufbeschwören könnte, wankend und trat in Unterhandlungen mit Schweden.

Jetzt stand der Kurfürst vollständig allein. Aber trotzdem wollte er noch nicht in einen so schmachvollen Frieden willigen, und seine geheimen Räthe vermochten nur durch die größte Anstrengung zu verhüten, daß er nicht den Krieg gegen alle seine Feinde zu gleicher Zeit aufnahm. Was damals in seiner Seele vorging, ist aus folgenden, in tiefstem Unmuthe von ihm geäußerten Worte zu entnehmen: „Nicht der König von Frankreich zwingt mich zum Frieden, sondern der Kaiser, meine nächsten Anverwandten und Alliirten; sie werden es einmal bereuen, sie werden gewiß einmal so viel verlieren, als ich jetzt verliere!"

Nach den von seinen Gegnern aufgestellten Friedensbedingungen sollte er nur einen kleinen Landstrich auf der rechten Seite der Oder in Pommern, den die Schweden innegehabt hatten, erhalten; Schweden sollte auf die Seezölle Verzicht leisten, Frankreich dem Kurfürsten den durch das Einrücken der Franzosen in Kleve dem Lande zugefügten Schaden durch Zahlung von 300,000 Kronen vergüten. — Zuletzt blieb Friedrich Wilhelm nichts übrig, als sich ins Unvermeidliche zu finden, und der Friede ward am 19.—29. Juni 1679 zu St. Germain abgeschlossen.

Einer der schwersten Tage seines Lebens war es, als der Kurfürst in Berlin das Friedensprotokoll empfing, um ihm seinen Namen beizufügen. Indem er die Feder ergriff, wünschte er seufzend, nie schreiben gelernt zu haben, und als er seinen Namen unterzeichnet hatte, rief er die prophetischen Worte:

„Einst wird aus meiner Asche ein Rächer auferstehn!" (Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.)

Als Text zur Friedenspredigt bestimmte er den Vers 8. des 118. Psalms, dessen Worte lauten:

„Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen."





Kurfürstliche Abgesandte in der Hofburg zu Wien. Zeichnung von H. Lüders. (Siehe S. 612.)

Elftes Buch.

Gesegnetes Wirken nach innen, erhöhtes Ansehen nach außen.

Gedenkt man der kriegerischen Anstrengungen, die der Kurfürst machen mußte, um den Staat zu einer achtunggebietenden Stellung zu erheben, so möchte man meinen, daß es ihm unmöglich gewesen sei, auch im Innern nennenswerthe Verbesserungen hervorzurufen. Und doch, auch im Hinblick auf seine Landesverwaltung ist ihm von der dankbaren Nachwelt der Beiname des Großen zuerkannt worden. Er gemahnt an jene Tempelerbauer, die in einer Hand das Schwert, in der anderen die Baukelle führten; er ist's, der zu dem Bau des Tempels der Volkswohlfahrt, an dem nachmals tüchtige Nachfolger weiter bauten, sichern Blickes und fester Hand den Grund legte. „Wer die Reihe von Arbeiten, die dazu nöthig waren, und die Summe von Erfolg, die sie zuletzt einschließen, überrechnet", sagt M. Hirsch, „der wird zugeben, daß unsere ganze Geschichte bei allem Glanz ihrer späteren Tage doch nichts hat, was jene große Regierung verdunkeln könnte. Das Vierteljahrhundert von den ersten Vierzigern bis in die letzten Sechziger des siebzehnten Jahrhunderts möchte ich das unsrer Geburt, das eigentlich gründende, nennen." — Wir werden später sehen, wie die besten Männer aus seinem Hause in gleichem Geiste weiter strebten. In aller Kürze sei hier Einiges in Bezug auf seine landesväterliche Fürsorge vorgeführt.

Landesverwaltung. Ueber den Zustand der Gerechtigkeitspflege, die, wie vieles Andere während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Rückschritt gekommen war, ließ sich der Kurfürst bald nach seinem Regierungsantritte vom Kanzler von dem Borne Bericht erstatten. In diesem Berichte heißt es unter Anderm: „Was bei uns in unserm Vaterlande im Justizwesen von Gebrechen eingerissen, und wie das ganze Land mit Ungerechtigkeit überschwemmt worden, davon geben genugsam Zeugniß die schmerzlichen Klagen der Armen, Elenden, Wittwen und Waisen." Und weiter heißt es: „Man hört im Lande nichts als Lamentiren und Klagen über die Ungerechtigkeit, Korruption und Unbilligkeit der Richter und Beamten, über unbillige Verlängerung der gerichtlichen Untersuchungen und unbillige Forderung der Advokaten."

Friedrich Wilhelm legte seinen Räthen ans Herz: „Gedenket und machet es also, daß die beten sollen, nicht Ursach haben zu seufzen." In diesem Sinne traf er seine Maßregeln und erwählte die rechten Personen zur Ausführung. Sein Geist und Wille spricht aus der Eröffnungsrede des Kammergerichtsraths Seydel, in welcher die Worte vorkommen: „Gott möge es verleihen, daß dieser Ort, so lange Sonne und Mond währet, ein unverrückter Tempel der beständigen Gerechtigkeit sei und von keiner Gewalt und keinem Unrecht jemals möge profaniret werden." (Als der Ort, den der Redner meint, sind die nach dem Lustgarten zu gelegenen Gemächer des Schlosses anzusehen, welche der Kurfürst im Jahre 1655 zu den Sitzungen des Kammergerichtes bestimmt hatte.) Eine ihm wohl berechtigt erscheinende Klage gegen einige Richter bestimmte den Kurfürsten, ein Gemälde, welches den Kambyses vorstellte, wie er einem ungerechten Richter die Haut abziehen läßt, als drohende Erinnerung in dem Gerichtssaal aufhängen zu lassen. Als jedoch die Untersuchung ergab, daß jene Beschwerden alles Grundes entbehrten, ließ der Kurfürst das gedachte Gemälde wieder aus dem Gerichtssaal entfernen.

Pflege des Landbau's, von Handel und Wandel. Früher schon wurde bemerkt, wie sehr der Kurfürst sowie seine Gemahlin darauf Bedacht genommen hatten, den Landbau zu fördern. Um den nach dem Frieden von Oliva entlassenen Soldaten Gelegenheit zu nützlicher Thätigkeit zu geben, munterte er sie auf, sich anzubauen, und er gewährte ihnen auf sechs Jahre Steuerfreiheit; auch ließ er ihnen freies Bauholz verabfolgen. Hatte ein Bauer oder Kossäth nur zwei Söhne, so durfte keiner von beiden ein Handwerk lernen, sondern sie mußten sich dem Landbau widmen und zwar in der Art, daß der eine nach dem Tode des Vaters das väterliche Gut, der andere dagegen ein verwüstetes Gut übernahm, um es wieder zu bewirthschaften. Dem Letzeren wurde dann ebenfalls das nöthige Bauholz unentgeltlich angewiesen, ihm gleichfalls auf mehrere Jahre Steuerfreiheit gewährt. — Die an den Dörfern grenzenden Ackerflächen, „die vormals grünen Felder", welche während des Dreißigjährigen Krieges mit Fichten bewachsen waren, wurden ausgerodet und für den Ackerbau wieder tauglich gemacht; die wüsten Baustellen in den Städten unter mancherlei Vergünstigungen solchen Leuten überlassen, die Lust trugen, sich anzubauen.

Gleich seiner Gemahlin liebte Friedrich Wilhelm den Gartenbau so sehr, daß er gleich dieser mit eigener Hand säete, pflanzte, pfropfte und bei der Weinlese gelegentlich Trauben schneiden half. Solche Beispiele zündeten. Die Kartoffeln wurden, wie oben schon bemerkt, von der Kurfürstin Luise in der Mark heimisch gemacht. Bis dahin waren sie, „wie andere feine Gemüse", aus Holland mit der Post an den Hof gekommen. Da das Tabakrauchen um jene Zeit in Brandenburg in Aufnahme kam, wurde auch in der Mark mit dem Bau des Tabaks begonnen. Die Sitte des Tabakrauchens war von holländischen, die des Schnupfens von französischen Einwanderern hierher gebracht worden. — Der Kurfürst hatte den Anhängern des mosaischen Glaubens wieder Zutritt in seine Lande gewährt, und als zwei Juden um Erlaubniß zur Anlegung einer Tabaksfabrik anhielten, ward sie nicht versagt. Doch durften sie nur in den ersten fünf Jahren fremde Blätter einführen, nach dieser Zeit sollten nur einheimische verwendet werden. —

Das Rauchen erregte in der ersten Zeit in manchen Gegenden des Landes Staunen und Schrecken. So wird erzählt, daß bei einem fürstlichen Jagen, der kurfürstliche Mohr geraucht und urplötzlich einem Bauer, der ihn staunend angaffte, seine Pfeife angeboten habe. Dieser aber wich einen Schritt betroffen zurück und sagte bebend: „Nä, gnädiger Herr Düwel, ick freete keen Füer!“ Nach diesem Entscheide machte er sich flugs aus dem Staube.

Auf des Kurfürsten Anregung entstand ein Stahlwerk, drei Glashütten, eine Gewehrfabrik, eine Zuckersiederei, dann eine Gaze-, Seiden- und Kreppfabrik. Bei Peitz und Rathenow wurden Eisenhämmer, in Biesenthal Blechhämmer angelegt; Einfuhr fremden Eisens war nur dann gestattet, wenn die einheimischen Werke das Bedürfniß nicht befriedigen konnten. Bettlern wies man Arbeit in Wollfabriken an; Tagediebe wurden nach Spandau eingeliefert, wo man sie in dem dort angelegten Zucht- und Spinnhause zur Arbeit anhielt.



Die Post unter dem Großen Kurfürsten. Zeichnung von Ludwig Burger.

Zu welch hohem Aufschwung der Handel zu führen vermag, hatte Hollands Beispiel gezeigt. Um den Handel und Wandel zu fördern, ließ Friedrich Wilhelm Wege, Brücken und Dämme ausbessern; namentlich aber machte er sich verdient durch die Anlegung des Wasserweges, der die Oder mit der Spree, also auch mit der Elbe verbindet, und der ihm zu Ehren „Friedrich-Wilhelms-Kanal“ genannt ward. Die ersten Kähne, die am 18. März 1669 aus der Oder in den Kanal einliefen, kamen den 25. März nach Berlin. Bald darauf sah man Hamburger Schiffe durch den Kanal in den Oderstrom fahren.

Die Posteinrichtungen, die Friedrich Wilhelm vorfand, beschränkten sich darauf, daß einige Dragoner, die als sogenannte „Landreuter“ in Berlin ihr Standquartier hatten, mit Besorgung derjenigen Briefe, welche vom Hofe ausgingen, abwechselnd betraut wurden. —

Bei Reisen des Kurfürsten mußten die Ortschaften, die er passirte, für Vorspann sorgen; Einwohnern des Staates war es gegen eine Zahlung gestattet, in ähnlicher Weise Reisen zu machen. Friedrich Wilhelm legte nun Hand an, das Postwesen von Grund aus umzugestalten. Der unermüdlich thätige Minister Otto von Schwerin war der Mann, der auch in dieser Beziehung auf des Landesherrn gemeinnützige Absichten verständnißvoll einging; Schwerin ward von ihm zum Oberpostdirektor ernannt. Sowol der Graf von Thurn und Taxis, dem vom Kaiser das Reichspostwesen als Privilegium übergeben worden war, und der nun durch ein verbessertes Postwesen in den brandenburgischen Staaten sich in seinen Einnahmen benachtheiligt sah, als auch der König von Polen traten dem Kurfürsten in diesem Gebiete der Landesverbesserung hindernd in den Weg; selbst das nachbarliche Sachsen begünstigte die neuen brandenburgischen Einrichtungen nicht, wiewol es sich angelegen sein ließ, für seinen Grenzverkehr daraus Nutzen zu ziehen. Alle diese Widersacher richteten aber gegenüber der entschiedenen Haltung Friedrich Wilhelm's nichts aus.

Ein großes Verdienst erwarb sich der Große Kurfürst dadurch, daß er jenem S. 502 erwähnten Vorurtheil (dem zufolge zur Aufnahme in den Handwerkerstand und in die Innungen der Nachweis germanischer Abkunft erforderlich war) die gesetzliche Geltung entzog. Durch Abstellung einer großen Zahl alter Mißbräuche sorgte er auch noch in anderer Weise für das Wiederaufleben der Innungen, indem nun auch dem ärmeren Bürger der Eintritt in eine Zunft ermöglichte wurde. — Wer ohne Mittel begann, mußte in der Regel bisher in den beschränktesten Verhältnissen kleben bleiben; denn die Entfaltung von Talent und besonderen Gaben war durch die strengen Zunftgesetze unmöglich gemacht. Die unverhältnißmäßig hohen Gebühren, die der Lehrling bei einer Lossprechung als Geselle und der Geselle bei der Aufnahme in die Meisterschaft zu zahlen hatte, fielen fortan hinweg, und so konnte auch der unbemittelte Geselle und Gewerksmann, wenn er sich als geschickt und rechtschaffen bewährt hatte, in die Zunft eintreten, die ihm eine geachtete Stellung als Handwerker und damit die Erlangung einer gewissen Behäbigkeit in Aussicht stellte.

Pflege der Wissenschaften. Der Kurfürst förderte die Wissenschaften, unterstützte die Universitäten zu Königsberg und Frankfurt a. O. reichlich, errichtete die Schule zu Duisburg und ließ es sich angelegen sein, berühmte auswärtige Gelehrte ins Land zu ziehen.

Wir müssen hier eines großartigen Planes des Kurfürsten gedenken, der gelegentlich des Jubelfestes der Berliner Hochschule von dem hochverdienten A. Boeckh wieder ins Gedächtniß gerufen worden ist. Friedrich Wilhelm hatte die Absicht, eine Universität aller Völker, Wissenschaften und Künste zu gründen, und wenngleich dieser Gedanke, wegen der unzureichenden Mittel des brandenburgischen Staates und wegen der Schwierigkeiten gegenüber der Gesinnung der Zeitgenossen, ein schöner Traum bleiben mußte, so zeigt sich doch klar, welchen Rang das geistige Leben der Menschheit in der Brust des Kurfürsten einnahm, und wie hoch Der sein Zeitalter überragte, welcher einen solchen Plan zu fassen im Stande war. — „Wenn", heißt es in der Stiftungsurkunde, „irgend Diener der Musen da sind, wenn irgend Forscher in den trefflichsten Wissenschaften, edlerer Künste Erfahrene, wenn welche durch ihre Gottesverehrung und Religionsgebräuche ins Gedränge gebracht, wenn welche einer harten Herrschaft überdrüßig, freiheitsliebend, durch Ostracismus aus ihrem Vaterlande verjagt, oder aus irgend einer andern, nur nicht ehrenrührigen Ursache landflüchtig sind, wenn welche in der Gesellschaft von Gelehrten und in einer wissenschaftlichen Unterhaltung den Reiz der Welt finden; so mögen die vorgenannten und alle guten und ehrenhaften Männer, von welchem Volke und anständiger Beschäftigung und Glauben sie seien, hierdurch wissen, daß sie in dieser Universität finden werden: einen Parnaß, einen Mäcenas, Ehre der Künste und Wissenschaften, der Gewissen und aller anständigen Freiheit, Trost den Leidenden, den Verbannten Zuflucht und Freistatt, vortrefflicher Seelen Gemeinschaft, Genossenschaft edler Geister, die Wonne der gebildeteren und über den großen Haufen hinaus einsichtigen Menschheit."

„Er will“, heißt es weiter, „dieser Universität einen Ort geben und weihen zum Sitze der Musen, zum Tempel der Wissenschaften, zur Werkstatt der Künste, zum Wohnsitze der Tugend, zu einer Königsburg der besten und erhabensten Beherrscherin der Welt, der Sophia (Weisheit). Er verspricht allen Dissidenten im christlichen Glauben Freiheit der Gewissen und der Religionsübung, namentlich den Reformirten, den Arminianern, den Lutherischen, den Römisch-Katholischen, den Griechen und Allen, die den dreieinigen Gott bekennen und im Verdienst und Blute Christi die Hoffnung der Seele und den Grund des Heils finden. Auch wenn ausgezeichnete Hebräer, Araber und andere der Ungläubigen ihren Sitz in dieser Universität aufschlagen wollen, soll ihnen dies unter Nachsuchung besonderer Erlaubniß verstattet sein, sobald sie versprechen, daß sie ihre Irrthümer für sich behalten und nicht zu verbreiten suchen und ein anständiges Leben führen werden, ohne Aergerniß zu geben.“

Dieser Hochschule waren große Freiheiten zugedacht; unter Anderm hatte der Kurfürst ihr völkerrechtliche Neutralität zugesichert, so daß weder Freund noch Feind den Ort betreten sollte. — Noch heut ist der hier aufgeführte Plan, ein leuchtendes Denkmal freisinniger Traditionen des Fürstengeschlechts der Hohenzollern, ein Ideal.

Förderung der Kunst ging in Berlin gleichfalls meist vom Kurfürsten aus. Er ist der Begründer der Kunstkammer und später der königlichen Bibliothek; die von ihm herrührenden Kunstsammlungen bilden einen wesentlichen Theil des heutigen Hohenzollern-Museums und des königlichen Museums. Ueber Das, was der Kurfürst für die Kunstkammer gethan hat, sagt v. Ledebur: „Sein Herzogthum Kleve, besonders der klassische Boden von Xanten, gab ihm Gelegenheit, in seinen eigenen Landen Ausgrabungen zu veranstalten. Im Jahre 1642 sehen wir ihn mehrere Alterthümer erwerben, die sein Geheimer Rath Erasmus Seidel aus dem Kleve'schen mitgebracht hatte. Auch die von dem ehemaligen Prediger zu Werel, Hermann Ewich, gesammelten Antiquitäten und Handschriften für die Geschichte des Herzogthums Kleve bereicherten 1680 das kurfürstliche Antikenkabinet.“

Durch Vermittlung des in holländischen Diensten stehenden Majors Polemann erhielt er Seegewächse, Muscheln, alterthümliche Waffen, fremdländische Kleidungsstücke, allerhand Geräthschaften u. s. w..... „Am 20. Januar 1673 wurden von Batavia aus auf fünf Schiffen abermals Waffen, Kleidungsstücke und Geräthschaften aus Japan, Tunkin, den Molukken, aus Vorderindien und Ceylon abgesandt.“

Unter dem Kurfürsten entstand neben den geschriebenen Zeitungen, die nur der Hof und die ersten Staatsdiener erhielten, die erste gedruckte Zeitung unter dem Titel „Avisen“. Man würde sich aber sehr irren, wenn man hierbei an unsere Zeitungen und Tageblätter denken wollte. Die kleinste Provinzialzeitung bietet heutzutage mehr als gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts diese „Avisen“. Ueber das Zeitungswesen und seinen Fortgang werden wir an einer andern Stelle das Nöthige nachtragen. — Der gänzliche Mangel eines allgemeinen Publikationsmittels war auch mit Ursache, daß Dasjenige, was wir öffentliche Meinung nennen, gar nicht aufzukommen oder sich kaum vorübergehend Geltung zu verschaffen vermochte, und daß jene barbarischen Greuel, deren wir am Schlusse unserer kulturgeschichtlichen Betrachtungen (Seite 489 ff.) Erwähnung thaten, sich auf so lange hinaus erhalten konnten. Fehlte es nun auch an der Wohlthat einer die Aufklärung und Humanität, sowie den Gemeinsinn der Staatsbürger fördernden Presse, so trieb doch nichtsdestoweniger die Bücher- und bald nachher Zeitungscensur (S. 339) ihr geistvernichtendes Wesen fort.

Wie wichtig es war, daß dem Kurfürsten eine einsichtsvolle Stütze bei Verfolgung seiner weitausschauenden Pläne zur Hand war, haben die zahlreichen kriegerischen Verwicklungen seiner Zeit dargethan. Aber eine leichte Aufgabe hatte er nicht unternommen, als er sich die Verbesserung des brandenburgischen Heerwesens zum Ziel setzte, welchem Gegenstand wir uns nun zuwenden.

Das Kriegswesen.

Nachdem die stolzen Ritterheere der vernichtenden Gewalt des neuen Artilleriewesens hatten weichen müssen, das Lanzknechtthum während des Dreißigjährigen Krieges vollständigem Verfall entgegen gegangen war, und die zusammengerafften Söldnerscharen sich während des Krieges als eine furchtbare Geißel für Freundes- und Feindesland, durch ihre Entlassung nach Ausgang des Krieges sich auch weiterhin als eine Zuchtruthe des ganzen Landes erwiesen, da hatte sich aus dieser bitteren Erfahrung die Erkenntniß zu bilden begonnen, daß ein „stehendes Heer" behufs Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der Ordnung im Lande und Wahrung des Friedens nach außen eine Nothwendigkeit sei. Die Aufgabe für einen Fürsten, der aus den vorgefundenen trostlosen Zuständen noch etwas Bleibendes und für das Heerwesen etwas Dauerndes schaffen wollte, war eine unendlich schwierige. Der Kurfürst begriff, daß ohne militärische Handhabe der beste Wille Land und Leute nicht aus ihrer Verkommenheit emporzuheben vermöge. Entschlossen legte Friedrich Wilhelm daher Hand an Vollführung der ihm gestellten Aufgabe, wiewol die Schwierigkeiten um so größer erscheinen mußten, da ein starkes Heer zu erhalten sehr bedeutenden Aufwand erforderte. Welcher Art aber die Mittel waren, die zu jener Zeit die Stände boten, wissen wir aus der traurigen Regierungsperiode Georg Wilhelm's (vergl. S. 437). Sich in seinen auf diesen Punkt zielenden Bestrebungen von den verrotteten Gewohnheiten und nur von der niedrigsten Selbstsucht noch lebendig erhaltenen Eingebungen der Stände abhängig machen, hätte für den Kurfürsten nichts weiter geheißen, als auf die Neubegründung der Volkswohlfahrt zu verzichten. Da Friedrich Wilhelm dies nicht wollte und als Landesvater auch nicht durfte, so war es wiederum eine Nothwendigkeit, die Art der Besteuerung zu regeln und aus dem gesammten Vermögen der Unterthanen Abgaben zu erheben. Eine Verbesserung der Zustände erforderte aber eine fortgesetzte Erhöhung der Staatseinnahmen, demnach Mittel, das Land steuerfähiger zu machen. Daher galt es, den Geist durch verbesserten Unterricht aus seiner Dumpfheit zu befreien, Gewerbe, Künste, Wissenschaften und Handel zu beleben, der Landwirthschaft durch das Beispiel von Kolonisten, die aus besseren Gegenden kamen, neuen Aufschwung zu geben. Ein wirklicher Aufschwung aber findet nur da statt, wo in der Bevölkerung sich die Ueberzeugung verbreitet, die Regierung sei stark und steuere mit Festigkeit klar erkannten Zielen zu. So stand es in Brandenburg, seitdem Friedrich Wilhelm die Zügel der Regierung ergriffen hatte.

Es war dem Kurfürsten gelungen, sein Heer, welches, wie wir wissen, 1642 nicht mehr als 3000 Mann betragen hatte, bis zum Jahre 1651 auf 27,000 Mann zu bringen, für seine Verhältnisse eine jedenfalls außerordentliche Leistung (vergl. S. 546). Er brachte hierbei zwei in Bezug auf militärische Organisation hochwichtige Ideen zur Ausführung: zuerst, daß er die bis dahin aus den Lehnsaufgeboten der adeligen Herren und den sogenannten „verlorenen Söhnen" des Landes formirte Armee zu einer stehenden, festen Truppe umgestaltete, und sodann, daß er es unternahm, die allein auf der Landbevölkerung ruhenden Lasten der Unterhaltung und Verpflegung der Soldaten mit auf die Städte zu vertheilen. Zu letzterem Zwecke wurde von ihm die Einführung der Accise ins Werk gesetzt, allerdings ein Behelf, den durchzusetzen bei der fortgesetzten Widerwilligkeit der Landstände nicht geringe Ausdauer erheischte. — Außerdem aber erwuchs eine weitere Schwierigkeit aus dem Verhalten der Offiziere des Heeres, als er von denselben die Ableistung des Eides der Treue gegen seine Person und überhaupt strengen Gehorsam forderte; denn die höheren Befehlshaber zeigten dazu geringe Neigung. Sie pochten darauf, daß sie nur dem Kaiser den Eid der Treue schuldig seien, so daß er schließlich Gewalt anwenden mußte, wovon wir an einer andern Stelle schon gesprochen haben (vergl. S. 524). Ihre Widerspenstigkeit vollständig zu brechen, gelang ihm jedoch nicht, denn verschiedene Obersten wußten sich das Recht der Offiziersernennung in ihren Regimentern zu erhalten.

Da die Obersten jedoch von dem Kurfürsten ihren Sold zu erwarten hatten, so lag darin wenigstens die Handhabe, nach und nach Besserung des Zwitterverhältnisses herbeizuführen. — Im Jahre 1684 war die Verlegung des gesammten preußischen Fußvolkes vom Lande in die Städte bewerkstelligt; die Reiterei blieb auf dem flachen Lande vertheilt.



Die Truppen begrüßen den Kurfürsten bei seiner Ankunft im Lager. Zeichnung von H. Lüders.

Friedrich Wilhelm war es auch, der den Gedanken gefaßt hatte, im Kriege für den Nothfall dem Feinde eine Landwehr entgegenzustellen. Er dachte sich darunter eine Miliz, in welche die wehrfähigen Männer des flachen Landes eintreten sollten gegen das Zugeständniß der Befreiung von der Leibeigenschaft — jedenfalls ein hoch bedeutsamer Gedanke.

Dem Kurfürsten war, ohne auf Widerstand zu stoßen, die Durchführung einer gleichmäßigen Uniformirung gelungen. Ueber das äußere Aussehen der brandenburgischen Truppen

erfahren wir durch Orlich ein Näheres: „Beim Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm's war die Bekleidung der Truppen sehr schlecht; die Besatzungen gingen zerlumpt einher, die im Felde stehenden suchten ihre Kleidung durch Plündern zu verbessern.“ Jetzt war es in Bezug auf Kleidung und Ausrüstung anders geworden. „Für einen Knecht war ein Mantel, Rock, Hose, Mütze und ein Paar Strümpfe gut gethan. Die Leibgarde, aus Pikenieren und Musketieren bestehend, war auch hierin am meisten bevorzugt. Bei dem blauen, mit Gold- und Silberschnüren verbrämten Rocke ward auf Bequemlichkeit gesehen; auf den Rock allein wurden sechs Ellen Tuch gerechnet und eben so viel Ellen Boy zum Futter; außerdem gehörten dazu ein Kollet, Wams und Aermel von Elens- oder Hirschhaut. Die Pikeniere trugen Panzer und Pickelhauben, die Musketiere führten eine bunte Gabel bei sich, auf welcher beim Abfeuern das Gewehr ruhte; Hüte mit Federbüschen dienten zur Kopfbedeckung, an einem ledernen Bandelier befanden sich die Patronen und die Lunte, auf der andern Seite der Degen; die weiten Beinkleider waren mit Bandschleifen geziert. Ein Drittheil des Bataillons führte, außer dem Seitengewehre, 16 Fuß lange Piken. Die Offiziere schmückten sich mit Ringkragen und weiß- und schwarzseidenen oder silbernen Schärpen, einem glänzenden Wehrgehenk und bunten Bändern auf der rechten Schulter. Die Tracht der Reiterei war dem Geschmacke des Einzelnen überlassen, weil sie sich selbst kleiden und beritten machen mußte; sie trug lederne Koller, darüber einen Küraß; auf dem Kopfe saß der Helm mit Blechplatten hinten und an den Seiten, um den Leib die Schärpe; einzelne Regimenter hatten Hüte mit Federn zur Kopfbedeckung. Ihre Waffen waren Pistolen und ein langes Schwert. Die Dragoner führten ein Seitengewehr, halbe Piken und leichte Musketen mit sich.“

Die Grundfarbe der Uniform des Fußvolkes, schon damals blau, ist bis zur Stunde dieselbe geblieben. — Als Schußwaffe kam die Flinte, ein Schießgewehr kleineren Kalibers, immer mehr in Gebrauch; statt des Luntenschlosses das Steinschloß, bei welchem der Feuerstein zwischen den Lippen des Hahns, den die Feder gegen den stählernen Pfannendeckel (Batterie) schnellte, an diesem Funken schlug; hierdurch wurde das Pulver auf der Pfanne unter dem zurückgeschlagenen Deckel entzündet, und durch das Zündloch ging der Feuerstrahl in den Lauf und trieb die Ladung hinaus. Wir hätten diese Einrichtung nicht erklärt, wenn sie nicht heutigen Tages über den neueren Zündungen fast ganz vergessen wäre.

Die Artillerie wurde in dieser Zeit erst zu einer wirklichen Truppengattung, während vorher für das Geschützmaterial nur kontraktlich angenommene Büchsenmeister vorhanden waren; die Bedienungsmannschaft war, wie wir wissen, von dem Fußvolke gestellt worden.

Seit Unterzeichnung des verhaßten Friedens von St. Germain hat der Kurfürst das Schwert nicht mehr gezogen, und er ließ sich auch nicht aus seinem friedlichen Beharren aufscheuchen, als Ludwig XIV. es wagen durfte, inmitten des Friedens Straßburg, das Thor von Deutschland, zu überrumpeln und seinem Reiche einzuverleiben. — Die eingetretene Friedenspause ward aber um so emsiger benutzt, die zeitweilig unterbrochenen Heeresreformen wieder aufzunehmen und weiterzuführen, wodurch die brandenburgische Kriegsmacht aus kleinem Anfange zu einer der vorzüglichsten in Europa erhoben ward. Hierbei standen dem Kurfürsten die Feldmarschälle Derfflinger und Sparr wacker zur Seite; Letzterer war Brandenburgs erster Generalfeldzeugmeister, seit 1657 Feldmarschall, er wurde der Begründer der brandenburgischen Artillerie. Der volksthümlichste Held aber war und bleibt doch Derfflinger, dessen Name wie der des alten Dessauer, unter Friedrich dem Großen der des alten Ziethen und in den Befreiungskriegen der Blücher's sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt.

Schon in seiner frühen Jugend, als er sich eine Zeit lang am Hofe Bogislav's XIV. zu Stettin aufhielt, hatte Friedrich Wilhelm das Bild einer durch Handel und Schiffahrt belebten Hafenstadt in seine Seele aufgenommen. Sein darauf folgender Aufenthalt in Holland erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß die Wohlfahrt und Sicherung seines Landes es erheische, den Handel zur See zu fördern und ihm zum Schutze sowie zur Hebung der Schiffahrt neben dem Landheer auch eine Kriegsflotte an die Seite zu geben.



Denkmünze über die afrikanische Expedition.

Versuche zur Gründung einer Seemacht und von Kolonien.

In den ersten Jahren seiner Regierung lasteten zu viele schwere Sorgen auf dem Kurfürsten, als daß es ihm möglich gewesen wäre, Hand an die Ausführung des eben erwähnten Gedankens legen zu können. Doch schon vor Abschluß des Westfälischen Friedens (1647) sehen wir ihn den ersten Versuch machen, seinen Unterthanen den Seehandel zu erleichtern. Er gründete eine der ostindischen Handelsgesellschaft ähnliche Gesellschaft, an deren Spitze er den holländischen Admiral Liers stellte, erlangte durch geschickte Verhandlungen mit Dänemark, daß seine Schiffe bei der Fahrt durch den Sund auf gleichem Fuß mit den holländischen behandelt wurden, und brachte durch Kauf von der dänischen Krone die Feste Dansburg oder Tranquebar bei Koromandel an der Ostküste Afrika's an sich. An der Kurzsichtigkeit der Königsberger Kaufleute, die ihren Hinzutritt zu der Handelsgesellschaft verweigerten, sowie an dem Geldmangel in den kurfürstlichen Kassen scheiterte jedoch das Unternehmen.

Während des im Jahre 1658 geführten schwedisch-polnischen Krieges hatte der Kurfürst den Mangel einer Seemacht schmerzlich genug zu empfinden, doch sah er sich genöthigt, neue Unternehmungen zur See auf günstigere Zeiten zu vertagen. Als nun die Schweden (1675) ihren räuberischen Einfall in die Mark ausgeführt hatten, mußte er sich sagen, daß sich sein Plan, die Schweden gänzlich aus Deutschland hinauszuwerfen, ohne die Beihülfe einer Flotte nicht werde ausführen lassen. Er schloß nun mit dem tüchtigen holländischen Rheder Rathsherrn Benjamin Raulé einen Vertrag, der diesen verpflichtete, mit einigen Fregatten auf schwedische Schiffe zu kreuzen, wodurch in der That auch die Unternehmungen des Kurfürsten in den Jahren von 1676 bis 1678 gegen Stettin, Stralsund, Greifswald und Rügen wesentlich unterstützt wurden.

Dieser Vertrag, durch welchen der brandenburgisch-preußische Staat als eine selbständige Macht in die Reihe der europäischen Staaten eintrat, ist bemerkenswerth, weil mit ihm, wie Major Victor von Strantz in seiner Denkschrift über die kurfürstlichbrandenburgische und die kaiserlichdeutsche Kriegsflotte (Berlin 1875) sagt, „die glorreiche Entwicklung vom brandenburgischen Kurfürstenthum zum Deutschen Kaiserreich ihren geschichtlich wahrnehmbaren Anfang nahm."

Als Friedrich Wilhelm in den Niederlanden regen Verkehr mit dem tapfern und geistvollen Statthalter Heinrich von Oranien unterhielt, beschäftigten ihn bereits die Pläne in Bezug auf Errichtung einer Marine für seinen Staat. Die Abtretung des für den Seehandel

am meisten geeigneten Theiles von Pommern sowie der Mangel an Unternehmungsgeist bei den am meisten betheiligten Landesangehörigen lähmte jedoch die Ausführung der Absichten, welche sein hochsinniger Geist erdacht. Während des schwedisch-polnischen Krieges, sodann in den Zeiten der Feldzüge gegen Frankreich, endlich gegenüber der fortdauernden Lauheit im Handelsstande war es natürlich, daß alle auf Handel und wirthschaftliche Einrichtungen hinzielenden Projekte Unterbrechung erfuhren, ja zum Theil ganz in Vergessenheit geriethen.

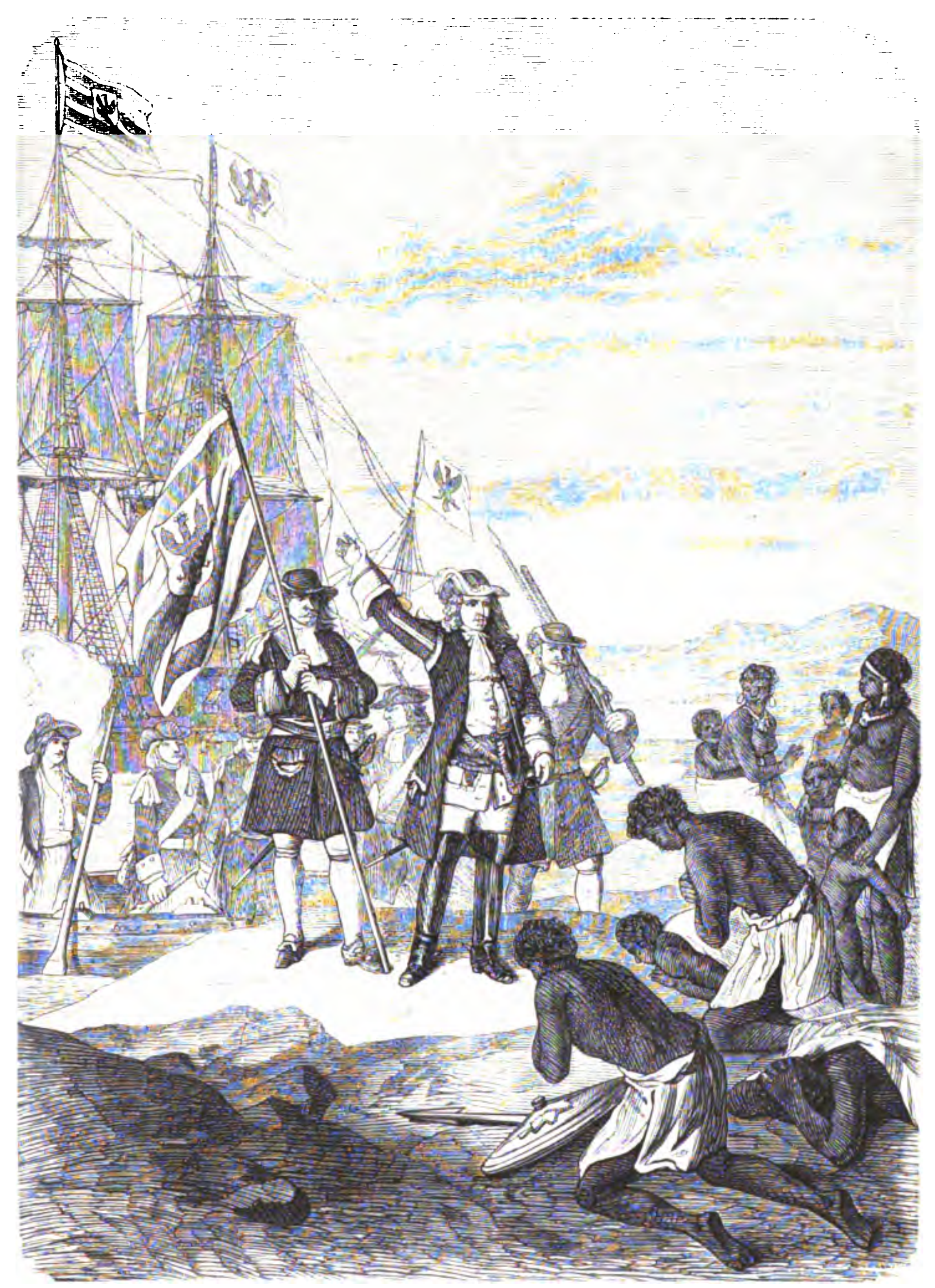
Aufgegeben waren aber die Absichten wegen Gründung einer Marine nicht: der helle und rastlose Geist des Monarchen harrte nur des richtigen Zeitpunktes zu ihrer Verwirklichung. Dieser Zeitpunkt schien gekommen, als sich nach dem Siege von Fehrbellin die Nothwendigkeit herausstellte, den Gegner zunächst aus dem pommerschen Küstengebiete zu vertreiben.

Im Juli 1675 übernahm der Kurfürst die von dem Holländer Raulé ihm gestellten drei Fregatten: „Kurprinz“ mit 20 Kanonen, „Berlin“ mit 16 Kanonen, „Potsdam“ mit 12 Kanonen und zwei mittlere Fahrzeuge: „Bielefeld“ mit 6 Kanonen und „Hoker di Bull“ mit 10 Kanonen auf vier Monate gegen eine Entschädigung von 135,000 Gulden. Hierzu stellte die holländische Admiralität noch drei Fregatten. Es war das erste Mal, daß der rothe brandenburgische Adler im weißen Felde an den Topps von Kriegsschiffen erschien, wenn er auch seine Fänge unter fremder Führung auf den Wogen schaukelte. — Zwei von den unter brandenburgischer Flagge segelnden Fahrzeugen der holländischen Admiralität griffen unter Führung von Bolsey am 19. September 1675 die schwedische Feste Karlsburg bei Bremen (Bremerhafen) an, welche die Schweden dort errichtet hatten, um das Fahrwasser der unteren Weser zu beherrschen. — Hatte nun auch die Expedition, infolge der Ungunst der Verhältnisse, keinen Erfolg, ja gerieth sogar ein Theil des Belagerungscorps in Gefangenschaft, so gab sich doch auch hier ein frischer, kecker Unternehmungsgeist kund, welcher dazu beitrug, Friedrich Wilhelm in der Absicht zu bestärken, die Weiterführung der Operationen in Pommern mit Angriffen auf den Feind von der Seeseite zu verbinden. Wismar, Stralsund, Rügen, die Odermündungen bildeten Hauptstützpunkte der schwedischen Macht, ein Vorgehen gegen dieselben von der Seeseite her sowie die Bedrohung der maritimen Verbindungen des Gegners mit Schoonen mußte einen fühlbaren Druck auf die feindliche Kriegführung üben.

Als der siegreiche fürstliche Held am Ende des denkwürdigen Jahres 1675 den Stand seiner Angelegenheiten überblickte, da blieb er keinen Augenblick im Zweifel, daß Pommern gewonnen werden müsse und könne, und an dieser Würdigung politischer Nothwendigkeit knüpfte sich die Hoffnung, daß es dem Kurstaate bei weiterer Entwicklung seiner Streitkräfte zur See wol gelingen werde, sowol dem Feinde auch auf den Meeresfluten ebenbürtig zu begegnen, als auch dem vaterländischen Handel durch seine Kriegsflagge Schutz zu gewähren.

Um sich der Mitwirkung einer Flotte zu versichern, welche bei den wichtigen Operationen des Jahres 1676, zu denen namentlich die Berennung und Belagerung Stettins gehörte, zur Anwendung kommen sollte, schloß Friedrich Wilhelm einen neuen Vertrag mit Raulé, demzufolge nach mancherlei Verzögerungen die Fregatten der „Kurprinz von Brandenburg“ mit 20 Kanonen und 75 Mann Bemannung, der „Junge König von Spanien“ mit 16 Kanonen und 52 Mann, „Berlin“ mit 14 Kanonen und 55 Mann, die Galliot „Kleve“ mit 4 Kanonen und 15 Mann, die Galliot „Potsdam“ mit 4 Kanonen und 18 Mann zu Ostende gesammelt wurden und daselbst gemustert werden konnten. Die Flottille, unter Führung von Benjamin Raulé, nahm die Richtung nach den pommerschen Küsten. Mit Ungeduld erwartete der vor Stettin liegende Kurfürst ihr Erscheinen und sandte ihr vier der besten Lootsen entgegen. Doch infolge von Verschleppungen gelangte sie nicht mehr zum Eingreifen in die Kriegführung, und sie fehlte namentlich, als es sich um die Entsetzung von Wolgast handelte. Drei Schiffe jedoch, die Fregatten „Berlin“, „König von Spanien“ und die Galliot „Kleve“ griffen am 3. Juni bei Bornholm und Möen keck die von dem Gros ihrer Flotte etwas abgetriebene schwedische Fregatte „Leopard“ mit 22 Kanonen und einen Brander mit 4 Kanonen an und zwangen beide Schiffe, sich zu ergeben.

Sie brachten diese ersten Trophäen zur See, die brandenburgische Flagge über der schwedischen gehißt, in den Hafen von Kolberg ein.



Landung der Brandenburger in Guinea.

Die großen Erfolge, die sich nun aneinander reihten, das auf strategischem wie politischem Gebiete gleichermaßen strahlende Genie des Großen Kurfürsten kamen der weiteren Entwicklung der Marine sehr zu statten, und bald wurden in Kolberg Kaperschiffe auf eigene Rechnung ausgerüstet.

Um im Besitze einer zuverlässigen Kriegsmacht zur See zu bleiben, wollte der Kurfürst nicht mehr wie vorher für das jedesmalige Bedürfniß Schiffe miethen; er schloß daher am 1. Januar 1679 mit Raulé ein Abkommen auf sechs Jahre ab. Es war eine stattliche Flotte, die unter der Flagge Brandenburgs ausgerüstet wurde.

Historisch interessant bleibt der Auszug des brandenburgischen Geschwaders zum Abfangen der spanischen Silberschiffe, als Spanien die schuldigen Subsidien nicht zahlen wollte. In dem Kriege gegen Frankreich hatte sich nämlich Spanien zur Zahlung von Hülfsgeldern verpflichtet, und diese waren bis zu einer Höhe von 1,800,000 Thalern angewachsen. Da man nun in Madrid sich weigerte, jene Schuld abzutragen, stach im Sommer 1680 die brandenburgische Flotte (6 Fregatten zu 20 bis 60 Kanonen mit 600 Matrosen und 300 Soldaten) unter Führung des Flottenkommandanten Cornelius van Beveren aus dem Hafen von Pillau in See, um Genugthuung herbeizuführen. Im Hafen von Ostende ward ein spanisches Schiff von 52 Kanonen genommen, nach Pillau gebracht und dort für 100,000 Thaler verkauft. Auf einer zweiten Fahrt erbeutete die Flotte an der amerikanischen Küste zwei Gallionen, deren Ladung in Jamaica verkauft wurde. So war es gelungen, wenigstens einen Theil der spanischen Schuld einzutreiben.

Niederlassung in Afrika. Die Flotte sollte aber nicht allein kriegerischen, sondern eben so sehr Handelszwecken dienen. Im Jahre 1681 warf sie an der Küste von Guinea Anker; es wurde zwischen Axim und dem Vorgebirge der „Drei Spitzen" eine Niederlassung begründet, und am 1. Januar 1683 hißte Kapitän von Voß auf der Spitze des später „Der Große Friedrichsberg" genannten Höhenpunktes die große brandenburgische Flagge auf. Das Zutrauen der umwohnenden Negerstämme war bald gewonnen, mehrere Häuptlinge erkannten den Kurfürsten von Brandenburg als ihren Ober- und Schutzherrn an. Noch in demselben Jahre erbaute Otto Friedrich von der Gröben auf einem nahe an der Küste gelegenen Berge ein Fort. Er nannte die Befestigung „Großfriedrichsburg", weil, wie er in einer Schrift über die Seefahrt und die Erbauung der Befestigung sagt, „Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht Name in aller Welt groß sei." Diese Feste wurde der Ausgangs- und Stützpunkt des brandenburgischen Kolonialwesens. — Die aus jener Zeit herrührenden Instruktionen und die Strafbestimmungen für den Flottendienst geben ein lebhaftes Bild der Einsicht und Vielseitigkeit des ersten Schöpfers einer brandenburgischen Marine.

Dies Ereigniß gab dem Kurfürsten Veranlassung, eine Denkmünze prägen zu lassen. Er liebte es, Dasjenige, was ihm von Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft seines Landes schien, in Zeichen von Erz den nachfolgenden Geschlechtern zu hinterlassen. Die eine Seite der Denkmünze zeigt einen Negerhäuptling, der knieend die Schätze des Landes den auf Schiffen sich nahenden Fremdlingen darbietet, während das Bild eines Seeschiffes die Gegenseite der Denkmünze einnimmt — eine Mahnung an die Nachfolger des Kurfürsten und an die handeltreibenden Landesbewohner, die verständlich genug ist. (Vgl. S. 605.)

Wenn auch die Kolonisationsversuche des Großen Kurfürsten nicht vom rechten Erfolg gekrönt wurden, so geben sie doch ein glänzendes Zeugniß für seinen weitblickenden und hochstrebenden Geist, gegenüber der Kurzsichtigkeit und Unlust des damaligen deutschen Handelsstandes. Es waren gegen Ende des Lebens des brandenburgischen Fürsten allmählich vier gut gelegene und beschützte, auch nicht ohne Zusammenhang unter einander stehende Ansiedelungen an der Westküste des nördlichen Afrika's gegründet, und eine lebensfähige Basis für die Weiterführung einer gesunden und mit den damaligen Staatszwecken in Einklang stehenden Kolonialpolitik geschaffen worden. — Der Aufschwung, den das vom Glück begünstigte Unternehmen für die Marine im Gefolge gehabt, ließ in der Seele des Kurfürsten neue Pläne reifen und lenkte sein Streben mit gesteigerter Kühnheit auf die Erreichung näher liegender Zwecke. Mit dem Jahre 1684 begann ein neuer Abschnitt im Leben der Flotte. Um den Preis von ungefähr 110,000 Thalern trat Raulé, nunmehr General-Marinedirektor, an den Kurfürsten neun Schiffe ab.

Man hat, nicht mit Unrecht, das Jahr 1684 als den Höhe- und Glanzpunkt der brandenburgischen Marine im siebzehnten Jahrhundert bezeichnet. Von einem Küstenlande geringen Umfangs, spärlich mit Häfen und sicheren Wasserstraßen bedacht, war, Dank der Fürsorge seines Beherrschers, ein Mastenwald an entlegene Gestade, nach fernen Welttheilen ausgezogen, die vaterländische Flagge mit Ehren im Kampf gegen Widersacher entfaltend.

Gegen Ende Februar 1688 wagte es die Holländisch-ostindische Compagnie, den brandenburgischen Kolonialbesitz im fernen Meere anzugreifen, zu plündern und die deutsche Fregatte „Berlin" aufzubringen. Dies galt dem Großen Kurfürsten als ein Kriegsfall.

Das Schicksal aber, welches das Leben der Fürsten und Völker beherrscht, bestimmte anders. Mitten in den Rüstungen, deren Zweck die Ahndung des Friedensbruches war, starb Friedrich Wilhelm am 29. April 1688. — Mit dem Tode des Gründers der brandenburgischen Marine schließt auch im engeren Sinne die Geschichte ihrer Entwicklung. —

Die auf den Großen Kurfürsten unmittelbar folgenden Generationen haben seine Bestrebungen auf dem Gebiete des Seewesens nicht zu würdigen gewußt. Im Hinblick auf die schließlich geringen Erfolge wollte man darin sogar eine fürstliche Grille erblicken, und unter seinem Enkel wurde Großfriedrichsburg an Holland verkauft. Erst der Minister Friedrich's II., Graf Hertzberg, der, was die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betrifft, wol als einer der vorzüglichsten Staatsmänner unseres Landes angesehen werden darf, urtheilte anders. „Das diesmal gerechte Glück", sagte er, „hatte dem Großen Kurfürsten die Ehre aufbehalten, den Grund des Handels seiner Staaten zu legen, und zwar theils durch Aufnahme vieler neuer Ansiedler und die Einführung von Manufakturen, theils durch die Errichtung der Schiffahrt und einer eigenen Seemacht, um die Schiffahrt damit unterstützen zu können. Wahrscheinlich würde er in dem Einen sowol wie in dem Andern weiter gekommen sein, wenn die üble Verwaltung des Seehandels, die beständigen Kriege und der Zusammenfluß widriger Umstände seine gegründeten Entwürfe nicht entkräftet hätten. Gleichwol blieb der Anfang und Fortgang der brandenburgischen Seemacht mit so ruhmvollen Umständen für Friedrich Wilhelm's Andenken verknüpft, daß man höchst unrecht handeln würde, wenn man dies Alles unter einer Menge von Schriften begraben lassen wollte."

Der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, den Verdiensten des großen Regenten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zur zweiten Säkularfeier seines mit Benjamin Raulé abgeschlossenen Vertrages fand am 17. September 1875 der Stapellauf der majestätischen Panzerfregatte „Der Große Kurfürst" statt. Das herrliche Schiff hat freilich unterdessen bei Folkestone einen schrecklichen Untergang gefunden (3. Juni 1878), zum tiefsten Leidwesen aller vaterländischen Herzen. Wir dürfen jedoch getrost glauben, daß mit dem stolzen Fahrzeuge nicht der Geist untergegangen ist, der seinen Bau hervorrief. Der weit ausschauende Gedankengang, von dem sich Friedrich Wilhelm bei seinem Handeln leiten ließ, dient auch den heutigen Staatslenkern zur Richtschnur bei Förderung der deutschen Weltverkehrsinteressen, die in erster Linie von maßgebender Bedeutung bleiben werden.

Dem wirthschaftlichen Gedeihen des Volkes neue Quellen des Wohlstandes zu eröffnen, zu Gunsten der Industrie, des Handels, der Landwirthschaft und der Schiffahrt durch Hervorrufung eines Kolonialwesens die Unterthanen zu ermuthigen, die Beziehungen zu fremden Nationen enger zu knüpfen oder zu erweitern und dadurch den heimischen Seeplätzen reichen Gewinn zuzuführen — das waren die Absichten, die den Kurfürsten bei Beginn seines Kolonisations- und Flottenorganisations-Werkes mit Begeisterung und stolzen Hoffnungen erfüllten. Dies sind auch die heutigen Zielpunkte unseres Reichsregiments.

Wenden wir uns nun einer andern Seite der Regierungssorgen des Kurfürsten zu.

Noch einmal Rhode und Kalkstein. Die Stände hatten 1663 dem Kurfürsten gehuldigt, der Schöppenmeister Rhode saß im Gefängniß, der Oberst von Kalkstein befand sich in Warschau. Jener war ungefährlich, nicht so aber Letzterer, dessen ausgesprochenes Ziel immer noch dahin ging, das Herzogthum Preußen wieder an Polen zu bringen.

Derselbe ging nach Preußen zurück, trug beständig Pistolen im Gurt und drohte, den Kurfürsten zu erschießen, wo er ihn treffe. Nun wurde auch er gefangen gesetzt und vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Der Kurfürst begnadigte ihn aber zu lebenslänglichem Gefängniß.

Ein Jahr darauf gab der Kurfürst den Gefangenen auf Fürbitte Luisens frei; doch mußte derselbe 5000 Thaler Buße zahlen und eidlich geloben, auf seinen Gütern zu bleiben. Kalkstein brach sein Wort, ging heimlich wieder nach Warschau, um aufs Neue hochverrätherische Unternehmungen einzufädeln, und behauptete, wie früher, im Auftrage der preußischen Stände zu handeln, deren Absicht es sei, das kurfürstliche Joch abzuwerfen. Er fand bei dem inzwischen erwählten Könige Michael die beste Aufnahme; es bildete sich unter den Senatoren und Landboten bald eine ansehnliche Partei für ihn, so daß der Kurfürst sich aufs Dringendste genöthigt sah, an Mittel und Wege zu denken, diesen gefährlichen Mann für immer unschädlich zu machen. Dem Antrage an den König von Polen, Kalkstein nach Preußen auszuliefern, wurde nicht gewillfahrt.

Darauf befahl der Kurfürst seinem Gesandten in Warschau, sich um jeden Preis der Person Kalkstein's zu bemächtigen. Bald fand der Gesandte das Mittel, dem Befehle seines Gebieters nachzukommen. Er sandte eine Einladung an Kalkstein. Dieser, sich unter dem Schutze des Königs von Polen in Warschau sicher wähnend, nahm die Einladung an und begab sich in das Haus des in der Vorstadt Lesno wohnenden Gesandten. Kaum aber war er im Vorzimmer erschienen, so ward er von brandenburgischen Dragonern, die dort die Wache hatten, überfallen, an Händen und Füßen gebunden und, nachdem man ihm den Mund mit einem Tuche verstopft hatte, in eine große Tapete gewickelt, die man zu diesem Zweck von der Wand herabgerissen. So gelang es, ihn in einem verschlossenen Wagen zur Stadt hinaus zu schaffen. Einige Meilen von Warschau mußte er ein Pferd besteigen und ward nach Preußen geführt. Wiederum lautete der Spruch des Gerichts über ihn auf Tod, welches Urtheil nun auch (1672) vollzogen ward. Kalkstein starb mit demselben verwegenen Muthe, mit dem er bisher seinen staatsgefährlichen Umtrieben obgelegen hatte. — Der Schöppenmeister Rhode, dessen Los der Kurfürst gern erleichtert hätte, befand sich noch als Staatsgefangener in Peitz und wies fortgesetzt alle Aufforderungen, den Kurfürsten um Gnade anzugehen, hartnäckig zurück. Sechs Jahre später starb er dort nach fünfzehnjähriger Gefangenschaft.

Anderweitige Beziehungen. Der Leser erinnert sich, in welch gewaltthätiger Weise zu Anfange des Dreißigjährigen Krieges Kaiser Ferdinand II. das einem Hohenzollern, dem Herzoge Johann Georg, gehörige schlesische Herzogthum eingezogen hatte. Georg von Jägerndorf war im Kampfe für den Winterkönig Friedrich von der Pfalz und für die protestantische Sache unterlegen und von dem Kaiser in die Reichsacht erklärt worden. Wäre nun wirklich zu diesem Verfahren die Zustimmung der Reichsfürsten erfolgt, was nicht geschah, so hätte das Herzogthum nach bestehenden Gesetzen an Brandenburg fallen müssen. Georg Wilhelm's Bemühungen, sich den Besitz des Landes zugesprochen zu sehen, waren ohne Erfolg geblieben. Auch Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte die Ansprüche seines Hauses auf das Herzogthum mehrmals, immer erfolglos, erneuert. Im Jahre 1675 traten neue Ansprüche des Kurhauses auf die Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau hinzu, deren Fürstenlinie nun erloschen war. Es handelte sich hierbei um Ausführung des Erbverbrüderungsvertrages von 1537 zwischen dem Kurfürsten Joachim II. und dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz (siehe S. 339).

Als der letzte Herzog von Liegnitz starb, hatte der Kurfürst gerade mit Vertreibung der Schweden aus Pommern alle Hände voll zu thun. Er ließ bis zur Beendigung des Krieges die Angelegenheit ruhen, dann aber wandte er sich an den Kaiser, der bereits jene Fürstenthümer, ohne auch nur einen scheinbaren Rechtsgrund für sein Verfahren anzugeben, eingezogen hatte, und verlangte Herausgabe derselben.

Der Kaiser fand die Forderung „unstatthaft“, hatte sie „mit sonderbarem Befremden“ vernommen und gab endlich deutlich zu erkennen, daß er nicht gesonnen sei, eine protestantische Macht in Schlesien sich festsetzen zu lassen. —

Beim Westfälischen Friedensschlusse waren von Oesterreich den schlesischen Protestanten in den kaiserlichen Erblanden Schlesiens zwar Vergünstigungen zugesagt worden, doch arbeitete man von Wien aus fortgesetzt daran, Schlesien wieder vollständig in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, und hatte auch bereits große Erfolge errungen.



Kalkstein's Gefangennahme. Zeichnung von Ludwig Burger. (Siehe S. 610.)

Ein weit größerer Schaden, als der war, den Brandenburg durch die rechtlose Vorenthaltung jener Landesgebiete erlitt, erwuchs indeß dem Deutschen Reiche aus diesem Verfahren des Kaisers. Selbstverständlich war der Kurfürst im höchsten Grade gegen den kaiserlichen Hof aufgebracht. Diesen Zwiespalt zwischen Wien und Berlin wußte sich der schlaue Ludwig XIV. trefflich zunutze zu machen. Er nahm, mitten im Frieden, während der Kern der Bürgerschaft sich zu Frankfurt a. M. auf der Messe befand, Straßburg, eine der vornehmsten Städte des Reichs, „die Hauptpforte des Rheins“, und der Kaiser, der in dem Kurfürsten den besten Helfer zurückgestoßen hatte, vermochte um so weniger etwas gegen den schmählichen Raub zu unternehmen, als er um dieselbe Zeit sich von den Türken bedroht sah, die Ludwig ihm auf den Hals gehetzt hatte. Damals sang ein deutscher Dichter:

„Wo ist die feste Burg von Deutschlands besten Straßen?
Hat der verschmitzte Hahn auch Straßburg weggerafft?

— — — — — — — — — — — —

O heil'ges röm'sches Reich, wie läßt du dich verblenden!
Du wirst der Welt ein Spott, dein' Ehre ist dahin!
Nimm Deutschland dich in Acht: hat man das Thor in Händen,
So nimmt man gerne auch die Straßen zum Gewinn!“ —

Und eines andern Dichters Worte lauten:

„Ihr Deutschen, saget doch zu euern Nachbarn nicht,
Daß Frankreichs Ludewig den Frieden mit euch bricht,
Indem er Straßburg nimmt. Er spricht: es ist erlogen;
Ich hab' euch nicht bekriegt, ich hab' euch nur betrogen."

Ob doch eine Art von Schamgefühl über den Kaiser, der so schlecht des Reiches Grenzmarken zu wahren wußte, gekommen sei, als er wieder mit dem Kurfürsten anzuknüpfen suchte, steht dahin. Näher liegt es zu glauben, daß es ihm darum zu thun gewesen, sich des Kurfürsten Hülfe gegen die Türken zu versichern, die sich, 140,000 Mann stark, den Grenzen Oesterreichs näherten. Der Kurfürst erklärte sich zu einer Hülfssendung von Truppen bereit, nahm jedoch auch diese Gelegenheit wahr, auf die Verfolgungen, welche die Anhänger der gereinigten Lehre in Schlesien zu erdulden hatten, hinzuweisen. „Ew. Kaiserliche Majestät", schrieb er, „ersuche ich, die Verfolgungen der Protestanten in Schlesien einzustellen, damit sie ihr Leben Ew. Majestät Dienste widmen können und nicht das Opfer fanatischer Geistlichen werden, welche sich erdreisten zu sagen: es sei besser, daß Ungarn den Türken überlassen würde, und daß der Kaiser am Bettelstabe aus dem Lande gehe, als daß Protestanten in den kaiserlichen Erblanden geduldet würden."

Der Kurfürst erklärte sogar seine Bereitwilligkeit, persönlich an dem Kampfe gegen die Türken Theil zu nehmen, falls man geneigt sei, ihm den Oberbefehl über das gesammte Heer zu übertragen. Dagegen aber erwachte am kaiserlichen Hofe das Bedenken, daß wenn der Kurfürst siegreich aus dem Türkenfeldzuge hervorgehe, er auf seinem Rückzuge durch Schlesien die Herzogthümer, auf die er Ansprüche machte, werde besetzen können. Wie ihn dann hinausbringen? — Um ungestört in dem Geschäft der Katholisirung der Schlesier fortfahren zu können, lehnte man die brandenburgische Hülfe ab. — Der tapfere Polenkönig Johann Sobiesky brachte in der Stunde der höchsten Gefahr den ersehnten Beistand und befreite im Jahre 1683 das von den Türken unter dem Großvezier Kara Mustapha belagerte Wien aus schwerer Bedrängniß.

Doch konnte man sich in der Hofburg zu Wien nicht lange der Befriedigung, die brandenburgische Hülfe abgelehnt zu haben, hingeben. Der Fanatismus der Mohammedaner, welche noch nicht die schweren Leiden, die den Bewohnern des Morgenlandes mehrere Jahrhunderte früher durch die Kreuzfahrer bereitet worden waren, vergessen hatten, trieb unaufhörlich die Nachfolger des Propheten zu neuen Eroberungs- und Rachezügen gegen den Westen von Europa an. Seit die Türken Konstantinopel erobert, war die Donau entlang, welche Mitteleuropa mit dem Schwarzen Meere und dem Oriente verbindet, ein christlicher Grenzstaat nach dem andern ihnen in die Hände gefallen. Als nun Sultan Mohammed IV. von Neuem rüstete, um die Niederlage am Kahlenberge zu rächen, ward von Wien aus auch wieder eine freundliche Miene gegen Kurfürst Friedrich Wilhelm zur Schau getragen. Wiederum erklärte sich Letzterer bereit, dem Kaiser gegen die Türken kräftigen Beistand zu leisten; er brachte aber auch von Neuem die Angelegenheit der schlesischen Protestanten, wie auch seine Ansprüche auf die Herzogthümer zur Sprache. Zugleich sandte er den jüngeren Otto von Schwerin nach Wien, um in dieser Sache persönlich dort wirksam zu sein.

Ueber die Art und Weise der Thätigkeit Schwerin's geben uns einige Briefe desselben Nachricht, die zugleich einen deutlichen Einblick in das Wiener Hofleben thun lassen. In einem dieser Briefe heißt es: „Den Pater Hippolyto" — er war der Beichtvater des Kaisers — „einen von der Welt äußerlich abgestorbenen Mönch, konnte ich eher zu sprechen bekommen, als die in den Affairen und Wollüsten vertieften Magnaten dieses Hofes. — — — Als ich ihm Ew. Kurf. Durchlaucht Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer auseinandersetzte, gab er mir mit affektirter Erniedrigung seiner Person zur Antwort, daß er kein Mann von Welt, von Wissenschaft oder großem Rathe wäre und also darüber nicht urtheilen könne; indeß erbot er sich, Ew. Kurf. Durchl. zu Gefallen den Kaiser seines Gewissens zu erinnern und ihm die Schrift einzuhändigen." — In einem andern Briefe heißt es:

„Ich sagte dem Pater Hippolyt: es sei gewiß, daß derjenige, der sich rühme, er liebe Gott, und hasse seinen Nächsten, ein Lügner sei, und daß unter „Nächsten" „alle, die an Christum glauben", zu verstehen wären, wie die Parabel vom Samariter bezeuge. Er möchte also als wahrer Christ den so sehr gerühmten Glauben in den Werken der Liebe zeigen. Hierbei kratzte sich der Mönch hinter den Ohren, zog die Schulter und versicherte, daß er es nicht billige und noch weniger Ursache davon sei. Es geht bei ihm, wie bei allen Andern hier am Hofe, zu einem Ohr herein, zum andern hinaus."



Gesandtschaft aus Moskau und der Tatarei. Zeichnung von L. Burger.

Es ward jedoch am Kaiserhofe bei Behandlung dieser Angelegenheit ein besonderes Verfahren innegehalten. In dem Maße, äußeren Bedrängnissen gegenüber, die Noth am kaiserlichen Hofe stieg, in dem Maße wurde dem Kurfürsten Hoffnung auf die Ueberlassung der Herzogthümer gemacht; klärte sich der politische Himmel aber wieder auf, so lehnte man mit hochfahrender Miene jedes Zugeständniß ab. — So blieb denn das Erbe Brandenburgs im Besitz Oesterreichs.

In das Jahr 1680 fällt der Uebergang des Gebietes des ehemaligen Erzbisthums Magdeburg in den brandenburgisch-preußischen Staat.

Das kurz zuvor fast gänzlich unbeachtete Brandenburg hatte unter der Regierung Friedrich Wilhelm's mehr und mehr und von weither die Blicke des Auslandes auf sich gezogen. War an den Höfen der Fürsten irgend etwas Großes im Werke, so fragte man sich, was der Grand Electeur — mit diesem ausschließlich für ihn erfundenen Beinamen benannten die Franzosen den Kurfürsten — dazu sagen werde. Was hatte der Berliner Hof in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges einem Wallenstein, oder irgend einem andern kaiserlichen oder schwedischen General gegolten! Jetzt sah man häufig Diplomaten aus aller Herren Ländern zu gleicher Zeit hier verkehren. — Der Leser erinnert sich des Schreibens Oliver Cromwell's, in welchem derselbe der „auf dem ganzen Erdenrunde schon berühmten Tapferkeit und Tugend" des Kurfürsten, „der Geistesgröße und Standhaftigkeit desselben" seine Huldigung darbrachte. Nun erschienen gar Gesandtschaften aus Moskau und aus der Tatarei und brachten — jene vom Zaren Feodor Alexiewitsch, diese vom Tatarenkhan Murad Kiera — Geschenke und Freundschaftsversicherungen. (Vgl. Bild S. 613.)

Austreibung der Hugenotten. Doch nicht allein das Schicksal der Protestanten in Schlesien, auch das der Glaubensgenossen in anderen Ländern lag dem Kurfürsten beständig am Herzen. Durch die sogenannte „Pariser Bluthochzeit" in der Bartholomäusnacht (25. August 1572), hatte die Geistlichkeit und der Hof von Frankreich die Stimme der protestantischen Wahrheit zu ersticken und das weitere Umsichgreifen der neuen Lehre zu verhindern gesucht. Späterhin war den der Verfolgung entgangenen Hugenotten von dem wohlmeinenden Heinrich IV. durch das „Edikt von Nantes" (1598) freie Religionsübung zugesichert worden. Unter Ludwig XIV. begannen die Verfolgungen der Hugenotten, die seit dem Tode Heinrich's IV. freilich nie gänzlich geruht hatten, von Neuem. Vom 20. Oktober 1687 bis zum 19. Februar 1762 haben, wie neuerdings von dem französischen reformirten Pfarrer Athanase Coquerel in der Schrift „Forçats pour la foi" nachgewiesen worden ist, allein 29 reformirte Pfarrer ihre Standhaftigkeit mit dem Tode gebüßt! Nicht der Tod war das Furchtbarste, was der Wahnwitz der Herrscher und die Liebedienerei der Großen über die „Ketzer" verhängte: es gab noch schlimmere Qualen, die über die Hugenotten verhängt wurden. Viele wurden auf die Galeeren geschleppt, und dort ward ihnen die Gemeinschaft schnödester Verbrecher aufgezwungen. Dem Könige Ludwig XIV. verdankt die Welt die Einführung der berüchtigten „Dragonaden", eine Benennung, die von dem Stande der bewaffneten „Bekehrer", den Soldaten, die meist Dragoner waren, entlehnt ist. Diese verübten gegen die ihrem Glauben Treugebliebenen Grausamkeiten unerhörtester Art.

Vielfach wiederholte Mittel, eine Sinnesänderung oder doch den Schein einer solchen hervorzurufen, waren folgende: Man band die Opfer, das Gesicht nach unten, an einen Ziehbrunnen und ließ sie zu wiederholten Malen auf die Wasserfläche fallen. In die Kerker, in denen gefangene Protestanten saßen, warf man die Eingeweide geschlachteter Thiere. Viele verloren in den scheußlichen Pestgruben in kurzer Zeit Haare und Zähne. Eine andere ausgesuchte Qual für die Verfolgten bestand in der Beraubung des Schlafes durch Trommelschläge. Es ist geschehen, daß Unglückliche eine Stunde Schlafes mit 10, 20, 30 Thalern bezahlten. Ein Greis, lange auf diese Art gemartert, schwor endlich seinen Glauben ab. „Jetzt seid Ihr in Ruhe!" sagte der Prälat zu ihm, worauf jener seufzend erwiederte: „Ich erwarte nur noch Ruhe im Himmel; gebe Gott, daß meine Handlungsweise mir nicht die Pforten desselben auf ewig verschließt!" Noch in den Jahren 1754 und 1755 sind reformirte französische Geistliche ihres Glaubens wegen dem Galgen überliefert oder auf die Galeere geschmiedet worden. —

Freilich bestand das „Edikt von Nantes", welches freie Religionsübung gewährleistete, noch, Ludwig ließ sich jedoch von den Jesuiten verleiten, es förmlich aufzuheben. Nun blieb den bisher trotz allen Anfechtungen glaubenstreu gebliebenen Hugenotten nichts übrig, als in den Schoß der katholischen Kirche zurückzukehren, oder auszuwandern.

Aber wohin sollten die zur Auswanderung Entschlossenen ihren Wanderstab richten?

Welcher Fürst bot ihnen in seinem Lande gastliche Aufnahme?

Da erschien unter dem 29. Oktober 1685 der Aufruf des Kurfürsten, durch welchen ihnen in den brandenburgischen Staaten eine Zufluchtsstätte angeboten ward. In demselben ward auf die Verfolgungen und das harte Verfahren, „welches man seit einiger Zeit in Frankreich gegen die Reformirten ausgeübt“, hingewiesen. Dann hieß es: „Demnach fühlen Wir uns gedrungen, von einem gerechten Mitleiden für die Unglücklichen erfüllt, welche für das Evangelium und für die reine Lehre, die auch Wir bekennen, so Hartes dulden, ihnen unsere Staaten als eine sichere und freie Zufluchtsstätte zu öffnen.“ — Die Gesandten in Amsterdam, Frankfurt a. M. und Hamburg erhielten von Berlin aus die Weisung, die Auswanderer mit „Geld, Pässen und anderen Mitteln“ zu versehen.



Einwanderung der Hugenotten in Brandenburg. Zeichnung von Ludwig Burger.

„Im Fall in den Städten, Flecken und Dörfern“, befahl der Kurfürst weiterhin, „sich Gebäude, leere oder verlassene, finden, welche die zeitigen Eigenthümer nicht fähig sind, in gutem Stande zu erhalten, so sollen sie den daselbst sich niederlassenden Refugiés übergeben werden und ihnen und ihren Erben als Eigenthum gehören; wogegen Wir es übernehmen, die früheren Besitzer zu entschädigen, und sprechen sie von aller Verbindlichkeit los ... In allen Städten und Orten, wo sich geeignete Bauplätze finden, sollen diese, mit den dazu gehörigen Gärten, Wiesen und Weilern, den Einwanderern übergeben, das nöthige Baumaterial ihnen geliefert und eine Abgabefreiheit auf zehn Jahr ihnen bewilligt werden.“

Gegen 20,000 solcher Refugiés — welchen Namen die französischen Flüchtlinge in Brandenburg beibehielten — nach anderen Angaben eine bedeutend größere Zahl, fanden in den brandenburgischen Staaten eine neue Heimat. Von ihnen selbst ist es ausgesprochen worden, daß ihre Ankunft einem Empfange längst erwarteter Gäste geglichen habe.

Ludwig XIV. forderte durch seinen Gesandten von dem Kurfürsten wegen des von ihm gebrauchten Ausdrucks „harte Verfolgung" eine Erklärung. Friedrich Wilhelm gab sie ihm. „Er verstehe darunter", antwortete er, „jene Dragonaden, jenen Raub der Kinder, jene Verurtheilungen zur Galeere, zur Kerkerhaft, jene Bluttaten, Gräberentweihung und Kirchenschändung, welche gegen die Protestanten in Frankreich offenkundig verübt worden seien."

Von überaus wohlthätigen Folgen für die Gewerbsthätigkeit und das erwachende Fabrikwesen, vornehmlich für Berlins geistige wie materielle Interessen, erwies sich die Einwanderung der Hugenotten in Brandenburg. Ihrer 5000, meist gebildete und geschickte Leute, hatten in der Hauptstadt Aufnahme gefunden, unter ihnen 300 Weber und Manufakturisten in Seide und Wolle, 114 Kaufleute, 28 Gärtner, 29 Steinschleifer und Graveure und 32 Goldarbeiter. Seit 1686 entfaltete sich von Jahr zu Jahr immer in bedeutenderem Umfang das industrielle Leben Berlins. Allerdings fehlte dem erfreulichen Bilde leider auch die Kehrseite nicht. — Das brandenburgische Volk hatte sich länger als die meisten seiner Nachbarn von französischer Sitte und französischer Verderbtheit fern gehalten. Nun erfolgte durch Aufnahme der Hugenotten in die Mark hierin ein Umschwung der sich um so rascher und tiefer vollziehen konnte und mußte, als das neue französische Element namentlich in der Residenz einen verhältnißmäßig hohen Prozentsatz der Bevölkerung bildete. Zudem stand auch den eingewanderten Franzosen in ihrer großen Mehrzahl eine höhere geistige Bildung zur Seite, die ihnen alsbald die besten Gesellschaftskreise eröffnete und ihnen auch am kurfürstlichen Hofe eine bevorzugte Stellung verschaffte. — Die streng lutherische Geistlichkeit sah freilich die vertriebenen Franzosen schon als Reformirte nicht eben mit den freundlichsten Augen an und zog nun gegen die außerordentlich schnell, nicht nur am Hofe, sondern auch in den Kreisen der Bürgerschaft um sich greifende französische Mode mit Wort und Schrift zu Felde, und die gröbsten Schmähworte gegen ihre Anhänger wurden nicht gespart. — Doch auch andere einsichtige Männer suchten dem um sich greifenden Uebel zu steuern, je augenscheinlicher die freie Ungebundenheit der Sitte, die der Franzose durch natürliche Anmuth, Geist und Witz zu veredeln oder wenigstens zu verdecken verstand, bei den weniger zart besaiteten Märkern zu völliger Schamlosigkeit ausartete. Solche Gegenbestrebungen konnten unter den damals obwaltenden Verhältnissen freilich keinen Erfolg haben; die neue Mode griff weiter und immer weiter um sich, bis sie in ihrer höchsten Ausartung unter dem König Friedrich I. zur vollen Herrschaft gelangte.

Auch der Sache der unterdrückten Waldenser nahm sich der Schirmherr der Evangelischen an. In einem Schreiben an den Herzog von Savoyen beruft sich Friedrich Wilhelm auf das „Gesetz der Natur", welches älter und heiliger sei, als der Haß, der wegen der Verschiedenheit der religiösen Ansichten verfolge." Eindringlich spricht er „von dem Gewissen der Unglücklichen, dem keine menschliche Macht Zwang anthun könne, und über welches Gott allein die Herrschaft gebühre." — Er wendete sich zugleich an die Generalstaaten, forderte sie auf, ebenfalls ihren Einfluß für die Bedrängten aufzubieten, und wies „auf die schwere Rechenschaft hin, welche ihm und allen evangelischen Mächten von Gott abgefordert werde, wenn sie die heiligen Ueberbleibsel der selbst während der größten Finsterniß der Geister unverdunkelt gebliebenen Kirche Gottes (die Waldenser Gemeinden in Verzweiflung und Elend untergehen ließen."

Wie an die französischen Protestanten, erließ er auch an die Waldenser, als ihre Lage trotz seiner redlichen Bemühungen sich nicht besserte, einen Aufruf und gewährte 2000 heimatlosen Waldensern in der Altmark neue Wohnstätten.

Als in England der katholische Jakob II. zur Macht gelangt war, ließ er dort erklären, „er werde als ältestes und oberstes Haupt der reformirten Kirche, wenn etwa der dort bestehende kirchliche Zustand angetastet werden sollte, denselben zu schützen wissen." — Es gehörte Muth dazu, eine solche Sprache den katholischen Machthabern und besonders Ludwig XIV. gegenüber zu führen. Wenn daraus kriegerische Verwicklungen entstanden

wären, hätte der Kurfürst den Beistand des Kaisers unter keiner Bedingung zu erwarten gehabt, und ein Kriegszug Frankreichs wäre zugleich eine Aufforderung für Schweden und Polen gewesen, sich Genugthuung zu verschaffen. Das Bewußtsein, einer Sache zu dienen, die volle Hingebung verlangt, verlieh ihm den Muth zu seinem entschiedenen Verhalten. Seine Haltung in der kirchlichen Frage erinnert mehr als Anderes an das schöne Wort von L. Ranke über ihn: „Das Regieren war ihm kein Geschäft, sondern das eigene Leben."

Versuche zur Herbeiführung eines „theologischen Landfriedens".

Aus dem Angeführten ist zu ersehen, daß Friedrich Wilhelm einen Glauben hatte, der Berge zu versetzen, das heißt: dem gewöhnlichen Blicke unmöglich Scheinendes auszuführen vermochte. Das Wort aus dem Psalm 143, 6: „Herr, thue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll", das der vierzehnjährige Kurprinz einem jungen Freunde in das Stammbuch geschrieben hatte, blieb sein tägliches Gebet bis an sein Lebensende. Als nach dem Tode des Königs Kasimir polnische Adelsherren in Berlin erschienen und sich anboten, für seine Erhebung auf den Thron des Sarmatenreiches zu wirken, falls er verspreche, das katholische Glaubensbekenntniß anzunehmen, antwortete er: er sei von der Wahrheit der evangelischen Lehre so durchdrungen, daß er um solchen Preis sogar die Kaiserkrone ausschlagen würde. „Wie könnten die Polen mich achten", fügte er hinzu, „wenn ich um irdischen Vortheils willen an meiner Seele und meiner Ehre Schaden leiden wollte!" —

Sein Leben lag offen da vor den Augen der Zeitgenossen; man sollte meinen, es müßte in ihm ein Jeder einen echten Bekenner der Lehre Jesu erkannt haben. Und doch war dem nicht so. Er blieb, trotz seines christlichen Lebenswandels, in den Augen der meisten lutherischen Geistlichen ein „reformirter Ketzer". Im Herzogthum Preußen, wo die ihm abgeneigte Geistlichkeit es durchgesetzt, daß sowol seinem Vater wie seinem Großvater nichts Weiteres als ein „reformirter Hausgottesdienst" gestattet worden, hatte man gelegentlich der Ständeversammlung im J. 1661 — und gerade von Seiten der lutherischen Geistlichen — den Versuch gemacht, die reformirte Konfession ausdrücklich als eine „verbotene" zu bezeichnen!

Das feindselige Verhalten der Konfessionen gegen einander bereitete dem Kurfürsten schwere Tage. In den ersten Jahren seiner Regierung war, angeregt durch den wohlmeinenden König Wladislaw IV. von Polen, zu Thorn der Versuch gemacht worden, den Frieden zwischen Katholiken und Protestanten herzustellen. Der leidenschaftliche Eifer der preußischen Lutheraner gegen die Reformirten aber hatte es nicht einmal zum Frieden zwischen den beiden evangelischen Konfessionen kommen lassen, so daß natürlich auch von einer Einigung zwischen Protestanten und Katholiken nicht die Rede sein konnte. — Ein in Kassel unternommener ähnlicher Versuch, ein besseres Einvernehmen zwischen den Anhängern Luther's und denen Calvin's herbeizuführen, hatte dagegen zu einem günstigeren Ergebniß geführt, insofern wenigstens die persönliche Gegnerschaft zwischen den dortigen lutherischen und reformirten Geistlichen in etwas gemildert worden war.

In Brandenburg jedoch war, wie in Preußen, die Haltung der Lutheraner den Reformirten gegenüber bisher immer eine gleich schroffe geblieben. Der Kurfürst hatte unter Anderm die Verordnung seines Vaters, „von nun an Keinem, der sein Kind ohne Teufelsaustreibung zu taufen begehre, dasselbe zu versagen", da lutherische Geistliche vielfach derselben entgegenhandelten, neu eingeschärft. Als Pfarrer Fink in Prenzlau von der Kanzel herab diese Verordnung in bitterster Weise angriff, erließ der Kurfürst eine neue Verordnung, in der es heißt: „Uns ist es niemals in den Sinn gekommen, des Altars, des Meßgewandes, der Oblaten oder des Brotbrechens halber das Geringste zu verändern oder den Unterthanen aufzudrängen, sondern wir haben den beharrlichen Willen gehabt und haben ihn auch noch, einem Jeden die Freiheit seines Gewissens zu gönnen. Unser Herr Jesus Christus hat von Teufelsbeschwörungen bei der Taufe nichts gewußt, so die da getauft werden sollen, allein mit Wasser im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zu

taufen befohlen." — Der Schluß lautet: „Es ziemt dem Fink nach seinen grauen Haaren gar nicht, daß er stracks auf die Kanzel läuft, Allarm bläst, ja Feuer ausspeien will." —

„Die Freiheit des Gewissens einem Jeden zu gönnen", was schon Sigismund, der Großvater Friedrich Wilhelm's, als eine Forderung echt christlicher Gesinnung bezeichnet hatte, das war es eben, was den lutherischen Geistlichen in ihrer Mehrzahl als ein heidnischer Greuel erschien. Von dem Gewissenszwange der katholischen Kirche frei geworden, wollten sie einen solchen jetzt selbst üben und innerhalb der durch so schwere Kämpfe befreiten Kirche ein neues papiernes Papstthum aufrichten. Dies zu verhindern, lag gerade in der Mission des Hohenzollernhauses, und die Erkenntniß hiervon wird sich je länger je mehr in immer weiteren Kreisen in- und außerhalb des Vaterlandes Bahn brechen. — Den Juden war in diesem Sinne allgemeiner Gleichberechtigung in Glaubenssachen die Erlaubniß zur Einwanderung in Brandenburg wieder ertheilt worden; selbst verdächtigen Sekten, wie den Socianern, gewährte der Kurfürst Duldung, sofern sie sich eines christlichen Wandels befleißigten; unter seinen Kammerpagen befand sich ein Katholik.

Die Versuche, Frieden auf dem kirchlichen Gebiete zu stiften, die Sigismund und Georg Wilhelm gemacht hatten, waren nicht durchgreifender Art gewesen: „diese Fürsten hatten nur in dem niederdrückenden Gefühle des Zwiespaltes gelebt, der von den Kanzeln unterhalten wurde, ohne ihn überwinden zu können." Friedrich Wilhelm faßte nun ernstlich das Werk an, den „theologischen Landfrieden" herzustellen. Dem in Kassel gegebenen Beispiele folgend, beschloß auch er, einen Versuch zur Einigung der beiden sich befehdenden evangelischen Kirchenparteien zu machen. — Da in diese Angelegenheit auch der berühmte Liederdichter Paul Gerhard verflochten ward, so möge zunächst über ihn ein Wort gesagt sein.

Paul Gerhard, 1606 zu Gräfenhainichen in Sachsen geboren, studirte zu Wittenberg Gottesgelahrtheit. Im Jahre 1651 wurde er von Berlin aus, wo er sich persönlich um eine Anstellung beworben hatte, zum Propst in Mittenwalde ernannt. Schon damals stand er als Dichter geistlicher Lieder gefeiert da, wie unter Anderm aus einem Urtheil des Dr. Feusting, eines Zeitgenossen von ihm, zu ersehen ist. „Seine Reime sind schriftmäßig", sagt er, „die Meinung klar und verständig, die meisten Melodien nach unseres unvergleichlichen Lutheri und anderer alten Meistersänger Tone lieblich und herzlich, in Summa: Alles ist tröstlich und herrlich."

Wie Luther's Lieder aus dem Drange der Zeit hervorgegangen waren, so auch Gerhard's. Die Lieder Luther's aus der ersten Zeit waren gleichsam Schlachthymnen, welche Streiter erweckten und sie in den Kampf gegen das Papstthum führten, die späteren dagegen Jubellieder, in denen sich der Dank für den errungenen Sieg aussprach. Mit Gerhard's geistlichen Dichtungen war es insofern ein Anderes, weil die Zeit eine andere geworden war. Unter den trostlosen Zuständen, während und nach Ausgang des langen Krieges, erhob sich das fromme Gemüth mit neuem Vertrauen im Glauben zu Gott, dem Allweisen, empor. Was Millionen in jener drangvollen Zeit empfanden — der fromme Dichter sprach es aus in seinen Liedern, deren liebliche Form sich über den Ungeschmack und die Roheit der damaligen Zeit weit erhebt, und denen insgesammt der wahrhaft christliche Gedanke zu Grunde liegt: „Halte am Vertrauen zu Gott fest! Oftmals sind dessen Wege deinem Auge zwar verborgen, dessen Liebe begleitet dich aber von der Stunde der Geburt bis zum Grabe!" — Und wie diese Lieder in jener Zeit unzählige Gebeugte stärkten und wieder aufrichteten, so wirkten sie auch weiterhin, und sie wirken heut noch mit Segen. Mit ihnen nährte Schiller's Mutter das jugendliche Gemüth ihres Sohnes, der namentlich das Lied „Nun ruhen alle Wälder" liebgewann. — Wer kennt nicht aus Maßmann's Gedichte die Strophe:

„„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt —""
Wem hat auf schwankem Stege
Dies Lied nicht Muth geschenkt?

„„O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz und voller Hohn! —""
Wem gab in bangen Stunden
Nicht Trost dies Lied vom Sohn?

„„Wach' auf, mein Herz, und singe"",
Singt froh der rüst'ge Mann,
Daß sich der Geist aufschwinge
Frühmorgens himmelan.
„„Nun ruhen alle Wälder —""
O sanfte Liebesmacht,
Wenn sich auf Stadt und Felder
Gelagert stille Nacht!
Wer kann sie alle nennen,
Die Lieder, die noch heut
Gleich lichten Flammen brennen,
Paul Gerhard's Trost und Freud'?

Im Jahre 1657 ward Paul Gerhard als Diakonus an die St. Nikolaikirche zu Berlin berufen. Fünf Jahre später fällt der Versuch des Kurfürsten, eine Einigung zwischen Lutheranern und Reformirten anzubahnen.

Die „Liebesgespräche". In Wittenberg ward das schwere theologische Geschütz gegossen, mit dem die lutherische Geistlichkeit sich unaufhörlich abmühte, Bresche in die reformirte Kirche zu schießen. Der Kurfürst sah sich endlich, um dem Unwesen zu steuern, genöthigt, eine Verordnung für sein eigenes Land zu erlassen, worin es heißt: „Darum so ordnen und setzen Wir, kraft dieses aus landesfürstlicher Macht, Hoheit und Gewalt, auch aus höchster Nothwendigkeit, und wollen, meinen es auch ernstlich, daß alle und jeder Unserer Unterthanen von Prälaten, Grafen, Herren, Adel und Städte hinführo keinen der Ihrigen mehr auf die vorgedachte Universität Wittenberg, um daselbst Theologiam oder Philosophiam zu studiren, schicken."



Paul Gerhard.

Hierauf berief er eine Anzahl von lutherischen und reformirten Geistlichen zu einer Berathung. Der auf den Zusammentritt derselben sich beziehende Erlaß enthält die beherzigenswerthesten Wahrheiten. Der Kurfürst erinnerte daran, daß die ersten christlichen Kaiser, welche in der Kirchengeschichte wegen ihrer Gottesfurcht gerühmt würden, Ungleichheit in der Religion ihrer Unterthanen nicht durch Gewissenszwang, sondern durch Vergleich auf Kirchenversammlungen und andere friedliche Mittel zu schlichten gesucht und die Abweichenden zur Duldung und Bescheidenheit und zur Erhaltung des Friedens angehalten hätten. So habe auch sein Großvater Sigismund im J. 1614 das unnöthige Gezänk auf den Kanzeln untersagt. Er habe nun erfahren, daß nur Wenige obiges Edikt in Acht nähmen, dagegen die Freiheit des Gewissens und Gottesdienstes auf Zanksucht und Verdammen der Reformirten deuteten, ja gegen andersglaubende evangelische Mitchristen mehr eiferten, als gegen Wucherer, Trunkenbolde und andere Sünder, und die Zuhörer, die das nicht immer begriffen, in den Streit zögen, die Lehre vom gottseligen Leben und die zur Seligkeit nöthigen, von beiden Theilen anerkannten Glaubens- und Lebenslehren hintansetzten, viel von Menschen-, wenig von Gotteswort handelten und aus Privatauslegungen einzelner Stellen der heiligen Schrift sofort Kirchenlehren bildeten. Er sprach es ferner als seinen innigen Wunsch aus, es bei den Geistlichen des Landes dahin zu bringen, „daß das unchristliche Verketzern, Lästern und Verdammen eingestellt, hingegen das wahre Christenthum und die Uebung der wahren Gottseligkeit den Zuhörern ins Herz gepredigt werden möchte."

Der würdige Otto von Schwerin wurde vom Kurfürsten zum Vorsitzenden der Versammlung von Geistlichen ernannt, deren Berathungen der treffliche Fürst, um schon durch den Namen zu erkennen zu geben, von welcher Absicht er beseelt sei, „Liebesgespräche" nannte.

Auf beiden Seiten hatte man Abgeordnete gewählt. Von Seiten der lutherischen Geistlichen war nicht, wie man hätte erwarten sollen, Paul Gerhard, sondern der Licentiat Reinhardt, einer der heftigsten Eiferer gegen die Reformirten, zu den Verhandlungen

gesandt worden. Eine solche Wahl gewährte nur geringe Hoffnung, daß die Lutherischen den weisen Absichten des Kurfürsten entgegenkommen würden.

Was halfen Schwerin's bewegliche Worte? Die lutherischen Geistlichen wollten von einer Einigung von vornherein nichts wissen. Reinhardt griff die Reformirten in giftiger Weise an, und statt der Liebesgespräche vernahm man bald nichts als Kriegsgeschrei. Aufgefordert, endlich ihre Meinung kurz und bündig auszusprechen, gaben die Lutherischen folgende Erklärung ab: „Glaubenssätzen, die in der heiligen Schrift ganz deutlich ausgedrückt sind, standhaft zu widersprechen, ist verdammlich; wer solcher Sünde sich theilhaftig macht, ist gleichfalls verdammlich; mit einem solchen darf man sich in keine Gemeinschaft einlassen; nur ist es erlaubt, für ihn zu beten, daß Gott ihn von seinem Irrthum befreie, damit er nicht verdammt werde." Damit war der wohlgemeinte Versuch des Kurfürsten, auf dem Wege freier Vereinbarung Frieden unter beiden Konfessionen herzustellen, gescheitert. Des Kurfürsten Ueberzeugung aber, daß sein Staat bestimmt sei, nach und nach alle christlichen Bekenntnisse unter sein schützendes Dach aufzunehmen, war dadurch keineswegs erschüttert worden. Jetzt galt es: Gewissen gegen Gewissen in die Schranken zu führen. Die lutherischen Geistlichen meinten, ihr Gewissen sträube sich gegen eine friedliche Vereinigung; dem Kurfürsten sagte sein Gewissen: Das Lästern von den Kanzeln errege nicht christliches Leben in der Gemeinde, sondern unchristliche Leidenschaften, daher sei es Pflicht des Landesherrn, hiergegen mit Ernst aufzutreten. So erfolgte unter dem 16. September 1664 eine Verordnung, in der Friedrich Wilhelm aufs Strengste gebot, „sich gegenseitig aller anzüglichen Beinamen zu enthalten und dem andern Theile keine ungereimte und gottlose Behauptungen aufzubürden, die von ihm nicht anerkannt, sondern nur durch Konsequenzmacherei aus den Dogmen abgeleitet würden."

Zugleich erging an die Geistlichen die Aufforderung, sich durch Unterzeichnung eines Reverses zur Erfüllung dieses Gebots zu verpflichten. Diese Maßregel rief unter den lutherischen Geistlichen große Bestürzung hervor, während sie bei den Geistlichen der reformirten Kirche fast ungetheilten Beifall fand. Die meisten unter den Ersteren hatten sich nur zu sehr daran gewöhnt, den alten Streit von den Kanzeln herab zu führen; ihr theologischer Gesichtskreis bewegte sich meist in Stich- und Schlagwörtern, die ihrer nun so lange schon geübten Kampfesweise entsprachen, so daß sie im ersten Augenblicke nicht wußten, worüber sie nun predigen sollten. Ueberdies begannen sie zu fürchten, daß ihre Predigten, wenn sie der Würze des heftigen Eifers entbehrten, ihren Gemeinden schal und nüchtern erscheinen könnten. Der wahrhafte Zweck der Predigt, die Gemeinde andachtsvoll zu Gott zu erheben und in sich die Liebe zu ihm und den Mitbrüdern zu erneuern, war den Eiferern und den irregeleiteten Hörern jener Zeit fast gänzlich abhanden gekommen.

Der edle Johann Valentin Andreä, von welchem Herder sagt, daß er seiner Zeit wie eine Rose unter Dornen geblüht, und der im Jahre 1654 als Prälat in Stuttgart gestorben ist, kennzeichnet diese Eiferer vortrefflich mit folgenden Worten: „Sie wollen lieber die Dreieinigkeit erkennen, als anbeten, lieber die Gegenwart Christi beweisen, als ihn zu jeder Zeit und an jedem Ort verehren, lieber Reue über die Sünden beschreiben, als sie selbst in sich fühlen, lieber das Verdienst der Werke herabsetzen, als gute Werke thun, und öfter die heiligen Bücher durchblättern, als sich mit Uebung der christlichen Liebe beschäftigen."

Jedoch gab es auch Männer besseren Sinnes unter den lutherischen Geistlichen, die durch die kurfürstliche Verordnung zu Bedenken anderer Art erregt wurden, und unter diesen steht oben an — Paul Gerhard, der jedoch gleichfalls zu den wenigen Geistlichen gehörte, welche den Revers zu unterzeichnen sich weigerten, da nach seiner und seiner Freunde Auffassung durch jene Verordnung die Freiheit der christlichen Lehre in bedenklicher Weise beeinträchtigt ward.

Diese Religionsstreitigkeiten hatten natürlich das ganze Land in große Aufregung versetzt. Zur Beruhigung der Gemüther erließ daher der Kurfürst eine Erklärung über die

Nothwendigkeit seines Verfahrens, in der sich folgende Stelle findet: „Und dahin sind auch alle in Religionssachen erlassene Edicta gemeinet gewesen, nicht aber eine Religionsmengerei einzuführen, viel weniger Jemand wider sein Gewissen etwas zu glauben aufzudringen, oder die in diesen Landen üblichen Gottesdienste und der Lutherischen Religions-Exercitia zu verhindern oder zu verändern, sondern weil es die Erfahrung bezeuget, daß gleich wie der Satan kein schädlicheres Gift in die Lande ausgießen kann, als wenn er bei ungleicher Religion Anlaß nimmt, zwischen Obrigkeit und Unterthanen, zwischen Bürger und Mitbürger Mißtrauen, Bitterkeit und Haß einzupflanzen, also ihm auch solche Bosheit am ersten gelinget, wenn Lehrer und Prediger nicht allein ihre Meinungen, so gut sie können, behaupten, und was sie für irrig halten, verneinen, sondern auch die Dissentirenden mit anzüglichen Namen verlästern, ihre Lehre verkehren, aus ihr abscheuliche Dinge folgern u. s. w." — „Hingegen dieselbe Erfahrung nebst der heiligen Schrift auch bezeuget, daß, wo Sanftmuth, Bescheidenheit und Aufrichtigkeit gebrauchet und die streitigen Fragen ohne falsche Beschuldigungen und Lästerungen in der Furcht Gottes und in der Liebe erörtert werden, alsdann die Herzen disponiret, zubereitet und gleichsam geöffnet werden, damit endlich die göttliche Wahrheit, sie möge sein, bei welchem Theil sie wolle, überall Platz finde und gekannt werde."

Paul Gerhard's Amtsentsetzung. Als von Paul Gerhard die Unterschrift des oben besprochenen Reverses ausblieb, sah sich das Konsistorium genöthigt, ihm anzuzeigen, daß bei fortgesetzter Weigerung, wie es aus gleichem Grunde in Betreff des Archidiakonus Reinhardt und des Propstes Lilius bereits geschehen sei, auf Amtsentsetzung erkannt werden müsse. Es wurden ihm indeß noch acht Tage Bedenkzeit gewährt. Paul Gerhard erklärte aber sofort, „er habe Alles längst bedacht und werde sich wol nicht ändern."

Unter den Mitgliedern der St. Nikolaigemeinde erregte die Gefahr, die über dem Haupte ihres theuren Seelsorgers schwebte, die größte Bestürzung. Sie wandten sich an den Magistrat, und dieser reichte eine Vorstellung beim Kurfürsten ein, in der er aussprach, „Gerhard habe nie der reformirten Religion gedacht, noch weniger gegen sie geeifert; er habe einen untadelhaften Wandel geführt, ohne irgend Jemand Aergerniß zu geben, so daß ja auch der Kurfürst kein Bedenken getragen habe, seine Lieder in das Märkische Gesangbuch von 1658 aufnehmen zu lassen." Dem Kurfürsten war jedoch von anderer Seite Paul Gerhard als widersetzlich geschildert worden; auch verdroß ihn die ihm gemachte wahrheitsgetreue Mittheilung, Gerhard habe die bei den „Liebesgesprächen" betheiligten lutherischen Geistlichen aufs Eifrigste ermahnt, in keinem Falle nachzugeben, ja er sei sogar Mitverfasser der schroffen Erklärung derselben. Hierdurch aufgebracht, bestand der Kurfürst „auf den Revers aus guten Gründen". — Nun erfolgten neue Schreiben der Gewerke an den Magistrat und des Magistrats und der Stände an den Kurfürsten. Offenbar wünschte der Kurfürst selbst, Paul Gerhard in seinem Amte zu erhalten; denn er sandte seinen Sekretär zu ihm und ließ ihm sagen, er verzichte auf seine Unterschrift, indem er die Ueberzeugung hege, daß er, Paul Gerhard, auch ohne dieselbe der erlassenen Verordnung nachkommen werde.

Paul Gerhard hätte demnach die Kanzel wieder besteigen können. Er that es aber nicht. Ihm erschien es, als ob er durch einen solchen Schritt dennoch sein Gewissen beschwere, da er ja, auch ohne ausdrückliche Unterzeichnung, dann der Verpflichtung sich zu unterziehen habe, dem Sinne der Verordnung gemäß zu verfahren und sein Amt zu führen.

Hierauf erging (4. Februar 1667) an den Magistrat folgender Erlaß: „Wenn der Prediger Paul Gerhard das ihm von mir gnädigst wieder erlaubte Amt nicht wieder betreten will, welches er denn vor dem höchsten Gott zu verantworten haben wird, so wird der Magistrat ehestens einige andere friedliebende, geschickte Leute zur Ablegung der Probepredigt einladen, aber selbige nicht eher berufen, bis mir von deren Eigenschaften Bericht erstattet ist." Auch aus diesem Schreiben geht deutlich hervor, daß es immer noch des Kurfürsten lebhafter Wunsch war, den gefeierten Prediger, dessen Lieder auch ihm vielfach Trost und Ermuthigung auf seiner Lebensbahn gewährt hatten, der Gemeinde zu erhalten.

Damit war die Sache abgethan. Paul Gerhard bestieg die Kanzel von St. Nikolai nicht mehr, und der Magistrat mußte sich entschließen, die Wahl eines andern Predigers einzuleiten. Gleichwol drängte der Kurfürst nicht, vielleicht weil er auch jetzt noch auf ein Einlenken Paul Gerhard's hoffte; dieser bezog auch das Beichtgeld und andere Einkünfte der Kirche, bis er zwei Jahr später von Lübben her die Aufforderung erhielt, dort eine Anstellung anzunehmen. Wenn man sich vergegenwärtigt, in welcher Weise der Kurfürst sonst Männern entgegenzutreten pflegte, die seinen Anordnungen widerstanden, so kann man das Verfahren, das er gegen Paul Gerhard innehielt, nur als ein ungewöhnlich rücksichtsvolles bezeichnen. — In Lübben, das damals dem Herzoge von Sachsen-Weißenfels gehörte, wirkte Paul Gerhard segensreich noch bis zum Jahre 1676.

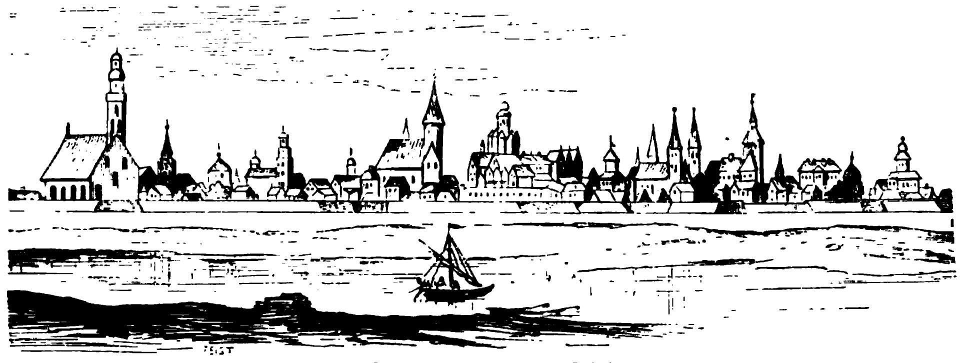
Die geschäftige Sage hat die geschichtliche Wahrheit dieser Vorgänge verdunkelt. Nach dem bekannten Gedichte „Paul Gerhard" von Schmidt zu Lübeck ist der Liederdichter nebst Weib und Kind vom Kurfürsten in tyrannischer Weise in die Verbannung getrieben worden. In der höchsten Noth nun habe er, zu seinem und seiner tief betrübten Gattin Troste, wie es in der Dichtung weiter heißt, das Lied „Befiehl du deine Wege" gedichtet, nach dessen Vollendung plötzlich, einem Engel des Himmels gleich, ein Bote aus Sachsen bei ihm mit der frohen Kunde eingetroffen sei, der Herzog lasse ihm verkünden, daß er bereit sei, ihm alles Verlorene dreifach zu ersetzen. — Von anderer Seite ist ferner behauptet worden, Paul Gerhard habe das Lied „Ist Gott für mich" während seines Umherirrens gedichtet. In demselben kommt die Strophe vor:

„Kein Hungern und kein Dürsten,
Kein' Armuth und kein' Pein,
Kein Zorn des großen Fürsten
Soll mir ein' Hind'rung sein."

Die Stelle „Kein Zorn des großen Fürsten" ist nun auf den Kurfürsten bezogen worden, während damit doch der Teufel gemeint ist. — Beide Lieder lebten ja schon manches Jahr vor Abhaltung der Liebesgespräche in dem Munde des Volkes, ja sie lagen bereits auch um jene Zeit gedruckt vor. Damit fällt nicht nur die zuletzt bezeichnete Deutung, sondern es verliert auch obige dichterische Darstellung vollständig ihren Grund und Boden, und es tritt, ähnlich wie bei anderen Sagen, auch bei dieser dem Gedichte zu Grunde liegenden Sage die Wahrnehmung hervor, wie der dichtende Volksgeist allezeit bemüht ist, erhabene Naturen durch poetische Ausschmückung ihres Lebens zu verherrlichen, wobei er freilich in Bezug auf die Wahl des Schmuckes bisweilen fehl greift.

Vergessen wir nicht: Paul Gerhard nach seinem Bekenntnisse, in dem vorherrschend sein Verstand sprach, gehörte der sich abschließenden, der übrigen Christenheit sich schroff entgegen stellenden lutherischen Kirche an; Paul Gerhard nach seinen Liedern, in denen seine ganze Seele sprach, gehörte der vereinten evangelischen Kirche an, zu welcher der Kurfürst den Grund legen half, und die später in der „Union" von 1817 auch äußerlich ihren Ausdruck fand; gerade Gerhard's Lieder haben diese Vereinigung fortgesetzt gefördert.

Das Volksschulwesen betreffend, heißt es in einer Verordnung: „Weil die Alten zur Förderung der christlichen Religion gemeinlich bei einer jeden Kirche oder sonst an gelegenen Orten in Städten eine Schule verordnet und aufgerichtet, in welcher die Jugend und Kinder, nachdem sie dem Herrn Christo durch die heilige Taufe eingeleibt worden, in guten Künsten und dem Catechismo, auch wahrer Religion sind unterwiesen worden, so ordnen und wollen Wir, daß Unser Consistorium und Visitatores auf die Schulen, und was denen anhängig, genau Achtung geben und Erkundigungen anstellen, wie viel Classes darin auszutheilen, von den Stunden in den Schulen, was und auf welche Weise in jeder Stunde in einer jeden Klasse gelesen werden solle, wie zuvörderst die Furcht Gottes bei den Kindern zu pflanzen." Leider verhinderte der leidige Glaubensstreit die Ausführung dieser wichtigen Verordnung. Sie ward jedoch von den Nachfolgern, die des großen Ahnherrn weise Absichten zu würdigen wußten, als ein heiliges Vermächtniß betrachtet und bereitete nachträglich noch Segen.



Berlin zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Aufblühen der Stadt Berlin.

Wie im ganzen Lande, so wirkte der Kurfürst auch in Berlin in wahrhaft schöpferischer Weise. Um dies würdigen zu können, ist es zunächst nöthig, ein Bild von Berlin zu gewinnen, wie der Kurfürst dasselbe bei seinem Regierungsantritte vorfand.

Es sei von vornherein in Erinnerung gebracht, daß Berlin ursprünglich aus zwei Städten, der „Altstadt Berlin" und „Cöln an der Spree", bestand. In älterer Zeit waren diese beiden Städte nur durch den Mühlendamm, einen über die Mühlengerinne führenden und mit unansehnlichen Buden besetzten Bohlengang, verbunden; weiterhin, als sie sich über eine gemeinschaftliche Verfassung geeinigt hatten und der Name „Berlin" für beide Städte als gemeinsame Bezeichnung in Gebrauch zu kommen begann, wurde zwischen ihnen durch den Bau der „Langen Brücke" eine neue Verbindung hergestellt. Das auf dem linken Spreeufer gelegene Schloß gehörte in den Bezirk von Cöln, und lange noch wurden kurfürstliche Schreiben als von „Cöln an der Spree" ausgehend bezeichnet.

Sehen wir uns zunächst nun das Berlin der damaligen Zeit an. Die Stadt trug beim Ausgang des jahrzehntlangen Kampfes, wie es ja auch nicht anders sein konnte, den Stempel der Verkommenheit des Landes an sich. Die Einwohnerzahl war von 12,000 auf 6500 gesunken, mehr als der vierte Theil der Häuser stand leer, die Schrecken des Krieges hatten die Bewohner dahingerafft, oder sie waren, da sie die Haussteuer und andere Abgaben nicht zu zahlen vermochten, „ins Elend" gegangen und auswärts verkommen. Einzelnen Häusern sah man es noch an, daß Berlin bessere Tage gekannt hatte; jetzt waren auch sie äußerlich wie innerlich vernachlässigt. Wer konnte Lust haben, heute Hand an die Beseitigung baulicher Mängel zu legen, da vielleicht morgen schon die Gefahr drohte, von Haus und Hof vertrieben zu werden? Die meisten Häuser waren Holzbauten mit Rauchfängen von Lehm oder Holz. Zwischen ihnen standen elende, kümmerlich mit Stroh oder Rohr bedeckte Lehmhütten. Nur wenige Straßen waren, und zwar nur in der Mitte, gepflastert, doch konnte seit Jahrzehnten an eine Nachbesserung nicht gedacht werden. Viele Bürger hatten, um ihren Schweinen das Ergehen und Wühlen auf den Straßen leichter ausführbar zu machen, die Ställe derselben nach der Straße hinaus angebracht; neben den Ställen sah man die Düngerhaufen aufgethürmt, die Straßen waren Ablagerungsorte für Kehricht und alle sonstige Art von Unrath. Zieht man nun noch in Betracht, daß die den Dorfbrunnen gleichenden Ziehbrunnen auf den Plätzen meist verschlammt, die Brücken, weil baufällig, für schwere Wagen nicht passirbar und die Abzugskanäle durch das Hineinschütten von Kehricht verstopft waren, so läßt sich ermessen, wie schwierig der Straßenverkehr erst bei Regenzeiten gewesen sein mag, und welch üble Gerüche die Luft verpestet haben mögen. Straßenlaternen gab es nicht, daher der ruhige Bürger zur Nachtzeit gern die Straßen mied.

In den Vorstädten sah es begreiflich nicht besser aus.

Der Gartenbau war zurückgegangen, namentlich der Weinbau. Es gab zu dieser Zeit nur noch fünf Weinberge in beiden Städten, während man ein halbes Jahrhundert vorher in Cöln allein 22, in Berlin sogar 74 Weinberge zählte. Jedem Weinbergbesitzer, der, wenn er den Wein für den Verkauf kelterte, „Weinmeister“ genannt ward, stand das Recht des Ausschanks zu. — Daß der brandenburger Wein besser gewesen sei, als der heutige Grünberger es ist, wird wol nicht zu vermuthen sein und geglaubt werden; da jedoch auch die Bienenzucht in bedeutendem Umfange in Brandenburg betrieben wurde, so hatte man das Mittel bei der Hand, den Wein zu versüßen. Auch wurde er vielfach gewürzt.



Blick auf das Schloß von der Langen Brücke.

„Würzwein“, namentlich eine Art, Claret genannt, war lange ein sehr beliebtes Getränk, und man hielt es als der Gesundheit ganz besonders für zuträglich, kurz vor dem Schlafengehen einen Becher warmen Würzweins zu trinken. Dieses Glaubens war auch Kurfürst Georg Wilhelm, der sich, ohne einen solchen „Schlaftrunk“ eingenommen zu haben, nie niederlegte.



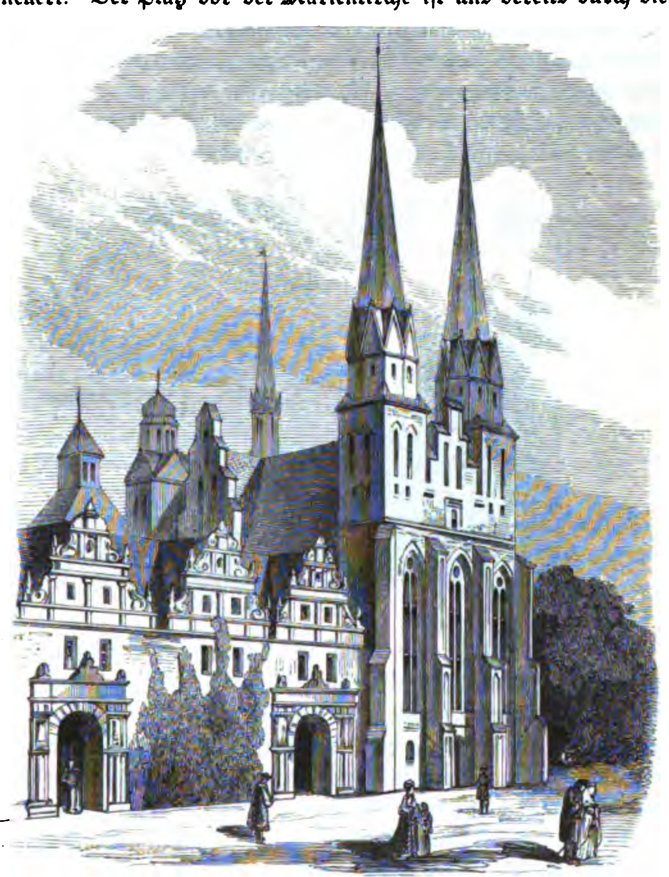
Vorhof des kurfürstlichen Schlosses.

Der Branntwein hat das Seine dazu beigetragen, den Wein verdrängen zu helfen. Als er in Polen, Schweden und Norwegen in Aufnahme gekommen war, ließ die Ausfuhr von Wein aus Brandenburg dahin sehr nach. Aber das Meiste zum Verfall des märkischen Weinbaues hat der Dreißigjährige Krieg gethan. Heut erinnern an die „Weinmeister“ und den Berliner Weinbau nur noch die „Weinmeisterstraße“ und der „Wollank'sche Weinberg“.

Dem Schlosse, das sich ebenfalls in dem Zustande des Verfalls befand, werden wir weiter unten eine besondere Betrachtung widmen. Halten wir jetzt von ihm aus Umschau über die damalige Stadt. Nach dem Osten zu, jenseit der Spree, die hier noch nicht durch

Einschälungen verengert war, sah man an der Stelle der heutigen Burgstraße einen Sumpf, einzelne auf Pfählen gebaute Hinterhäuser der Heiligen Geiststraße und auf einer trockenen Stelle eine Reihe von Tuchrahmen der Wollenweber. Ueber den Häusern ragten vier Kirchen empor: genau gegenüber der Ostseite des Schlosses die Heilige Geistkirche, deren baufälliger Thurm später abgetragen wurde, und die Marienkirche am Neuen Markt, etwas mehr nach rechts die ehemalige Franziskanerkirche oder die Kirche des „Grauen Klosters" und in südöstlicher Richtung vom Schloß die Nikolaikirche.

Wir fügen hier über diese der Altstadt Berlin angehörigen Kirchen ein Wort hinzu. Die Marienkirche und die Nikolaikirche, im dreizehnten Jahrhundert erbaut, wurden später nach Bränden mehrfach erneuert. Der Platz vor der Marienkirche ist uns bereits durch die Schilderung auf S. 282 bekannt; hier fielen im Jahre 1510 einem gräßlichen Wahn 37 Juden zum Opfer.



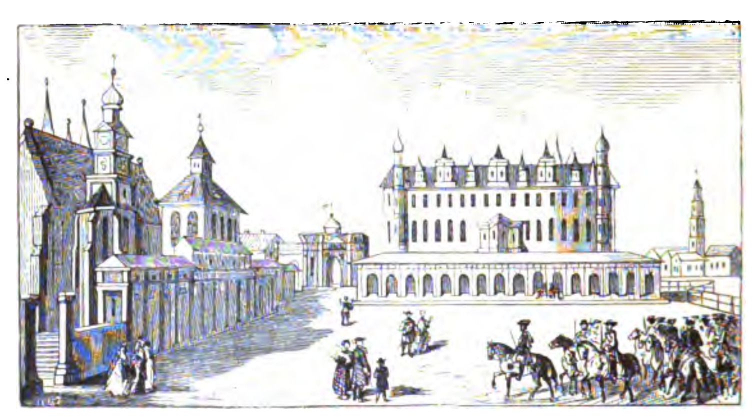
Domkirche.

Vor der Kirche stand auch das steinerne Kreuz, das die Berliner zur Sühne für den von ihnen an dem Propst Nikolaus von Bernau verübten Mord hatten errichten müssen. Als später vor und neben der Kirche Häuser gebaut wurden, erhielt das Kreuz seinen Platz dicht neben der Kirchenmauer, den es heute noch inne hat. Aelter noch als die Marienkirche und die Nikolaikirche ist das im gothischen Stil erbaute „Graue Kloster" mit seiner Kirche. Hier bot Tetzel im Jahre 1517 seine Ablaßzettel aus, was die Franziskanermönche, wenn es ihnen möglich gewesen wäre, wol gern verhindert hätten; denn ihre Gesinnung war nicht ihm, sondern seinem großen Gegner Luther zugewandt. Bald nachdem Tetzel Berlin verlassen hatte, gaben sie ihre Geneigtheit zu erkennen, der evangelischen Lehre beizutreten. Der Konvent erklärte öffentlich, „er sei selbst der rechten gemeinen christlichen Reformation begehrlich, Gott Tag und Nacht bittend, daß sie gefördert werde." Einzelne Mönche traten in evangelische Pfarrämter ein, die übrigen ließ man unbehindert bis zu ihrem Tode im Kloster. — In der Kirche dieses Klosters ruhten auch die Gebeine der drei trefflichen schwäbischen Ritter, die in dem Kampfe des Kurfürsten Friedrich I., den er gegen den Adel und die Herzöge von Pommern-Stettin am Cremmer Damme zu bestehen gehabt, gefallen waren: Johann, Graf zu Hohenlohe, Philipp von Utenhoven und Kraft von Leutersheim.

Wir lassen jetzt unsere Blicke vom Schloß aus über den Südtheil der Stadt schweifen.

Zur Linken sehen wir die S. 624 abgebildete, Köln und Berlin verbindende Brücke, einen Holzbau, der von der Mitte des Schloßplatzes bis an die Heilige Geiststraße reicht, daher der Name „Lange Brücke" auch für ihn paßt. Später wurde die Spree eingedämmt, und die Brücke verkürzt. — Der Schloßplatz (S. 626) ist wüst, zum guten Theile noch sumpfig. Auf ihm erhebt sich die ehemalige Kirche der „Schwarzen Brüder", d. i. der Dominikaner; neben derselben das Klostergebäude. Joachim II. hatte die Mönche nach Brandenburg versetzt, die Kirche aber zur evangelischen Domkirche erhoben und sie herrlich ausgeschmückt. Als Sigismund zur reformirten Konfession übergetreten war, hatte er den Schmuck größtentheils wieder aus der Kirche entfernen lassen.

Zur Rechten der Domkirche, und zwar die Ecke der nach den Schwarzen Brüdern benannten heutigen Brüderstraße einnehmend, befand sich, zu einem Theile von einem Garten umgeben, das Palais des Ministers Schwarzenberg. Weiterhin erhebt sich der Thurm der Petrikirche, welche im dreizehnten Jahrhundert die Kölner dem Apostel Petrus, dem Schutzpatron der Schiffer, zu Ehren erbaut hatten, die ebenfalls nachmals, wie die Marien- und und die Nikolaikirche, mehrfach umgestaltet wurde.



Der Schloßplatz.

Vom Schlosse aus nach Westen schauend, bemerken wir, daß das sumpfige Ufer des zweiten Armes der Spree fast bis an das Schloß reicht. Jenseit des Spreearmes befindet sich zwischen dürftigen, zur Zeit unbewohnbaren Häusern eine Walkmühle und dahinter der kurfürstliche Reitstall mit eingestürztem Dach und klaffenden Sprüngen an den Wänden.

Wir haben jetzt nur noch vom Schlosse aus die Nordseite der Stadt zu betrachten. Zunächst am Schlosse war auf einer Strecke von einigen Hundert Schritten der Boden gleichfalls wüst, doch trocken. Daran schloß sich ein mit Erlen- und Weidengebüsch bewachsener und sich ziemlich weit hinziehender Sumpf. Zur Linken führte am Schlosse über den Spreearm an der Stelle der heutigen prächtigen Schloßbrücke eine schmale hölzerne Brücke, die Hundebrücke geheißen, weil seit älterer Zeit die Meuten der Jagdhunde über sie geführt wurden. Von hier aus gelangte man unmittelbar in den ebenfalls auf vielen Stellen versumpften und arg verwilderten Thiergarten.

Nach dieser Umschau vom Schlosse aus wollen wir nun dem Schlosse selbst unsere Betrachtung zuwenden. Die von Friedrich dem Eisernen gebaute „Burg zu Köln" hatte etwa ein Alter von hundert Jahren erreicht, als sie der prachtliebende Joachim II. niederreißen und an ihrer Stelle von dem damals berühmten Baumeister Kaspar Theiß ein stattlicheres Schloß erbauen ließ. Einige an der Spreeseite gelegene Theile der Burg wurden mit eingebaut, unter ihnen zwei Thürme, der „Grüne Hut", in welchem sich das Burgverließ befand, und der „Große Wendelstein", letzterer bis zum zweiten Stock an Stelle der Treppe mit einer gewundenen Auffahrt zu dem Zwecke versehen, Geschütze hinaufzuführen.

Die Hauptsäle wurden mit Bildern von Lukas Kranach, der innere Hof mit Marmorbüsten der Kurfürsten geschmückt; vor dem Schlosse ließ Joachim eine weite, sich über die Schloßfront hinaus erstreckende Halle, die „Stechbahn", für Turniere und Ritterspiele anlegen.

Und abermals war ein Jahrhundert vergangen, und der einst mit Recht gerühmte Fürstensitz war, wie schon bemerkt, in Verfall gerathen. Die oberen Galerien drohten einzustürzen, durch das Dach fand Regen- und Schneewasser Eingang in die inneren Räume, Wände und Fußböden waren schadhaft geworden. Daher hatte auch Georg Wilhelm in seinen letzten Regierungsjahren an anderen Orten, zumeist in Spandau, Hof gehalten. Es klingt fast unglaublich, wenn gesagt wird, Georg Wilhelm sei nicht im Stande gewesen, die für das Schloß erforderlichen, verhältnißmäßig geringen Reparaturkosten zu tragen. Wer aber erfährt, daß — um nur eine Thatsache anzuführen — bei Hofe sogar einmal zu dem traurigen Behelf gegriffen werden mußte, von den in der Rüstkammer sich befindlichen Reitkappen die Silberschnüre abzutrennen, um sie nach der Elle an Hofbediente auszutheilen, denen man baare Zahlung nicht zu leisten vermochte, dem wird das oben Angeführte gewiß nicht mehr als Uebertreibung erscheinen.



Der Lustgarten.

Als nun nach Georg Wilhelm's zu Königsberg erfolgtem Tode erwogen ward, wo es sich für den jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm empfehle, sein Hoflager aufzuschlagen, fand eine nochmalige Besichtigung des Schlosses statt, deren Ergebniß dem Kurfürsten die Nöthigung auferlegte, seinem Wunsche, in Berlin zu residiren, für die nächste Zeit noch zu entsagen. Es war als Anlaß, diesen Entschluß zu fassen, für ihn noch hinzugetreten, daß der Berliner Magistrat erklärt hatte, die Stadt sei dermalen zu arm, den kurfürstlichen Hof zu erhalten. Daraufhin hatte sich Friedrich Wilhelm mit seinem Hoflager nach Küstrin gewendet.

Es ist darauf hingewiesen worden, wie schwierig die Stellung Brandenburgs nicht nur Schweden, Polen und Frankreich, sondern auch dem Kaiser gegenüber, und wie über die Maßen gefahrdrohend der Weg war, den der Kurfürst einzuschlagen hatte, um sein Land zu einer etwas geltenden politischen Macht emporzuheben. Indeß nicht nur auf dem Gebiete der äußeren Politik war der Fürst zu Hause — ein ganzer Mann, durfte er auch in Hinsicht auf die Landesverwaltung sich auf gleich bemerkenswerthe Erfolge berufen Wie er weitausschauend nach außen, schöpferisch und neugestaltend nach innen wirkte, ist bereits ausführlich geschildert worden. Hier wollen wir in aller Kürze der Veränderungen gedenken, die Berlin seiner Fürsorge zu verdanken hat.

Als der Kurfürst von Kleve aus seine ersten auf Reparaturen am Schlosse abzielenden Anordnungen traf, stellte es sich heraus, daß zur Zeit in Berlin weder ein Baumeister noch ein Steinmetz seßhaft war. Es mußten Meister von auswärts, und zwar von Holland,

herangezogen werden. Nicht minder die damaligen trostlosen Zustände **Berlins**, ja des ganzen brandenburger Landes charakterisirend, ist der Umstand, daß verschiedene beim Bau erforderliche Materialien weder in Berlin noch in einer andern märkischen Stadt käuflich zu haben waren; man mußte sie aus Hamburg kommen lassen. Es kam zunächst darauf an, das Schloß wenigstens zu einem Theile wieder in einen bewohnbaren Zustand zu versetzen.

Als nun Friedrich Wilhelm im Jahre 1650 seine Gemahlin Luise aus Kleve nach Berlin führte, sang Peuker:

„Es haben alle Zimmer sich schön herausgeputzt.“

Es hatte freilich damit nicht viel auf sich, denn es waren eben nur wenige Gemächer für das kurfürstliche Paar wohnlich und wetterfest hergestellt und von dem Hofmaler Michael Hirt ausgemalt, im Uebrigen aber nur die nothwendigsten Reparaturen an dem Dach, den Galerien und dem Altan ausgeführt worden. In demselben Jahre wurde ein Baufonds von 1000 Thalern für das Jahr ausgesetzt und dem geschickten holländischen Baumeister Memmhardt die Leitung des Schloßbaues übertragen. Seitdem ein Baufonds für das Schloß vorhanden war, gewann dasselbe von Jahr zu Jahr wieder ein besseres Aussehen. Memmhardt baute auch noch einige Nebengebäude, unter ihnen eines für den Zusammentritt der Kollegien. Das Burgverließ im „Grünen Hut“ ließ der Kurfürst aufheben, da es ihm widerstrebte, mit Verbrechern unter einem Dache zu wohnen.

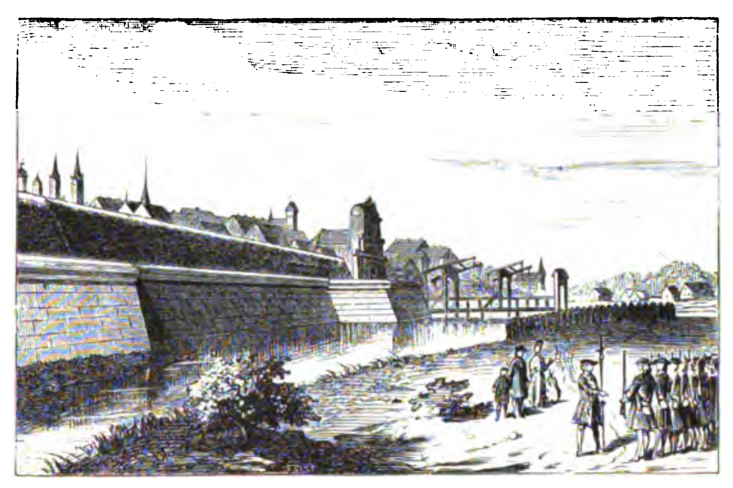
Schloßsagen. Wie an Burgen Epheu, so rankt sich gleichsam auch die Sage an ihnen empor, und auch sie ist der Beachtung werth, weil der Hauch ihres Blätter- und bisweilen seltsam gestalteten Blütenschmuckes uns Kunde zuweht aus der Welt des Denkens und Empfindens heimgegangener Geschlechter. In einem der mit eingebauten Burgthürme habe sich, ward damals ernsthaft erzählt und vielfach geglaubt, in älterer Zeit ein hohes Frauenbild, die „Eiserne Jungfrau“ genannt, befunden. Verurtheilten sei aufgegeben worden, das in jeder Hand ein scharfes Schwert haltende Bild zu küssen. So wie dies geschehen, habe die „Eiserne Jungfrau“ den Verurtheilten mit den Armen umfangen, von den Schwertern sei ihm der Kopf abgeschnitten worden, und Kopf und Rumpf seien danach durch eine sich öffnende Fallthür in den Kanal hinabgestürzt.

Auch eine, noch heutzutage oft erwähnte „Weiße Frau“ hat das Berliner Schloß, deren Erscheinen zu nächtlicher Zeit den nahen Tod des regierenden Fürsten anzeigt. In den Tagen vor dem Tode Johann Georg's sei sie, ward erzählt, zum ersten Male erschienen. Nach den Einen ist die „Weiße Frau“ der Geist der „schönen Gießerin“, einer Freundin Joachim's II., die dessen Sohn und Nachfolger Johann Georg nach dem erfolgten Tode jenes zu „ewiger Haft“ verurtheilt hatte. Nach Anderen stammte die Sage von der „Weißen Frau“ aus viel älterer Zeit. Eine verwittwete Gräfin Orlamünde liebte den Burggrafen Albrecht den Schönen von Nürnberg, und sie vernahm, daß er geäußert habe: „So lange vier Augen offen stehen, kann aus der Heirath nichts werden.“ Er hatte dies in Bezug auf seine Eltern gemeint, die nicht wünschten, daß er sich mit der Gräfin vermähle. Da diese nun meinte, er sähe ihre beiden jungen Kinder als Ehehinderniß an, so tödtete sie dieselben, indem sie einem jeden Kind eine Nadel in das Haupt stieß, worauf sie dem Burggrafen verkündete, welch ein Opfer sie gebracht, um ihn und seine Hand zu gewinnen. Voll Entsetzen wies jedoch dieser die Mörderin von sich, welche bald darauf in Verzweiflung starb. Sie habe aber, hieß es, Ruhe im Grabe nicht gefunden, und ihres Amtes sei es nun, sobald das regierende Oberhaupt des Hohenzollernstammes dem Tode nahe sei, da, wo es weile, zu erscheinen. — Daß mehrfach von Verwegenen der Glaube an die Sage benutzt worden ist, Betrug zu üben, kann nicht verwundern.

Befestigung von Berlin. Wir gedenken hier gleich eines andern wichtigen Werkes, das von Memmhardt ausgeführt ward: der neuen Befestigung, welche Berlin und Köln umschließen sollte. Im Jahre 1658 begannen die Arbeiten am Stralauer Thore, und es wurde damit in der Weise fortgefahren, daß man immer einen Theil der alten Festungswerke

niederlegte und ihn durch solidere und stärkere Werke ersetzte. Die Herstellung der neuen Bastionen, Wälle und Gräben um Berlin schritt rasch vorwärts; die Umschließung Kölns dagegen verursachte des zum Theil morastigen Bodens wegen große Schwierigkeiten und war daher sehr zeitraubend. Das ganze Werk, das der Kurfürst, selbst während seiner Feldzüge, mit dem größten Eifer überwachte und leitete, ward erst im Jahre 1683, also nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit, mit dem Bau des Leipziger Thores vollendet. Die Stadtmauer zog sich auf der Berliner Seite an Stelle der inneren Häuserreihe der jetzigen Neuen Friedrichsstraße hin, während, wie schon ihre Namen besagen, die Oberwall-, Niederwall- und Wallstraße auf den Lauf der Stadtmauer auf der Kölner Seite hinweisen. Zwei neu erstandene Stadttheile, der Friedrichswerder und die Vorstadt Neu-Köln, waren von den Befestigungsmauern mit umschlossen.

Ein Fremder, der bei dem Antritt der Regierung des Kurfürsten Berlin gesehen, würde es, hätte er fünfundzwanzig Jahre später seinen Besuch wiederholt, kaum wieder erkannt haben. Wo war der sich auf der Nordseite des Schlosses weit hinziehende Sumpf mit seinen verkrüppelten Weiden und mit seinen trüben Lachen und ekeln Dünsten geblieben?



Das Leipziger Thor.

Ein anmuthiger Garten war aus den von den trüben Wassern durch Abzugskanäle befreiten und durch die Kunst holländischer Gärtner bearbeiteten Boden emporgezaubert worden. In diesem Lustgarten befanden sich ein Springbrunnen und eine Zahl von Marmorstatuen, deren eine die Kurfürstin Luise heimlich hatte in Holland anfertigen lassen. Sie stellte ihren Gatten dar und zeigte folgenden von ihm gewählten Wahlspruch: „Domine, fac me scire viam, per quam ambulem!“ (Herr, zeige mir den Weg, den ich gehen soll!) Den Abschluß des Lustgartens gegen Norden bildete ein halbkreisförmiges Pommeranzenhaus. Nach einem im Jahre 1668 aufgenommenen Verzeichniß befanden sich damals im Lustgarten 568 Orangen- und andere seltene Bäume, 72 Staudengewächse, 151 Schirmgewächse, Kräuter und Blumenwerk, 187 Nägeleintöpfe, 91 Levkojen- und Rosmarinstöcke.

Die Anlage des Lustgartens wie die der Musterwirthschaften Luisens fanden mehrfach Nachahmung im Lande, und mancher Park auf adeligen Gütern, den wir heut bewundern, verdankt sein Entstehen dem in jener Zeit gegebenen Beispiele.

In der Breiten Straße hatte der Kurfürst im Jahre 1648 einen Marstall errichten lassen, der zugleich eine Rüst- und eine Harnischkammer enthielt. Dies Gebäude brannte im Jahre 1665 mit mehreren nebenstehenden Gebäuden nieder. Dabei kam es zu Tage, wie schlecht es mit den städtischen Löschanstalten stand, und der Kurfürst nahm daraus Veranlassung, eine „Feuerordnung“ zu erlassen. Zugleich ward den Bürgern auch die

Verpflichtung auferlegt, die Schornsteine von da ab nicht, wie es zumeist bisher geschehen, aus Holz oder Lehm, sondern aus Backsteinen herzustellen. — Die Anfänge zu einer regelmäßigen Straßenbeleuchtung wurden damit gemacht, daß der kurfürstliche Befehl erging, abwechselnd für die Abend- und Nachtzeit vor jedem dritten Hause eine Laterne auszuhängen. Acht Jahre später zählte Berlin bereits 5000 Laternen. — Der Unrath durfte fernerhin nicht mehr in die Spree oder auf die Straße geworfen werden; ein angestellter Gassenmeister hatte dafür zu sorgen, daß derselbe fortgeschafft und zum Thore hinausgefahren wurde. Niemand durfte seine Schweine nach der Straße zu einstallen oder sie fernerhin auf der Straße herumlaufen lassen. — Es wurde für Verbesserung des Pflasters in den Hauptstraßen gesorgt und auch die Pflasterung derjenigen Straßen und Gassen angeordnet, welche bisher jenen unsauberen Thieren zumeist zum Wühlen preisgegeben gewesen waren.

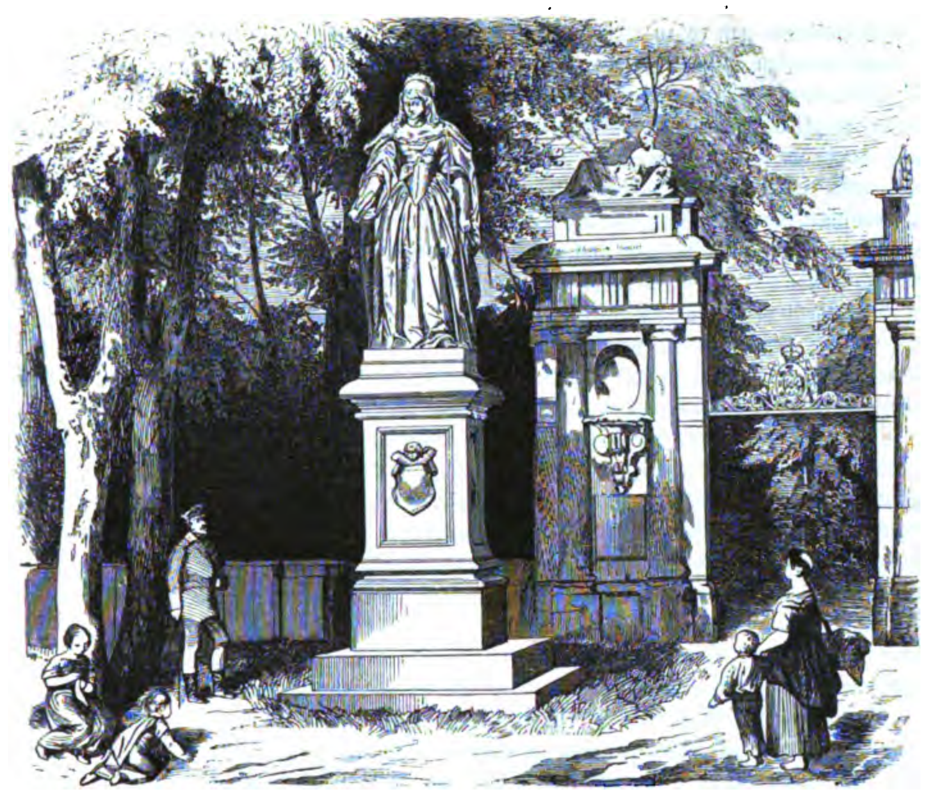
Vor dem neuen Thore des Friedrichwerders gründete die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Dorothea, eine neue Stadt, Dorotheenstadt genannt. Dieser Fürstin verdankt Berlin eine seiner schönsten Straßen und Promenaden, welche unter dem Namen „Unter den Linden" fast dieselbe Berühmtheit erlangt hat, wie die Boulevards von Paris. Heute steht auf beiden Seiten derselben eine ausgedehnte Front von Prachtgebäuden. Dorothea pflanzte mit eigener Hand die erste Linde der schönen, vierreihigen Allee, die zur Freude der Berliner herrlich gedieh.

Bereits in der letzten Zeit des Kurfürsten begann auch der Baumeister **Arnold Nering** eine rühmliche Thätigkeit in Berlin zu entfalten. Auf dem Werder baute er für den Geheimen Rath von Danckelmann einen Palast, der später zum Absteigequartier für fremde fürstliche Personen benutzt und daher „Fürstenhaus" genannt ward. Ansehnlich war ferner das am kölnischen Fischmarkte gelegene Haus des Feldmarschalls Derfflinger.

Förderung der Jugenderziehung. In welchem Maße dem Kurfürsten die Heranbildung der Berliner Jugend am Herzen lag, bezeugt allein schon ein Vorgang aus der ersten Zeit seiner Regierung. Der verheerende Religionskrieg hatte bewirkt, daß Lehrer und Schüler der von Joachim Friedrich zu Joachimsthal errichteten Fürstenschule nach Berlin geflohen waren. Hier ließ ihnen der Kurfürst einige Zimmer im Schlosse anweisen, die sich zu Klassenräumen eigneten. Weiterhin wurde Unterricht in dem Küsterhause der Brüderstraße und später in einem Gebäude der Burgstraße ertheilt. Das Gymnasium des „Grauen Klosters", das während des Krieges auf eine Zeit hatte geschlossen werden müssen, war wieder eröffnet worden. Endlich stiftete Friedrich Wilhelm auch für den Werder'schen Stadttheil eine gelehrte Schule, das **Friedrich-Wilhelmsstädtische Gymnasium** (s. S. 622).

Das unermüdliche Wirken des Kurfürsten hatte nicht nur den Erfolg, daß die Stadt, rascher als zu erwarten stand, äußerlich wieder ein besseres Ansehen gewann, sondern es hob sich auch die Zahl der Einwohner wieder bis auf 20,000 Seelen, und die Zunahme stieg bedeutender, als die Antheilnahme bei Förderung der öffentlichen Angelegenheiten sich von Jahr zu Jahr deutlicher kundgab. Schon zwei Jahre früher, bevor noch in Berlin die erste Zeitung (1661) erschien, hatte sich daselbst die erste Buchhandlung (1659) aufgethan.

Ein Zeitgenosse des Großen Kurfürsten, der Franzose **Patin**, der im Jahre 1676 Berlin zum ersten Male betreten, schrieb: „Alle Beschwerden waren vergessen, als ich Berlin zu sehen bekam. Alles erschien mir so schön, daß ich mir eine Oeffnung im Himmel dachte, von wo die Sonne ihre Wohlthaten auf die Erdstrecke ausbreitet." — Der Abstand zwischen anderen von Patin auf seiner Reise berührten Orten und Berlin und die Ordnung, welche er hier wahrnahm, mag Ursache gewesen sein, daß er letztere Stadt so überschwenglich feierte. Jedenfalls hatte Berlin auch in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen außerordentlichen Aufschwung gewonnen und mit ihm das Gepräge einer eines wieder kräftig emporstrebenden Volkes würdigen Residenz angenommen.



Standbild der Kurfürstin Luise in Oranienburg. Nach L. Burger.

Zwölftes Buch.

Friedrich Wilhelm's letzte Lebenszeit.

Aus dem Familienleben des Kurfürsten.

Möge nach längerer Unterbrechung wieder ein Blick in das Leben des kurfürstlichen Hauses gethan werden! Wir kehren vorerst in eine frühere Zeit zurück.

Kurfürstin Luise hing mit einer so hingebenden Liebe an ihrem Gemahle, daß sie ihn, zum Nachtheile ihrer Gesundheit, selbst auf den beschwerlichsten Reisen — und der Leser weiß, was es mit den Reisen in damaliger Zeit in Deutschland für eine Bewandtniß hatte! — ja sogar während der Feldzüge nach Preußen (1656) und der dänischen Halbinsel begleitete (1658). Geboten es dringende Umstände, zurückzubleiben, so war Luise untröstlich. „Ich sehe zu meinem Bedauern", schreibt sie an Otto von Schwerin, „daß meine Reise sich von einem Tage zum andern verzögert. Der Kurfürst schreibt mir, daß es sich machen werde; es müssen dort Leute sein, die mich nicht wünschen. Der Kurfürst hat zu viel Güte für mich, zu wünschen, daß ich käme, denn ich kann ihm in nichts dienen, als für ihn beten, was ich jedoch überall thun kann. — Er hat Ursache zu glauben, daß die Unbequemlichkeit, welche ich haben könnte, mir wenig Sorge macht, denn ich bekümmere mich nicht im Geringsten deshalb. Ich habe mich entschlossen, nicht mehr davon zu sprechen, und ich bitte Sie, es nicht zu viel zu betreiben; dies könnte dem Kurfürsten Beschwerlichkeit verursachen, Anderen Freude. Ich bin fest entschlossen, dem Willen des Kurfürsten zu folgen;

er muß glauben, daß es zu meinem Besten geschieht, obgleich es mich schwermüthig stimmt, so lange von ihm entfernt zu sein; allein man muß sich in Alles finden, was Gott gefällt."

Im einem andern Briefe an Schwerin lesen wir: „Ich ersehe aus Ihren Briefe, daß der Kurfürst sich endlich entschlossen hat, nach Pommern zu gehen, und bin sehr betrübt, nicht mehr bei ihm zu sein, allein ich werde mich, so viel ich kann, beeilen, denn ich habe nicht Lust, in Berlin zu bleiben, wenn der Kurfürst nicht hier ist, das wäre mein Tod. Er wünschte ebenfalls, daß ich bei ihm sein möchte, und äußerte, daß er mir schreiben werde, wohin ich mich begeben soll. Ich beschwöre Sie, mich zu benachrichtigen, welchen Weg ich nehmen muß; ich vergehe vor Sehnsucht, bis ich wieder bei ihm bin, und ich hoffe, daß dies das letzte Mal in meinem Leben gewesen ist, daß ich von ihm getrennt war."

Um so höher ist der Kurfürstin ein Schritt anzurechnen, den zu thun sie sich im Jahre 1653 gedrungen fühlte. Ihr vor fünf Jahren geborenes Söhnlein war in Wesel gestorben, und es schien, als solle ihr das süße Mutterglück nicht mehr zutheil werden. So sehr nun auch Alle, die sie kannten, ihr Liebe und Verehrung zollten, so rief jener Umstand doch auch Besorgniß in Lande hervor, die sich hier und da in Worten äußerte. „Vom Kurhause gehet Stamm und Wurzel aus!" ward gesagt, „und wer ist schuld daran? Wie soll es werden, wenn der Kurfürst einstmals die Augen schließt?" — Der Kurfürstin blieben dergleichen Reden nicht verborgen, und es erschien ihr, als sei sie dem Lande das Opfer schuldig, bei ihrem Gemahle förmlich auf Ehescheidung anzutragen. Lange Zeit stärkte sie sich durch Gebet zu diesem Schritte. Dann erschien sie vor dem Kurfürsten und sprach: „Ich trage bei dir auf Ehescheidung an; nimm dir eine andere Gemahlin, die dein Land mit einem Thronerben erfreut. Das bist du deinem Volke schuldig."

Fast hätte eine solche mit feierlichem Ernste vorgetragene Aeußerung die heldenmüthige Seele des Kurfürsten außer Fassung gebracht. Nach einer Pause entgegnete er: „Meine Luise, hast du den Spruch unserer Trauung schon vergessen: Was Gott der Herr zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden?" Auf eine neue Aeußerung ihrerseits setzte er hinzu: „Was mich betrifft, so werde ich den vor Gott geleisteten Eid dir halten; und so es ihm dabei gefiele, mich und das Land zu strafen, so müssen wir es uns gefallen lassen." Da — so berichtet Stoschius — begann die bekümmerte Frau wie die Mutter Samuel's zu rufen: „Wenn der Herr noch auf Erden ginge, wie in den Tagen seines Fleisches — ich wollte mich noch mehr demüthigen, mehr ihn anflehen, mehr ihm anhangen, als das kananäische Weiblein; aber was ich auf leibliche Weise und mit leiblichen Geberden nun nicht thun kann, das will ich im Geist und im Herzen thun in gewisser Zuversicht, daß er auch im Stande der Herrlichkeit ein solcher Hoherpriester und getreuer Heiland sei, der Mitleiden hat und helfen werde."

Geburt der Prinzen Karl Emil und Friedrich. Zwei Jahre nach diesem Vorfalle (1655) gebar Luise ihren zweiten Sohn, der bei der Taufe den Namen Karl Emil empfing. So groß die Betrübniß früher, so groß war jetzt die Elternfreude. Aus Dankbarkeit zu Gott für das gewährte Glück gründete Luise ein Waisenhaus in Oranienburg. Hier war es gewesen, wo sie Gott so oftmals inbrünstig „um den so lange verweilten Ehesegen" angefleht hatte. — Wieder zwei Jahre später — Luise befand sich zu dieser Zeit mit ihrem Gemahle in Königsberg — ward den fürstlichen Eltern noch ein Sohn geschenkt. Dieser erhielt den Namen Friedrich. Er folgte dem Kurfürsten in der Regierung; denn auch sein älterer Bruder Karl Emil starb vor dem Vater, und Friedrich ist bekanntlich in seiner Geburtsstadt Königsberg zum ersten Könige von Preußen gekrönt worden. Beiläufig sei hier noch bemerkt, daß den beglückten Eltern zu seiner Geburtsfeier von dem Königsberger Dichter Bödeker folgendes Distichon übersandt wurde:

Nascitur in Regis Fridericus monte. Quid istud?
Praedicunt Musae: Rex Fridericus erit.

Zu Deutsch: „Königs Berg sieht Friedrich's Geburt. Was deutet dies Zeichen?
Musen, ihr weissaget mir: König wird Friederich sein."

Wir werden uns vierundvierzig Jahre später dieser Prophezeiung erinnern.

Die Erziehung der Prinzen. Im Jahre 1662, als der Kurprinz Karl Emil das siebente Lebensjahr erreicht hatte, erhielt er in dem würdigen Otto von Schwerin seinen Erzieher. Schwerin führte ein Tagebuch, in das er Alles, was ihm in Bezug auf die Ausführung seines Amtes von Wichtigkeit erschien, gewissenhaft eintrug. Da dies Tagebuch das echt evangelische Leben des Hofes abspiegelt, mögen einige Stellen desselben hier folgen. „Am 12. August 1662", heißt es in demselben, „ward mir der Kurprinz von Sr. K. D. selbst in dero Gemahlin, meiner gnädigsten Frau, Gegenwart, und in dero Kammer mit gar beweglichen, unter anderen diesen Worten anbefohlen: Sie vertrauen mir ein sehr werthes Pfand und könnten ihr Vertrauen, was sie beiderseits zu mir trügen, mit nichts Höherem bezeugen, als daß sie mir den Prinzen anvertrauten; wollten mir denselben auf meine Seele aber gegeben haben und hofften, ich würde es also machen, daß ich's dermaleinst vor Gott verantworten könnte. Fragten darauf den Prinzen, ob er gern bei mir sein und mir auch willig folgen wollte, worauf der Prinz „ja" antwortete, auch gar keinen Verdruß bezeugte, und ging mit mir in seine Kammer."

In der eigenhändig vom Kurfürsten geschriebenen Instruktion für Otto v. Schwerin*) wird diesem zunächst ans Herz gelegt, den Prinzen in der Furcht Gottes zu erziehen. In Betreff des wissenschaftlichen Unterrichts soll er allen Fleiß darauf verwenden, „daß der Prinz Alles rein, deutlich und wohl ausspreche und sich eines guten Accents in jeder Sprache befleißige." — „Bei aller Gelegenheit soll der Prinz in der Geographie als einem nicht minder nützlichen Studium fleißig angeführt und darin recht vervollkommnet werden, zu dem Ende dann große Karten in seinem Gemach aufhängen und einen Globus stets zur Hand haben; wie denn auch der Prinz zur Fassung rühmlicher Beispiele und Erzählung guter Geschichten, insonderheit solcher, die dem Regenten nützliche Lehren geben, anzuhalten ist. Weil die Beredsamkeit ein großes Ornament, so soll Unser Sohn vor allen Dingen auch dazu fleißig angehalten werden und diese mit anderen Knaben angestellt werden, worin Unser Sohn des Fürsten Person vorstellen soll. Zu welchem Akt Unsere Räthe und Andere einzuladen, damit er sich die nöthige Freiheit angewöhnen möge, wie Wir auch selbst zuweilen demselben beiwohnen wollen."

Auch körperliche Uebungen, als Fechten, Exerziren, Reiten, Tanzen, Schwimmen, sollten ebenfalls genügende Berücksichtigung finden. — Auf Wunsch der Kurfürstin hatte Schwerin sein Schloß in Alt-Landsberg erweitern lassen, und er befand sich nun oft mit den Prinzen auf längere Zeit daselbst, „damit", wie es in einem Schreiben der Kurfürstin heißt, „die Prinzen von ihren Studien und Uebungen nicht abgehalten und durch Verleitung des Hofes nicht irre gemacht würden."

Die fürstlichen Eltern standen, wenn sie sich auf Reisen befanden, mit Schwerin in einem lebhaften brieflichen Verkehr. So schreibt die Kurfürstin aus Kleve auf die Meldung Schwerin's, daß Karl Emil an den Pocken erkrankt sei: „Ich verlasse mich ganz auf die Barmherzigkeit Gottes, der mir in meinen Aengsten immer beigestanden hat. Ich hoffe, er wird mich diesmal nicht verlassen, es ist ja ein Kind, welches er mir aus bloßer Gnade geschenkt hat, und welches ich von ihm unter großer Bekümmerniß erhalten habe, wie Sie wissen. Daher hoffe ich, er wird es mir nicht wieder nehmen, sondern es mir lassen, wofür ich ihm mein ganzes Leben hindurch dankbar sein werde."

Wie ernstlich Schwerin sein Erziehungswerk nahm, erläutern uns sprechend folgende Abschnitte seines Tagebuches:

„Den 27. April. Ueber Essen sagte ich S. K. D., weil eben von Administrirung der Justiz geredet wurde, wann ein Bauersmann S. K. D. klagte, daß ein Offizier ihm große Gewalt gethan und geschlagen, was J. K. D. dem Offizier thun wollen, darauf sagten

---

*) Das Bildniß des würdigen Schwerin befindet sich S. 643.

Sie nichts. Als ich nun fragte, wenn dann der Bauer dem Offizier etwas gestohlen und darüber geklagt würde, da sagte der Prinz, alsdann wolle er den Bauer strafen. Darüber habe ich ihm einen scharfen Verweis gegeben und weitläufig unterrichtet, wie in dergleichen keine Person angesehen werden müßte."

„Den 24. Dezember. Weil der heilige Abend gewesen, hat der Prinz Urlaub gehabt. Um 4 Uhr haben wir zusammen nebst Prinz Friedrich Weihnachtsgesänge gesungen; um 5 Uhr sind die kurfürstlichen Eltern mit beiden Prinzen in mein Gemach gekommen, da die Weihnachtsgeschenke hingelegt gewesen, und hat sich ein Jeder sehr verwundert, daß der Prinz alle anderen schönen Sachen nicht angesehen, sondern zu dem Küraß mit Freuden gesprungen und solchen sofort angelegt und herumzogen; hernach hat er dem Herrn Vater und Frau Mutter gedankt."

„Den 1. Januar 1664. Als Einer dem Prinzen zum neuen Jahre wünschte, daß er dermaleinst Kurfürst und auch römischer Kaiser werden möchte, antwortete er alsofort: „Ich will keins von Beiden, mein Papa soll allezeit leben, und ich will auch nicht mehr sein, als Papa ist."

Die Tagebuchartikel Schwerin's füllen zwei starke Bände. Obige Auszüge mögen für den Zweck, den wir uns gestellt haben, genügen.

Letzte Lebenszeit der Kurfürstin Luise.

Der unvergeßlichen Kurfürstin war keine lange Lebensdauer beschieden. Sie war nur von schwächlicher Gesundheit, und hauptsächlich hatten die bereits erwähnten Reisestrapazen, die sie aus Liebe zu ihrem Gemahl auf sich genommen, dieselbe erschüttert. Mehr als doppelt so viele Tage, als heute Stunden, gehörten damals dazu, um z. B. von Berlin nach Königsberg zu gelangen. Wie übel es mit den Wegen bestellt war, ist früher schon erwähnt worden. Machten die Umstände die Gegenwart des Kurfürsten in irgend einem Theile des Staates nothwendig, so begab er sich — die Jahreszeit wurde nicht in Anschlag gebracht — dahin. Eine eigentliche Lustfahrt hat das fürstliche Paar wol kaum jemals unternommen. Im Gegentheil, wohin sie sich begaben, da drohten nicht selten Gefahren. Als der Kurfürst den Kampf gegen die preußischen Stände unternahm, als Rhode gefangen gesetzt, das Geschütz auf den Schloßplatz aufgefahren, die rothe Fahne aufgepflanzt ward, da befand sich Luise bei dem Gemahle im Königsberger Schlosse. Solche Ereignisse brachten natürlich Aufregungen und tiefgehende Erschütterungen hervor. Mitten im Winter sogar folgte Luise ihrem Gemahle nach dem rauhen Jütland, wo es zu kämpfen galt für des eigenen Landes Wohl.

Alles dies war nur zu sehr geeignet, die Kurfürstin in ihrer ernsten Stimmung zu erhalten. „An jedem Dienstage, dem Geburtstage des Prinzen Karl Emil", sagt C. Oelrich, „hielt sie Fasttag, bis die Sterne am Himmel erschienen. Den Vormittag diente sie Gott, Nachmittags genügte sie ihrer kindlichen Pflicht im Briefschreiben an ihre Mutter in Holland: dann ließ sie ihren Hofprediger Stoschius zu sich kommen, hieß ihn neben sich setzen und redete oft bis drei Stunden mit ihm ohne Jemandes Beisein. Sie hatte ihn in seinem Amte bestätigt und zu ihm gesagt: „Herr Stoschius, ich befehle Euch auf Euer Gewissen an, meiner wahrzunehmen; falle ich in Sünde und in einen geistlichen Schlummer, so wecket mich auf, wie Ihr es vor Gott gedenkt zu verantworten." — Außer dem Dienstage durfte er alle Tage zu ihr kommen, wann er wollte. In ihrem Zimmer sah es zwar fürstlich und prächtig aus — doch ähnlicher einem Tempel, als einem Schlosse; weil die Fürstin nichts Anderes redete, oder reden ließ, als was gottselig und erbaulich war. Sie war sehr verständig, und pflegte der Kurfürst oft aus dem geheimen Rathe zu gehen, um mit ihr zu sprechen und ihre Meinung einzuholen."

Friedrich Wilhelm gab dem Rath seiner Gemahlin häufig Gehör und, wie er später anerkannte, nie zu seinem Nachtheile. Besonders angelegen ließ Luise es sich sein, strenge Strafen zu mildern. „Ein Kammerlakai", erzählt obengenannter Schriftsteller, „welcher

ihr Kabinet lange Zeit bestohlen, ward durch eine Kammerjungfer, die sich unterm Tisch verborgen hatte, da die Fürstin nach der Kirche gegangen war, und der Dieb sich nach Gewohnheit eingestellt hatte, entdeckt. Als die Kurfürstin es erfuhr, schickte sie ihm eine Partie Dukaten nach und ließ ihm sagen, er solle sich fortpacken, ehe es der Kurfürst erfahre. Der Kurfürst war unwillig und hatte für einen solchen Hausdieb einen dreifachen Galgen wollen bauen lassen; sie aber meinte: „Wenn mir auch all mein Gold und Juwelen gestohlen würden, so soll doch meinetwegen kein Blutstropfen vergossen werden.“ — Hingegen wollte auch sie bei Mördern keine Gnade walten lassen, damit das Land nicht mit Blutschuld befleckt würde. Sie pflegte bei dergleichen Exekutionen den Kurfürsten zu persuadiren, nach Oranienburg oder sonst wohin zu gehen, da die Herrschaft gemeinlich mit Fußfällen überlaufen wurde.“

Im Jahre 1666 befand sich Luise mit ihrem Gemahle in Kleve. Es war endlich zwischen dem Kurfürsten und dem alten Pfalzgrafen von Neuburg zu einem leidlichen Vergleich, ja sogar zu einer Erbverbrüderung gekommen, nach welcher bestimmt ward, daß, wenn eine fürstliche Linie aussterbe, die Kleve'schen Besitzungen derselben an die noch bestehende Linie fallen sollten. Damit war der Streit — auf längere Zeit wenigstens — abgethan.

Hier in Kleve erkrankte Luise ernstlich an einem Brustübel. Als die Krankheit gehoben war, trat die rauhe Jahreszeit ein. Pflichten, die nicht abzuweisen waren, zwangen den Kurfürsten, nach Brandenburg zurückzukehren. Luise äußerte den Wunsch, ihn zu begleiten, wiewol die Aerzte erklärt hatten, eine so weit Reise würde die hohe Frau der größten Lebensgefahr aussetzen. Nun ward beschlossen, Luise solle den Winter über bei ihrer Mutter im nahen Haag zubringen, wohin sie den größten Theil des Weges zu Schiffe, den Rhein hinab, geführt werden könne. Diesem Beschlusse gemäß ward denn auch die weniger anstrengende Reise nach dem Haag angetreten und ausgeführt. Den ganzen Winter über blieb die Gesundheit der Kurfürstin schwankend. Dennoch hoffte man, daß sich die Reise nach Berlin im Frühjahre werde ausführen lassen. Luise kannte ihren Zustand genau, hielt ihre Krankheit für unheilbar und drängte, als die Tage milder zu werden begannen, um so mehr zum Aufbruch, als sie sich unaussprechlich danach sehnte, ihren Gemahl und ihre Kinder noch einmal zu sehen. Zu einer Vertrauten äußerte sie: „Wenn mir Gott die Gnade erweiset, mein Ziel zu erreichen, so will ich gern mit Simeon ausrufen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!“

Mit dem anbrechenden Frühlinge trat sie die Reise an, aber schon in Wesel mußte auf einige Tage Halt gemacht werden, da sich der Zustand der hohen Kranken bedeutend verschlimmert hatte. Der Kurfürst, davon benachrichtigt, gerieth in die größte Bestürzung; er reiste seiner Gemahlin entgegen und traf sie, die indeß wieder aufgebrochen war, im Halberstädtischen, von wo aus sie die Reise nach Berlin in einer Sänfte vollenden mußte.

Ueberzeugt, daß die Stunde ihrer Auflösung nahe sei, sprach sie: „Für das Erste — sie bezog dies auf die glückliche Vollendung der Reise — danke ich Gott, und das Zweite stelle ich ihm anheim; wenn er die Haare auf dem Haupte zählet, wie viel mehr unsere Tage! — Wir vermögen nicht eine Stunde zu ihrer Länge, noch eine Elle zu ihrer Größe hinzuzusetzen. Derselbe hat mir eingegeben, eine Zeit lang bei meiner theuren Mutter zu verweilen und jetzt zu meinem Herrn zurückzukehren; nun mag er es mit mir machen nach seinem heiligen Willen.“

Bisweilen erschrak die Kurfürstin, daß sie, die erst Neununddreißigjährige, aus dem Leben scheiden sollte. Einmal seufzte sie: „Wie bitter ist der Tod! Fleisch und Blut erschrickt vor ihm.“ Sich ermannend, fügte sie aber hinzu: „Ich nähere mich dem Hafen himmlischer Ruhe; schon sehe ich die Spitzen und Höhen der ewigen Stadt; wenn ich wieder genese, so werde ich von Neuem in das unruhige Leben, in das ungestüme Meer voller Klippen zurückgetrieben.“ Sie ließ nun ihr Testament aufsetzen, machte aber in ihrer Selbstlosigkeit die Giltigkeit desselben von der Zustimmung ihres Gemahls abhängig.

Die Heldenseele des Kurfürsten wurde von Dem, was nach menschlichem Ermessen jetzt als unabwendbar schien, bis auf den tiefsten Grund erschüttert; wo er ging und stand, sah man seine Augen voll Thränen. In seiner Herzensangst that er Gott das Gelübde, wenn ihm seine Luise erhalten bleibe, ein großes Armenhaus zu bauen und für den Unterhalt desselben jährlich 6000 Thaler zu verwenden. — Einige Tage vor ihrem Tode ließ Luise ihre Dienerschaft vor sich rufen, dankte Allen für die ihr erwiesene Liebe und Treue, bat Alle, ihr zu vergeben, wenn sie Einem oder dem Andern mit oder ohne Wissen wehe gethan, und versprach, sie ihrem Herrn und Gemahl, mehr aber noch der Gnade Gottes zu empfehlen.

„Nach dem Mittagsmahle am 7. Junius", heißt es in dem Tagebuche Schwerin's, „wie die Kurfürstin sich überaus übel und schwach befand, sind alle drei Prinzen zu ihr gefordert, wo beide Prinzen (Karl Emil und Friedrich — Ludwig, der unterdessen das Licht der Welt erblickt hatte, war noch ein Kind von einem Jahre) ein trostloses Weinen und Jammern gethan, wie auch wir Anderen. Ihre Kurfürstliche Durchlaucht waren aber so schwach, daß sie sich auch darüber nichts begaben, sondern befahlen mir, ein Codicill für Prinz Ludwig aufzusetzen. Die Prinzen wurden wieder in ihr Zimmer gebracht, wo sie sich erst aufs Bett warfen und sehr jämmerlich thaten, hernach mit uns Anderen sangen und beteten. Nachmittags am 8. Junius gingen wir zur Kurfürstin, welche sich noch ziemlich befand, also daß den Prinzen erlaubt wurde, in den Thiergarten zu fahren. Es hat sich aber Gott erbarmet und sich bald anders ausgewiesen, daß Ihre Kurfürstliche Durchlaucht um drei Uhr plötzlich sehr schwach geworden, daher denn Seine Kurfürstliche Durchlaucht, welche in dem Garten spazieren gegangen, wie auch der Prediger Stoschius gerufen worden."

Tod der Kurfürstin Luise (1667). Mit schwacher Stimme forderte die Kurfürstin den Geistlichen auf, zu beten. Nachdem er Gott um leibliche Hülfe angefleht und hinzugefügt hatte, daß, wenn er in seiner unerforschlichen Weisheit beschlossen habe, der Kranken statt des leiblichen Glückes die ewigen Güter des Lebens zu ertheilen, es des Menschen Pflicht sei, sich seinem Rathschlusse in Demuth zu beugen, erhob sie ihre gefalteten Hände. Bald darauf schlossen sich ihre Augen für immer. Der Kurfürst, der vor ihrem Bett kniete, ergriff ihre Hand und fühlte deutlich einen dreimaligen Druck. Es war dies ihr letztes Lebenszeichen. —

Herzzerreißend war der Schmerzesausbruch des Kurfürsten. Hören wir, was Schwerin weiter berichtet: „Wie wir eben ins Schloß fuhren, kam ein Lakai an die Kutsche und sagte mir heimlich, die Kurfürstin sei todt; daher ich denn mit den Prinzen in ihre Zimmer eilte. Es schickte mir Seine Kurfürstliche Durchlaucht entgegen, daß ich geschwind zu Ihnen kommen sollte; ich befahl demnach, die Prinzen in ihre Zimmer zu bringen und ihnen nichts zu sagen; welche aber schon merkten, daß etwas sein müßte, und daher sehr betrübt waren. — Seine Kurfürstliche Durchlaucht fand ich auf dem Bette in großer Betrübniß, und wie sie mir Eins und das Andere anzuordnen befohlen, ging ich zu den Prinzen, welche noch nichts wußten, sehr weinten und von mir begehrten, ich sollte mit ihnen beten. Ich brachte ihnen danach aufs Glimpflichste bei, daß Gott ihre herzliebe Mama schon abgefordert. Welch ein erschreckliches, jämmerliches Weinen sie darauf thaten, ist nicht zu beschreiben. Insonderheit hat der Kurprinz sehr jämmerlich gethan und Gott mit lauter Stimme angerufen und mit demselben disputiret, auch auf allen Trost, der ihm zugesprochen, mit Gründen geantwortet. Unter Anderm sagte er: „Ach Gott, hab' ich's mit meinen Sünden verdient, daß du mir nicht hast wollen barmherzig sein und mein Gebet erhören, was hat dir denn mein kleines Brüderchen Prinz Ludwig gethan!" — Prinz Friedrich gab sich endlich zufrieden und sagte zum Kurprinzen: „Wir müssen nun zufrieden sein, Gott hat es so haben wollen."

Die Verklärte hatte vor längerer Zeit schon den Text zu ihrer Leichenpredigt bestimmt, nämlich Hiob 13,15: „Ob mich der Herr gleich tödten wird, will ich doch auf ihn hoffen" — und dabei ihren Hofprediger beschworen, sich in seiner Rede aller Schmeicheleien über sie zu enthalten.

Das ganze Land ward durch die Nachricht von dem Tode der Kurfürstin in Trauer versetzt. Welch ein unersetzlicher Verlust dem Kurfürsten durch den Tod seiner Gemahlin widerfuhr, zeigt mehr als alles Andere folgende Mittheilung Oelrich's: „In den Gemächern war eine Schilderei, da der Kurfürst und die Kurfürstin beide in Lebensgröße standen. Vor dieselbe pflegte der Kurfürst nach ihrem Tode oft zu treten und sie anzusehen, wobei ihm die Thränen über die Wangen flossen, und haben Einige, die im Verborgenen waren, ihn ausrufen hören: „O Luise, Luise, wie sehr vermisse ich deinen guten Rath!“ —

Vor einigen Jahren ist der unvergeßlichen Fürstin ein Standbild in Oranienburg errichtet worden. (Vergl. S. 631.) „Sie ist dargestellt“, sagt von Orelli, „wie sie im Begriff ist, die Stiftungsurkunde des Waisenhauses in Oranienburg darzubieten. Im fürstlichen Gewandschmucke, mit der Rechten die Urkunde reichend, mit einer leichten Beugung der Linken das schwere Kleid zum Vorschreiten zurückhaltend, steht die hohe Frau ruhig aufgerichtet, das sprechende Antlitz zu beiden Seiten vom reichen, doch schlicht geordneten Haar umwallt.“

Ihr Andenken wird im Preußenlande immerdar ein gesegnetes bleiben.

Die Prinzen Karl Emil und Friedrich. Schon in dem Verhalten der beiden ältesten Prinzen beim Tode der Mutter tritt die Verschiedenheit ihrer Sinnesart recht erkennbar hervor.

In dem Kurprinzen Karl Emil machte sich fortgesetzt eine durch und durch metallische Natur geltend, die sich schwer in Form bringen ließ. Bemerkenswerth ist, was der schon erwähnte französische Reisende Patin über die Erziehung der Prinzen sagte: „Die beiden Prinzen werden einst berühmt werden. Man bildet aus ihnen Helden, welche sie alle Tage sehen. Seine Kurfürstliche Durchlaucht selbst ist ein Vorbild der Familie, von dem sie die größten Ideen entnehmen können. Sie wissen schon mehrere Sprachen und sind in allen Uebungen sehr geschickt. Sie sind nicht wenig in allem dem unterrichtet, wodurch der Geist gebildet wird. Ihre Zimmer sind einfach, nur von Büchern, geographischen Karten, chronologischen Tabellen, Himmelskugeln und Medaillen geschmückt. Der Baron von Schwerin, erster Staatsminister und Beschützer der Musen, hat ihnen diese schönen Gefühle eingeflößt, und Sr. Kurfürstlichen Hoheit einen großen Dienst erwiesen, so fein den Geist der jungen Fürsten gebildet zu haben.“

Obgleich die Prinzen der Obhut eines durch und durch redlichen und einsichtigen Mannes anvertraut waren, so widmete doch der Kurfürst nach wie vor ihrer Erziehung die größte Aufmerksamkeit und stand in Betreff dieses Punktes, selbst in Zeiten, in denen die schwersten Regierungssorgen seine Stirn umwölkten, fortgesetzt mit dem Erzieher seiner Söhne in mündlichem oder schriftlichem Verkehr. So schrieb er, als der Kurprinz bereits das siebzehnte Jahr erreicht hatte, an Schwerin: „Ihr wollet Emil sagen, daß, wenn er des Morgens fleißig studiren und allezeit Latein reden will, daß er dann des Mittags Urlaub haben soll. Jedoch ehe er ausfährt, in der Fortifikation sich üben, auch allemal etwas Französisch lesen soll; wird er aber dieses nicht halten, so soll er auch des Nachmittags studiren. Wenn es Regenwetter ist, und er nicht ausgehen kann, so muß er sich desto mehr im Schreiben üben und selbst Briefe machen. Ihr werdet hierüber fleißig wachen und mir von Zeit zu Zeit Nachricht geben, wie er sich verhält.“

Zwei Jahre später machte der Prinz den Feldzug gegen Frankreich mit, um unter der Leitung seines Vaters die ersten kriegerischen Erfahrungen zu sammeln. Plötzlich erkrankte er jedoch im Lager so schwer, daß er sich nach Straßburg begeben mußte, wo er zur großen Bekümmerniß seines Vaters in der Blüte seiner Jahre starb.

Dem Prinzen Karl Emil folgte der Geburt nach Prinz Friedrich, über den bald ein Mehreres zu sagen sein wird.

Dorothea, zweite Gemahlin Friedrich Wilhelm's.

Ein Jahr nach dem Tode seiner unvergeßlichen Luise, im Jahre 1668, vermählte sich Friedrich Wilhelm mit Dorothea, der verwittweten Herzogin von Braunschweig-Lüneburg. Dem Lande eine Fürstin, wie es Luise war, zu ersetzen, dazu hätte viel gehört. Dorothea vermochte es nicht. Im Volke kam sie bald in den Ruf einer bösen Stiefmutter und einer herrschsüchtigen, geizigen Frau. Dorothea soll für den Kurfürsten liebreich besorgt gewesen sein; jedoch geschah es, wie oben schon bemerkt wurde, dennoch nicht selten, daß er, wenn er sich allein glaubte, vor das Bildniß seiner verstorbenen Gemahlin trat, wo sich dann Worte tiefen Wehes seiner Brust entrangen. Ueber dem Eifern wegen der Herrschsucht und der Selbstliebe der Kurfürstin wird nicht selten Dasjenige vergessen, was sie Gemeinnütziges gepflegt und gefördert hat und wovon wir weiter oben Seite 630 Einiges angeführt haben, so unter Anderm die von ihr herrührende Anlage der heutigen Hauptverkehrsstraße Berlins „Unter den Linden". Das herrschsüchtige Wesen Dorothea's mochte sich bisweilen auch dem Kurfürsten gegenüber in unliebsamer Weise geltend zu machen suchen.



Die Linden.

Man erzählt, daß Friedrich Wilhelm dieser seiner zweiten Gemahlin einmal seinen Feldherrnhut vor die Füße geworfen und ihr gesagt habe, wenn sie denn doch Alles regieren wolle, so solle sie die Haube vom Kopfe nehmen und diesen Hut aufsetzen!

Dieser Ehe entsprossen sieben Kinder; vier Söhne und zwei Töchter überlebten den Kurfürsten. Daß die Kurfürstin Dorothea diese Kinder vor denen der ersten Ehe in auffallender Weise bevorzugte, kann nicht geleugnet werden. Anders steht es mit den Nachreden von Vergiftungsversuchen, die von der Kurfürstin gegen den Kurprinzen Friedrich und andere Glieder des kurfürstlichen Hauses unternommen worden seien. Sie zeigen nur, wie viel Uebles das Volk der unfreundlichen Frau zutraute. Erzählt wird darüber Folgendes: „Der Kurprinz Friedrich fiel eines Tags bei einem Mittagsmahle, zu dem Dorothea ihn eingeladen hatte, plötzlich in eine gefährliche Krankheit und mußte hinweggetragen werden. Wenige Tage darauf starb seine erste Gemahlin, Elisabeth Henriette von Hessen, eines plötzlichen Todes. Später wurde dem Prinzen Ludwig in der Wohnung der Stiefmutter bei Gelegenheit eines Balles von einer nahen Verwandten Dorothea's eine besonders schöne Orange dargereicht. Ludwig aß sie, klagte bald über die heftigsten Schmerzen und starb am folgenden Morgen. — Dorothea that nichts, dem im Volke vielfach gegen sie gehegten Verdachte zu begegnen, vielleicht weil sie im Gefühle ihrer Unschuld ein solches Verfahren unter ihrer Würde hielt."

Welche Macht sie über den alternden Kurfürsten gewann, geht daraus hervor, daß es ihr gelang, ihn mehr und mehr dem vornehmsten Wunsche ihres Lebens geneigt zu machen, der darauf hinausging, die seit Albrecht geltenden Hausgesetze, nach welchen dem ältesten Sohne die gesammten Länder und Besitzthümer des Kurhauses ungetheilt anheimfielen, umzustoßen und zu Gunsten ihrer eigenen Kinder die Feststellung eines neuen Testaments zu Stande zu bringen. —



Neuer Entwurf zu einem Testament. Der Kurprinz Friedrich gerieth eines Tages in heftigen Wortwechsel mit der Stiefmutter, und auch das wußte Dorothea sehr wohl zu ihren Gunsten auszubeuten, so daß bald darauf ein völliges Zerwürfniß Friedrich's mit seinem Vater eintrat, wonach es der Kurfürstin gelang, den von Krankheit gebeugten Gemahl zur Unterzeichnung des bereits entworfenen neuen Testaments zu bewegen, das sie sogleich nach Wien sandte, wo es in der Reichskanzlei niedergelegt ward. Man kann Das, was Dorothea that, der Mutter vergeben, nie aber der Fürstin, die verpflichtet war, dem Wohle des Ganzen ihre besonderen Wünsche zum Opfer zu bringen. Nicht der Kurfürst allein seufzte in seinen alten Tagen nach dem guten Rath und Thun der selbstlosen Luise, sondern auch das Volk Brandenburgs. — Wie es kam, daß die Kurfürstin ihr mit eben so viel Beharrlichkeit wie Schlauheit verfolgtes Ziel dennoch nicht erreichte, wird bei der Vorführung des Regierungsantritts Friedrich's dargelegt werden.

Letzte Lebenstage und Heimgang des Großen Kurfürsten.

Wir stehen am Lebensabschluß eines Fürsten, dem die Zeitgenossen sowie die Nachwelt den Ehrennamen eines „Großen“ beigelegt hat. — Es ist in der That bewundernswerth, wie Friedrich Wilhelm zwischen Polen und Schweden im Osten und Norden, zwischen Frankreich, Holland, England und dem Kaiser im Westen und Süden durch alle Künste einer kaltblütigen, Alles überschauenden Staatskunst sich eine unabhängige Stellung erobert und in allen großen Fragen der Zeit mitwirkend und nicht selten bestimmend eingegriffen; wie er alle Bestrebungen der Großmächte, ihn ins Schlepptau zu nehmen, vereitelt und ohne Einem dienstbar zu sein, sich überall auf eigene Füße gestellt hat. In allen diplomatischen Korrespondenzen jener Tage wird diese Meisterschaft des „alten wetterfesten Steuermannes bewundert und beneidet.“ Die volle Bedeutung dieses großen Herrschers für unser deutsches Vaterland zu erkennen, ist erst in den nach ihm folgenden Jahrhunderten möglich geworden. Dem nationalen Gedanken stand die Selbstsucht der deutschen kleinen und großen Potentaten entgegen; die Umstände, welche wir bereits dargelegt, zwangen die Fürsten des hohenzollerschen Hauses, jenen Gedanken seit dem sechzehnten Jahrhundert nur entschiedener festzuhalten, je mehr es sich herausstellte, daß die Großmachtspolitik der österreichischen Kaiser sich nur zu oft als unvereinbar mit den deutschen Interessen erwies, daß die Zukunft des deutschen Volkes nicht mehr bei Kaiser und Reich, sondern bei einzelnen Landesfürsten lag. Es haben dieselben in der That ihre brandenburgischen Interessen meist mit Dem, was Deutschland frommte, zu vereinigen gewußt. — Daß die Hohenzollern seit dem Großen Kurfürsten auf das deutsche Kaiserthum losgesteuert seien, kann so schlechthin nicht behauptet werden. In Brandenburg, in Sachsen, in Bayern sehen wir nur den römischen Staatsgedanken wieder belebter hervortreten; die sogenannte „Staatsraison“ findet in der Zeit des aufgeklärten Absolutismus namentlich in Preußen eine Heimstätte, und es wird dadurch erst der Rechtsstaat fundamentirt. Der Urheber und erste machtvolle Repräsentant des aufgeklärten Selbstherrscherthums in Preußen ist Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

In die letzte Lebenszeit desselben fällt der Höhepunkt von Ludwig's XIV. Glanzperiode sowie die fortdauernde Bedrohung von Oesterreich durch die Türken, welche im Jahre 1683 bis Wien vorgedrungen waren.

Wie schon erzählt ward, hatte die Besiegung der Türken bei Wien durch König Sobieski von Polen die Gefahr, von welcher Oesterreich von Seiten des Sultans Mohammed IV. bedroht war, nur vorübergehend beseitigt. Drei Jahre später hatten die Türken wiederum den Kaiser in große Sorgen versetzt, und auf sein dringendes Verlangen sandte der Kurfürst ihm eine Streitmacht von 6700 Mann zu Hülfe, die an dem Kampfe gegen die Osmanen Theil nehmen sollte. Zum Oberbefehlshaber über dieselbe war der General von Schöning ernannt worden.

Die Hülfstruppen, die nach Oesterreich marschiren sollten, sammelten sich in einem Lager bei Krossen. Die Infanterie war in Blau, die Artillerie in Braun gekleidet, die Dragoner trugen lederne Collets, die höheren Offiziere hatten silbergarnirtes Zaumzeug. Die Unteroffiziere und Pikeniere erschienen mit Pistolen, die Dragoner mit Dolchen in den Gürteln. Die ganze Ausrüstung war reich und geschmackvoll.

Die sechs Leibstandarten und Fahnen der Leibgarde zeigten verschiedene Sinnbilder, die sich auf das bevorstehende Unternehmen bezogen; die erste einen feuerspeienden Berg mit der Umschrift: innata virtute (durch innewohnende Kraft); die zweite einen Adler, der ein Kreuz und ein Schwert in den Klauen hält, mit der Aufschrift: Christo duce prospera bella (unter Christi Führung gedeiht der Krieg); die dritte das Kurscepter mit von ihm ausgehenden Blitzstrahlen und der Sinnschrift: hostes terret sed fulcit amicos (er schreckt die Feinde und stützt die Freunde); die vierte einen halben Mond, mit der Schrift:

minuent tibi nubila lumen (die Wolken werden dein Licht mindern); die fünfte eine Fackel, welche den türkischen Bund anzündet, mit den Worten: non est jucundior ignis (es giebt kein schöneres Feuer); die sechste eine Hand, welche um den Säbel einen Zirkel zieht, mit der Inschrift: Justissimus arma secundet (der Allgerechte segne die Waffen).

Ueber diese Truppen hielt Friedrich Wilhelm in der Nähe der ebengenannten Stadt Heerschau. Darauf fand eine Bewirthung der Offiziere und Soldaten im Lager statt, während die Stabsoffiziere an der kurfürstlichen Tafel speisten.



Des Großen Kurfürsten letzte Heerschau.

Nach aufgehobener Tafel richtete der Kurfürst an die Offiziere folgende eindringliche Worte: „Ich habe euch ausgewählt, um euch den unter Gottes Beistand erworbenen Ruhm unserer Waffen zum Dienste des Kaisers gegen den Erbfeind anzuvertrauen. Der Kaiser wußte, daß diese Waffen ohne eitlen Ruhm einen guten Namen und Ruf in der Welt haben. Daher trage ich auch das Vertrauen zu euch, daß ihr nichts thun werdet, was diese beflecken könnte, zumal ich eurer Tapferkeit versichert sein darf und von so vielen schönen und herrlichen Thaten selbst Zeuge war. Wenn ich diesmal auch nicht persönlich bei euch sein werde, so wird doch mein Geist und die Sorge für euch überall euch begleiten."

Des Kurfürsten Hoffnung ward erfüllt, namentlich ernteten die Brandenburger bei der Belagerung von Ofen außerordentlichen Ruhm. Einer Schar von 1000—1500 türkischen Reitern war es gelungen, sich durch zehn kaiserliche Schwadronen durchzuschlagen; da stürmten, geführt von dem tapfern Schöning, vier brandenburgische Escadrons auf sie ein — nicht ein Mann der feindlichen Schar kam mit dem Leben davon. Die Brandenburger waren

es auch, die, so oft die Türken einen Ausfall machten, sich ihnen jederzeit am kräftigsten und erfolgreichsten entgegen warfen; sie waren es, denen bei der Eroberung von Ofen der größte Ruhmesantheil zugesprochen ward. Der verzweifelte Widerstand der Türken währte noch in den Straßen der Stadt fort, so daß es nicht an Greuelscenen fehlte, durch die Erbitterung der eindringenden Truppen des deutschen Heeres hervorgerufen.

Um so erfreulicher ist daher zu lesen, was wir in den Aufzeichnungen des Majors von Bismarck, der an dem Kampfe Theil nahm, über die Haltung der Brandenburger finden. Er schreibt unter Anderm: „Es wurde Alles niedergehauen, gestochen oder geschossen. Es gab Flecke, wo mir das Blut bis an die Knöchel ging, und habe ich mein Lebetag solche Haufen von Leichen nicht gesehen. Alles mußte über die Klinge springen .. Ich lobe unsere Brandenburger, sie waren die Einzigen, so noch auf ihre Offiziere hörten; wir hinderten sie nicht, die Beute zu machen, die ihnen rechtmäßig zukam, aber wir hinderten sie, den alten Ruhm kurbrandenburgischer Waffen durch Greuel zu beflecken. Am schlimmsten hausten die Völker aus dem Reich. Beim Sturm waren sie die letzten gewesen, bei der Schändung und Ermordung der Weiber die ersten. Wahrlich, so ein brandenburgischer Musketier kam mir an jenem Tage viel edler und vornehmer vor, als mancher Leutnant aus dem Reich."



Generalleutnant von Schöning,
Befehlshaber der Brandenburger bei Ofen.

Selbst den Türken nöthigte die Tapferkeit der Brandenburger Achtung ab, und lange ward unter ihnen noch erzählt von den kühnen „brandenburgischen Feuermännern". — „Er steht wie ein Brandenburger!" ist ein türkisches Sprüchwort geworden.

Der Kaiser richtete an den Kurfürsten ein Dank- und Glückwunschschreiben, worin er sich unter Anderm äußert: „daß nicht allein Dero Generalleutnant von Schöning, seinen sonderbaren Valor und dapffre Conduite rühmlichst erwiesen, sondern auch die übrigen ihm untergebenen Offiziere und gemeinen Soldaten das Ihrige also freudig und unerschrocken praestiret, daß Euer Liebden unsterblicher Nachruhm dadurch nicht wenig ausgebreitet." Dennoch verweigerte er den heimkehrenden Brandenburgern Winterquartiere in Schlesien!

Seinem bisherigen Leben entsprechend, waren die letzten Tage und der Tod des unvergeßlichen Fürsten. Die üblen Nachwirkungen der Beschwerden, die er auf seinen Feldzügen zu ertragen gehabt hatte, machten sich bei seinem zunehmenden Alter immer fühlbarer. Seine Kräfte schwanden wol, nicht aber der Eifer, für seines Volkes Wohl thätig zu sein. Als in der Geheimerathssitzung am 6. April 1688 zu Potsdam gegen ihn die Aeußerung gethan ward, man hoffe zuversichtlich, daß die nahe bessere Jahreszeit ihm Linderung seines Uebels bringen werde, entgegnete er: Er fühle sehr wohl, daß ihm diesmal nichts zu statten kommen werde; der 27. oder 28. April würde sein Sterbetag sein.

Am 25. April (es war am Charfreitag) nahm er mit den Seinigen das Abendmahl. Nach demselben führte er ein ernstes Gespräch über den Text der gehörten Predigt und that unter Anderm die Aeußerung, er erkenne es als des Menschen höchste Pflicht, zu wirken, so lange es Tag sei, ehe die Nacht komme, da Niemand mehr wirken könne. Die zweite Nacht darauf brachte er zum größten Theil schlaflos zu. Am Morgen um 7 Uhr ließ er

sich ankleiden und auf einem Sessel sich in den Rathssaal tragen, wohin der Kurprinz Friedrich und die Geheimen Räthe von ihm beschieden worden waren.

Zuerst wandte er sich dem Kurprinzen zu, dann nach kurzem Schweigen an die Geheimen Räthe, dankte ihnen für die ihm erwiesene Treue und forderte sie auf, in gleicher Treue seinem Sohne und Nachfolger zu dienen. Er fügte hinzu: „Herzlich hätte ich gewünscht, meinen armen Unterthanen noch vor meinem Ende einige Erleichterung zu schaffen; daß ich aber dazu nicht gelangen konnte, ist den bisherigen trübseligen Zeiten und anhaltenden Unruhen, wie ihr selbst am besten wisset, zuzuschreiben.“ — Alle Anwesenden waren bis zu Thränen gerührt. Der Kurprinz gelobte, des Hauses Ruhm zu wahren; Thränen erstickten seine Stimme. Der greise Marschall von Schomburg nahm für die anwesenden Geheimen Räthe das Wort, aber auch er, der sonst so feste Mann, war so tief bewegt, daß er kaum die Versicherung der unwandelbaren Treue gegen das kurfürstliche Haus auszusprechen vermochte. Alle nahmen darauf unter Schluchzen und Thränen Abschied von dem geliebten Herrn.

Obgleich sehr entkräftet, hatte er vorher mit hörbarer Stimme zunächst den Kurprinzen angeredet: „Ich halte gänzlich dafür“, sprach er, „daß dieses wol der letzte Rathstag sein werde, den ich halte, denn die Schwachheiten meines Leibes nehmen überhand, und die Sanduhr meines Lebens wird bald ausgelaufen sein. Durch Gottes Gnade habe ich eine sehr lange und glückliche, aber auch mühevolle, von Unruhen und Kriegen begleitete Regierung geführt. Mein Bestreben war, mein kurfürstliches Haus in Ruf, Flor und Ansehen zu bringen; welche Beschwerden, welche Sorgen mir dies gemacht, welche Trübsal dadurch verursacht, ist bekannt genug. Durch Kriege verwüstet, fand ich die Länder nach meines Vaters Tode im armseligsten Zustande; durch Gottes Hülfe hinterlasse ich das Land in einem weit blühenderen Wohlstande, im Frieden, von Feinden gefürchtet, von Freunden geliebt und geehrt. Ich zweifle nicht, daß auch du, mein Sohn, mein Nachfolger, in denselben Maximen fortfahren wirst, es zu beherrschen; vor allen Dingen Gott vor Augen zu haben! Vergiß nicht, die bei einer solchen Verwaltung nöthige Vorsicht nie aus den Augen zu lassen; mit den Waffen in der Hand sei jederzeit bereit, aber nur um des Landes Sicherheit und das erlangte Ansehen deines Hauses zu bewahren. Indem du dich der Hülfe treuer Räthe bedienst — nicht auf Die hörst, welche ungerechte Rathschläge geben — wirst du deinen Unterthanen beweisen, daß du sie liebst. Mit allem Fleiße sei darauf bedacht, den Ruhm, welchen ich dir als ein Erbtheil hinterlasse, zu bewahren und zu vermehren. Einige Regeln, wie du deine Staaten regieren sollst, habe ich schriftlich abgefaßt und übergebe sie dir hiermit; ich hoffe, durch sie wirst du auf eine nützliche und gute Art davon unterrichtet werden.“ — Des unter der Einwirkung Dorothea's aufgesetzten Testaments gedachte der Kurfürst nicht, er wies vielmehr den Kurprinzen auf dasjenige Vermächtniß, das von ihm früher eigenhändig niedergeschrieben worden war.



Graf Otto von Schwerin, Minister und Vertrauter des Großen Kurfürsten. Zeichnung von L. Burger.

Nun verlangte der Kurfürst die Vorlegung einiger dringlichen Sachen, betheiligte sich an der Verhandlung über dieselben mit Ruhe und Klarheit und ließ sich erst, als dieselben

ihre Erledigung gefunden hatten, auf sein Zimmer zurücktragen. Dann ertheilte er in einer geheimen Unterredung dem Kurprinzen, der ihm gefolgt war, noch mancherlei Rathschläge. Am Nachmittage gab er den Dienern, die bisher in der Krankheit bei ihm die Aufwartung gehabt hatten, reichliche Geschenke. Zu seiner Gemahlin, die weinend an seinem Lager saß, sagte er: „Wie nun, liebste Gemahlin! ich bitte, fasset Euch ein wenig! es muß doch einmal geschieden sein und Eins dem Andern vorangehen. Für mich habe ich genug gelebt und von meinem Gott unzählige Wohlthaten empfangen. Wäre es denn nicht billig, daß ich Demjenigen die Seele wiedergebe, von dem ich sie erhalten? Ich bin bereit, dies sterbliche Leben nach meines Gottes Willen zu beschließen, zurück werde ich nicht kommen, aber seid versichert, daß wir uns dermaleinst in der frohen Ewigkeit gewiß wiederum vereinigen werden."

Er ertheilte nun den Seinigen, die an seinem Lager niedergekniet waren, den Segen, ermahnte sie, in der Erkenntniß der Wahrheit und des Evangeliums treu zu beharren, und bekräftigte ein Gebet, das der Hofprediger hier anschloß, mit einem lauten Amen. Dann sagte er zum Kurprinzen: Ich habe noch andere, aus Nächstenliebe aufgenommene Kinder, die mir aber so theuer sind, als wären sie meine eigenen; ich meine die um ihres Glaubens willen aus Frankreich Vertriebenen, welchen ich in meinen Staaten eine gesicherte Aufnahme gewährt habe; verlaßt sie nicht!" — Nun wollten die Seinigen ihn küssen, doch ließ er dies erst geschehen, nachdem ihm von seinem Angesichte der Todesschweiß abgetrocknet worden war. Die Schmerzen der Krankheit steigerten sich fortwährend; er ertrug sie mit wahrhaftem Christenmuthe. „Auch nicht die geringste Ungeduld zeigte der Kurfürst in seiner Krankheit", berichtete Schwerin, „er bewies dagegen eine seltene Langmuth und Ergebung.

Hellen Angesichts empfing er am Morgen den zu ihm eintretenden Hofprediger mit den Worten David's: „Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde!" Nun könne er, fügte er nach einer Pause hinzu, auf den Grund seines Glaubens bauen — er habe dessen Wirkungen empfunden!

Eine Ohnmacht kam über ihn. Als er erwachte, verlangte er seine Gemahlin, seine Kinder und seine Enkel noch einmal zu sehen. Nachdem er sie zum zweiten Male gesegnet hatte, sank er in einen kurzen Schlaf. Als er die Augen wieder aufschlug, antwortete er auf die Frage, ob er sich erquickt fühle: „Christus ist mein, und ich bin sein!"

Der Augenblick seines Scheidens war gekommen. Es war gegen 9 Uhr Morgens am 29. April 1688, im neunundsechzigsten Jahre seines Lebens, im neunundvierzigsten seiner glorreichen Regierung. Er faltete seine Hände, sprach vernehmlich die Worte: „ich weiß, daß mein Erlöser lebt", wandte sein Haupt zur Seite und verschied sanft.

Er hatte angeordnet, im alten Dom neben seiner ersten Gemahlin Luise beigesetzt zu werden. Von seinem Nachfolger Friedrich III. wurden die umfassendsten Anordnungen zu einem würdigen Leichenbegängniß getroffen. Während der Ausführungen ruhte der einbalsamirte Körper des Verstorbenen, der in feierlichem Zuge von Potsdam nach Berlin gebracht worden war, in einem mit schwarzem Sammet überzogenen Sarge in der Schloßkapelle. Rings um den Sarg standen silberne Armleuchter mit brennenden Kerzen, darüber wölbte sich ein Baldachin; Offiziere, hohe Beamte und Kammerjunker hielten abwechselnd Tag und Nacht Leichenwacht. Erst am 22. September fand die Beisetzung statt, nachdem Tags zuvor der Verstorbene in einen metallenen Sarg gelegt worden war. Acht mit schwarzem Sammet behangene Pferde, von hohen Offizieren am Zügel geführt, zogen den Leichenwagen. Den Baldachin trugen zwölf Landräthe, die Zipfel des Leichentuches vier Grafen. Nachdem der Sarg vor dem Altar aufgestellt worden war, hielt der Hofprediger Stoschius die Leichenpredigt. Den danach unter Absingen eines geistlichen Liedes stattfindenden feierlichen Akt der Beisetzung verkündete der Bevölkerung der dreimal erfolgende Donner aus hundert Kanonen und aus den Gewehren sämmtlicher Regimenter.

———————



Leichenbegängniß des Großen Kurfürsten. Nach H. Lüders.

Nachwort.

Durch Friedrich Wilhelm's großartiges Schalten und Walten wurden die Blicke seiner Zeitgenossen zuerst auf den von ihm hochgehobenen Staat gelenkt. Durch die Tüchtigkeit seiner Armee und die straffe Organisation seines Staates wußte er diesem das Ansehen zu verleihen, das ihm der Umfang seiner Lande nicht verschaffen konnte. Dadurch wurde die protestantische Vormacht freilich zu einer Bedrohung der Stellung Oesterreichs, welches glaubte, schon im Interesse der eigenen Zukunft an der Geltung als maßgebender Reichsvorstand festhalten zu müssen und die höchste Würde, die des Reichsoberhauptes, in der Familie der Habsburger auch für die Folgezeit vererben zu lassen, trotz aller damit verbundenen Opfer und Beunruhigungen. — Der von seinen Nachfolgern weiterhin gekräftigte und gefestigte norddeutsche Staat galt seitdem allerorten als eine Zufluchtsstätte, als ein Bollwerk der Duldsamkeit und des Protestantismus. Kein Denkender kann über die Bedeutung dieser feststehenden Thatsache im Zweifel sein. Mit der religiösen Freiheit wächst oder sinkt jede andere Freiheit im Volke; ihr Bestehen sichert die Entfaltung aller anderen geistigen Kräfte und die damit zusammenhängende Erringung äußerer Güter und äußeren Ansehens. Wol mag es ja vorkommen, daß die Verkümmerung oder Unterdrückung der religiösen Freiheit eine Zeit lang durch Förderung und infolge des Gedeihens der materiellen Interessen erträglich erscheint — aber doch nur ganz kurze Zeit, wie das Beispiel der Engländer zur Zeit des Todes des Großen Kurfürsten darthut. Ueberwuchert aber die Fürsorge für die materielle Wohlfahrt die Pflege der geistigen Güter, so ist damit immer der Niedergang desjenigen Volkes verbunden, das sich die Freiheit des Geistes und des Gewissens hat entwinden lassen. Dem Verluste der Freiheit folgt unabwendbar der innere Verfall — die Weltgeschichte zeigt uns erschütternde Beispiele — sowie schließlich der völlige Sturz.

Dem unbefangenen Fürsten verdankt es die protestantische Welt, daß für die reformirte Kirche neben der lutherischen und katholischen durch den Westfälischen Frieden die Gleichberechtigung ausgesprochen wurde. Aber mehr noch. Wie die katholische Kirche es mit Zusicherung der Glaubensfreiheit für andere christliche Kirchen in Wirklichkeit hielt, zeigt die Geschichte leider an zu vielen Orten. Der Westfälische Friede ward von den Feinden der evangelischen Freiheit nur als ein Waffenstillstand angesehen, den die erschöpfte katholische Vormacht mit dem verschwiegen gehaltenen Vorbehalt eingegangen war, den heimlichen und offenen Kampf je nach Zeit und Gelegenheit fortzusetzen, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Darf es denn vergessen werden, daß der Westfälische Friede vom päpstlichen Stuhle nicht anerkannt wurde? Rom hatte sein Verlangen, die ganze christliche Welt zu beherrschen, keineswegs aufgegeben, und in Deutschland war das habsburgische Kaisergeschlecht sein erklärter Bannerträger geworden. Wahrlich, übel wäre es um die deutschen Protestanten bestellt gewesen, wenn sie nicht in Friedrich Wilhelm einen unausgesetzt wachsamen Schützer und Vorkämpfer ihrer Sache gehabt hätten. Wie um den Kaiser die deutschen Katholiken, so scharten sich um ihn die deutschen Protestanten, sofern sie nicht in ein papiernes Papstthum sich hinein geeifert hatten — dem, hätte nicht die reformirte Kirche für die gemeinsamen Errungenschaften der Reformation unermüdlich fortgekämpft, von dem leibhaftigen Papstthum wol ein schnelles Ende bereitet worden wäre! —

Evangelischer Geist und evangelisches Leben, deren Hauptkennzeichen Duldung gegen Andersglaubende ist, war für den Staat des Großen Kurfürsten der Lebensodem, der die bisher lose zusammenhängenden Theile desselben durchzog und sie zu innerer Einheit verband. Der Inhalt des Satzes: „Ich werde meine Regierung so führen, daß man weiß, sie sei nicht meine Privatangelegenheit, sondern die Sache meines Volkes", den Friedrich Wilhelm seinen Söhnen in die Feder diktirte, bekundet die wahrhaft evangelische Auffassung, die er von dem Fürstenamte hatte. Und wie er vom ersten bis zum letzten Tage seines Lebens in diesem Geiste zu wirken strebte — dies leuchtet aus seinen Worten und Thaten hervor. Er war es, der dem brandenburg-preußischen Staate den granitenen Unterbau gab, auf dem unter seinem Nachfolger der preußische Königsstaat und in neuester Zeit der deutsche Kaiserstaat sich aufbaute. — So lange die deutsche Nation besteht, so lange wird auch der Name dieses Fürsten fortleben, und sein Ruhmesglanz um so heller strahlen, je mehr erkannt werden wird, daß er einer der Helden war, die dem erhabenen Beruf nachgekommen sind, ihre Zeitgenossen sowol als auch die folgenden Geschlechter aus der Nacht dem Lichte zuzuführen.

„Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch."



Rückblick

auf Brandenburgs Entwicklung unter den Hohenzollern'schen Kurfürsten.

Die Regierung der elf Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern nimmt einen Zeitraum von 273 Jahren ein (1415—1688).

Lassen wir die hauptsächlichsten Vorkommnisse dieses Zeitraums in aller Kürze vor uns vorübergehen.

Brandenburg war durch Mißregierung der bayerischen Markgrafen (1323—1373) sowie der Luxemburger (1373—1415) zum kränksten Gliede des deutschen Reichskörpers herabgesunken; es war seiner Auflösung nahe, so elend, „daß es Niemand hat haben mögen.“ — Da erschien als Retter aus dem Elende

Kurfürst Friedrich I. (1415—1440).

1415. Friedrich VI., Burggraf von Nürnberg (seit vier Jahren Statthalter in der Mark Brandenburg, in welcher Zeit er den aufständischen Adel niederwarf), erhält vom Kaiser Sigismund das Land nebst der Kur- und Erzkämmererwürde; vereinigt die fränkische Burggrafschaft, welche in die Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth zerfällt, mit dem Kurfürstenthum.
1417. Belehnung in Konstanz.
1418. Friedrich wird Reichshauptmann.
1419—1427. Streitigkeiten mit Pommern und Mecklenburg.
1420. Eroberung einiger Theile der Uckermark.
1425. Eroberung einiger Theile der Priegnitz.
1427. Friedrich wird Lehnsherr über Mecklenburg-Stargard.
1432. Die Hussiten vor Bernau.
1436. Den Hussiten werden durch Friedrich's Vermittlung billige Forderungen zugestanden.
1438. Krieg gegen die Herzöge von Mecklenburg.

Friedrich II., der Eiserne (1440—1470).

Die fränkischen Stammlande regiert sein Bruder Albrecht.
1442. Friedrich II. wird die Erbfolge über Mecklenburg zugesichert.
1442—1448. Erbauung der Burg zu Cöln an der Spree.
1443. Stiftung des Schwanenordens.
1448. Bricht die Selbständigkeit v. Berlin-Cöln.
1449. Mittels Vergleichs entsagt der Erzbischof von Magdeburg der Lehnshoheit über die Altmark.
1454. Friedrich erwirbt für 40,000 Gulden die Neumark als Pfand von dem Deutschen Orden. (Siehe 1517.)
1462. Er erwirbt als böhmisches Lehen die Herrschaften Kottbus, Peitz und Teupitz und erhält die Anwartschaft auf Beeskow und Storkow. (Siehe 1575).
1469. Pommern leistet Erbhuldigung.

Albrecht Achilles (1470—1486).

Wiedervereinigung aller Besitzungen seines Hauses.
1470—1479. Kämpfe mit Pommern-Wolgast.
1472. Vergleich zu Prenzlau. Verzichtleistung auf Pommern-Stettin, dagegen Zusicherung der Erbfolge über ganz Pommern und Anfall von Löcknitz und Vierraden.
1473. Feststellung der Hausordnung.
1482. Vergleich zu Kamenz. Albrecht erhält als Pfand Krossen, Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg. (Siehe 1537.)

Johann Cicero (1486—1499).

Die fränkischen Besitzungen fallen an seine jüngeren Brüder.
1488. Er legt zur Tilgung der Landesschulden eine Abgabe auf das Bier (Bierziese).
1490. Kauf der Herrschaft Zossen.

Joachim I., Nestor (1499—1535).

Einschreiten gegen den räuberischen Adel.
1506. Gründung der Universität zu Frankfurt a. O.
1516. Gründung des Kammergerichts.
1517. Die Neumark kommt völlig an Brandenburg. (Siehe 1454.)
1524. Die Grafschaft Ruppin fällt an Brandenburg und wird mit der Mittelmark vereinigt.
1529. Vertrag von Grimnitz. Der Kaiser ertheilt die Mitbelehnung über Pommern.

Joachim II., Hektor (1535—1571).

Markgraf Johann in der Neumark.
1537. Erbverbrüderung mit Friedrich II., dem Herzoge von Liegnitz, Brieg und Wohlau.
1537. Krossen fällt ganz an Brandenburg. (Siehe 1482.)
1539. Uebertritt zum evangelischen Glaubensbekenntniß.
1569. Joachim erlangt von Polen die Mitbelehnung über das Herzogthum Preußen.

Johann Georg (1571—1598).

1574. Gründung des Berliner Gymnasiums zum Grauen Kloster.
1575. Erwerbung von Beeskow und Storkow.

Joachim Friedrich (1598—1608).

1598. Hausvertrag zu Gera.
1603. Es fallen ihm als Erbschaft zu: Ansbach, Bayreuth und Jägerndorf.
Jägerndorf erhält Johann Georg, der zweite Sohn des Kurfürsten.
1605. Uebernahme der vormundschaftlichen Regierung über den kranken Herzog Albrecht Friedrich von Preußen. (S. 1569 u. 1618.)
1605. Verbesserung der Staatsverwaltung durch Einführung des Geheimen Staatsraths.

Johann Sigismund (1608—1619).

1609. Er übernimmt die vormundschaftliche Regierung über seinen kranken Schwiegervater, den Herzog Albrecht Friedrich von Preußen.
1609. Nimmt bei dem Tode des Herzogs Wilhelm von Kleve vorläufig Besitz von dem Lande.
1613. Nimmt das reformirte Glaubensbekenntniß an.
1614. Vergleich von Xanten. Brandenburg erhält Kleve, Mark und Ravensberg.
1618. Johann Sigismund empfängt nach dem Tode Albrecht's von Brandenburg das Herzogthum Preußen als polnisches Lehen.

Georg Wilhelm (1619—1640).

1619. Neutrales Verhalten Brandenburgs bei Beginn des Dreißigjährigen Krieges.
1625—1629. Ganz Norddeutschland durch Tilly und Wallenstein dem Kaiser unterworfen.
1630—1635. Gustav Adolf's Landung 1630.
Schwedens Uebergewicht in Deutschland.
Fall von Magdeburg 1631.
Brandenburg verbündet mit Schweden 1631.
Gustav Adolf's Tod bei Lützen 1632.
Wallenstein's Ermordung zu Eger 1634.
Friede zwischen Sachsen und dem Kaiser zu Prag 1635; Beitritt Brandenburgs zu demselben.
1635—1643. Schwedisch-französische Periode des Dreißigjährigen Krieges.
1637. Tod Bogislav's XIV., des letzten Herzogs von Pommern.
Pommern wird von Schweden besetzt gehalten.

Friedrich Wilhelm (1640—1688).

1640. Regierungsantritt des Großen Kurfürsten.
1643. Beginn der Friedensverhandlungen zu Münster und zu Osnabrück.
1648. Abschluß des Westfälischen Friedens.
Vorpommern gelangt an Schweden, Hinterpommern an Brandenburg.
Die Stifter Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kamin fallen an Brandenburg.
1655—1660. Schwedisch-polnischer Krieg.
Schlacht von Warschau 1656.
Durch den Vertrag von Wehlau 1657 erlangt der Kurfürst die Souveränetät des Herzogthums Preußen.
Friede von Oliva. Bestätigung dess. 1660.
1672—1679. Krieg gegen Frankreich u. Schweden.
Friede von Vossem 1673.
Die Franzosen in den westl. Besitzungen des Kurfürsten. Einfall der Schweden in die Marken.
Ueberfall von Rathenow, 15. Juni 1675.
Schlacht bei Fehrbellin, 18. Juni 1675.
Einnahme von Stettin.
Eroberung von Schwedisch-Pommern und Rügen 1678.
Winterfeldzug über das Frische Haff 1679.
1675. Erlöschen des schlesischen herzogl. Hauses von Liegnitz-Brieg-Wohlau.
(Der Kaiser zog Schlesien ein und entschädigte Brandenburg durch den Schwiebuser Kreis 1686.)
1679. Frieden zu St. Germain en Laye, 29. Juni.
1681. Errichtung des Forts Friedrichsburg an der westafrikanischen Küste.
Besetzung der Stadt Halle.
1685. Einwanderung der flüchtigen Hugenotten in die Mark.
1688. Tod des Großen Kurfürsten.

Der Besitzstand des Landes war während der Regierung der ersten zehn Kurfürsten von 536 □M. auf 1472 □M., also fast um das Dreifache gestiegen, und durch den Großen Kurfürsten auf 2013 □M. gebracht worden.

Ende des ersten Bandes.

14





